



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

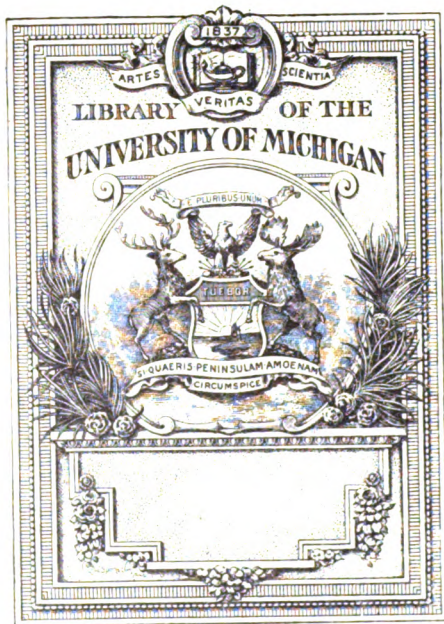
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 1,037,217



830.6

P99

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Neunundachtzigster Band.

Juli bis September 1897.



Berlin

Verlag von Georg Stilke.

1897.

Inhaltsverzeichnis

des

89. Bandes der „Preussischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
Adam, Karl, Stände und Berufe in Preußen gegenüber der nationalen Erhebung des Jahres 1848 I	285
Cartellieri, Alexander, Besprechung von Ottomar Lorenz, die materialistische Geschichtsauffassung	543
Cauer, Paul, Zwei neue Homer-Übersetzungen	367
— — — Besprechung von A. G. Schönbach, Ueber Lesen und Bildung	541
— — — Besprechung von A. Pernice, Kultur und Schule	371
Delbrück, Berthold, Besprechung von C. Weichardt, Pompeji vor der Zerstörung	360
Delbrück, Hans, Wachsender Wohlstand	550
Drems, Arthur, die Aufgabe und Bedeutung der Metaphysik in unserer Zeit	396
F. v. S., Der Satiriker Lowell	133
Frauenstädt, Paul, Bettel- und Vagabundenwesen in Schlessen vom 16. bis 18. Jahrhundert	488
Harnad, Otto, Besprechung von Sir Joseph Crowe, Lebenserinnerungen eines Journalisten	357
Heinemann, Ernst, Russische Anleihepolitik	126
v. Hoensbroech, Graf Paul, Das kirchliche Bücherverbot	385
Hüpeden, Besprechung von Arthur Sperling, Medizinische Streiflichter	145
Lamprecht, Karl, Erklärung	348
Münch, Wilhelm, Psychologie der Mode	1
Reumann, Carl, Besprechung von W. v. Dettingen, Daniel Chodowiecki	152
— — — Besprechung von W. v. Seidlitz, Die Entwicklung der modernen Malerei	155
— — — Besprechung von A. v. Larisch, Der „Schönheitsfehler“ des Weibes	156
— — — Besprechung von Adolf Philippi, Die Kunst der Renaissance in Italien	157
Duden, Hermann, Zur Quellenanalyse modernster deutscher Geschichtsschreibung	83
— — — Antwort	353
D. S., Eva	358
Paulsen, Friedrich, Die deutschen Universitäten und die Volksbildung	45
— — — Besprechung von Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus	139
Rohrbach, Paul, Aus Luran und Armenien I 53, II 256, III	431
Sandvoß, Franz, Weiteres zur deutschen Volkskunde	142
Schiemann, Th., Besprechung von Baron G. Heyking, Aus Polens und Rurlands letzten Tagen	374
Schmidt, Immanuel, Robert Burns' Dichtungen	223

	Seite
Schmidt, F., J. Thomas Carlyle	418
Schneider, Dr. Karl Camillo, Bau und Entstehung der Korallenriffe	510
Simson, Paul, Stanislaus Hofius	326
Sperling, Arthur, Zur Abwehr	545
Vorländer, Karl, Christliche Gedanken eines heidnischen Philosophen	193
Walbhecker, Paul, Landeskulturbehörden	525
W. G., Zur Flottenfrage	470
v. Weinrich, Alfred, Ein Heilmittel für unsere Strafrechtspflege	27
Ein Rheinischer Industrieller, Die Aera der wirthschaftlichen Kartelle	309

Besprochene Werke.

Bücher, Karl, Arbeit und Rhythmus	139
Crowe, Sir Joseph, Lebenserinnerungen eines Journalisten	357
Drosihn, Friedrich, Deutsche Kinderreime und Verwandtes	142
Dühr, August, Homers Ilias in niederdeutscher poetischer Uebertragung	367
v. Heyling, Baron Heinrich, Aus Polens und Kurlands letzten Tagen	374
Lamprecht, Karl, Deutsche Geschichte 5. Band	82
v. Parisch, R., Der „Schönheitsfehler“ des Weibes	156
Lorenz, Ottomar, Die materialistische Geschichtsauffassung	543
v. Dettlingen, W., Daniel Chodowiecki	152
Philippi, Adolf, Die Kunst der Renaissance in Italien	157
v. Schelling, Hermann, Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen	367
Schönbach, Anton, G., Ueber Lesen und Bildung	541
v. Seidlitz, W., Die Entwicklung der modernen Materie	155
Siegfried, R., Vom Atheismus zum Anarchismus	45
Sperling, Arthur, Medizinische Streiflichter	145
Reichardt, G., Pompeji vor der Zerstörung	360
Wernicke, Alex., Kultur und Schule	371

Politische Korrespondenz.

Glossen zur Kultusdebatte im Preussischen Abgeordnetenhanse (Graf Paul v. Hoensbroech)	159
Der parlamentarische Konflikt in Oesterreich (*)	174
Herr v. Stumm, Ein Ministerium Miquel mit Fülse des Bimetallismus und des Zentrums (D)	181
Der Bund der Landwirthe. Ablehnung des Vereinsgesetzes. (D)	377
Konservative und Sozialdemokratie (v. S.)	554
Erasez l'infame! (Kobbe)	559

Psychologie der Mode.

Von

Wilhelm Münch.

Ist sie es auch werth, diese seelenlose Tyrannin der zivilisirten Menschenwelt, daß man ihr eine ernste Betrachtung widme? Ist nicht längst unnöthig viel gegen sie deklamirt, gespottet, geklagt oder bewiesen worden, unnöthig, weil ganz wirkungslos? Allerdings, wenn man sich einbilden wollte, durch Erörterung, durch Vorstellungen oder Beweise, durch Ernst oder Ironie auf die wirkliche Welt der Mode einen Einfluß zu üben, überwindend, korrigirend, veredelnd einzuwirken, dann müßte man nach aller Erfahrung enttäuscht werden. Aber man kann ja auch betrachten aus Freude an der Betrachtung, sich klar werden wollen, um sich klar zu sein, und nicht bloß über die Zeder auf dem Libanon, sondern auch über den Jasp, der an der Wand wächst, über das an sich Geringzuschätzende wie über das hochragend Werthvolle, über die Thorheit als Negativbild der Weisheit. Es kommt eben doch immer etwas dabei heraus zur Kenntniß der uns interessantesten Gattung von Wesen, nämlich unserer eigenen. Und im Grunde ist dem Verständniß des Thörichten nachzugehen fast interessanter als demjenigen der Weisheit. Jedenfalls braucht es nicht langweiliger zu sein.

Also, wir fassen unsere Aufgabe an, wie der Klosterbruder die seinige im Nathan, der den Ritter „nur so ergründen“ will. Auch wir wollen den Sinn der großen Dame, Frau Mode, nur so ergründen. Mag denn an ihrer Statt der Leser mit dem Ritter sprechen: ich will doch sehn, was der ergründet!

Eine große Dame eben ist es doch. Und sie hat noch zwei Schwestern. Zusammen üben diese drei eine ungeheurere Herrschaft aus innerhalb der dichten Gesellschaft der Kulturmenschen, nämlich die Schwestern Fama, Phrase und Mode. Gemeinjam ist ihnen die unsichere Herkunft, eine Art von vaterlosem Dasein, die Leichtigkeit, mit der sie ihr Netz weithin spinnen, und die Stärke ihrer Wirkung bei aller Kraft- und Werthlosigkeit ihres Wesens und vielleicht auch trotz aller ehrlichen Bravheit derer, die sie sich unterwerfen. Es sind hohle, unpersönliche Mächte, aber sie führen ein dreistes Regiment. Am stolzesten tritt die Mode auf, während die Fama ihrerseits doch ein wenig verschämt thut und die Phrase sich mehr um die wirkliche Wahrheit herumrannt, als daß sie recht selbständig in die Welt hinausschwebte.

Die Mode: ist das gleichbedeutend mit Kleidermode? Eigentlich ganz und gar nicht. Das Reich dieser Göttin ist außerordentlich viel ausgebehnter, es giebt nicht viele Gebiete menschlichen Kulturlebens, die sich ihr ganz entzögen. Mit der Kleidung ist es Schmuck, ist es Haltung und Bewegung des Körpers, ist es die Ausstattung, mit der wir uns umgeben, einschließlich des lebenden Inventars von Hunden und anderer Genossenschaft, das Geräth, das wir gebrauchen, die Häuser, in denen wir wohnen; auch was in der Kunst Stil heißt, ist in einem gewissen Sinne ja doch eine Art von Mode in großen Verhältnissen, von edler Tendenz und vornehmer Regelung, und jedenfalls kann es zur Mode werden, den oder jenen Stil zu bevorzugen. Es sind ferner die Formen, die Formeln und Floskeln, in welchen wir mit einander verkehren und wobei wir diejenigen unserer Großeltern immer sehr belachen, um mit den unfrigen über zwei Generationen ebenso belacht zu werden; es sind die sprachlichen Ausdrücke, in die wir unsere Gefühle kleiden; die Unterhaltungen, die wir suchen, die Vergnügungen, an denen wir uns ergößen; was wir bewundern, und wen wir bewundern, was uns anregt, uns empfänglich findet: das alles unterliegt in einem beträchtlichen Maße der Mode, die dann vielleicht in Gestalt epidemischer Schwärmerei auftritt, für einen Sänger z. B., oder einen Komponisten oder einen Kanzelredner oder eine Romandichterin. Daß auch die Würdigung des Naturschönen, ebenso wie die des Kunstschönen, dem Wechsel und der Mode unterliegt, ist augenscheinlich, z. B. bei der Körperschönheit der Menschen: im 18. Jahrhundert sind offenbar weiche, zerfließende Gesichtslinien, zierliche Köpfschen, möglichst hohe Stirn bei möglichst winzigem

Munde ein Ideal gewesen, überhaupt aber quellende, weiche, zierlich sich rundende Formen, und in der Hochschätzung einer möglichen Wespentaille haben wir noch etwas von dem Kostkostgeschmack in Beziehung auf menschliche Körperschönheit übrig. Die Gleichgültigkeit gegen die natürliche Farbe des menschlichen Angesichts und Haupthaars ist ein anderer Zug aus der praktischen Aesthetik jener Zeit, was Alles in diesem Augenblick nicht weiter verfolgt werden soll. Aber selbst solche Gebiete, die dem Regiment der Mode anscheinend selbstverständlich entrückt sein müßten, werden davon betroffen, und selbst in den Heilmitteln, durch die wir uns von Krankheit zu erlösen oder vor dem Tode zu hüten suchen, in Arzneien, Kuren und Theorien folgt ganz sichtlich (und die offenerherzigen älteren Mediziner verhehlen das sich selbst und auch der Welt nicht) eine Mode der andern; und wenn die Aerzte nicht der allgemein menschlichen Neigung zur Veränderung der allgemeinen Gepflogenheiten folgen wollen, so werden sie von den unruhigen Patienten und Patientinnen dazu genöthigt. Ein Modebad ist nicht nur ein solches Bad, in welchem die elegante, die die Mode tragende Gesellschaft sich zusammenfindet, sondern auch ein solches, an dessen Heilkraft man zur Zeit besonders glaubt, ein Glaube, der in den meisten Fällen nach einiger Zeit wieder weichen wird, um sich anderswohin zu übertragen.

Was ist also Mode, was ist sie in allen diesen Erscheinungsformen? Uebereinstimmung vieler mit einander Lebender und gemeinsamer Wechsel von Zeit zu Zeit, ohne daß ein bestimmender Wille da wäre, ein grundsätzlicher Weg, ein Ziel der Bewegung. Von Mode wird deshalb weit weniger die Rede sein auf dem Gebiet des Denkens, das nicht ohne Zusammenhang ist und nicht ohne Bewußtheit (obwohl doch auch die herrschenden Weltanschauungen einem Wechsel unterliegen, der an Mode einigermaßen erinnern mag), oder auf dem Gebiet des eigentlichen Wollens, dem ja das Ziel nicht fehlen kann und auch nicht das persönlich Eigene, als auf dem Gebiet des Fühlens, und zwar wiederum nicht des innersten persönlichen Fühlens, sondern des mehr äußeren und oberflächlichen, auf dem der schwächeren Regungen, und ferner nicht sowohl auf dem Gebiet des eigentlichen, praktischen oder ethischen Handelns, sondern mehr des bloß symbolischen oder formalen Handelns, der halbäußern Bewegung, der Selbstdarstellung der Personen.

Und überall walten da die elementaren Gesetze des menschlichen Gemeinschaftslebens. Denn der Einzelne ist nimmermehr,

so selbständig, so sicher in seinem eigenen Wesen gefestigt er sich auch fühlen mag, so deutlich der Gesamtheit gegenüber zu stehen er sich bewußt ist, er ist nimmermehr wirklich ganz selbständig mit seinem Leben; sein Denken, Wollen und Fühlen fließt zu einem großen Theile mit dem der Gemeinschaft zusammen, ist in einem hohen Maße nichts als Theilhaben an dem Leben der Gemeinschaft. Schauen wir die einzelne empordringende Welle der bewegten Wasseroberfläche an, wie sie zu einem Etwas zu werden scheint und doch nur im Zusammenhange mit der gesammten Wasseroberfläche und -menge da ist und auch im nächsten Augenblicke wieder in diese zertrinnt, so fühlen wir zwar unser eigenes individuelles Leben durch eine unendliche Kluft von diesem Sekundendasein oder Halbdasein der Welle unterschieden, aber so ganz unähnlich ist das Verhältniß doch nicht, das Verhältniß auch zwischen unserm Einzel- und Gemeinschaftsleben. Und wenn wir auf das Leben der in größeren Gemeinschaften lebenden Thiere, auf die Schwärme der Zugvögel oder Aehnliches blicken, wie ihrer viele zugleich dieselbe Bewegung machen, von gemeinsamer Regung getrieben, so ist die Aehnlichkeit schon viel größer. Etwas von diesem Heerden- oder Massenleben behalten wir eben auch für uns und in uns, wir werden von gemeinschaftlichen Antrieben in der gleichen Richtung gezogen, eine und dieselbe Strömung geht im Augenblick durch das Innere von Vielen.

Aber wir, die wir eben doch Menschen, und in vollerm oder schwächerem Sinn Kulturmenschen sind, beharren nicht in ewig gleichen, mit jeder Generation sich gleichartig erneuenden Strebungen. Es wandelt sich die Neigung, das Bedürfniß, der Geschmack nicht bloß der Einzelnen für ihre Person, sondern auch der Gesamtheit, nach elementaren Gesetzen. Und diese beiden Antriebe bestimmen eben unser Leben innerhalb der Menschengemeinschaft, der Trieb zur Angleichung und das (unbewußte) Bedürfniß nach Veränderung. Offenbar ist das letztere, obwohl keineswegs etwas Hohes oder ethisch Werthvolles, doch das Menschlichere, gegenüber dem Ersteren, bloß Animalischen. Das Bedürfniß der Veränderung ist noch keineswegs Bürgschaft des Fortschritts, aber es ist eine der natürlichen Grundlagen desselben. Bei dem freilich, was Mode heißt, ist die Veränderung im Ganzen nicht Fortschritt, nicht Entwicklung, nicht wirkliche Vervollkommnung. Wohl glaubt man, und glauben namentlich die echten Priester(innen) der Göttin Mode immer wieder Vervollkommnung, Verbesserung, Verschönerung zu

erblicken; aber das Neue ist ja nur bestimmt, alsbald wieder zu zerrinnen, es bildet keine Stufe zum Aufstieg auf die Höhe, es ist nur Wechsel um des Wechsels willen, es hat nichts zu thun mit Grundsätzen und Zielen, es ist Spiel, nicht Ernst, ist an sich nicht gut und nicht böse, sondern gehört eher jenem Reiche an, das man ehedem zwischen Himmel und Hölle im neutralen „Paradies der Narren“ sich dachte.

Was so von der Mode der Menschen überhaupt gilt, das gilt natürlich auch und ganz besonders für dasjenige Gebiet, an welches man bei dem Worte vor Allem und meist ausschließlich zu denken pflegt, für die Kleidermode. Und wirklich wollen wir uns nicht etwa dauernd in vornehmer, abstrakter Höhe über dieser interessanten Sphäre der Kleidermode bewegen, sondern uns im Folgenden mit ihr ausdrücklich oder doch ganz vorwiegend beschäftigen. Hier ist das Wesen der Mode besonders durchsichtig, hier ist ihre Natur besonders voll entwickelt. So ist es denn auch nirgends bequemer zu sehen, wie jene beiden Triebe oder Bedürfnisse, nach Angleichung einerseits und nach Veränderung andererseits, in der Gemeinschaft wirksam sind. Und natürlich, in besonderer Art und Form; auch nicht sie allein, sondern noch andere, die sich darein mischen, so daß ein interessanter Verlauf entsteht, interessant nicht bloß für die interessirte Modewelt, sondern auch für den zur Seite stehenden psychologischen Beobachter.

Jene Angleichung der vielen Einzelnen an das Ganze kommt nicht einfach durch den sogenannten Nachahmungstrieb zu Stande. Jedenfalls kann man diesen Nachahmungstrieb in einem falschen Lichte sehen. Man denkt dabei doch eben, daß das einzelne Individuum, nachdem ein anderes mit vorbildlicher Eigenart vorausgegangen ist, oder daß viele einzelne Individuen den Reiz empfinden, diese Eigenart auch sich zuzulegen, und daß demzufolge Frau B. eben die Farbe anlege oder den Schnitt des Gewandes oder irgend eine Einzelheit der vielumfassenden Toilette übernehme, wie Frau A. damit aufgetreten ist, oder der junge Herr D. alsbald die Halsbinde oder was sonst suche, in welcher Herr von C. neuerdings einherging, und so weiter mit sich vervielfältigender Nachahmerschar. Dieser Trieb würde noch nicht die Wirkung haben, die Mode wirklich zu verallgemeinern. Ihm steht ja auch das Beharrungsbedürfnis gegenüber, das Viele beherrscht, die Abneigung der Eigenart gegen die Art der Anderen, die Sprödigkeit sich umzumodeln, sei es auch nur seine äußere Erscheinung, in der man

sein persönliches Wesen zum Ausdruck gebracht sieht. In diesem Punkte freilich unterscheiden sich die Nationen sehr, und sehr auch die Geschlechter; und zwar nicht zufällig. Daß es dem Weibe minder schwer fällt, oder vielmehr der Regel nach ganz und gar nicht schwer fällt, seine äußere Erscheinung zum öfteren ganz neu und abweichend zu gestalten, ist Jedem deutlich; nur in höherem oder hohem Alter fühlen viele ein Widerstreben gegen eine derartige Veränderung, und außerdem vereinzelte spröde und weltfeindliche Naturen; im Allgemeinen dagegen bietet ihnen jede neue Art sich darzustellen offenbar keine Genugthuung. *Varium et mutabile semper* zu sein, wird zwar die Frau nicht zugeben, und sie braucht es auch nicht, denn sie ist an innerer Treue nicht schwächer als der Mann. Aber ihr Empfinden ist beweglicher, und sie begehrt nicht in dem Grade wie der Mann Charakter zu sein oder unabhängige Persönlichkeit; ist doch Anlehnung ihre natürliche Bestimmung, und gefallen zu erfreuen eine ihrer ewigen Aufgaben. Und in der That, das Wohlgefallen an der eigenen Person immer wieder neu aufleben zu lassen, das ist ja offenbar eines der (wenn auch unbewußten) Ziele oder eine der wirklichen Wirkungen dieses Wechsels der äußeren Erscheinung, worauf weiterhin noch die Rede kommen muß. Wie vielen Männern aber ist es peinlich, daß ihr Aussehen, daß auch nur die Umrisse ihres Körpers durch eine andersartige neue Tracht verändert werden sollen! Man kann vor dem Spiegel in dem neuen Hute „sich nicht sehen“, wie der Ausdruck lautet, und man geht in einer gewissen ängstlichen Verlegenheit in neugeschnittenen Kleidern zum ersten Male aus, gewärtig der spottenden Blicke der Welt; man fürchtet beinahe, sich seines ganzen inneren Werthes zu begeben, indem man sein Aeußeres solchermaßen umformt, man fürchtet, „nicht mehr derselbige“ auch nach seinem Innern zu sein.

Bei diesem Gefühl, das je nach Großstadt oder Kleinstadt und Land, je nach Landschaften, nach Stand und Beschäftigung natürlich verschieden entwickelt ist, aber im Ganzen bei uns Deutschen sehr verbreitet, spielen also spießbürgerliche und auch geradezu thörichte Regungen sichlich mit. (Wer kennt nicht das verzweifelungsvolle Sträuben gewisser Kinder, wenn sie in einem Kleidungsstück zum ersten Mal über die Straße gehen sollen, in dem sie vor ihren Spielgenossen nicht erscheinen zu können glauben!) Aber im Hintergrunde ist bei den Männern doch auch jenes nicht verächtliche Gefühl des Festhaltenwollens einer erworbenen eigenen

Art und Erscheinungsform. Und vorwiegend ist diese Abneigung, so viel ich übersehe, ein deutscher Zug; Franzosen, Engländer und Andere kleiden sich, soweit sie zu den einigermaßen gebildeten oder besitzenden Ständen gehören, selbstverständlich stets nach der wechselnden Mode, und der Schluß, der hier vielleicht manchem Deutschen nahe liegt, als ob das auf größere Oberflächlichkeit, auf minderen Ernst des Wesens hindeute, wäre sehr verkehrt; wie wollte man dergleichen auch auf eine Nation, wie z. B. die englische, anwenden! Es ist eben den Engländern nur natürlich, daß sie in der Kleidung die allgemeine Form mitmachen, wie die Formen des Gesellschaftslebens bei ihnen überhaupt außerordentlich bestimmte und unbedingt herrschende sind, denen sich zu entziehen kaum Jemandem, und sei er selbst Dichter oder Prinz oder Buchgelehrter, in den Sinn kommt. Bei uns ist es doch auch wieder die Abneigung, sich mit seiner besonderen Person dem Zug des Ganzen hinzugeben; der Mangel größerer nationaler Einheit, die Kleinstaaterei, auch der nach Innen gekehrte Sinn, die Abkehr so Vieler von der äußeren Welt wirken mit. Man hat ja die Fehler seiner Vorzüge. Ausländer der besseren Stände sprechen oft ihr Erstaunen darüber aus, wie schlecht und wie altmodisch sich die deutschen Männer der gleichen Lebenssphäre im Verhältnis zu ihnen zu kleiden pflegen. Daß hierbei auch fehlender Wohlstand namentlich für die Vergangenheit eine Rolle spielt und eine von dieser auch für bessere nationale Zeiten gebliebene Gewöhnung, wird man zugeben. Am wenigsten leicht wird die Angleichung denjenigen Ständen, bei welchen ein selbständiges Geistesleben am stärksten entwickelt ist, was nicht die oberste Gesellschaftsschicht ist und natürlich noch viel weniger die untere; hier in der unteren scheint in der Form der Volks- oder Nationaltrachten geradezu gegen die Mode protestirt zu werden. Doch auf dieses Gebiet gerade werden wir nachher noch einzugehen haben. Wie stark aber jener Widerstand gegen die Angleichungsforderung der Mode sei, im Ganzen trägt diese, trägt die Richtung auf Angleichung doch den Sieg davon: die Macht des Ganzen saugt gleichsam den Widerstand des Einzelnen allmählich auf. Man folgt schließlich, wenn auch bei uns in großer Entfernung, wenn auch halb widerwillig, wenn auch mit allerlei Abzügen, wenn auch verspätet.

Und bei dieser Angleichung wirkt denn doch auch etwas mit, was bis jetzt noch nicht behandelt wurde. Wenn wir, wie schon gesagt, trotz allem immer ein bißchen Heerde bleiben und zahlreiche

Schwenkungen mitmachen, ohne daß unser individueller Wille dabei theilhaftig wäre, ohne daß wir selbst es wären, die urtheilen und empfinden, so ist das Anempfinden offenbar am leichtesten auf dem Gebiete des Geschmacks. In dem, was wir schön oder unschön finden, hängen wir doch überall sehr von Gewöhnung ab, wir verweilen mit Wohlgefallen bei Formen, die im Anfang unser Auge verletzten, wir verlieren den persönlichen Maßstab und messen nur noch mit gemeinem Maß, sehen nur noch mit den Augen der Gesamtheit. Ich will nicht sagen, daß dies gegenüber dem Größten und Besten, gegenüber den Werken edelster Kunst, und daß es bei den Besten so sei — obwohl doch zu Zeiten auch das Allerschönste und Beste in Mißachtung verfallen konnte und auch die Besten sich dann über diesen Standpunkt nicht erhoben.

Um so mehr ist es so mit dem, was alltäglich auf allerlei Gebieten schön heißt. Einfluß hat dabei offenbar auch die Umgebung oder Verwehung, in der es uns gegenübertritt. Die Gewänder neuen Schnitts sehen wir zunächst nur an den vornehmen Leuten, in Verbindung mit tadelloser Reinlichkeit, Anmuth oder doch Freiheit der Bewegung und der Körperhaltung, sorgfältiger Sitte u. s. w., während der veraltende Schnitt sich mehr und mehr mit dem Gegentheil dieser Vorzüge zusammenfindet; und so wird dem Auge die Ausöhnung mit dem zunächst Fremden, Störenden, Unerfreulichen erleichtert.

Aber vielleicht scheint es verkehrt, daß wir zuerst von der Angleichung an eine vorhandene Mode geredet haben, während das Auftauchen der neuen das Erste hätte sein müssen? Die Ordnung wird sich praktisch gleich bleiben; jedenfalls käme es ohne die Angleichung überhaupt nicht zu einer „Mode“. Doch ist es freilich Zeit, daß wir jener anderen Seite uns zuwenden. Knüpfen wir sogleich an das zuletzt Besprochene, an die ästhetische Grundlage, an. So gewiß es ist, daß das Auge des Einzelnen sich mit demjenigen der Gesamtheit gewöhnt, schön zu finden, was ihm ehemals unschön erschien, so tritt doch fast immer über dem Gewohnten auch Ermüdung ein und Bedürfnis einer Anregung durch Neues. Einen Reiz vermag selbst das Allerschönste kaum mehr auszuüben, wenn es ununterbrochen geschaut wird, oder doch wenigstens nur auf die Besten, die Verständlichvollsten. Und auch deren Verständnis des Schönen ist ja nicht erwachsen ohne viel vergleichende Beobachtung des Mannigfaltigen. Das Wohlgefallen der Menge (und zur Menge gehören wir eben alle in einem gewissen Sinne) ist bald

ebenso eigensinnig in Ablehnung des Neuen, Ungewohnten, wie es plötzlich vom Neuen geweckt wird oder dem Neuen entgegenbringt. Bekanntlich ist ja bei Kindern der Reiz des Neuen so stark, daß von ihnen selbst das weit Bessere leicht vergessen und verschmerzt wird gegenüber dem bloß Neuen; und die Menge darf wohl — oder als Menge dürfen wir wohl und werden wir wohl — ein wenig Kinderart bewahren. Jedenfalls bleiben auf dem Gebiete der Mode erstaunlich Viele insofern Kinder, als sie vom Reiz des Neuen als solchen immer wieder unwiderstehlich erfaßt werden; es ist da ein geliebenes Stück Kinderei wirksam. Und sehr hübsch ist es, zu beobachten, wie unbedingt die Menschen dieser kindlicheren Schicht vom Gegenwärtigen beherrscht werden, wie geringschätzig, wie mitleidig sie von einer Mode reden, die (vielleicht seit einem halben Jahre) beseitigt ist, wie das Neue, das Gegenwärtige sie hebt, sie begeistert, und wie ahnungslos sie selbst sind, daß sie es übers Jahr verachten und mit Entrüstung von sich weisen werden. Man glaubt da offenbar an einen steten Fortschritt, und bewegt sich doch nur hin und her, wie der Knabe auf dem Schaukelpferd oder die jungen Jahrmarschgäste im Karoussel. „Ach, das hat man ja gar nicht mehr! Das hatte man wohl früher, aber jetzt —!“ Es ist ja überhaupt eine ungeheure Persönlichkeit, dieses „man“, unsichtbar und allgegenwärtig, unsfaßbar und allgewaltig, nicht bloß in Sachen der Mode, wie denn überhaupt die Mode, obwohl sie der Gegenstand unserer Betrachtung ist, uns doch ganz wesentlich symptomatisch interessiert, sofern in ihr als einem besonders an der Oberfläche liegenden und durchsichtigen Gebiete die Wirkung der Kräfte leichter und deutlicher erkannt wird, die auch mehr in der Tiefe walten.

So ist es auch nur ein Gesetz allgemeiner menschlicher Entwicklung, daß die Veränderungen in dem Gesamtleben bald als allmähliche Verschiebung sich vollziehen und bald als plötzlicher Umschlag oder auch als Rückschlag nach einer verlassenen Seite hin, und, was damit zusammenhängt, daß die Wandlung manchmal durch führende Individuen verursacht wird und manchmal ohne ausgeprägte Führerschaft, nach einem Bedürfnis der Gesamtheit, erfolgt oder zu erfolgen scheint. Wie es aber mit dieser Führerschaft bei der Mode bestellt ist, das ist eine Art von Mysterium und Niemand vermag hier die leitenden Geister (wenn es Geister sind) aufzufinden; man dringt wohl bis an den Heerd, heiße er Paris, London oder Wien, aber die siegreichen Persönlich-

keiten nennt Niemand mit Namen. Wahrscheinlich bedeutet jedes Durchbringen einer neuen Form einen einzelnen Sieg unter vielen mißlingenden Versuchen, und die glückliche Autorschaft mag einmal diesem anerkannten Löwen, ein andermal jener wohlgestalteten Schauspielerin, mag bald dem brütenden Geiste einer Schneiderwerkstätte, (die industrielle Gewinnsucht spielt eben doch auch eine sehr anregende Rolle bei der Mode) oder der schöpferischen Phantasie einer Putzmacherin, bald vielleicht dem erlauchten Prinzen von — sagen wir: Arkadien, oder auch einem unberechenbaren Halbidioten zufallen. Aber, wie gesagt, ihre Namen feiert die Welt, die ihre Schöpfungen bis in die fernsten Ecken hin sich aneignet, nicht. Ihnen flieht selbst die Mitwelt keine Kränze; dazu hat die modebienerische Mitwelt viel zu viel mit sich selbst zu thun.

Sehr deutlich sind 'dagegen bei der Mode die beiden Formen der allmählichen, kaum merklichen Aenderung und des jähen Umschlags ins Gegentheil zu beobachten. Wer hat nicht öfter das unmuthige Erstaunen der ruhigen Leute mitgemacht, wenn auf das gewohnte eng anschließende Gewand plötzlich das weit sich hauchende folgte, oder das überstießend schleppende durch das knapp geschürzte abgelöst ward! Dem fragenlosen Ueberrock des vorigen Jahrhunderts folgte der kummetartige Rockragen im Anfang des gegenwärtigen, der künstlich verlängerten „Taille“ des Männerrockes gleichzeitig die übermäßig verkürzte, und beim Frauengewand befanntlich ebenso dem mit Reifen erbreiterten der Rokokozeit das enganschließende des Empire, und wie im Großen, so im Einzelnen und Kleinen hundertfach, immer wieder Umschwung: enge Ärmel, weite Ärmel, anschließendes Beinkleid, schlotterndes Beinkleid, entblößter Hals, eingeschnürter Hals, breiter Hutrand, schmaler Hutrand, oder geschweifeter und wieder flacher Rand, langer Ueberzieher, kurzer und überkurzer Ueberzieher, und so weiter, ungefähr so wie sich der Liegende von Zeit zu Zeit auf die andere Seite dreht, oder wie in gewissen Ländern die liberalen und konservativen Parlamentsmehrheiten nebst Ministerien wechseln und wie noch manches Andere ähnlich zu wechseln pflegt, was wir aber nicht alles verfolgen wollen.

So also wären die beiden Strebungen mit einander wirksam: die Angleichung des Einzelnen an die Form der Gesamtheit und die Veränderung der übereinstimmenden Form im Nacheinander. Man muß sagen, es deuten sich da eigentlich nicht bloß sehr starke, sondern auch werthvolle Faktoren an. Oder könnte

nicht die größte Stärke darin liegen, daß die Gesamtheit immer wieder in sich Uebereinstimmung findet und erwirbt und daß man sich doch auch gemeinsam von der Stelle bewegt? Könnte — wenn etwas wie Bewußtheit, Wille, Grundsatz dahinter steckte, wenn es einem Ziele zuginge, wenn eine Entwicklung sich vollzöge. Aber wenn schon da, wo man wirklich einem Ziele, einer Vervollkommnung entgegenstrebt, die Bewegung der Gemeinschaften sich vielfach doch nur in einer Art von Pendelschwingungen vollzieht, oder in großen, wunderlichen Kurven, die oft in sich zurückkehren, wie viel selbsterständlicher hier, wo es nur ein von untergeordneten Reizen durchzogenes und bestimmtes Spiel gilt!

Wenn wir übrigens bis jetzt immer von der Gesamtheit geredet haben, so hat dieser Begriff natürlich nicht immer seine volle, und zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Sphären eine verschieden begrenzte Gültigkeit. Den Zug zur Beherrschung der wirklichen Gesamtgesellschaft hat die Mode erst in unserer Gegenwart angenommen, und selbst der (so weit es Entwicklung oder Veränderung gilt) sprödeste Theil der Bevölkerung, das Landvolk, wird einigermaßen (mehr oder weniger in verschiedenen Landschaften) mit ergriffen. So weichen denn der gleichmachenden Mode allmählich auch die sogenannten Nationaltrachten, wie ihr die untercheidende Tracht der Stände fast ganz gewichen ist. Letzteres kein Wunder, da an Stelle der friedlichen Scheidung der Stände der verhältnißmäßig feindselige Wettbewerb anderer Lebensgruppen getreten ist und da man keine Schranken bestehen lassen will, die Willkür oder bloße Uebermacht gesetzt zu haben scheint. Indes versuchen wir nicht, hieran eine ebenso unfruchtbare wie unberufene Kritik zu üben.

Aber wie ist es eigentlich überhaupt mit den Nationaltrachten? Sie haben mit der Modeherrschaft ja das gemein, daß der Einzelne von dem Willen des Ganzen (der freilich ein wirklicher Wille nicht bestimmt wird; sie unterscheiden sich schon insofern, als diese Herrschaft eine noch weit strengere, alles Einzelne umfassende ist. Aber sie stehen im Gegensatz zur Mode dadurch, daß die Bewegung der Gesamtheit, die Verbindung fehlt. Man blickt auf diese National- oder Volkstrachten gegenwärtig mit einer gewissen zehnmüthigen Schätzung; ist dort nicht Eigenart des Einzelnen, so doch noch Eigenart der Gruppe vorhanden; man fühlt noch etwas wie feste Wurzeln des gemeinsamen Daseins, etwas wie stetiges Behagen, zufriedenes Beharren; man fühlt das alles sehr im Ge-

genieß zu dem eigenen Hin- und Hergezogen- und -getrieben-werden, zur Abhängigkeit von den eilig wechselnden Strömungen, zu den wandelbaren Chamäleonsfarben, die wir — nicht bloß an unsern Gewändern — tragen. Aber jene Trachten sind doch, in der Nähe beisehen, zu einem guten Theil nichts Anderes als Mode, die in der Bewegung erstarrt ist!

Nicht ausschließlich freilich. Denn es fehlen andere, eigen- thümliche Unterlagen nicht. So ist, was man von Pelzwerk oder wenigstens Pelzverbrämung in unseren mittelfalten Ländern und zwar da auch in der nicht winterlichen Jahreszeit noch findet, ja ein wirklicher Ueberrest aus der Zeit, wo der Thierpelz die haupt- sächlichste Bekleidung unserer Vorfahren bildete; am Pelze, dessen man sich eben auch um seines Glanzes und seiner Weiche willen freute, hielt man lange Zeit fest, auch nachdem sich reichliche andere, feinere Bekleidung eingeführt hatte. Daß die Frauentracht (wie übrigens zum Theil auch die der Männer) in vielen Ländern ein mehr oder weniger großes Stück des Leinenhemds sichtbar werden läßt, ist geblieben aus der Zeit, wo das Leinenhemd die Hauptbekleidung, das an sich schon ausreichende oder einzige Gewand bildete, zu dem dann die übrigen nach und nach — in dem Maße wie man wohlhabender wurde und körperlich empfind- licher — hinzugekommen sind. Man wollte ja eben nicht bloß reichlich bekleidet sein, sondern auch zeigen, was man alles am Leibe zu tragen in der Lage sei. Und noch andere Antriebe schlummern im Hintergrunde, oder treten auch deutlich hervor. Am natürlichsten der Zusammenhang der Tracht mit dem Bedürf- niß, der Beschäftigung, der Landesnatur, dem Klima. Man denke an die bloßen Kniee der Bergsteiger, die breitrandigen Hüte in Ländern wie Mexiko, an das Plaid im regnerisch-rauhen Schott- land, an das lange Haupt- und Barthaar der Männer im kalten Rußland, an das breit überliegende Kopftuch der Italienerinnen, die enganliegenden Kleider der Reitervölker (wie Ungarn) u. s. w.

Daneben macht sich bei fast allen diesen Volkstrachten ein Sinn geltend, der eigentlich erst in unserm Jahrhundert, und zwar wesent- lich bei der Männerwelt innerhalb der höheren Stände sich ver- loren, sich zeitweise abgestumpft hat: die Freude an der Farbe, an der Wirkung lebendiger, bunter Farben, und ebenso die kindliche Freude am Glänzenden, Blinkenden, das man als Verzierung in Gestalt von Lizen und Borden oder von Knöpfen und Schnallen oder auch von Kopfschmuck (Haarpfeilen, Goldhauben u. s. w.) gerne

ist bei dem raschen Schritt der Emanzipation (denn das Aufgeben der Haube war ein großer Schritt auf dem Wege der Frauenemanzipation) lieber zurückgeblieben.

Schließlich aber ist doch noch ein Moment auch bei der Entwicklung der Volkstrachten augenscheinlich wirksam: nämlich der Wunsch, mit seiner Person zu gefallen, das Bedürfnis der Koketterie bei der einen Hälfte und das des Imponirens bei der andern. Und bevor es zum Beispiel bis zu den winzig-zierlichen Häubchen der Hessinnen kam, hat natürlich ein längeres gegenseitiges Sichüberebieten in Kleinheit und Zierlichkeit der Haube stattgefunden; mit der Breite des Silberpfeils oder der Kopfbänder wird es nicht anders gewesen sein, und nicht anders mit der Kürze der Frauenröcke: man war jung und voll und wohlgeformt und kokettirte immer ein bißchen kühner mit seinen natürlichen Vorzügen. Die in neueren Zeiten auch von unseren Damen vielfach getragenen sogenannten Zuavenjäckchen, das heißt eine Frauenjacke, die eigentlich zu kurz und zu eng ist, oder deren Wesen es ist, zu kurz und zu eng zu sein, stammen aus jenen südlichen Ländern, wo die Entwicklung vom Kind zur üppigen Jungfrau rasch vor sich geht, rascher als eine neue Sacke erworben wird, und wo das von der üppigsten Körperfülle fast gesprengte Säckchen eben diese frischeste Bolljugend recht hervortreten läßt; und auch dort hat man dann, so scheint es, nicht gerne älter werden wollen, und das Auge sah die verwachsene Sacke lieber als eine ehrbar passende und verhüllende. Eine möglichst kurze Sacke, die engsten Lederhosen, die unzulänglichsten Strümpfe wurden auch für die männliche Jugend und (was auch kennzeichnend ist) allmählich für die ganze Männerwelt Bedürfnis in den österreichischen Alpenländern; man will flott und unabhängig, fest und abgehärtet erscheinen; „man“, d. h. dem Einzelnen ist vielleicht kaum mehr etwas Derartiges bewußt, aber das Treibende ist doch von Hause aus dieser Wunsch. Ganz das Entgegengesetzte freilich auch wieder anderswo: da findet sich möglichst volle Verhüllung des Kopfes, oder des Halses, möglichst starre Schienen und Platten über der Brust, und Aehnliches. Auch findet sich wohl beides, das ehrbar und züchtig Verhüllende und das unbefangene oder auch ein bißchen küstern Preisgebende in derselben Tracht neben einander. Ganz so, wie außerhalb der festen Volkstrachten, in dem Reiche der unberechenbaren Mode.

Unberechenbar? Ja, aber nicht unverständlich. Denn in ihr wirken alle die nämlichen Triebe und Zwecke, wie bei den so eben

beiprochenen Trachten. Wenn man die beiden, Tracht und Mode, einander gern als das Verschiedenste gegenüberstellt, sie sind es nach ihrer psychologischen Entstehung gar nicht, und eben deshalb habe ich auch bei den Trachten, also gewissermaßen außerhalb meines Themas, eine Zeit lang verweilt, weil sie mit zum Verständniß der Mode führen. Also nicht bloß in der Macht der Gemeinschaft über den Einzelnen besteht die Uebereinstimmung: die Freude an Schmuck, Form und Farbe, die Freude an geschlossener, wirkungsvoller, gefälliger Erscheinung der eigenen Person, der Wunsch zu gefallen in seinen verschiedenen Graden bis zur Gefallsucht, und diese wieder bis in ihre bedenklichsten Formen walten hier wie dort, oder vielmehr hier viel freier als dort. Und die gleichzeitige Wirkung sehr heterogener Antriebe nicht minder, oder das Spiel dieser verschiedenen Antriebe mit und gegen einander. Und so kämen wir denn zu den bestimmten, einzelnen psychologischen Antrieben für die Gestaltung der Mode, zu den konkreten, während vorher nur von den allgemeinen und formalen die Rede war.

Alle menschliche Kleidung kann einen dreifachen Zweck haben: der erste ist der des Schutzes, gegen Kälte, Hitze, Nässe, gegen alle Unbilden der umgebenden Luft. Der zweite ist derjenige der Verhüllung, also der Schamhaftigkeit entsprossen oder doch der züchtigen Sitte. Der dritte derjenige der Verschönerung, oder doch der schönen Darstellung der Person, wenn auch nur Verschönerung gegenüber der bloß rohen, praktischen Einhüllung. Daß für besondere Fälle noch die Bedeutung der Kleidung als Symbol der Würde oder des Standes hinzukommt, braucht hier wohl nur nebenbei erwähnt zu werden. — Der zweite Gesichtspunkt wird am ehesten zur Gleichmäßigkeit drängen, der dritte dagegen zur individuellen Gestaltung. Und alle drei spielen durcheinander, durchkreuzen sich oder verbinden sich in mannigfacher und stets wechselnder Weise. Gesundheit, Sitte und Anmuth, es sind, wenn man sie so zusammenstellt, drei gute Schwestern, aber sie ringen um das Regiment, das bald die eine an sich reiht und bald eine andere wieder zurückerobert, das zeitweilig auch mehr gemeinsam geübt wird.

In der That, der im Ganzen doch unbesonnenen Mode fällt es zuweilen ein, daß sie eine Zeit lang der Gesundheit getrotzt hat, und in solchen vernünftigen Augenblicken läßt sie dann z. B. lange Ueberzieher wachsen, die über das Knie hinabreichen und es vor Regen schützen, oder läßt den Hals, den sie eine Zeit lang aus purer Laune gewaltig einhüllte oder einschnürte, frei werden,

Schwenkungen mitmachen, ohne daß unser individueller Wille dabei betheiligt wäre, ohne daß wir selbst es wären, die urtheilen und empfinden, so ist das Anempfinden offenbar am leichtesten auf dem Gebiete des Geschmacks. In dem, was wir schön oder unschön finden, hängen wir doch überall sehr von Gewöhnung ab, wir verweilen mit Wohlgefallen bei Formen, die im Anfang unser Auge verletzten, wir verlieren den persönlichen Maßstab und messen nur noch mit gemeinem Maß, sehen nur noch mit den Augen der Gesammtheit. Ich will nicht sagen, daß dies gegenüber dem Größten und Besten, gegenüber den Werken edelster Kunst, und daß es bei den Besten so sei — obwohl doch zu Zeiten auch das Aller schönste und Beste in Mißachtung verfallen konnte und auch die Besten sich dann über diesen Standpunkt nicht erhoben.

Um so mehr ist es so mit dem, was alltäglich auf allerlei Gebieten schön heißt. Einfluß hat dabei offenbar auch die Umgebung oder Verwebung, in der es uns gegenübertritt. Die Gewänder neuen Schnitts sehen wir zunächst nur an den vornehmen Leuten, in Verbindung mit tadelloser Reinlichkeit, Anmuth oder doch Freiheit der Bewegung und der Körperhaltung, sorgfältiger Sitte u. j. w., während der veraltende Schnitt sich mehr und mehr mit dem Gegentheil dieser Vorzüge zusammenfindet; und so wird dem Auge die Ausöhnung mit dem zunächst Fremden, Störenden, Unerfreulichen erleichtert.

Aber vielleicht scheint es verkehrt, daß wir zuerst von der Angleichung an eine vorhandene Mode geredet haben, während das Auftauchen der neuen das Erste hätte sein müssen? Die Ordnung wird sich praktisch gleich bleiben; jedenfalls käme es ohne die Angleichung überhaupt nicht zu einer „Mode“. Doch ist es freilich Zeit, daß wir jener anderen Seite uns zuwenden. Knüpfen wir sogleich an das zuletzt Besprochene, an die ästhetische Grundlage, an. So gewiß es ist, daß das Auge des Einzelnen sich mit demjenigen der Gesammtheit gewöhnt, schön zu finden, was ihm ehemals unschön erschien, so tritt doch fast immer über dem Gewohnten auch Ermüdung ein und Bedürfniß einer Anregung durch Neues. Einen Reiz vermag selbst das Aller schönste kaum mehr auszuüben, wenn es ununterbrochen geschaut wird, oder doch wenigstens nur auf die Besten, die Verständlichvollsten. Und auch deren Verständniß des Schönen ist ja nicht erwachsen ohne viel vergleichende Beobachtung des Mannigfaltigen. Das Wohlgefallen der Menge (und zur Menge gehören wir eben alle in einem gewissen Sinne) ist bald

ebenso eigensinnig in Ablehnung des Neuen, Ungewohnten, wie es plötzlich vom Neuen geweckt wird oder dem Neuen entgegendringt. Bekanntlich ist ja bei Kindern der Reiz des Neuen so stark, daß von ihnen selbst das weit Bessere leicht vergessen und verschmerzt wird gegenüber dem bloß Neuen; und die Menge darf wohl — oder als Menge dürfen wir wohl und werden wir wohl — ein wenig Kinderart bewahren. Jedenfalls bleiben auf dem Gebiete der Mode erstaunlich Viele insofern Kinder, als sie vom Reiz des Neuen als solchen immer wieder unwiderstehlich erfaßt werden; es ist da ein gebliebenes Stück Kinderei wirksam. Und sehr hübsch ist es, zu beobachten, wie unbedingt die Menschen dieser kindlicheren Schicht vom Gegenwärtigen beherrscht werden, wie geringschätzig, wie mitleidig sie von einer Mode reden, die (vielleicht seit einem halben Jahre) beseitigt ist, wie das Neue, das Gegenwärtige sie hebt, sie begeistert, und wie ahnungslos sie selbst sind, daß sie es übers Jahr verachten und mit Entrüstung von sich weisen werden. Man glaubt da offenbar an einen steten Fortschritt, und bewegt sich doch nur hin und her, wie der Knabe auf dem Schaukelpferd oder die jungen Jahrmarschgäste im Karoussel. „Ach, das hat man ja gar nicht mehr! Das hatte man wohl früher, aber jetzt —“! Es ist ja überhaupt eine ungeheure Persönlichkeit, dieses „man“, unsichtbar und allgegenwärtig, unsahbar und allgewaltig, nicht bloß in Sachen der Mode, wie denn überhaupt die Mode, obwohl sie der Gegenstand unserer Betrachtung ist, uns doch ganz wesentlich symptomatisch interessiert, sofern in ihr als einem besonders an der Oberfläche liegenden und durchsichtigen Gebiete die Wirkung der Kräfte leichter und deutlicher erkannt wird, die auch mehr in der Tiefe walten.

So ist es auch nur ein Gesetz allgemeiner menschlicher Entwicklung, daß die Veränderungen in dem Gesamtleben bald als allmähliche Verschiebung sich vollziehen und bald als plötzlicher Umschlag oder auch als Rückschlag nach einer verlassenen Seite hin, und, was damit zusammenhängt, daß die Wandlung manchmal durch führende Individuen verursacht wird und manchmal ohne ausgeprägte Führerschaft, nach einem Bedürfnis der Gesamtheit, erfolgt oder zu erfolgen scheint. Wie es aber mit dieser Führerschaft bei der Mode bestellt ist, das ist eine Art von Mysterium und Niemand vermag hier die leitenden Geister (wenn es Geister sind) aufzufinden; man dringt wohl bis an den Herd, heiße er Paris, London oder Wien, aber die siegreichen Persönlich-

keiten nennt Niemand mit Namen. Wahrscheinlich bedeutet jedes Durchbringen einer neuen Form einen einzelnen Sieg unter vielen mißlingenden Versuchen, und die glückliche Autorschaft mag einmal diesem anerkannten Löwen, ein andermal jener wohlgestalteten Schauspielerin, mag bald dem brütenden Geiste einer Schneiderwerkstätte, (die industrielle Gewinnsucht spielt eben doch auch eine sehr anregende Rolle bei der Mode) oder der schöpferischen Phantasie einer Putzmakerin, bald vielleicht dem erlauchten Prinzen von — sagen wir: Arkadien, oder auch einem unberechenbaren Halbidioten zufallen. Aber, wie gesagt, ihre Namen feiert die Welt, die ihre Schöpfungen bis in die fernsten Ecken hin sich aneignet, nicht. Ihnen slicht selbst die Mitwelt keine Kränze; dazu hat die modebienerische Mitwelt viel zu viel mit sich selbst zu thun.

Sehr deutlich sind 'dagegen bei der Mode die beiden Formen der allmählichen, kaum merklichen Aenderung und des jähen Umschlags ins Gegentheil zu beobachten. Wer hat nicht öfter das unmuthige Erstaunen der ruhigen Leute mitgemacht, wenn auf das gewohnte eng anschließende Gewand plötzlich das weit sich hauchende folgte, oder das überschießend schleppende durch das knapp geschürzte abgelöst ward! Dem fragenlosen Ueberrock des vorigen Jahrhunderts folgte der kummetartige Rocktragen im Anfang des gegenwärtigen, der künstlich verlängerten „Taille“ des Männerrockes gleichzeitig die übermäßig verkürzte, und beim Frauengewand bekanntlich ebenso dem mit Reifen erbreiterten der Rokokozeit das enganschließende des Empire, und wie im Großen, so im Einzelnen und Kleinen hundertfach, immer wieder Umschwung: enge Ärmel, weite Ärmel, anschließendes Beinkleid, schlotterndes Beinkleid, entblößter Hals, eingeschnürter Hals, breiter Hutrand, schmaler Hutrand, oder geschweifeter und wieder flacher Rand, langer Ueberzieher, kurzer und überkurzer Ueberzieher, und so weiter, ungefähr so wie sich der Liegende von Zeit zu Zeit auf die andere Seite dreht, oder wie in gewissen Ländern die liberalen und konservativen Parliamentsmehrheiten nebst Ministerien wechseln und wie noch manches Andere ähnlich zu wechseln pflegt, was wir aber nicht alles verfolgen wollen.

So also wären die beiden Strebungen mit einander wirksam: die Angleichung des Einzelnen an die Form der Gesamtheit und die Veränderung der übereinstimmenden Form im Nacheinander. Man muß sagen, es deuten sich da eigentlich nicht bloß sehr starke, sondern auch werthvolle Faktoren an. Oder könnte

nicht die größte Stärke darin liegen, daß die Gesamtheit immer wieder in sich Uebereinstimmung findet und erwirbt und daß man sich doch auch gemeinsam von der Stelle bewegt? Könnte — wenn etwas wie Bewußtheit, Wille, Grundsatz dahinter steckte, wenn es einem Ziele zuginge, wenn eine Entwicklung sich vollzöge. Aber wenn schon da, wo man wirklich einem Ziele, einer Vervollkommnung entgegenstrebt, die Bewegung der Gemeinschaften sich vielfach doch nur in einer Art von Pendelschwingungen vollzieht, oder in großen, wunderlichen Kurven, die oft in sich zurückkehren, wie viel selbstverständlicher hier, wo es nur ein von untergeordneten Reizen durchzogenes und bestimmtes Spiel gilt!

Wenn wir übrigens bis jetzt immer von der Gesamtheit geredet haben, so hat dieser Begriff natürlich nicht immer seine volle, und zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Sphären eine verschieden begrenzte Gültigkeit. Den Zug zur Beherrschung der wirklichen Gesamtgesellschaft hat die Mode erst in unserer Gegenwart angenommen, und selbst der (so weit es Entwicklung oder Veränderung gilt) sprödeste Theil der Bevölkerung, das Landvolk, wird einigermaßen (mehr oder weniger in verschiedenen Landschaften) mit ergriffen. So weichen denn der gleichmachenden Mode allmählich auch die sogenannten Nationaltrachten, wie ihr die unterscheidende Tracht der Stände fast ganz gewichen ist. Letzteres kein Wunder, da an Stelle der friedlichen Scheidung der Stände der verhältnißmäßig feindselige Wettbewerb anderer Lebensgruppen getreten ist und da man keine Schranken bestehen lassen will, die Willkür oder bloße Uebermacht gesetzt zu haben scheint. Indes versuchen wir nicht, hieran eine ebenso unfruchtbare wie unberufene Kritik zu üben.

Aber wie ist es eigentlich überhaupt mit den Nationaltrachten? Sie haben mit der Modeherrschaft ja das gemein, daß der Einzelne von dem Willen des Ganzen (der freilich ein wirklicher Wille nicht ist) bestimmt wird; sie unterscheiden sich schon insofern, als diese Herrschaft eine noch weit strengere, alles Einzelne umfassende ist. Aber sie stehen im Gegensatz zur Mode dadurch, daß die Bewegung der Gesamtheit, die Verbindung fehlt. Man blickt auf diese National- oder Volkstrachten gegenwärtig mit einer gewissen wehmüthigen Schätzung; ist dort nicht Eigenart des Einzelnen, so ist doch noch Eigenart der Gruppe vorhanden; man fühlt noch etwas wie feste Wurzeln des gemeinsamen Daseins, etwas wie stetiges Behagen, zufriedenes Beharren; man fühlt das alles sehr im Ge-

gensatz zu dem eigenen Hin- und Hergezogen- und -getrieben-werden, zur Abhängigkeit von den eilig wechselnden Strömungen, zu den wandelbaren Chamäleonsfarben, die wir — nicht bloß an unsern Gewändern — tragen. Aber jene Trachten sind doch, in der Nähe besehen, zu einem guten Theil nichts Anderes als Mode, die in der Bewegung erstarrt ist!

Nicht ausschließlich freilich. Denn es fehlen andere, eigenthümliche Unterlagen nicht. So ist, was man von Pelzwerk oder wenigstens Pelzverbrämung in unseren mittelfalten Ländern und zwar da auch in der nicht winterlichen Jahreszeit noch findet, ja ein wirklicher Ueberrest aus der Zeit, wo der Thierpelz die hauptsächlichste Bekleidung unserer Vorfahren bildete; am Pelze, dessen man sich eben auch um seines Glanzes und seiner Weiche willen freute, hielt man lange Zeit fest, auch nachdem sich reichliche andere, feinere Bekleidung eingeführt hatte. Daß die Frauentracht (wie übrigens zum Theil auch die der Männer) in vielen Ländern ein mehr oder weniger großes Stück des Leinenhemds sichtbar werden läßt, ist geblieben aus der Zeit, wo das Leinenhemd die Hauptbekleidung, das an sich schon ausreichende oder einzige Gewand bildete, zu dem dann die übrigen nach und nach — in dem Maße wie man wohlhabender wurde und körperlich empfindlicher — hinzugekommen sind. Man wollte ja eben nicht bloß reichlich bekleidet sein, sondern auch zeigen, was man alles am Leibe zu tragen in der Lage sei. Und noch andere Antriebe schlummern im Hintergrunde, oder treten auch deutlich hervor. Am natürlichsten der Zusammenhang der Tracht mit dem Bedürfniß, der Beschäftigung, der Landesnatur, dem Klima. Man denke an die bloßen Kniee der Bergsteiger, die breitrandigen Hüte in Ländern wie Mexiko, an das Plaid im regnerisch-rauhen Schottland, an das lange Haupt- und Barthaar der Männer im kalten Rußland, an das breit überliegende Kopftuch der Italienerinnen, die enganliegenden Kleider der Reitervölker (wie Ungarn) u. s. w.

Daneben macht sich bei fast allen diesen Volkstrachten ein Sinn geltend, der eigentlich erst in unserm Jahrhundert, und zwar wesentlich bei der Männerwelt innerhalb der höheren Stände sich verloren, sich zeitweise abgestumpft hat: die Freude an der Farbe, an der Wirkung lebendiger, bunter Farben, und ebenso die kindliche Freude am Glänzenden, Blinkenden, das man als Verzierung in Gestalt von Lizen und Borden oder von Knöpfen und Schnallen oder auch von Kopfschmuck (Haarpfeilen, Goldhauben u. s. w.) gerne

heranzieht. Diese Freude am Blanken und Glänzenden aber verbindet sich dann wieder mit jenem andern, sehr menschlichen, wenn auch nicht erhabenen Zuge, dem Wunsche nämlich, seine Wohlhabenheit an seiner körperlichen Erscheinung darzuthun, mit Gold- oder Silberknöpfen, Ketten und dergleichen. Aber nicht bloß in dieser, daß ich so sage, immerhin ästhetisch-natürlichen Weise, sondern auch in einer noch naiveren oder auch täppischeren, durch die Reichlichkeit, die Zahl, die Dimensionen der Gewandstücke; das Progenthum hat in dieser sogenannten Unschuldswelt immer einen breiten Raum gefunden. Oder was anders bedeutet die Unzahl der übereinander getragenen Frauenröcke in gewissen deutschen Landschaften, oder der mehrfach übereinander angezogenen Westen in andern, oder die mehr als handbreiten Bänder an der Haube oder dem Kopftuch der Elsäßerinnen, der fast handbreite Silberpfeil in der Haartracht der Schweizerinnen von Unterwalden, und Anderes? Man hat sich da eine Zeit lang überboten und ist schließlich bei einem Maximum angekommen, das der weiteren Entwicklung Grenzen steckte. Eine Entwicklung, eine Veränderung war eben doch da, sie ist nur zum Stillstand gekommen, zum Theil in gar nicht weit zurückliegender Zeit. Denn natürlich können die dreieckigen Hüte der Schwarzwälder Bauern nicht älter sein als der dreieckige Hut überhaupt; und die dazu getragenen Männerröcke haben den Schnitt der Moderöcke des vorigen Jahrhunderts. Man schritt also damals mit der Mode oder folgte ihr wenigstens in einer gewissen Entfernung; dann aber trat (mehr zufällig) einmal eine Zeit des Stillstandes ein, natürlich auch nicht für die Ewigkeit. Jedenfalls sind z. B. die Schweizer Volkstrachten noch Abbildungen aus 1804 und 1824 (wie sie mir zufällig vorliegen) in manchen Punkten ganz abweichend von den heutigen, namentlich diejenigen der Männer, die doch nicht so fest an der örtlichen Sitte hängen bleiben können. Die Taille der Bäuerinnen, deren Kostüm im Allgemeinen genau dasjenige von heute ist, sitzt im Jahre 1824 so hoch, wie die der Damen während des Empire, während sie 1804 noch so ziemlich die Länge hat, welche die Modetracht des vorigen Jahrhunderts festhielt.*) Einst sind die Hauben Gemeingut aller anständigen Frauen mit Einschluß der Fürstinnen gewesen; das Volk hat sich ihrer nicht entledigt, es

*) In einer Gegend, die ich vor 40 Jahren kannte, fand ich unlängst, anstatt des damaligen knappen Riebers der Mädchen, eine Jacke ganz allgemein verbreitet, die genau den Schnitt hatte, wie er bei unseren Damen in den fünfziger Jahren Geltung besaß.

ist bei dem raschen Schritt der Emanzipation (denn das Aufgeben der Haube war ein großer Schritt auf dem Wege der Frauenemanzipation) lieber zurückgeblieben.

Schließlich aber ist doch noch ein Moment auch bei der Entwicklung der Volkstrachten augenscheinlich wirksam: nämlich der Wunsch, mit seiner Person zu gefallen, das Bedürfnis der Koketterie bei der einen Hälfte und das des Imponirens bei der andern. Und bevor es zum Beispiel bis zu den winzig-zierlichen Häubchen der Hefinnen kam, hat natürlich ein längeres gegenseitiges Sichüberebieten in Kleinheit und Zierlichkeit der Haube stattgefunden; mit der Breite des Silberpfeils oder der Kopfbänder wird es nicht anders gewesen sein, und nicht anders mit der Kürze der Frauenröcke: man war jung und voll und wohlgeformt und kokettirte immer ein bißchen kühner mit seinen natürlichen Vorzügen. Die in neueren Zeiten auch von unseren Damen vielfach getragenen sogenannten Zuavenjäckchen, das heißt eine Frauenjacke, die eigentlich zu kurz und zu eng ist, oder deren Wesen es ist, zu kurz und zu eng zu sein, stammen aus jenen südlichen Ländern, wo die Entwicklung vom Kind zur üppigen Jungfrau rasch vor sich geht, rascher als eine neue Sacke erworben wird, und wo das von der üppigsten Körperfülle fast gesprengte Säckchen eben diese frischeste Volljugend recht hervortreten läßt; und auch dort hat man dann, so scheint es, nicht gerne älter werden wollen, und das Auge sah die verwachsene Sacke lieber als eine ehrbar passende und verhüllende. Eine möglichst kurze Sacke, die engsten Lederhosen, die unzulänglichsten Strümpfe wurden auch für die männliche Jugend und (was auch kennzeichnend ist) allmählich für die ganze Männerwelt Bedürfnis in den österreichischen Alpenländern; man will flott und unabhängig, fest und abgehärtet erscheinen; „man“, d. h. dem Einzelnen ist vielleicht kaum mehr etwas Derartiges bewußt, aber das Treibende ist doch von Hause aus dieser Wunsch. Ganz das Entgegengesetzte freilich auch wieder anderswo: da findet sich möglichst volle Verhüllung des Kopfes, oder des Halses, möglichst starre Schienen und Platten über der Brust, und Aehnliches. Auch findet sich wohl beides, das ehrbar und züchtig Verhüllende und das unbefangene oder auch ein bißchen lüsterne Preisgebende in derselben Tracht neben einander. Ganz so, wie außerhalb der festen Volkstrachten, in dem Reiche der unberechenbaren Mode.

Unberechenbar? Ja, aber nicht unverständlich. Denn in ihr wirken alle die nämlichen Triebe und Zwecke, wie bei den so eben

besprochenen Trachten. Wenn man die beiden, Tracht und Mode, einander gern als das Verschiedenste gegenüberstellt, sie sind es nach ihrer psychologischen Entstehung gar nicht, und eben deshalb habe ich auch bei den Trachten, also gewissermaßen außerhalb meines Themas, eine Zeit lang verweilt, weil sie mit zum Verständniß der Mode führen. Also nicht bloß in der Macht der Gemeinschaft über den Einzelnen besteht die Uebereinstimmung: die Freude an Schmuck, Form und Farbe, die Freude an geschlossener, wirkungsvoller, gefälliger Erscheinung der eigenen Person, der Wunsch zu gefallen in seinen verschiedenen Graden bis zur Gefallsucht, und diese wieder bis in ihre bedenklichsten Formen walten hier wie dort, oder vielmehr hier viel freier als dort. Und die gleichzeitige Wirkung sehr heterogener Antriebe nicht minder, oder das Spiel dieser verschiedenen Antriebe mit und gegen einander. Und so kämen wir denn zu den bestimmten, einzelnen psychologischen Antrieben für die Gestaltung der Mode, zu den konkreten, während vorher nur von den allgemeinen und formalen die Rede war.

Alle menschliche Kleidung kann einen dreifachen Zweck haben: der erste ist der des Schutzes, gegen Kälte, Hitze, Nässe, gegen alle Unbilden der umgebenden Luft. Der zweite ist derjenige der Behüllung, also der Schamhaftigkeit entsprossen oder doch der züchtigen Sitte. Der dritte derjenige der Verschönerung, oder doch der schönen Darstellung der Person, wenn auch nur Verschönerung gegenüber der bloß rohen, praktischen Einhüllung. Daß für besondere Fälle noch die Bedeutung der Kleidung als Symbol der Würde oder des Standes hinzukommt, braucht hier wohl nur nebenbei erwähnt zu werden. — Der zweite Gesichtspunkt wird am ehesten zur Gleichmäßigkeit drängen, der dritte dagegen zur individuellen Gestaltung. Und alle drei spielen durcheinander, durchkreuzen sich oder verbinden sich in mannigfacher und stets wechselnder Weise. Gesundheit, Sitte und Anmuth, es sind, wenn man sie so zusammenstellt, drei gute Schwestern, aber sie ringen um das Regiment, das bald die eine an sich reißt und bald eine andere wieder zurückerobert, das zeitweilig auch mehr gemeinsam geübt wird.

In der That, der im Ganzen doch unbesonnenen Mode fällt es zuweilen ein, daß sie eine Zeit lang der Gesundheit getrogt hat, und in solchen vernünftigen Augenblicken läßt sie dann z. B. lange Ueberzieher wachsen, die über das Knie hinabreichen und es vor Regen schützen, oder läßt den Hals, den sie eine Zeit lang aus purer Laune gewaltig einhüllte oder einschürzte, frei werden,

damit er sich abhärten kann, oder führt Schuhe ein, in denen der Fuß voll auftreten und die Zehen sich bewegen können, und vielleicht gar (wir haben es zwar noch immer nicht erlebt) Wieder, die nicht den Magen und die Leber und andere werthvolle Organe zusammendrücken, und so weiter. Und auch auf die Bequemlichkeit, um diese neben der Gesundheit hier noch anzufügen, nimmt sie mitunter eine dankenswerthe Rücksicht und läßt aufkommen, worin man sich leicht und natürlich bewegt und frei und unbehindert schreitet. Aber lange halten diese verständigen Anwandlungen nicht vor; wer will ewig vernünftig sein! Plötzlich wird sie wieder von einem Taumel erfaßt und fordert ganz das Gegenteil, weil sie dann eben nur an das hübsche Aussehen oder einen neuen Reiz denkt, oder auch nur das Bedürfniß eines starken Wechsels empfindet. Und mit der Zucht, der Sitte oder Schamhaftigkeit steht es nicht viel fester. Eigentlich sollte ja wohl die Mode durch die Schamhaftigkeit bestimmt werden; aber merkwürdiger Weise wird fast mehr noch die Schamhaftigkeit durch die Mode bestimmt. Man schämt sich dessen nicht, was Mode geworden ist, oder jedenfalls nur ganz flüchtig, die natürliche Schamhaftigkeit sträubt sich nicht lange dagegen, sie beruhigt sich bald. Und umgekehrt schämt man sich ebenso gewiß dessen, was von der Mode verpönt ist, wenn es auch der natürlichen, der sittlichen Schamhaftigkeit durchaus nicht widerspricht. Man verdeckt vielleicht nicht bloß die Fußspitzen und Fersen, sondern auch noch ein ganzes Stück unschuldigen Bodens hinter den Fersen und nimmt für einen nicht unbeträchtlichen Theil des oberen Körpers die Rechte paradiesischer Unbefangenheit in Anspruch. Man schützt den unteren Theil des Armes vor fremden Blicken durch einen weit emporgezogenen „Handschuh“ und läßt ein Stück des Oberarmes oder der Schulter frei. Man überdeckt die Brüste und schnürt sie ein, um sie desto mehr hervortreten zu lassen. Man ging bis vorgestern sehr löblich im faltigen, herniederhängenden Rocke, und gestern plötzlich lernte man diesen Rock mit der Hand so nach der einen Seite ziehen, daß die Linien der anderen Körperseite in allem natürlichen Schwung und voller Rundung aufs Deutlichste sich dem Auge darboten. Was schamlos war, wird ehrbar; wie man seinen Geschmack und Willen gewissermaßen an die Gesamtheit abgetreten hat, so tritt man auch seine Schamhaftigkeit ab; wenn es von der Mehrheit und ihren Führerinnen als keusch getragen wird, denn ist es damit eben keusch, und wer dann noch Anstoß nehmen will, wird mit seinen Bedenken einfach nicht be-

griffen, er redet wie in einer fremden, unverständlichen Sprache. Nun darf man ja zugestehen, daß die wirkliche Züchtigkeit von Art und Grad der Bekleidung weit unabhängiger ist, als man glauben möchte, und daß in erheblichem Maße die Sitte erst bestimmt, worüber man erröthen muß und worüber nicht. Aber mindestens ebenso bestimmt darf man doch wohl behaupten, daß den zarten Gefühlen natürlicher Schamhaftigkeit die Mode oft frech gegenübertritt, um sie abzustumpfen und zu ertöden. Und wenn die große Schaar das üblich werdende mitmacht, „ohne sich etwas dabei zu denken“, ohne etwas wie einen eigenen (ästhetischen oder sittlichen) Maßstab anzulegen, der Entstehung solcher Moden ist keineswegs Berechnung, Raffinement, Lüsterheit fremd.

Oder wäre es verwunderlich, daß in jener Sphäre, wo das Aufbringen einer neuen Kleidertracht großes Herzensanliegen ist, andere Gesichtspunkte als die der Zucht und der Sittlichkeit ihre Macht ausüben? Man will dort das Geschlecht immer wieder reizvoll machen, will abwechselnd bald diesen bald jenen körperlichen Besitz möglichst zur Geltung bringen, greift zu allen Mitteln, die da, sei es grob oder fein, wirken können. Darunter sind nicht bloß so harmlose, wie daß man die allzu schlanke Gestalt breiter erscheinen läßt durch bauchige Oberärmel, oder übergroßen Leibumfang verhüllt unter weiten Faltengewändern oder Keifen, daß man den Fuß kürzer erscheinen läßt durch den weit nach vorn verlegten, hohen Absatz, oder schmaler durch eine sich vorschiebende Spitze, daß man die Gestalt höher macht durch Nachschleifenlassen des Kleides, den Kopf zierlicher durch breitrandigen Hut und was dieser optischen Täuschungen (an denen übrigens die Männerwelt auch ihrerseits reichlich theilnimmt) und auch der kleinen Korrekturen der nicht immer vollkommen arbeitenden Mutter Natur mehr sind. Sondern es ist auch die Kunst sehr entwickelt, halb zu verdecken und halb zu zeigen, an das Sinnliche wenigstens zu erinnern, wo man es nicht offen zu Recht kommen läßt. Oft wird ein besonderer Reiz auch damit angestrebt, und in unserer Zeit besonders, daß die weibliche Bekleidung Stücke der üblichen Männerkleidung aufnimmt, wobei dann die Polarität der Geschlechter nicht etwa verwischt, sondern um so mehr ins Bewußtsein gehoben wird. Ein noch weniger harmloses Kunstmittel ist die Schein-Entblößung, die durch besonderen Schnitt von oberen Gewandstücken über hellfarbigen Unterstoffen erzielt wird.

Vor Allem freilich gilt es, immer neu und anders zu erscheinen und damit wo möglich immer wieder einen neuen Werth zu erhalten für die Sinne der Umgebung, und nicht zum mindesten für die eigene Schätzung. Denn thatsächlich wird das, was eigentlich nur Mittel sein soll, hier wie auf anderen Gebieten für die Menge Zweck! Und übrigens ist das Wohlgefallen an sich selbst bei dem Menschen eine so natürliche Anlage, daß eine hohe Kultur es wohl ganz naturgemäß auch zu einem hohen Kultus der eigenen Erscheinung bringen kann. Kultus, das ist wohl das rechte Wort; bei wie vielen füllt nichts die Seele voller und dauernder an! Und eine Gottheit neben anderen Gottheiten wenigstens bleibt die eigene äußere Person für noch viel mehr andere.

Gleichwohl müßten wir uns hüten, diesem Bedürfnis des Gefallens überhaupt zürnen zu wollen. Abgesehen davon, daß für nicht wenige Personen die eindringende Beschäftigung mit den Fragen der Kleidung das Gebiet ihres ästhetischen Interesses überhaupt bildet und ästhetisches Interesse vielleicht unter allen Umständen erfreulich heißen kann, haben doch auch wir anderen in der That von der wechselnden Erscheinung, von der sich immer wieder irgendwie erneuenden Anmuth unseren Gewinn, und im Grundsatz können wir sie als eine freundliche Spende für unsere Sinne und Gemüth anerkennen. Ohne diesen Wechsel in der äußeren Erscheinung überhaupt würde uns unsere Menschenwelt ohne Zweifel noch viel häufiger langweilen. Wäre nur nicht die Unruhe zu groß, die Maßlosigkeit so oft Regel, die Natürlichkeit immer wieder zu sehr verlassen, der Schönheitsfuss zu oft verloren, wäre nicht die Tyrannei zu stark, und wäre nicht noch etwas Besonderes zu sehr betheilig, nämlich die rohe Prahlucht.

Man blickt mit Mitleid und Widerwillen hinüber auf die armen Wilden, die sich nicht bloß bemalen und tätowiren, sondern auch einzelne Körperteile (sei's Unterlippe, Ohrläppchen, Nase oder was sonst) künstlich vergrößern und für die natürliche Harmonie des Menschenkörpers kein Gefühl verrathen. Es ist, als ob ein Dämon sie triebe, aus sich selbst immer wieder etwas Absonderliches zu machen, den eigenen Leib zu karikiren. Aber man kann fast dies alles auch auf das Modetreiben der Kulturmenschen anwenden. Es ist auch hier, als ob ein Dämon sie besäße und antriebe, immer wieder in irgend einer Weise die natürlichen Linien zu korrigiren, zu verschieben, das Gegebene zu karikiren oder doch das Organische zu stilisiren. Das Stilisiren, nämlich das Hineinpressen in starre, geradlinige,

architektonische Formen, so daß sich die menschliche Modeerscheinung zur natürlichen verhält wie der heraldische Adler zum lebendigen, mag also das Erträglichere sein. Das Karikiren, nämlich das Auftreiben bestimmter Einzeltheile oder Einzellinien, so daß sie außer Verhältniß zum Ganzen stehen, muß wohl stärkeren Anstoß geben. Man vergrößert freilich nicht gerade die Nase, die Unterlippe, das Ohr (das Gesicht ist uns Kulturmenschen verhältnißmäßig unantastbar), aber andere Theile nach Auswahl, den Oberarm, die Schultern, den Kopf mit dem Haarwuchs, die Brust, die Hüftengegend, und bekanntlich zu Zeiten auch denjenigen organischen Bestandtheil, auf welchem die Hottentottinnen ihre Kinder tragen. Daß immer noch etwas von Anmuth übrig bleibt, ist ein Beweis, wie wohl der Natur ihr Werk eigentlich gelungen ist. Aber man will, wie es scheint, mehr Spielart; die Natur hat den Reichthum an Arten und Spielarten ja gerade den niederen Wesen zu Theil werden lassen, und bei dem höchsten ist verhältnißmäßig Einheit vorhanden; es bildet eben die Spitze der Pyramide. An unsere Damen in ihren verschiedenen Kostümen von heute und etwa auch von gestern und ehegestern werde ich wenigstens stets erinnert, wenn ich in einem Zoologischen Garten wandle, wo neben dem edlen Normaltypus des Vogels Geflügelarten mit ganz kleinen Köpfchen und geschwellenem Oberkörper, oder mit entsetzlich langem Halse, oder mit Kropfhals, oder mit kurzen Watschelfüßen und so endlos weiter umherflattern oder stelzen. Auch die Mannigfaltigkeit der Insekten und anderer Thiere scheint ihnen keine Ruhe zu lassen, und nachdem die Taille der Wespe schon lange ihr Ideal gewesen ist, ist neuerdings auch eine Art von Fühlhörnern (in der Nähe befehen: abstehende Hutbandschleifen) aufgetaucht, wie denn ferner zu Zeiten auch der geflügelte Leib der schlanken Libelle an uns vorüberschwebt und augenblicklich z. B. auch der Typus Schildkröte (hervorgerufen durch die unförmlichste Aufbauschung bei kurzen und völligen Persönlichkeiten) uns allen sehr vertraut ist.

Ja, wenn es statt der starren Uebereinstimmung und dem sinnlosen Wechsel unserer Mode eine schöne Mannigfaltigkeit durch persönlich freie Kostümierung gäbe, so daß man, einigermaßen ähnlich wie auf einem Kostümball, neben einander die einzelnen kleidsamsten Anzüge zu schauen bekäme! Vielleicht nähern wir uns diesem poesievollen Zustande? Wenigstens ist die Auswahl des zugleich zulässigen gegenwärtig entschieden größer geworden als sie lange Zeit war. Und wie wir uns in Hausstil und Zimmergeräth gegenwärtig

gleichzeitig die Wahl zwischen allerlei Verschiedenem gönnen, so vielleicht auch einmal in Kleidung? Vielleicht; bis jetzt ist im Ganzen doch starre Tyrannei noch sehr fühlbar. Noch werden die widerstrebendsten Gestalten in die gleiche Form hineingezwängt. Zwar giebt es immer verständige Frauen, die hinlänglich mit der Mode zu schreiten und doch ihre Eigenart und ihre natürlichen Vorzüge zu bewahren wissen; aber die hirnlos freiwilligen Sklavinnen (und Sklaven) sind zahlreicher. Der Erfinder oder die Erfinderin hat ja sich selbst vortheilhaft kleiden wollen, Schwächen verhüllen, Vorzüge geltend machen; die Heerde folgt, ohne solche Gesichtspunkte.

Dient doch die Modekleidung überhaupt noch zu einem ganz anderen Zweck, als demjenigen, immer wieder neu und damit reizvoll zu erscheinen: nämlich — wie eben bei den früher besprochenen Volkstrachten — dem Zwecke des Prahlens, mit der Wohlhabenheit und mit der Vornehmheit, der Abtrennung der Gesellschaftsschichten. Denn als erste dokumentirt sich da die Gruppe derjenigen, die immer wieder durch neuen Anzug, und womöglich im ersten Augenblick der neuen Modeschöpfung, sich der Gleichartigkeit mit der großen Masse entziehen, und wenn diese ihnen, soweit es ihre größere Zahmheit oder Schwerfälligkeit oder ihre beschränkteren Mittel gestatten, einigermaßen nahe gerückt ist, ihrerseits schleunigst wieder neue Unterscheidung gewonnen haben. Aber auch wenigstens der zweitobersten Schicht (unter dem Gesichtspunkt der Mode) anzuhören wird das große soziale Anliegen vieler sein. Doch verfolgen wir das nicht weiter. Alles hier Gesagte gilt — wenn das vorher Besprochene zufällig mehr für die weibliche Seite Geltung fand — auch, ja vielleicht besonders von der männlichen. Bei ihnen ist weit weniger noch als bei den Frauen der Gesichtspunkt der Anmuth, der vortheilhaften Erscheinung in Kraft geblieben; er ist wenigstens in diesem Jahrhundert mehr und mehr außer Geltung gekommen; es war ja vorher anders. Nun kleidet man sich nur noch so, weil „man sich so kleidet“, nicht selten auch hier allen natürlichen Bedingungen günstiger Körperlichkeit zum Troß, wie denn augenblicklich die Männerkleider formlos um den Körper hängen, ziemlich so wie sie auch um einen Kleiderstock hängen könnten. Aber gequält von jenem Dämon, von jenem unwiderstehlichen Trieb des umformgirens an dem eigenen Leibe werden die Männer — ebenso reichlich, aber ebenso gut wie die Frauen. Und wenn ihnen zum Lobe nachjagen darf, daß das Interesse auf diese

närrische Arbeit nicht so stark konzentriert ist wie bei jenen, so muß man ihnen andererseits das Zeugniß geben, daß sie im Verpfuschen der Gesamterscheinung noch weit mehr leisten, wenigstens in unserm Jahrhundert, von dessen Gestalten sich die Maler und Bildhauer der Zukunft mit Grausen hinwegwenden werden.

Gequält von jenem Dämon (bei dem man sich vielleicht wenigstens darüber freuen kann, daß er etlichen Leuten ein gewisses Kopfbrechen macht, die sonst gar keins hätten) werden auch selbst diejenigen unter den Männern, für welche die Veränderung eigentlich ausgeschlossen ist, die Träger des Einheitskleides, der Uniform. Ganz widerstandsfest sind hier auch die Kleriker nicht und die Krankenschwestern kaum. Bei der militärischen Uniform ist ja eigentlich alles auf das Bestimmteste vorgeschrieben, alle Maße nach Centimetern und Millimetern, und unbedingter Gehorsam gegen die Vorschriften ist selbstverständliche, sichere Thatsache. Und dennoch fehlt auch hier niemals der Trieb zu heimlicher, allmählicher oder auch plötzlicher Veränderung. Bringen es ja doch die feineren Effendis in Konstantinopel, denen der Fez als Kopfbedeckung unbedingt auferlegt ist, der Fez mit seiner bekannten Form und rothen Farbe, dahin, denselben doch jedes Jahr irgendwie anders zu tragen, ein wenig dunkler oder heller roth, ein wenig spitzer oder breiter, enger oder weiter, niedriger oder höher u. s. w. Und bei unseren Militäruniformen: bald längerer Schoß, bald kürzerer, bald niederer Kragen bald höherer, breiteres Passepoil, mäßiges, schmales, verbreiterte Schultern oder auch hängende Schultern, durch weitgetrennte Knopfreihen optisch erbreiterte Brust oder durch eng zusammengedrückte schmaler gemacht, tief einsinkende Mützen und fest aufstehende Mützen, helles Grau allmählich in Schwarz hinübergeleitet, dunkles Blau allmählich heller werdend und endlich hell, und so endlos weiter, namentlich auch im Kleinen und Kleinsten! Und das setzt sich durch, trotz aller von Zeit zu Zeit ergehenden feindlichen Befehle; junge Lieutenants sind hier die Führer, die Stabsoffiziere und die Generale folgen schließlich nach. Sa, es ist in unserer Zeit möglich geworden, daß der Offizierstand, der von je die Strammheit zu vertreten sich berufen sah, und dem die innere Strammheit jetzt sicherlich so wenig fehlt wie je zuvor, doch in vielen seiner jüngeren Vertreter, aus purer Modelaune, eine gewisse Müdigkeit und Schlassheit an den Tag zu legen trachtet.

Und überhaupt beherrscht die Mode in der Männerwelt neben der Kleidung, und wohl noch mehr als diese, die Bewegungen, die

allgemeine Körperhaltung, die Ausdrucksweise, die Art des persönlichen Verkehrs, der geselligen Formen. Diese Dinge scheinen in demselben Maße in den Vordergrund zu treten, wie die freiere Zusammenstellung der Kleidungsstücke bei ihnen zurücktritt. Die Gegenwart zeigt da seltsame Erscheinungen.

Aber sollen wir nicht überhaupt, wenigstens zum Schluß, noch ein wenig um uns und rückwärts blicken? Es mag nun ausgemacht sein, daß die Mode nicht Grundsätze kennt und nicht Ziele, daß sie durch sehr untergeordnete und meist unbewußte Antriebe bestimmt wird, Ideen vor Allem ihr sehr fern liegen, dennoch: wird sich nicht in der Mode der verschiedenen Perioden der allgemeine Geist dieser Periode spiegeln? Man ist wohl sehr geneigt, das von vornherein anzunehmen, und es läßt sich auch unschwer manches zum Beleg anführen. Die zierliche und gespreizte Tracht des vorigen Jahrhunderts, die so vollständig zu den zierlich gekünstelten Rokoko-Möbeln paßt, die mit Puder, Schminke, Zopf und Keifrock von dem Natürlichen so weit sich hinwegverloren hat, mußte sie nicht gewissermaßen so sein in dieser Zeit? Die zugleich üppig prachtvolle und ritterlich dreiste Tracht des 17. Jahrhunderts, drückt sie nicht aus, was in diesem Jahrhundert der Rohheit und des Prunkes, der Kriege und der Zeremonien lebte? Sind nicht die bunten Farben mittelalterlicher Kleidung ein Zeichen der jugendlichen Natur jener farbenfreudigen Menschen? Ist nicht der blaue Frack mit der mattgelben Weste, sind nicht die matten Farben, das Rosa und Himmelblau unserer Großmütter (für die Meisten wird's nun wohl schon heißen müssen: Urgroßmütter) eben ein Stück von dem Geist und Wesen dieser empfindsamen Zeit? Ist nicht der männliche Vollbart wiederholt in Zeiten aufgetaucht, wo man über großen Ereignissen und Empfindungen die willkürliche Unnatur verachtete? Das alles wird sich ungefähr so sagen und einigermaßen vertreten lassen. Aber von irgend etwas wie einer naturwissenschaftlichen Bestimmtheit sind wir dabei doch weit entfernt. Es spielt so vieles ineinander und durcheinander, und der Zufall hat wohl immer sein reichliches Theil. Manche Thatfachen ließen sich auch solchen theoretischen Annahmen zum Troß anführen. Eigentlich scheint mir die Kleidermode im Allgemeinen etwas hinter dem veränderten Zeitgeist herzuhinken, wie auch gar kein Wunder, denn die Wandlungen beginnen ja eben im Innern und werden erst allmählich nach außen durchdringen, obwohl einmal eine Revolution Alles mit einem Male umzuwerfen vermag.

Aber den Zopf trug Klopstock, der doch dem Reiche der zierlichen Formpoesie durch die vollen und innerlichen Ströme echter Dichtung ein Ende machte. Zopf und Puder trug der natürlichste und innerlichste Vollmensch Goethe, den Zopf der so hoch über allem Engen und Trivialen schwebende Schiller. Theodor Körner, den wir uns stets im schlichten Kriegsröck und Wachstuchschako von 1813 vorstellen, hat vor seinem Eintritt ins Heer im unförmlichen, quergesetzten Stülphut und der sonstigen närrischen Salontracht der Empire-Zeit Visiten geschnitten. Im kummetartigen Halskragen und bis an das Kinn festumwickelt gingen die Romantiker einher, die von freiem Ritterthum und vielen schönen und ganz und gar nicht philiströsen Dingen träumten. Die Generale Friedrichs des Großen haben ihr Heldenthum bewiesen, meist wie der König selbst, ohne eine Spur von Bart im Gesicht zu tragen, und Napoleons Marschälle ebenso wie der Kaiser desgleichen, womit sich heute nicht bloß der jüngste Reserveoffizier, sondern auch der bücherfreundlichste Gymnasiallehrer allzu unmännlich dünken würde, nachdem der Schnurrbart, noch vor Menschengedenken auf die Sphäre der Förster, Soldaten Unterbeamten und Don Juans beschränkt, nach und nach bis auf die Oberlippe der Seeoffiziere, Prediger und Oberkellner sich ausgebreitet hat.

Sind eben doch auch Miene und Blick, und dazu die Art des Ganges, ist doch die Grundstimmung, die man mit seiner Erscheinung ausdrücken will, der Mode unterworfen. Dem zierlich frivolen Stutzer folgte der sentimentale, diesem der flotte, und dem der schneidige, worauf dann bis auf weiteres der apathische an die Reihe gekommen ist, um wohl nächstens dem exzentrisch-phantastischen Platz zu machen.*) Und diejenigen, die nicht Stutzer sind, sondern arbeitende und vielleicht sogar denkende Menschen, folgen doch einigermaßen der Bahn, auf welcher jene voranschreiten. Wie es für den Kammerdiener keinen Helden giebt, so giebt es auch dem Schneider gegenüber auf die Dauer keinen Widerstand der überlegenen Intelligenz oder des Charakters. Wollte man übrigens

*) Gar nicht selbstverständlich wird es erscheinen, und doch ist es Thatsache, daß die beiden Geschlechter in dieser Hinsicht nicht etwa stark auseinanderreten, sondern sich gegenseitig in die gleiche Bahn ziehen. Zur Zeit der sentimental Grundstimmung waren sentimental nicht etwa bloß die Frauen oder die jungen Mädchen, sondern vor allem auch die Männer. Und in unserer schneidigen Gegenwart kennen auch die (recht modernen) jungen Damen im Grunde kein hübscheres Ziel, als an der Schneidigkeit in Auftreten, Blick, Stimmung und Liebhabereien Theil zu nehmen, und sie weisen es mit besonderem Spott von sich, wenn man ihnen etwas wie Gefühlsweichheit zutrauen will.

die ästhetische Bildung einer Zeit in erster Linie an ihrer Kleidermode messen, so kämen wir, käme unser ganzes Jahrhundert besonders schlecht weg, d. h. die der Männer, die vom Ungefallen und Dumpfen oder Stumpfen sich nicht los zu machen vermocht haben, während das andere Geschlecht doch immer wieder seine etwaigen Untugenden durch Vorzüge vergessen zu machen weiß, wie denn z. B. im gegenwärtigen Augenblick der sehr erhöhte und bereicherte Farbensinn bei der weiblichen Kleidung vielfach den liebenswürdigsten Augenreiz bietet. Hier haben die Maler wohlthätig eingewirkt, es sind Makart und Böcklin wirklich „als Erzieher“ aufgetreten. Was die Männer angeht, so möchte man in der That, nachdem im Laufe des Jahrhunderts der zeitweilig ganz erstorbene Sinn für Stil in Architektur und Kunstgewerbe immer lebendiger erwacht ist, hoffen, daß er schließlich auch für diese Seite, die doch auch ein Stück des Kunststils sein könnte oder sollte (und zu Zeiten auch wirklich gewesen ist) erwachte, und daß es hier in anderem Sinn nur gälte: der brave Mann denkt an sich selbst zulezt.

Nicht uninteressant wird es auch sein, auf die Rolle der Nationen noch einen kurzen Blick zu werfen. Daß gerade Frankreich die Herrscherin der Mode fast durchweg gewesen ist, hat gewiß mit dazu gewirkt, daß so viel Unruhe, so viel jäher Wechsel, ein so weitgehendes Verlassen des schlicht Natürlichen stattfand: denn im Grunde deuten sich damit doch Züge des französischen Nationalcharakters oder vielmehr des französischen Kulturcharakters an. Aber die Unterordnung unter diese unbedingte Autorität war schon immer so vollständig, daß z. B. nach dem großen Krieg, als die französischen Damen lange Jahre hindurch um des tiefen Untergrundes von patriotischem Herzeleid willen nur graue Kleidung trugen, die deutschen Frauen gar nicht daran dachten, das nicht mitzumachen. Und wenn sie daran gedacht hätten, nämlich an den Zusammenhang der Modefarbe und der Nationalstimmung, würden sie sich geschämt und unabhängig gemacht haben? Ich glaube, wenn die Gelüste der Mode hundertmal über alle Bitten, Vorstellungen und Finanzstrafen des Mannes triumphiren, wenn um ihrer willen sich das Herz zu verhärten vermag gegen Familienglück und wirthschaftliche Pflicht, so hätte auch das Vaterland nicht viel Aussicht gehabt, gehört zu werden. Doch das muß wohl als einer der Abzüge am vollkommenen Menschenthum hingenommen werden. Den Franzosen sind gegenwärtig die Engländer gefolgt, und entsprechend ihrem nationalen Wesen bringen sie größere Form-

losigkeit zugleich mit größter Steifheit, aber mehr Natürlichkeit und mehr praktische Gesichtspunkte in die Anzugsfragen. Im Grunde sind die gegenwärtig modischen Hängegewänder der Männerwelt wohl auf die Gewöhnung an die unbehindernde Halbbeleidung beim Sport zurückzuführen, nach welcher man sich in irgend etwas Einschnürendes und Genierendes nicht leicht wieder hineinfinden mag. Drolliger ist es, daß auch die linkschen, spröde-verlegenen Manieren der gewöhnlichen jüngeren angelsächsischen Männerwelt über die sichere Anmuth der Franzosen gesiegt haben und daß heutzutage alle Welt, sei man vornehmer junger Pariser oder auch nur irgend ein vornehm fein wollender Ausländer, sich dann erst elegant zu bewegen bewußt ist, wenn man in Haltung der Arme und des Kopfes, in Verbeugungen und Einherhschreiten jenes starr verlegene Vorbild (das allenfalls auch norddeutsche Bauernburschen hätten liefern können) sich zu eigen gemacht hat. Aber wenn der Unsinn so oft auf großen, ernstern Gebieten gesiegt hat, was liegt daran, daß er auf dem gleichgültigsten seine vorübergehenden Triumphe feiert!

Daß es zum Wesen unserer Gegenwart gehört, die Moden einander rascher folgen zu lassen als jemals ehedem, immer rascher und immer allgemeiner zu herrschen, einen immer größeren Kreis zu durchdringen, immer ruhelofer zu suchen, das bedarf weiter keiner Ausführung oder Erklärung. Auch daß man in der Kleidermode ungefähr gleichzeitig nach allen Formen und Stücken der verschiedensten Perioden der Vergangenheit und der verschiedensten menschlichen Lebenssphären greift und sie an sich probirt (also die Ritterfräulein wie die Alpenjäger oder die Zigeuner oder Seeleute kopirt), kann nicht Wunder nehmen, da wir ja in Möbeln und Bauten alle Stilarten der Vergangenheit und Ferne in Hast mit einander wechseln lassen. Ob eines Tages große, tiefgreifende äußere Ereignisse wieder einen Stillstand, eine Rückkehr zum Einfacheren und Stetigeren bringen werden?

Aber begnügen wir uns mit dem, was uns aus der Betrachtung der Mode selbst klar geworden ist. Heißt nun auch hier: alles verstehen — alles verzeihen? Ich wäre dazu nicht grade geneigt. Aber noch weniger würde ich hoffen, durch die eindringlichste Darlegung einen Einfluß zu üben. Man muß nicht meinen, die Mauern von Jericho durch die schwache Posaune eines Gedankenvortrages umblasen zu können. Ich möchte mich damit begnügen, diese so beweglichen und doch so starken Mauerern ein wenig in der Nähe

besehau, meine Gedanken darüber ausgedrückt zu haben. Zum großen Theil werden das ja freilich keine anderen als „Jedermanns Gedanken“ sein, mit denen man nach Lessing „am besten zu Hause bliebe“. Und auch die Anordnung und Verbindung wird wohl nicht nach allen Seiten befriedigen. Ich muß gestehen, daß der Gegenstand oft molluskenartig vor meiner Betrachtung zu zerfließen oder zu entgleiten schien, und daß es mir nicht leicht geworden ist, durch ernstestn Angriff mich dieser leichten Person im Geiste zu bemächtigen. Man begiebt sich eben nicht ungestraft in die Halbwelt des wandelbaren Scheins und der ideenlosen Form. Psychologie der Mode geben wollen, ist nicht ganz so schwer wie Theorie der Thorheit; aber der Stoff erweist sich beinahe ebenso unbegrenztbar, und doch muß man einmal eine Grenze ziehen und ein Ende machen.

Ein Heilmittel für unsere Strafrechtspflege.

Von

Alfred von Weinrich.

Die allgemeinen Klagen über unsere Strafrechtspflege beziehen sich auf die formalistische Rechtsauffassung, das Ignoriren der Bedürfnisse des Lebens und die starke Neigung der Gerichte zu Bestrafungen. Wie ich bereits an anderer Stelle*) nachzuweisen versuchte, ist diese Straftendenz auf den allzumächtigen Einfluß der Staatsanwaltschaft auf die Gerichte und das nahezu vollständige Fehlen eines Gegengewichts gegen diesen Einfluß zurückzuführen. Unsere Rechtsanwaltschaft, welcher es obliegt, ein Gegengewicht gegen die Justizbürokratie zu bilden, ist aus verschiedenen im Laufe dieser Darstellung zu erwähnenden Gründen hierzu nicht im Stande. Das von mir bereits früher behauptete Uebergewicht der Staatsanwaltschaft fand in den Aufsehen erregenden Ausführungen von Aulus Algerius in diesen Jahrbüchern**) für Preußen in einem weit größeren Umfange seine Bestätigung, als ich bisher angenommen habe. Die gleichen Verhältnisse, wie in Preußen, bestehen in den übrigen Bundesstaaten; speziell in Bayern bildet die Staatsanwaltschaft eine Durchgangsstufe für das höhere Richteramt.

Die Staatsanwaltschaft ist ihrer Natur nach einseitig. In Strafsachen besteht ihre Aufgabe im Aufspüren und Anklagen von Verbrechen. Ihr natürliches Gegengewicht soll sie in der Ver-

*) Zur Reform des Strafprozesses und des Bertheidigerberufs in der Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft. Bd. XIII (1893) S. 245 u. Beamtete und nicht beamtete Strafrichter in Frankreich und Deutschland ebenda Bd. XV S. 549.

**) Der Einfluß der Staatsanwaltschaft in der preussischen Justiz. Preuß. Jahrb. Bd. LXXXI S. 1 ff.; auch als Separatabdruck erschienen, Berlin 1896.

theidigung finden, welcher der Schutz der Individualrechte gegen etwaige Uebergrieffe und die Entlastung des Angeklagten obliegt. Sollen auch nach dem Prinzip „der Waffengleichheit“ bei Anklage und Vertheidigung Licht und Schatten gleichmäßig vertheilt sein, so ist doch nach dem Gesetz und der Praxis der Gerichte jene erheblich günstiger gestellt, als diese.

Unser Strafverfahren beruht im Wesentlichen auf französischer Grundlage. Die Staatsanwaltschaft ist dementsprechend eine aus Frankreich herübergenommene Einrichtung. Trotzdem, wie wir gleich sehen werden, die Staatsanwaltschaft dort eine erheblich größere Machtfülle besitzt, wie bei uns, konnte sie den Einfluß auf die Strafrechtspflege, den sie in Deutschland besitzt, in Frankreich nicht gewinnen. Während im deutschen Reiche die Staatsanwaltschaft fast nur in Strafsachen thätig ist und im Zivilprozeß sich ihre Mitwirkung auf Ehefachen § 569 Absatz 1 Z.-P.-O. und das Entmündigungsverfahren § 595 Absatz 2 Z.-P.-O. beschränkt, wirkt sie in Frankreich außerdem noch in allen Zivilprozessen mit und existiren eine Menge von Rechtsfachen, in denen sie gehört werden muß und in denen bei Strafe der Nichtigkeit kein Urtheil ergehen kann, bevor sie nicht ihr Gutachten abgegeben hat. Die hierüber bestehenden Bestimmungen wurden in dem zur Zeit der Kammer vorliegenden Entwurf eines neuen *côde de procedure civile**) herübergenommen, ohne daß dagegen auch nur der leiseste Widerspruch erhoben wurde, ein Beweis dafür, für wie wenig gefährlich in Frankreich der Einfluß der Staatsanwaltschaft für das öffentliche Leben angesehen wird! Welch ein Geschrei würde in Deutschland erhoben, wenn man nur annähernd derselben eine solche Gewalt einräumen wollte! Nach § 152 G. V. G. darf ferner der Staatsanwaltschaft kein Dienstaufsichtsrecht über die Richter übertragen werden. In Frankreich dagegen sind der Präsident und der Staatsanwalt die Vorkände des Gerichts. Auch hierüber sind dort keine Klagen laut geworden.

Der Grund, warum in Frankreich die Staatsanwaltschaft einen die Rechtspflege schädigenden Einfluß auf die Gerichte nicht gewinnen konnte, liegt in dem Bestehen eines mächtigen Gegengewichts, das durch ein kräftiges und zielbewußtes Parreau ausgeübt wird. Die Folge davon ist, daß nicht nur bei Verhandlung der Sache die Ausführungen des Vertheidigers,

*) Vgl. darüber: v. Weinrich in der Zeitschr. für Deutschen Zivilprozeß. Bd. XXI S. 431 ff.

obgleich seine prozeßuale Stellung eine weniger günstige ist, als nach deutschem Strafverfahren, eine erheblich größere Beachtung finden als bei den deutschen Gerichten, sondern auch daß Advokaten regelmäßig in höhere Richterstellungen berufen werden. Es ist also nicht nur bei Verhandlung der Sache, sondern auch, bei der Berathung des Gerichts ein starkes Gegengewicht gegen eine „staatsanwaltschaftliche“ Auffassung vorhanden, indem eine große Anzahl Richter aus den berufsmäßigen Bertheidigern hervorgeht und damit eine den Angeklagten günstigere Auffassung der Dinge in die Gerichtssäle ihren Einzug hält.

Aber noch ein weiterer Nutzen wird durch die Berufung von Advokaten in die Richterkollegien erzielt. Der Advokat steht Dank seiner Berufsthätigkeit dem Leben weit näher, als der höhere Richter und der Staatsanwalt, welcher letzterer die Dinge unter bürokratischer Brille sieht. In Folge dessen kommt ein frischerer Zug in die Rechtspflege und wird der Formalismus zurückgedrängt. Thatsächlich zeichnet sich denn auch die französische Rechtsprechung vor der deutschen dadurch vortheilhaft aus, daß sie den Verhältnissen des Lebens eine weit größere Beachtung schenkt.*)

Soll aber das Wort der Advokaten überhaupt gehört und sollen sie in höhere Richterstellungen berufen werden, so muß ihr Stand als solcher im höchsten Ansehen stehen. Dies ist denn auch in Frankreich der Fall. Zahlreiche höhere Beamte, vorzugsweise die Justizminister werden dem Barreau entnommen, welche nach Niederlegung ihrer Funktion wieder in diese ehrenwerthe Korporation zurückkehren. Wie steht es aber in Deutschland? Hier genießt weder in der juristischen Beamtenwelt noch beim Publikum

*) Sehr beachtenswerth ist, was Ostrogorski: Die Frau im öffentlichen Recht (in der Uebersetzung von Franziska Steinig). Leipzig 1897. Seite 148 über die Bertheidigung und ihre öffentlich-rechtliche Stellung bemerkt: „In unserer modernen Gesellschaft zeigt sich der Fortschritt der Zivilisation und der Rechtspflege durch das beständige Wachsen der Bedeutung der Bertheidigung, das schließlich dazu führt, daß die Anwaltschaft ein wesentlicher Bestandtheil des Organismus der Justiz wird und der Anwalt regelmäßig auf jeder Stufe des gerichtlichen Verfahrens, von Anfang bis zu Ende thätig ist. Nur dadurch wird ein exaktes Funktioniren der Waage der Gerechtigkeit gewährleistet. Bleibt die eine der Waagschalen ohne Gegengewicht und sinkt mit ihrer ganzen Schwere nieder, so ist in der Person des verletzten Rechtsuchenden die ganze Gesellschaft getroffen. Die bloße Möglichkeit, daß dies geschehen könnte, ist eine Bedrohung der Gesellschaft, eine stete Gefahr für dieselbe. Darum ist die Anwaltschaft der Justiz angegliedert, um diese Gefahr von der Gesellschaft abzuwehren und daraus ergibt sich ihr öffentlicher Charakter.“

der Rechtsanwalt das zu einem segensreichen Wirken unentbehrliche Ansehen. Dies erschwert ihm nicht nur seine Aufgabe im Rechtsleben, sondern treibt ihn dem Materialismus in die Arme, worin eine ungeheure Gefahr für unsere öffentlichen Zustände liegt. Daß wir einzelne im höchsten Grade ehrenwerthe und im größten Ansehen stehende Rechtsanwälte haben, ändert daran nichts. Man muß die Person von der Sache trennen.

Soll also gegen die Justizbureaucratie das nöthige Gegengewicht geschaffen werden, so ist bei der Rechtsanwaltschaft einzusetzen. Die im Verhältniß zu den westeuropäischen Staaten wenig günstigen Zustände innerhalb der deutschen Rechtsanwaltschaft müssen verbessert werden. Nichtsdestoweniger lassen sich die französischen Advokaturverhältnisse, wie das vor einigen Jahren von Brischl*) und im Anschluß daran von Kruse kürzlich**) vorge schlagen wurde, nicht ohne Weiteres auf Deutschland übertragen. Allein, dies schließt nicht aus, daß der Grundgedanke, auf dem in Frankreich die Macht des Advokatenstandes beruht, nicht im deutschen Reiche gesetzgeberische Verwerthung sollte finden können! Zu diesem Zwecke müssen wir diejenigen Momente in den französischen Advokaturverhältnissen in Betracht ziehen, aus denen dieser Grundgedanke gewonnen werden kann und ferner, in welcher Weise der französische Advokatenstand seine Novizen in dieser Idee erzieht. Anschließend daran sind die Zustände in unserer Rechtsanwaltschaft kurz zu schildern. Im darauf folgenden Theil ist zu untersuchen, an welche Einrichtungen die Reformbestrebungen anzuschließen haben und in welcher Weise jene weiter zu bilden sind. Zum Schluß ist darzustellen, wie sich die Rechtsanwaltschaft selbst gegenüber den Reformbestrebungen verhält und zu prüfen, ob nicht ein höheres Interesse dafür spricht, selbst gegen den Willen der Rechtsanwaltschaft gesetzgeberische Maßregeln zu treffen, welche die Hebung des Standes und die Einräumung einer der Staatsanwaltschaft völlig ebenbürtigen Stellung bezielen.

A.

I. Die französischen Parteivertreterverhältnisse***) unterscheiden sich von den deutschen dadurch, daß dort für jede der

*) Advokatur und Anwaltschaft. Berlin 1888. S. 143 ff.

**) Richteramt und Advokatur. Berlin 1897. S. 60.

***) Vgl. zum Folgenden: v. Weinrich: Die gerichtliche Parteivertretung in Frankreich. Mannheim 1893. Separatabdruck aus der Zeitschrift für französisches Zivilrecht Bd. XXIII. S. dort auch weitere Literaturangaben.

verschiedenen Funktionen auch ein besonderes Personal vorhanden ist, während bei uns diese durch eine und dieselbe Person besorgt werden. Was zunächst die Prozeßführung anlangt, so ist in Frankreich der eigentliche juristische Theil streng von dem geschäftlichen getrennt. Man geht dabei von der Idee aus, daß die rechtswissenschaftliche Thätigkeit den Formalismus der eigentlichen Prozeßgeschäfte, den Parteiverkehr und das Geld- und Rechnungswesen nicht vertrage. Der eigentlich juristische Theil wird durch den Advokaten, der formell-technische durch den Avoué besorgt. Diese Scheidung findet sich zunächst an den Zivilgerichten, sie hat sich aber im Laufe der Zeit auch auf die Handelsgerichte übertragen, wo eine Klasse von Rechtsagenten (*Agréés*), die Funktionen der Avoués besorgt. Ueberhaupt ist das Rechtsagentenwesen in Frankreich sehr entwickelt. Den Rechtsagenten (*agents d'affaires*) liegt die Parteivertretung vor den Friedensgerichten ob, sie vermitteln außerdem eine Menge von Geschäften, wie Immobilienverkäufe, Hypothekendarlehne, Inkassos u. s. w. Außer den *Agréés* haben wir an den Handelsgerichten als eine besondere Klasse von Agenten noch die Konkursverwalter (*syndics de faillite*). Der Wirkungskreis der Agenten ist, zur Zeit wenigstens noch, streng von dem der Advokaten und der Avoués geschieden. Ob freilich die neuesten Entwürfe über die Kompetenzerweiterung der Friedensgerichte und den Zivilprozeß nicht vielleicht eine Aenderung bringen werden, mag vorerst dahingestellt bleiben. In Deutschland treten dagegen Rechtsanwälte mit den Agenten bezüglich der Vertretung vor den Amtsgerichten und verschiedener Verwaltungsgeschäfte in Konkurrenz. Für das Urkundenwesen und die freiwilligen Versteigerungen besteht in Frankreich ein sehr hochentwickeltes Notariat, im Gegensatz dazu theilt, namentlich in Norddeutschland, das Notariat seine Thätigkeit mit den Gerichten und ist mit der Rechtsanwaltschaft verbunden.

1. Die Franzosen gelten im Allgemeinen als eine neuerungsfüchtiges Volk. In den Verhältnissen der Advokatur haben sie jedoch einen merkwürdigen Konservatismus an den Tag gelegt. Die Advokatur reicht bezüglich ihres Ursprunges tief in das Mittelalter zurück und sind die Gebräuche, welche die Advokaten damals angenommen haben, noch heute geltendes Recht. Die Revolution hat zwar auch an das altherwürdige Barreau ihre Art gelegt. Die Macht der im Verborgenen wirkenden Advokaten war aber eine so große, daß sie bei Napoleon I., der ihnen übrigens durch-

auss nicht hold war, ihre Wiederherstellung durchsetzten, wenn sie sich auch im Vergleich zu ihrer Stellung zur Zeit des *ancien régime* manche Beschränkung gefallen lassen mußten. Unter der Restauration und dem Kaiserkönigthum haben sie sich jedoch in dem Sinne des alten *Barreau* weiter ausgebildet, indem jene Beschränkungen zum großen Theil beseitigt wurden.

Die französischen Advokaten betrachten als ihre Berufsaufgabe, den Schutz der Individualrechte (*Patronat*) und verhorresziren in Folge dessen Alles, was nur im Entferntesten an ein Mandatsverhältniß erinnert. Sie dürfen darum von den Parteien weder ein Honorar fordern, noch einklagen. Dasselbe hat den Charakter eines Gesenkts. Freilich ist dies eine Fiktion, denn auch der Advokat muß vom Ertrage seiner Arbeit leben. Im Interesse des Standes, um sich gegenüber dem Publikum die volle Unabhängigkeit zu wahren und zu verhüten, daß sich die Gerichte in die Erwerbsverhältnisse der Advokaten mengen, wird an dieser Fiktion von ihnen aufs Strengste festgehalten. In Zivilsachen sorgt der *Avoué* und in Handelsjachen der *Agréé* für das Honorar, nur in Strafsachen pflegt die Zahlung direkt durch die Partei zu erfolgen. Doch giebt es auch hier Mittelspersonen. Die hierdurch bewirkte Abhängigkeit von solchen wird als das geringere Uebel empfunden. Ueberhaupt haben die französischen Advokaten eine besondere Scheu vor allen Geldgeschäften und Rechnungsverhältnissen, da sich hieraus leicht Konflikte, nicht immer ganz sauberer Natur, entwickeln können, und ist ihnen daher die Uebernahme solcher Geschäfte verboten. Art. 42 der *Ordonnanz* vom 20. November 1822. Aus dem bereits erwähnten Grunde ist ferner den Advokaten jede Art der *Reklame* untersagt. Das Anbringen von größeren Schildern mit Angabe der Berufsstellung und das Bedrucken von Briefbogen und *Kouverts* mit der Bezeichnung *avocat* gelten als unanständig.

Zu dem außerordentlich hohen Ansehen der Advokaten trägt nicht wenig die Stellung bei, welche sie bei Ausbildung der heranwachsenden Juristengeneration einnehmen. Unserm *Referendar* entspricht nämlich im Wesentlichen in Frankreich der *avocat stagiaire*. Derselbe ist ein in seiner Ausbildung begriffener Advokat, welcher jedoch nicht in der Advokatenliste (*tableau*) eingetragen ist. Mit 22 Jahren erlangt derselbe das Recht vor allen französischen Gerichten zu *plaidiren*. Die *Stageadvokaten* müssen regelmäßig die Gerichtssitzungen besuchen. Außerdem versammelt, wenigstens in Paris, der Vorstand des *Barreau* die dort wohn-

haften Stageadvokaten jeden Sonnabend im Bibliotheksaale, wo Rechtsfragen erörtert und Disputirübungen abgehalten werden. Zum Zwecke einer besseren Ausbildung und der disziplinarischen Aufsicht sind gleichfalls in Paris die Stageadvokaten in „Kolonnen“ abgetheilt. An der Spitze jeder Kolonne stehen zwei Mitglieder des Rathes der Advokaten (conseil), welche durch je einen den Stageadvokaten entnommenen Sekretär, was als Auszeichnung gilt, unterstützt werden.

Die Kolonnen müssen sich mindestens zwei Mal im Jahre versammeln. Bei den Zusammenkünften werden Vorträge über die Gebräuche des Barreaus und die Rechte und Pflichten der Advokaten gehalten. Der Besuch der Konferenzen und der Kolonnenversammlungen ist obligatorisch. Die Stageadvokaten, welche in das Tableau aufgenommen werden wollen, haben den Nachweis über den regelmäßigen Besuch dieser Versammlungen und der Gerichtssitzungen zu erbringen, ohne welche diese Aufnahme nicht erfolgen kann. Erwähnenswerth ist noch, daß bei Eröffnung der Konferenzen am Anfange eines jeden Justizjahres zwei Kolonnensekretäre Vorträge zu halten haben. Einer derselben muß eine Lobrede auf einen verstorbenen hervorragenden Juristen enthalten, wie denn auch der Batonnier in seiner alljährlichen Ansprache (discours du bâtonnat) auf leuchtende Vorbilder in der Vergangenheit hinzuweisen pflegt. Nicht nur die Advokaten, sondern auch alle Richter an den Kollegialgerichten gehen aus dem Stageadvokaten hervor, indem nach dem Gesetze vom 30. August 1887 hierfür eine dreijährige Stage bei einem Barreau erfordert wird.

Schon aus dieser kurzen Skizze ist ersichtlich, daß die französische Advokatur bei der Ausbildung ein besonderes Gewicht auf die Erweckung des Standesgefühls legt. Ferner zwingt die Umstände der Advokaten, daß sie die praktische Ausbildung der jungen Juristen selbst in die Hand nehmen, mit der Wissenschaft in Fühlung zu bleiben. Ein besonderes Gewicht wird endlich auf die Ausbildung der gerichtlichen Beredsamkeit gelegt.

Es ist zum Schlusse noch eine besondere Klasse von Advokaten, nämlich die beim Staatsrath und dem Kassationshof thätigen zu erwähnen. Dieselben üben gleichzeitig die Anwaltsfunktionen (Prokuratur) aus, was jedoch dort nicht viel zu bedeuten hat, da an diesen Höfen nur Rechtsfragen verhandelt werden. Dieselben sind, was jetzt schon erwähnt werden soll, für unsere Rechtsanwaltschaft am Reichsgericht vorbildlich geworden.

2. Wie der Ursprung der Advokatur, so reicht auch die Entstehung der formellen Prozeßvertretung, der Procuratur, bis tief in das Mittelalter zurück. Die Procuratoren waren ursprünglich Schreiber, die sich in den Vorhallen der Parlamentsgebäude herumtrieben und Gesuche an die Gerichte einreichten. Im Laufe der Zeit übernahmen sie bei der Prozeßführung den formellen Theil, vermittelten den Parteiverkehr und besorgten das mit der Prozeßführung verbundene Geld- und Rechnungswesen. Ihre Stellen wurden auf eine bestimmte Zahl beschränkt und Heinrich III. erklärte sie durch eine Ordonnanz von 1588 als erbliche Aemter, bei deren Uebernahme ein bestimmter Betrag an den Staat bezahlt werden mußte. Die Procuratoren machten sich bald durch ihre Habgier beim Volke im höchsten Grade verhaßt und als sie nach der Revolution, die auch ihren Untergang herbeiführte, wiederhergestellt wurden, erhielten sie deshalb den Namen: *Avoués*. Es wird von ihnen akademische Bildung, freilich in geringerem Umfange, wie von den Advokaten, verlangt, und außerdem eine fünfjährige Thätigkeit als Schreiber auf einem Anwaltsbureau. Auch die Zahl der *Avoués* ist bei den Gerichten beschränkt und sind deren Stellen käuflich. Die ihnen von Napoleon I. verliehene *Plaidirbefugniß* in kleinen Sachen wurde unter der Restauration beseitigt und ihnen nun mehr der mündliche Vortrag an denjenigen Gerichten gestattet, wo es an Advokaten fehlte.

Eine einschneidende Wirkung auf die Parteivertreterverhältnisse dürften die vorerwähnten, zur Zeit der Kammer vorliegenden Gesetzentwürfe äußern. Der Entwurf über die Erweiterung der Zuständigkeit der Friedensgerichte, der zuerst zur Einführung gelangen soll, und von der parlamentarischen Kommission bereits angenommen wurde, erhöht diese Zuständigkeit von 200 Frs. auf 1500 Frs. Der Anwaltszwang wird damit bei einer erheblichen Anzahl Sachen beseitigt. Die *Avoués* würden dann an den Friedensgerichten eine ähnliche Stellung einnehmen, wie unsere Rechtsanwälte bei den Amtsgerichten. Ob auch die Advokaten? Ein Theil von ihnen mag wohl durch die Noth des Lebens dazu gezwungen werden, vor den Friedensgerichten Prozesse zu führen. Denn nicht nur wird durch deren Kompetenzerweiterung ihr Arbeitsfeld verringert, sondern es können auch die *Avoués* nach dem Entwurf des neuen *code de procedure civile* in allen Sachen, in denen es keiner schriftlichen Vorinstruktion bedarf — und deren dürften es sehr viele sein — auch den mündlichen Vortrag übernehmen. Es wird

dann auch in Frankreich im Prozeßverfahren die Trennung der Advokatur von der Prokuratur nur für die größeren Prozesse bestehen bleiben, wo sie allein innerlich begründet ist. Die Bedeutung der Advokatur für die politische Entwicklung und die Ausbildung der Juristen wird dadurch nicht berührt. Im Gegentheile wird durch diese Beschränkung ihre Bedeutung erhöht, weil damit eine Menge von Mittelmäßigkeiten ausscheidet, deren Verbleiben für einen Stand, dem eine so wichtige Aufgabe im öffentlichen Leben obliegt, wie dem Advokatenstand, nicht vortheilhaft ist.

3. Bevor wir diesen Abschnitt schließen, müssen wir noch einen Blick auf die am linken deutschen Rheinufer und in die bei unseren westlichen, nicht französischen Nachbarn bestehenden Parteivertreterverhältnisse werfen, wo mit der Gesetzgebung Napoleons I. auch das französische System zur Einführung gelangte.

In den 1815 wieder deutsch gewordenen Rheinlanden bestand die französische Advokatur erst seit 1810. Die von den Regierungen erstrebte Beseitigung derselben war daher leicht zu bewerkstelligen. Es wurden an allen Kollegialgerichten dieser Provinzen eine bestimmte Anzahl von Advokat-Anwälten geschaffen. In der preussischen Rheinprovinz wurde außerdem noch eine Advokatur eingerichtet, welche mit der französischen nur den Namen gemeinsam hatte. Die rheinischen Advokaten konnten vor allen Gerichten dieser Provinz in Assistenz eines Advokat-Anwalts plaidiren. Dies führte zu allerlei Reibereien mit den Advokat-Anwälten und man kann daher nicht sagen, daß die rheinpreussische Advokatur, welcher die Ausübung der Anwaltschaft untersagt war, sich bewährt hat. Abgesehen von dem numerus clausus unterschied sich die rheinische Advokat-Anwaltschaft von der heutigen Rechtsanwaltschaft noch dadurch, daß sie ihre Thätigkeit auf die Konsultation und die Prozeßführung beschränkte und ihre Mitglieder, von seltenen Ausnahmefällen abgesehen, nur vor denjenigen Kollegialgerichten auftraten, bei denen sie zugelassen waren. Der französischen Sitte entsprechend gingen weder Advokat-Anwälte, noch Advokaten vor die Einzelgerichte. Die so bedenkliche Konkurrenz mit den Agenten war also ausgeschlossen.

Als Elsaß-Lothringen 1871 deutsch wurde, wurde dort gleichfalls die Verbindung der Advokatur mit der Anwaltschaft für zulässig erklärt. Es war dies ungemein leicht durchführbar, da der größte Theil der Advokaten und Avoués nach Frankreich

überfiedelte. Die Lücken wurden durch deutsche Juristen ergänzt. Zur Zeit der Einführung der Reichsjustizgesetze (1879) gab es in Elsaß-Lothringen Advokat-Anwälte, Advokaten und Anwälte, welche dann in die Rechtsanwaltschaft aufgingen. Von außerdeutschen Ländern des französischen Rechts ist zunächst der Kanton Genf um beßwillen zu erwähnen, weil dort 1834 die Vereinigung der Advokatur mit der Anwaltschaft vollzogen wurde und der IV. deutsche Juristentag zu Mainz im Jahre 1863, wo die Frage der Trennung beider Berufe zur Berathung stand, vorzugsweise mit Rücksicht auf die Genfer Verhältnisse sich für die Vereinigung aussprach. Außer in Genf wurde 1879 in Holland und 1885 in Luxemburg die Verbindung der Advokatur mit der Procuratur durchgeführt.

Besondere Verhältnisse bestehen in Belgien.*) Seit 1891 ist dort die Advokatur mit der Anwaltschaft an den kleinen Kollegialgerichten (Tribunalen 2. und 3. Klasse) verbunden.

An allen übrigen Gerichten besteht noch die Trennung. Ein im Jahre 1876 gemachter Versuch ihrer Aufhebung scheiterte und war auch die im Jahre 1894 stattgehabte Enquete**) gegen die Vereinigung ausgefallen. Trotzdem dürfte dieselbe dort nur eine Frage der Zeit sein. Die belgische Advokatur steht aber weit hinter der französischen zurück. Daran sind nicht zum Wenigsten die „freien Schulen“ schuld. Nach Art. 5 Ges. vom 10. Juli 1890 genügt für die Immatrikulation auf einer Universität der Nachweis, daß der Kandidat mit Nutzen sechs Jahre lang den humanistischen Studien obgelegen habe. Mit diesem Nachweis wird es außerordentlich leicht genommen. In Folge dessen gelangen eine Menge junger Leute in die juristische Fakultät und später in das Barreau, die niemals eine Maturitätsprüfung bestanden hätten. Diese „Demokratisirung des höheren Unterrichts“ hat den Zudrang zum Studium außerordentlich vermehrt und sehr ungünstig auf das Niveau des Advokatenstandes eingewirkt.***)

Während ferner die französischen Advokaten sich strenge aller Mandatsverhältnisse enthalten, übernehmen die belgischen Pro-

*) v. Meirich: Die geplante Umgestaltung der Advokatur in Belgien in der Zeitschrift für französisches Zivilrecht. Bd. XXVI. S. 354f.

**) Ordre des avocats à la Cour d'appel de Bruxelles. Réformes professionnelles. Rapport de la commission du Conseil de l'ordre. Bruxelles 1894.

***) Rapport S. 55.

kurationen der verschiedensten Art, befassen sich mit Liquidationen und wenn sie in Brüssel keine Konkursverwaltungen übernehmen, so ist das nicht ihre Schuld. Sie haben sich sehr darum bemüht. Der Handelskammerpräsident hat aber das darauf bezügliche Ansprechen des Batonnier ablehnend beschieden.

Dieselben Bestimmungen, wie in Frankreich, bestehen bezüglich der praktischen Ausbildung der Juristen auch in Belgien. Die Einrichtung der Stageadvokaten findet sich auch hier und die Mitglieder der Kollegialgerichte gehen gleichfalls aus ihnen hervor. Aber bei Handhabung der Bestimmungen über die Ausbildung zeigt sich eine große Laxheit. Der Besuch der Konferenzen ist nicht obligatorisch. Es fehlt die Kolonneneintheilung und die sorgfältige Pflege des Standesbewußtseins wie in Frankreich. Nichtsdestoweniger nimmt in Belgien der Advokat eine viel angesehenere Stellung ein, als im deutschen Reiche der Rechtsanwalt. Durch die Berufung von Advokaten in höhere Richterstellen wird auch dort ein Gegengewicht gegen den juristischen Formalismus und den Einfluß der Staatsanwaltschaft geschaffen.

Hat sich in den hier erwähnten Gebieten die Vereinigung der Advokatur mit der Anwaltschaft theils bereits vollzogen, theils ist sie nur eine Frage der Zeit, so denkt, abgesehen von Rheinpreußen*), Niemand daran, mit der Rechtsanwaltschaft auch noch das Notariat zu verbinden. Man betrachtet es als selbstverständlich, daß zwei so verantwortliche und verschiedenartige Stellungen, wie die des Rechtsanwalts und Notars, nicht von einer und derselben Person eingenommen werden können und daß das mündliche Verfahren, das so hohe Anforderungen an den Rechtsanwalt stellt, keine Zersplitterung der Kräfte zuläßt.

Daß jene Vereinigung in den nicht französischen Ländern des französischen Prozeßes sich ohne Schwierigkeiten vollzogen hat, hat von Elsaß-Lothringen abgesehen, wo die Option die Sache erleichterte, seinen Grund darin, daß hier die Jahrhunderte alte Tradition fehlt, welche dem französischen Barreau ihre Kraft verleiht und die Käuflichkeit der Schreibstuben der Avoués erst nach Abtrennung dieser Gebietstheile, nämlich im Jahre 1816 in Frankreich wieder eingeführt wurde.

*) Durch das Gesetz vom 13. April 1888 wurde in der Rheinprovinz die Verbindung der Rechtsanwaltschaft mit dem Notariat im Bedürfnisfalle für zulässig erklärt. Diese Verbindung ist dennoch auch nur in kleineren Orten erfolgt.

II. Obgleich im deutschen Reiche die Advokatur mit der Procuratur verbunden ist, bestehen dennoch zur Zeit zwei Klassen von Rechtsanwälten. Es sind dies die Rechtsanwälte am Reichsgericht und die übrigen Rechtsanwälte.

Die Rechtsanwaltschaft am Reichsgericht, §§ 98.—102, R. U. D., entspricht im Wesentlichen der Advokatur des französischen Staatsrathes und Cassationshofs. (I. 1.) Wie bei diesen fallen nur Rechtsfragen in das Bereich ihrer Thätigkeit. Die geschäftliche Seite der Procuratur, das Sammeln des thatsächlichen Materials, der Parteiverkehr, das Geld- und Rechnungswesen, lauter Dinge, die das Niveau des Advokaten herunterdrücken und die daher die französischen Advokaten auf das Entschiedenste von sich weisen, liegen ihnen fern. Sodann befaßt sich diese Klasse von Rechtsanwälten nicht mit Verwaltungsgeschäften und Agenturen. Ihre Zahl ist zwar gesetzlich nicht beschränkt; doch bietet ihnen die Bestimmung des § 99, R. U. D., wonach die Zulassung nach dem freien Ermessen des Präsidiums des Reichsgerichts zu erfolgen hat, eine gewisse Sicherheit der Existenz und schützt sie vor unliebsamem Wettbewerb.

Die zweite Klasse von Rechtsanwälten soll nach der Rechtsanwaltsordnung ein Ganzes bilden. Doch darf man ja nicht glauben, daß die Verhältnisse innerhalb der Rechtsanwaltschaft überall die gleichen seien. Es herrscht hier eine größere Buntschekigkeit, als man gewöhnlich annimmt, wenn auch nicht in dem Maße, wie beim Notariat. Das Korrelat der freien Konkurrenz, die Freizügigkeit im Reiche, fehlt gänzlich, es besteht nur eine solche innerhalb jedes einzelnen Staates. Nach § 4 R. U. D. hat der zum Richteramt Befähigte ein Recht auf Zulassung zur Rechtsanwaltschaft nur in dem Staate, in welchem er diese Befähigung erlangte. Wer in einem andern Bundesstaate das Accessorexamen bestanden, kann nach dem Ermessen der Landesjustizverwaltung zur Rechtsanwaltschaft zugelassen werden. § 2 R. U. D. Doch machen davon aus naheliegenden Gründen die Justizverwaltungen nur äußerst selten Gebrauch. Es bestehen deshalb auch innerhalb der Rechtsanwaltschaft verschiedene berechnete und unberechnete Eigenthümlichkeiten. So ist z. B. in Norddeutschland das Notariat mit der Rechtsanwaltschaft verbunden, in Süddeutschland nicht; in dem einen Staate beschäftigen sich einzelne Rechtsanwälte mit großen Vermögensverwaltungen, in dem anderen alle Rechtsanwälte fast nur mit Prozeßen. Aber auch bezüglich der Art der von Rechts-

anwältlichen betriebenen Nebengeschäfte herrschen nicht überall die gleichen Grundsätze, so ist der Kreis dieser Geschäfte in Sachsen, Thüringen und Mecklenburg erheblich größer, als am Rhein. Auch bezüglich des Auftretens der Rechtsanwälte an den verschiedenen Gerichten bestehen lokale Gewohnheiten. Bald treten nur die am Oberlandesgerichte zugelassenen Rechtsanwälte in der Regel nur vor diesem auf, bald alle die am Sitze desselben wohnhaften, auch nicht bei diesem zugelassenen u. s. w. Bevor aber nicht Einheitlichkeit in den Sitten und Gebräuchen der Rechtsanwaltschaft besteht, giebt es trotz Reichs-Anwalt und Gebührenordnung keine deutsche Rechtsanwaltschaft im eigentlichen Sinne, sondern nur eine preußische, bayerische, sächsische u. s. w.

Ferner muß noch hervorgehoben werden, daß das mündliche Verfahren die ganze Kraft des Mannes erfordert und daß in Folge dessen ein Abziehen von der prozessualen Thätigkeit eine für die Prozeßführung unerträgliche Zersplitterung der Kräfte herbeiführt. Das so viel gerügte Vertagungsunwesen in Zivilsachen läßt sich außer auf die ungleiche Vertheilung der Praxis und das Auftreten vor den verschiedenen Gerichten noch darauf zurückführen, daß durch die mannigfachen Nebengeschäfte die Zeit unserer Rechtsanwälte in einer Weise in Anspruch genommen wird, daß Störungen unausbleiblich sind. In Folge der prozessualen Thätigkeit sind die Rechtsanwälte, die gleichzeitig Notare sind, genöthigt, die Beforgung des Notariats ihren Schreibern zu überlassen.*) Ferner sind nicht nur in Folge ihres Auftretens vor den Amtsgerichten, sondern auch durch das Verwalten von Vermögensmassen, Vermittelung von Grundstücksverkäufen und Hypothekendarlehen und andere Geschäfte die Rechtsanwälte Konkurrenten der Winkelkonsulenten oder Rechtsagenten. Die Behauptung Prischl's**), daß die Prokuratur die Verlockung zu undelikatzen, ja unredlichen Handlungen in sich trägt, kann eben so wenig bestritten werden, als daß das Betreiben der verschiedenen Geld- und Rechnungsgeschäfte eine materialistische Denklungsweise fördert und einer idealen Berufsauffassung hinderlich ist. Die kriminellen Verurtheilungen von Rechtsanwälten wegen Unterschlagung, Untreue, Betrug sind keineswegs sehr seltene Fälle. Durch solche Dinge leidet aber das Ansehen des

*) Weisker: Das Notariat der preußischen Monarchie. Leipzig 1896. S. 171. Note 1.

**) a. a. O. insbes. S. 157.

ganzen Standes. Einen sprechenden Beleg hierfür bilden die zunehmenden Klagen über das zwischen Richtern und Anwälten bestehende Verhältniß und die sich mehrenden Reibereien zwischen den Angehörigen beider Berufe. Nun soll aber doch die Rechtsanwaltschaft ein Gegengewicht gegen die Staatsanwaltschaft bilden! Daß dies ihr aber unter solchen Umständen gänzlich unmöglich ist und in Folge dessen die Staatsanwaltschaft immer höher steigen und zum Schaden der Rechtspflege einen übermäßig großen Einfluß auf Gerichte und Rechtsprechung gewinnen muß, ist ein durchaus natürliches Ergebnis.

B.

Wir haben gesehen, daß, je freier die Advokatur von geschäftlichen und mechanischen Verrichtungen ist, desto besser sie sich entwickeln kann. Es wurde ferner gezeigt, daß sich nur in Frankreich Dank einer Jahrhunderte alten Tradition, die auch die Revolution nicht auszutilgen vermochte, die Advokatur auf ihrer reinen Höhe zu erhalten mußte — die englischen Justizverhältnisse bleiben wegen ihrer Grundverschiedenheit von den deutschen hier außer Betracht —, während sie in den anderen Ländern, wo sie während der Napoleonischen Kriege Eingang fand, sich im Laufe der Zeit mit der Prokuratur entweder vereinigte oder im Begriffe steht, dies zu thun. Und in der That, so sehr diese Trennung im Interesse der Allgemeinheit liegt, für den einzelnen Zivilprozeß läßt sie sich nicht rechtfertigen. Denn in der Prozeßführung greifen die Funktionen des Advokaten und des Prokurators dermaßen in einander über, daß ein Auseinanderreißen jener hinderlich ist. Dazu kommt, daß die Prozeßkosten, über die jetzt schon sehr geklagt wird, sich dadurch, daß die Partei statt einen zwei Vertreter zu bezahlen hat, ganz erheblich vermehren. Es stehen sich also zwei Interessen gegenüber, das Interesse der Allgemeinheit, welches eine mächtige Advokatur fordert, die ohne Fernhaltung des rein Geschäftlichen und Formellen nicht denkbar ist, und das Interesse der einzelnen Prozeßpartei, welches nur einen Vertreter verlangt. Es ist nun zunächst zu prüfen, ob es nicht möglich ist, beiden gerecht zu werden. Dies ist in der That der Fall und können wir dabei an bereits Bestehendes anknüpfen.

Auszugehen ist von der wichtigsten Funktion des Rechtsanwalts, der Parteivertretung im Zivilprozeß. Hier finden wir nun,

daß die Anwaltsthätigkeit nicht nur in der Revisions-, sondern auch in der Berufungsinstanz, in ganz erheblichem Maße von der Thätigkeit in erster Instanz sich abhebt. In den beiden erstgenannten steht das Thatsächliche meist fest; nur in der Berufungsinstanz sind manchmal Nachholungen zu machen. Doch sind auch diese gegenüber der Anwaltsthätigkeit vor den niederen Gerichten von untergeordneter Bedeutung. Hier ist ab ovo anzufangen. Der Rechtsanwalt hat auf die Sammlung des Materials außerordentlich viel Zeit und Mühe zu verwenden und hat zu diesem Zweck einen sehr intensiven Parteiverkehr zu pflegen, der in den oberen Instanzen nur wenig zu bedeuten hat. Dazu kommt, daß nach unserer Prozeßordnung gerade die peinlichste Seite der Rechtsanwaltsthätigkeit, das Kosten- und das Vollstreckungswesen bei den unteren Instanzen liegen. Mit einem Worte, in der Revisions- und Berufungsinstanz tritt der Advokat, in der Ersten der Prokurator in den Vordergrund.*)

Es ist also eine Scheidung möglich, ohne daß das Parteinteresse darunter leidet. Eine solche besteht bereits für die Revisionsinstanz einer- und die übrigen Instanzen andererseits. Die bisher bestehende erste Klasse von Rechtsanwälten, denen man eine den französischen Advokaten ähnliche Stellung einzuräumen hätte, wäre also zu erweitern. Außer den Rechtsanwälten am Reichsgericht hätten in diese die Rechtsanwälte an den Oberlandesgerichten Aufnahme zu finden. Dazu kämen dann noch Rechtsanwälte am Oberverwaltungsgericht, die entweder ein besonderes Bureau zu bilden hätten oder mit denen am Kammergericht zu vereinigen wären. Diesen allen müßte es verboten sein, vor den Gerichten I. Instanz aufzutreten, wie auch umgekehrt Rechtsanwälte I. Instanz nicht vor den höheren Gerichten auftreten dürften. Das Betreiben von Verwaltungsgeschäften jeder Art, sowie die Ausübung des Notariats wären für unstatthaft zu erklären. Wie die französischen Advokaten sollten die Rechtsanwälte an den Rechtsmittelinstanzen an der Ausbildung des Nachwuchses Antheil nehmen. Am Sitze jedes Oberlandesgerichts wären einjährige Kurse für Referendare zu eröffnen, die unter der Leitung von Oberlandesgerichtsanwälten ständen. Wie bei den französischen Konferenzen, so müßten auch hier die jungen Juristen über die Rechte und Pflichten des Rechtsanwalts unterrichtet und

*) Vgl. auch Kruse a. a. O. S. 37.

in der gerichtlichen Redekunst ausgebildet, ferner Gesetzgebungs- und Rechtsfragen besprochen werden. Aus dieser Klasse von Rechtsanwältin wäre ein Theil der höheren Richter zu entnehmen. *) Ergänzen würden sich diese Rechtsanwältin aus denen der Ersten Instanz. Das Prinzip der freien Advokatur muß aber auch auf diese Klasse Anwendung finden. Die Zulassung dürfte weder in das Ermessen eines Gerichts noch einer Behörde gestellt werden, sondern jeder Rechtsanwalt der ersten Instanz müßte, wenn nicht schwere Disziplinarstrafen vorliegen, nach Ablauf einer bestimmten Zeit ein Recht darauf haben, bei den Rechtsmittelinstanzen zugelassen zu werden.

Für die übrigen Rechtsanwältin würde durch eine solche Möglichkeit ein Sporn für ihre Thätigkeit liegen und ihr Ansehen würde gleichfalls steigen. Ferner würden sie durch die vorerwähnten Kurse mit den Aufgaben der Rechtsanwaltschaft vertraut gemacht, weit weniger Taktlosigkeiten, als zur Zeit begehen, worüber in Bezug auf junge Rechtsanwältin sehr geklagt wird. Es wären aber auch hier Reformen nöthig, die von dem Grundgedanken beherrscht würden, daß das Geschäftliche möglichst fern zu halten ist.

Vor Allem hätte eine Abtrennung des Notariats zu erfolgen. Dasselbe müßte sodann durch Uebertragen aller Beurkundungen und des Grundbuchwesens lebensfähig gemacht werden. Die großen Verwaltungsgechäfte wären thunlichst dem Notariat und den Agenten zu überweisen. Das Arbeitsfeld der Letzteren und des Rechtsanwalts müßte, zur Vermeidung einer unwürdigen Konkurrenz, gegenseitig abgegrenzt werden. Auch wäre zu erwägen, ob nicht ein besonderer Stand von Konkursverwaltern zu schaffen sei, der, um Unregelmäßigkeiten, insbesondere unlautere Manipulationen mit dem Gemeinschuldner und einzelnen Gläubigern zu verhüten, unter strenger richterlicher Aufsicht stände. Die für die Rechtsanwaltschaft insbesondere bezüglich der Vereinbarkeit ihrer Berufsthätigkeit mit anderen Funktionen bestehenden Grundsätze müßten einheitlich geregelt und die Freizügigkeit auf das ganze Reich ausgedehnt werden, was sich nach Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches ohne große Schwierigkeiten durchführen läßt. Dies wären in großen Grundzügen die für die Rechtsanwaltschaft unerläßlichen Reformen, ohne deren Durchführung sie nicht im Stande ist, die Rechte der Einzelnen zu schützen und ein Gegengewicht gegen die

*) Kruse a. a. O. S. schlägt vor, daß $\frac{2}{3}$ der höheren Richter aus dem Richteramt und $\frac{1}{3}$ aus der Advokatur zu entnehmen wären.

Bureaukratie in der Justiz zu bilden. Auf Detailfragen ist hier nicht einzugehen*), sondern zunächst ein Boden für die Diskussion zu schaffen.

C.

Die Nothwendigkeit einer Reform wird freilich von unserer Rechtsanwaltschaft nicht anerkannt. Diese hat sich nicht nur über alle Vorschläge, die aus Anwaltskreisen kamen, gründlich — ausgezwiegen, sondern auch denen des Justizministers gegenüber sich durchaus ablehnend verhalten. Nur einer davon, daß nämlich jeder Rechtsanwaltskandidat nach Ablegung des Assessorexamens zwei bis drei Jahre auf dem Bureau eines Anwalts zu arbeiten hätte, fand Gnade vor ihren Augen. Es ist dies die Einführung des Konzipientenwesens, wie es früher in Bayern bestanden hat und zur Zeit in Oesterreich besteht. In Bayern führte dasselbe zu sehr bedenklichen Zuständen. Die ganze Arbeit ruhte auf den meist schlecht bezahlten Konzipienten, während der Chef sich mit Politik und allerlei Verwaltungsgeschäften befaßte. Es waren deshalb auch dort die Konzipienten die Vorkämpfer für die freie Advokatur. In Oesterreich, wo die Verhältnisse innerhalb der Rechtsanwaltschaft noch weit schlimmere sind, als bei uns, hat sie freilich Jenes nicht zu überwinden vermocht. Durch die Anstellung von Konzipienten gewinnt ein überbeschäftigter Rechtsanwalt die Möglichkeit, noch mehr Sachen anzunehmen und der Gegensatz in Bezug auf den Umfang der Praxis wird noch wesentlich erweitert. Das Bestehen eines solchen Gegensatzes ist aber eine besondere Schattenseite der freien Advokatur. Der bei der Enquete von der Berliner Anwaltskammer gemachte Vorschlag**), den Konzipienten das Auftreten vor Gericht zu verbieten, während dies den Bureauvorstehern vor den Amtsgerichten gestattet sein soll, macht die Sache unannehmbar. Es würden dann geprüfte Juristen noch unter den Schreibern stehen und der einzige Nutzen, den der junge Mann aus der Konzipiententhätigkeit zöge, wäre verloren. Uebrigens ist es vom pädagogischen Standpunkte aus durchaus schädlich, dem ungeübten Anfänger eine große Arbeitslast aufzuhalsen, weil er sich an ein hastiges und oberflächliches Arbeiten gewöhnt und

*) Vgl. hierüber: v. Weinrich: Zur Reform der deutschen Rechtsanwaltschaft. Straßburg 1891 und die Enquete des preussischen Justizministers betreffend die Freizügigkeit der Rechtsanwaltschaft im Archiv für öffentliches Recht. Bd. XI. S. 1 ff., und ferner: die Trennung des Notariats von der Rechtsanwaltschaft ebenda Bd. XII. S. 405 ff.

***) Juristische Wochenschrift. 1894 Nr. 38 u. 39.

niemals Gründlichkeit erlernt. Weder die Schäden in der Anwaltschaft, noch das Ansehen des Standes werden durch das Konzipiententhum gehoben! Dasselbe würde nur eine Verschlechterung der Zustände bedeuten, in welche die vom Justizminister angeregte Reformbewegung dann ausgemündet hätte!

Freilich kann sich die Rechtsanwaltschaft für ihr ablehnendes Verhalten auf die Autorität von Gneist berufen. Gneist*) sprach sich gegen die Trennung der Advokatur von der Prokuratur aus den oben erwähnten prozessualen Gründen aus, übersah aber deren Bedeutung für die gesammte Rechtspflege. Man glaubte übrigens ganz allgemein, daß weder die Verbindung mit der Prokuratur noch die Besorgung von allerlei Verwaltungsgeschäften und Agenturen den idealen Aufgaben der Advokatur hinderlich wären. Nun hat sich aber von den auf die freie Advokatur gesetzten Hoffnungen keine einzige verwirklicht; von manchen ist jedoch das Gegentheil eingetreten. Es sei hier nur z. B. daran erinnert, daß man von ihr die Beseitigung des Winkelkonsulententhums erwartete. Wie hat man sich aber hier getäuscht! Dasselbe ist blühender denn je und schädigt die Rechtsanwälte schwer in ethischer und materieller Hinsicht. Die Freiheit der Advokatur besteht eben nicht nur in der Unabhängigkeit von den Behörden, sondern in der Reinhaltung von solchen Geschäften. Ohne diese Letztere ist sie werthlos, ja geradezu schädlich!

Wäre die Rechtsanwaltschaft ein Geschäft, wie eine Bank oder eine Immobilienagentur, so wäre es für das öffentliche Wohl ziemlich gleichgültig, daß das ganze Dichten und Trachten des Anwaltes dahin geht, möglichst viel Geld zu verdienen. Ja, es wäre sogar dieser Standpunkt durchaus gerechtfertigt. Allein die Rechtsanwaltschaft hat im Rechtsleben eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Dies kann sie aber nur, wenn sie ihren Beruf in einem idealen Sinne erfäßt. Es muß daher Alles von ihr ferngehalten werden, was diesen Idealismus trübt. Dafür zu sorgen ist ein vitales Interesse unserer Justizverwaltung. Es kann unmöglich angehen und muß die Rechtspflege schweren Schaden leiden, wenn die eine Partei in die Höhe steigt, während die andere tief darniederliegt. Dies ist aber in der Strafrechtspflege der Fall, wenn nur der Beruf des Anklägers etwas gilt, der des Vertheidigers aber im Materialismus untergeht.

*) Freie Advokatur. Die erste Forderung aller Justizreform. Berlin 1867. Vgl. hierüber außer Gneist noch: Jaques: Die freie Advokatur und ihre legislative Organisation. Wien 1868.

Die deutschen Universitäten und die Volksvertretung.

Von

Friedrich Paulsen.

Seit den Tagen von Karlsbad, unseligen Andenkens, wo Metternich die durch seine Hezer verängstigten Souveräne zu der großen Aktion gegen die deutschen Universitäten zu bestimmen mußte, ist von diesen Anstalten nicht so viel öffentlich geredet worden als gegenwärtig. Mit derselben Regelmäßigkeit, wie die Schwalben, stellen sich im Frühling in den deutschen Reichs- und Landtagen die Verhandlungen über die Universitäten ein; es werden Brandreden gegen böse Professoren gehalten, die Staat und Gesellschaft, Religion und Kirche untergraben, der Regierung werden freigebig Rathschläge erteilt, wie diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen sei. Im preussischen Landtag werden an einem Tage die Theologieprofessoren wegen Vergiftung der Jugend durch ihre ungläubige Wissenschaft, an einem andern die Lehrer der Nationalökonomie wegen sozialistischer Gesinnung angeklagt, die sie in Schriften und öffentlichen Reden bekundeten und womit sie auch die heranwachsende Beamtenschaft durchseuchten; zur Abwechslung wird auch einmal ein Historiker wegen politischer Unzuverlässigkeit im Allgemeinen und sträflicher Aeußerungen über Friedrichs des Großen militärische Qualitäten im Besondern zur Maßregelung empfohlen. Wieder ein ander Mal ziehen im Reichstag oder im bairischen Landtag die Redner des Zentrums die Gottlosigkeit der Philosophieprofessoren ans Licht. In langen, mit wörtlichen Verlesungen von Beweisstellen wohl versehenen Reden zeigen sie den erstaun-

Hörern, was für furchtbare Behauptungen von diesen gewissenlosen Menschen ohne Scheu öffentlich aufgestellt und also wahrscheinlich auch in ihren Vorlesungen den Studenten vorgetragen werden; sie seien es eigentlich, die der Sozialdemokratie, die mehr eine fanatische Sekte als eine politische Partei sei, ihre atheïstische Dogmatik schrieben; hier sei die eigentliche Quelle des Übels, hier müsse Hand angelegt werden, wenn man den Giftstrom stoppen wolle, der unser frommes Volk verderbe.*)

Alles wie in jenen trübjeligen Tagen der Demagogerie. Nur ein großer Unterschied tritt hervor: damals gingen die Anklagen von den Vertretern der Regierungen aus, heute von den gewählten Vertretern des Volkes, wogegen die Vertreter der Regierung die Angriffe auf die Professoren, wenn auch mit mehr Gelassenheit als Angriffe auf Landräthe und Polizeibeamte, zurückweisen. Die Volksvertreter haben die polizeiliche Ueberwachung der akademischen Lehrer als freiwillige Leistung auf sich genommen; sie sind es, die jetzt dem Geschäft der Aufspürung von revolutionären Umtrieben an den Universitäten mit spontanem Eifer obliegen und die Regierung zum Vorgehen treiben, natürlich — ohne Verletzung des Prinzips der Lehrfreiheit, ganz wie ehemals: *citra sanguinem effusionem*.

Eine seltsame Sache. Einem alten Achtundvierziger würde von allen denkbaren politischen Wahrsagungen als die allerabsurdeste wohl die erschienen sein, daß am Ende des Jahrhunderts, nach Durchsetzung der konstitutionellen Verfassung, in den deutschen Parlamenten die Maßregelung inkorrekt denkender und lehrender Professoren ein Gegenstand regelmäßig wiederkehrender dringender Forderungen gewählter Volksvertreter sein werde, daß die Sache der Angeklagten von Mitgliedern des Hauses nur laulich, mit etwas mehr Wärme von den Vertretern der Regierung werde geführt werden.

In der That, der alte Kant scheint recht zu haben: im Gang der Geschichte ist im Einzelnen alles paradox. Und doch, wenn man näher zusieht, verliert die Sache viel von ihrer Paradoxie. Ja

*) Will man die Quelle kennen lernen, aus der unsere katholischen Volksvertreter ihre Wissenschaft von der Philosophie der Gegenwart schöpfen, so nehme man ein kleines Buch von N. Siegfried zur Hand: „Vom Atheismus zum Anarchismus. Ein lehrreiches Bild aus dem Universitätsleben der Gegenwart“ (Freiburg, Herder, 1895). Man wird das Buch in der That nicht ohne Bekehrung aus der Hand legen, im besondern auch darüber, wie einer das Geschäft der Giftmischerie mit der harmlosesten Miene treiben kann. Wie sagt doch Hamlet? daß Einer lächeln kann und doch —

man könnte am Ende versucht sein, in diesem Verhalten der Volksvertreter gegen die Universitäten das naturgemäße und normale zu erblicken. Man kann die Sache so sehen. In Deutschland — anderswo mag es anders sein — giebt es zwei Volksvertretungen: eine natürliche und eine gewählte. Die natürliche Vertretung ist die akademische Welt. Ich rechne dazu nicht bloß die Universitätslehrer, sondern alle, die der Hochschule angehört haben und geistig dauernd angehören, Gelehrte, Schriftsteller, Lehrer, Geistliche, Ärzte, Richter, Beamte, Künstler, Techniker, kurz alle die Männer der geistigen Arbeit. Sie bilden in ihrer Gesamtheit eine Art Auszug des Volks; aus allen Klassen der Bevölkerung hervorgehend, bilden sie eine Art geistiger Aristokratie, die das ganze Volk repräsentiert; die Bestrebungen des Volksthums als Ganzen, seine tiefsten Erregungen und seine höchsten Ideale, kommen in ihnen am ersten zu deutlichem Bewußtsein. So zeigen es jene Jahrzehnte der Bedrängniß, die dem ersten Versuch, das deutsche Reich wieder aufzurichten, vorausgingen: die akademische Welt war die Trägerin der nationalen Ideen, im Gegensatz zu der sozialen Aristokratie jener Tage, die den nationalen Staat und beinahe auch das deutsche Volk haßte und verabscheute.

Zu dieser ersten Volksvertretung ist nun in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine neue, die gewählte Volksvertretung, hinzugekommen. Kein Wunder, wenn sie ihre früher geborene Schwester nicht liebt. Um so weniger ein Wunder als die gewählte Volksvertretung ihrer Natur nach nicht so sehr eine Vertretung des Volks als solchen, als vielmehr eine Vertretung dessen ist, was man die Gesellschaft nennt. Gesellschaftliche Klassen sind es, die durch politische Wahlen sich eine Vertretung schaffen; das ist die unvermeidliche Tendenz der Bildung von Wahlkörperchaften, sie wird bei jeder Form des Wahlrechts sich durchsetzen. Kommt nun hinzu, daß ein beschränktes Wahlrecht den gesellschaftlich bevorzugten Klassen die Alleinherrschaft im Parlament giebt, kommt weiter hinzu, daß die Staatsthätigkeit sich mehr und mehr dem ökonomisch-sozialen Gebiet zuwendet, so wird die politische Volksvertretung mehr und mehr zu einer Interessentenversammlung. In eben dem Maße muß ihr Gegensatz gegen die natürliche und allgemeine Volksrepräsentation der geistigen Aristokratie schärfer hervortreten. Gesellschaftliche Klassen sind absolut egoistisch und so sind es Klassenvertretungen, viel mehr als es der Einzelne für sich ist: als Vertreter hat er ja die heilige Pflicht, für die „gute Sache“, die Sache

seiner Partei, einzustehen. Als Parteimann kann und darf er nur Eines kennen: den Nutzen der Partei. Als Parteimann steht er jenseits von Gut und Böse, als Parteimann steht er auch, wie ein Freund von mir zu sagen pflegt, jenseits von Wahr und Unwahr: *wright or wrong — my party.*

Kein Wunder, wenn Volksvertretern von dieser Art die deutschen Universitäten nicht gefallen. Sie müssen es ja unerträglich finden, daß es hier Leute giebt, die andere Maßstäbe des Guten und Bösen, des Wahren und Unwahren anlegen, die wohl gar ausdrücklich den Maßstab des den herrschenden Parteien Nützlichen für einen gefälschten ausgeben. Eine sozialaristokratische oder plutokratische Volksvertretung kann nicht anders als die andere Volksrepräsentation neben sich unbequem finden, um so unbequemer, als diese sich einer altererbten Unabhängigkeit und eines alterworbener Vertrauens im Volk erfreut. So wird es begreiflich, daß in der politischen Volksvertretung die Tendenz sich geltend macht, die Universitäten der parlamentarischen Kontrolle zu unterwerfen. Eine Volksvertretung, die bestimmte gesellschaftliche Interessen durchsetzen will und eben hierzu die Herrschaft über die Staatsverwaltung erstrebt, empfindet den Widerstand, der von jener natürlichen Volksvertretung, der akademischen Welt, das Wort in dem bezeichneten Sinn genommen, ausgeht. Und so richtet sie nun ihre Angriffe gegen den Punkt, wo dieser Widerstand zuletzt seinen Sitz hat, gegen die Unabhängigkeit der Universitäten. Das Mittel des Angriffs aber ist, daß man dem obersten Träger der Staatsgewalt die Universitäten als die Heerde von Umsturzbestrebungen verdächtig zu machen sucht; auf diesem Wege hofft man ihnen die unabhängige Stellung zu entwenden, die sie bisher in Deutschland haben. Wenn dann die Universitäten nichts mehr lehren, als was den herrschenden Männern der Volksvertretung gefällt, dann werden wir, so denkt man, eine zuverlässige und gut gesinnte Beamtenchaft, geistliche und weltliche, haben, die nichts thut und denkt, als was befohlen ist. Und dann wird das Staatsideal der „Gesellschaftsretter“ erreicht sein: im ganzen Lande geschieht nichts, wird nichts gelehrt, gedruckt, geredet, als was mit dem Interesse der Großindustriellen und der mit ihnen verbündeten Mächte übereinstimmt. Es ist das Staatsideal, das den in einem Parlament organisirten gesellschaftlichen Klassen zu allen Theilen vorgeschwebt hat; Klassenherrschaft ist immer despotisch, ob sie von Junkern und Plutokraten oder von Sanskulotten ausgeübt wird. —

Und das Königthum? Ist es denkbar, daß es hierzu die Hand bietet? — Es hieße nicht viel weniger als zu seiner eigenen Abdankung die Hand bieten. Nur in einem Augenblick völliger Selbstvergessenheit könnte es geschehen, daß die Monarchie dem Andringen der Parlamentarier die Universitäten zur Reinigung und zur Ergänzung der Lehrkörper auslieferte.

Jener gesellschaftlichen Idee vom Staat als einem Mittel, die Anderen seinem Willen und seinem Interesse dienstbar zu machen, steht eine andere Idee vom Staat gegenüber: der Staat, die Anstalt zur Erhaltung des Volkes als Ganzen, zur Durchsetzung seiner Lebensinteressen, zur Ermöglichung der Erfüllung seiner Bestimmung in der Welt; der Staat eben darum eine Anstalt zum Schutz des allgemeinen Rechts und der allgemeinen Freiheit, denn ohne Recht und ohne Freiheit ist ein gesundes Volksleben, ist die Entwicklung aller seiner Kräfte auf geistigem und wirthschaftlichem Gebiet nicht möglich, ist eben darum auch die Entwicklung des höchsten ihm möglichen Maßes von Macht zur Selbstdurchsetzung nach Außen nicht erreichbar. Dies ist die Idee des Staats, die der Monarchie zu Grunde liegt: das Königthum oberster Träger der Staatsgewalt, einer Gewalt, die außer und über den gesellschaftlichen Klassen und Interessen steht, die, unabhängig von den Interessen und Leidenschaften augenblicklicher Mehrheiten, den Blick auf die dauernden Interessen des ganzen Volkes gerichtet hält und von hier aus die öffentlichen Angelegenheiten leitet.

Und nun würde ich fortfahren: Für die Erfüllung dieser Aufgabe kann die Monarchie die Universitäten nicht entbehren, die Universitäten, wie sie sind, als freie und unabhängige, dem Urtheil des Tages und dem Beifall oder Mißfallen der Volksvertretungsparteien nicht unterworfenen Anstalten. Allein auf solchen Anstalten können die Lehrer, Beamten und Richter eine Bildung empfangen, die sie über die Vorurtheile und Interessen der gesellschaftlichen Klassen, aus denen sie hervorgehen, erhebt. Indem sie auf der Universität sich mit der Idee ihres Berufes durchdringen, nicht egoistischen oder partikulären Interessen, sondern dem Volk und seinen großen Lebenszwecken zu dienen, durchdringen sie sich zugleich mit der Idee des monarchischen Staats, werden sie wahre Diener des Königs, nicht selbstsüchtige Schmeichler.

Ich denke, die deutschen Universitäten dürfen ohne Ueberhebung sagen, daß in ihnen die Idee dieser ihrer Stellung allezeit lebendig gewesen ist. Die Erfüllung der Idee mag vielfach mit mensch-

licher Unvollkommenheit behaftet gewesen sein; aber ein Bewußtsein ihrer Aufgabe, für das Volk und den Staat, ein Bewußtsein auch von ihrem Verhältniß zur Monarchie, als dem wichtigsten Organ für das politische Leben unseres Volks, ist ihnen in keinem Augenblick ihres Daseins fremd gewesen.

Ja, ich wage weiter zu sagen: Die Universitäten stellen auf gewisse Weise das Gewissen des deutschen Volkes dar. Die protestantische Theologie das Gewissen in Sachen der Glaubenslehre: sofern sie die Glaubenslehre mit der fortschreitenden geschichtlichen und philosophischen Erkenntniß beständig in Einklang zu bringen bemüht ist, sichert sie ihr die Glaublichkeit und den Geistlichen das gute theoretische Gewissen. Es ist doch kein Zufall, daß die Reformatoren in Deutschland Universitätsprofessoren waren.*) Eine ähnliche Stellung nimmt die Rechts- und Staatswissenschaft im Gebiet des Rechts und der öffentlichen Ordnungen ein: die Rechtsbildung in Einklang mit den sich wandelnden Bedürfnissen des Lebens und den sich vertiefenden Ideen von dem, was die Gerechtigkeit fordert, zu bringen, das ist ihre ideelle Aufgabe. Und man darf wieder sagen: im Ganzen und Großen doch auch ihre geschichtliche Leistung; von den Tagen der Naturrechtslehrer Pufendorf und Thomafius bis auf die Gegenwart haben in Deutschland Universitätsprofessoren auf die Gestaltung des Rechts und des Staats, die Anschauung von seinen Aufgaben und seinen Grenzen, entscheidende Einwirkung geübt. Und ebenso wäre die medizinische Wissenschaft — sie wird es täglich mehr — das Volksgewissen auf diätetisch-hygienischem Gebiet. Die philosophische Fakultät aber stellt in ihrer Einheit das eigentlich wissenschaftlich-philosophische Gewissen des Volkes dar: ihre historische Seite das geschichtliche Weltbewußtsein der Nation, die naturwissenschaftliche Seite das Bewußtsein der physischen Zusammenhänge des Lebens; die Philosophie endlich hätte die Aufgabe, für das universelle Selbst- und Weltbewußtsein des Volkes auf bestimmter Entwicklungsstufe den einheitlichen Ausdruck zu finden.

*) Daß auch den Professoren der katholischen Theologie ein Bewußtsein dieses Berufs nicht fremd ist, dafür ist die kürzlich viel erörterte Rede des Würzburger Professors Schell ein Anzeichen: es ist das Gewissen des denkenden Gelehrten, das sich gegen die kurzfristigen Bestrebungen der römischen Politiker regt. Wenn in Deutschland die politischen Mächte nicht allezeit bereit gewesen wären, selbständig denkende Professoren der katholischen Theologie an die Politiker in Rom auszuliefern — Macht wird durch Macht angezogen; Was ist Wahrheit? — so hätte sich die deutsch-katholische Theologie zur gleichen Funktion für die katholische Welt ausbilden können, wie es die protestantische für die andere Hälfte gethan hat.

Das Gewissen kann unbequem werden, dann nämlich, wenn man kein gutes Gewissen hat. Dann regt sich wohl der Trieb, das Gewissen umzubringen, beim Einzelnen und so auch bei einem Volk. Es ist ein selbstmörderisches Beginnen, für den Einzelnen wie für ein Volk. Hemmungsvorrichtungen spielen in der Lebenswelt eine wichtige Rolle. Das Gewissen ist die Hemmungsvorrichtung in der sittlichen Welt; seine Aufgabe, den Menschen vor dem Fortgerissenwerden durch Begierde und Leidenschaft des Augenblicks zu schützen. Die gereifte und gesammelte wissenschaftliche Erkenntniß kann und soll dem Volksleben denselben Dienst leisten: es schützen gegen das Fortgerissenwerden durch die Strömung des Tages. Sind in Deutschland die Universitäten das wichtigste Organ der wissenschaftlichen Erkenntniß, ist ihre Leistung eben die: mit gesammeltem Nachdenken in strenger Arbeit und unter beständiger gegenseitiger Kontrolle möglichst sicher verifizierte Gedanken hervorzubringen, so wäre die Auslieferung der Universität an die Kontrolle der durch Wahl gebildeten Vertretungskörper nichts anderes als die Auslieferung der Vernunft und des Gewissens an die Leidenschaft und das Vorurtheil.

Ich erinnere hier an ein Wort, das der Herausgeber der Preussischen Jahrbücher aus Anlaß der Umsturzdebatten im Reichstage gesagt hat (im Aprilheft 1895): „Das Wesen der Wissenschaft ist, daß sie sich selbst regulirt und nur durch sich selbst regulirt werden darf. Dem Irrthum tritt die Kritik gegenüber. Es giebt deshalb auch keine Richtungsprofessoren. Fängt man erst an bei Anstellungen und Berufungen nach der Richtung und Partei zu fragen, dann ist es mit der Freiheit der Wissenschaft an den Universitäten zu Ende. Nicht lange, so würden die Parteien um die Lehrstühle kämpfen und sie würden Pfünden der Parteipatronage werden.“

Man sollte denken, alle diese Verhältnisse liegen so klar, daß an keiner Stelle ein Zweifel über die Stellung zu dieser Frage entstehen kann. Der regierenden Dynastie, der geborenen Vertreterin des ganzen Volkes in seinem dauernden Leben, wird daran gelegen sein müssen, für den Dienst des Staats Männer zu gewinnen, die das nationale Leben und seine Bedürfnisse von demselben hohen und freien Standpunkt betrachten, auf dem sie selbst steht; ihr Lebensinteresse ist, Recht und Staat von dem Kleindynastenthum frei zu machen, das sich in Stadt und Land feudale Privatherrschaften mit Privatunterthanen zu gründen strebt. In diesem Sinn haben die Hohenzollern die Universitäten errichtet und geschützt; Halle, Berlin, Bonn sind als

Anstalten des monarchischen Staats einerseits zur Pflege des freien Geisteslebens, andererseits zur Erziehung eines Beamtenstandes gegründet, der die Staatsinteressen gegenüber den Standesinteressen des Herrenstandes zu vertreten wisse, im Sinne jenes Monarchen, der sich mit Stolz den ersten Beamten des Staates nannte.

Nicht minder klar ist die Stellung des Beamtenthums. Seine *ratio essendi* ist, daß es die Sache des Ganzen gegen die Sonderinteressen, die Wohlfahrt des Volks gegen Vortheile und Vorurtheile der gesellschaftlich Stärkeren und ihre Organisation in einem Parlament zur Geltung bringt. Der Angriff auf die Universitäten gilt ihm selbst, direkt, indem er die Stellenbesetzung an den Universitäten der Regierung aus den Händen zu bringen, wenigstens sie in der Ausübung des Rechts unter Kontrolle zu stellen sucht; indirekt, indem er die Universitätsbildung herabdrückt, worauf zuletzt das Prestige des Beamten als des gelehrten Sachverständigen gegenüber dem Laien beruht.

Demnach scheinen in einem Staat, der so ausgeprägt monarchischen Charakter hat, wie der preußische, die Bestrebungen gewisser Gruppen der Volksvertretung, die Universitäten unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, für völlig aussichtslos angesehen werden zu dürfen. Indessen, jenes Wort Kants, daß im Lauf der Geschichte im Einzelnen alles paradox ist, mag uns vor allzu großer Sicherheit warnen. Das Mittel, die Krone durch Erregung von Angst vor dem Umsturz mit Mißtrauen gegen Alles, was Unabhängigkeit der Gesinnung und des Denkens zeigt, zu erfüllen, hat schon mehr als einmal seine Wirkung gethan. Hoffentlich bleibt aber die Lehre der Geschichte nicht unbeachtet: es waren nicht die Zeiten von Preußens Stolz und Größe, sondern der Kleinmuth und Verzagtheit, wo jene Stimmen Einfluß gewannen. Unter Monarchen, wie dem Großen Kurfürsten, Friedrich dem Großen, Wilhelm I. konnte das Mißtrauen nicht aufkommen. Das Vertrauen zur eigenen Kraft läßt die Empfindung der Unsicherheit, den Boden, in dem das Mißtrauen Wurzel schlägt, nicht aufkommen.

Denen aber, die den Samen des Mißtrauens austreuen, mag zum Schluß der alte Kant noch ein Wort sagen: „Dem Oberhaupt Besorgniß einzulösen, daß durch Selbst- und Lautdenken Unruhen im Staat erregt werden dürften, heißt so viel als ihm Mißtrauen gegen seine eigene Macht, oder auch Haß gegen sein Volk erwecken.“

Aus Turan und Armenien.

Studie zur russischen Weltpolitik.

Von

Paul Rohrbach.

I.

Sieben Uhr Morgens! Auf dem Dampfer fängt es sich an zu regen, verschiedene bleiche Gestalten erscheinen auf Deck und im Salon; mit einem Gefühl der Erlösung beobachtet männiglich die von Minute zu Minute deutlichere Verringerung im Rollen des Schiffes, bis endlich eine entschiedene Wendung nach Nordost uns rasch hinter die flache Felsbarriere bringt, durch welche die Bai von Krasnowodsk gegen das offene kaspische Meer abgesperrt wird. Ein wüthender Nordwind, der bekannte und gefürchtete Schrecken aller Kaspi Führer, hatte seit Batu geweht und von dem Augenblick an, wo die „Kaiserin Alexandra“ über Kap Apscheron hinaus war, bot sich uns wenigen seefesten Männern an Bord das Bild des bekannten grauen Meerelands in allen Schattirungen und Variationen dar — nun war es für Alle überstanden und Jedermann eilte, sobald er wieder Luft schnappen konnte, um den neuen Kontinent zu begrüßen. Man hat in den Kaukasusländern — wenigstens wenn man von Rußland kommt und solange man an den großen Verkehrslinien bleibt — doch noch mehr das Gefühl, sich auf einer Uebergangschwelle zwischen Asien und Europa zu befinden; europäischer Komfort ist in Tiflis und Batu, für wohlgefüllte Portemonnaies notabene, zu haben, und es ist eigentlich schwer zu sagen, von wo an das asiatische Element herrscht und Europäisches anfängt die Rolle bloßer Staffage in dem Bilde zu spielen, das Land und Leute darbieten. Man weiß ja aus der Geographie ungefähr,

was man jenseits des Kaspi zu erwarten hat, aber trotzdem überrascht und imponirt das Bild der absoluten Debe, das die gezackten, hohen, schroffen Felsenufer bei Krasnowodsk darbieten. Kein Baum, kein Strauch, selbst nicht einmal der kleinste Grassalm ist an den fahlen Wänden zu erspähen; messerscharf, scheinbar ohne Spur jeglicher die harten Formen ausgleichender Verwitterung, zeichnen sich die Kanten, Spitzen und Grate der grell beleuchteten Felswände gegen den metallischen Himmel ab, begleiten weithin die Strandlinie und umschließen mit ihren Abhängen die kleine halbkreisförmige Ebene, auf der die Stadt Krasnowodsk liegt. Die Dertlichkeit besitzt keinen Tropfen süßes Wasser; Trinkwasser wird durch Destillation von Seewasser in einem eigens dazu konstruirten Apparate hergestellt, dessen Vervollkommnung jetzt soweit vorgeschritten ist, daß man hofft, fortan auch den wenigen kümmerlichen Sträuchern auf dem „Square“ der Stadt von dem vergrößerten Süßwasserquantum etwas abgeben und sie dadurch zum wirklichen Grünen bringen zu können. Regen fällt hier nur während weniger Wochen im Jahre; die Hitze steigt bis auf 45 Grad Celsius, trotz der unmittelbaren Nähe des Meeres, und schon der Anblick des vor dem Bahnhof haltenden Eisenbahnzuges, der in 60 Stunden die 1500 Kilometer bis Samarkand zurücklegen soll, belehrt den Ankömmling über das Klima des Landes: sämtliche Wagen sind schneeweiß angestrichen und mit besonderen Ventilationsdächern versehen, um die Sonnengluth erträglich zu machen. Der Zug verläßt endlich den Bahnhof und hat in wenigen Minuten das Ufer des langgestreckten Meerbusens Balchan, des einstigen Mündungsgolfes des Oxus, erreicht, an dem er nun viele Stunden entlang fährt. Zur linken die Bergwand, zur Rechten das Meer, dazwischen ein merkwürdiger Landstreifen, von dürren Salzpflanzen und weißlichen, mit einer dünnen Haut ausgewitterten Salzes bedeckten Flecken erfüllt — auf den ersten Blick als ehemaliger Meeresboden kenntlich — dieses Bild setzt sich unverändert bis zum Dunkelwerden fort. Wie merkwürdige Farben es hier doch giebt! Das Meer ist von einem so leuchtenden intensiven Grün, daß es fast wie eine glänzende Lösung von Kupfererz aussieht, und die Farbentöne des burten Gesteins sind so hart und entschieden, daß man schon daran das Fehlen der atmosphärischen Verwitterung mit ihrer ausgleichend schattirenden Thätigkeit erkennen kann.

Auf den ersten Blick fällt dem Reisenden, der die Umgegend von Baku kennt, die Uebereinstimmung zwischen den breiten Streifen

trocken gewordenen Seebodens hier wie dort auf. An beiden Stellen ist der Bahndamm größtentheils auf diesem ebenen festen Terrain angelegt; auf der einen Seite liegt die alte, auf der anderen die jetzige Uferlinie des Kaspiſchen Meeres. Der Betrag der Senkung des Meeresspiegels ist schwer zu ſchätzen: die Steigung von der jetzigen Berührungslinie zwischen Land und Meer bis an den Fuß der begleitenden Bergzüge, wo der Eindruck einſtigen Meeressbodens aufhört, mag doch mindestens 15—20 Meter betragen, die Entfernung $\frac{1}{2}$ bis 10 Kilometer. Nach der Aussage der älteren Bewohner von Baku fällt der Kaspi noch fortwährend, was ſich daran erkennen laſſen ſoll, daß die großen Seedampfer früher unmittelbar bis an den Kai herankommen konnten, während ſie jetzt ausschließlich über weit hinausgebaute Landungsbrücken laden und löſchen müſſen. Die Frage nach den hydrographiſchen Veränderungen in dem großen aralo-kaspiſchen Tieflande iſt eins der intereſſanteſten geographiſchen und zugleich praktiſchen Probleme, und gerade jetzt nimmt ſie in Rußland die beſondere Aufmerkſamkeit der theilnehmenden Kreiſe in Anſpruch. Von zwei Seiten her wird an außerordentlich tiefgehende Eingriffe in den natürlichen Lauf der Dinge gedacht. Das eine Projekt iſt bereits in der Verwirklichung begriffen und betrifft die theilweiſe Füllung des Sary Kampſchbeckens, einer tiefen Depression zwischen Kaspi und Aralſee, durch Spaltung des Drus unterhalb Chiwa, ſo daß ein Theil des Flußwaſſers wieder dem Lauf des alten Bettes folgen würde, wovon weiter unten noch ausführlicher die Rede ſein wird. Bei dem anderen Plane handelt es ſich um nichts weniger, als um eine Erhöhung des Niveaus des Kaspiſchen Meeres. An deſſen Oſtſeite liegt ein großer Salzſee, etwa vom Umfange des Ladoga oder Ontario, der Abſchi-Darja, in den ein enger tiefer Kanal von mehreren Kilometer Länge, der Kara-Bugaſ,*) mit reißenber Strömung das Kaspiwaſſer hineinführt. Man hat früher viel über die ſcheinbar räthſelhafte Erſcheinung gefabelt, wo das Jahr aus Jahr ein in den Abſchi-Darja hinein-fließende Waſſer bliebe, da der See keinerlei Ausfluß beſitzt, bis Karl Ernſt von Baer die immenſe Verdunſtung, die über dem rings von abſolut trockenen Landſtrecken umgebenen Becken ſtattfindet, als die Urſache erkannte.

Nach der wahrſcheinlichſten Berechnung ergiebt ſich im Durch-

*) Auf den meiſten Karten wird der Abſchi-Darja („Salzwaſſer“) ſelbſt als Kara-Bugaſ („ſchwarzer Mund“) bezeichnet.

schnitt aus dem Kaspi in den Abschi-Darja stündlich die enorme Menge von 4—5 Millionen Kubikmetern Wasser. Was das sagen will, läßt sich z. B. daraus ermessen, daß der Amu-Darja, ein Strom fast von der Länge der Donau, nur etwa das Dreifache dieser Wassermasse führt. Gelangt nun die Idee zur Ausführung, den Kanal zu schließen, was technisch keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten soll, so bedeutet das, wie leicht ersichtlich, ebensoviel, als ob sich fortan ein Strom von der Wasserführung des Kara-Bugas neu ins Kaspiische Meer ergösse, und dessen Niveau müßte sich allmählich heben, bis die Wasserfläche sich soweit vergrößert, daß die mit ihrer Ausdehnung natürlich zunehmende Verdunstung den Gewinn aus der Absperrung des Abschi-Darja wieder wett macht. Nähere Berechnungen sind, wie es scheint, über ein solches Projekt noch nicht angestellt worden, aber in Transkaspien habe ich den Gedanken in militärischen und Ingenieurkreisen öfters erörtern gehört, auch hat mir ein höherer Offizier, der die beiden Landzungen und den Kanal zwischen den zwei Seebecken kannte und selber dort Beobachtungen gemacht hatte, die Ausführbarkeit der Absperrung versichert. Allerdings würde es eine Reihe von Jahrzehnten dauern, bis sich der Wasserpiegel des Kaspi um einige Meter hebt, aber alsdann wäre es ein Erfolg von größter Bedeutung. Einerseits würde dadurch die Einfahrt von Seeschiffen in die Wolgamündung ermöglicht, während jetzt auf der Rhede von Astrachan wie überhaupt am ganzen Nordraude des Kaspiischen Meeres noch nicht volle drei Meter Wasser sind. Aus diesem Grunde ist ein zweimaliges Umladen der Waaren erforderlich, bevor sie von der See auf die Flußdampfer geschafft sind, denn letztere können sich ihrerseits ihrer Bauart wegen nicht bis unmittelbar an die Mündung wagen, wo bisweilen einiger See-gang herrscht. Mit jedem Meter, den der Spiegel des Kaspi steigt, würde sich die Wasserfläche nach Norden ausdehnen und die Verdunstung in diesen niederschlagsarmen Gegenden, wenn auch nicht sehr bedeutend, zunehmen; endlich könnten Schiffahrt und Fischfang sich bis in den jetzt wegen seiner Seichtheit so gut wie unzugänglichen Nordostwinkel des Meeres, die „todte Bucht“ ausdehnen. Der Abschi-Darja selber würde in nicht allzulanger Zeit vollständig austrocknen und sehr wahrscheinlich ungemessene Quantitäten der verschiedensten Mutterlaugensalze auf seinem Boden zur Ausbeute ergeben, da er durch die stete Verdunstung des zufließenden Meerwassers dessen feste Bestandtheile in immer steigendem Maße

in sich ansammelt. Es ist eine Streitfrage, ob nicht bereits kein Wasser sogar eine gesättigte Soole darstellt und die Auscheidung der festen Bestandtheile schon lange auf dem Grunde vor sich geht.

Jedenfalls ist das Verhältniß zwischen Kaspi und Udschi-Darja ein interessantes Beispiel dafür, wie merkwürdige geographische Probleme durch die russischen Fortschritte in Asien nicht nur in den Gesichtskreis der Wissenschaft, sondern der praktischen Erprobung treten.

Die beste Illustration für die von Rußland hier gethane Arbeit ist die transkaspische Bahn selbst. Was dieser Schienenstrang für eine Bedeutung für die Weltstellung Rußlands besitzt, darüber könnte man sich Spekulationen hingeben, die wohl kaum zu kühn ausfallen würden — wenn nicht gegenwärtig ein neues Werk unmittelbar bevorstände, das nach seiner Vollendung die transkaspische Bahn theilweise mit noch viel größerem Erfolge für die Position Rußlands ablösen wird, als ihn das Werk des Generals Annenkow zeitigt. Gegenwärtig ist der Bau einer Eisenbahn, die zwischen Samarkand-Taschkend und der unteren Wolga eine direkte Verbindung herstellt, beschlossene Sache. Wahrscheinlich wird die neue Linie über Drenburg gehen und bei Samara an der Wolga auf den Anfangspunkt der großen sibirischen Pacifkbahn treffen, und alsdann würde als Hauptbedeutung der transkaspischen Linie nur noch die strategische verbleiben, aber auch diese wäre nach wie vor groß genug und überdies wird wohl noch eine Reihe von Jahren vergehen, bis die Eisenbahnzüge von Moskau direkt bis an den Fuß des Thian-Schan rollen.

Die transkaspische Bahn steht vorläufig noch unter militärischer Verwaltung, also nicht unter dem Kommunikations-, sondern unter dem Kriegsministerium — was für das reisende Publikum nicht gerade Annehmlichkeiten mit sich bringt. Viele Einrichtungen sind auf militärische Bedürfnislosigkeit zugeschnitten, und besonders die bloß zweiachsigen Waggonen, die nicht länger sind, als gewöhnliche Güterwagen und daher beim Fahren sehr unangenehm rütteln, enttäuschen den an die prachtvollen bequemen Wagen des europäischen Rußlands und ihren allseitigen Komfort gewöhnten Reisenden zunächst sehr schmerzlich. Es giebt nur die II. und III. Klasse, außerdem noch besonders eingerichtete Wagen für die Eingeborenen, die nicht nach europäischer Art auf Bänken zu sitzen verstehen, doch benutzt auch das niedere russische Publikum ohne Weiteres diese „asiatischen“ Wagen. Man kann interessante

Studien über das Verhältniß zwischen Russen und Eingeborenen auf der Bahn machen und begreift es sehr bald, worin die Stärke der russischen Kolonisation in Asien und ihre Ueberlegenheit speziell den Engländern gegenüber besteht. Der Russe verzichtet dem Asiaten gegenüber darauf, ein Wesen höherer Ordnung zu sein, und wo er ihm als Herr gegenübertritt, geschieht es nicht kraft seines angeborenen, besseren Rechtes als Europäer, sondern kraft der absoluten, kaiserlichen Autorität, die hinter diesem bestimmten Beamten oder Offizier steht und gegen die im Uebrigen Russe, Turkmene, Buchare, Rechtgläubiger, Parse und Muselman als Unterthanen lediglich die Pflicht gleichen Gehorsams haben. An das Gehorchen den Gewalthabern gegenüber ist der Orientale gewöhnt; was ihn kränken würde, wäre eine *capitis diminutio* als Einheimischer und Nichtchrist, aber weder vom Einen noch vom Anderen ist die Rede. Zwei persönliche Erlebnisse werden das Verhältniß von Russen und Eingeborenen deutlich machen. Wie ich weiterhin noch ausführlicher zu erzählen haben werde, war ich durch die Liebenswürdigkeit der kaiserlichen Gutsverwaltung in Bairam-Ali, dem alten Merw, in der Lage, die großen Ruinenfelder dortselbst eingehend zu besichtigen. Man hatte mir eine Troika (Dreigespann) und einen Dschigiten (berittenen Milizsoldaten, der zugleich Polizeidienste versieht) als Vorreiter zur Verfügung gestellt und so fuhr ich also als Standesperson mit möglichstem Aufwand an Gallo, Schnelligkeit und Staubaufwirbeln durch die von einigen Turkmenenfamilien hin und her besiedelten endlosen Trümmer. Unter solchen Umständen erscheint ein Reisender dem Eingeborenen als Träger der Regierungsautorität und wird, wo er hinkommt, voll Diensteyer und Devotion begrüßt, kann Unterkunft und Verpflegung ohne Weiteres fordern und muß es widerspruchslös — auch ohne Entgelt — erhalten. Das ist der Asiate so gewöhnt; seine früheren Herren, die mit ihm gleichen Stammes waren, haben es nie anders mit ihm gemacht, und er würde sich wundern, wenn die Großen des Ak-Badischah, des „weißen Zaren“, ihn viel anders behandeln würden, als es seinen Vätern und Vorvätern von den Beamten geschah, die der Emir von Buchara oder der Chan von Kokand zu ihnen schickten.

Ganz anders war das Bild, als ich die alte persische Ruinenstadt Annau bei Aschabad mit ihrer prachtvollen buntglasierten Moschee besuchen wollte. Ich hatte keine Zeit gehabt, dem Oberkommandirenden in Transkaspien vorher einen Besuch abzustatten

und auf diesem Wege mir die übliche offizielle Förderung meiner Absichten in Annau zu verschaffen, sondern machte mich eines Morgens in der Frühe ganz allein auf und engagierte an Ort und Stelle einen Russen, der als Wächter an der Bahn diente, zum Führer und knüppelbewehrten Vertheidiger gegen die großen turkmenischen Wolfshunde, die sich in der Nähe jedes Auls (Turkmenendorf) in Massen umhertreiben. Diese Thiere sind ganz gefährliche Bestien und es ist nicht rathsam, sich ohne die Begleitung eines handfesten Menschen, der mit ihnen fertig zu werden versteht, auf Ausflüge in der Turkmenensteppe einzulassen, namentlich zu Fuß. Mein Begleiter war nach der russischen Redensart „ein Mensch wie eine Seele“; er hatte sich autodidaktisch zum Telegraphisten ausgebildet, aber seiner Anstellung als solcher stand seine ungelente Handschrift entgegen, denn der Mann hatte nie in seinem Leben eine Schule besucht, sondern war, wie er erzählte, als Knabe öfters vom Viehhüten weg zum Dorfpopen gelaufen, um lesen und schreiben zu lernen, wofür er als Entgelt dann Sonntags im Kirchenchor sang. Nun saß er täglich und malte ein Kalligraphieheft nach dem andern voll, nicht ohne einigen Erfolg, so daß die brave Haut vielleicht jetzt schon vor dem klappernden Apparate sitzt. Es war früh am zweiten Ostertage, als ich von Aschabad auf der Eisenbahnstation Annau, eine halbe Meile von den Ruinen ankam; mein Wächter packte ein Bündel voll Eier, Speck und Osterkuchen, wovon bis zum Nachmittag gelebt werden sollte, und — leider — dazu eine Flasche Schnaps, die beinahe unser Unglück werden sollte. Ein ungeheurer Knüppel von Pappelholz, so ziemlich dem einzigen, was dort an bewaffneten Stellen gedeiht, vervollständigte die Ausrüstung, wobei ich zum ersten Male belehrt wurde, daß diese Herakleskeule gegen die Turkmenenhunde unentbehrlich sei.

Die Moschee von Annau ist eines der prachtvollsten Denkmäler persischer Baukunst, besonders weil man an dem kolossalen Portal die ganze Farbenpracht der buntfarbigen Emaillirung noch in voller Frische bewundern kann. Auf das Ziegelmauerwerk ist eine Schicht feinen Mörtels aufgetragen und auf diesem Mörtel liegt die kaum einen Millimeter starke leuchtende Glasur, die in vorwiegend blauen, gelben und grünen Tönen wie ein großes Teppichmuster die ganze Fläche des Gebäudes überzieht. Zwei große grüne Drachen und ein Koranspruch in riesenhohen weißen Lettern leuchten aus der bunten Fläche weithin hervor, und der ganze noch leidlich erhaltene Bau gilt bei den umwohnenden Turkmenen als heiliger Ort, wie

man an der Masse von Widdergehörn sieht, das in allen Winkeln des Gebäudes als Opfergabe umherliegt. Nach langem Umherklettern in der Ruine erklärte mein Freund es nunmehr für unbedingt an der Zeit, zu frühstücken. Die Sonne fing wahrhaft turkmenisch an zu brennen, aber im Hofe der Moschee war es kühl; das Bündel mit den Speisen wurde hervorgehakt und das Osterfrühstück schmeckte trotz der mehr als primitiven Servirung ganz gut. Unterwegs, als Astafi Subkow (so hieß mein Begleiter) mir schon recht viel von dem Genuß vorschwärmte, den wir beide von dem vortrefflichen Schnaps in der Flasche haben würden, hatte ich bereits den Plan erwogen, dieses edle Kraut unterwegs irgendwie verschwinden zu lassen und sehr bald wünschte ich, ich hätte es gethan! Astafi verliebte sich beim Frühstück derart in seine Flasche, daß er immer vergnügter und redseliger wurde; die Frage, wann ein Mann sein Weib prügeln dürfe, begeisterte ihn zum Vortrage der scharfsinnigsten Theorien über diesen heiklen Punkt, und dazwischen wollte er mich durchaus bewegen, mit dem Revolver eine bronzene Kette herunterzuschießen, die oben in der Moscheekuppel hing — sie sei bestimmt von Gold. Schließlich blieb doch nichts übrig, als Astafi die Schnapsflasche fortzunehmen, und nun sollte es in den Turkmenen = Aul gehen, der jetzt am Fuße des alten Burgberges von Annau liegt. Nicht lange, so kam richtig bei den ersten Ribitken (runde Filzzelte über ein krinolinenförmiges Reisengerüst geschlagen) ein Rudel Hunde mit wüthendem Gebell auf uns losgestürzt. Freund Astafi schwang seine Keule, rannte wie Don Quixote gegen die Windmühlen unter die Thiere und — schleuderte den Davonlaufenden mit gewaltigem Schwunge seine Waffe nach! Das war die Frucht der bösen That des Schnapsgenusses — im Augenblick höchst kleinlaut geworden, sah der arme Teufel jetzt sein Holz unter den zähnefletschenden und bellenden Feinden liegen. Nun hätte die Sache mit den gereizten Bestien im Ernst höchst ungemüthlich werden können, wenn nicht ein Paar blinde Revolvergeschüsse die Hunde vertrieben und Astafi wieder in den Besitz seines Knüppels gesetzt hätten.

Das Bezeichnende nun bei dieser ganzen Affäre war, daß eine Gruppe von Turkmenen mit großer Seelenruhe dem Vorgang zusah, ohne irgendwie Miene zu machen, uns zu Hilfe zu kommen. Hätte ich irgend etwas an mir gehabt, das einen Schein von Beamtenqualität erwecken konnte, so wäre in kürzester Frist der ganze Aul zu jeder Dienstleistung bereit gewesen, dagegen imponirte meine Eigen-

schaft als Europäer an sich (natürlich hielt man mich zunächst für einen Russen) den Leuten nicht im mindesten, und vollends Astafi, den sie als Menschen von ganz untergeordneter Stellung kannten, galt ihnen als nichts mehr, denn ihresgleichen.

Nicht anders ist das Bild auf der Eisenbahn. Der russische gemeine Mann und der Eingeborene liegen ganz fordbial im selben Wagen beisammen und die bekannte außerordentliche Gutmüthigkeit des Russen schafft sehr bald ein vortreffliches Verhältniß zwischen beiden Elementen, wo sie sich auch treffen mögen. Der gemeine Russe empfindet selber noch halb orientalisir; für ihn haben die Verhältnisse in Asien, abgesehen natürlich von den rein physikalischen Unterschieden, lange nicht etwas innerlich so Fremdartiges, wie etwa für einen pommerischen oder hannoverschen Bauern, Handwerker oder Arbeiter, den man nach Aschabad oder Samarkand bringen wollte. Der Kernpunkt ist der: Sowohl der russische Nationalcharakter als auch bewußtermaßen die russische Politik bewirken es, daß sich der Eingeborene nicht als vermöge seiner Rasse untergeordnet, als minderwerthig behandelt fühlt. Darin beruht die ungemeine innere Kraft der russischen Position in Asien, darin beruht vor allem die zweifellose Anziehungskraft, die Rußland überall dort ausübt, wo es bei den eingeborenen Völkerschaften und Stämmen in Gegensatz resp. Konkurrenz mit England tritt. Sehr viel wichtiger, als bei den wenigen hunderttausend nomadisirenden Turkmänen, wird das natürlich dort, wo es sich um Kulturland mit dichterem, Ackerbau, Handel und Gewerbe treibender Bevölkerung handelt. Um theilweise kurz voranzugreifen, sei hier bereits auf die Verhältnisse in den eigentlichen Dyusländern hingewiesen. Dort, wo es von Alters her wirkliche Kultur giebt, wenn auch im Verhältniß zu früher nur in kümmerlichen Resten, wissen es der Bauer und der Händler sehr gut, was sie der russischen Herrschaft verdanken. Sicherheit für Leben, Eigenthum und Erwerb, was wir in Europa für selbstverständliche Dinge halten, sind für den Asiaten noch Güter, deren Werth er voll empfindet und zu schätzen weiß, weil er sie seit undenklichen Zeiten nie sicher und dauernd genossen hat — wenigstens nicht in den Gegenden, wo die russische Herrschaft sich jetzt ausbreitet. Es sei z. B. nur daran erinnert, daß 1795, als der Emir von Buchara gegen die Dase von Merw zu Felde zog und die Stadt belagerte, der Fall Merws schließlich durch die Zerstörung des Dammes erzwungen wurde, der das Wasser des Murghab über die Dase hin vertheilte.

Die Folge war, daß eine halbe Million Menschen mit einem Schläge ihre Existenz verlor und eine Fläche, so groß wie das Herzogthum Braunschweig, auf ein Jahrhundert zum größten Theil aus einem Fruchtgarten zur Wüste wurde. In kleinerem Maßstabe kam dergleichen fortwährend vor, solange die mittelasiatischen Dynastien mit einander in häufiger Fehde lagen; dazu ist mit der russischen Herrschaft das Plünderungs- und Erpressungssystem verschwunden, aus dem die frühere „Verwaltung“ der Chanate unter einheimischer Herrschaft bestand. Ein leidlich gebildeter Buchare, der etwas russisch konnte, räumte im Gespräch offen ein, daß ihm nur zwei Dinge für den Fall der direkten Vereinigung des Emirats mit Rußland antipathisch wären: die öffentlichen Häuser und die Branntweinschänken, die alsdann von der russischen Regierung in Buchara konzeßionirt werden würden. Im Allgemeinen weiß also die ansässige Bevölkerung die materiellen Vortheile der russischen Herrschaft sehr wohl zu schätzen, und das, sowie der Ruf der guten sozialen Stellung des eingeborenen Muhammedaners unter dem doppelköpfigen Adler verursacht eine durchaus nicht zu unterschätzende Einwirkung auch auf bisher außerhalb der direkten Machtphäre Rußlands gelegene Gebiete: Persien, Afghanistan, Indien. Zwischen den Persern und Rußland herrscht besonders ein ausgezeichnetes Verhältniß. Bekanntlich waren die Turkmener bis zur Unterwerfung durch Rußland eine furchtbare Geißel für die benachbarten persischen Grenzgebiete: es heißt, daß über hunderttausend Perjer gegen Ende der 70er und im Anfange der 80er Jahre in turkmenischer Gefangenschaft lagen. Theils raubte man sie, um Arbeitsflaven zu haben, theils um Lösegeld zu erpressen — und wieviele, die nicht mitgeschleppt werden konnten, blieben (das war die Art der Turkmener) mit abgehackten Händen und Füßen in ihren ausgeplünderten und verbrannten Dörfern liegen. Diese schreckliche Plage wurde mit einem Male von den Persern genommen, als die Turkmenersteppe russisches Gebiet ward, und heute kommen viele tausend, ja zehntausende von Persern über die Grenze und verdingen sich längs der transkaspischen Bahn und in den kaspiischen Städten als Arbeiter, verdienen Geld und — lernen die Zustände in einem nach europäischem Zuschnitt verwalteten Staatswesen mit ihren einheimischen vergleichen. Alle „Schauerleute“ z. B. in Baku und Krasnowodsk sind Perjer oder persische Tataren; was sie in ihrer Heimath von Rußland und der Lage der Muhammedaner in Rußland erzählen, bleibt nicht ohne tiefgehenden

Einfluß, zumal wenn man bedenkt, welche Stimmung in Persien schon darum gegen Rußland herrscht, weil die Russen natürlich sofort alle persischen Gefangenen den unterworfenen Turkmänen abnahmen und nach Hause entließen. Der Mann, dem Rußland seine glänzenden Erfolge in Mittelasien zum größten Theile verdankt, der geniale General von Kaufmann, schickte allein nach der Einnahme von Chiwa, 1873, den Persern über 30000 Gefangene zurück.

Die Russen sind sich in Zentralasien der inneren Stärke ihrer Position auch sehr wohl bewußt. Ich hatte einmal das Vergnügen eines längeren Gesprächs mit einem höheren Offizier, der sein halbes Leben dort zugebracht, lange auf dem Pamir gestanden hatte und nun mit einem kleinen Stabe die Aufnahme von Buchara vornehmen sollte. Dieser Mann war ein genauer Kenner der Verhältnisse im russisch-afghanisch-indischen Grenzgebiet und schilderte in ebenso drastischer wie überzeugender Weise die Antipathie der Hochlandsbewohner in jenem weltfernen und doch politisch so im Vordergrund des Interesses stehenden Erdenwinkel gegen die Engländer und das vortreffliche Verhältniß, in dem er, seine Offiziere und Kosaken mit den Leuten diesseits und jenseits der Grenze gestanden habe. Schon die orographischen und klimatischen Verhältnisse dort am „Dach der Welt“ würden es einer Truppenabtheilung schwer, ja so gut wie garnicht möglich machen, längere Zeit zu verweilen, Vermessungen zu machen, Straßen zu bauen, Depots anzulegen, wenn nicht die spärliche Bevölkerung ihr gutwillig Hilfe leistet. Davon soll den Engländern gegenüber nicht die Rede sein. Als den größten politischen Fehler, den die Engländer in Indien machen, bezeichnete es mein Gewährsmann, daß sie zu den Muhammedanern Missionare schicken. Ein Gebot Muhammeds lautet, jeder Gläubige habe die Pflicht, ohne Weiteres einen todtzuschlagen, der vom Islam abgefallen ist, und dieser Satz ist jedem Muselman in Fleisch und Blut übergegangen. Abgesehen also davon, daß die Muhammedanermision so gut wie gar keine Erfolge erzielt, erbittert sie die Muselmanen sehr und nährt fortwährend ihren Haß gegen diejenigen, die trotzdem von Propagandaversuchen nicht ablassen. Im ganzen muhammedanischen Asien sollen die Engländer gerade wegen dieser ihrer Missionsbestrebungen am meisten verhaßt sein — für russisch Turkestan kann ich es bestätigen — und keinerlei Aussicht haben, mit Rußland sich je in die Sympathie der Eingeborenen zu theilen.

Die russische Regierung hat kein Bedenken getragen, ihrer Geistlichkeit die Muhammedanermision in Asien ganz zu verbieten, obwohl es nicht gerade gerne zugegeben wird. (Sogar im europäischen Rußland ist es der orthodoxen Kirche nicht gestattet, wenn ein bekehrter Muhammedaner wieder abfällt, zu weltlichen Zwangsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen.) Politisch betrachtet ist ein solches Verhalten natürlich das einzig richtige — allerdings fragt man sich dann kopfschüttelnd, wie sich dann die in ihren Mitteln bekanntlich wenig wählerische Propaganda der russischen Kirche gegen Protestanten und Katholiken im Westgebiet, die livländischen Pastorenprozesse und die Stundistenverfolgungen in Südrußland dazu reimen? Die russische Kirche ist eben Staatsanstalt, nicht religiöse, sondern politische Rücksichten und Bestrebungen geben daher ihrer Haltung gegen „fremde“ Religionen und Konfessionen die Direktive. Ueber dies Thema zu sprechen ist übrigens den meisten gebildeten Russen selber peinlich — man vermeidet es nach Möglichkeit und liebt wohl auch nicht, darüber nachzudenken.

Einen großen Reiz der Bahnfahrt in Transkaspien macht die überaus interessante Gesellschaft während der Reise aus. Privatpersonen im strengen Sinne des Wortes trifft man eigentlich kaum, mit Ausnahme der russischen Handlungsreisenden und kaufmännischen Agenten, die nach und von den Baumwolldistrikten jenseits des Oxus reisen — den Gebieten von Ferghana und Samarkand. Meist sind es Offiziere, und zwar die Elite der russischen Armee, Ingenieure und Beamte, welche das Publikum der II. Klasse bilden, vielfach Leute, die schon lange im Lande, zum Theil an der Eroberung betheiligte waren und ich habe öfters Herren getroffen, die mit Skobelew Geok-Depe gestürmt, oder mit Annenkow die Amu-Darjabrücke gebaut und selbst noch unter Kaufmann die Anfänge der Baumwollencultur erlebt haben.

Mein Reiseplan führte mich von Aschabad in einer Tour bis Samarkand, eine Fahrt von 48 Stunden, und wie schon in Rußland überhaupt, so schloß sich dort in Asien die ganze gute Gesellschaft im Zuge auf die freundschaftlichste Art von der Welt zusammen. Man sitzt so ziemlich den ganzen Tag im Speisewagen, unter welchem Namen sich der Leser übrigens keinen Salon nach Art unserer europäischen Luxuszüge vorstellen darf, sondern einen kurzen zweiachsigen Waggon mit einem äußerst massiven Speisetisch, um den 15—18 Wiener Stühle stehen, mit Wachstuch gedeckt und mit einigen primitiven Vasen voll prachtvoll farbiger aber duftloser

Steppenblumen. Außerdem steht in dem Raum ein Eisschrank von elephantenhaften Dimensionen, in dem Fleisch, Fisch und Getränke aufbewahrt werden; zwei recht wenig appetitliche Diener besorgen, was bestellt wird und fortwährend erscheint ein dienender Geist aus der nebenan stehenden Küche in einem einst weiß gewesenen Kochhabit, um etwas aus dem Eisschrank zu holen. Dabei rüttelt der Wagen dermaßen, daß Wein-, Bier- und Theegläser immer auf Tellern servirt werden müssen, welche die überschlagende Flüssigkeit auffangen. Das Geräusch ist gleichfalls sehr stark, aber an das alles gewöhnte ich mich sehr bald und habe in dem ganz überwiegend uniformirten Kreise, der stets rauchend, Thee trinkend, essend und plaudernd um die Tafel saß, sehr angenehme Stunden verbracht. Als Ausländer mußte ich natürlich viel erzählen und namentlich interessirten sich die Offiziere für unsere militärischen und politischen Verhältnisse, besonders für die Person des deutschen Kaisers und der kommandirenden Generale. Es ist sehr bemerkenswerth, mit welcher lebhaften Sympathie und hohen Achtung in ganz Rußland und besonders in der Armee von Kaiser Wilhelm II. gesprochen wird. So sehr der gebildete Russe den Fürsten Bismarck haßt und verabscheut — obgleich er dem Genie Bismarcks selten seine Bewunderung versagt, wird er ihn immer für einen schlechten Menschen erklären — so beliebt ist der Kaiser in allen Kreisen der guten Gesellschaft. Merkwürdig ist der Unterschied zwischen den Offizieren, die in Asien und Europa gedient hatten, in der Auffassung der politischen Lage. Die „Turkestaner“ waren im Gespräch Feuer und Flamme für eine russisch-deutsch-französische Kooperation gegen England, während man den Neußerungen und fast mehr noch dem Schweigen der Herren, die erst kürzlich von der Westgrenze nach Asien versetzt waren, anmerkte, wie sehr sie sich in die Idee des russisch-französischen Angriffs auf Deutschland hineingedacht hatten, wobei sich bezeichnender Weise die eigentliche Animosität aber viel mehr gegen Oesterreich richtete. Es giebt eben viele Leute in Rußland, die da glauben, um Konstantinopel zu haben, müsse man zuerst Wien haben, dem leider ohne den kleinen Umweg über Berlin nicht gut beizukommen sei.

Ein sehr beliebtes Thema bei meinen russischen Reisegefährten waren die großen Entfernungen im Reiche und die Schnelligkeit, mit der man sie zurücklegte. Der Russe empfindet dabei noch eine viel naivere Freude, als der schon seit einer Reihe von Generationen an den modernen Verkehr gewöhnte Westeuropäer. Vor

wenig mehr als einer Woche hatte ich die preußischen Grenzpfähle bei Alexandrowo hinter mir gelassen, und jetzt: am Fuß der Berge, die ich im Süden auf wenige Kilometer vor mir sah, war Alexander der Große marschirt, als er aus Hyrtanien nach Sogdiana zog, um Marakanda zu erobern und die Hochzeit mit Roxane zu feiern. Welche Gegenläge zur Heimat ringsum! Ich entsinne mich, an einen furchtbar heißen glühenden Apriltag, als der Zug im Angesicht der einstigen Turkmenenfestung Geot-Tepe hielt. Ringsum war die Steppe in ein rothleuchtendes Meer von blühendem Mohn getaucht, ein schwacher Wind trug den leise betäubenden Geruch der Blüten herüber und über uns brannte die Sonne von einem Himmel, der aussah wie Metall. Im Süden stieg die hohe Randkette des iranischen Hochlandes scheinbar zum Greifen nahe auf — noch trugen ihre Gipfel und Kämme das weiße Schneekleid, das erst im Juni schwindet, und zur Linken, vielleicht eine halbe Meile entfernt, dehnte sich ein flimmerndes, wirbelndes Etwas ins Unendliche aus; darüber zitterte die Luft und allerlei seltsame schattenhafte Spiegelungen wurden in ihr sichtbar: Das war die Wüste, die wirkliche Wüste, in der gerade ein wüthender Sandsturm tobte, so nahe, daß man sich hätte einbilden können, sein Heulen zu hören, aber so merkwürdig sind die Wettercheiden hier, daß auf dem schmalen Streifen Steppenland, dem der schmelzende Schnee der Berge die Möglichkeit einer Vegetation zwischen Hochland und Wüste gewährt, nichts von der Windsbraut zu spüren war. So fährt der Zug zwischen diesen beiden, nur wenige Meilen auseinanderliegenden Extremen, den schneebedeckten Bergen und der glühenden Sandwüste, länger als einen ganzen Tag. Wer die Geschichte dieser Gebiete kennt, der weiß, daß sie nicht immer dieses Bild des selten vom Leben unterbrochenen Todes geboten haben, daß einst eine hohe Kultur die Casenkette am Fuß der iranischen Berge belebte — doch davon später. Mir kamen die berühmten Verse des Dichters in den Sinn, der wie kein anderer der Klassiker für Iran und Turan ist, auf deren Grenzscheide ich jetzt dahinfuhr, Firdusis, der Sultan Mahmuds von Gasna Hof verherrlicht hat, indem er das Schach-Namch schrieb:

„Preis sei dem Herrn, der alle Dinge schuf,
 Ihm, der das Große wie Geringe schuf!
 Das Sein, sowie das Nichts vereinigt sich in ihm,
 Er ist der Einz'ge, nichts vergleicht sich ihm!

Zum Zweiten werde der Prophet gepriesen
 Und Alle, welche sich ihm treu bewiesen!
 Da jene Edlen von der Welt geschwunden,
 So rechne nicht auf Dauer Deiner Stunden!
 Wo kam der Thron des größten Königs hin?
 Wo sind die Großen all von Heldensinn?
 Wo sind die Weisen all und die Gelehrten,
 Die rastlos ihren Geist mit Wissen nährten?
 Wo sind mit ihrer Stimme sanftem Ton
 Und ihrem Reiz die Schönen hingefloh'n?
 Wo die Bedrängten, die in Bergeschluchten
 Elend und ruhmlos eine Zuflucht suchten?
 Wo sie, die mit dem Haupt zum Himmel ragten,
 Und jene, die den wilden Löwen jagten?
 Sie wurden allgesammt des Todes Beute.
 Heil dem, der nur die Saat des Guten streute!
 Von Erde sind, zu Erde werden wir,
 Voll Angst und Kummer sind auf Erden wir;
 Du gehst von hinnen, doch es währt die Welt,
 Und keiner hat ihr Räthsel aufgehell't;
 Voll weiser Lehren ist für uns ihr Lauf —
 Warum denn achten wir so wenig drauf?“

Es ist merkwürdig, wie Firdusi bei allen Afiaten persischer Zunge gekannt und geliebt ist. Das ungeheure Schach-Nameh (Königsbuch) in dem er die iranische Sage von den Uraufängen bis auf die Sassaniden gleichsam kodifizirt hat (es hat den vierfachen Umfang der homerischen Gedichte) ist jedem literarisch gebildeten Perser vertraut; persisch ist aber auch die Schriftsprache in ganz russisch Zentralasien, und die Tataren im Kaukasus beherrschen es gleichsam als zweite Muttersprache, so daß zwischen Hindufusch und Kaukasus jede Anspielung auf die zahlreichen Wendungen und Ereignisse des Schach-Nameh von den Gebildeten verstanden wird. Ich bin ganz zufällig durch Firdusi einmal zu einer Unterhaltung mit persischen Kaufleuten gekommen, die mir in die Vorstellungen, welche sich selbst gebildete Orientalen von Europa machen, einen interessanten Einblick gewährte. Ich will die ganze Szene wiedergeben, um zu zeigen, welche Art des Verkehrs mit Orientalen geeignet ist, sie dazu zu bringen, daß sie sich aussprechen. Hauptregel ist, so wenig als möglich den Europäer

herauszukehren — wenn es geht, muß man mit untergeschlagenen Beinen sitzen und mit den Fingern aus der gemeinsamen Schüssel essen: ein Reisebesteck, das man hervorzüge, würde beim Afiaten jede aufkommende gemüthliche Stimmung peinlich unterbrechen, ähnlich, als ob man bei uns, auf dem Dorfe vom Bauern freundlich aufgenommen, einen verwickelsten Apparat zum persönlichen Gebrauch auf den gemeinsamen Esstisch setzen wollte. Was die Sprache betrifft, so kommt man im Ganzen mit Russisch recht weit; in Transkaspien und Turkestan verstehen die Eingeborenen trotz der erst kurze Zeit dauernden russischen Herrschaft bereits mehr von der Sprache, als beispielsweise die Bauern auf dem armenischen Hochlande und in Georgien, wo die Russen bereits seit dem Anfang dieses Jahrhunderts herrschen. So gut wie unberührt ist noch Buchara; auf dem dortigen Bazar — man sagt, es sei der größte in ganz Vorderasien — ist es selbst für den russisch Sprechenden unmöglich, ohne Dolmetscher etwas zu kaufen. Gewöhnlich sind die Dolmetscher Tataren von Kasan. Meine persischen Reisegefährten verstanden etwas Russisch — wahrscheinlich hielten sie mich, da ich keine Uniformmütze trug, zunächst für einen Baumwoll- oder Naphthaagenten, und einer, der in Baku mit diesen beiden Produkten handelte, erkundigte sich nach dem Zwecke meiner Reise. Ich versuchte ihm klar zu machen, daß ich zu Studienzwecken reiste, um fremde Länder und Völker kennen zu lernen, vermochte ihn aber hierdurch nicht zu überzeugen. Da zitierte ich ihnen den Spruch, den Firdusi als den Weg zur Weisheit angiebt: „Gehe durch die Welt und sprich mit Jedem“ — der wäre meine Lebensmaxime. Diese Wendung nun gefiel meinen Persern außerordentlich — wie ich den Firdusi denn kannte, da ich doch kein Persisch verstände? Ich antwortete, Firdusi sei in meine Sprache von einem Manne, der selbst ein berühmter Dichter war (Adolf Friedrich Graf von Schack) übersezt worden. Ungläubiges Kopfschütteln: wie kann man etwas so Großes übersezen; das ist viel zu schön dazu — weißt Du denn noch etwas von Firdusi und wie gefällt er dir? Ich: Gewiß, ich kenne das ganze Schack-Nameh; übrigens kann man alle Dinge in meine Sprache übersezen, sogar Euren Koran kenne ich auf diese Weise. „Der Koran — nein, das ist ganz unmöglich, den Koran kann man in keine Sprache übersezen, unsere Gelehrten dürfen ihn auch nur auf arabisch lernen und lehren; es ist ein Verbrechen, ihn anders, als in der Sprache Muhammeds zu lesen, (weil der Engel ihn auf arabisch offenbart hat).“ Ich: Mir

scheint, es ist besser wenn man alle Völker in ihrer eigenen Sprache das lehrt, was man selber liebt — sie können es so besser verstehen, und ich wüßte ja sonst nichts von eurem Firdusi, von Rustem und Dschemschid, von Afrasiab und Sijamusch! Diese Argumentation schien einigen Eindruck zu machen; das Haupt der Gesellschaft hatte mittlerweile ein großes Bündel hervorgeholt und entnahm demselben einen halben gefochten Hammel, eine mächtige Quantität Zwiebeln und Lauch und das merkwürdige serviettenähnliche elastische dünne Brod der Asiaten, Lawasch genannt. „Willst Du mit uns essen?“ Natürlich ergriff ich die Gelegenheit mit Freuden, mich weiter mit den Leuten einzulassen, obgleich ich ungefähr wußte, was jetzt kommen würde. Der Senior zertheilte mit einigen raschen Griffen ohne andere Werkzeuge anzuwenden, als seine fünf Finger, das Hammelfleisch, schied jedem seine Portion ab, legte sie auf eine Scheibe Lawasch, packte ein Quantum Zwiebeln und Lauch darauf, wickelte das Ganze wie eine riesige Koulade zusammen und offerirte mir mein Theil. Ich dachte wohl oder übel: Friß Vogel oder stirb, und muß gestehen, daß, sobald der erste Moment der Ueberwindung vorüber war, es gar nicht übel schmeckte, nur das Zwiebelgewächs hat ich mir zu erlassen — das äßen die Leute in meinem Lande nicht. Asiatisches Hammelfleisch ist übrigens eine Delikatesse, die es sich verbitten darf, mit dem biedereren deutschen oder französischen Schöps zusammen genannt zu werden; meist ist es das fettschwänzige Schaf, ein edles Thier, von dem es stammt. Was die Nothwendigkeit betrifft, mit den Asiaten in manchen Dingen ein Asiat zu werden, um kordial mit ihnen zu verkehren — für den Reisenden, der nur kurze Zeit im Lande bleibt, von besonderem Werthe — so wird mir Jeder, der etwa einen Feldzug mitgemacht hat, zugeben, daß man in solchen Situationen, wo man wirklich oder gleichsam im Feldlager ist, den Kulturmenschen mit großer Schnelligkeit und ohne sonderliche Mühe abstreift — und zugleich ist auch gerade dieses das Klügste, was man thun kann. Ich bin später (im armenischen Hochland) noch öfters in die Lage gekommen, von europäischen Lebensgewohnheiten gänzlich absehen zu müssen, und verdanke gerade der Unbefangenheit, mit der ich mich darin fand, manchen werthvollen Aufschluß über die Eigenthümlichkeiten des Volkes.

Unser Gespräch wurde bald politisch, und da der griechisch-türkische Krieg, der damals noch in seinem ersten Stadium war, alle muhammedanischen Gemüther gewaltig bewegte, war gleich

die erste Frage in dieser Richtung die, ob Athen in meinem Lande liegt? Das sollte vielleicht auf Umwegen heißen, ob ich ein Grieche sei, aber wie dem auch war, ich litt jedenfalls Schiffbruch mit meinen Bemühungen, meinen Freunden ein Bild von der geographischen und politischen Lage der Dinge in Europa beizubringen. Sie kannten nur Persien, Rußland, den Sultan und England und schienen den griechisch-türkischen Konflikt als Rebellion von Unterthanen des Padischah aufzufassen. Geographische und historische Vorstellungen gehen den Muhammedanern durchaus ab. Zwar gab mir ein Mullah in Samarkand das bekannte islamitische Wort zum Besten: Die Weisheit des Koran ist so tief und weit, daß ein Reiter, der im Galopp 10000 Tage reitet, nicht ihr Ende erreichen wird, aber dabei wissen doch selbst die besseren Klassen der muhammedanischen Bevölkerung über die elementarsten historischen Dinge nicht Bescheid. Als ich einmal in Baku mit meinem lebenswürdigen Gastfreund und Kenner der Geschichte des Kaukasus, dem dortigen evangelischen Pastor Adj. Bergmann, die Fundamente des alten — muthmaßlich byzantinischen — Mosos untersuchte und mir uns dazu die Keller einiger tatarischer Häuser aufschließen ließen, sammelte sich natürlich ein großer Haufe von neugierigen Tataren, und Pastor Bergmann, der seine Leute kennt, antwortete einem würdigen Alten, der durchaus nicht von der Meinung abzubringen war, wir wollten das Seegrass kaufen, das im Keller aufgestapelt lag: „Wir wollen nachsehen, wer die Mauer gebaut hat, Schah-Abbas oder Iskender!“ Schah-Abbas von Persien, Alexander der Große und Emir Timur sind die einzigen historischen Persönlichkeiten, die sich im Kaukasus, in Iran und Turan dem Gedächtniß der muhammedanischen Völker eingepägt haben, aber wie konfuse auch die Vorstellung von diesen Größen ist, geht z. B. daraus hervor, daß man mir in Annau auf die Frage, wann die große Mojschee gebaut sei, antwortete: vor 700 Jahren (was wohl 4 — 500 Jahre zu viel ist) und auf die weitere Frage, wer die Stadt zerstört habe: Iskender!

Mein politisch-moralischer Diskurs mit den drei Persern dauerte noch eine ganze Weile, bis es Schlafenszeit wurde, nicht ohne einige Hindernisse wegen der sprachlichen Schwierigkeiten, da ihnen vom Russischen überwiegend nur die kaufmännisch verwertbaren Ausdrücke bekannt waren. Einen Kognak vor dem Schlafengehen lehnten sie aus religiösen Gründen ab, trotz meiner Versicherung, es sei kein Wein. Thatsächlich soll im Koran nur dieser verboten

sein, und Bier trinken: die meisten Bekenner Muhammeds in Turan auch ohne jedes Bedenken und ich habe mich oft über den merkwürdigen Anblick gefreut, wie die dunklen Kerle in Turban und Chalal auf den Bahnhöfen von Tschardschui, Buchara, Merm, Samarland u. a. es sogar fertig bekommen, an einem europäischen Tisch zu sitzen und mit innigem Behagen den -- übrigens ziemlich fragwürdigen, stark süßlichen -- Gerstensaft schlürfen, der seine Heimath in dem unorientalischsten Lande der Welt hat. Da mein Cognak also verschmährt wurde, beschloß ich, vermittelst einiger Zigarren einen Revancheversuch zu machen -- womit ich auch mehr Glück hatte. Freilich verstand nur ein einziger mit dem Glimmstengel umzugehen, wobei er die Spitze nicht abschnitt, sondern zersaute, während ich den andern beiden erst anzeigen mußte, wie sie zu diesem Genuße kommen könnten, dann aber erntete das Kraut aus dem Waarenhause für deutsche Beamte großen Beifall. Ich weiß nicht, ob ich mit diesen Mittheilungen unternehmende Zigarrenreisende dazu veranlassen werde, Transkaspien heimzusuchen, aber ich habe dort mehrmals dieselbe Erfahrung gemacht, daß ein solcher Genuß den Eingeborenen ebenso neu wie zusagend ist. Am spaßhaftesten war eine Szene, die ich in einer unterirdischen Mühle bei Annau mit drei Turkmenen erlebte. Mein oben erwähnter russischer Begleiter hatte mich ohne Umstände hineingeführt und mir den Mechanismus des Werks erklärt, während der Eigenthümer und zwei Mahlgäste etwas verwundert dabeistanden. Um mich den Leuten erkenntlich zu zeigen resp. die Störung wieder gut zu machen, wollte ich jedem eine Zigarre geben, fand aber leider nur noch eine einzige im Etui und gab sie natürlich dem Ältesten. Der Mann besah sich das Ding und wußte offenbar nicht im entferntesten, was damit anzufangen; also schnitt ich die Spitze ab, setzte die Zigarre in Brand, that einige Züge -- alles unter gespanntester Aufmerksamkeit der drei -- und übergab sie dem Alten. Nun hatte er die Sache begriffen: ein lebhaft befriedigtes überraschtes Ah erfolgte und die Zigarre wanderte zum zweiten, dann nach drei Zügen zum dritten und alsbald in regelmäßiger Folge in die Runde -- jedesmal mit großem Wohlgefallen empfangen.

Am folgenden Tage trennten sich unsere Wege; die Perser wollten nach ihrem Wallfahrtsort Meschhed und mein Weg führte mich weiter nach Samarland. Man schläft des Nachts trotz der ziemlich primitiven Einrichtung der Wagen recht gut, weil auch in Transkaspien das vortreffliche Prinzip der russischen Eisenbahnen befolgt wird,

alle Waggon's so zu konstruiren, daß die Rücklehne nach Art der Schlafwagen-Konstruktion aufgeklappt und mit Schlafrissen belegt werden kann. In Folge dessen sind in einem Abtheil auf sechs Sitzplätze vier Schlafplätze vorhanden, die übrigens selten alle besetzt sind, und man kann sicher darauf rechnen, sich's jede Nacht bequem machen zu können. Vielleicht interessiert es übrigens die Leser zu erfahren, daß für die ganze 1500 Kilometer lange Strecke von Krasnowodsk nach Samarkand, auf der man drei Nächte und zwei Tage zubringt, der Fahrpreis noch nicht 35 Mark beträgt (III. Klasse nur 23 Mark). Der Zonentarif macht überhaupt die Zurücklegung von Entfernungen in Rußland sehr billig: Die 3000 Kilometer von Alexandrowo bis ans kaspische Meer kosteten in der II. Klasse ca. 50 Mark.

Bei Nacht passirte der Zug Merm, dessen Ruinen und Bewässerungsbauten ich mir für später versparte. Als der Tag anbrach, hatte sich das Bild umher verändert. Bis hinter Merm führt die Bahnlinie durch den im Frühjahr fast durchgehends mit Gras und Blumen bekleideten, von wohlbewässerten Däsen unterbrochenen Steppenstreifen, in den der thauende Schnee Iran's den Rand der Wüste längs dem Fuße des Hochlandes verwandelt, aber unmittelbar hinter Bairam-Ali, der Station bei Alt-Merm, macht die Bahn eine Wendung und taucht direkt in die furchtbare Sandwüste Kara-Kum ein. Hier beginnt die schwierigste Strecke der Bahn, wo der Distanzchef den verantwortungsvollsten Posten hat. Zwischen Askhabad und Merm war das Wasser der gefährlichste Feind, und hier ist es der Sand. Es mag sonderbar klingen, daß in einer Region, die drei Monate im Jahr Steppe und im übrigen vor Dürre fast vegetationslos ist, das Wasser den Bahnkörper häufig mit Ueberschwemmung bedroht, aber das hängt so zusammen. In einer Ausdehnung von über 500 Kilometer läuft die Bahn fast unmittelbar am Fuße der Gebirgskette entlang, die mit einer Gipfelhöhe von 800 bis über 3000 Meter den Rand des Hochlandes von Iran begleitet. Ein Regenguß in diesen Bergen läßt jedesmal über die fahlen Abhänge und durch die baumlosen Schluchten eine große Wassermenge hinabbrausen, die durch keine Vegetationsdecke aufgehalten, aufgespeichert wird, sondern sie ergießt sich, dunkelgelb von den mitgerissenen Lehmmassen, direkt über die Ebene am Fuße der Berge. Das Eigenthümliche ist dabei, daß die Gewässer kein bestimmtes Bett haben, sondern sich weithin über die Steppe ausbreiten, hier- und dorthin sickernd, zunächst den

Bergen noch mit starkem Schwall, dann, je weiter entfernt von ihnen, desto zahmer und spärlicher, bis endlich der letzte Tropfen von dem heißen gierigen Boden aufgeschluckt ist. Soweit diese Regenfluthen und das Wasser des schmelzenden Schnees dringen, soweit bedeckt ein reiner Lehm, der obengenannte Löß, den Boden; er wird vom Wasser abgesetzt und entwickelt süppige Fruchtbarkeit, sobald und solange er zu trinken bekommt, und daher blüht und leuchtet die Steppe im Frühling wie ein farbiges Meer. Weil aber das Wasser keine bestimmten Betten hat, deshalb müssen die Durchlässe im Eisenbahndamm, der ja diesen ganzen zeitweilig vom Wasser durchflossenen Streifen der Länge nach durchschneidet, so ziemlich aufs Gerathewohl angelegt werden, und nach einem starken Regen im Gebirge staut sich eine trübe Fluth, an manchen Stellen meilenweit, längs dem Damme auf. Ich habe solch ein merkwürdiges Schauspiel erlebt: es war ein warmer Tag mit wolkenlosem Himmel und strahlendem Sonnenschein, aber im Süden hing über der Bergkette eine schwarze Wolkenwand, aus der es in Strömen regnete; eine halbe Stunde weiter plätscherte bereits die gelbe Fluth am Bahndamm, zu einem förmlichen See gestaut, und aber nach fünf Minuten strömte das Wasser direkt über die Schienen, so daß die Räder der Waggonen gut 4–5 Zentimeter tief ins Wasser getaucht vorwärts rollten und wir jeden Augenblick darauf gefaßt waren, auf der Strecke liegen zu bleiben, da die Rieseschüttung des Bahndammes in solchem Falle mit großer Geschwindigkeit zwischen den Schwellen herausgespült wird. Gerade an der Stelle war die Grenze auf 200 Meter nahe; drüben lag die persische Stadt Ljutfabad und dazwischen ragten die kegelförmigen Erdaufwürfe, welche die Grenzlinie bezeichneten, wie Inseln aus dem gelben Meer hervor. Auf der nächsten Station passirte etwas, das wie eine lächerliche Parodie auf die Ueberschwemmung ausah, die das Gebäude und den Eisenbahnzug umgab: ein Wassertrain für die Station kam an! Auf Lowries gesetzt rollte eine endlose Reihe von kolossalen Wasserkübeln, jeder 10000 Liter fassend, heran. Diese kamen von einer ca. 200 Kilometer entfernten Station, die eine der wenigen perennirenden Quellen mit klarem zur Speisung der Lokomotivkessel und zum Trinken geeignetem Wasser besaß. Dort war das Wasserdepot für eine 400 Kilometer lange Bahnstrecke, und dreimal wöchentlich fährt der Wassertrain diese Tour auf und ab — diesmal merkwürdiger Weise durch Ueberschwemmung des Bahndammes fast zum Entgleisen gebracht.

Das war das letzte für dies merkwürdige Land so außerordentlich charakteristische Bild vor dem Eintritt in die Wüste. Am Morgen hinter Merw war die Bergkette im Süden verschwunden; der Zug fuhr nicht mehr südöstlich, sondern fast nach Nordwesten; endlose Sandmassen, soweit das Auge reichte zu hohen Dünen und Hügeln gethürmt, dazwischen spärlich mit dem Gesträuch der Wüste bestanden, dem blätterlosen, eisenharten, salzigen Sagaul, feiner Flugsand -- wie gesagt ein noch gefährlicherer Feind der Bahn, als das Wasser in der Turkmenensteppe -- rieselte vom Winde gejagt zwischen den Schienen und Schwellen hindurch, an jeden Nagel, an jeden Splitter sich hängend -- erst als ein winziges Bällchen, dann höher und höher sich aufbauend, bis die Räder vergeblich vorwärts wollen und sich knirschend an Ort und Stelle drehend, die türkische Masse zu durchbringen streben. Die Wüste ist schrecklich, ein Bild des Todes und eine Mutter des Todes. Die grauenhaft monotonen Sandmassen üben einen geradezu lähmenden Einfluß auf die Stimmung aus, sobald man sich dem Wilde hingiebt und nicht am fischienen Speisetisch bei Thee und Zigaretten in der Unterhaltung vergißt, daß uns die schreckliche Dede umgiebt, vor noch nicht einem Jahrzehnt das Grab der Karawanen. Endlich, endlich, gegen den Nachmittag, taucht am Horizont im Osten eine schmale dunkle Linie auf: es sind die Bäume und Siedlungen, die das linke Ufer des Oxus in einem mehrere Meilen breiten Streifen säumen.

Es war ein Uebergang von merkwürdiger Plötzlichkeit aus der Wüste ins Fruchthland. Eben noch trostlose Sandmassen mit spärlichen Sagaulsträuchern, und gleich darauf rollt der Zug über eine Brücke, die über einen breiten, mit rasch fließendem lehmfarbigem Wasser gefüllten Kanal führt; rechts und links Reihen von hohen Pappeln und üppigem Weidengebüsch, das die nun in rascher Folge sich kreuzenden und durcheinander laufenden Kanäle umsäumt; eine völlig veränderte frische, feuchte Luft bringt durch die geöffneten Waggonfenster und wie durch eine plötzliche Entzündung sind wir aus der Wüste in ein dichtbevölkertes, wie ein Garten bebautes und gepflegtes, menschenwimmelndes Kulturland getragen. Behäbige Bauerngestalten in Kasan und Turban auf wohlgenährten Eseln reitend, hohe zweiräderige Karren (Arba's), mit Büffeln oder Ochsen bespannt, zu langen Zügen gereiht, baumwollbeladene Kameelreihen; ein Gehöft neben dem anderen, jedes von einer hohen Lehm-mauer umgeben, auch die Felder alle durch braue Lehmwände von einander geschieden, und der ganze Boden

ein fetter schwerer Löß-Niederschlag, den das Wasser des Amu-Darja überall dort zurückläßt, wo es hingeleitet wird — so ist das Bild des bucharischen Landes zu beiden Seiten des Stromes. Das Bewässerungsgebiet auf dem linken Ufer ist nur ein schmaler Streifen, und eine halbe Stunde nach dem Beginn des Fruchtlandes hält der Zug schon in dem unmittelbar vor dem Strom gelegenen Tschardschui — die Eisenbahnstation selber ist von den Russen Amu-Darja genannt worden.

Das war ein anderes Bild jetzt auf dem Perron, als alles bisher Gesehene! Die Menschenmenge, die sich da durcheinanderschob sah schlechterdings wie ein Tulpenbeet aus: man hält es für ganz unmöglich, daß Menschen sich so bunt anziehen können, bis man es selber sieht. Fünf bis sechs grelle schreiende Farben sind in einem Anzug vereinigt, und darüber dann ein brauner, schwarzbärtiger, ernsthafter Kopf mit großem weißem Turban darauf — so stehen die braven Unterthanen des bucharischen Emir's zu Duzenden umher und sehen sich mit unerschütterlicher Ruhe aber ebensogroßem sichtlichem Interesse den Zug und die Reisenden an.

Endlich, nach einstündigem Aufenthalt, ertönen die Abfahrtsignale, noch wenige Umdrehungen der Räder und der Dzug wird sichtbar, erst ein schmaler Arm, dann eine langgestreckte Insel und dann die ganze majestätische Wasserfläche selber, in ihrer mächtigen Ausdehnung!

Platens Verse, welche einst wie alles Verwandte, die mächtig in die Ferne strebende Phantasie des Knaben fast leidenschaftlich erregt hatten, kamen mir wieder in den Sinn, als ich nun von der Brücke in die gelben wirbelnden schaumführenden Fluthen hinab, über die seengleiche Wasserfläche und zu den fernen rohrbewachsenen Ufern hin sah:

„Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
 „Es plündert Moslemnenhand das schätzereiche Atesiphon;
 „Schon langt am Dzug Omar an nach manchem durchgekämpften Tag;
 „Wo Chosrus Enkel Nesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.“

Hier ist die Stelle, wo alle großen Eroberer, wo Cyrus, Alexander, Dschingis-Chan, den Dschihun gekreuzt haben, wo im Ringen zwischen Iran und Turan, in der grauen Vorzeit, von der Firdusi im Schach-Nameh singt, die Diener Ormuzds und Ahrimans hinüber und herüber stritten: Afrasiab, der finstere, leidenschaftliche, dämonische Turanier, der blutige Erbfeind der Schaha

von Iran, und der „elephantenleibige“ leuchtende Aeonenheld Rüstem, der Schild und das Schwert der Iranier. Hier kreuzt die Straße zwischen den beiden uralten Städten Merv und Samarkand, von Margiana nach Sogdiana, seit Jahrtausenden den Strom; Alexander der Macedonier lagerte hier, bis aus mit Stroh gefüllten Hammelhäuten die Flöße zum Uebersetzen seines Heeres hergestellt waren, und er es dann in fünf Tagen hinüberführte; hier endlich stand der letzte Kajanide, Kai Chosru, mit seiner Mutter, seinem Roß und dem treuen Vasallen, der gekommen war, ihn aus der Verborgenheit und Gefangenschaft in Turan auf den Thron von Iran heimzuholen, und hörte, während hinter ihm schon Afrasiab mit seinen Mannen wie rasend heransprengte, um ihn zu fangen, bevor er über den Strom entkam, den Fährmann seinen Lohn fordern:

„Ein Ding von diesen Bieren werde mein:
 „Der Kappe oder jene Sklavendirne,
 „Der Panzer oder auf des Jünglings Stirne
 „Die Krone da!“

Raum waren die Worte über seine Lippen, so flog der Freche, von starkem Arme gepackt, kopfüber in den Dschihun und Kai Chosru setzte zu Roß in den Strom hinunter, gefolgt von den Seinen, und als Afrasiab am Ufer anlangte, konnte ihm der triefend und keuchend dem Wasser entkommene Fährmann nur antworten:

„Hoch ist der Strom von Frühlingsregengüssen,
 „Wer sich hineinwagt, der wird fortgerissen,
 „Und doch sind diese Drei hindurchgeschwommen,
 „Als wenn der Sturm sie auf den Arm genommen;
 „Sie sind wohl Söhne des Orkans gewesen,
 „Die Gott zu seinen Dienern auserlesen.“

Jahrtausende hindurch hat seitdem der Dschihun seine Wogen vorbeigerollt; nie hat eine Brücke ihn überspannt — bis auf den Tag, da die letzten Bezwinger Turans, die Russen, das mächtige Holzgerüst errichteten, das jetzt den Eisenbahnzug sicher hinüberträgt. Noch immer aber klingt die Sage von Kai Chosru an den Ufern des Oxus, und wo der letzte Sassanide Zesdegerd schon lange, lange von seinem Volk vergessen ist, tragen die Trümmer von Afrasiabs Residenz bis auf den heutigen Tag den Namen des finsternen Sohnes der Diwe.

Vom Amu-Darja ist viel zu erzählen; auf der Rückreise habe ich Gelegenheit gehabt, eben in Tschardschui von einem Kenner

des Stromes das Wichtigste über seine Natur zu erfahren, und es sei die Erzählung bis dahin verschoben. Gegen Abend erscheint Buchara, „das edle“, oder vielmehr die russische Stadt Neu-Buchara; dann sinkt die Sonne zum letzten Male auf dieser Tour und den nächsten Mittag begrüße ich, neben einem Mullah vom Grabe Timurs stehend, auf den Ruinen von Samarkand.

Eine lange Fahrt liegt hinter uns — ein neues Bild ist erschienen.

Welch ein merkwürdiges Stück Erde! Rings um mich her unmittelbar zu Füßen eine Welt zerfallener und zerfallender Pracht: gewaltige Moscheen, Madrasseer, die Hochschulen muhammedanischer Gelehrsamkeit, die Kuppeln und Portale, die Mauern und Minarets überkleidet mit farbenprächtigen glänzenden Kacheln; riesengroße Koransprüche, in arabischen Lettern meilenweit hin zu lesen, an den Wänden — aber wie vieles ist schon eingestürzt, geborsten, baldigen Zusammenbruch drohend!

Als ich die enge Stiege zur Kuppel von Schah Sindas Moschee in Samarkand hinaufklettern wollte, hob ein Weib, das unten saß, den Schleier, um mir ihr Gesicht zu zeigen. Ich wußte genug, als die verstümmelte Hand das schwarze Kopfhargeflecht in die Höhe schob: die schrecklichen weißen Flecken, deren Anblick das Mitleid der Vorübergehenden erwecken soll — der Aussatz —, sie sind es allein die einer Muhammedanerin in Turkestan die Erlaubniß geben, auf der Straße das Gesicht zu zeigen. Diesen Aussatzflecken gleich entstellen große Flächen, an denen der glasierte bunte Belag herabgestürzt ist und die daher mit weißem Gips und Kalk verschmiert sind, das leuchtende teppichähnliche Muster auf den Mauern und Kuppeln. Da schaut zwischen grünen Pappeln eine braune, schon merklich von dem Druck der Jahrhunderte aus der Form gebrachte Wölbung hervor: Gur-Emir, das Grab Timurs. Diese Kuppel deckt die Gruft des Mannes, dem einst von der Erdoberfläche mehr gehört hat, als je einem Menschen vor ihm oder nach ihm. Nach Osten schaut das Auge über ein weites hügeliges Feld voll Backsteintrümmer, Scherben und Todtengebein: das ist Afrasiab, die Stätte des alten Marakanda, wo Alexander die Rogane nahm und den Klitus erschlug. Ich sehe nach Westen und vor mir liegt ein weites Netz regelmäßig sich schneidender breiter Straßen mit niedrigen Häusern, vergraben fast in einem Meer von Baumgrün: das ist das dritte Samarkand. „At-Badische“, der weiße Zar, hat es für die Männer seines Volkes bauen lassen, die er hergeschickt hat,

um über die Nachkommen Roganes und Tamerlans zu herrschen; dort drüben in der Zitadelle liegt jetzt der Kol-Tasch, der berühmte schwarz-graue Marmorblock, auf den Timur seidene Polster legen ließ und dann über den als Stufe dargebotenen Nacken gefangener Fürsten auf ihn als seinen Thronsiß stieg. Hinter den Bergen im Nordosten fließt der Jartas, einst die Grenze des Reiches der Achämeniden, und das rasche, sprudelnde lehmfarbige Wasser, das in einem Netz von zahllosen Kanälen, Gräben, Rinnsalen um und durch die Stadt strömt, gehört dem Polytimetos, dem „Goldspender“ Sareffchan.

Man muß im Orient gewesen sein, um die Ueberschwänglichkeit zum Preisen des Wassers in der Poesie des Morgenlandes zu verstehen — und nirgends wird man ein solches Verständniß besser lernen, als in den weiten Gebieten jenseits des kaspischen Meeres, denen Regen und Thau während des größten Theils des Jahres versagt sind, und in denen nur das Schmelzwasser vom Schnee der Gebirge, die sich im Süden vom kaspischen Meer und von Buchara bis an die große Umwallung Hoch-Asiens hinziehen, der eigentliche Lebensspender ist. Ohne Huthun des Menschen durch große Bauten, durch Dämme, Wasserbehälter und Kanäle, wäre es aber nur ein verschwindend kleines Gebiet, unmittelbar an den Flußufern, das bebaut werden könnte — daher ist dieses Land, ganz Transoxanien, Baktrien, Sogdiana und Chowaresmien, von uralten Zeiten her ein Erzieher des Menschen zur Ueberwindung der Natur gewesen, durch seines Geistes und seiner Hände Arbeit. Hier ist die Heimath der Religion Zoroasters, hier flossen die Quellen des Zend-Avesta. „Muru (Merv), das feste und reine“ und Balkh, „die Mutter der Städte“, sind unter den Ländern, von denen Ormuzd im Zend-Avesta spricht, daß er sie zuerst erschaffen habe, und Sogd (das Land um Samarkand) ist wohl die Heimath des Stifters der Lichtreligion selbst gewesen. Die griechischen und arabischen Schriftsteller sind einig darin, Transoxanien, „das Land zwischen den Flüssen“ (Mahawer-al-Nahar) als ein Gebiet unendlicher Fruchtbarkeit und Bebauung des Bodens, als Ernährerin einer unzählbaren Menge von Städten und Menschen zu preisen. Nach der Ueberlieferung konnte einst am Syr-Darja eine Nachtigall von Fruchtbaum zu Fruchtbaum fliegen und eine Raçe von Haus zu Haus klettern, von Kaschggar und Samarkand bis an den Aral-See und nach Taschkend. Das alles bewirkten die zahllosen Bewässerungswerke, von denen heute nur

noch ein Rest in Thätigkeit ist, deren Ueberbleibsel aber überall im Lande sich finden: bei den Ruinen von Mestorian zwischen Atrek und dem Kaspi, bei Solotan und Sultan-Bend am Murghab, wo die riesenhaften Dammbauten der Vorzeit bis heute der Wiederherstellung selbst mit allen Mitteln der modernen Technik spotten, in der Hungersteppe jenseits Samarkand am Syr-Darja und hoch an den Abhängen der Gebirgswände, die das kesselförmige Land Ferghana, ein altes Seebecken, einschließen.

Es ist merkwürdig, wie sehr die Anfänge der großen Kulturstaaten des Alterthums an die Bewältigung der Aufgabe geknüpft sind, durch mächtige Wasserbauten der Natur Ackerland abzurufen. Wir gehen nach China und finden in dem Tieflande am Unterlauf der großen Ströme das Volk seit seiner Urzeit an der Arbeit, durch Dämme und Kanäle den gelben und den blauen Fluß zu bändigen und dem Landbau dienstbar zu machen; wir finden in Babylonien in fast schwindelnder Form die alten Priesterkönige der Sumerier auf fünftausendjährigen Backsteinen von ihren Strombauten am Euphrat und Tigris reden; am Nil endlich — wer zweifelte wohl daran, daß er es gewesen ist, der durch den Kampf gegen und um sein Wasser, den er den Menschen aufnöthigte, den Grund zu den Pyramiden und zu dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele gelegt hat? Hier in Zentralasien, am Oxus und Sagartes und ihren kleineren Geschwistern, ist es nicht so sehr das Ringen mit dem gewaltigen Schwall der Gewässer gewesen, wie das Bestreben, ein von der Natur weit larger zugemessenes Maß der belebenden Feuchtigkeit mit Kunst soweit zu vertheilen, so vollständig auszunutzen, daß womöglich kein Tropfen umsonst vorbeifloß oder verdunstete. Noch heute werden Flüsse wie der Ledschan, der Murghab, der Sareffchan, fast vollkommen durch die Irrigation der Felder aufgezehrt — aber wie wenig ist das, was die heutigen Bewohner mit ihnen leisten, gegenüber dem, was in früheren Zeiten durch höheren Stand der Technik, durch bessere Verwerthung des Wasserquantums, an Leben hier erzeugt wurde.

Die Kultur der Menschheit hat in diesen Ländern eine Katastrophe erlebt, die nicht kleiner ist, als die Verödung von Kleinasien, Syrien und Nordafrika, aber hier war es nicht der Islam, der den Tod brachte, sondern die buddhistischen Schwärme Dschingis-Chans. Die furchtbare Fluthwelle, welche die normannischen Fürstenthümer der Waräger am Dnjepr und an der Oka überschwemmte und erst am Fuß der schlesischen Gebirge sich brach, hat

hier ihr schrecklichstes Werk gethan, und das geschah darum, weil diesem Lande durch den Feind genommen werden konnte, was jedem anderen auch unter der furchtbarsten Verwüstung durch Feuer und Schwert doch bleiben muß, die Ertragsfähigkeit des Acker.

Die Erde ist nirgends im Stande, auch nur ein Korn und einen Halm zu tragen, wo ihm nicht während des ganzen Sommers, vom Mai ab, eine reichliche Ueberrieselung zu Theil wird. Meist ist es eine dicke, bis zu 30 Meter starke Schicht Thonerde, sog. Löß, wahrscheinlich ein Sediment der von den südlichen Gebirgen herabströmenden Flüsse und Wasserläufe, die den Boden bildet, aber auch der nackte Sand trägt in zwei Jahren überall dort Weizen und Baumwolle, wo die Irrigation hingelangen kann, denn das strömende Wasser ist so reich an fruchtbarem Schlamm, an eben demselben Löß, daß es dem Nil an Fähigkeit gleicht, die Wüste in Fruchtland zu verwandeln. So stark ist die Ablagerung dieses Schlammes, daß die Bewässerungskanäle selbst fortgesetzt verschlammten und gereinigt werden müssen; daher kommt es, daß die jährlich aus ihren ausgehobenen Lehmmaßen allmählich förmliche Dämme, hohe Wälle zu beiden Seiten des Kanals bilden, oder aber das Wasser fließt schließlich in einen Graben oben auf dem Kamme eines solchen mit der Zeit emporgewachsenen Walles. Im Frühling sind es die Regenmassen, welche in den Bergen niedergehen, die das nöthige Wasser zur Ueberfluthung der Ausfaat liefern (neben dem Regen, der um diese Zeit auch in der Ebene fällt), und im Sommer schmilzt die glühende Sonne den Schnee auf den Gipfeln der Gebirge und das Eis der Gletscher, so daß der Sareffchan z. B. im Juli des Nachmittags und Abends, wenn die Sonne den Gletscher an seiner Quelle den ganzen Tag lang bearbeitet hat, bei Samarkand ein reißender Strom ist, während er am Morgen in der Frühe leicht durchwaten und durchfahren werden kann. Der Segen des Sommers nun würde ungenutzt verbrauchen, wenn nicht durch ein System von Dämmen und Kanälen der ganze Fluß in eine Unzahl sich immer weiter und feiner verzweigender Kanäle gespalten und aufgelöst würde, aus denen das Wasser auf die Felder geleitet wird. Ganz oberhalb sind es nur wenige mächtige Schlagadern, starke Aeste, die den immer dünner werdenden Hauptstrom verlassen. Wird hier ein Damm, der den Fluß staut, ein Durchstich, der sein Bett spaltet, vernichtet, so fallen unterhalb weite Strecken blühenden Landes der Verödung anheim, und so ist es bei all den Flüssen des Landes.

So wird es begreiflich, wie schrecklich die Katastrophe war, als Dschingis-Chans Mongolen die Bewässerungsbauten in Transoxanien und den Nachbargebieten zerstörten. Die vorhergehenden Eroberer, Cyrus, Alexander, die Araber — sie wollten das Land besitzen, seine Reichthümer behalten und genießen; je mehr Bewohner es nährte, je mehr Ackerland der Wüste und der Steppe abgerungen ward, desto werthvoller war der Besitz für die Eroberer. Nicht anders verhielten sie sich zu den Menschen im Lande: sie in maßloser Menge hinzuwürgen wäre doch nur ein Schneiden ins eigene Fleisch für den gewesen, der nicht nur an Blut und Beute sondern auch an schaffenden Unterthanen sich freuen wollte.

„Für Greise, deren Nacken matt sich biegt,
 „Wie für Zisternen, deren Maß versiegt,
 „Ist Gold und Silber trefflich angewandt:
 „Zu solchen Zwecken öffne Deine Hand!“

So läßt Firdusi den Kai Chosru sprechen, als er vom Thron der Kajaniden, von Iran und den Großen des Reiches Abschied nahm, um dann aus dieser Welt zu verschwinden. Von solchen Ruhmestiteln, wie sie bei den arischen und arabischen Herrschern der Oxyländer gegolten hatten, wußten die Mongolen-Chane nichts. 1221 erstürmte Dschingis Chan Samarkand und Buchara, das bis dahin Dschemu = kand hieß, dann fielen Merv und die Städte Chorassans in die Gewalt dieses Mannes, der überall das Prinzip verfolgte, nur bei sofortiger bedingungsloser Unterwerfung das Leben der Besiegten zu schonen. Niemand, der die Art orientalischer Geschichtsschreibung und besonders die Unfähigkeit der Orientalen kennt, sich eine richtige Vorstellung von größeren Zahlen zu machen, wird die numerischen Angaben der muhammedanischen Historiker über die Zahl der Opfer in den Feldzügen Dschingis Chans wörtlich nehmen; dagegen macht es die Uebereinstimmung der Berichte und was wir aus europäischen Quellen über die Kriegführung der Mongolenvölker seit Attilas Zeiten wissen, durchaus glaublich, daß öfters eine ganze Bevölkerung niedergehauen, die Städte geplündert und verbrannt und die Bewässerungsbauten zerstört worden sind.

Merkwürdiger Weise hat der sonst als schlechthin kulturfeindlich geltende Islam die Mongolen in einem gewissen Grade zivilisatorisch beeinflusst. Zwar läßt auch Timur bei einem Feldzuge in Indien eines Tages die ganze ungeheure Menge von Gefangenen,

die das Heer gemacht hat und als Beute mit sich führt, niederstoßen, aber die blutige Maßregel hat einen vernünftigen Sinn, indem durch sie die Verproviantirung der Armee und damit der Ausgang der Expedition in einem höchst kritischen Moment gesichert wird; ja man kann sich einer gewissen schauernden Bewunderung nicht erwehren, wenn man liest, wie der greise „eiserne Hinker“*) selbst mit den gefangenen Fürsten, die ihm ein ungeheures Lösegeld versprochen, den Anfang machte und einen milden, frommen Mann der Wissenschaft, seinen Astronomen, dazu zwang, die sieben Sklaven, die auf sein Theil gekommen waren, umzubringen, damit die gemeinen Krieger keinen Vorwand zum Murren oder zur Hinterziehung der Gefangenen aus Habgier fänden — aber Dschingis Chan, der Buddhist, hat sinnlos mit Menschenblut und Menschenschweiß gewüthet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Tamerlan = Timur lent; lent = lahm.

Zur Quellenanalyse modernster deutscher Geschichtschreibung.*)

Von

Hermann Duden.

R. Lamprecht, Deutsche Geschichte. Fünfter Band, Berlin 1895/6.

Die Stellung, die Lamprechts Deutsche Geschichte mit einer von Band zu Band wachsenden Zuversicht in der Wissenschaft und in der Öffentlichkeit für sich beansprucht, ist keine andere, als die Ranke'sche Geschichtsbetrachtung und Geschichtschreibung in ihrer anerkannten Vorherrschaft abzulösen und selbst eine neue Epoche in der Begründung und Darstellung unserer vaterländischen Vergangenheit heraufzuführen. Das Werk kann sich des Erfolges freuen, daß ihm diese Stellung von einem Theile der Kritik zugewilligt wird. Um so entschiedener wird die Berechtigung seiner hochgespannten Ansprüche von einer Reihe namhafter Historiker verschiedener Richtungen und Arbeitsgebiete bestritten. Man darf jagen, daß Band für Band der „Deutschen Geschichte“ gerade von denjenigen Gelehrten, die in erster Linie durch eigene Studien in dem betreffenden Zeitabschnitt zu einem maßgebenden Urtheil berufen sind, eine rückhaltlose Abweisung erfahren hat: wie Georg v. Below**) über die drei ersten Bände, so hat Heinrich Finke***) über den vierten und Max Lenz†) über den fünften Band ein

*) Das Manuscript ist im Februar dieses Jahres abgeschlossen worden.

**) Historische Zeitschrift Bd. 71, 465—498 (1893).

***) Die kirchenpolitischen und kirchlichen Verhältnisse zu Ende des Mittelalters nach der Darstellung R. Lamprechts. Eine Kritik seiner Deutschen Geschichte. Rom 1896.

†) Historische Zeitschrift Bd. 77, 335—447 (1896).

vernichtendes Urtheil gefällt, das sich mit der gleichen Schärfe gegen Einzelforschung und Gesamtauffassung, gegen Komposition und Stil des gepriesenen Monumentalwerkes wendet. Ueber den wissenschaftlichen Werth des Buches habe ich danach sachverständigen Kreisen nichts Neues zu sagen. Es giebt kaum ein namhaftes Werk in der ganzen neueren deutschen Geschichtsliteratur, dessen Verfasser sich in gleicher Weise Seite für Seite die größten Versehen nachweisen lassen mußte. Bei jedem Bande erklärten genaue Kenner der darin behandelten Periode, daß er den früheren Forschungen gegenüber einen Rückschritt bedeute. Diese Mängel treten um so greifbarer hervor, je weiter sich Lamprecht von dem eigentlichen Arbeitsgebiete seiner Spezialstudien entfernt und sich den Epochen nähert, in denen er sich nicht auf eigene Forschung zu stützen vermag. Im Verlaufe dieser steigenden Unbrauchbarkeit ist er nunmehr in der zweiten Hälfte des fünften Bandes auf einen Tiefpunkt gediehen, über den selbst er kaum hinausgelangen dürfte.

Nun darf man einem umfassenden Werke, wie es die „Deutsche Geschichte“ Lamprechts — nicht nur dem Zeitraume nach, den es umspannt, sondern auch der Universalität nach, mit der es alle Gebiete historischen Lebens vielseitig zu umfassen strebt — ohne alle Frage darstellt, gewiß nicht mit dem Maßstab gegenüber treten, den man an eine Spezialuntersuchung zu legen berechtigt und verpflichtet ist. Es würde ungehörig sein, wenn man von dem Verfasser eines solchen Werkes eine eigene Durchforschung aller wichtigen Fragen erwarten wollte. Ich kann aber nicht finden, daß Lamprecht auch von seinen strengsten Richtern darin mit einem Maße gemessen sein sollte, welches unbillig und darum falsch ist. Selbst wenn Finke sagt: „Auch der Darsteller der deutschen Gesamtgeschichte ist der Verpflichtung nicht enthoben, das Quellenmaterial in seinen maßgebenden Theilen durchzuarbeiten, Lücken auszufüllen, Kontroversen nach seiner Auffassung zu entscheiden und in solcher Weise nicht bloß eine Fülle neuer und anregender Gedanken zu geben, „sondern was viel wichtiger ist, das Bild der Zeit klarer und wahrer vorzuführen“, so muß man zugeben, daß ein Werk von den Ansprüchen der Lamprechtischen „Deutschen Geschichte“ diese Erwartung unbedingt befriedigen müßte; in welchem Maße es das nicht thut, haben für den vierten und fünften Band Finke und Venz nachgewiesen, zwei Gelehrte, deren grundsätzliche Anschauungen sich in manchem Belange gänzlich entgegengesetzt sind. Below gelangt sogar zu seinem ablehnenden Urtheil von der noch

viel bescheideneren Voraussetzung aus, „daß zu den unerläßlichen Pflichten eines Geschichtschreibers Gründlichkeit, Genauigkeit und Klarheit gehören, sowie eine gewisse Einsicht in Staat und Recht und etwas Schönheitsfinn und Geschmack hinsichtlich der Darstellung.“ Und geradezu resignirt spricht ein jüngerer Gelehrter, Felix Nachfahl, der neuerdings den fünften Band besprochen hat, die Meinung aus, die Unselbständigkeit der Forschung in den meisten Gebieten einmal zugestanden, „dürfe man wenigstens die Forderung erheben, daß sich seine Exzerpte durch eine wohlgeordnete Gruppierung, durch Genauigkeit und durch Schärfe der Fassung auszeichnen.“*) Und er weist nach, daß die Leistungen Lamprechts selbst diese bescheidenste Anforderung nicht zu erfüllen im Stande sind.

Nachfahl nähert sich schon am meisten dem grundsätzlichen Standpunkt, den die Kritik der folgenden Blätter gegenüber dem fünften Bande der „Deutschen Geschichte“ einnehmen wird. Man erlaube mir, diesen Standpunkt näher zu bestimmen. Lamprecht will eine neue Art von Geschichtschreibung begründen. Er sucht sie durch methodische und geschichtsphilosophische Erörterungen zu stützen und glaubt zugleich in seiner Deutschen Geschichte dasjenige Werk zu liefern, das dieser neuen Geschichtschreibung die Bahn brechen, ein praktisches Beispiel für die Ziele und die Leistungsfähigkeit der neuen Richtung sein soll. Ob aber diese „genetische“ oder „sozialpsychologische“ Methode in der deutschen Geschichtschreibung wirklich neu ist, ob ihre Anwendung durch Lamprecht neu und eigenartig ist, ob seine Auffassung von der historischen Bedeutung singulärer und typischer Erscheinungen berechtigt ist — das sind alles Fragen, auf die ich von vornherein ausdrücklich und grundsätzlich mich nicht einzulassen erkläre. Die folgende Untersuchung erhebt viel bescheidenere Anforderungen, aber auf diesen Anforderungen besteht sie unerbittlich. Denn selbst wenn man der „Deutschen Geschichte“ einräumt, daß sie wirklich „den ernstlichen Versuch mache, die gegenseitige Befruchtung materieller und geistiger Entwicklungsmächte innerhalb der deutschen Geschichte klarzulegen, sowie für die Gesamtentfaltung der materiellen wie geistigen Kultur einheitliche Grundlagen und Fortschrittsstufen nachzuweisen“, wird man doch billigerweise verlangen dürfen, daß dieses Ziel mit derselben Sorgfalt und Genauigkeit der Arbeit, mit derselben Selbständigkeit der Forschung zu erstreben ist, daß dieselben Begriffe

*) Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. XVII, 468—478 (1896).

von Anstand und Gewissenhaftigkeit in der Benutzung fremder Werke ihr inne wohnen müssen, wie sie bisher in der historischen und in aller Wissenschaft überhaupt üblich waren. Kann das Buch diesen Maßstab nicht aushalten, und ich werde den Nachweis führen, daß es das nicht entfernt vermag, so ist eine Auseinandersetzung mit seiner Gesamtauffassung und seinen großen Zusammenhängen nicht mehr nöthig: von dieser niedrigsten kritischen Basis aus kann es abgethan werden. Denn es handelt sich da um Dinge, die zu Weltanschauung und Geschichtsauffassung, zu Methode und Partei- richtung in gar keiner Beziehung stehen, sie müssen vielmehr unbeschadet aller Unterschiede in diesen Fragen die strengste Prüfung zu vertragen im Stande sein.

So werde ich den fünften Band der Deutschen Geschichte Lamprechts unter einem ganz besonderen Gesichtspunkt und ausschließlich unter diesem Gesichtspunkt betrachten. Ich werde die Frage an das Buch richten: wie ist es entstanden? bis zu welchem Grade ist es formell und materiell das Werk eigener Forschung und in welchen Theilen ist es nur eine Kompilation, die sich an einige namhafte Darstellungen der betreffenden Epochen anlehnt? ist diese Kompilation ferner mit einer gewissen Selbständigkeit, mit Umsicht und Geschmaç oder doch wenigstens mit einiger Zuverlässigkeit gearbeitet?

Ueber die vornehmlich herangezogenen Partien des Buches und über deren Hauptquellen habe ich noch ein Wort voranzuschieben. Ich werde mich in dieser Kritik im Wesentlichen auf die politischen Abschnitte des fünften Bandes beschränken*). Hier bleibt am wenigsten Raum für das eigene Raisonnement des Verfassers, da ein gewisser Bestand an sachlichen Nachrichten unumgänglich gegeben werden mußte. Dieser Bestand aber läßt sich vermittelst quellenanalytischer Nachprüfung durchweg restlos auflösen, da er nichts als Exzerpte enthält; nicht etwa Exzerpte aus der jeweilig zu verarbeitenden Spezialliteratur, sondern fast allein aus einigen umfassenden Darstellungen, die für diese Periode (16. Jahrh. und erste Hälfte des 17. Jahrhunderts) vorliegen. Für das Zeitalter der Reformation steht darin F. v. Bezold, Geschichte der

*) Uebrigens laufen die politischen und wirthschaftlichen Abschnitte des Buches durchweg unverbunden nebeneinander her, in äußerlicher Abwechslung, ohne sich innerlich zu durchdringen; von der „gegenseitigen Befruchtung materieller und geistiger Entwicklungsgeschichte“ spürt man herzlich wenig. Das hängt aber wiederum mit der Entstehung der politischen Abschnitte aus bloßer Kompilation zusammen.

deutschen Reformation, voran; während dieses Buch in der ersten Hälfte des fünften Bandes noch verhältnißmäßig frei benutzt ist, enthält der Beginn der zweiten Hälfte (S. 359—461), der die politische Geschichte von 1526—1555 erzählt, fast nur fortlaufende Auszüge aus Bezolds Werk. Von 1555 ab setzt Moriz Ritters Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges ein. Dessen Benutzung, wie schon Nachsahl angegeben hat, läßt sich zunächst S. 555—576 verfolgen, indem nur Wenzelburger, Geschichte der Niederlande, Band 2, mit ihr kombiniert wird; dieses Buch wird für S. 577—606 fast die alleinige Quelle; dann setzt S. 608—627 und S. 655—697 wieder eine ausschließliche Kompilation aus Ritter ein. Am unselbständigsten selbst im Verhältniß zu den früher ausgeschriebenen Theilen ist dann die S. 700—767 folgende Benutzung von G. Winter, Geschichte des dreißigjährigen Krieges; hier wird nur selten noch zu einer eigenen Bemerkung Zeit gefunden*).

Indem ich die hier geübte Art des Kompilirens nachzuprüfen unternehme, beginne ich mit dem Einfachsten und Neuberlichsten, mit den Zahlenangaben, um von hier aus zu komplizirteren Fällen aufzusteigen. Eine auffällige Erscheinung in diesem Buche bildet nämlich die befremdend große Menge von Jahreszahlen, Monats- und Tagesdaten, selbst bei Vorgängen, die schon an sich kaum, geschweige denn in der raschen Uebersicht Lamprechts eine entsprechende Bedeutung einnehmen.**). Der wirkliche Grund für diesen Ueberfluß ist aber nicht schwer zu ermitteln: er liegt darin, daß Lamprecht ausführliche Darstellungen ausschreibt, in deren Zusammenhange die Zahlenangaben wohl an ihrem Orte sind, während sie seine knappen Excerpte unverhältnißmäßig belasten. Doch das mag zunächst dahingestellt sein. Mit welchem Grade von Sorgfalt sind aber diese vielen Daten übernommen! Für eine gar nicht große Anzahl von Seiten, die ich aufs Gerathewohl als Stichprobe herausgegriffen habe, läßt sich folgende Liste von Verbesserungen zusammenstellen:

*) Ich bemerke noch, daß ich insbesondere die Partien angreife, die von Penz und Nachsahl verhältnißmäßig weniger berücksichtigt sind, nämlich Kap. 3 u. 4 des 15. Buches (S. 359—461) und Kap. 4 des 16. Buches (S. 698—767).

***) Das Datum des Tages der Eröffnung des Tridentiner Konzils findet sich sogar an nicht weniger als drei Stellen (Bd. 5, 432, 441, 639).

Bd. 5,357.	27. Januar 1536	lies: 22. Januar.
374.	25. Januar 1526	lies: 25. Juni.
380.	22. Mai 1522	lies: im März.
—	Juli 1522	lies: Juli 1523.
385.	22. Dezember 1522	lies: 21. Dezember.
—	27. August 1526	lies: 29. August.
387.	19. Februar 1527	lies: 12. Februar.
—	14. August 1527	lies: 18. August.
389.	Neujahr 1530	lies: 24. Februar 1530.
405.	20. November 1531	lies: 16. resp. 24. Novbr.
417.	30. Januar 1538	lies: 30. Januar 1534.
420.	3. April 1541	lies: 5. April.
424.	13. Mai 1541	lies: 13. Juni.
433.	16. Juni 1546	lies: 26. Juni.
456.	11. Juni 1553	lies: 11. Juli.
457.	Sommer 1554	lies: Sommer 1555.

In diesem kurzen Zeitraum also nicht weniger als sechzehn verkehrte Daten; auch in andern Partien des Buches steht es nicht besser damit. Es scheinen Kleinigkeiten und kleinlich scheint vielleicht ihre Erwähnung. Insofern, als auf eine Differenz von wenigen Tagen manchmal nicht allzuviel ankommt, soll auf den Einzelfall auch kein besonderes Gewicht gelegt werden. Aber was nützen denn schließlich die genauen Daten dem Leser, wenn sie nicht richtig sind, oder wenn gar für dasselbe Ereigniß zwei verschiedene Daten zur gefälligen Auswahl vorgelegt werden? Das Bezeichnende jedoch ist, daß schon in diesen einfachsten Dingen das große Werk, in dem eine „sozialstatistische Methode für die deutsche Geschichtschreibung begründet“ werden soll, gelinde gesagt, äußerst nachlässig verfährt. und zwar deshalb nachlässig — darauf will ich hier hinaus —, weil es nachlässig abschreibt. Auf die Flüchtigkeit des Abschreibers sind wohl die meisten der oben verzeichneten Fehler zurückzuführen. Oft kann man sogar die Entstehungsgeschichte eines solchen Irrthums in einer Datumsangabe mit Sicherheit verfolgen. Ein harmloses, wenn auch überführendes Beispiel mag voranstehen.

Ritter 2, 228.

Am 27. April wurde sie übergeben, in den nächsten Tagen verließen die Gesandten, welche unterzeichnet hatten, den Reichstag.

Lamprecht 5, 689.

am 27. April verließen ihre Gesandten Regensburg.

Schlimmer schon und ebenso unwiderleglich ist das Folgende:

Ritter 2, 102.

... indem man den Waffenstillstand vor seinem Ablauf erneuerte, so zulezt im Jahre 1590 für die mit 1592 beginnende Periode. Aber in demselben Jahre, in welchem dieses Abkommen erzielt wurde, beendete der Sultan Murad III. seinen zwölfjährigen Perserkrieg durch einen vortheilhaften Friedensschluß.

Lamprecht 5, 677.

Sultan Murad hatte im Jahre 1592 seinen langjährigen Krieg mit den Persern glänzend beendet.

Es ist lehrreich, zu beobachten, wie die falsche Jahreszahl nur zu Stande kam, weil das Auge des Abschreibers bei dem leichtfertigen Durchfliegen der Vorlage an der zunächst stehenden Zahl haften blieb. Ganz in derselben Weise ist das falsche Datum für die Anerkennung des Erzbischofs Ernst von Köln durch die beiden lutherischen Kurfürsten (5, 666), „August 1584“ statt „Februar 1585“, dadurch entstanden, daß Lamprecht in der ausgeschriebenen Darstellung (Ritter 1, 620) nur den Anfang des davon handelnden Abjages las und das erste beste Datum, das ihm auffieß, unbedenklich aufgriff. Ebenso steht es mit der Angabe des Termins für das Fortbleiben Oraniens, Egmonts und Hoorns aus dem Staatsrath (5, 561); wer den vorangehenden Absatz bei Ritter 1, 338 durchliest, erkennt sofort, weshalb es bei seinem Ausschreiber März statt Juli 1563 heißt. Aber geradezu rettungslos kompromittirend ist der folgende Fall, über den man besonders auf eine Rückäußerung Lamprechts neugierig sein dürfte.

Bezold 556.

Auf den zu Neujahr 1530 verkündigten Frieden folgte die seltsamste Kaiserkrönung. (Diese Krönung Karls V. fand, wie auch Bezold im weitem Verlauf an giebt, am 24. Februar 1530 statt.)

Lamprecht 5, 389.

(Karl V.) ward von dem machtlosen Papste auf*) Neujahr 1530 in Bologna zum Kaiser gekrönt.

Man sollte dergleichen nicht für möglich halten, wenn man es nicht mit eigenen Augen sähe. Wo wird man in der wissenschaftlichen Literatur ein gleiches Beispiel finden! Wir sahen, daß es bei Lamprecht nicht einmal allein steht.

So sind die Irrthümer in den Daten zur Kennzeichnung dieser Kompilationstechnik nicht so unwesentlich, wie es wohl scheinen möchte.

*) Die provinziell gebräuchliche und nicht der Schriftsprache angehörige Wendung „auf Neujahr“ ist anscheinend gewählt, weil die Präposition aus der Konstruktion des Bezold'schen Satzes übernommen wurde.

Zuweilen wird ein solches Versehen dadurch noch gefährlicher, daß auf Grund des falschen Datums ein falscher Kausalzusammenhang hergestellt wird. So heißt es 5, 417: „Sie (die Schmalkaldener) erklärten das Kammergericht, das in seinen Prozessen gegen sie trotz der Nürnberger und Kadener Abmachungen fortfuhr, in der sogenannten Refusation vom 30. Januar 1538 (lies 1534!) als parteiisch und darum als für sie nicht mehr bindend.“ Da der Kadener Friede Ende Juni 1534 geschlossen wurde, so kann die Nichtbeachtung seiner Bestimmungen nicht zu dem Entschlusse der Refusation beigetragen haben. Der Zusammenhang ist entstellt. Gerade in dem Kadener Frieden gestand König Ferdinand die Einstellung der Kammergerichtsprozesse in Religionsachen zu, gegen die sich die Refusation gewandt hatte.

Zu den methodischen Folgen dieser Arbeitsweise gehört auch die Wiederholung. Sie ließe sich bei Daten ertragen, wenn diese immer mit einander übereinstimmten: aber auch dafür konnte in der Eile dieses flüchtigen Kompilirens nicht immer gesorgt werden. Schon Lenz hat angemerkt, wie Bd. 5, 722 „am 26. Juni 1630 die ersten Schiffe Gustav Adolfs an der pommerischen Küste Anker werfen“ und ein paar Seiten später (5, 727) „am 26. Mai (!) 1630 Gustav Adolf mit seinen ersten Heerscharen in Usedom landet.“ Man versteht die Duplizität erst, wenn man Winter nachschlägt. Hier heißt es S. 339: „am 20. Juni legten die ersten schwedischen Schiffe an der Insel Usedom an“, und in einem andern Zusammenhange S. 350 noch einmal: „im Mai . . . Vorbereitungen vollendet. Am 26. Juni landete der König mit einem Heere in Pommern und zwar auf der Insel Usedom.“ Der Vertrag Elisabeths von England mit den Generalstaaten wird Bd. 5, 597 am 10. August 1585 geschlossen, später (5, 667, wo noch dazu auf die erste Erwähnung in der Anmerkung aufmerksam gemacht wird) am 12. August.

Von den Flüchtigkeiten im Abschreiben von Zahlen und Daten, die zum Theil sachlich nicht belangreich sind, gehen wir einen Schritt weiter zu den materiellen Irrthümern. Hier lehrt die Nachlässigkeit Lamprechts ungleich verhängnißvoller wieder. Es giebt darin verschiedene Stufen, von dem einfachen Versehen in einer sachlichen Angabe an bis zu den komplizirteren Fällen des Mißverständnisses. Auch ohne daß direkt Irrthümer in den Text der übernommenen Vorlage hineingetragen werden, droht beim raschen Exzerpiren immer die Gefahr, daß die Vorlage in dem Auszuge vergrößert und verwischt wird.

Was dort mit vorsichtigem Vorbehalt angedeutet oder nur in gewisser Beschränkung ausgesprochen ist, wird hier leicht bedingungslos verallgemeinert; was dort unter singulären Voraussetzungen als zulässige Folgerung hingestellt ist, wird hier in einen nothwendigen allgemeinen Kausalzusammenhang gebracht; da wird allzuleicht die Vermuthung zur Gewißheit und gar aus einer Unklarheit der Vorlage kann eine völlige Schiefheit entstehen.

Zu diesen Beobachtungen bietet Lamprecht zahlreiche Beispiele aller Grade; beginnen wir mit den augenfälligsten und einfachsten. Ein bloßes Mißverständniß ist es noch, wenn die Worte Winters (296) über die Verfolgung des Dänenkönigs nach der Schlacht bei Lutter durch Wallenstein: „bis ins Gebiet von Bremen, wo derselbe (Christian IV.) bei Stade eine Stellung . . bezog“, bei Lamprecht (5, 717) durch die Worte „und den Flüchtigen bis Bremen verfolgt“, wiedergegeben werden. Es wird übersehen, daß unter dem Gebiet von Bremen nicht das der Stadt, sondern das Erzstift zu verstehen ist. Viel häufiger aber kommt an Stelle des Mißverständnisses die einfache Flüchtigkeit vor.

Mit kleinen Versetzen in Eigennamen und Fremdwörtern fängt das an, z. B.:

Bezold 320.

Am 23. April 1521 erlag bei Billalar . . . das Heer der Comuneros dem Condestable Velasco.

Lamprecht 5, 274.

Comuneros . . daß der Conestable Velasco die Aufständischen am 23. April 1521 bei Billalar gründlich zu Boden schlug.

Dahin gehört es ferner, wenn Lamprecht aus der Bezeichnung König Christians IV. von Dänemark als eines „Oheims der unglückseligen Böhmenkönigin“ (Winter 272) einen „Oheim des Winterkönigs“ (5, 713) macht. Oder:

Bezold 614.

auch Dänemark versprach ein paar hundert Reiter.

Lamprecht 5, 395.

von Dänemark kamen schließlich ein paar hundert Reiter.

Hier wird der Thatbestand bereits merklich verändert. Die Erfüllung des Versprechens ist allein das Verdienst des Herrn Professors, da die Reiter in Wirklichkeit niemals gekommen sind. Oder:

Bezold 731.

Nachdem bereits . . . die Gesandten der Protestirenden den Kaiser zum Ausschreiben einer „christlichen Vergleichung“ nach Speier bewogen hatten, fand im Juni 1540 zunächst dieser nach Hagenu verlegte Tag statt.

Lamprecht 5, 419 f.

schon seit Juni und Juli 1540 konnte daher eine erste „christliche Vergleichung“ in Gang gebracht werden, zunächst in Speier und Hagenu.

Wer wird aus Lamprechts Text ersehen, daß die Gesandten in Speier wegen dort ausgebrochener ansteckender Krankheiten überhaupt nicht zusammengetreten sind? Ferner:

Ritter 1, 201.

Von 55 Rüstern und Stiftern der rheinischen Pfalz, deren Einziehung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nachweisbar ist, sind gegen vierzig unter der Regierung Friedrichs III. eingenommen.

Lamprecht 5, 612.

in der Pfalz wurden unter Friedrich III. von den (!) 55 geistlichen Instituten etwa 40 beseitigt.

In der gleichen Weise wird der Bericht über das Regensburger Gespräch von 1541 entstellt:

Bezold 793.

Am 27. April begann das Gespräch . . . daß sie bereits am 2. Mai sich über den fundamentalen Artikel von der Rechtfertigung geeinigt hatten.

Lamprecht 5, 420.

Sie trat am 27. April zusammen, und schon am 2. Mai war man sich über alle grundsätzlichen Fragen einig.

Mit Uebertreibung wird auch eine Episode aus der Erzählung des niederländischen Aufstandes wiedergegeben:

Ritter 1, 383.

Mit kaltem Uberschlag berichtete Alba am 13. April: der gegenwärtige Strafakt und derjenige, welcher sich von Ostern ab anschließen wird, dürfte über 800 Köpfe treffen.

Lamprecht 5, 573.

Alba berechnete um Mitte April, daß die ersten Exekutionen vor Ostern wohl etwa 800 Köpfe treffen würden.

Nach der Angabe Wenzelburgers (2, 239: „Nach der Berechnung Albas würden nach Ostern 1568 noch weitere 800 Köpfe fallen“) würde die Inkorrektheit noch größer sein; Lamprechts Fassung erscheint völlig übertrieben, wenn man bedenkt, daß Ostern in jenem Jahre auf den 18. April fiel, also schon einige Tage nach dem Berichte Albas.

Man lese weiterhin über die Verhandlungen auf dem Speierer Reichstage von 1529:

Bezold 592.

Die Proposition vom 15. März ging der Kaiser verbot bis zu dem bevorstehenden Konzil jede Bergewaltigung geistlicher und weltlicher Obrigkeit, sowie jede Verführung zu unrechtem Glauben bei Strafe der Acht, hob den berufenen Artikel des vorigen Speierer Abschiedes, da derselbe willkürlich ausgelegt worden und daraus „großer Unrath und Mißverstand“ erwachsen sei, aus kaiserlicher

Lamprecht 5, 391.

Ein kaiserlicher Vorschlag vom 15. März ging darauf aus, den Reichstagsabschied vom Jahre 1526 aus kaiserlicher Machtvollkommenheit aufzuheben, da er zu „großem Unrath und Mißverstand“ Anlaß gegeben habe, und verbot jeden weitem Abfall von der Kirche bis zu einem gemeinen Konzil bei Strafe der Acht.

Nachvollkommenheit auf. Vergl. Winter, Gebhardt's Handbuch 34 (nach Kante 3, 106): zu „großem Unrath und Mißverstand Anlaß gegeben“.

Also trotz durchweg wörtlicher Entlehnung nur handgreifliche Vergrößerungen: statt des bekannten Artikels des Speierer Abschiedes von 1526 läßt Lamprecht den ganzen Abschied aufgehoben werden; und der konkrete Gegenstand des kaiserlichen Verbotes wird nichts-jagend verallgemeinert. Schlimmer noch ist die folgende Ver-schiebung:

Ritter 1, 104.

so konnte man unter den mächtigen Reichsstädten nur zwei, nämlich Köln und Aachen, nennen, welche als katholisch galten, und eine, nämlich Augsburg, in der eine wirklich starke katholische Partei den Protestanten gegenüber das Gleichgewicht der Macht behauptete.

Lamprecht 5, 610.

schließlich blieben als ziemlich sichere Stütz des Katholizismus am Rhein nur Aachen und Köln und in Süddeutschland Augsburg, die Stadt der großen Bankherren, übrig.

So wird Augsburg, wo Ritter das Gleichgewicht der beiden Konfessionsparteien konstatiert, bei Lamprecht zu einem ziemlich sicheren Sitz des Katholizismus; es scheint, als ob er den Satz Ritters nicht einmal hat zu Ende lesen können.

Fast auf jeder Seite lassen sich in der „Deutschen Geschichte“ Fälle dieser Art nachweisen, die eine wortgetreue Entlehnung mit ungenauer oder gänzlich verkehrter Abwandlung verbinden; sie nur zu verzeichnen, fehlt hier der Platz. Wie sehr z. B. die Darstellung von Hutten's Ausgang vermischt ist, hat schon Lenz angemerkt. Ich mache ferner auf die aus Ritter 1, 17 völlig verschoben übernommenen Angaben über die Kreisverfassung (5, 472) aufmerksam; auf die nach Winter 600 ungenau wiedergegebenen Bestimmungen über die *titio in partes* im Westfälischen Frieden (5, 766); auf das nach Wenzelburger 2, 437 ganz schief wiedergegebene Verhältniß der zweiten Brüsseler Union zu dem Osnabrücker Frieden (5, 587). Was Lamprecht 5, 748 über die Abneigung des französischen Adels im Heere La Forcés (1635), außerhalb des Landes zu fechten, mittheilt, wird in seiner Quelle, Winter 519, erst von dem zweiten französischen Heere unter La Balette erzählt. Sagt Bezold 803/4 über den Vertrag vom 26. Juni 1548, der das Verhältniß der burgundischen Niederlande zum deutschen Reiche feststellte: „sie sollten als burgundischer Kreis allerdings zu einer gewissen

Theilnahme an den vom Reichstage bewilligten Kriegssteuern und Kontingenten verpflichtet sein“, so macht Lamprecht, der sich hier durchgängig auf das engste an seine Vorlage hält, daraus: „die Lande traten nunmehr völlig in die Finanz- und Militärverfassung des Reiches ein.“ Nur was uns über den Zug Frundsbergs gegen Rom im Jahre 1527 erzählt wird, will ich schließlich noch hierher setzen, da dieser Fall einer gewissen Pikanterie nicht entbehrt.

Bezold 542.

Man hörte ihn (Frundsberg) sagen, wenn er nach Rom komme, wolle er den Papst henken . . . konnte er Anfang November etwa 11 000 Mann auserlesenen Fußvolkes im Etschthal mustern; 4000 von ihnen dienten ohne Sold.

Lamprecht, 5, 387.

schon im Etschthal sprach man davon, man wolle den Papst henken. Und so wälzte sich die Lawine der deutschen Krieger, gegen 11 000 Mann, darunter 4000, die ohne Sold dienten . . .

So wird aus einer gelegentlichen Äußerung Frundsbergs ein allgemeines Gerücht in einer bestimmten Gegend konstruiert. Und weshalb? Einzig und allein, weil dem Kompilator das Wörtlein „man“ in der eilenden Feder stecken blieb und damit zum Subjekt eines abhängigen Satzes wurde, in den es nicht hineingehörte; so ist es gleichsam ein am Thortor zurückgelassenes corpus delicti, mit dem die Haft dieser Arbeitsweise überführt wird.

Auch wo der Nachweis, daß Lamprechts Irrthümer nur auf seine flüchtige Art des Abschreibens zurückgehen, nicht zwingend zu führen ist, hat man ein Recht es anzunehmen. Er hat eben die Gabe, die einfachsten Dinge zu verwirren:

Bezold 744.

Mit Heinrich VIII., der seine unelegante clevische Gemahlin längst wieder verstoßen hatte, war im Februar 1543 ein neues geheimes Bündniß gegen „Franz den Allirten des Türken“ geschlossen worden.

Lamprecht 5, 426.

Heinrich VIII. hatte soeben (!) seine letzte (!), clevische Gemahlin verstoßen: im Februar 1543 wurde er für die kaiserliche Seite gewonnen.

So wird die Wendung „längst wieder“, trotzdem der Zusammenhang derselbe ist, in „soeben“ verwandelt; eigenste Lamprecht'sche Zuthat ist dann die Bezeichnung Annas von Cleve als der letzten Gemahlin Heinrichs; es folgten ihr ja nur noch zwei Frauen. Lenz meint gerade Angesichts dieses und ähnlicher Fälle, solche Schnitzer wären nur erklärlich, wenn Lamprecht die Bücher, auf die er sich verließ, gar nicht unmittelbar vor sich gehabt, sondern ihnen nur aus der Erinnerung nachgeschrieben hätte; daß diese Annahme über den Umständen doch nicht zu Recht besteht, geht aus der

Gegenüberstellung hervor: So und nicht anders ist die Lamprecht'sche Technik beschaffen.

Allerdings fühlt man sich zuweilen förmlich zu der Annahme gebrängt, als wenn unser Autor die ausgeschriebenen Bücher im Momente des Ausschreibens nicht zur Hand hätte.

Ähnlich wie der Speirer Reichstag von 1544 zu einem Regensburger gemacht wird (5, 427, 432), so wird zu dreien Malen der Reichstag zu Regensburg im Jahre 1576 regelmäßig von Lamprecht (5, 621, 658) nach Augsburg verlegt, obgleich er in der Mittheilung der Verhandlungen ununterbrochen M. Ritter folgt. Nur aus der größten Flüchtigkeit des Abschreibens lassen sich auch die wenigen Worte über die Schlacht von Pavia erklären. Lamprecht (5, 381) läßt sie nämlich von den „verzweifelten, aus der Stadt hervorbrechenden kaiserlichen Truppen“ gewonnen werden. Als wenn Ranke niemals seine schöne, sogar in die Schullesebücher übergegangene Schilderung dieses Schlachttages geschrieben hätte, der natürlich von dem spanisch-deutschen Entsatzheer unter geringer Mitwirkung der kleinen Besatzung Pavias entschieden ward. Als Höhepunkt alles dessen, was die neueste deutsche Geschichte an thatsächlichen Irrthümern seinen Lesern zu bieten wagt, mag aber der Satz über den Türkenkrieg seit 1527 gelten (5, 386):

„Und mochten die nächsten Jahre auch noch schwere Sorgen um das Erworbene bringen, so namentlich das Jahr 1529 mit dem erneuten Vormarsch der Türken bis zur Eroberung Wiens (!)“ Herr Professor Lamprecht dürfte wohl der einzige sein, für den die zweimonatliche heroische Vertheidigung der Stadt ihren Erfolg, den Abzug der Türken, verfehlt hat. Oder sollte er der Wendung „bis zu“ einen negativen Sinn unterlegen wollen?

So wird der abgeschriebene Text durch ungeheuerliche Versehen entstellt. Wo aber bereits dieser Text selbst ein Versehen enthält, da wird es natürlich unweigerlich von dem Kompilator übernommen. Wenn Bezold 656 unter den Fürsten, die dem Landgrafen Philipp bei seinem Zuge nach Württemberg Zusicherungen machten, auch den Dänenkönig Christian III. nennt (dieser war damals und noch bis nach dem Kadener Frieden nur Herzog von Holstein), so wird der „König von Dänemark“ auch bei Lamprecht (5, 410) in diesem Zusammenhange aufgeführt.

Unter den Folgen des nachlässigen Kompilirens habe ich noch einige besondere Erscheinungen namhaft zu machen. Schon bei der Angabe der Daten habe ich der Wiederholung gedacht, der

Wiederholung, die sich widerspricht. In sachlichen Angaben vermag das noch ärgere Verwirrung anzustiften. Es finden sich bei Lamprecht Fälle, wo durch eine solche Wiederholung zwei von einander abweichende oder gar sich widersprechende Darstellungen desselben Vorganges, zwei von einander abweichende oder gar sich widersprechende Charakteristiken einer und derselben Persönlichkeit, zuweilen fast unmittelbar hinter einander gestellt werden. So wird ein deutscher Kirchenfürst der Gegenreformation, Erzbischof Salentin von Köln, das eine Mal geschildert als „ein fester Katholik, der den Eid (auf das tridentinische Glaubensbekenntniß) ebenfalls leistete“ (5, 655), und schon sieben Seiten weiter heißt er „ein hochgemutheter Herr, ein Edelmann, der gern im strahlenden Harnisch ins Feld zog, kein geistlicher Fürst im Sinne des Tridentinums: der Ableistung der Confessio Tridentina hat er sich Jahre lang entzogen.“ Also je nach dem Bedarf des gewünschten Zusammenhanges, je nach der augenblicklichen Konstellation der Lamprechtischen Phantasie oder sagen wir gleich: nach der zufälligen Umgestaltung der benutzten Vorlage wird derselbe Vorgang — ohne daß ein unmittelbarer Widerspruch dabei festzustellen wäre — zweimal in entgegengesetzter Weise aufgefaßt und der entgegengesetzte Eindruck bewußt beim Leser hervorgerufen. Was für die Charakteristik des Mannes eben noch die entscheidende Hauptsache war, sinkt gleich darauf zur bedeutungslosen Nebensache herab. Da ist ferner Paul III. bald „ein politisch ungemein kluger, aber zugleich charaktervoller Papst“ (5, 416), bald „ein Farnese von sinnlicher Vergangenheit und weltlichen Zielen, ein naiver Sünder“ (5, 639). Da hat Wilhelm von Oranien einmal eine „Tochter Kurfürst Morizens“ (5, 546) und gleich darauf „die Schwester (statt Nichte!) des sächsischen Kurfürsten August“ (5, 559) zur Frau; es scheint fast, als ob L. den Kurfürsten August für den Sohn seines Vorgängers Moriz hielt. Und ähnlich werden auch größere Zusammenhänge widersprechend geschildert: während (5, 619) nach dem Tode von Melanchthon und Flacius das Lutherthum in den Richtungen dieser beiden Männer „leidlich einmüthig zusammenschließt“ und zwar „ganz einmüthig gegen den Calvinismus“, heißt es unmittelbar danach, daß „man sich in Wittenberg, wie sonst in den Kreisen der Melanchthonianer des eingeschlagenen kryptokalvinischen Weges vollkommen bewußt war“ (5, 624).

Ein besonderes Ungeheiß entwickelt Lamprecht, wenn er konkrete Angaben seiner Vorlage zu verallgemeinern unternimmt.

Es ist eine seiner häufigsten Fehlerquellen. Man könnte verschiedene Gruppen von Fehlern anordnen, die auf diesem Wege entstanden sind. Da sind die Fälle, in denen sich Lamprecht, um eine ungefähre Himmelsrichtung anzugeben, völlig vergreift. Lenz (S. 419) hat ein solches Beispiel aus der Darstellung des Bauernkrieges angeführt. Sie sind auch sonst zahlreich. Es heißt 5, 421: „Das niederländische Wiedertäuferthum, in den Greneln von Münster hineinragend in die Entwicklung rechts des Rheines;“ auf welcher Seite des Rheines stellt L. sich denn die Schaupläze des niederländischen Täuferthums vor? Ebenso steht es, wenn 5, 447 von den „größeren nordostdeutschen Städten“ gesprochen wird, von deren Sympathien die in den Jahren nach 1547 allmählich in Opposition tretenden deutschen Fürsten versichert waren: es sind in Wirklichkeit Bremen, Hamburg, Braunschweig, Magdeburg, Lüneburg darunter zu verstehen. Noch grotesker hört es sich 5, 560 an, daß Dranien auf dem Kurfürstentag zu Frankfurt (1562) „Verbindungen genauen Verkehrs mit den Fürsten des Nordwestens, mit Hessen und Sachsen“, geschlossen habe; daß L. dabei an keine anderen Fürsten als eben Hessen und Sachsen denkt, geht schon aus dem Texte der hier benutzten Vorlage (Nitter 1, 334) hervor.

In derselben Weise finden sich Ungenauigkeiten in allgemeinen chronologischen Wendungen. So 5, 722: „Gustav Adolf war am 19. November 1594 geboren; im Jahre 1611 hat er den schwedischen Thron bestiegen. Zu dieser Zeit war, nach einem letzten vergeblichen Ringen der Hanse, Dänemark unter König Christian III. noch durchaus die herrschende nordische Macht.“ In Wahrheit war Christian III. bereits 1559 gestorben.

Wir haben uns bisher mit den Folgen der Abschreibetechnik Lamprechts auf den materiellen Inhalt der „Deutschen Geschichte“ beschäftigt. Man darf behaupten, daß die formelle Seite des Buchs in demselben Maße durch die unselbständige Art der Kompilation beeinflusst worden ist. Bei mancher manierirten oder geschmacklosen Wendung ist das zu beobachten. So ist die „an Weibergemeinschaft streifende polygamische Lebenshaltung“ (5, 356) der Wiedertäufer nur durch Zusammenziehung eines Satzes bei Bezold 710 entstanden. Wenn Bezold 822 von dem Widerstande der Kurfürsten gegen die Wahl Philipps zum römischen König bemerkt: „Sie hatten ein freilich verspätetes Verständniß dafür erlangt, welchen schweren Fehler die Wahlherrn des heiligen Reichs

im Jahre 1519 begangen hatten," so formt Lamprecht 5, 446 diesen Gedanken pointirter: „Die Ablehnung der Wahl Philipps war eine unzweideutige, wenn auch späte Kritik der Wahl des Jahres 1519.“ Man lese ferner die Worte über das Treiben des Albrecht Alcibiades:

Bezold 858.
weit hinaus flogen die Gedanken des hochgeborenen Verbrechers.

Lamprecht 5, 456.
es war das Hausen eines Verbrechers. Und schon reckten sich seine Gedanken höher.

Schon an diesem Beispiel kann man eine für diese Technik methodisch wichtige Bemerkung machen. Indem Lamprecht aus seiner Vorlage den sachlichen Inhalt, den Gedankengang und oft auch den Wortlaut entlehnt, trägt er doch meistens Sorge, in der Wortwahl und im Stile einige Abänderungen vorzunehmen, besonders die bildlichen Redewendungen seiner Vorlage in mehr oder weniger geschickter Weise abzuwandeln, gleich als ob er jede Spur seiner Anleihe hinter sich verwischen wollte. Unter den artigen Beispielen, die man für diesen Vorgang anhäufen kann, nimmt sich die Erzählung von dem Einzuge Oraniens in Brüssel (1577 Sept. 23) noch verhältnißmäßig harmlos aus:

Wenzelburger 2, 433.
Welche Gefühle müssen die Brust des Schweigers durchwogt haben, als er . . . zum ersten Mal wieder die Stadt betrat, in der Egmont und Hoornes Häupter gefallen, und als er sich in seinen von Alba ausgeraubten Palast zurückzog.

Lamprecht 5, 586.
zum ersten Mal sah er die Stadt wieder, in der Egmonts und Hoornes Häupter in den Sand gerollt waren, bettete er sich wieder in den Räumen seines von Alba geplünderten Palastes.

Der Gedankengang ist völlig das Eigenthum Wenzelburgers. Aber das Gesuchte in den Wendungen Lamprechts („in den Sand rollen“, „betten“) verräth, daß ihr Schreiber um jeden Preis andere Ausdrücke als seine Vorlage wählen wollte, um wenigstens äußerlich selbständig zu erscheinen. Noch pikanter wirkt dieses Bemühen in der Darstellung, die Lamprecht in unmittelbarer Anlehnung an Bezold von dem Ausgang der Schlacht bei Sievershausen liefert.

Bezold 861.
Aber der Sieg war theuer erkauft. (Folgt der Tod der drei welfischen Herzöge) . . . die erbeuteten Fahnen, die mehr als sechzig zu seinem (Kurfürst Moritzens) Belt gebracht wurden, senkten sich vor einem Sterbenden. Nach qualvollem zweitägigem Ringen verschied der zwei- unddreißigjährige Fürst am 11. Juli.

Lamprecht 5, 456.
Allein der Sieg war theuer erkauft. Neben anderen Fürsten ward Kurfürst Moritz schwer verwundet; am 11. Juni (so!) starb er unter dem Raufen von mehr als 60 erbeuteten Feldzeichen des Feindes, zweiunddreißigjährig.

So wird eine Episode, die in der Erzählung Bezolds einfach und ungezwungen klingt, bei Lamprecht zu einer abgeschmackten Phrase. Und diese Phrase erscheint erst recht unerträglich, wenn man erwägt, daß Moriz erst zwei Tage nach der Schlacht starb. Sollten denn die „mehr als 60 erbeuteten Feldzeichen“ („des Feindes“ ist selbstverständlich und überflüssig) diese ganzen zwei Tage hindurch gerauscht haben? In dieselbe Kategorie gehört ein Beispiel, das ich der Darstellung des Sacco di Roma im Jahre 1527 entnehme; auch hier begnügt sich Lamprecht, fortlaufend Bezold auszusprechen.

Bezold 545.

... zum Sturm antreten, der .. in der Morgendämmerung des 6. Mai eröffnet wurde. Das Feuer der Verteidiger, durch einen dichten Nebel größtentheils unwirksam gemacht ... bis zum Abend war die ganze Stadt in der Gewalt dieser Horden.

Lamprecht 5, 387.

Im Morgengrauen des 6. Mai führte Bourbon zum Sturm. Nur mäßig war der Widerstand im wallenden Nebel des Frühjahrs; gegen Abend beherrschten die Landsknechte die Stadt.

Der „dichte Nebel“ ist bei Bezold ein motivirendes, mit Bewußtsein in die Erzählung eingefügtes Detail: bei seinem Abschreiber ist der „wallende Nebel des Frühjahrs“ zu einer schönen Redensart geworden, die keine Daseinsberechtigung hat. Das giebt nichts, um einen Ausdruck Bernheims zu gebrauchen, als „die scheinbare, unechte Plastik, durch die der Leser mindestens nichts gewinnt und die zudem im Grunde unschön, weil ohne Berechtigung ist, wie die unechte Plastik der Stukkatur.“ Ein Vorgang, der für diese ganze sekundäre Schriftstellerei Lamprechts so unendlich bezeichnend ist: er entspringt nicht allein einer ungesunden Effekthascherei, sondern ebensowohl, wie ich hier zu betonen habe, der eifertigen Hast, welche die Dinge nicht selbstthätig durchdenkt, sondern nur das rednerische Beiwerk der Vorlage äußerlich und oberflächlich abzuwandeln bedacht ist.

Eine andere Eigenart Lamprechts, welche den Einfluß seiner Kompilationstechnik auf seinen Stil illustriert, liegt darin, daß das, was in seiner Vorlage irgend Jemandem als Zitat in den Mund gelegt wird, bei ihm als eigene Reflexion des Autors oder als in seinen Stil verwobene Ingredienz wieder auftaucht. So wird der Eindruck der Exekutionen Albas in den Niederlanden gekennzeichnet:

Ritter 1, 384.

„Es war“, sagt ein Augenzeuge, „als ob der Tag des jüngsten Gerichtes hereinbräche“.

Lamprecht 5, 574.

Es war, als bräche der Himmel über den Niederlanden zusammen, als erlönte die erbarmungslose Posaune des jüngsten Gerichts.

So wird die naive Äußerung des Zeitgenossen breitgetreten und zu einer im Munde dieses modernen Historikers stilwidrigen, nach unwahrer Anempfindung klingenden Redensart umgemodelt. Ebenso geschmackvoll macht sich die stilistische Entlehnung in folgendem Falle:

Winter 417.

(Wallenstein) erklärte . . . der König von Schweden . . . solle sich an diesen unnahbaren Verschanzungen den Kopf gehörig einrennen. Wochen- und monatelang standen sich die beiden . . . Feldherrn . . . gegenüber.

Lamprecht 5, 732.

Er legte sich, als der Schwedenkönig . . . erschien, ihm gegenüber vor Nürnberg in feste Stellung, Tage (!), Wochen, Monate lang, . . . bis der König sich in tollkühnem Angriff an den festen Vertheidigungslinien den Kopf einrannte.

Aus alledem geht hinlänglich hervor, daß Lamprecht sich nicht darauf beschränkt, seiner Quelle die wesentlichen Hauptfachen zu entnehmen: Er hat vielmehr eine ausgesprochene Vorliebe dafür, auch manche Kleinmalerei, manches Ornament der ihm vorliegenden Darstellung sich anzueignen. Gerade derartiges Detail ist ja besonders geeignet, in dem Leser den Glauben zu erwecken, als wenn der gutunterrichtete Autor überall aus dem Vollen und Tiefen schöpfte. Das hat nun für den Abschreiber wieder eine Gefahr: zuweilen stört in dem knappen Auszuge das Detail, das in dem reichen Bilde einer ausführlichen Geschichtserzählung voll am Platze ist, es belastet die magere Exzerpte in unangemessener Weise und erscheint aus einem breiten Flusse sozusagen auf den Sand gesetzt. So kommt es, daß der in historischen Darstellungen häufig angewandte Prozeß der „Vertretung“ von dem Kompilator Lamprecht ohne jede Selbstkontrolle gehandhabt wird, oft allein aus Gründen äußerer Effekthascherei; wir finden hier den Schlüssel für das Mosaikartige seiner Darstellung, das Mosaikartige im üblen Sinne.

So geht beispielsweise in der durchaus aus Bezold 582/3 entnommenen Erzählung des Türkenkrieges bis 1526 auch der Satz „Suleiman feierte den kleinen Bairam in Dfen“ wortgetreu in den Auszug Lamprechts über. Daß die meisten Leser des Buches wahrscheinlich von dem kleinen Bairam ebensoviel gehört haben wie von dem großen, schadet nichts, es läßt sich gelehrt an und erweckt eine verschwommene Vorstellung von diesem türkischen Milieu. Bezold schildert z. B. die Aufnahme des Interims durch die öffentliche Meinung Deutschlands in einer reichen Schilderung von mehreren Seiten; Lamprecht exzerpiert sie in wenigen inhaltlosen Zeilen, indem er nur ein einziges Detail Bezolds übernimmt. Und dieses ist:

Wenzelb 811.

in einem Thüringischen Städtchen wäre er (Agricola) um ein Paar gesteinigt worden.

Lamprecht 5, 443.

Agricola wäre in Thüringen bald gesteinigt worden.

Geradezu komisch berührt es, wenn in den drei Zeilen, die Lamprecht 5, 743 über die Ermordung Wallensteins bringt, auch eine Bemerkung in Winters ausführlicher Erzählung: „da er eben ein Bad genommen“ wörtlich und gewissenhaft übernommen wird. Zuweilen wird derartiges Detail in einem absurden Zusammenhang mitgeteilt, so 5, 387 (nach jener Erzählung des Sacco di Roma): „Der Papst, in die Engelsburg geflüchtet, mußte sich schließlich den Landsknechten, die inzwischen Luther zum h. Vater ausgerufen hatten, ergeben.“ Die geistvolle Verknüpfung des Relativsatzes mit dem Hauptsatze, eines unwesentlichen Landsknechtsfurches mit einem hervorragenden politischen Ereigniß, ist einzig aus der kompilatorischen Herstellung des Ganzen zu erklären. Einen unübertrefflichen Einblick in diese Technik erhält man durch das gleichfalls hierher gehörige Beispiel, das Nachsaher aufgefunden hat; er wird mir wohl die Erlaubniß nicht versagen, es hier zu wiederholen:

Wenzelburger 2, 414.

Am Tage vor der Antwerpener Furie ritt ein fremder Ritter, von einem Diener und sechs Bewaffneten begleitet, durch das Thor von Luxemburg. Der Ritter war Don Ottavio Gonzaga, der Bruder des Fürsten von Neßi, der Diener aber Don Juan von Oesterreich, Philipp's Halbbruder, der neuernannte Statthalter der Niederlande.

Lamprecht 5, 584.

Am Tage vor der Antwerpener Furie war in Luxemburg . . von wenigen Dienern begleitet, ein fremder Ritter eingezogen. Es war Don Juan d' Austria, der neue Statthalter der Niederlande. Halbbruder König Philipp's . . . (folgen wörtliche Entlehnungen aus Ritter 1, 497).

Natürlich hat das sachliche Versehen, ob Rittertracht, ob Dienertracht, nicht viel zu besagen; wenn der Abschreiber sich den Don Ottavio sparen will, mag er es thun. Hübsch aber ist, wie die geheimnißvolle Einleitung der Ankunft, die bei Wenzelburger durch die Dienermaske Don Juans gerechtfertigt ist, in der Anweisung Lamprechts zur bloßen Kulisse, zur Romanphrase wird.

Sogar für manche stilistischen Mängel des Buches liefert die quellenanalytische Methode den Schlüssel. Man wird bemerken, wie Satzverknüpfungen, Uebergänge, Partikeln aller Art der Vorlage nachgeschrieben und dadurch in einen Zusammenhang hineingebracht werden, in den sie nicht hineingehören.

So werden die lutherischen Fürsten, die sich dem Prager Frieden von 1635 anschlossen, folgendermaßen aufgezählt:

Winter 500.

Der Kurfürst von Brandenburg
Frankfurt am Main, Herzog Wilhelm von
Sachsen-Weimar, die Herzöge von Mecklen-
burg, der gesamte niedersächsische Kreis,
ja sogar der Herzog Georg von Braun-
schweig-Lüneburg, der bisher ein schwedi-
sches Heer befehligt hatte.

Lamprecht 5, 744.

Der Kurfürst von Brandenburg, Frank-
furt am Main, der Herzog Wilhelm von
Weimar, die Herzöge von Mecklenburg,
der Herzog Georg von Braunschweig-
Lüneburg, ja der ganze niedersächsische
Kreis.

Bei Winter wird die zum Schluß in den Worten „ja sogar“ ausgedrückte Steigerung durch den angeschlossenen Relativsatz sachlich zutreffend begründet, während bei Lamprecht das „ja“ zu dem nur formeller Abrundung halber zuletzt aufgeführten nieder-sächsischen Kreise gezogen wird, in dessen Beitritt nach den voran-
stehenden Namen durchaus keine Steigerung zu erblicken ist.

Sogar grammatische Schnitzer, keineswegs eine Seltenheit in der „Deutschen Geschichte“, verdanken bisweilen ihren Ursprung nur der Abschreibetechnik des Verfassers. Die Bedingungen des Damenfriedens von Cambray (5. August 1529) giebt Lamprecht (5, 388) durchaus nach Winter (in Gebhardts Handbuch 2, 33) an; während aber Winter darunter aufführt: „verzichtete auf alle An-
sprüche auf . . die Oberlehnsheerrschaft über Flandern und Artois,“ heißt es bei Lamprecht: „verzichtete auf die Oberlehns-
ansprüche über Flandern und Artois.“ Es ist wohl unnötig, auf die Herkunft der falschen Konstruktion: „Anspruch über“ aus der richtigen Wendung „Herrschaft über“ besonders hinzuweisen. Oder es wird bei der syntaktischen Abwandlung eines Satzes der Vorlage eine grammatisch unzulässige Beziehung geschaffen:

Winter (in Gebhardts Handbuch 44).

Als Bundeskontingent für die „eilende
Hilfe“ wurden 2000 Reiter und 10 000
Fußsoldaten, als zweimonatlicher Sold
140 000 Gulden festgesetzt.

Lamprecht 406.

es wurde eine . . . Kriegsverfassung
geschaffen, deren eilende Hilfe auf
2000 Mann zu Fuß und 10000 Mann
zu Fuß und deren zweimonatlicher Sold
auf 140 000 Gulden veranschlagt wurde.

Sold der Kriegsverfassung?

Wenzelburger 2, 781.

Wie Oldenbarnevelt berechnete, hatte
der 40jährige Krieg Spanien 200 Milli-
onen Dukaten und 300 000 Soldaten
gekostet.

Lamprecht 5, 605.

In Spanien konnte man sich nach
dem niederländischen Vor-
gang Oldenbarneveldts . . .
berechnen, daß der bisher durch vier
Jahrzehnte geführte Krieg etwa 200
Millionen Dukaten und 300 000 Soldaten
verschlungen hatte.

Allein die stilistische Abwandlung der Vorlage ist es, die zu der durch gesperrten Druck gerügten Redewendung führt. Sieht es auch einen „nichtniederländischen Vorgang“ des holländischen Großpensionarius?

Bezoold 807.

Am 15. Mai wurde das Interim der Reichsversammlung vorgelegt und vom Mainzer Kurfürsten im Namen Aller angenommen, ohne daß sich Widerspruch erhob.

Lamprecht 5, 442.

als sogenanntes Augsburger Interim wurde es am 15. Mai 1548 vom Reichstag angenommen, ohne daß sich formeller Widerspruch erhob.

Die Konstruktion „als“ ist eine Lieblingswendung Lamprechts; sie ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, echt kompilatorischer Herkunft. Indem man ununterbrochen für Lamprechts Darstellung die Quellen zum Vergleiche heranzieht, wird einem manche unklare Stelle erst verständlich. So heißt es bei ihm 5, 737 von dem Vordringen Bernhards von Weimar und Horns nach Süddeutschland im Frühjahr 1633:

„bald darauf bedrängte er . . . wie einerseits Regensburg und Ingolstadt, so andererseits die Tiroler Alpenpässe und die theuer erkaufte Verbindung der Spanier von Italien her mit den deutschen Ländern des Hauses Habsburg.“

Die letzte Wendung ist grammatisch monströs, und ihre sachlichen Schwierigkeiten erlebigen sich erst, wenn wir die Quelle nachlesen:

Winter 436: „Rechnet man hinzu, daß Bernhard und Horn durch ihr Vorrücken nach Bayern die Tiroler Alpenpässe bedrohten, so erkennt man, in wie großer Gefahr namentlich Spanien schwebte, die mit so großer Mühe errungene Verbindung zwischen seinen italienischen und niederländischen Besitzungen völlig zu verlieren“ u. s. w.

Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß der ganze dreißigjährige Krieg in gleich salopper Weise fast ausschließlich aus Winters Darstellung ausgezogen ist; Seite für Seite können die Nachweise dafür vorgelegt werden. Nur zuweilen stößt man in diesen Exzerpten auf geschmackvolle original-Lamprecht'sche Wendungen, wie S. 730 „Der Verlassene von Gitschin“ (Wallenstein) oder S. 707 „Der Gelübdenner (!) von Loretto“ (Ferdinand II.): Romankapitel-Überschriften, wie man sie in den „historischen“ Werken von Luise Mühlbach und Gregor Samarow anzutreffen gewohnt ist.

Ich schließe mit der Betrachtung des Zusammenhanges zwischen der Kompilationstechnik und dem Stile der „Deutschen Geschichte“. Wenn ich auch nicht alle Ungeheuerlichkeiten dieses Stiles auf die Art der Entlehnung zurückführen kann, so glaube ich zu ihrer Beurtheilung doch einen wesentlichen Gesichtspunkt geltend gemacht zu haben. Das ist wenigstens die einzige Entschuldigung, die ich mir denken kann, wenn ich z. B. 5, 708 lese: Oesterreich „wird (nach der katholischen Gegenreformation) anfangs noch zum Schauplatz, später zum halben Friedhof besondern geistigen Lebens“, oder wenn Karl V. „zum Kriegsmann gehärtet auf den jüngsten Schlachtfeldern . . . selbstbefehliger“ charakterisirt wird (5, 426), wenn der Protestantismus, der 5, 559 in Frankreich „vornehmlich als Kind der calvinischen Bewegung emporgekommen“ ist, 5, 562 in den Niederlanden „in der besonders spanierfeindlichen Gestalt des Calvinismus“ erscheint usw. usw.

Besonders in den Charakteristiken hervorragender Persönlichkeiten treiben diese Stilkünste ihr Wesen. Schon Fiske hat als unglaubliche Exempel die Charakteristik König Sigmunds (4, 403) herausgegriffen. Er hätte nur wenige Seiten weiter blättern dürfen, um ein wahres Cabinetsstück zu finden, das selbst jenes Beispiel noch übertrumpft. Da heißt es von dem Habsburger Kaiser Friedrich III. (4, 437): „Friedrich war eine Hünengestalt mit dem Biedergesicht einer amerikanischen Rothhaut; nicht vergebens hatte seine Mutter Cimburga von Masovien Nägel mit bloßer Faust durch ein Brett zu treiben vermocht. Aber er beutete seine Körperkraft nur zur Pflege der Langlebigkeit aus, im übrigen waffenscheu, ruhselig und schon in jungen Jahren greisenhaft bedächtig und geistig gleichsam verrunzelt.“ Ein Bild von erschütternder Komik: man denke sich den geistig verrunzelten Herren mit dem Indianerbiedergesicht mit dieser merkwürdigen Ausbeutung der eigenen Körperkräfte beschäftigt; einfach verbüffend für ein harmloses Gemüth wirken die Worte „nicht vergebens,“ eine Lieblingsverknüpfung Lamprechts*), die hier anscheinend einen Kausalzusammenhang zwischen der erfolgreichen nägeleinschlagenden Thätigkeit der Erzeugerin und der Hünengestalt ihres Sohnes zart und durchsichtig andeutet. Doch ich will mich jedes

*) So heißt es von Margaretha von Parma, der Statthalterin der Niederlande: „Sie besaß die Habsburgische Entschlußfähigkeit (!); in schweren Zeiten stand sie ihren Mann, nicht umsonst trug ihre Oberlippe starke Spuren eines Bärtchens“. Die Galerie historischer Bildnisse aus dem Hause Habsburg ist überhaupt von Albrecht II an bis zu Ferdinand II einer besonderen Sammlung würdig, zumal wenn sie in demselben Stile fortgesetzt werden sollte.

Kommentars zu diesem historischen Portrait enthalten: jeder möge es für sich selber genießen, er wird immer neue Schönheiten in diesen Redebäumen entdecken, die nicht in dem ernsthaften Werke eines deutschen Historikers, sondern eher unter den Kathederblüthen der Fliegenden Blätter gepflückt zu sein scheinen. Zu den Wendungen, in denen dem nachlässigsten Zeitungstile Konzessionen gemacht werden, gehören z. B. „der selten aufrichtige Chieregati“ (5, 303), „die selten geschlossene Beweisführung“ eines Lutherischen Traktates“ (5, 309), „die selten günstige Gelegenheit“; gegen dies Unwesen hilft sichtlich alle Grobheit Wustmanns nicht, und nicht einmal das strenge Gericht, das der Briefkasten eines politischen Witzblattes darin über den letzten der Reporter abhält.

Man müßte, nachdem man einmal die Arbeitsweise Lamprecht's kennen gelernt hat, von vornherein gespannt sein, in welcher Weise in den Anmerkungen die Belege beigebracht und die Quellen angeführt werden. Treffend hat Finke (a. a. O. 42) darauf aufmerksam gemacht: „Die Zitirmethode in der Deutschen Geschichte Lamprechts erregt bei jedem neuen Bande neues Staunen. Die Zitate sind verschwindend gering. Bei wichtigen Stellen, wo man es wünschen möchte und wünschen darf, finden die Quellen sich nicht bemerkt; anderswo, wo man es kaum erwartet, wird irgend eine Stelle durch irgend ein fernliegendes unbedeutendes Werk oder einen kleinen Aufsatz belegt.“ Gerade so oder noch schlimmer steht es mit dieser seltsamen Art zu zitieren, die eine unmittelbare Folge der Kompilationstechnik ist, in dem fünften Bande. Um sie zunächst rein statistisch zu kennzeichnen, so verweisen von den reichlich zweihundert Noten des Buches volle zwei Drittel auf Lamprecht's „Deutsche Geschichte“ selbst, die man in den verschiedensten Bänden nachschlagen soll, um mit den Fortschritten der genetischen Methode auf dem Laufenden zu bleiben. Und zwar werden die hervorragend zu Grunde gelegten großen Darstellungen von Bezold und Ritter, von Wenzelburger und Winter, deren Namen man eigentlich Seite für Seite zu wiederholten Malen vorfinden sollte, nur in ganz seltenen Fällen als Belege angeführt; die letzte, die am klavischsten ausgeschrieben wird, überhaupt nicht. Und gerade dadurch, daß Lamprecht eins von diesen Büchern bei einer geringfügigen Gelegenheit plötzlich als Quelle angiebt (so z. B. 5, 298. 299 Bezold, 5, 610 Ritter), erweckt er bei dem nicht eingeweihten Leser allerdings den Eindruck, als wenn das Buch hier nur ausnahmsweise zu Rath gezogen und seine fortlaufende Darstellung

davon unabhängig wäre. Noch stärkeres Befremden muß folgende Taktik hervorrufen. Bei Gelegenheit der auf den Reichstagen von 1556/7 vorgebrachten pfälzischen Anträge auf „Freistellung der Religion“ wird im Texte (S. 620) allein Ritter 1, 129 ausgeschrieben, während in der Anmerkung nicht die benutzte Stelle, sondern eine Reihe verschiedener für die Fassung des Textes keineswegs verwertheter, zum Theil entlegener Spezialnachweise (darunter auch „Ritter 1, 503 Anm. 2.“) mitgetheilt werden. Damit wird zweierlei erreicht: erstens lenken diese Literaturangaben die Aufmerksamkeit des Lesers von der in Wirklichkeit ausgeschriebenem Stelle ab, und zweitens suggeriren sie dem Leser, daß, da schon bei diesem keineswegs zwingenden Anlaß scheinbar eindringend gearbeitet ist, überall die Aufstellungen Lamprechts von einer gleich gründlichen Forschung begleitet werden. Man weiß wirklich nicht, wie man ein derartiges Verfahren bezeichnen soll.

Aber auch an manchen Stellen, wo nicht die genannten großen Darstellungen benutzt werden, sondern irgend ein Spezialwerk, wird für dessen Benutzung ein Zitat nicht angegeben. Sogar in den anscheinend mit eigenster Sachkenntniß des Verfassers geschriebenen literatur- und kunstgeschichtlichen Abschnitten sind zum Theil wörtliche Entlehnungen anzutreffen, ohne daß ein Wort über ihre Herkunft verloren würde. So kann man in dem Kapitel „Entwicklung der individualistischen Gesellschaft“ manchem fremden Gut begegnen. Man vergleiche:

Burckhardt, die Kultur der Renaissance in Italien 1, 289.

Sannazaro mit seinen drei Gesängen „De partu virginis“ . . . imponirt durch den gleichmäßigen gewaltigen Fluß, in welchem er heidnisches und Christliches ungeschont zusammenbrängt, durch die plastische Kraft der Schilderung, durch die vollkommen schöne Arbeit.

Lamprecht S. 155.

. . . Sannazaro, der Dichter dreier Gesänge *De partu virginis*, darin heidnisches und Christliches im glänzenden Zuge der Bilder und Gedanken völlig verschmolzen sind.

Warum fehlt hier der Hinweis auf die Stelle Burckhardts, der Lamprecht einzig die Charakteristik Sannazaros verdankt? Man wird es einem Historiker, der deutsche Geschichte schreibt, auf keinen Fall verübeln, wenn er diese Dichtung nicht kennt, zumal eine Nöthigung, ihrer in diesem Zusammenhange zu gedenken, nicht vorlag. Aber der Ton, in dem Lamprecht die wortgetreue Entlehnung („der gewaltige Fluß“ wird nur durch „den glänzenden Zug“ ersetzt) ausdrückt, soll den Eindruck erwecken und erweckt ihn

auch, als ob der vielseitige Historiker auch hier in den Schatz seiner eigenen Belesenheit hineingriffe. Darum wird das Zitat gespart, weil es diese sekundäre Gelehrsamkeit kompromittiren würde. Also wieder und wieder unechte Verzierungen, Stuck, Blendarchitektur, hinter der nichts steckt! Und in dem Falle Sannazaro ist wenigstens genau abgeschrieben. Gar manches sonderbare oder übertriebene Urtheil über literarische Erscheinungen ist aber darauf zurückzuführen, daß es, weit entfernt, der unmittelbare Niederschlag eigener Lektüre zu sein, das Urtheil eines anderen darstellenden Werkes in freier Phantasiethätigkeit gründlich umgestaltet. Würde es sonst Jemandem, der Erasmus Schrift „de libero arbitrio“ wirklich gelesen hat, überhaupt möglich sein, sie als „das Programm einer lebenden und leben lassenden, schönheitstrunkenen, optimistischen Gesellschaft“ zu charakterisiren? Eine solche Wendung bedarf allerdings keines Zitates, denn sie ist original.

Daß übrigens auch ein ausnahmsweise mitgetheilter Quellenbeleg noch keine Gewähr für die Zuverlässigkeit des im Texte angeführten Zitates bietet, dafür mag hier gleichfalls ein Beispiel stehen. Lamprecht zitiert einmal eine Bibelstelle für eine Aeußerung Luthers: sie stammt aus dem bekannten Briefe, den Luther an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen schrieb, um seine Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg zu rechtfertigen; er schloß den Brief mit den Worten: „Es muß das auch an uns erfüllet werden 2. Kor. 6. Exhibeamus nos in seditionibus ect.“ Wenn Lamprecht diese Bibelstelle nun anführt: „Lasset uns beweisen als die Kinder Gottes in Aufruhren“, und ausdrücklich in der Note: „2. Kor. 6, 4 f.“ als Quelle des Wortes dazu namhaft macht, so sollte man denken, daß er wenigstens richtig nachgeschlagen hätte. In Wirklichkeit heißt der Spruch aber: „Lasset uns beweisen als die Diener Gottes . . . in Aufruhren“.*) Das entscheidende Wort, auf das der Sinn des Lutherischen Briefes gerade den Ton legt, wird also verändert und die Pointe des Spruches abgebrochen. Ich zweifle nicht, daß Lamprecht, durch das unvollständige Bibelzitat Luthers veranlaßt, thatsächlich das neue Testament zur Hand genommen und gerade deshalb trotz seiner sonstigen Sparsamkeit im Zitiren dem Belege eine Note gewidmet hat; aber während er die Worte niederschrieb, hatte er sie schon wieder vergessen.

*) In dem von Luther wohl aus dem Gedächtniß zitierten Vulgatatext „sicut dei ministros“; ein Original: ὡς θεοῦ διακονοί.

Sehr häufig fügt Lamprecht in seine Darstellung den originalen Wortlaut einer Quelle, eines Aktenstückes, eines Briefes oder eines Literaturwerkes ein und macht das Zitat dann durch Gänsefüßchen kenntlich. Am günstigsten für ihn liegt noch der seltene Fall, wenn er ein in seiner Vorlage angefundenes Zitat an der Originalstelle nachschlägt und es — natürlich diesmal mit stolzer Angabe des Originals — vielleicht in erweiterter Gestalt zitiert (so 5, 80 Anm. 2 nach Bezold 47; 5, 112 Anm. 1 nach Bezold 153). Die meisten dieser wörtlichen Anführungen sind aber nicht etwa, wie man glauben möchte, unmittelbar aus der Quelle übernommen, sondern bereits in den ausgeschriebenen Darstellungen zitiert und nur danach von Lamprecht kurzer Hand wiedergegeben worden. Dies ist das durchgängige Verfahren. Es wird dabei kein Bedenken getragen, den Wortlaut auch gelegentlich zu verändern, wie das folgende Beispiel zeigt:

Ritter 2, 36.

Das Herzogthum Lothringen . . . in einem schwankenden Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich . . . im Jahre 1542 . . . neu geregelt . . . Lothringen anerkannt als „souveränes, reies und abgesondertes (détaché) Fürstenthum“ u. s. w.

Lamprecht 5, 670.

Das unklare Verhältnis des Herzogthums Lothringen zum Reiche war im Jahre 1542 dahin geregelt worden, daß es von da ab nur noch als ein „souveränes, freies und detachirtes Fürstenthum“ des Reiches galt u. s. w.

Auch in den an sich manchmal dankenswerthen historischen Ueberblicken über eine längere Entwicklungsreihe wird in der Regel dieselbe Methode Lamprecht angewandt, die wir in der Anzeignung der einzelnen Thatfachen bisher beobachtet haben. Wie das gemacht wird, zeigt z. B. eine Analyse der Darstellung der Türkenkriege etwa von 1547 bis zu der Türkensteuer-Proposition Kaiser Rudolfs vom Jahre 1594: alles was Lamprecht hier auf zwei Seiten (5, 675–677) zu erzählen weiß, besteht aus einer Aneinanderreihung von ungenauen Exzerpten aus Ritter 1, 95. 97. 265. 290 ff. 480 f. 2, 85 ff. 102. 114. Aus diesen Stellen ist der Text Lamprecht's, abgesehen von der üblichen stilistischen Uebersetzung, buchstäblich mosaikartig zusammengesetzt; fast hat es den Anschein, als wenn allein das Inhaltsverzeichnis der Vorlage zu Rathe gezogen worden wäre, um die betreffenden Abschnitte in ihr aufzufinden. Die Zuverlässigkeit der Exzerpte im Einzelnen steht auf der Höhe aller bisher gebrachten Beispiele. So ist 5, 677 der Name der mit Sigismund von Polen vermählten Erzherzogin, Maria (statt Anna), nur in Folge flüchtigen Abschreibens aus dem

Satz Ritters 2, 86 verkehrt angegeben worden; wie wenige Zeilen später der Irrthum in der Zeitangabe für den Abschluß der Perserkriege Sultan Murads nur durch das leichtfertige Durchfliegen des benutzten Satzes verursacht wurde, haben wir schon oben als eines der unwiderleglichsten Beispiele vor Augen geführt.

Das ist die genetische Methode an der Arbeit: gerade bei diesen Partien, die für das Buch charakteristisch sind und von dem Verfasser für werthvoll gehalten werden, läßt sich häufig der Nachweis ihrer Entstehung, wenn auch mit einiger Mühe führen. Wenn es Lamprecht in einem solchen Falle darum zu thun ist, tiefere Kenntniß einer bedeutenden Erscheinung zu entwickeln, dann greift er auch wohl ausnahmsweise statt zu den gewöhnlich ausgeschriebenen Darstellungen zu einem Spezialwerk.

So wird beispielsweise die Jugend Luthers (5, 221—224) in völliger Anlehnung an Lenz erzählt, mit der üblichen Vorliebe für heiläufiges Detail, wie es z. B. von den Eltern Luthers heißt:

Lenz, Martin Luther 31.

Sie kamen in den Besitz zweier Schmelzöfen . . . Noch stehen Reste des stattlichen Wohnhauses, welches sie sich in der Hauptstraße der Stadt erbaut haben.

Lamprecht 5, 221.

er erwarb schließlich zwei Schmelzöfen, und noch heute stehen in der Hauptstraße der Stadt Reste des stattlichen Hauses, das er später erbaute.

Erst in dem Augenblick, wo Luther in den Augustinerorden tritt, wird diese Quelle bei Seite gestellt, um zunächst einem Exzerpt über die Geschichte des Augustinerordens Platz zu machen, das des genetischen Zusammenhanges halber äußerlich eingeschoben ist.

Daß für die kirchlichen und kirchenpolitischen Verhältnisse des ausgehenden Mittelalters Harnacks Dogmengeschichte bevorzugt wird, hat H. Finke bereits aufgedeckt. Finke hat auch darauf aufmerksam gemacht, wie unter anderen Versehen auch ein Irrthum Harnacks, der die pragmatische Sanktion Ludwigs des Heiligen noch für echt hält, von dem Historiker Lamprecht besinnungslos übernommen wurde; dieser sollte doch von dem durch B. Scheffer-Boichorst geführten glänzenden Nachweis ihrer Fälschung unterrichtet sein. Und daß auch in der Benutzung Harnacks die Arbeitsweise Lamprechts sich treu bleibt, läßt sich an einem Beispiel zeigen, das ich den zur Erläuterung des Ablassweijens geschriebenen Bemerkungen über die Entwicklung der Sakramentslehre in der katholischen Kirche entnehme.

Harnack, Band 3.

489. In dem Abendmahls sakrament brachte die Kirche . . . zum Ausdruck

Lamprecht 5, 238/9.

Die Lehre von den Sakramenten gipfelte nun in der Lehre von der Eu-

... ihr mystisches Verhältnis zu Christus.

490. Das Sakrament (sc. der Eucharistie) wurde allgemein . . . als die Sonne unter den Sakramenten gefeiert.

496. (nennt S. als Folgen der katholischen Transsubstantiationslehre: 2. die Steigerung des Ansehens der Priester, welche täglich Christum herbeizaubern und ihn opfern. 4. Die Adoration der erhobenen Hostie und das Frohnleichnamsfest.

498. Das Bußsakrament . . . wird in praxi zum wichtigsten Heilmittel.

charistie als dem Hauptsakrament; allgemein ward das Messopfer als die Sonne unter den Sakramenten gefeiert; in ihm vollzog sich die mystische Vereinigung der Kirche mit Christus; in ihm zauberte der Priester täglich den Herrn hervor und opferte ihn; ihm galt das Frohnleichnamsfest und die Adoration der Hostie. Praktisch wichtiger aber ward das Sakrament der Buße, der Absolution (!)

Und in demselben Stile geht es weiter bis zum Schlusse:

Harnack 3, 517 Anm.

Die Ablass-theorie ist zusammengefaßt in der Extravagante Unigenitus Clemens VI. vom Jahre 1349.

Lamprecht 5, 239.

zusammengefaßt wurde sie in der Extravagante Unigenitus des Papstes Clemens VI. vom Jahre 1349.

So werden aus der Vorlage hastig ein paar Sätze herausgeplückt, zuweilen mit merklicher Rücksicht auf die Pointe des Ausdrucks*), und mit der uns bekannten Fingerfertigkeit zu einem Strauße zusammengebunden. Da stört es wenig, ob das Zitat der Extravagante Unigenitus, das für den Benutzer des großen dogmengeschichtlichen Werkes keine Schwierigkeiten hat, in der „Deutschen Geschichte“ Lamprechts auch von jedem Leser ohne weiteres verstanden wird: gerade bei dem Unkundigen muß dadurch der Eindruck wirklicher Gelehrsamkeit hervorgerufen werden. Aber wie rettungslos scheitert diese Gelehrsamkeit, wenn sie sich nicht auf das peinlichste an die Vorlage hält; wo sie ein Wort hinzufügt („der Absolution“), giebt es sofort einen groben Irrthum, und wo sie ein Wort wegläßt („erhobenen“), giebt es wieder einen groben Irrthum. Beide Fälle sind von Finkle bereits gerügt worden. An dieser Stelle haben wir uns nicht mit der materiellen Seite der Irrthümer zu beschäftigen, sondern nur mit ihrer Genealogie, und wie sonst stoßen wir bei der Suche nach der Waterschaft wieder auf die Lamprechtsche Kompilationsweise. Interessant ist übrigens, daß Lamprecht im vierten Bande (S. 67) diesen ganzen Passus Harnacks schon einmal abgeschrieben hat, allerdings in der Form etwas selbständiger. Hieran läßt sich die allmähliche Verschlechterung der Arbeitsweise trefflich beobachten.

*) So glaubt Finkle die Wendung Lamprechts „herbeizaubern“ als unpassend beanstanden zu müssen; aber wir sehen, daß L. nur mittelbar dafür verantwortlich zu machen ist.

Die bisher gebrachten Beispiele für die Methode Lamprecht umfaßten durchweg wenige Zeilen; sie kennzeichnen sämtlich die Benutzung jener vier größeren Darstellungen oder gelegentlich auch eines wissenschaftlichen Spezialwerkes; sie sind schließlich alle aus dem fünften Bande, besonders aus seiner zweiten Hälfte entnommen. Ihnen reihe ich nunmehr zum Schluß ein Beispiel an, das aus dem vierten Bande der „Deutschen Geschichte“ stammt. Es umfaßt sodann fast eine ganze Seite des Textes und ist geeignet, viele der charakteristischen Eigenschaften und Fehlerquellen dieser Abschreibetechnik im Zusammenhange vor Augen zu führen, so daß es den nämlichen übersichtlichen Eindruck machen kann wie eine der bekannten Abbildungen, die an einem Pferde alle erdenklichen Krankheiten und Konstitutionsfehler zu praktischem Zwecke zusammenstellen. Und schließlich wird in diesem Falle nicht ein wissenschaftliches Werk ausgeschrieben, sondern ein für Studierende zu Repetitionszwecken verfaßtes Handbuch. Es ist das von einer Reihe von Mitarbeitern geschriebene „Handbuch der deutschen Geschichte, herausgegeben von Bruno Gebhardt“, das seinen Stoff ähnlich wie das kirchengeschichtliche Kompendium von Kurz verarbeitet; die einzelnen Beiträge stehen aber nicht auf gleicher Höhe, neben sehr brauchbaren finden sich ganz verunglückte (z. B. von Arthur Kleinschmidt). Nicht zu den besten Abschnitten des Buches gehört die von G. Winter bearbeitete Darstellung des Reformationszeitalters, die in vielen Theilen nur aus nicht eben geschickten und zuverlässigen Auszügen aus Ranke besteht. Dies ist auch bei dem Abschnitt der Fall, den Lamprecht seiner Darstellung der dänischen Grafenfehde (1534–36) zu Grunde gelegt hat.

Vorläufig möge die Zusammenstellung Ranke-Winter-Lamprecht für sich selbst sprechen.

Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation Bd. 3. Sechste Auflage (1881).

(S. 417) Die Bürgermeister Jorg Koch, genannt Rynter . . . zu Ralmöe und Ambrosius Vogbinder zu Kopenhagen . . . theilten die demokratischen Absichten Bullenwevers vollkommen . . .

(S. 419) Im Mai 1534

G. Winter in B. Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte Bd. 2, 51 f. (1892).

So seiner heimischen Stellung sicher, entfaltete Bullenwever immer kühnere Pläne in seiner auswärtigen Politik, mit der er in Dänemark selbst bei den Führern der demokratischen Bewegung, namentlich dem Bürgermeister

Lamprecht 4, 486/7. 2. Auflage (1896.)

In der That knüpfte er mit den radikalen Bürgermeistern von Kopenhagen

erschien Graf Christian (S. 420) von Oldenburg im Felde. . . .

(S. 420) Am 19. Juni 1534 ging Graf Christoph . . . mit 21 Orlogschiffen . . . in See . . . , einige Meilen von Kopenhagen vor Anker . . . Am 15. Juli ging dann Kopenhagen über; Laaland, Langeland, Falster zögerten nicht dem Beispiel von Seeland zu folgen.

(S. 423) Im September 1534 erschien er (nämlich Herzog Christian) vor der Stadt (Lübeck) und schritt, um sie vom Meere abzuscheiden, . . . zu dem entscheidenden Versuche, die Trave zu sperren . . .

(S. 424) Ein sonderbarer Friede ist wohl nie geschlossen worden: indem man sich über Holstein vertritt, behielt jeder Theil sich vor, den anderen in den dänischen Angelegenheiten mit aller Kraft zu bekämpfen.

Rynter in Malmö und dem Bürgermeister Bogbinder in Kopenhagen, lebhaften Anklang fand, so daß Christian (!) von Oldenburg, als er im Mai 1534 im Felde erschien, eine Reihe überraschender Erfolge errang und nach kurzer Zeit mit einer süßischen Kriegsflotte von 21 Schiffen einige Meilen von Kopenhagen vor Anker gehen konnte. Am 15. Juli ging Kopenhagen über, schließlich wurden alle Inseln, wo sich der Bürger- und Bauernstand allenthalben gegen das verhasste Adelsregiment erhob, gewonnen. Inzwischen aber hatten die dänischen (!) Stände im Juli 1534 Herzog Christian von Holstein als (!) Christian III. zum König erwählt, der (!) in Johann Ranzau einen sehr begabten Feldherrn besaß. Dieser*) erschien im September 1534 vor Lübeck, sperrte trotz energischen Widerstandes der Stadt die Trave durch eine Brücke ab und zwang die Lübecker zu einem Frieden, der aber nur für Holstein gelten sollte, während beide Theile sich vorbehielten, sich in den dänischen Angelegenheiten mit aller Kraft zu bekämpfen.

und Malmö an und stellte nach dem Tode Friedrichs I. einen deutschen Kandidaten (?) für den dänischen Thron auf; sein (?) Feldherr, Graf Christian (!) von Oldenburg eroberte im Sommer 1534 ganz (?) Dänemark; frohlockend (!) erhoben sich die Bauern allenthalben gegen den verhassten Adel: der radikalen, der süßischen Sache erschien der Sieg gewiß.

Alleinzwischen erholte sich der dänische (!) Adel von seiner Verblüffung (!); im Juli 1534 ward Herzog Christian von Holstein von ihm zum König gewählt, im September schon ward Lübeck von dem Adelsfeldherrn (!), Johann von Ranzau, beunruhigt (!).

*) Winter scheint das Pronomen „dieser“ allerdings (schon wegen des letzten Prädikatfuges) auf den Herzog zu beziehen; grammatisch weist es jedoch auf Ranzau und so hat Lamprecht es denn auch aufgefaßt.

(S. 428) Am 11. Juni 1535, auf Fünen, unsern Affens bei dem Ogenbirg . . . kam es zu dieser Entscheidung . . . vollständige Niederlage . . . Hierdurch bekam nun Christian III. . . das Uebergewicht. . . . Im Anfang des August 1535 war die städtische Eroberung wieder auf Malmö und Kopenhagen beschränkt. . . . (S. 429) Endlich . . . griff auch die Reichsgewalt . . . ernstlicher in die inneren Lübeckischen Angelegenheiten ein. Ein Mandat des Kammergerichts wies die Stadt an, die ausgetriebenen Bürgermeister und alle Rathsglieder, die sich seitdem entfernt hatten, wieder einzusetzen . . . Auf einem Sansetag im Juli und August 1535 (S. 429) . . . am 15. August Augenblick gewählt, in welchem Wullenwever auf einer Geschäftsreise begriffen war . . . Bei der nächsten Rathssitzung (sc. am 26. August) . . . die von der Gemein:de eingesetzten Rathsherren . . . verzichteten auf ihre Würde . . . lehrte Nikolaus Brömse zurück. . . (S. 430/1) Wullenwever gerieth . . . auf der Reise in die Gewalt eines seiner bittersten Feinde, des Erzbischofs von Bremen,

Nun aber wandte sich das Kriegsglück. Am 11. Juni kam es unsern Affens bei dem Ogenbirg auf Fünen zur Entscheidungsschlacht, in welcher die Lübecker von Johann Ranzau völlig geschlagen wurden. Christian errang allmählich vollkommen das Uebergewicht. Anfang August war die städtische Eroberung auf Malmö und Kopenhagen beschränkt. Jetzt griff auch die Reichsgewalt in die inneren Lübeckischen Angelegenheiten ein. Ein Mandat des Kammergerichts verlangte die Zurückführung der ausgetriebenen Bürgermeister und (!) Rathsmitglieder. Im gleichen Sinne sprach sich ein im Juli und August versammelter Sansetag aus. Natürlich war seit den letzten Mißerfolgen auch in Lübeck selbst das Ansehen Wullenwevers sehr gesunken. Am 15. August (!*) wurden, während dieser auf einer Geschäftsreise abwesend war, die neuen Mitglieder des Raths zum Verzicht auf ihre Würde genöthigt. Nikolaus Brömse, der vertriebene Bürgermeister, lehrte zurück, Wullenwever aber wurde das Opfer

Im Jahre 1535 wurden dann die Anhänger Lübeds im offenen Felde bei Affens auf Fünen geschlagen; bald warnur noch Kopenhagen und Malmö im Besiz der Lübeckischen, und vergebens versuchte im Herbst 1535 eine hanffische (!) Flotte den Städten zu Hilfe kommen. Daheim aber regten sich jetzt alle konservativen Elemente gegen den Radikalismus Wullenwevers. Das Reich verlangte die Wiedereinführung (!) der alten Verfassung in Lübed; die Hansestädte schlossen sich ihm an. In Lübeck selbst kam es am 15. August (!) 1535 zur Gegenrevolution: sie gelang; Wullenwever fand 1537 zu Wolfenbüttel den Tod durch Penters Hand.

*) Das Datum trifft für den Verzicht nicht zu. Ranke sagt, es sei in der nächsten Rathssitzung geschehen, die aber am 26. August stattfand. Lamprecht übernimmt natürlich auch diesen Irrthum Winters.

der ihn . . . seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, überließ. Da eben ward Wullenwever jenem Verhör unterworfen . . . ward enthauptet und dann gewiertheilt.

S. 429 f. Ein Kezesh ward gemacht, kraft dessen die Lehre des Evangeliums beibehalten . . . werden sollte.

eines empörenden Justizmordes (?). Er gerieth auf einer (!) Reise in die Gefangenschaft seines bittersten Feindes, des Erzbischofs von Bremen, der ihn seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, auslieferte. Wullenwever wurde einem peinlichen Verhör unterworfen und dann in Wolfenbüttel am 24. September 1537 enthauptet und gewiertheilt. Schon vorher (!) hatte am 14. Februar 1536 Lübeck zu Buxtehude*) mit Christian III. Frieden geschlossen. . . . wurde das Evangelium auch von dem zurückgeführten alten Rathe beibehalten, aber die weltgeschichtliche Stellung, zu welcher der kühne Demokratienführer Lübeck noch einmal hatte erheben wollen, war für immer gebrochen: mit der Herrschaft Lübecks über das „deutsche Meer“, die Ostsee, war es für immer zu Ende. . . . (Waig, Lübeck unter Züriegen Wullenwever und die europäische Politik. 3 Bde. 55/6.)

Das alles (!) bedeutete natürlich (!) zugleich den Verlust der Lübschen Obgewalt zur See: formell besiegelt ward er in dem Frieden mit Dänemark vom 14. Februar 1536. Und sofort (!) ergriffen die nordischen Mächte, allen voran Schweden, den Gedanken der Seeherrschaft u. s. w.

Mancher wird es für überflüssig erachten, wenn dies erdrückende Material noch erläutert wird: auf die Hauptsachen glaube ich nichtsdestoweniger aufmerksam machen zu müssen. Daß Winter nichts thut als Ranke zu erzerpiren, wird durch den flüchtigsten Vergleich offensichtlich; hier durste auf korrespondirenden gesperrten

*) Ranke hatte es unterlassen, den Frieden näher zu bezeichnen. So ist Winter wieder zu einem Irrthum gedrängt; denn der Friede wurde nicht in Buxtehude abgeschlossen, wo nur die feinen formellen Abschluß bringenden Vorverhandlungen stattfanden, sondern in Hamburg (Februar 14).

Druck zur Kenntlichmachung der Entlehnung getrost verzichtet werden; der Wortlaut ist mit slavischer Treue übernommen, wenn auch einige Versehen Winters zwischendurchlaufen und sobald Ranke eine Lücke enthält, der Verfasser des Exzerptes rettungslos fehlgreift; amüſant iſt es zumal zu ſehen, wie Wendungen, die in dem behaglichen Fluſſe der Rankeſchen Darſtellung mit Vorbedacht gewählt ſind (z. B. am Anfang „ging vor Anker“) auch in den mageren Auszug gedankenlos übernommen ſind. Im Ganzen macht der Abjaß bei Winter nur den Eindruck eines ſchlechten Exzerptes, einer Methode, die, kurz geſagt, gerade Lamprecht zur Virtuofität ausgebildet hat; entſchuldigend mag allerdings angeführt werden, daß für die Unterrichtszwecke des Handbuches mit einem (aber beſſern!) Exzerpte genügend gedient war; erſchwerend wirkt dann aber die am Schluſſe befindliche ſtolze Quellenangabe von Waigens Wullenwever, deſſen drei Bände für jenen Auszug doch nirgends bemüht worden ſind.

Nun aber zur Hauptſache, zum Kreuzverhör Winter-Lamprecht. Im Allgemeinen ſchreibt Lamprecht hier nicht ſo wörtlich ab, wie es Winter ſelbſt gethan hat; er iſt durchweg freier in der Wortwahl. Nichtsdeſtomeniger weiſen eine ganze Reihe von Wendungen und der ganze Gedankengang unwiderleglich auf die Vorlage hin: ich habe das durch gesperrten Druck der betreffenden Theile kenntlich gemacht. Und vor allen Dingen fällt Lamprecht in alle Gruben, die ihm von der Nachläſſigkeit ſeiner Vorlage gegraben werden. Da wird der Graf Chriſtian, in den Winter den wackern Chriſtof von Oldenburg verwandelt, unvorſichtig genug von Lamprecht übernommen; ſchon in dieſem Falle wird er ſich ſchwer herausreden können, daß der Fehler nicht abgeſchrieben, ſondern original — Lamprechtlich ſei. Da Ranke über die Königswahl Chriſtians von Holſtein keine Angaben macht, iſt Winter in der Lage, ſich ſelbſt beſinnen oder ein anderes Buch zu Rathe ziehen zu müſſen: mit geringem Erfolg, denn er läßt die Wahl durch die dänischen Stände vollzogen werden, während ſie in Wirklichkeit nur durch den Adel von Jütland und Fünen geſchah und der größte Theil der Stände (Seeland, Schonen und alle kleineren Inſeln) zu dem Grafen Chriſtof hielt; leider findet ſich auch bei Lamprecht der dänische Adel als Wähler Chriſtians.

Sehr hübfch wird das Abhängigkeitsverhältniß auch dadurch nachgewieſen, daß Lamprecht eine grammatiſch zweideutige Beziehung Winters in ſachlich unzutreffender Weiſe auffaßt; wenn auch der

Unterschied, ob Herzog Christian selbst oder sein Feldherr Ranzau der Angreifer Lübecks war, nur von geringem Belange ist, so verballhornisiert Lamprecht den Text Winters obendrein dadurch, daß er Ranzau als „Adelsfeldherrn“ bezeichnet; in Wirklichkeit war dieser Holsteinische Edelmann der Befehlshaber eines geworbenen Landsknechtshaufens in Diensten des Herzogs, während ein Adelsfeldherr doch nur an der Spitze eines von einem Adelsregiment oder einer Adelspartei aufgestellten Heeres zu denken wäre. Ungenau ist ferner bei Lamprecht der schon bei Winter inkorrekte Inhalt des Kammergerichtsmandates wiedergegeben; kleinerer Versehen und oberflächlicher Verknüpfungen nicht zu gedenken.

Das Beste aber von allem ist, daß Winter, und nach ihm Lamprecht, zwar nach der Schlacht am Dshenberge die städtische Eroberung auf Kopenhagen und Malmö beschränkt sein lassen, beide aber kein Wort von der erst nach Jahresfrist nach einer der denkwürdigsten Belagerungen der Weltgeschichte im Juli 1536 erfolgten Eroberung der dänischen Hauptstadt erwähnen, die den tatsächlichen Abschluß dieser ganzen Ereignisse bildete. Der Grund dieser Unterlassungssünde ist durchsichtig genug und für die beiden Historiker sehr bezeichnend. Ranke sagt an der Stelle, wo er dieses Ereigniß zu erwähnen hätte (3, 432): „Im Jahre 1536 nahm Christian III — wir werden noch sehen, unter welchen Kombinationen — seine Hauptstadt ein und behielt den Platz“; und erst in einem anderen Zusammenhange (4, 61) kommt er demgemäß eingehender darauf zu sprechen. So geschieht es, daß Winter, der jenen Verweis in der Eile überfiehet, den Ausgang der Grafenfehde ganz unter den Tisch fallen läßt; und es wird Niemanden mehr wundern, daß auch Lamprecht zufälliger Weise nichts davon zu berichten weiß. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Von solchen Dingen hängt zuweilen die Zuverlässigkeit der neuen genetischen Methode ab.

Vor allen Dingen hat sich ergeben, daß Lamprecht durch den Zwischenhandel eines für Schülerzwecke hergestellten und hier wenigstens recht schülerhaft gearbeiteten Handbuchs seine Kenntnisse aus keinem anderen bezieht, als aus Ranke selbst, den er unmittelbar zu benutzen eine gewisse Scheu hat. Und einen solchen kläglichen Auszug dritter Hand aus Rankes Werk will er dann dem alten Ranke gegenüberstellen! Der Vermittler aber, den er hierbei benutzt hat, ist derselbe G. Winter, der unter den Berherrlichern Lamprechts mit an erster Stelle steht, der sogar einmal von der

„Deutschen Geschichte“ gesagt hat, „es sei ein Funke Rankeschen Geistes in Lamprechts Werken nicht zu verkennen.“*) Ich denke, in diesem Falle haben wir gesehen, durch welche trüben Kanäle der Rankesche Geist gelegentlich bei seinem würdigen Epigonen einzieht; es würde zu boshaft sein, den Einzelfall in diesem Sinne zu verallgemeinern, aber eine artige Ironie — das ist der Humor davon, würde Korporal Rym sagen — bleibt es doch, daß es gerade der ahnungslose Mittelsmann bei dieser beiderseitigen Ausschreiberei sein muß, der sich bei seinem Nachtreter an den Geist der primären Quelle erinnert fühlt.

Nun wird mir vielleicht einer einwenden: wie sollte Lamprecht dazu kommen, in der Darstellung der Grafenfehde nach einem zweifelhaften Handbuch zu greifen, wo er doch bessere Quellen zur Verfügung hat, Bezolds Werk, das er für diese Zeit, wie wir gesehen haben, durchweg benutzt. Auch das hat seine guten Gründe. Lamprecht erzählt nämlich die Grafenfehde schon zum Ausgang des Mittelalters, in seinem vierten Bande; er gliedert diese Ereignisse, die nur in dem Zusammenhange der religiösen Revolution und der politischen Abwandlungen im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts zu verstehen sind, in eine von ihm künstlich zurechtgelegte Entwicklungsreihe ein, die ich hier zu kritisieren für überflüssig erachte. Während er aber diese Dinge gewaltsam in den vierten Band hineinzieht, hat er noch nicht die wenigen Bücher vor sich liegen, aus denen ihm die Kenntniß der Geschichte des 16. Jahrhunderts erwachsen soll; so greift er, um sich rasch zu unterrichten und der „genetischen“ Methode diese Ereignisse zum Opfer zu bringen, in der Eile zu jenem Handbuch. Daß er es kennt und ab und zu auch für die Darstellung der Reformationszeit weiterhin in seiner Weise benutzt, wird er nicht leugnen wollen; mehrere Beispiele sind bereits oben dafür beigebracht worden. Nur für einen gar zu zweifelsüchtigen Thomas will ich mich — Ende gut Alles gut — mit einem andern Belege für die Benutzung dieses Handbuches verabschieden, dessen anschauliche Deutlichkeit mich jeder theoretischen Erläuterung überhebt. „Nun gebt Acht, wie eine ganz einfache Geschichte Euch zu nichte macht“! Es handelt sich um den Beitritt von protestantischen Städten zum Schmalkaldischen Bunde im Jahre 1531.

*) Nationalzeitung vom 8. Februar 1893 (angeführt von G. v. Below, Histor. Ztschr. 71, 466).

Winter (in Gebhardt's Handbuch 2, 42.)
 . . . dagegen traten auf den nächsten
 Bundesversammlungen zu Schmalkalden
 (März, April) und Frankfurt (Juni 1531)
 Lübeck, Braunschweig, Göt-
 tingen . . . bei.

Lamprecht 5, 405.
 . . . des Bundes, der mittlerweile in
 zahlreichen Versammlungen sich immerhin
 schon geträgt und u. a. Frank-
 furt (!), Lübeck, Braunschweig
 und Göttingen aufgenommen hatte.

Ein Blick auf Winters Text wird auch das vertrauenseligste Gemüth rasch darüber belehren, weshalb Frankfurt sich in dem Auszuge Lamprechts unter die 1531 aufgenommenen Städte verirrt hat. Oder vermag der Herr Professor, der die Aufnahme Frankfurts S. 409 noch einmal, zu der richtigen Zeit (1535) erzählt, eine bessere Auskunft darüber zu geben? Kann er es wegdisputiren, dann mag er es thun.

Hiermit breche ich das unerfreuliche und auf die Dauer fast widerwärtige Geschäft dieses quellenkritischen Nachspürens ab, allerdings mit dem Vorbehalt, in das längst nicht erschöpfte Belastungsmaterial, das ich mir zu dieser Art des Ausschreibens zusammengestellt habe, gelegentlich noch einmal hineinzugreifen. Auf den vorstehenden Blättern war es — schon mit Rücksicht auf den Raum — nur möglich, eine beschränkte Zahl von Beispielen daraus auszuwählen, vorwiegend methodologisch interessante Beispiele, welche durch eine besondere Pointe ernsthafter oder scherzhafter Natur die Konfrontirung Lamprechts und seiner Vorlage mit überzeugender Schärfe vor Augen führen. Auf den Einzelfall an sich lege ich nicht das Gewicht, es kommt mir vielmehr auf den Nachweis an, daß durch die Summe der Einzelfälle eine typische Arbeitsweise, wenn nicht in allen, so doch in großen Partien des Buches illustriert wird. Zu diesem Nachweis reicht die Beweisraft des Gebotenen bereits aus; wer Lust hat, kann sich die Zahl der Fälle durch eigene Nachprüfung bis ins Unendliche vermehren. Herr Professor Lamprecht aber möge sich zunächst mit dieser Auswahl abfinden, falls seiner wissenschaftlichen und schriftstellerischen Ehre dadurch zu nahe getreten sein sollte. Er mag sich vielleicht darauf berufen, daß die ihm in den politischen Abschnitten des fünften Bandes, die ihrem Umfang nach die Hälfte dieses Bandes ausmachen, nachgewiesene Arbeitsweise für die wirtschaftlichen und kunstgeschichtlichen Abschnitte und für die früheren Bände seines Werkes nicht zutreffe. Diese mögen allerdings im Verhältniß besser gearbeitet sein oder wenigstens so lange für

besser gearbeitet gelten, bis sie gleichfalls quellenanalytisch noch geprüft sind; aus dem vierten Bande habe ich bereits eine verhängnißvolle Stichprobe mittheilen können und nach den Untersuchungen Finkes sind hier die kirchengeschichtlichen Abschnitte in derselben Weise zusammengestellt worden; immerhin will ich zugeben, daß die Methode Lamprecht sich im Fortschreiten des Wertes vervollkommnet hat und im fünften Bande, und hier wiederum in seiner zweiten Hälfte, auf ihren Höhepunkt gediehen ist. Fürs erste aber bleibt es dabei, daß auch das Vertrauen zu den noch nicht in gleicher Weise durchforschten Theilen durch das Ergebnis der vorangegangenen Untersuchung auf das Tiefste erschüttert ist.

Dieses Ergebnis ist, soweit es sich auf den fünften Band bezieht, seinem wesentlichen Inhalte nach hier noch einmal zusammenzufassen. Wir wissen nunmehr, wie es mit der Tiefe der Studien Lamprechts in einer der wichtigsten Epochen der deutschen Geschichte bestellt ist. Sie bringen zu den Quellen gar nicht heran, sondern bleiben überall auf der Oberfläche, sie verarbeiten nicht einmal die einschlägige Literatur in selbständiger Weise, sondern stoppeln aus wenigen größeren Darstellungen ihre Exzerpte zusammen, salopp im Inhalt, salopp in der Form. So unglaublich nachlässig sind trotz aller slavischen Anlehnung diese Exzerpte gearbeitet, daß man sich an ein in gelegentlichem Unmuth gegen den Maler Cornelius gebrauchtes Wort König Ludwigs I. von Bayern erinnert fühlt und entsprechend ausrufen möchte: Ein Kompilator muß kompiliren, ein Abschreiber muß abschreiben können — sonst bleibe er vom Handwerk. Es ist mir in der ernsthaften wissenschaftlichen Literatur noch keine Arbeitsweise bekannt geworden, die dieser Methode von entfernt verglichen werden könnte; es läßt sich auch sobald kein Beispiel eines Autors finden, der in ähnlicher Weise seine Quellen ab- und ausschreibt, oberflächlich aneinander reiht und durcheinanderschiebt, mißverstehet und verflacht alles, was ihm unter die Hände kommt, um es mit dem ganzen Zierrath seiner gespreizten Floskeln aufzupuzen und dann als originale Weisheit in die Welt gehen zu lassen. Wenn manche Theile des Buches auch nicht im buchstäblichen Sinne mit Schere und Kleister hergestellt sind, so wird man der darin enthaltenen geistigen Arbeitsleistung kaum einen höheren Rang einräumen können. Man wird an die mittelalterliche Kompilationschronistik erinnert, und doch würde man dieser mit einem Vergleiche Unrecht thun, da ihr zweifelsohne ein Moment ehrlicher Naivetät inne wohnt, die man einem modernen Gelehrten

Winter (in Gebhardts Handbuch 2, 42.)
 . . . dagegen traten auf den nächsten
 Bundesversammlungen zu Schmalkalden
 (März, April) und Frankfurt (Juni 1531)
 Lübeck, Braunschweig, Göttingen . . . bei.

Lamprecht 5, 405.

. . . des Bundes, der mittlerweile in
 zahlreichen Versammlungen sich immerhin
 schon geträgt und u. a. Frank-
 furt (!), Lübeck, Braunschweig
 und Göttingen aufgenommen hatte.

Ein Blick auf Winters Text wird auch das vertrauenseligste Gemüth rasch darüber belehren, weshalb Frankfurt sich in dem Auszuge Lamprechts unter die 1531 aufgenommenen Städte verirrt hat. Oder vermag der Herr Professor, der die Aufnahme Frankfurts S. 409 noch einmal, zu der richtigen Zeit (1535) erzählt, eine bessere Auskunft darüber zu geben? Kann er es wegdisputiren, dann mag er es thun.

Hiermit breche ich das unerfreuliche und auf die Dauer fast widerwärtige Geschäft dieses quellenkritischen Nachspürens ab, allerdings mit dem Vorbehalt, in das längst nicht erschöpfte Belastungsmaterial, das ich mir zu dieser Art des Ausschreibens zusammengestellt habe, gelegentlich noch einmal hineinzugreifen. Auf den vorstehenden Blättern war es — schon mit Rücksicht auf den Raum — nur möglich, eine beschränkte Zahl von Beispielen daraus auszuwählen, vorwiegend methodologisch interessante Beispiele, welche durch eine besondere Pointe ernsthafter oder scherzhafter Natur die Konfrontirung Lamprechts und seiner Vorlage mit überzeugender Schärfe vor Augen führen. Auf den Einzelfall an sich lege ich nicht das Gewicht, es kommt mir vielmehr auf den Nachweis an, daß durch die Summe der Einzelfälle eine typische Arbeitsweise, wenn nicht in allen, so doch in großen Partien des Buches illustriert wird. Zu diesem Nachweis reicht die Beweiskraft des Gebotenen bereits aus; wer Lust hat, kann sich die Zahl der Fälle durch eigene Nachprüfung bis ins Unendliche vermehren. Herr Professor Lamprecht aber möge sich zunächst mit dieser Auswahl abfinden, falls seiner wissenschaftlichen und schriftstellerischen Ehre dadurch zu nahe getreten sein sollte. Er mag sich vielleicht darauf berufen, daß die ihm in den politischen Abschnitten des fünften Bandes, die ihrem Umfang nach die Hälfte dieses Bandes ausmachen, nachgewiesene Arbeitsweise für die wirthschaftlichen und kunstgeschichtlichen Abschnitte und für die früheren Bände seines Werkes nicht zutreffe. Diese mögen allerdings im Verhältniß besser gearbeitet sein oder wenigstens so lange für

besser gearbeitet gelten, bis sie gleichfalls quellenanalytisch nachgeprüft sind; aus dem vierten Bande habe ich bereits eine verhängnisvolle Stichprobe mittheilen können und nach den Untersuchungen Finkes sind hier die kirchengeschichtlichen Abschnitte in derselben Weise zusammengestellt worden; immerhin will ich zugeben, daß die Methode Lamprecht sich im Fortschreiten des Wertes vervollkommnet hat und im fünften Bande, und hier wiederum in seiner zweiten Hälfte, auf ihren Höhepunkt gediehen ist. Fürs erste aber bleibt es dabei, daß auch das Vertrauen zu den noch nicht in gleicher Weise durchforschten Theilen durch das Ergebnis der vorangegangenen Untersuchung auf das Tiefste erschüttert ist.

Dieses Ergebnis ist, soweit es sich auf den fünften Band bezieht, seinem wesentlichen Inhalte nach hier noch einmal zusammenzufassen. Wir wissen nunmehr, wie es mit der Tiefe der Studien Lamprechts in einer der wichtigsten Epochen der deutschen Geschichte bestellt ist. Sie dringen zu den Quellen gar nicht heran, sondern bleiben überall auf der Oberfläche, sie verarbeiten nicht einmal die einschlägige Literatur in selbständiger Weise, sondern stoppeln aus wenigen größeren Darstellungen ihre Exzerpte zusammen, salopp im Inhalt, salopp in der Form. So unglaublich nachlässig sind trotz aller slavischen Anlehnung diese Exzerpte gearbeitet, daß man sich an ein in gelegentlichem Unmuth gegen den Maler Cornelius gebrauchtes Wort König Ludwigs I. von Bayern erinnert fühlt und entsprechend ausrufen möchte: Ein Kompilator muß kompiliren, ein Abschreiber muß abschreiben können — sonst bleibe er vom Handwerk. Es ist mir in der ernsthaften wissenschaftlichen Literatur noch keine Arbeitsweise bekannt geworden, die dieser Methode von entfernt verglichen werden könnte; es läßt sich auch sobald kein Beispiel eines Autors finden, der in ähnlicher Weise seine Quellen ab- und ausschreibt, oberflächlich aneinander reiht und durcheinanderschiebt, mißversteht und verflacht alles, was ihm unter die Hände kommt, um es mit dem ganzen Zierrath seiner gespreizten Floskeln aufzuputzen und dann als originale Weisheit in die Welt gehen zu lassen. Wenn manche Theile des Buches auch nicht im buchstäblichen Sinne mit Schere und Kleister hergestellt sind, so wird man der darin enthaltenen geistigen Arbeitsleistung kaum einen höheren Rang einräumen können. Man wird an die mittelalterliche Kompilationschronistik erinnert, und doch würde man dieser mit einem Vergleiche Unrecht thun, da ihr zweifelsohne ein Moment ehrlicher Naivetät inne wohnt, die man einem modernen Gelehrten

erschien Graf Christoph (von Oldenburg) im Felde. . . .

(S. 420) Am 19. Juni 1534 ging Graf Christoph . . . mit 21 Orlogsschiffen . . . in See . . . , einige Meilen von Kopenhagen vor Anker . . . Am 16. Juli ging dann Kopenhagen über; Saaland, Langeland, Falster zögerten nicht dem Beispiel von Seeland zu folgen.

(S. 423) Im September 1534 erschien er (nämlich Herzog Christian) vor der Stadt Lübeck und schritt, um sie vom Meere abzuschneiden, . . . zu dem entscheidenden Versuche, die Trave zu sperren . . .

(S. 424) Ein sonderbarer Friede ist wohl nie geschlossen worden: indem man sich über Holstein vertrat, behielt jeder Theil sich vor, den anderen in den dänischen Angelegenheiten mit aller Kraft zu bekämpfen.

Mynter in Malmö und dem Bürgermeister Bogbinder in Kopenhagen, lebhaften Anflang fand, so daß Christian (!) von Oldenburg, als er im Mai 1534 im Felde erschien, eine Reihe überraschender Erfolge errang und nach kurzer Zeit mit einer lübischen Kriegsflotte von 21 Schiffen einige Meilen von Kopenhagen vor Anker gehen konnte. Am 15. Juli ging Kopenhagen über, schließlich wurden alle Inseln, wo sich der Bürger- und Bauernstand allenthalben gegen das verhasste Adelsregiment erhob, gewonnen. Inzwischen aber hatten die dänischen (!) Stände im Juli 1534 Herzog Christian von Holstein als (!) Christian III. zum König erwählt, der (!) in Johann Ranzau einen sehr begabten Feldherrn besaß. Dieser*) erschien im September 1534 vor Lübeck, sperrte trotz energischen Widerstandes der Stadt die Trave durch eine Brücke ab und zwang die Lübecker zu einem Frieden, der aber nur für Holstein gelten sollte, während beide Theile sich vorbehielten, sich in den dänischen Angelegenheiten mit aller Kraft zu bekämpfen.

und Malmö an und stellte nach dem Tode Friedrichs I. einen deutschen Kandidaten (?) für den dänischen Thron auf; sein (?) Feldherr, Graf Christian (!) von Oldenburg eroberte im Sommer 1534 ganz (?) Dänemark; frohlockend (!) erhoben sich die Bauern allenthalben gegen den verhassten Adel: der radikalsten, der lübischen Sache erschien der Sieg gewiß.

Allein in zwischen erholte sich der dänische (!) Adel von seiner Verblüffung (!); im Juli 1534 ward Herzog Christian von Holstein von ihm zum König gewählt, im September schon ward Lübeck von dem Adelsfeldherrn (!), Johann von Ranzau, beunruhigt (!).

*) Winter scheint das Pronomen „dieser“ allerdings (schon wegen des letzten Prädikatsatzes) auf den Herzog zu beziehen; grammatisch weist es jedoch auf Ranzau und so hat Lamprecht es denn auch aufgefaßt.

(S. 428) Am 11. Juni 1535, auf Fünen, unsern Affens bei dem Ogenbirg . . . kam es zu dieser Entscheidung . . . vollständige Niederlage . . . Hierdurch bekam nun Christian III. . . das Uebergewicht. . . . Im Anfang des August 1535 war die städtische Eroberung wieder auf Kalmöe und Kopenhagen beschränkt. . . . (S. 429) Endlich . . . griff auch die Reichsgewalt . . . ernstlicher in die inneren Lübedischen Angelegenheiten ein. Ein Mandat des Kammergerichts wies die Stadt an, die ausgetriebenen Bürgermeister und alle Rathsglieder, die sich seitdem entfernt hatten, wieder einzusetzen. . . Auf einem Hansetag im Juli und August 1535 (S. 429) . . . am 15. August Augenblick gewählt, in welchem Wullenwever auf einer Geschäftsreise begriffen war . . . Bei der nächsten Rathssitzung (sc. am 26. August) . . . die von der Gemeinde eingesezten Rathsherren . . . verzichteten auf ihre Würde. . . kehrte Nikolaus Brömse zurück. . . (S. 430/1) Wullenwever gerieth . . . auf der Reise in die Gewalt eines seiner bittersten Feinde, des Erzbischofs von Bremen.

Nun aber wandte sich das Kriegsglück. Am 11. Juni kam es unsern Affens bei dem Ogenbirg auf Fünen zur Entscheidungsschlacht, in welcher die Lübeder von Johann Ranzau völlig geschlagen wurden. Christian errang allmählich vollkommen das Uebergewicht. Anfang August war die städtische Eroberung auf Kalmöe und Kopenhagen beschränkt. Jetzt griff auch die Reichsgewalt in die inneren Lübedischen Angelegenheiten ein. Ein Mandat des Kammergerichts verlangte die Zurückführung der ausgetriebenen Bürgermeister und (!) Rathsmitglieder. Im gleichen Sinne sprach sich ein im Juli und August versammelter Hansetag aus. Natürlich war seit den letzten Mißerfolgen auch in Lübeck selbst das Ansehen Wullenwevers sehr gesunken. Am 15. August (!)* wurden, während dieser auf einer Geschäftsreise abwesend war, die neuen Mitglieder des Raths zum Verzicht auf ihre Würde genöthigt. Nikolaus Brömse, der vertriebene Bürgermeister, kehrte zurück, Wullenwever aber wurde das Opfer

Im Jahre 1535 wurden dann die Anhänger Lübeds im offenen Felde bei Affens auf Fünen geschlagen; bald warnur noch Kopenhagen und Kalmöe im Besiz der Lübedischen, und vergebens versuchte im Herbst 1535 eine hanßische (!) Flotte den Städten zu Hilfe kommen. Daheim aber regten sich jetzt alle konservativen Elemente gegen den Radikalismus Wullenwevers. Das Reich verlangte die Wiedereinführung (!) der alten Verfassung in Lübeck; die Hansestädte schlossen sich ihm an. In Lübeck selbst kam es am 15. August (!) 1535 zur Gegenrevolution: sie gelang; Wullenwever fand 1537 zu Wolfenbüttel den Tod durch Denkers Hand.

*) Das Datum trifft für den Verzicht nicht zu. Ranke sagt, es sei in der nächsten Rathssitzung geschehen, die aber am 26. August stattfand. Lamprecht übernimmt natürlich auch diesen Irrthum Winters.

doch nicht andichten darf; treffender würde vielleicht ein Vergleich mit der Technik humanistischer Schriftstellerei sein, die oft in bewußter Weise darauf ausgeht, aus dem zusammengerafften Reichthum Anderer sich selbst ein Flittergewand zu bereiten. Und wenn man schließlich Lamprecht rein als Kompilation betrachtet, so kann ich, die Daseinsberechtigung solcher Bücher einmal zugegeben, noch nicht eine Kompilation darin erblicken, die z. B. mit Webers Weltgeschichte auf dieselbe Stufe gestellt werden könnte: man wird von den beiden gewiß dasjenige Buch vorziehen, das sich durch die sorgfältige und brauchbare Arbeit seiner Exzerpte auszeichnet und sich nicht darüber hinaus eine zur eigenen Leistung in einem peinlichen Mißverhältniß stehende Bedeutung anmaßt. Denn mit dem leichten Gepäck dieser leichten Forschung wird ja nichts Geringeres beabsichtigt als unsere bisherige Anschauung von der Reformationszeit in ihrer Totalität zu berichtigen und zu verschieben, Rankes großes Werk uns zu ersetzen!

Der Kritik ist jedenfalls ein bleibender Gewinn aus den Ergebnissen der hier geübten quellenanalytischen Prüfung gesichert, in doppelter Hinsicht. Einmal lernt man erst auf diesem Wege verstehen, wie die meisten Schnitzer und Schiefeiten zu Stande kamen, daß sie eben nur in der Eile des Abschreibens geboren werden konnten. Und vor allem kann die Kritik, dadurch, daß sie sich über den Entstehungsprozeß der „Deutschen Geschichte“ klar wird, fortan ihren Standpunkt zu diesem Buche grundsätzlich verändern: dieser Nachweis erfüllt den vornehmsten Zweck dieser Zeilen. Wenn man erkennt, daß großen Abschnitten des Buches nicht ein Mindestmaß eigener Forschung, nicht einmal ein Mindestmaß gewissenhafter und geschickter Kompilation zu Grunde liegt, dann kann man es nicht mehr der Mühe für werth erachten, im Einzelnen die Irrthümer im Thatsächlichen und in der Auffassung aufzudecken, sondern man wird sich mit dem einfachern Verfahren begnügen, die Resultate dieser angeblich neuen genetischen Methode, wie sie hier gehandhabt wird, auch genetisch wieder aufzulösen. Damit sind sie ein für alle mal abgethan. Oder will man sich ernstlich mit der Komposition eines Buches auseinandersetzen, das bis in die stilistischen Details hinein fremde Waare ist: fremde Waare, die ein gewandter Zwischenhändler in neuer Verpackung auf den Markt bringt und dann als eigenes Fabrikat ausgiebt?

Selbst das, was Lamprecht ohne Zweifel überwiegend als sein geistiges Eigenthum beanspruchen kann, die Gesamtauffassung

seines Buches, wird nunmehr nicht in demselben Maße ernsthaft genommen werden können wie bisher. Denn was soll man von den großen Zusammenhängen halten, die er mit vorgefaßter Meinung auf der morschen Unterlage seiner Forschung zu konstruieren unternimmt, was von den Raisonnement, das seine eilig zusammenge-
 rafften Lesefrüchte nothdürftig verbindet? Es würde schon an und für sich eine absurde Vorstellung sein, daß ein Werk, welches in allen Einzelheiten zugleich unselbständig und nachlässig gearbeitet ist, gerade in seiner Gesamtauffassung die Anforderungen an eine eigene und große Leistung überhaupt zu befriedigen vermöchte. Nur um so bedenklicher müssen da die großen Zusammenhänge erscheinen, nur um so dreister der Versuch dieses Historikers, das sittliche und geistige Leben der Einzelnen und der Gesamtheit, den ganzen Reichthum unserer Geschichte am letzten Ende in den armeligen Gegenpaß eines abwechselnden Spieles zwischen Naturalwirthschaft und Geldwirthschaft wie in ein Prokrustesbett hinein-
 zupressen. Zu was für Gewaltthaten das mitunter führt, ist hier nicht zu erörtern*), aber einen Einblick in die Experimente der Methode Lamprecht da, wo sie in ihrem eigensten Gebiete thätig ist, mag ein sehr scherzhaftes Beispiel im Vorbeigehen noch gestatten. Von der bekannten Böllerei und Trunksucht der deutschen Fürstengeneration der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts**) heißt es (S. 509): „sie fielen in die Lebenshaltung des Mittelalters zurück. Unumschränkt herrschte an ihren Höfen der naturalwirthschaftliche Luxus maßloser persönlicher Konsumtion.“ Sollte denn der Herr Professor, dem anscheinend die in reiner Naturalwirthschaft lebenden „alten Germanen auf beiden Ufern des Rheins“ im Kopfe umherspukten, wirklich in dem holden Irrthum befangen sein, daß diese „persönliche Konsumtion“ im Gefolge intensiverer Geldwirthschaft maßvoller und bescheidener wird? Ich denke, daß es den Künstlern der „sozialpsychologischen“ Geschichtsschreibung nicht schwer fallen kann, sich bei den heutigen genußfreudigen Vorkämpfern der Geldwirthschaft des geraden Gegentheils zu vergewissern. Doch allen Scherz bei Seite: wenn man gesehen hat, wie in den kleinsten Kleinigkeiten die erste und selbstverständliche Pflicht des Historikers

*) Vgl. u. A. Nachfaßts Polemik gegen die angebliche Reaktion der Naturalwirthschaft in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

**) Daß es in dem 15. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht besser damit stand, paßt v. augenscheinlich nicht in seinen Zusammenhang.

vernachlässigt wird, woher soll man dann überhaupt das Vertrauen nehmen, sich auf die leitenden Gedanken des Buches einzulassen?

Auf dieses Vertrauen ist der Historiker angewiesen, in demselben Maße wie eine unparteiische und unbestechliche Justiz: dieses Vertrauens hat es sich würdig zu erweisen. Luther hat von dem Werth der Geschichtsschreibung gemeint, es gehöre ein trefflicher Mann dazu, der ein Löwenherz habe, unererschrocken die Wahrheit zu sagen. Dazu aber bedarf es keines besonderen Muthes, die Wahrhaftigkeit gegen sich selber, wie sie in der gewissenhaften und gebiegenen Forschung sich äußert, auf Schritt und Tritt zu üben. Es kommt dabei nicht auf die Weltanschauung an, nicht auf die Grundansichten über Geschichtsauffassung und Geschichtsdarstellung, nicht auf die Methode, durch die man zu seinen Ergebnissen gelangt, sondern allein auf die bescheidenen Tugenden der elementarsten wissenschaftlichen Pflichttreue. Es mag Manchem bedauerlich erscheinen, daß mit den vielseitigen Gaben, die dieser Mann unleugbar zu seinem Werke mitbringt, jene Tugenden nicht vereint sind. Aber die Kritik hat nicht zu bedauern, sondern zu urtheilen.

Zwingend erschien mir, als ich mit steigender Ueberraschung allmählich einen Einblick in die Arbeitsweise Lamprechts gewann, auch die Verpflichtung, diese Erkenntniß der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten. Es ist wohl möglich, daß man in dem Ton, in dem diese Beobachtungen niedergeschrieben sind, eine gewisse Leidenschaft bemerken und diejenige Mäßigung und Zurückhaltung vermissen möchte, welche in der wissenschaftlichen Kritik gewiß durchweg am Platze ist. Ich entgegne von vornherein auf diesen Vorwurf, wenn er erhoben werden sollte, daß diese quellenkritischen Gänge nicht etwa willkürlich auf einen Ton gestimmt sind, der in das laute Konzert der Bewunderer Lamprechts allerdings als ein Mißklang hineinschallen mag; es war mir im Gegentheil schwer, die Entrüstung noch mehr zu dämpfen, als es schon geschehen ist. Diese Dinge ließen es einfach nicht zu, sie mit sanfter Hand und bescheidenem Tadel zu berühren, sondern forderten dazu heraus, sie unbarmherzig an das Tageslicht zu ziehen und zum Frommen aller deutschen Geschichtswissenschaft mit der nachdrücklichsten Deutlichkeit zu kennzeichnen. Und schließlich waren mir zwei Erwägungen entscheidend, um von jeder Bewilligung mildernder Umstände abzurathen: einmal der Gedanke an die Verantwortlichkeit, die diesem Autor durch die populäre Weiterwirkung seiner Deutschen Geschichte erwächst, und dann die cherne Stirn, die er selbst jeder ernsthaften Kritik fortdauernd entgegenzusetzen beliebt.

Ich darf das, worauf ich damit ziele, zum Schluß wohl noch etwas näher bezeichnen. Der Maßstab, den man an ein Werk von den Ansprüchen der Lamprecht'schen „Deutschen Geschichte“ zu legen hat, muß, was die Zuverlässigkeit seiner Arbeit angeht, deswegen so streng genommen werden, weil es in weiten Kreisen einen schwer abzuschätzenden Einfluß ausübt und allen wissenschaftlichen Niederlagen zum Troß auszuüben fortfährt. Denn leider wirkt bei uns in Deutschland, bei der losen Verknüpfung zwischen gelehrter Thätigkeit und öffentlicher Meinung, das wissenschaftliche Urtheil nur langsam und mittelbar fort. Und inzwischen, bis dies in gründlicher Weise geschehen, wird wohl noch öfter Herr Maximilian Harden in seiner „Zukunft“ unter den wirklich guten und empfehlenswerthen Büchern an erster Stelle das „nicht genug zu rühmende“ Werk Lamprechts wie bisher seinen Lesern wohlmeinend anpreisen, zum Weihnachtsfest und außerhalb der Zeit, die für das bücherkaufende Publikum in Betracht zu kommen pflegt. Das ist zwar keine sachkundige Kritik, es wäre auch unrecht, sie von dieser Stelle zu erwarten; aber es ist Reklame und die dürfte nicht leicht einen wirksameren Ort finden, als das Organ dieses hervorragend begabten Publizisten. Und gerade was die praktische Frage des Absatzes anlangt, sorgt das mit geschickter Mache auf den Markt gebrachte Buch Lamprechts am besten für sich selber. Es sind handliche Bände, nicht zu dick und nicht zu dünn, in gefälligem Druck und Format; nirgends stört der Ballast der Noten, diese sind vielmehr mit berechnender Sparsamkeit vertheilt und nur hier und da ist ein gelehrtes Lichtlein aufgesetzt; das Ganze ist so unendlich modern, mit äußerlicher Gewandtheit im modernsten Zeitungsdeutsch geschrieben, und mit allen schlechten Künsten der Effekthascherei aufgestützt, in reizvollem Wechsel zwischen Manier und Platttheit; und schließlich stehen unter den tönenden Schlagworten des Buches — was heute so manchem Ohre angenehm klingt — die wirthschaftlichen Mächte als die bewegenden Kräfte in der Geschichte unseres Volkes voran.

Kann es bei alledem ausbleiben, daß dieses Buch einem Theile des gebildeten Lesepublikums Belehrung und Anregung liefert? Es hat vielleicht Aussicht, das Buch zu werden, das von zahlreichen Lehrern an den Gymnasien dem Unterrichte zu Grunde gelegt und vielen Schriftstellern und Journalisten der Berather zu gelegentlichem Gebrauche wird. Und zumal, wenn es erst weiterhin populäre Darstellungen beeinflussen sollte, wächst die Gefahr, daß die Ge-

sichtsauffassung und Arbeitsweise Lamprechts mit allen ihren Fehlern weiter getragen wird, mit der ganzen anstehenden Macht, die das Neue und Oberflächliche nun einmal hat; es kann nicht anders kommen, als daß in kürzenden Bearbeitungen die falschen Linien des Lamprecht'schen Werkes weiter und weiter verzeichnet, seine blendenden Unklarheiten noch mehr verzerrt und verflacht werden, bis der Gesamtniederschlag des Werkes nur die Karrikatur des Geschehenen enthält. Das ist der unermessliche Schade, den diese Darstellung anstiften kann und bereits im Begriffe ist, anzustiften. Und dem kann nicht besser vorgebeugt werden, als wenn auch weiteren Kreisen, nicht allein den Fachgenossen, ein selbständiger Einblick in diese Arbeitsweise verstattet wird.

Das ist um so nöthiger, als Lamprecht eine ganz eigene Weise hat, sich mit der wissenschaftlichen Kritik auseinanderzusetzen, die eine Verständigung auf sachlicher Grundlage fast unmöglich macht*). Hat er sich doch noch jüngst die Freiheit genommen, an der genannten Besprechung seines fünften Bandes durch Mag Lenz in der Historischen Zeitschrift mit den Worten vorbeizuschlüpfen: Jeder, der auf seine Würde halte, werde es verstehen, wenn er auf diese Kritik überhaupt nicht antworte**). Eine billige Abweisung, bequem und nicht neu; in einer Note in einer viel gelesenen Wochenschrift mit wohlberechneter und hochfahrender Gleichgültigkeit hingeworfen, muß sie allerdings in dem sachunkundigen Leser den Eindruck hervorrufen, als wenn jener Aufsatz das schmähliche Elaborat eines unberufenen Laien wäre, während er die gedankenreiche Kritik von einem der besten Kenner der deutschen Reformationszeit enthält. Doch das nebenbei: vor allem möge Lamprecht sich gesagt sein lassen, daß ein deutscher Geschichtsschreiber, der sich eine solche Arbeitsweise, wie er, zu Schulden kommen läßt, ein gefährliches Spiel mit der eigenen Würde treibt. Diese Arbeitsweise hätte er zunächst unter seiner Würde halten sollen: damit würde er auch der Würde seiner Wissenschaft am besten gedient haben. Denn daß das Ansehen der deutschen Geschichtsschreibung durch den großen Rückschritt, den die Epoche Lamprecht für sie bedeutet, auch dem Auslande gegenüber nur eine moralische Einbuße erleiden muß, ist keine Frage: sie hat allein den Trost, daß sie in ihrer Gesamtheit mit einem solchen Thun nichts gemein hat und mit gutem Gewissen weit davon wegrücken kann.

*) Vgl. Lenz, Histor. Ztschr. 77, 445f.

***) Zukunft vom 2. Januar 1897.

Wer wollte nicht die deutsche Geschichte herbeisehnen, die unjerm Volke das Werden seiner Geschichte, eine der reichsten und tiefinnigsten Entwicklungen in der Weltgeschichte, mit Meisterhand zu einem einheitlichen Bilde gestaltet: ein Buch, das die ganze wissenschaftliche Arbeit des zu Ende gehenden Jahrhunderts beherrscht, fortführt und für einige Generationen hinaus festzuhalten im Stande ist, und doch nicht gelehrt für die Gelehrten allein geschrieben, sondern in der allen verständlichen Sprache des Genius: fürwahr ein Werk, des Schweißes der Edeln werth, und im höchsten Sinne vielleicht niemals zu schaffen. Was aber die „Deutsche Geschichte“, mit der wir uns hier beschäftigt haben, bisher geleistet hat und bei der Fortdauer ihrer Arbeitsweise allein zu leisten vermag, das hat nicht den Schatten eines Anspruches auf jenes Verdienst. So leichten Kaufs wird seine Palme nicht gewonnen. Goethe hat einmal, mit dem sichern Ahnungsvermögen des schöpferischen Künstlers, die Bemerkung gemacht: „Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur wie mit allem Profunden, es sei vergangen, gegenwärtig oder zukünftig; je tiefer man ernstlich eindringt, desto schwierigere Probleme thun sich hervor. Wer sie nicht fürchtet, sondern kühn darauf losgeht, fühlt sich, indem er weiter gedeiht, höher gebildet und behaglicher“. (Sprüche in Prosa, Ethisches 647.) Es scheint allerdings, als ob der jüngste Geschichtsschreiber deutscher Nation dieses befriedigte Selbstgefühl, den Glauben an sich selber und den Eintagsruhm seines Werkes, in vollem Maße besitzt. Aber es fragt sich doch, ob auch seine Gemeinde den Glauben an ihn behält, wenn man das prangende Götzenbild von seinem Altare hinunterstößt und die Hohlheit seiner thönernen Scherben offenbart.

Russische Anleihopolitik.

Von

Ernst Heinemann.

Seitdem zwischen Rußland und Deutschland wieder bessere politische und kommerzielle Beziehungen bestehen, hat sich die russische Regierung oder richtiger der russische Finanzminister die veränderte Konstellation namentlich auf Einem Gebiete zu Nutze gemacht: auf dem Gebiete der — Börse. Der 10. Februar 1894, der die Ratifizierung des russisch-deutschen Handelsvertrages brachte, bezeichnet in gewisser Hinsicht auch einen Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Emissionswesens, indem er die russischen Emissionsgeschäfte, die eine Zeit lang für die deutschen Börsen unwiederbringlich verloren schienen, nach jahrelanger Unterbrechung von Neuem in den Kreis der großen „Finanztransaktionen“ eintreten ließ. Allerdings haben sich die Zeiten auch für diese Geschäfte wesentlich geändert; die russischen Papiere sind erheblich theurer geworden, ihr Zinserträgniß ist bedeutend gesunken und die gezeichneten Beträge gingen in der Regel in die Milliarden. Noch im Jahre 1883 nahm Rußland eine 6% Anleihe in Höhe von 50 Millionen Goldrubel zum Kurse von 98 % auf und heute notiren $3\frac{1}{2}$ % Russen etwa pari. Dreieinhalbprozentige Russen pari — in dieser Thatsache steckt ein ganzer Band finanzpolitischer Geschichte Rußlands.

Es war einst eine Zeit, in der England den hauptsächlichsten Kreditgeber Rußlands repräsentirte. Noch heute verzeichnet der Berliner Kurszettel eine russisch-englische Anleihe vom Jahre 1822, die in Folge der eigenartigen Tilgungsbedingungen bis jetzt noch nicht alligen Ausloosung gebracht werden konnte. Eine leb-

haftere Beteiligung des deutschen Kapitals an russischen Werthen machte sich Ende der siebziger und Anfangs der achtziger Jahre bemerkbar; die damaligen Anleihen Rußlands, wie die vom Jahre 1877, 1880 und die Orientanleihen — letztere im Gesamtbetrage von 800 Millionen Kreditrubel — trugen nicht mehr den ausschließlich englischen Charakter. In dieser Situation trat Mitte der achtziger Jahre eine entscheidende Wendung ein, als plötzlich das Geispenst der afghanischen Frage drohend am Horizont auftauchte. Das Vordringen der Russen in Zentralasien beantwortete England — einer Tradition gemäß — mit einem regelrechten Feldzuge gegen die russischen Werthe, und als am 30. März 1885 der General Komarow, der, wenn wir nicht irren, für diese That vom Zaren als Auszeichnung einen Ehrensäbel erhielt, den Afghanen am Kusch eine Schlacht lieferte, richtete die Londoner Börse ein förmliches Gemetzel unter den russischen Papieren an. Damals wäre es sehr schlimm um den russischen Kredit bestellt gewesen, wenn nicht die deutschen Märkte als Retter in der Noth herbeigeeilt wären. Es entspann sich nunmehr ein regelrechtes Duell zwischen der Londoner und Berliner Börse um die russischen Papiere, allein, obschon unter schweren Kurseinbußen, gelang es doch, den Strom der russischen Werthe nach Deutschland überzuleiten und die letzteren allmählich im Publikum unterzubringen. Die allgemeinen politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse in Europa, vor Allem aber der sinkende Zinsfuß machten den Uebergang der russischen Werthe in deutsche Hände zu einer für das deutsche Kapital überaus günstigen Transaktion, und neben einer hohen Rente begannen die russischen Papiere beträchtliche Kursgewinne abzuwerfen. Da traten politische Verstimmungen zwischen beiden Staaten ein; es kam das Lombardverbot für die russischen Anleihen bei der Reichsbank und endlich, als Hauptsache, die russisch-französische Annäherung. Von Neuem setzten sich die russischen Papiere in Bewegung; der „Zug nach Westen“ trieb sie nach Frankreich, woselbst sie die chauvinistische Begeisterung auf eine Höhe hob, welche selbst den kühnsten Gedankenflug des russischen Finanzministers übertroffen haben dürfte.

Der Betrag, mit welchem die Franzosen die russische Freundschaft, wenn wir uns einmal ganz geschäftsmäßig ausdrücken sollen, in der kurzen Spanne von vier bis fünf Jahren „beliehen“ haben, wird auf etwa sieben Milliarden Franks geschätzt; wie viel von den russischen Werthen sich im französischen Publikum befinden, wie

viel noch in den Portefeuilles der großen Finanzinstitute sind, entzieht sich der allgemeinen Kenntniß. Jedenfalls war der französische Heißhunger nach russischen Papieren nicht größer als die Fähigkeit Rußlands, diesen Heißhunger zu befriedigen, und deshalb war vorauszu sehen, daß sich bei diesem „Wettstreite“ die Reaktion zuerst auf französischer Seite zeigen werde. Mit jeder Milliarde russischer Papiere, die mehr in Frankreich einströmte, verminderte sich naturgemäß der französische Appetit, während gleichzeitig die Neugierde nach dem bilanzmäßigen Werthe der russischen Freundschaft in Frankreich immer lebhafter wurde. Der russischen Regierung entgingen diese Symptome nicht, und um die französische Neugierde fürs Erste zu befriedigen, schickte man das werthvollste Objekt, über das man verfügte, den Zaren, in höchst eigener Person nach Paris. Andererseits hatten sich die politisch-kommerziellen Beziehungen zu Deutschland schon vorher wieder derart gestaltet, daß auch den deutschen Kapitalisten die „Bergünstigung“ — als solche wurde die Betheiligung an russischen Emissionen eine Zeit lang thatsächlich hingestellt — zu Theil wurde, die Anleihen mitunterbringen zu helfen; eine Wendung, die für den russischen Finanzminister wie gerufen kam, da, wie gesagt in Frankreich sich die Ueberladung mit russischen Papieren geltend zu machen begann. Mit einigen harmlosen Eisenbahnanleihen wurde die neue Aera russischer Emissionen in Deutschland eingeleitet; dann folgte ein richtiges Williardengeschäft, die Emission von 1100 Millionen Kreditrubeln 4% Staatsanleihen zur „Konversion“. Die wirkliche Natur dieser Konversion macht man sich am besten klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß von den zu konvertirenden Papieren nur die Hälfte, die Orientanleihen im Auslande umlaufsfähig war, während die andere aus 5% Bankbilletts bestehende Hälfte lediglich im Inlande, in Rußland, Zirkulationskraft besaß. Da aber die neue Kreditrubel-Anleihe im vollen Umfange im Auslande zur Kotirung zugelassen war, so wurde durch diese „Konversion“ das Quantum der im Auslande umlaufsfähigen russischen Papiere um etwa eine halbe Milliarde Rubel vermehrt. Im November 1894 setzte Herr Witte — wie man wissen wollte, auf Anrathen deutscher Häuser — eine in den Annalen der Berliner Börse noch nicht dagewesene Operation, eine sog. „Rubelschwänze“ ins Werk, deren Verlauf, der deutlich bewies, daß unter Umständen sogar ein Finanzminister an den Auswüchsen der Börse Gefallen findet, und vier Wochen nach diesem „Attentat“; wie ...

nannte, ließ sich die Berliner Börse von eben demselben Finanzminister dazu gebrauchen, eine 400 Millionen Franks $3\frac{1}{2}\%$ Anleihe zu $94\frac{1}{2}\%$ gemeinsam mit englischen und französischen Häusern zu übernehmen. Die Anleihe wurde in Frankreich — damals war der französische Heißhunger nach russischen Werthen noch auf seinem Höhepunkt sechszig Mal, in Paris allein dreißig Mal, in Berlin zehnmal, in Petersburg nur $3\frac{1}{2}$ Mal gezeichnet — auf letzteres Wort legen wir ein gewisses Gewicht. In London dagegen wurden nach Angaben russischer Blätter nur 25 Millionen Pfund, d. i. also der etwa $1\frac{1}{2}$ fache Betrag der Anleihe gezeichnet, ein Beweis, daß man in London noch sehr wenig Verständniß für die finanziellen „Gunstbezeugungen“ Rußlands an den den Tag legte und daß die englische Syndikatsbetheiligung eigentlich nur pro forma erfolgt war. Eine weitere Stufe auf seiner finanziellen Ruhmeslaufbahn erklimmte Herr Witte, als er im Juli 1896 eine dreiprozentige Anleihe in Höhe von 400 Millionen Frs. zum Emissionspreis von $92\frac{1}{2}\%$ mit einem deutsch-französischen Konsortium zum Abschluß brachte; dieselbe diente, wie der Prospekt dem mißbegierigen Zeichner bemerkte, „zur weiteren Tilgung der unverzinslichen Schuld“ des Staatschazes“. Es war dies der zweite Versuch neueren Datums mit einer 3% Anleihe; die erste 3% Anleihe Rußlands aus neuerer Zeit datirt vom Jahre 1891; allein, obgleich ausschließlich für den französischen Markt bestimmt, hatte sie trotz des billigen Emissionspreises von $79\frac{3}{4}\%$ ursprünglich einen starken Mißerfolg, da das Pariser Haus Rothschild abseits stand und sich in dieser Position nicht lediglich mit der Rolle eines einfachen Zuschauers begnügte. Kennzeichnend für die veränderte Situation war die Bestimmung in den Anleihebedingungen, daß eine Tilgung der Anleihe nicht vor dem Jahre — 1911 erfolgen darf, eine Bestimmung, die eine Vergünstigung für die Besitzer doch nur dann werden könnte, wenn diese 3% Anleihe den Pariskurs überschreiten würde. Jetzt nun vollzieht sich von Neuem eine größere russische Anlehensoperation; die erste Serie der nach den bisherigen Angaben auf 195 Millionen Mk. bezifferten Gesamtmission ist bereits ausgegeben und zwar in Gestalt einer 64 Millionen Mark umfassenden Eisenbahnanleihe (Wadikawlas Eisenbahngesellschaft, Aktienkapital laut Prospekt 8,642,500 Kreditrubel, wovon 292,500 Rubel getilgt, Obligationsschuld 72,5 Millionen Goldrubel, wovon 22,7 Millionen der russische Staat übernommen, und 19,9 Millionen Kreditrubel). Der wirkliche Charakter dieser Eisenbahn-

anleihe ergibt sich jedoch aus der weitern Mittheilung des Prospektes, daß die Russische Regierung die absolute — so lautet der Ausdruck — Garantie für die Verzinsung und Tilgung der Anleihe übernommen hat. Die zweite Serie, mit deren Ausgabe die Finanzhäuser gegenwärtig beschäftigt sind, betrifft gleichfalls eine Eisenbahnanleihe: es handelt sich um 77 Millionen Rf. 4% Obligationen der Njāsan Uralst Eisenbahngesellschaft. Die Subskription der erstgenannten Anleihe erfolgte ausschließlich in Berlin, Frankfurt a. M. und Amsterdam; das deutsche Kapital ist also hierbei in erster Linie zur Befriedigung der russischen Geldansprüche herangezogen worden.

Durch das fortgesetzte Ausbieten der russischen Freundschaft mit Zuschlag an den Meistbietenden ist der russische Finanzminister allmählich dahin gelangt, einen Goldschatz zusammenzuscharren, der nach einer Mittheilung des russischen „Regierungsboten“ vom 8. März d. J. die respectable Höhe von 808 $\frac{1}{2}$ Millionen Goldrubel betrug, während die Notenzirkulation von demselben Blatte auf 1083,8 Millionen Kreditrubel angegeben wurde. Da nun der Goldrubel auf ein und einhalb Kreditrubel fixirt worden ist, so konnte in dem russischen Regierungsorgan gleichzeitig konstatirt werden, daß die Notenzirkulation metallisch überdeckt war. Zur vollen Würdigung dieser „Goldwährung“, die ihre Existenz in erster Linie Darlehnsgechäften mit dem Auslande zu verdanken hat, muß jedoch ferner berücksichtigt werden, daß im Verkehr Rußlands selbst nur wenig Gold zirkulirt, daß freilich auch der Verkehr wenig Bedarf an Gold zeigt, da, wie schon der russische Finanzminister in einer längeren Darlegung vom Dezember 1895 erklärte, das russische Publikum seit 35 Jahren der klingenden Münze entwöhnt ist. Hierauf, auf das mangelnde Bedürfniß des Verkehrs nach Gold, sowie auf die Hoffnung, daß die Zahlungsbilanz Rußlands sich andauernd günstig gestalten werde, stützt sich hauptsächlich die Berechnung des russischen Finanzministers in Betreff der Goldwährung, die trotz ihres unfertigen Zustandes naturgemäß mit in den Vordergrund geschoben wird, um Propaganda für die russischen Anlehensgechäfte zu machen.

In Deutschland werden sich die Kapitalisten bei einer Beurtheilung der russischen Werthe stets vor Augen halten müssen, daß der jetzigen Preisbewerthung der russischen Papiere nach wie vor in der Hauptsache zwei sichtbare Momente zu Grunde liegen: erstens die russisch-französische Annäherung und zweitens die Ver-

billigung des Geldes. Ueber den dritten maßgebenden Faktor, über die Finanzlage des Landes selbst ist ein dichter Schleier gezogen, da Herr Witte von den russischen Finanzen nicht mehr sehen läßt, als er für gut hält, und Niemand bei dem Fehlen einer parlamentarischen Vertretung in Rußland im Stande ist, seine Ausgaben zu kontrolliren. Nach den Witte'schen Angaben nehmen sich die russischen Budgets nicht übel aus; Gleichgewicht, Ueberschüsse, kurz die vertrauenerweckendsten Dinge für den Gläubiger. Weniger vertrauenerweckend sehen sich die russischen Finanzen in einer Schrift des bekannten Herrn Eyon — früherer Universitätsprofessor in Petersburg — an: „*Mr. Witte et les finances russes d'après les documents officiels.*“ In dieser Schrift, die bezeichnender Weise die Ausstoßung der genannten Persönlichkeit und dem russischen Unterthanenverbande zur Folge hatte, heißt es u. A.: „Dieses ganze fictive Budgetgebäude, welches zusammengezimmert ist aus unaufhörlichen Anleihen, heimlichen Emissionen, fiktiven Konversionen und Agiotage, es wird zusammenstürzen an dem Tage, wo in Folge irgend eines zufälligen Umstandes der Rubel und die russischen Werthe trotz der Bemühungen der von Herrn Witte geleiteten Syndikate im Kurse sinken sollten.“ Bis jetzt haben diese Unglückspropheten sich nicht bewahrheitet, im Gegentheil sind die russischen Werthe auf ihrer Wanderung von England über Deutschland nach Frankreich durch die Gunst der Verhältnisse stark emporgetrieben. Gleichwohl werden die deutschen Kapitalisten gut thun, bei der Werthung des russischen Staatskredits bezw. der russischen Papiere die Finanzlage des Landes selbst außer Betracht zu lassen, da eben die Ziffern völlig unkontrollirbar sind. In die Waagschale zu werfen ist dagegen der Umstand, daß auch das russische Zahlungsverprechen schon ganz empfindlich versagt hat und zwar vor etwa zwölf Jahren, als Rußland mitten im Frieden und ohne jeden sichtbaren Anlaß eine ganze Anzahl größtentheils im ausländischen Besitz befindlicher Anleihen mit einer Kapitalrentensteuer belegte; demgemäß tragen auch die Zinscoupons einer Anzahl russischer Anleihen das für die moderne Ehrlichkeit so bezeichnende Versprechen: „Frei von jeder jetzigen und künftigen Steuer.“ Selbstverständlich wird man sich hüten müssen, zwischen den russischen Finanzen — wie es bereits vielfach geschieht — und denjenigen Englands, Frankreichs oder Deutschlands auch nur annähernde Vergleiche anzustellen. Richtig ist, daß die russische Handelsbilanz seit Jahren aktiv ist, indessen wird die Bedeutung

dieser Thatfache schon dadurch abgeschwächt, daß große Mengen russischen Getreides zu schlechten Preisen abgegeben wurden. Vor Allem aber ist der russische Kredit stark vom Auslande abhängig, und wir möchten es bei der jetzigen politischen Konstellation in Europa, wie man zu sagen pflegt, nicht erleben, wenn Frankreich eines Tages aus irgend welchem Anlaß einen Finanzkrieg gegen die russischen Papiere eröffnen und seine Milliarden russischer Werthe wieder an den Markt werfen würde. Frankreich und der Zinsfuß sind nach wie vor die Hauptallirten des russischen Finanzministers, und von ihnen wird auch für die nächste Zeit die Finanz- resp. Anleihepolitik Rußlands in hervorragendem Maße abhängig sein.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Der Satiriker Lowell.

Nachklänge amerikanischer Gedächtnisreden in Berlin.

Unlängst ist hier von Nordamerikanern eine Gedächtnisfeier für ihren 1891 verstorbenen Geisteshelden Lowell anlässlich der Wiederkehr seines Geburtstags unter Zuziehung sinnesverwandter Deutscher abgehalten worden. Da unter diesen für ihn durch die einschlägigen Zeitungsberichte ein erfreuliches Interesse erweckt ist, so dürfen wir wohl auf eine entgegenkommende Theilnahme in weiteren Kreisen rechnen, wenn wir ihn als Sittenforscher und Satiriker einigermaßen kennzeichnen und zwar auf Grund seiner originellen „Biglow-Papiere“. Dazu eignen sich hierin am meisten etliche seiner geistprühenden Betrachtungen, während seine witzigen im Yankee-Dialekt abgefaßten Reimereien doch nur sehr unvollkommen übersezt werden könnten.

In einer seiner eingestreueten Sittenschilderungen stellt er die Entwidlung des Yankee-Charakters auf eine ausgiebige, verblüffend-anschauliche Weise dar. Neu-England war nicht so sehr die Kolonie eines Mutterlandes, als eine in die Wüste getriebene Hagar. Die kleine Kolonie, welche sich 1620 nach Nordamerika verbannte, kam nicht, um Gold zu suchen, sondern, um eine Demokratie zu gründen. Sie kam, damit sie die Freiheit haben möchte, zu arbeiten und zu beten, auf harten Bänken zu sitzen und wehmüthigen Predigern zu lauschen. Und wahrhaftig, wenn der Grieche sich seiner Thermopylen rühmen konnte, bei denen 300 Mann, den Persern widerstehend, fielen, mögen wir stolz sein auf unseren Plymouth-Felsen — anscheinend im Staate Massachusetts — wo eine Handvoll Männer, Weiber und Kinder nicht nur dem Winter, der Hungerstoth, der Wüste ins Angesicht schauten; sondern sie Alle überwandten sogar das minder leicht bezwingliche Heimweh, das sie zu den weit entfernten grünen Inseln hinzog. Sie sahen an dem düsteren Strande keine Lotosblume wachsen,

wie sie am Ende des Wegs im Nothe zappelt. Die Wahrheit ist ganz außerhalb des Bereichs der Satire. Es ist eine so tapfere Einfalt in ihr, daß sie ebensowenig lächerlich gemacht werden kann, wie eine Eiche oder eine Fichte. Eine Gefahr für den Satiriker liegt darin, daß sein Gefühl für die Macht der Sprache durch beständigen Gebrauch geschwächt wird. Er wird mehr und mehr geneigt, stärker zuzuschlagen, als er selbst es recht weiß oder beabsichtigt. Wenn er auch die Vorsicht anwendet, seine Boxerhandschuhe anzuziehen, so vergißt er doch leicht, daß die von ihm getroffenen Leute, je älter jene werden, desto empfindlicher seine Knöchel durchfühlen. Ueberdies wird sein Auge in der Hitze des Gefechts unmerklich auf jene Krone des Siegers hingelenkt, deren Flittergold durch der Kampfstätte Staub, welcher den einfachen Blätterkranz der Wahrheit verdunkelt, hindurchschimmert. Manchmal habe ich gedacht, daß mein junger Freund Mr. Wiglow einer mahnenden Hand bedurfte, die sich auf seinen Arm legt — er mußte ein wenig gehemmt werden. Ich habe es für gute Wirthschaft gehalten, die zarten Pflanzen der Verbesserung nur mit Scheidewasser zu begießen. Denn wo soviel in den Beeten zu thun ist, wäre der doch ein trauriger Gärtner, der einen ganzen langen Tag hindurch mit seinem Spaten jenes Unkraut bekämpfte, welches die geraden Wege des Lebens unsichtbar macht, während ein bloßes Besprengen mit attiischem Salz es schon zum Verwelken bringen würde. Es giebt auch eine Lästerkunst, sagt Skalliger, und es ist wahrlich schwer zu sagen, wo die anmuthige Sanftmuth des Lammes in eine geradezu schafsmaßige Einfalt übergeht. Wir möchten mit dem weisen, würdigen Dr. Fuller annehmen, daß man bei privatem Unrecht ein Lamm sein kann, daß aber Derjenige, welcher bei der Kunde von allgemeinen Kränkungen der „Gutheit“ (goodness) nicht zum Löwen wird, ein Esel ist.

Sicherlich wird die Wahrheit, sobald sie eine gewisse Linie mit Erfolg überschreitet, für den Einen und den Anderen von uns zur Unwahrheit, wie ein großer Fluß, der sich von einem Reich durch das andere zieht, manchmal einen neuen Namen annimmt, obgleich seine Wasser sich nicht im mindesten verändern. Es giebt außerdem eine Wahrheit des Fabulirens (fiction), wahrhaftiger als die Wahrheit der Thatjache, so diejenige des Dichters, welcher uns Dinge und Ereignisse derart, wie sie sein sollten, lieber darstellt, als daß er sie knechtisch abzeichnet in der Unvollkommenheit, wie sie in dem gebrochenen, angedunkelten Spiegelbilde unserer weltlichen Angelegenheiten zur Erscheinung kommen. Es ist das, was die dramatische Rede des Antonius, obgleich ursprünglich in keinem größeren Raum, wie in dem Gehirne Shakespeares hervorgebracht, die von Appian berichtete an geschichtlichem Werth insofern weit übertrifft, als die Einsicht des Engländers umfassender ist, wie diejenige jenes Alexandriners. Im gegenwärtigen Falle hat Mr. Wiglow nur von der Freiheit aller Geschichtsschreiber des Alterthums Gebrauch gemacht, welche verschiedenen

daraus Etwas für ihn zu machen ist. Aber schließlich ist der dünne „spekulative“ Jonathan dem Engländer von vor 200 Jahren ähnlicher, als John Bull selber. Er hat etwas an Solidität verloren, ist redefertig und anstellig geworden, aber es bleibt mehr von dem ursprünglichen Untergrunde des Charakters übrig. Er fühlt sich mehr angeheimelt durch altenglische Schriftsteller — Lowell nennt u. A. Fulko Greville (den 1628 von einem seiner Bedienten ermordeten Lord Brooke) einen Dichter und Förderer des guten Geschmacks, Herbert von Chesbury, den Kriegsmann, Diplomaten und Denker, auch den Geistlichen Browne, Stifter der nach ihm genannten puritanischen Sekte der Brownisten — als durch seinen britischen Stammesvetter. Mindestens um hundert Jahre näher als John Bull steht er Naseby (mit Cromwells Sieg über das königliche Heer), Marston Moor (Sieg der Parlamentstruppen unter Lord Fairfax), Worcester (Niederlage des aus Schottland in England eingedrungenen Königs Karl II.) und der Zeit, wo es, wenn überhaupt jemals, wahre Engländer gab. John Bull hat es dahin kommen lassen, daß er durch Fettwerden von dem Gedanken an die unsichtbare Welt sehr abgebracht worden. Jonathan ist sich bewußt, daß er sowohl in der Welt des Unsichtbaren lebt, als in der des Sichtbaren. Um John in Bewegung zu setzen, mußt Du Deinen Stützpunkt in solidem Rindfleisch und Pudding nehmen: bei Jonathan wird dazu ein „abstrakter“ Begriff ausreichen.

Man sieht: Lowell ist nicht nur Sittenforscher, sondern auch Satiriker. Die Stellung eines solchen ist zufolge einer anderen Betrachtung des amerikanischen Ritter von Geist oft eine, die er nicht gewählt haben würde, falls ihm die Wahl überlassen gewesen wäre. Indem er schlechte Grundsätze angreift, ist er genöthigt, irgend ein Individuum zu wählen, das sich zu ihrem „Exponenten“ gemacht hat und worin sie sich verkörpern Sagt Seneca doch schon: Lang ist der Weg durch Vorschriften, kurz und wirksam der durch Beispiele. Ein schlechter Grundsatz ist verhältnißmäßig harmlos, so lange er „Abstraktion“ bleibt; auch kann der gemeine Verstand ihn nicht voll begreifen, bis er in jenen großen Druck übertragen ist, welchen alle Menschen auf den ersten Blick zu lesen vermögen, nämlich: einzelner Personen Leben und Charakter, Worte und Thaten. Es ist eine der schlauesten Fallen des Satans, daß er sich nie unmittelbar unseren Pfeilen aussetzt, sondern sich immer hinter diesen Nachbar und jene Bekanntschaft deckt und uns hiermit zwingt, ihn (wenn überhaupt) durch sie zu verwunden. Er behält unsere Neigungen als Geißeln, während er einen Waffenstillstand mit unserem Gewissen zusammenschließt.“

Indessen laßt uns nicht vergessen: das Ziel des wahren Satirikers ist keineswegs, gegen Personen strenge zu sein, sondern nur wider die Lüge; während Wahrheit und Lüge von dem nämlichen Punkte ausgehen (manches Mal sogar eine kleine Strecke weit neben einander herlaufen), liegt es ihm ob, dem Pfade der Letzteren auf ihren Abwegen zu folgen und zu zeigen,

wie sie am Ende des Wegs im Nothe zappelt. Die Wahrheit ist ganz außerhalb des Bereichs der Satire. Es ist eine so tapfere Einfalt in ihr, daß sie ebensowenig lächerlich gemacht werden kann, wie eine Eiche oder eine Fichte. Eine Gefahr für den Satiriker liegt darin, daß sein Gefühl für die Macht der Sprache durch beständigen Gebrauch geschwächt wird. Er wird mehr und mehr geneigt, stärker zuzuschlagen, als er selbst es recht weiß oder beabsichtigt. Wenn er auch die Vorsicht anwendet, seine Vorerhandschuhe anzuziehen, so vergift er doch leicht, daß die von ihm getroffenen Leute, je älter jene werden, desto empfindlicher seine Knöchel durchfühlen. Ueberdies wird sein Auge in der Hitze des Gefechts unmerklich auf jene Krone des Siegers hingelenkt, deren Flittergold durch der Kampfstätte Staub, welcher den einfachen Blätterkranz der Wahrheit verdunkelt, hindurchschimmert. Manchmal habe ich gedacht, daß mein junger Freund Mr. Wiglow einer mahnenden Hand bedurfte, die sich auf seinen Arm legt — er mußte ein wenig gehemmt werden. Ich habe es für gute Wirthschaft gehalten, die zarten Pflanzen der Verbesserung nur mit Scheidewasser zu begießen. Denn wo soviel in den Beeten zu thun ist, wäre der doch ein trauriger Gärtner, der einen ganzen langen Tag hindurch mit seinem Spaten jenes Unkraut bekämpfte, welches die geraden Wege des Lebens unsichtbar macht, während ein bloßes Besprengen mit attischem Salz es schon zum Vertwelken bringen würde. Es giebt auch eine Lasterkunst, sagt Staliger, und es ist wahrlich schwer zu sagen, wo die anmuthige Sanftmuth des Lanmes in eine geradezu schafsmäßige Einfalt übergeht. Wir möchten mit dem weisen, würdigen Dr. Fuller annehmen, daß man bei privatem Unrecht ein Lamm sein kann, daß aber Derjenige, welcher bei der Kunde von allgemeinen Kränkungen der „Gutheit“ (goodness) nicht zum Löwen wird, ein Esel ist.

Sicherlich wird die Wahrheit, sobald sie eine gewisse Linie mit Erfolg überschreitet, für den Einen und den Anderen von uns zur Unwahrheit, wie ein großer Fluß, der sich von einem Reich durch das andere zieht, manchmal einen neuen Namen annimmt, obgleich seine Wasser sich nicht im mindesten verändern. Es giebt außerdem eine Wahrheit des Fabulirens (fiction), wahrhaftiger als die Wahrheit der Thatfache, so diejenige des Dichters, welcher uns Dinge und Ereignisse derart, wie sie sein sollten, lieber darstellt, als daß er sie knechtisch abschildert in der Unvollkommenheit, wie sie in dem gebrochenen, angedunkelten Spiegelbilde unserer weltlichen Angelegenheiten zur Erscheinung kommen. Es ist das, was die dramatische Rede des Antonius, obgleich ursprünglich in keinem größeren Raum, wie in dem Gehirne Shakespeares hervorgebracht, die von Appian berichtete an geschichtlichem Werth insofern weit übertrifft, als die Einsicht des Engländers umfassender ist, wie diejenige jenes Alexandriners. Im gegenwärtigen Falle hat Mr. Wiglow nur von der Freiheit aller Geschichtsschreiber des Alterthums Gebrauch gemacht, welche verschiedenen

Charakteren solche Worte, die ihnen für die Gelegenheit und den jeweiligen Redner am meisten geeignet scheinen, in den Mund legen. Wenn dem entgegengesetzt wird, daß eine derartige Rede niemals hätte gehalten werden können, so antwortete ich: Es giebt wenige beratende aus Rednern bestehende Versammlungen, welche nicht in noch höherem Maße, als das 6. Parlament Heinrichs IV. die Bezeichnung „Parlament der Ununterrichteten“ verdienen — man könnte es vielleicht auch vom jetzigen Reichstage behaupten — und die Menschen fahren ja noch immer fort, ebensoviel Vertrauen in das Orakel der Narren zu setzen, wie Pantagruel (der Held eines Rabelais'schen Romans) es jemals that. Lowell erzählt in seinen Briefen eine lustige Geschichte von einem Gesandten der Königin Elisabeth, der nach Abfassung zweier Briefe und zwar eines an Ihre Majestät gerichteten, sowie eines für seine Gemahlin bestimmten, sie falsch adressirte, so daß die Königin als Täubchen und Liebchen angeredet, auch um Zusendung von Unterzeug gebeten, die Gattin „besürstet“ und sonst höchst ungewohnter Weise „besuperlativt“ wird, bis die eine um den Verstand ihres Gesandten und die andere um den ihres Monnes besorgt wurde. Gleichmaßen kann angenommen werden, daß unser Redner etliche seiner Gedanken an eine falsche Adresse gerichtet und dem ganzen Theater das dargeboten, was er eigentlich nur einer auserlesenen Zuhörerschaft hinter dem Vorhange anvertrauen wollte: Denn es ist selten, daß wir irgend eine freie Aeußerung solcher Männer überliefert erhalten, welche zumeist den durchschnittlichen politischen Kannegießer anzureden hatten. Was ihre jeweiligen Zuhörerschaften anbelangt, so kann von unserem Volke wohl gesagt werden, daß die Leute sich einer politischen Einrichtung mit den Athenern gemeinsam erfreuen, ich meine eine gewisse unvortheilhafte Art Scherbengericht, womit sie indeß bisher anscheinend ziemlich zufrieden waren. Um auf Präsidenten-Wahlen und ähnliche Angelegenheiten zu kommen: ich nehme wahr, daß die Lustern verhältnißmäßig Wenigen zufallen, die Schalen aber (so die Freiheit, ein Scherbengericht zu halten und Hurrah zu schreien bei öffentlichen Versammlungen) sehr freigebig unter die Leute geworfen werden als ihr ganz ausreichender vorchriftsmäßiger Antheil.

Wenn Lowell die Leser gerade durch satirische Behandlung des heimathlichen Parteitreibens, namentlich des einer Präsidentenwahl vorhergehenden, besonders anzog, so erhalten wir den Eindruck, daß Bruder Jonathan bei Mißständen des „Parlamentarismus“ nicht nur einen kleinen Puff zu ertragen vermag, wie wir Deutsche das allenfalls noch können, vielmehr auch manchen stärkern.

Bei Wahlkandidaten-Briefen, so werden wir in den einschlägigen Betrachtungen belehrt, handelt es sich entweder um Aufstellung einer bestimmten Kandidatur oder um Annahme einer solchen. Kurz vor den Wahlen kann unjere Republik füglich eine Republik der „Letters“ — unübersehbares

Wortspiel mit Brief und Wissenschaften, da jenes englische Hauptwort Beides bedeutet — genannt werden. Dann wird Briefstellerei zu einer ansteckenden Krankheit, welche einen Kandidaten nach dem andern ergreift, indem sie nicht selten seinen politischen Lebensfaden kurz abschneidet. Es ist dahin gekommen, daß eine Partei weniger die Angriffe ihrer Gegner fürchtet, als die Veröffentlichung eines Schreibens seitens ihres eigenen Kandidaten. *Litora scripta manet* d. h. der geschriebene Buchstabe dauert und es müßte mit seltsamen Dingen zugehen, wenn sich daraus nicht etwas Schlechtes machen ließe. Nach allgemeiner Annahme war General Harrison während seiner Kandidatur von dem „cordon sanitaire“ — Sicherungsring? — eines Wachsamkeitsausschusses umgeben. Von Schreibmaterialien ward kein Gefangener in Spielberg jemals vorsichtiger als er ferngehalten. Vier Posten von geübten Schützen gaben jeder mit Federn wohl ausgestatteten Gans, die ihm in einer bestimmten, festbegrenzten Entfernung von seinem Wohnsitz sich näherte, sicheren Tod und alles auf seinem Grundstück befindliche häusliche Geflügel ward heruntergebracht in den Zustand von Platos ursprünglichem Menschen (den eines federlosen zweibeinigen Wesens). Durch diese Vorichtsmaßregeln wurde der General gerettet . . . Aus der Zeit hochgehender Wogen des Parteikampfes in meiner Gemeinde gelegentlich der Wahl eines neuen Diacons ist mir noch erinnerlich, daß ich selbst — mit meiner Richtung auf gewisse Bevorzugungen, aber mit dem Wunsche, sie nicht offen auszusprechen — einen unschuldigen Betrug anwandte, um das meinerseits am wünschenswertheiten erachtete Ergebniß zu erzielen. Meine Kriegslist war keine andere, als daß ich ein Exemplar des Buchs „Der vollkommene Briefsteller“ demjenigen Kandidaten in die Hände spielte, welchen ich in die Flucht schlagen wollte. Die Ansteckung ergriff ihn und er richtete ein kurzes Schreiben an seine Wähler, worin seine Gegenpartei so viele und so grobe Ungehörigkeiten entdeckte — er hatte jenes nach dem Musterbrief einer jungen, einen Heirathsantrag annehmenden Dame gemodelt — daß er nicht nur seiner Wahl verlustig ging, sondern auch in den Verdacht des Sabellonianismus (der Zugehörigkeit zur Sekte der Unionisten) und ich weiß nicht was kam, wie er denn einer Wittve nach ihrer Versicherung als „Paralipomenon“ erschien und genöthigt wurde, die Stadt zu verlassen. So tödtet der Buchstabe.

Der Zweck, welchen Kandidaten bei dem Ablassen von Schreiben verfolgen, ist ja der, kein Urtheil abzugeben. Und hier ist eine ganz unerwartete Falle, in die sie, einer nach dem andern, hineinpurzeln. Denn gerade in derartigen, bis zu einem gewissen Grade vertraulichen Schriften sucht und findet die Menge gern eine wunderbare Vielheit und Verschiedenheit von Bedeutungen des Ausdrucks. *Omne ignotum pro mirifico* (Alles Unbekannte gilt als wunderbar). Es wird die alte Welt ja sehr bewundert ob ihres Bemühens, jene Orakel = Nüsse von Delphi, Ammon und sonstwo zu knacken, wogegen ich für meine Person einen rechten Kern nur in einem

einzigem Drafel erkennen kann, nämlich in demjenigen, wo Apollo eingesteht, sterblich zu sein. In den wiedergegebenen Betrachtungen blickt durch, welche große Rolle bei Onkel Sam die „Maschinen = Politiker“ spielen und wie Lowell über den Parteien stand, was sich ja für einen Pfleger politischer Satire auch gehört.

Bei dem Denker Volk glänzte hierin einst Otto von Bismarck als Bundestagsgesandter durch Verspottung „wichtig thuerender Kleinigkeitsträmerei“ der Frankfurter Diplomaten. „In der Kunst, mit vielen Worten gar nichts zu sagen,“ schreibt er im Frühjahr 1851 seiner Gattin, „mache ich reizende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen, und wenn Mantuffel, nachdem er sie gelesen hat, sagen kann, was drin steht, so weiß er mehr, wie ich“ — es erinnert an den obengedachten Zweck des Schreibens von Präsidentschaftskandidaten. Auf unsere neueren parlamentarischen Zustände ist in der Tagespresse der bekannte Juvenalische Ausspruch „Keine Satire zu schreiben ist schwer“ (wie auf anschnauzungsfüchtige Bureauraten und Rechtspfleger) gar oft angewandt worden. Hierin stimmen ja auch alle Parteien überein. Aber schwierig ist es eben überhaupt, eine gute Satire zu schreiben, wie denn die modernen Witzblätter in dieser Hinsicht keine sonderliche Ausbeute liefern. Da erscheint es recht zeitgemäß, auf die „Biglow-Papiere“ Lowells als treffliche Muster hinzuweisen.

F. v. S.

Arbeit und Rhythmus von Karl Bücher (Sächs. Ges. der Wissenschaften, hist. phil. Klasse, XVII. Bd.)

Eine sehr interessante Studie, die überall neue Wege einschlägt; sie giebt der Rationalökonomie, der Anthropologie, der Aesthetik, der Psychologie eine Fülle neuer Gesichtspunkte und neuer Aufgaben. Sie eröffnet Ausblicke auf eine Entwicklungsgeschichte der Arbeit nach der psychophysischen Seite, die von der Rationalökonomie über der ökonomischen Seite bisher allzu sehr übersehen worden ist; nicht minder eröffnet sie Ausblicke auf die Entwicklungsgeschichte der Poesie und Musik, im Verein mit dem Tanz und der mimischen Darstellung; auf die Entwicklungsgeschichte des Spiels und der Erziehung fällt wenigstens ein Seitenblick. Vielleicht wird sie sich auch für die Entwicklungsgeschichte der Sprache fruchtbar erweisen, ein Gesichtspunkt, den der Verfasser nicht in seine Betrachtung einbezogen hat. Er hätte hier Anknüpfungen bei Noiré und Max Müller gefunden.

Ich hebe die Hauptpunkte der Untersuchung hervor. Ausgangspunkt ist die ursprüngliche Beziehung zwischen Arbeit und Rhythmus. Alle

Arbeit, das Wort im weitesten Sinne genommen, alle zweckthätige Verwendung leiblicher Kraft hat ursprünglich die Form rhythmischer Bewegung; die Gliederbewegung besteht, durch die Struktur der Organe, im rhythmischen Wechsel des Beugens und Streckens, und alle primitive Arbeit verläuft nach demselben einfachen Schema; Stoßen, Schlagen, Ziehen, Treten, Stampfen, sei es mit den bloßen, sei es mit einfach armirten Gliedern, sind die immer wiederkehrenden Grundformen der Leistung: so beim Mahlen (mit der Handmühle), Zerstoßen (im Mörser) Hacken, Hämmern, Waschen, Lasten tragen oder ziehen, Wasser schöpfen, Rudern u. s. w. Noch die Handwerksarbeit hat durchweg denselben formalen Charakter: Sägen, Hobeln, Schmieden, Weben, Graben, Rammen u. s. f. Erst mit dem Gebrauch komplizirter Maschinen verliert sich der Rhythmus, der Arbeiter wird dem Werkzeug untergeordnet, mit gelegentlicher Handreichung eingreifend. Und nun gilt: die rhythmische Folge der Bewegungen erleichtert die Arbeit; unregelmäßige und ungleichförmige Bewegung ist anstrengender, weil sie jedesmal besondere Aufmerksamkeit auf die Anpassung der Kraft an die Leistung erfordert; der Rhythmus macht automatische Thätigkeit möglich. Das Aufreibende der modernen Fabrikarbeit hängt damit zusammen.

Aus diesem rhythmischen Charakter aller leiblichen Organbethätigung sucht nun Bücher das Verständniß für die ursprüngliche Musik und Poesie zu gewinnen. Die primitive Arbeit, besonders auch die mit einfachsten Werkzeugen verrichtete, bringt in der Regel Töne hervor, die mit rhythmischem Wechsel die Bewegungen begleiten, man denke an Stampfen, Mahlen, Schaben, Hobeln, Dreschen, Weben, sei es im einfachen Takt, oder im Doppeltakt der Vorwärts- und Rückwärtsbewegung. Der gehörte Ton ruft den Reflexlaut hervor, die Stimme nimmt den Rhythmus der Töne auf mit Begleitönen, die ihrerseits wieder den Rhythmus verstärken und fühlbarer machen. Hieraus entsteht der Arbeitsgesang als die primitivste Form des Gesangs überhaupt, vor allem da, wo mehrere zusammen arbeiten, sei es bloß neben einander, sei es mit einander, so daß die Bewegungen des einen in die des andern eingreifen oder sich darnach richten, wie etwa beim Rudern. Die rhythmische Tonbegleitung erleichtert zugleich die Arbeit, indem sie die Regelmäßigkeit des Arbeitsrhythmus sichert und auf die Stimmung günstig einwirkt: man weiß wie in einer marschierenden Truppe auf einmal die Müdigkeit verschwindet, wenn die Musik den Gleichtakt in die Bewegung bringt und die Innervationen auslöst. Die Lust am Rhythmus hängt mit dieser Wirkung zusammen.

Bücher hat über diesen „Arbeitsgesang“ aus allen Zeiten und Ländern Beobachtungen und Zeugnisse beigebracht; er findet sich bei den Naturvölkern überall, alle Arbeiten, besonders gemeinsame, und die gemeinsame Arbeit ist sehr beliebt, werden mit Gesang begleitet. Er findet sich auch als Begleitercheinung der Handwerksarbeit, eine Menge charakteristischer Proben werden beigebracht; er findet sich endlich als Kinderlied, alle

ihre Thätigkeit, die ja übrigens zum guten Theil Nachbildung der Arbeit der Erwachsenen ist, begleitend. Er stirbt ab mit dem Vordringen der Maschine, die die rhythmische Bewegung der Arbeiter und zugleich die rhythmischen Geräusche der Arbeit mit allgemeinem Getöse verdrängt. Charakteristisch für den primitiven Arbeitsgesang ist, daß es dabei nur auf den Rhythmus ankommt, Melodie und Text sind unerheblich, der Text oft sinnlose Wörter, oder irgend eine improvisirte Darstellung. Bücher wird recht haben, wenn er diesem Gesang eine wichtige Rolle bei der Ausbildung der geselligen und kooperativen Arbeit zuschreibt.

Auch die primitivste Musik wird so abgeleitet; die ursprünglichsten und verbreitetsten musikalischen Instrumente sind trommel- und paukenartige Instrumente: ein Fell über ein Gefäß, etwa den Holzmörser gespannt; die einzige musikalische Wirkung der Rhythmus.

Aus diesem ersten Ursprung läßt nun Bücher durch differenzirende Entwicklung die Poesie und Musik entspringen. Nicht die Liebe und nicht das religiöse Gefühl, sondern die prosaische Arbeit stellt sich ihm als ihr erster Ausgangspunkt dar. Wobei denn allerdings wichtig ist, daß die primitive Arbeit einen wesentlich anderen Charakter hat, als die heutige Arbeit: sie hat sich noch nicht vom Spiel reinlich losgelöst; wie beim Kinde gehen beide in einander über. Manche Arbeit, besonders die gesellige, hat zugleich den Werth des Spiels; sie geht in Tanz und freie Bewegung über, so namentlich die mannigfachen Formen der Tretarbeit: Kelttern, Walken, Waschen (durch Treten mit den Füßen), den Boden (für einen Bau) feststampfen. Andererseits stellt sich der Tanz ursprünglich vielfach als mimische Nachbildung der Arbeitsbewegung dar, Krieg, Jagd, aber auch Pflanzen und Ernten wird spielend nachgeahmt. Durch Spiel und Tanz aber steht die Arbeit auch in Beziehung zum Kult. Im pantomimischen Tanz haben wir überall eine begleitende Form des Kults, der Tanz aber wird regelmäßig begleitet von Tonrhythmen. Auch die Kulthandlungen selbst, (z. B. beim indischen Somaopfer) werden mit Gesängen begleitet, die die Handlung selbst zum Gegenstand haben.

Was so auf primitiver Stufe in Eins zusammengefaßt ist, Arbeit, Spiel, Kult, Poesie, Gesang, Musik, das hat sich dann in allmählicher Differenzirung von einander gelöst und sich zur Selbständigkeit entwickelt. Poesie, Gesang und Musik, die ursprünglich die rhythmische Bewegung des Leibes begleiten, haben sich von ihr losgelöst; dann lösen sich auch Gesang und Musikinstrumente von einander, und endlich löst sich noch der Text von der Melodie: so haben wir das lyrische Gedicht, wie es heute am Schreibtisch verfaßt wird, ästhetisch wirkend allein durch Wort Sinn und Wortrhythmus.

Ähnlich mag die dramatische Poesie in ihrem ersten Ursprung vorgebildet sein in der Gegenüberstellung von Ordner und Arbeitern, von Chorführer und Chor im mimischen Tanz. Die epische Poesie aber

erschiene hiernach als die jüngste Formation; sie wird mit Gesang begleitet, aber zur Körperbewegung hat sie keine unmittelbare Beziehung mehr, in der Regel erscheint sie gleich als Berufsübung eines Sängers.

Man sieht, eine Fülle neuer Betrachtungen und Probleme; denn der Verfasser ist selbst weit davon entfernt zu glauben, überall definitive Lösungen in der Hand zu haben. Aber das darf man sagen: es sind hier eine Menge von Verbindungsäden angesponnen, die bisher weit von einander abliegende Thatsachen der Anthropologie in oft überraschende Beziehungen zu einander bringen. Ich bin überzeugt, daß mancher von ihnen sich als sehr brauchbarer Leitfaden für fernere Untersuchungen erweisen wird. Die Anthropologie hat den ursprünglichen Menschen lange viel zu sehr spiritualisirt, so bei dem Versuch, den Ursprung der Sprache und Religion, so auch bei dem Versuch, den Ursprung der Poesie und Musik zu erklären. Hier wird der Weg gezeigt, die beiden letzteren Bethätigungen aus der ursprünglichsten Form aller psychophysischen Bethätigung, der Arbeit, d. h. der Zweckthätigkeit im Sinne der Lebenserhaltung, abzuleiten.

Ich bemerke zum Schluß noch, daß sich Bücher in der Richtung seiner Nachforschungen vielfach berührt mit den scharfsinnigen und lehrreichen Untersuchungen, die E. Grosse in seinem Werk über die Anfänge der Kunst (1894) bietet. Auch hier ist es ein durchgehender Grundzug: zwischen Wirthschaftsform und Kunstübung des primitiven Menschen, zwischen seiner Bethätigung in der Arbeit und im Spiel Beziehungen nachzuweisen.

Man kann in dieser neuen Form der anthropologisch = ästhetischen Untersuchung ein Symptom einer allgemeinen Wendung erkennen, die sich unter dem Einfluß der neuen entwicklungsgeschichtlichen Anschauung in den Geisteswissenschaften vollzieht: es ist der Uebergang von der formalistischen zur genetisch = teleologischen Betrachtungsweise. Man kann ihn überall beobachten: in der Lehre von den Sitten, vom Recht, von der Gesellschaft vom Staat, von der Religion und so nun von der Kunst.

Steglich bei Berlin.

Fr. Paulsen.

Weiteres zur deutschen Volkskunde.

„Deutsche Kinderreime und Verwandtes,“ heißt ein Büchlein von 209 Seiten, das nach dem Tode des kenntnißreichen Sammlers Friedrich Drosihn.*) weil. Oberlehrer am Gymnasium zu Neustettin, zwei seiner Freunde, Carl Volle in Berlin und Prof. Friedr. Volle in Dresden pietätvoll herausgaben (Opz. bei W. G. Teubner 1897). Die wissen-

*) Geb. 9. 9. 1832 in Großschierstedt bei Aschersleben, gest. 2. 1. 1873 zu Berlin.

schaftliche Durcharbeitung der reichen, direkt aus dem Munde des Volkes, vornehmlich in Pommern geschöpften Aufzeichnungen Drosihns, hat Prof. Bolle übernommen, und wir müssen ihm dankbar sein für die zahlreichen Varianten aus anderen Gegenden, wobei wohl der Sammlung Sm. Dungers „Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande“, (2. Aufl. Plauen 1894) das Werthvollste entstammt.

Was in solchen oft scheinbar ganz sinnlosen Kinderliedchen, die doch auf uralter Tradition beruhen, stecken kann, mag man aus den „Dornröschenspielen“ Nr. 269—272 ersehen, die viel verbreiteter sind, als die Anmerkungen hier besagen. Ein ganz merkwürdiges Stück aber, für mich das weitaus wichtigste und eine höchst schätzbare Bereicherung der Mythologie, ist die Nr. 395, die Drosihn als aus der Gegend von Henneberg durch Pastor Ehlers in Liegnitz mitgetheilt ward. Es ist ein von den Bauern zur Erntezeit gesungenes altheidnisches Erntedanklied oder ein Hymnus an unsern deutschen Allvater Wodan (Wuotan). Ich setze es her und füge die hochdeutsche Uebersetzung bei:

Wod, Wod, Wod!
 Häwenhün wet, wat schüt;
 Züm he dal von Häwen süht.

Bulle Kruten und Sangen het he,
 Up dem Holte was [lies wast] mengerle;
 He is mich baren un werd nich old,
 Wod, Wod, Wod!

Das ist: Wodan, Wodan, Wodan! (Er der) Himmelbrieje weiß, was geschieht, (denn) immer schaut er vom Himmel herab. Bolle Kruten und Sangen hat er, (und) auf dem Holze wächst (ihm) mancherlei. Er ist nicht geboren und wird nicht alt. Wodan, Wodan, Wodan!

Hier ist also Wuotan als der ewigreiche Gott, der Geber aller guten Gaben, der Gibicho des Gibichensteines und der Heldensage, gefeiert. Seine Gefäße sind voll, was auf dem Felde und auf den Bäumen wächst, ist Alles sein. Die Erwähnung der Sangen — das Wort verwendet Luther 3. Mos. 2, 14 „sollst Du die Sangen am Feuer gedörret klein zerstoßen“, und man glossirt es wohl auch als „unreifes Korn“ — am Feuer gerösteter frischer Aehren, scheint eine Erinnerung an die urälteste Art des Getreidegenußes, an eine Zeit zu sein, da man selber die steinerne Handmühle noch nicht kannte; solche Sangen zu essen, auch noch nachdem seit vielen Jahrhunderten Brod gebacken ward, verlangte wohl der Ritus am Feste des Gottes. Wichtig ist in unserer Mittheilung aber auch der Umstand, daß der Hymnus unter Zusammenschlagen der Sicheln gesungen werde. Die ehemaligen freien Sachsen werden einen Schwerttanz dazu aufgeführt haben, denn ihr Wodan ist auch der Siegvater.

In einem sehr entstellten anderen Reim (Nr. 114) ist gewiß die Anrede an den Hahicht „Hajewich Waue“ auch derselbe Wodan, der als wilder Jäger neben Wod, Wode, auch Waud, Waul und ähnlich heißt. Der Herausgeber Polle hat sich eine doch sehr bedenkliche Rubrik sogenannter „wilder Wörter“ zusammengestellt, die ihm eben bloßes kindisches Klangspiel bedeuten ohne sonstigen Sinn. Hier nimmt er selber für „Waue“ diese Annahme in der Anmerkung zurück. Er hätte gut gethan, auch in Nr. 283 in dem „Mut“ — er schreibt als wildes Wort „mut“ — unjern Wode zu erkennen, der der Führer des „Muotesheeres“ ist. Der Sturmgott der wilden Jagd ist natürlich der „Wanderer“ (Odhin heißt Gangr). Es ist also eine Einladung des Gottes, wenn die Kinder singen:

Mut wandle, Mut wandle
Wol hier up disse gröne Płatz!

(Ja ich möchte in der Redensart: „nicht Mut oder Sinn“ s. v. a. gar nichts, die Wossidlo Nr. 63e verzeichnet, dasselbe Wort erblicken.)

Man schwur bei diesem Wotansheere (s. Umland Schr. Bd. 7, 604 und 610 „bi Wutungis her“). Wenn man später das „wütige Heer“ sagte (so 1581 Fischart in der Uebersetzung des unheimlichen Buches De Magorum Daemonomagia des Bodinus), so war das volksetymologisch wohl begreiflich, aber von dem ursprünglichen Sinne des Namens Wuotan auch nicht allzuweit abliegend. Geiler von Kaisersberg (Emeis Bl. 39 a) läßt König Karl V., den französischen König, an die Stelle des alten Gottes treten: „Karolus quintus hat sein penitenz erfüllt und hat dz wütisch Heer vf gehört, er sei nämlich durch die Fürbitte des h. Dionysius (St. Denis = Sintenis) erlöst worden. Aus Mecklenburg notirte schon Joh. Pr. Voß (Jbullen, Königsberg 1801 S. 335 Anm.) die Bezeichnung „de Wode“ als wilder Jäger mit dem wütenden Heere (vgl. Umland, Bd. 7, 612 „die Wode ziehet, Oden kommt vorbey.“ Wie merkwürdig, der Mecklenburger, wohl zunächst der Schiffer der Küste, kennt neben der deutschen auch die nordische Namensform, die in einem rührenden Silberuf sturmbedrängter Seefahrer wieder hervorbricht:

„Wode, Zeduthe, Othe“ u. s. w. d. i. Wode zu Hilfe, (to jodute, das ital. ajuto!) Odhin! Die Stelle aus einer Bremisch = Verdischen Gebordnung bei Umland a. a. D.

Bekanntlich heißt der Gott in Mecklenburg auch „Fru Gauuden“, wo Fru zwar jetzt als Frau verstanden wird, aber doch das alte Maskulinum Frō d. i. Herr, meint. Die Form „die Frau Fohl treckt“ wird aus Lenzen a. d. Elbe, „die alte Wul“ aus Korswant auf Usedom, „Fru Gauen“ aus Pevestorf a. d. Elbe mitgetheilt (s. Brandenburgia, Sept. 1896 S. 234): Mein verehrter alter Lehrer, Geh. Regierungsrath Dr. Wilh. Schwarz, der mit Recht hohen Werth darauf legte, bei seinem Sagensammeln in der Mark zuerst auch die Gemahlin unjeres Gottes Frigg als

„de Psui, de Fuid, Frid“ entdeckt zu haben*), wird sich freuen, wenn ich auf Nr. 525 der vorliegenden Sammlung weise, wo auch die alte Liebes- und Ehegöttin Freia (nord. Frenja s. Mythol. 2. Ausg. S. 112 Fria dag, Frije tac, Dies Veneris) erscheint, ohne daß es von Drosihn oder Polle wäre bemerkt worden. Es heißt im Oberharz:

De Frau Fri
Bringt was in de Hi.

vgl. hirat, eig. Hausrat.

Ich sagte, daß ich die Meinung der „wilden Wörter“ bedenklich finde; man soll doch immer zusehen, ob nicht ein verborgener Sinn in dem scheinbaren Unsinn liege. So hatte sich Drosihn Nr. 337 den Redreim pomerischer Kinder wider die Polacken mit den langen Sacken aufgeschrieben, der mit den Worten endigt:

„Kosse mi popolski“.

Das steht im Verzeichniß der wilden Wörter, es ist aber wirkliches Polnisch, wie eben Kinder es aufschnappen, und heißt: „Sprechet Ihr Polnisch?“ So rufen Kinder auch wohl: „Parlewuh frangzeh Musjeh?“

Doch ich darf diese kleinen Ausstellungen und Zuthaten nicht noch weiter spinnen, es möchte sonst leicht so aussehen, als hätte ich wer weiß was zu benörgeln an der doch wirklich sehr hübschen und dankeswerthen Arbeit, die fast durchweg die Geltung echter Urkunden eigenthümlicher Volksart beanspruchen und sich würdig neben die umfassendere Sammlung Wossidlos stellen darf.

Weimar.

Franz Sandvoß (Xanthippus).

Medizin.

Medizinische Streiflichter von Dr. Arthur Sperling. Berlin
Verein der Bücherfreunde 1896.

Es ist keine leichte, aber, wenn gut gelöst, dankbare Aufgabe, die Resultate der Wissenschaft in gemeinverständlicher Form dem großen Kreise des wißbegierigen Publikums zugänglich zu machen. Leider geschieht es nur ausnahmsweise durch hervorragende Männer der Wissenschaft selbst. Manchem Gelehrten mag es nicht verlockend erscheinen, das kräftige aber schwer verdauliche Produkt ihrer lateinischen Küche für das profanum vulgus in mundliche und leichte Form überzuführen. Manche andere

*) S. auch Archiv der Brandenburgia Bd. 1, 1894 S. 150 oben. Es ist dieselbe bona dea, die Penisch S. 1195 als „Fraw hulda, Ceres, dea trugum“ kannte (1618), die aber jetzt zur alten Perce heruntergekommen ist. Schon Erasmus Alberus bietet die „Glosse“ unhuud, frauhuud (d. i. Frau Hulda) Styx — er wollte wohl strix schreiben.)

möchten wohl über den Kreis ihrer Fachgenossen hinaus das Licht der gefundenen Wahrheit hell erglänzen lassen; allein es fehlt ihnen das Verständniß, Unbewanderte in den Tempel der Weisheit einzuführen, der ihnen selbst offen steht. Die Kunst populärer Belehrung ist nicht für jeden gebildeten Geist leicht zu erlernen. So ist es gekommen, daß die Wissenschaft meist durch solche Schriftsteller popularisirt wird, die selbst bei ihrem Ausbau nicht theilhaftig sind. Ihnen, die im Gegensatz zum wissenschaftlichen Forscher mehr schreiben als arbeiten, wird es leichter als dem Fachgelehrten, dem Geschmack des Publikums gerecht zu werden und in gefälliger Form auch schwierigere Stoffe dem Verständniß der Leser näher zu bringen. Freilich wird die gewissenhafte Behandlung wichtiger aber unvollständig geklärter Tagesfragen dabei nicht selten Schaden leiden und deshalb der Nutzen solcher oft zu weiter Verbreitung kommenden für das allgemeine Verständniß berechneten Bücher mehr als in Frage gestellt. Dieser Befürchtung wird sich der sachverständige Leser auch dem oben genannten vom Verein der Bücherfreunde in 8—10 Tausend Exemplaren gedruckten Büchlein gegenüber nicht verschließen können, trotzdem, daß es von einem Arzte geschrieben ist. Nicht, daß ihm damit jeder Werth abgesprochen werden soll. Es ist dem Verfasser gelungen, eine Fülle interessanter Thatfachen in gefälliger Form darzubieten. Man sieht nicht allein aus dem Verzeichnisse der benutzten Literatur, auch das Gebotene selbst beweist es, daß er viel gelesen und seinen Stoff zu wählen verstanden hat. Der unter V und VI gegebene Ueberblick über die Zustände unseres Medizinalwesens, die öffentliche Gesundheitspflege und die Stellungnahme der Regierung zu denselben wird nicht allein von Ärzten sondern auch von weiteren Kreisen mit Nutzen und Anerkennung gelesen werden. Hier zu belehren und ein größeres Interesse des Publikums zu erwecken ist gewiß ein Verdienst. Die bedeutenden Hindernisse und Schwierigkeiten, welche einer wirksamen Medizinalreform entgegenstehen, werden nicht ohne Mitwirkung der öffentlichen Meinung beseitigt werden können. Daß bei einer Druckschrift in Oktav, groß gedruckt und auf 218 Seiten, welche über Gesundheit und Krankheit, Erziehung, Sport, Spiel und Turnen, über Medizinalverwaltung, soziale Mißstände der gesammten Ärzteschaft, Homöopathie, Allopathie, Naturheilkunde und über die Frauenfrage sich ausspricht, von einer gründlichen Behandlung nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich; Niemand wird daraus dem Verfasser einen Vorwurf machen können; einer geistreichen Causerie soll ihre Berechtigung nicht bestritten werden. Aber der Geist darf nicht fehlen und auch auf dem Felde der leichten und gefälligen Schreibweise sollte der Schriftsteller nie vergessen, daß er nur der Wahrheit zu dienen und sich zu hüten hat, in einseitiger Parteinahme dieselbe zu verhüllen. Leider ist dieser Vorwurf dem Verfasser nicht zu ersparen. Gerade dort, wo Aufklärung am meisten von Nöthen und der Verfasser als Fachmann berufen gewesen wäre, durch

objektive Darstellung Licht zu verbreiten, werden seine Mittheilungen die bereits vorhandene Verwirrung in den Köpfen nur noch vergrößern. Ich spreche von den Kapiteln, welche den verschiedenen Heilmethoden und ihrer Berechtigung gewidmet sind. Der Verfasser enthüllt sich hier als Eklektiker in des Wortes verwegenster Bedeutung, indem er selbst das Unvereinbarste zu vereinen unternimmt. Sein ärztliches Glaubensbekenntniß läßt sich kurz aus folgendem Citat entnehmen (S. 179): „Ich finde, daß es sich in der Praxis ausgezeichnet vereinen läßt, im Sinne der Universitätsmedizin und der Homöopathen zugleich Arzt zu sein“. Dieselbe Weitherzigkeit befeelt ihn auch dem Sterne von Wörrißhofen, dem „ehrwürdigen Pfarrer Kneipp“ gegenüber. Er erwärmt sich daneben für eine Zentralstelle zur wissenschaftlichen Kultur des Wasserheilverfahrens und plaidirt dafür, daß die Naturheilkunde in den hygienischen oder klinischen Lehrplan der Universitäten aufgenommen werde. Engherzigkeit in der Beurtheilung medizinischer Heilverfahren ist demnach der Fehler des Verfassers entschieden nicht. Seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung nach ist er indessen eingestandener Maßen Homöopath (S. 178), „wenn er auch eine Spritze Morphium oder 20 Gramm Rizinusöl zur rechten Zeit zu schätzen weiß.“

Daß der bislang für unvereinbar gehaltene Gegensatz von Allopathie und Homöopathie durch den Verfasser Ausgleich und Versöhnung finden wird, ist nicht anzunehmen. Die von ihm als Anhänger der Universitätsmedizin bezeichnete Gesamtheit der Aerzte betrachtet Homöopathen überall nicht als ernsthaft zu nehmende Kollegen, sondern als Charlatans; die Homöopathen aber werden nicht damit zufrieden sein, wenn ihre sogenannte Methode als vereinbar mit den an den Universitäten gelehrt und herrschenden Grundsätzen angesehen werden soll; denn nur der Gegensatz gegen das allgemein Angenommene ist es, der ihnen in den Augen des Publikums Stellung und Praxis verschafft. Den übrigen Aerzten bedeutet diese Beurtheilung allgemein angenommener Grundsätze nichts Anderes, als das Verlassen des festen Bodens der Wissenschaft.

Um den heutigen Zustand der Heilkunde zu verstehen, der im Uebrigen nur eine Fortsetzung schon immer bestandener ganz ähnlicher Verhältnisse darstellt, muß man sich vor Allem klar machen, daß bei der Komplizirtheit der Lebensvorgänge im gesunden sowohl wie im kranken Körper trotz allen Forscherfleißes die Kenntniß der Heilmittelwirkungen im Allgemeinen eine höchst lückenhafte und unvollkommene geblieben ist. Man mag diese Thatsache beklagen, aber man soll sich nicht über unser geringes Wissen wundern. Geht es etwa mit andern Wissenschaften und Künsten, welche das Leben behandeln, besser? Zeigen Staatskunst und Sozialwissenschaft etwa befriedigendere Zustände? Unter den gegebenen Verhältnissen ist bei der Anwendung der Arzneimittel der Zusammenhang von Ursache und Wirkung meistens gar nicht nachzuweisen. Man ist deshalb als Grundlage für das ärztliche Handeln hauptsächlich auf die Erfahrung

hingewiesen, die an sich wohl einen unbefreitbaren praktischen, aber doch keinen wissenschaftlichen Werth beanspruchen und deshalb auch der verschiedensten Deutung unterliegen kann. Heute wie vor 2000 Jahren gilt der Spruch: *Ars longa, vita brevis, experientia fallax, judicium difficile*. Anstatt unser Handeln auf dem felsenfesten Boden von Naturgesetzen zu begründen, sind wir meistens auf mehr oder weniger wahrscheinliche Hypothesen angewiesen, die mit dem Stande unseres Wissens und dem Wechsel der Zeiten sich verändern. So erklärt es sich leicht, daß nicht allein einzelne Aerzte die verschiedensten Ansichten über die Wirksamkeit vieler Arzneimittel und der verschiedenen Heilmethoden haben, sondern daß auch die herrschenden Anschauungen der Gesamtheit in mehr oder weniger langen Zeitperioden oft in auffallendster Weise sich ändern.

Im Lebensprozeße ist vielen Krankheiten gegenüber ein mächtiges Heilmittel gegeben, das bei sonst geeignetem Verhalten in leichten Fällen als Siegerin den Platz behauptet. In jenen Fällen aber, in denen die *vis medicatrix naturae* nicht ausreicht, schlagen leider häufig auch unsere Arzneimittel fehl; sie stehen eben dann in keinem Verhältnisse zur zerstörenden Macht der Krankheit. So ist es nicht zu verwundern, daß es zu allen Zeiten Zweifler an der Wirksamkeit der Arzneien gegeben hat. Dennoch bleibt dem Arzte trotz alledem, was sein Handeln zu einem unsichern, seine Kunst zu einer unvollkommenen machen muß, doch ein reicher Schatz von Medikamenten zum Theil von Alters her überliefert, zum Theil neueren Datums, deren positive Wirksamkeit durch die Erfahrung sicher gestellt ist und von keinem Vernünftigen bezweifelt werden kann. Zur rechten Zeit angewendet können sie in vielen Fällen das Leben retten, manche Krankheiten direkt heilen, in andern die Heilkraft der Natur unterstützen, dieselben abkürzen und lästige und unerträgliche Krankheitserscheinungen beseitigen oder mildern. Nur Unwissenheit und Mangel an Logik können es erklären, daß viele auch der sogenannten Gebildeten an der Wirksamkeit der Arzneimittel im Allgemeinen zweifeln. Genau genommen, giebt es vollständige Nihilisten übrigens nicht, da die Wirksamkeit mancher Arzneimittel, wie z. B. der Abführmittel und des Opiums allgemein anerkannt wird. Darüber kann kein verständiger Arzt in Zweifel sein, daß die Wirkung seiner Mittel wesentlich durch die umgebenden Verhältnisse und das Verhalten des Kranken beeinflusst wird, daß diese in vielen, man sagt wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, in den meisten Fällen von nicht geringerem, sehr oft größerem Einfluß auf die Gesundung sind als die aus der Apotheke verschriebenen Heilmittel. Aber das berechtigt doch nicht dazu, letztere zu verbannen und zu verachten.

Die einseitige Betonung der Lebensweise und der äußeren Verhältnisse des Patienten verbunden mit mehr oder weniger methodischer Anwendung von Wärme, Luft und Wasser charakterisirt die heutzutage viel gepriesene sogenannte Naturheilkunde. Ein richtiger Gedanke liegt nach dem Gefagten

dieser angeblich neuen Methode zum Grunde. Etwas wirklich Neues ist damit aber nicht gegeben, indem jeder verständige Arzt den genannten Heilfaktoren von jeher seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, dabei aber die Anwendung innerlicher Heilmittel nicht preisgab. Viele Vertreter der Naturheilkunde, welche sich häufig in den Händen von Laien befindet, machen aus der Verwerfung der Arzneimittel Reklame, um dem Publikum gegenüber sich ein besonderes Relief zu geben. Daß übrigens von den Ärzten nicht selten Verhalten und Verhältnisse der Kranken zu wenig beachtet werden, auch den von der Naturheilkunde benutzten Heilfaktoren nicht immer die Aufmerksamkeit zugewandt wird, welche sie verdienen, soll nicht geleugnet werden. Fehler werden überall und auch in der Heilkunst gemacht. Häufig liegt aber die Sache so, daß eine Beeinflussung der Verhältnisse und der Lebensweise des Patienten Seitens des Arztes ausgeschlossen erscheint, weil dieselben überhaupt der Aenderung nicht zugänglich sind, entweder aus sachlichen Gründen oder wegen Mangels an gutem Willen der Patienten. In solchen Fällen trösten sich Arzt und Kranker oft mit einem Rezept, von der Zukunft das Beste hoffend. Kann der erste Arzt nicht helfen, so wird ein anderer um Rath gefragt, der wiederum ein Rezept schreibt; manchmal ein dritter und vierter. In langwierigen und schwierigen Fällen wird damit begreiflicher Weise häufig nichts erreicht. Dann treten nicht selten Sympathie und Naturheilkunde hilfreich auf, nachdem die Patienten sich endlich entschlossen haben, ihre Lebensweise vernünftiger einzurichten. Nun wird die Schulmedizin, werden die Arzneimittel als nutzlos verkehrt, die angeblich neuen Heilmethoden in den Himmel gehoben. —

Daß der früher vielfach übertriebene und blinde Glaube auf die Wunderkraft der Arzneimittel in neuerer Zeit nicht mehr herrscht, ist ohne Zweifel ein Fortschritt. Wie es aber im Leben zu gehen pflegt, so ist hier eine über das Ziel hinweg schießende Reaktion eingetreten. Man ist vielfach zum Nihilismus übergegangen. Dieser ist wesentlich die Folge der früheren vielfach beliebten und auch heute noch vorkommenden unpassenden Anwendung von zum Theil stark wirkenden Medikamenten, durch welche ohne Zweifel nicht selten mehr geschadet als genützt wurde. Aber nicht die Medikamente, sondern der Mißbrauch derselben ist dafür verantwortlich zu machen. Die Rezepte der Ärzte aus dem Anfange unseres Jahrhunderts und der früheren Perioden enthalten eine Häufung verschiedener Arzneimittel, deren jedes einem bestimmten Krankheits Symptome gerecht werden sollte. Daß damit des Guten zu viel gethan und nicht selten Schaden angerichtet wurde, ist gewiß. Die Reaktion konnte nicht ausbleiben. Sie trat in der Form der Homöopathie auf. Ihr Erfolg war ein um so größerer, als sie neben der Vermeidung der Fehler der alten Medizin zwei mythische Elemente in die von ihr verordneten Mittel einführte, als erstes die im Verhältniß zur geringeren Quantität der Arznei (Verreibung und Verdünnung) potenzierte Steigerung der Wirkung; dann die Behauptung,

daß diese minimalen Quantitäten jene Krankheiten zu heilen im Stande seien, deren Erscheinungen durch ihre Anwendung bei Gesunden hervorgerufen würden (*similia similibus*). Durch dieses einfache Experiment glaubte nun Hahnemann für jede Krankheit das Heilmittel finden zu können. Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind, und da der Glaube von jeher in der Medizin seine Macht bethätigte, weil so häufig das Wissen im Stich ließ, so fand die neue Lehre auch Anhänger. Es war kein Hinderniß, daß sie mit Logik sowohl wie Erfahrung im unverföhlichen Widerspruche stand. Tertullians „*credo quia absurdum*“ sollte auch hier zur Geltung kommen. Zwar ist der erste Grundsatz der mit der Verdünnung potenzierten Wirksamkeit der Arzneimittel von vielen Homöopathen (auch von Dr. Sperling) heute verlassen; es schien diese Annahme doch zu sehr dem einfachsten Verständniß des Publikums zu widersprechen. Die zweite Grundlage der neuen Lehre: „*similia similibus*“ haben sie aber festgehalten und damit sich dauernd in Gegensatz zu den wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Arzneimittellehre gesetzt; diese haben keine Beweise für, wohl aber eine Fülle von Thatsachen gegen die in jener Behauptung liegende Willkürlichkeit resp. phantastische Thorheit gebracht. — Die homöopathischen Ärzte können ohne Frage da, wo Medikamente zu entbehren sind, und das ist in vielen leichten, namentlich auch chronischen Krankheitszuständen der Fall, durch verständigen Einfluß auf das Verhalten des Kranken (Diät u.) nicht weniger nützen, als jeder andere Arzt; in manchen Fällen wird sie vielleicht der psychische Einfluß des Geheimnißvollen noch besonders begünstigen. Da aber, wo die Krankheit kräftiges Eingreifen fordert, versagt die Homöopathie stets. Ihre Jünger gehen dann nicht selten, wie Dr. Sperling, zum Besten der Kranken von ihren Grundsätzen ab und geniren sich nicht, nöthigenfalls ebenso starke Mittel, z. B. Opium und seine Präparate, wie jeder andere Arzt auch anzuwenden. Sie verbinden so das Nützliche mit dem Geheimnißvollen. Ein solches Verfahren kann vom Standpunkte der ärztlichen Moral nicht gebilligt und muß als eine besondere Art des unlautern Wettbewerbs betrachtet werden.

Aber nicht allein die Homöopathie trat in Gegensatz mit der kritiklosen Vielverschreiberei der früheren Zeit. Auch die streng wissenschaftliche Wiener Schule war gegen die Mitte unseres Jahrhunderts dahin gekommen, die meisten seither angewandten Arzneimittel als überflüssig und unwirksam zu betrachten. Unter dem Einfluß dieser Periode des Zweifels stehen wir Ärzte zum Theil noch heute, wenn man auch schon lange erkannt hat, daß der Skeptizismus jener Zeit viel weiter ging, als berechtigt war. Es darf der Wiener Schule aber das Verdienst nicht bestritten werden, welches sie freilich mit der Homöopathie theilt, daß sie uns von dem ehrfurchtsvollen aber übertriebenen Glauben an manche früher für sehr wirksam gehaltene Arzneimittel befreit hat. Hat sie nicht vielleicht auch manches Brauchbare in Vergessenheit gebracht?

Auch diese Periode des methodischen Zweifels hat in der neuen Zeit wieder ihre Reaktion erfahren müssen. Die Wissenschaft der Chemie hat der praktischen Medizin eine Fülle von neuen und mächtig eingreifenden, namentlich auf das Nervensystem und auf jene anomalen Vegetationsprozesse, welche man Fieber nennt, einwirkenden Mitteln geliefert; man darf hier wohl von einem *embarras de richesse* sprechen. Die wissenschaftliche Kritik hat über die meisten derselben ihr Endurtheil noch nicht gesprochen. Darüber aber kann schon jetzt kein Zweifel sein, daß wir in manchem eine werthvolle Bereicherung unseres Arzneischatzes erhalten haben. Hochwichtig für die Zukunft der Heilmittellehre sind auch die Arbeiten der Koch'schen Schule; sie hat uns bereits mit einem wirksamen Heilserum gegen eine der verheerendsten Volkskrankheiten, gegen die Diphtherie beschenkt (Behring) und verspricht für die Zukunft noch mehr. — Einer eingehenden Prüfung am Krankenbett bedürfen die modernsten Kinder der Heilmittellehre, die Präparate der Organtherapie. In Beziehung auf eines derselben, das Thyreoidin sind die Resultate vielversprechend. Jedenfalls sind im Gegensatz zu der Mitte unseres Jahrhunderts die Aussichten zu einer machtvollen Bekämpfung der Krankheiten durch Medicamente so bedeutend gewachsen, daß der Skeptizismus der älteren Ärzte einem berechtigten Vertrauen der jüngern Generation wird weichen müssen. Möchte sie jene Klippe vermeiden, an welcher unsere Vorfahren so oft scheiterten, durch zu viele und unter Umständen zu mächtig einwirkende Arzneimittel den Kredit derselben zu untergraben!

Wir haben gesehen, daß die Streiflichter, welche der Verfasser auf seine wissenschaftlichen Grundsätze fallen ließ, nicht geeignet sind, Aufklärung unter den Lesern aus Laientreisen zu verbreiten. Bei den Ärzten werden jene Ideen, welche der Verbesserung der verschiedenen Schäden ihres Berufslebens gewidmet sind, keine Befriedigung hervorrufen. Die Selbsthilfe des ärztlichen Standes, und von dieser wird alles Heil erwartet, soll sich durch Aufbringung einer durch Gesetz obligatorisch zu machenden Besteuerung der Ärzte ermöglichen. Was aber mit dem Ertrage dieser Steuer zu geschehen habe, ist in so dunkle Worte gefaßt, daß dichter Nebel jede Möglichkeit eines klaren Bildes der Absichten des Verfassers verhüllt. Mit derartig verschwommenen Plänen ist weder den Ärzten, noch, was hier wichtiger erscheint, dem großen Publikum gebient, denn für dieses hat doch wohl der Verfasser hauptsächlich geschrieben.

Hannover, im Juni 1897.

H ü p e n,
Geheimer Medicinalrath.

K u n s t.

W. von Dettingen, Daniel Chodowiecki. Ein Berliner Künstlerleben im achtzehnten Jahrhundert. Mit Tafeln und Illustrationen im Text nach Originalen des Meisters. Berlin 1895. G. Grote. 314 S. groß 8°.

Auf Chodowiecki, Gottfried Schadow und Menzel pflegt man sich zu berufen, wenn man Berliner Kunst von einigermaßen ausgesprochener lokaler Färbung bezeichnen will. Zweifellos hat unter diesen Chodowiecki das engstbegrenzte Genre. Wenn sich ihm dennoch immerfort das Interesse zuwendet, so spricht bei dieser Neigung die Thatsache mit, daß er in seinem Jahrhundert einen eigenen, kaum bestrittenen Platz behauptet und inmitten einer importirten fremdländischen Kunst die deutsche Sache vertreten hat. Diese Stellung wird noch merkwürdiger, wenn man sich gegenwärtig hält, daß dieser deutsche Künstler väterlicherseits polnischer und mütterlicherseits französischer Abkunft war; seine Muttersprache war französisch; französisch hat er sein Tagebuch geschrieben; seine Frau nahm er aus der Kolonie, und seine Kinder haben wieder in die Kolonie geheirathet, worauf man wohl hinweisen darf angesichts des Aberglaubens, der mit Blut und Rasse getrieben wird. Des weiteren aber ist an Chodowiecki merkwürdig, wie spät er zur Ausübung seiner eigentlichen Begabung gelangt ist. Er ist fünfundsiebzig Jahre alt geworden und war bis zu seinem vierzigsten Jahr theils in handwerksmäßiger Routine, theils in autodidaktischem Dilettiren befangen. Diese erste Periode Chodowieckis ist vorzugsweise durch das neue, vorliegende Werk aufgeklärt worden.

Man kann nicht sagen, daß dieser Theil der Lebensgeschichte besonders interessant sei; dem aber, der den späteren Chodowiecki schätzt, erklärt er Vieles, wenn nicht Alles. Der Verfasser ist mit großer Liebe den Spuren des Kunsthandwerkers nachgegangen; was sich von emaillirten Döschen und Plaquetten von seiner Hand erhalten hat, von Miniaturen und von größeren Gemälden, wird uns nun vorgestellt, zum ersten Mal in Abbildungen mitgetheilt. Der Abschnitt über die Thätigkeit des Künstlers als Delmaler ist ein ganz neues Blatt in seiner Biographie. Freilich ist der Verfasser besonnen genug, sich über den Kunstwerth dieser Leistungen keine Illusionen zu machen; die Proben, die auf der vorjährigen Berliner Ausstellung zu sehen waren, haben auch dem, der sich in diese Dinge nicht so hat vertiefen können, wie Herr von Dettingen, als Beleg genügt, daß die Stärke Chodowieckis hier nicht zu suchen und daß eine Bereicherung seiner künstlerischen Leistung nicht gewonnen worden ist. Aber wie gesagt, es fällt doch sehr viel Licht auf die nachfolgende Periode, und man muß dem Verfasser für seine umständlichen Bemühungen sehr dankbar sein. Die geschäftliche Behandlung der Kunst ist Chodowiecki geblieben; die Aufträge der Kundschaft gaben ihm die Richtung, und man darf sich nicht wundern, daß derselbe Mann Goethes Werther und Nicolai's Parodie darauf

illustriert hat. Das Wichtigste ist aber, daß die lange Geschichte seines künstlerischen Werbens uns zeigt, daß Manier und Routine der Hand doch das Naturstudium (bei aller Einsicht in seine Nothwendigkeit) nicht die tiefen Wurzeln haben schlagen lassen, die ihn vor späteren Rückfällen in nichtsagende Formengebung geschützt hätten.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, „die Persönlichkeit Chodowiecki's und ihre Beziehungen zu dem Geist ihres Jahrhunderts“ darzustellen. So sehen wir den Mann in seiner Häuslichkeit am Zeichentisch, wo freilich alle Worte kaum mehr sagen können als das Meisterblatt, *le cabinet d'un peintre*; von dieser Schilderung der Familie die um den runden Tisch beschäftigt ist, während der Vater am Fenster zeichnet, geht ein unbeschreibliches Gefühl häuslichen Behagens aus. Wir erfahren von dem sorgfamen Haushalter und seinen Bemühungen für die engere und weitere Familie, für die Gemeinde, schließlich für die Akademie;*) wir begleiten ihn auf seinen Reisen, und ein Kapitel der Art, das achte, welches die Reise nach Danzig 1773 zum Gegenstand hat, scheint mir in litterarischer Rücksicht das am besten gelungene des ganzen Buches. Indem der Verfasser das Tagebuch Chodowiecki's, das in beträchtlichen Stücken im Besitz seiner Nachkommen sich erhalten hat, und werthvolles briefliches Material zum ersten Male benutzen durfte, hat er manchen charakteristischen Zug dem früher bekannten hinzuthun können. Ein besonders glücklicher Fund ist ein langer Brief an Nicolai, worin Chodowiecki aus religiösen, ausführlich begründeten Bedenken seinem allzu freigeistigen Zeitgenossen den Vertrag aufkündigt, weiter ein so kirchenfeindliches Buch wie Nicolais Roman, Sebaldus Nothanker, illustriren zu wollen. Für die konservative Haltung der Berliner französischen Kolonie, deren wohlgewahrte kalvinistische Tradition gegenüber der neumodischen Aufklärung Chodowiecki mit größter Ueberzeugung vertrat, ist dieses Schreiben ein Dokument ersten Ranges, und es ist mir deßhalb nicht verständlich, warum es in die Anmerkungen am Schluß des Bandes versteckt worden ist, während es doch als vorzüglich bezeichnend für eine wichtige Seite der menschlichen Persönlichkeit des Künstlers in den Text gehörte. (Vielleicht aber ist es dem Verfasser erst nach der Feststellung des Textes in die Hände gekommen?) Spuren einer guten Dosis Philistrium sind nicht verwischt worden, und wirklich kann man nur mit

*) Wiederholt wird in dem Buch von „Konferenzen“ der Akademie gesprochen (z. B. S. 24, 232). Darf ich hierzu bemerken, daß diese Einrichtung zwar von der Pariser Akademie übernommen ist, daß dieses Wort aber im Französischen und Italienischen nicht ganz denselben Sinn hat wie im Deutschen. *Conférence*, *conferenza* ist eine Vorlesung. Die Akademiemitglieder in Paris mußten ab und zu einen Vortrag halten, an den sich eine Debatte anzuschließen pflegte. Die *conférences* der Pariser Akademie sind gedruckt worden. Daß es sich in Berlin um die nämliche Einrichtung handelte, geht aus Müllers Geschichte der Akademie deutlich hervor. Man würde also der Sache entsprechend im Deutschen nicht Konferenzsaal, sondern Auditorium oder Vortragssaal zu sagen haben.

einiger Heiterkeit einen Stammbuchvers lesen, der das Geschenk der Radirung: die auf Rosen schlummernde Unschuld begleitet: „Schlummern Sie immer so, holdes Mädchen, so werden Sie Gott und Menschen lieb haben — unter letzteren auch Ihr ergebenster Freund und Diener Daniel Chodowiecki.“ (S. 287) In der Würdigung des Künstlers wird eines — und ich glaube mit Glück — hervorgehoben, Chodowiecki habe zuerst wieder weite Kreise des deutschen Volkes einem Kunstgenuß zurückgewonnen, freilich durch den Reiz des Gegenständlichen; aber erst müsse man sich der Folgsamkeit des Publikums versichern, ehe man es an echte Kunstausfassung gewöhnen könne. Er illustrierte Literatur, „er wußte viel zu sagen und doch den Gedanken nicht anders auszudrücken als durch Formen, die einen selbständigen Werth behalten, auch wenn man nicht nach ihrem Inhalte fragt“ (S. 225). Gewiß hat das Publikum des vorigen Jahrhunderts Chodowiecki vornehmlich als „philosophischen Künstler“ geschätzt; die Art, wie man ihn kritisierte (F. Meyer hat in seiner Schrift über Chod. hierzu äußerst belehrende Proben gegeben) läßt darüber keinen Zweifel. Dieses Bemühen, Fühlung mit dem Publikum zu gewinnen, indem man zu seinem niederen Niveau von Kunstverständnis herabsteigt und zunächst durch das Sujet zu interessieren sucht, ist tief in unser Jahrhundert geblieben und hat jene Literatur und Geschichte illustrierende Kunst hervorgebracht, die uns jetzt gleichgültig geworden ist. Daß Chodowiecki dieses Los nicht theilt, verdankt er dem Maß von Naturgefühl, über das er verfügt, und das seine kleinen Illustrationen belebt. Nachdem das gegenständliche Interesse sich auf den kulturgeschichtlichen Antheil zurückgezogen hat, bleibt immer noch ein Rest wirklicher Kunst, den man als lebendig empfindet, selbst mit dem Vorbehalt, daß man diese Kunstleistung allerdings nicht überschätzen dürfe.

Und von dieser Stelle führt mich das Erscheinen des vorliegenden Buches zu einer allgemeinen Betrachtung. Man stellt Chodowiecki als den Illustrator der „solid = bürgerlichen Zustände“ der frivolen Kunst der deutschen Höfe des vorigen Jahrhunderts entgegen und giebt ihm die französische Kunst zur Folie. Aber es darf nicht übersehen werden, daß diese französische Kunst des achtzehnten Jahrhunderts selbst eine Gegenbewegung erzeugt hat und daß neben Boucher die Maler des dritten Standes, Chardin und Greuze, stehen. Wie sehr das Blatt, welches Chodowiecki zuerst großen Erfolg brachte, der Abschied des Jean Calas von seiner Familie, an Greuze erinnert, ist wohl allgemein zugegeben. Von Chardin sagen die Brüder Goncourt in ihrer Studie über diesen vortrefflichen Meister, die Stiche nach seinen Bildern hätten die größte Verbreitung gefunden, „une mode universelle, qui alla jusqu'à remplir l'Allemagne de mauvaises, copies allemandes de ses gravures, et à faire acheter du public, sur la seule recommandation de son nom mis faussement au bas des planches, les grossières images de Dupin l'aîné

et de Charpentier“. Aber bleiben wir in Deutschland selbst stehen. Ist es richtig, das achtzehnte Jahrhundert und seine Kunstleistung als eine „fast nur als Uebergang bedeutsame Periode“ aufzufassen und so schlechtthin von einer „Zeit des Verfalls der Künste“ zu sprechen? Berechtigt uns die Leistung des neunzehnten Jahrhunderts, so zu urtheilen? Ich selbst stehe auf dem entgegengesetzten Standpunkt, und glaube, er wird allgemein getheilt werden, sobald die deutsche Kunst des achtzehnten Jahrhunderts einmal besser bekannt ist. Denn bis jetzt muß man sie fast als eine terra incognita bezeichnen. Französische, überhaupt fremde Architekten, Bildhauer, Maler sind in großer Zahl damals bei uns thätig gewesen; aber Alles haben sie nicht gemacht. Die Bövelmann, Georg Bähr und Balthasar Neumann sind keine Franzosen gewesen, so wenig als die geistreichen Wiener Architekten der Epoche Karls VI. Das Kunstgewerbe ist im vorigen Jahrhundert im Gefolge der großen, allgemeinen Kunstthätigkeit auf eine Höhe gelangt, die unseren herzlichsten Reid erregen muß. Die prachtvollen Werke der Kunstschlosserei, der Kunsttischlerei, das Porzellan, die prächtigen Stuckdecorationen, die dekorative Plastik — sind sie nicht alle aus deutschen Händen hervorgegangen? Diese Dinge zu übersehen und zu ordnen, davon sind wir noch weit entfernt. Die Früchte der Anregungen, die Rob. Dohme's Arbeiten über die Architektur des vorigen Jahrhunderts, die Corn. Gurliitts Barockstil in Deutschland ausgestreut haben, wollen nur langsam reifen. Doch muß man dankbar der Beiträge gedenken, die aus verschiedenen Ecken her gekommen sind. Von den Malern hat Galm die Asams, Lochner hat Scheffler behandelt, Sponzel (von dem wir eine Arbeit über den Dresdener Zwinger erhoffen) hat Kloster Amorbach mit seinen Malereien gewürdigt. Gager hat uns mit der Wessobrunner Studatörerschule bekannt gemacht, Jak. Wille sehr gründlich über Bruchsal und Waghäusel geschrieben; von Fr. Schneider sind in seiner ausgezeichneten Geschichte des Mainzer Doms sowie in seiner Denkschrift zur Herstellung des kurfürstlichen Schlosses zu Mainz wichtige Mittheilungen zur Kunst des vorigen Jahrhunderts gegeben, die nun von Keller in einer Schrift über Balth. Neumann ergänzt werden. Gerland hat über die Kasseler Bauten gearbeitet — und so manches Weitere aus den letzten Jahren. Nicht Alles ist mit wirklicher Kompetenz behandelt; aber Alles ist nützlich und eröffnet einen Ausblick auf die unendliche Fülle dessen, was noch zu thun ist, auf die Schätze, die hier noch zu heben sind. Sind wir aber einmal so weit, daß wir die deutsche Kunst des achtzehnten Jahrhunderts kennen, so kommen wir in die Lage, sie künstlerisch zu würdigen, und in einer völlig neu geordneten Szenerie wird dann Manches anders beleuchtet erscheinen, als es heute möglich ist.

W. von Seidlitz, die Entwicklung der modernen Malerei. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Wattenbach. Neue Folge. Zwölfte Serie, Heft 265) 1897, 41 S.

Ein Mann, der an maßgebender Stelle unserer öffentlichen Kunstverwaltung steht, hat oft Gelegenheit, den Kopf zu schütteln, unmuthig zu

werden und sieht sich leicht veranlaßt, herrschenden Mißständen, wo eine rasche That nicht vergönnt ist, in Wort und Schrift entgegenzutreten. Während unsere Gallerien alter Meister Kunstwerke auf Kunstwerke gehäuft zeigen, liefern die öffentlichen Museen moderner Malerei ein trüb-jeliges Zeugniß des Unverständes der Landeskunstkommissionen, die die Gelder des Staates an Tagesgrößen verschwenden, welche der Zeit nicht Stand halten. Die dauerkräftigen Meister sind in diesen Sammlungen nicht oder so spärlich vertreten, daß sie in der Masse der Unwürdigen verschwinden. Nicht nur in Deutschland. Wären nicht ein paar Legate von Privaten zu Hülfe gekommen, so würde der Louvre nichts aus der Schule von Fontainebleau besitzen. In ähnlicher Weise wird durch Aufträge und Aufgaben der Monumentalmalerei eine Kunst am Leben erhalten, über die die moderne Malerei zur Tagesordnung übergegangen ist, und „einer Art von Idealismus“ das Dasein gefristet, „der mit so viel Mühe und doch so jammervollem Erfolge in den Schülern, in den höheren Töchtern, in dem Volke großgezogen wird“ (S. 31). Das Publikum ist verwirrt, und viele suchen in der Orthodogie der klassischen Meister der Vergangenheit ihren Halt: „Hier liege ein sicherer Kulturbesitz vor, der nur auf dem Weg steter Neuaufwärmung lebendig erhalten werden könne; da sie das Schöne für etwas Absolutes, überall Feststehendes halten, so kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß es neben dem Ideal der Antike noch andere gleichberechtigte Ideale, kurz neben dem Alten auch Neues geben könne.“ Diesem falschen, dogmatischen Standpunkt setzt der Verfasser die Auffassung der Relativität aller historischen Erscheinungen entgegen. (Diese Auffassung wird von den Historikern seit etwa zweihundert Jahren gepredigt, hat aber ihre Mission, wie es scheint, immer noch nicht ganz erfüllt.) „Wollte aber die moderne Kunst einen Maßstab aufstellen, für den bindende Geltung verlangt würde, so würde sie dem Grundsatz, der sie ins Leben gerufen hat, untreu werden. Dies ist die Klippe, die es zu umschiffen gilt.“ Das Kriterium des bedeutenden Kunstwerks wird dann in die Selbständigkeit und Originalität der Auffassung verlegt (was mir ein wunder Punkt der neuen Aesthetik zu sein scheint). Diese und andere gute Bemerkungen bilden den Kern eines kurzen Ueberblicks, der in zwei Vorträgen über die Malerei des neunzehnten Jahrhunderts gegeben wird.

H. von Larisch, der „Schönheitsfehler“ des Weibes. Eine anthropometrisch-ästhetische Studie. München, J. Albert, 1896. 36 S.

Die Körpermitte des menschlichen Körpers, d. h. der Punkt, an dem sich die Veine vom Kumpf losgabeln, der Spalt, liegt nicht durchaus in der nämlichen Höhe mit der geometrischen Mitte des Körpers d. h. der Hälfte der Lothlinie, die vom Scheitel bis zur Standfläche reicht. Vielmehr zeigt zwar durchschnittlich der männliche Körper, daß diese beiden Mitten zusammenfallen; dagegen liegt durchschnittlich bei dem weiblichen Körper und bei Unausgewachsenen die Körpermitte tiefer als die geometrische

Mitte. Die Künstler sagen also von einer männlichen Statue oder einem männlichen Modell, es habe die Mitte richtig; jene andere Thatsache aber nennt der gewöhnliche Sprachgebrauch: kurzbeinig. Der Verfasser der vorliegenden Studie findet in der Geschichte des weiblichen Kostüms eine bewußte „Kleiderpolitik“, bestimmt, jenen „Schönheitsfehler“ zu corrigiren d. h. die Körpermitte aus dem Naturbild wegzustreichen und durch Uebertreibung eines höherliegenden Einschnittes, der Taille, „eine hochliegende Kumpfbasis hervorzutauschen.“ Es ist nicht ohne Interesse, diese kleine Skizze der Kostümgeschichte zu verfolgen. In der bildenden Kunst aber und ihrer Darstellung des nackten Körpers, bemerkt der Verfasser, seien beispielsweise bei der mediceischen Venus die Mitten nahezu identisch (diese Statue hat übrigens keine gerade aufgerichtete Haltung, so daß die Maße der Zeichnung S. 5 nicht streng beweisen), und sonst seien häufig idealisirend „weibliche Formsilhouetten mit männlichen Körperproportionen vermischt worden“. Bei sitzenden oder liegenden Gestalten ist natürlich der „Fehler“ überhaupt leicht zu verdecken. Diesen Proportionsstudien, die von Brücke in seinem bekannten Buch, Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt, kaum berührt sind, hat der Verfasser hundert Messungen an weiblichen Modellen aus München, Paris, Mailand und Wien zu Grund gelegt. Auf einer Tafel findet man den häufigsten Typus und die Abweichungen nach beiden Seiten graphisch dargestellt. Uebrigens möchte, auch wer nicht ausübender Künstler oder Anatom ist, und also über ein ausreichendes Material zur Kontrolle nicht verfügt, vielleicht bemerken, daß erstlich selbst innerhalb eines Landes nach den Stämmen die Verschiedenheit der Proportionen groß ist, und daß zweitens jede Kunstperiode einem eigenen Formenideal folgt und also gewisse Modelle, einerlei ob sie häufig oder selten sind, bevorzugt, ohne daß man schon zu der Behauptung, die Natur werde corrigirt, Anlaß hätte.

Adolf Philippi, die Kunst der Renaissance in Italien. Erstes Buch: die Vorrenaissance. (Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen Nr. 1.) Leipzig, E. A. Seemann. 1897. 112 S.)

Ich habe diese Schrift, die Einleitung zu einer umfassenden Darstellung, mit vielem Interesse gelesen, obwohl sie sich an die weiteren Kreise wendet. Auch will ich gern davon absehen, daß ich manche Auffassungen nicht theile — die Kunst der Pisani und Giotto's als Vorrenaissance oder Protorenaissance zu betrachten, wie dieß üblich geworden ist, halte ich für gänzlich unhistorisch und verkehrt. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, war, das Maß unserer Kenntnisse und der geltenden Vorstellungen auf die anschaulichste und belehrendste Art dem nicht fachmäßig gebildeten Publikum mitzutheilen, und diese Aufgabe ist sicher eine bedeutende. Ein gutes populäres Buch schreiben, ist bekanntlich schwer, noch schwerer aber, wenn das Gebiet Kunst und Kunstgeschichte ist. Der Verfasser hat in einem längeren Vorwort die Schwierigkeiten erörtert und dabei den leider unan-

fechtbaren Satz ausgesprochen, daß die meisten kunstgeschichtlichen Bücher langweilig seien. Denn das Kunstwerk ist eine Realität, und das Wort ist eine andere. „Nun soll der abwesende Gegenstand durch seine Beschreibung vertreten werden. Aber eine Beschreibung hat keinerlei Vergnügen im Gefolge und ermüdet auf die Dauer. Eine Schilderung aber, die die Erregung des Beobachtenden miltönen läßt, wird in dem Leser wohl eine gewisse Stimmung, aber doch niemals ganz dieselbe Vorstellung hervorrufen, die der Schildernde hat und ausdrücken will. Gefühlsäußerungen endlich, die „impressionistisch“ wirken wollen oder sich mit den Mitteln der poetischen Sprache ausstatten, gefallen zwar ihren Urhebern gemeiniglich ausnehmend, der Leser wird sie aber unklar und wertlos finden“. Da der Verfasser für Diderots Kunstschriftstellerei eine Ausnahme macht, so kann man folgern, daß es in letzter Linie in einer so jungen Disziplin auf das persönliche litterarische Talent ankommt, und wir also noch nicht zu verzweifeln brauchen. So viel ist aber gewiß, daß in der Sache sehr große Schwierigkeiten liegen, auch wenn Viele ruhig darauf loschreiben und über die litterarische Qualität und Verantwortlichkeit ihres Thuns nicht nachdenken. Dem vorliegenden neuen Versuch muß eines nachgerühmt werden: Der Stoff ist mit großer Ueberlegung ausgewählt und gegliedert; dem Problematischen ist aus dem Wege gegangen; auf Vollständigkeit, wie sie die gelehrte Erudition fordert, ist verzichtet, aber das Wesentliche so deutlich herausgehoben, daß das Gedächtniß leicht die Entwicklung der Darstellung sich einprägt und wiederholt. Die Charakteristik der Künstlererscheinungen ist deutlich, und in den allgemeinen Begriffen wird kaum etwas als bekannt vorausgesetzt, sondern nach guter Pädagogenart statt üblicher Worte die Vorstellung, um die es sich handelt, klar gemacht. Das Illustrationsmaterial genügt; denn es soll den Text illustriren, nicht umgekehrt, wie wir leider häufig sehen, dem Publikum ein meist schlechtes Bilderbuch mit hinzuimprovisirtem Text geben. Vielleicht könnte der Verfasser mit dem Hinweisen auf künstlerische Beeinflussungen noch etwas sparsamer sein, da seinem Publikum gewiß wenig an den Ergebnissen einer Leidenschaft, wovon unsere Kunstkritik durchjuecht wird, gelegen ist. (Ich denke z. B. an die Stelle S. 109 über den Zusammenhang des Fiesole mit der älteren umbrischen Schule, von der zudem noch keine Vorstellung gegeben ist). Daß dagegen in Anknüpfung an die besten Traditionen der Kunstauffassung Schnaases die Künste zusammenhängend betrachtet werden, ist sehr wichtig und Beifalls würdig. Während die moderne Forschung häufiger als gut ist, die Betrachtung der einzelnen Künste verfolgt, und Mancher die Geschichte der Malerei (und allenfalls der Skulptur) für gleichbedeutend mit Kunstgeschichte hält, hat diese populäre Darstellung mit richtigem Takt eine Parallelbehandlung von Architektur, Skulptur und Malerei begonnen.

Carl Neumann.

Politische Korrespondenz.

Glossen zur Kultusdebatte im Preussischen Abgeordnetenhaufe.

Es ist nun einmal so: den breitesten Raum in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses und das größte Interesse im Lande beanspruchen die Debatten über den Kultusetat. Die Thatsache ist freudig zu begrüßen. Unser ins Materielle scheinbar ganz und gar versunkenes Geschlecht bleibt sich der überragenden Wichtigkeit idealer Fragen doch bewußt.

Zwar sind es zumeist konfessionelle Gegensätze, die am Dönhofsplatz auf einander prallen, aber die Konfessionen, so feindlich sie sich auch gegenüber stehen, sind die Träger und Vertreter — jede in ihrer Art — der geistigen und geistlichen überirdischen Mächte. Der Kampfesruf der Konfessionen, trotz seines oft bitteren und leidenschaftlichen Tones, ist in Wirklichkeit und Wahrheit doch stets der erhabene und ideale Zuruf: Es giebt höhere, wichtigere Güter, als Geld und Besitz!

Nicht Tadel, sondern Dank verdienen also die Herren, die vom 28. April bis 7. Mai in Rede und Gegenrede die Last und Hitze des Tages im Abgeordnetenhaufe getragen haben.

Was da an persönlichen spizen Bemerkungen, an oft minderwerthigen Witzleien und Wortspielen mit untergelaufen ist, kommt nicht in Betracht gegenüber den großen welt- und kulturgeschichtlichen Fragen, die angeregt und behandelt wurden.

Parität und Toleranz, Verhältniß von Kirche und Staat, Gewissens- und Religionsfreiheit, Moralthologie und Kasuistik, ultramontanes Ordenswesen und Papstthum, nichts blieb unerörtert.

Fragen wir aber nach dem thatsächlichen Ergebnis der langen Reden, so muß die Antwort lauten: ihr sachlicher Inhalt steht in keinem Verhältniß zu der grundsätzlichen Bedeutung der behandelten Gegenstände.

Naturgemäß interessiren am meisten die Zentrumsredner. Die allgemeine Auffassung ist nun einmal, daß der Ultramontanismus am schwersten zu vereinigen sei mit den nothwendigen Grundlagen wahrer Parität,

wahrer Toleranz und wahrer staatlicher Selbständigkeit. Dieser allgemeinen Auffassung trugen die Zentrumsredner ausdrücklich Rechnung, sie erkannten sie als bestehend an, erklärten sie aber für irrig und machten sich ex professo ans Werk, den Irrthum zu beseitigen. Die Reden, die diesem Zwecke dienen, füllen allein 109 Spalten des stenographischen Berichtes. Also eine ganz ansehnliche Broschüre.

Wäre diese Broschüre anonym erschienen, sie hätte wegen ihres leichten, von Unkenntniß und Oberflächlichkeit wahrhaft strotzenden Inhaltes nicht die mindeste Beachtung gefunden. Jetzt aber, weil im Abgeordnetenhause gesprochen, trägt sie als Verfasser die Namen der hervorragendsten Zentrumsabgeordneten: Roeren, Dasbach, Porstch, Bachem, Dittrich.

Unbeachtet bleibt sie also gewiß nicht, und noch weniger darf sie unwidersprochen in's Land gehen.

Ich wende mich zur Rede des Abgeordneten Dr. Dittrich. Sie war die eigentlich „große“ Rede aus dem Zentrum heraus. Ihr vorausgegangen waren die heftigen Kämpfe v. Eynern contra Dasbach—Roeren; Sattler—Friedberg contra Porstch-Bachem. Dittrich's Rede enthält die Zusammenfassung. Sie war ferner eine wohlvorbereitete Rede, auf die schon mehrere Tage vorher von Zentrumsabgeordneten hingewiesen wurde. Endlich war die Person des Redners — Dr. Dittrich ist Professor an der bischöflichen Anstalt in Braunsberg, beansprucht also den Rang und die Bedeutung eines Universitätsprofessors — dazu angethan, seinen Worten Beachtung zu verschaffen.

So ist es nicht zu verwundern, daß sich das Auftreten dieses Abgeordneten zu einem dramatischen gestaltete. Wie die Zeitungen berichteten, verließen die Abgeordneten und die Herren am Ministertische ihre Plätze und schnarnten sich um das Rednerpult; kein Wort der Rede wollten sie verlieren.

Dr. Dittrich begann mit der richtigen und bedeutsamen Erklärung: „Ich halte es durchaus für gut, daß solche Fragen, welche die vitalsten Interessen des kirchlichen und politischen Lebens berühren, hier einmal mit aller Offenheit erörtert werden“ (2321; die Seitenzahlen beziehen sich auf den stenographischen Bericht). Er wolle „mit aller Offenheit behandeln: „das Verhältniß des katholischen Beamten zum Staate, die Eidesleistung und die Toleranz“ (2321). Mit der „Toleranz“ wird dann der Anfang gemacht: „Meine Herren, was die sogenannte Toleranz anbetrifft, oder die vermeintliche Intoleranz der Katholiken, um was handelt es sich dabei? Die Intoleranz auf ihren wissenschaftlichen Ausdruck gebracht, sagt weiter nichts, als: der Irrthum soll nicht das gleiche Recht haben wie die Wahrheit; den Irrthum müssen wir bekämpfen, die Wahrheit müssen wir zu stützen und zu schützen suchen, dagegen die Personen, welchen dieser Irrthum anhaftet, behandeln wir schonend und mit christlicher Liebe. Das ist der Sinn der viel angefochtenen katholischen Toleranz“ (2321).

Etwas sachlich Unwahres ist bei feierlicher Gelegenheit, vor dem ganzen Lande, kaum jemals ausgesprochen und leider auch nicht widerlegt worden.

Das Kapitel von „der viel angefochtenen katholischen Toleranz“ ist eines der schrecklichsten der gesammten Menschengeschichte. Unter schönem Mißbrauch der christlichen Religion, des Namens und der Lehre Christi, hat die ultramontanisirte katholische Kirche seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag die Geschichte ihrer „Toleranz“ mit blutigen Schriftzügen aufgezeichnet; ihre „schonende und christliche Liebe gegenüber irrenden Personen“ äußerte sich durch Kerker, Schwert und Feuer.

Ich sage „die katholische Kirche“ und nicht etwa einer ihrer fanatischen Anhänger. Nein, die offizielle Kirche, vertreten durch die Lehraussprüche der Päpste, Konzilien, Bischöfe, Theologen, Kanonisten.

Nur die „tolerante“ Theorie und Praxis der Päpste selbst soll in wenigen aufs Geradewohl herausgegriffenen Beispielen vorgeführt werden. Und wenn irgend Etwas, so sind gerade diese Beispiele verknüpft mit dem unfehlbaren, d. h. unwandelbaren, für alle Zeiten und Verhältnisse gültig bleibenden Urtheile des „Stellvertreters Christi“. Denn „Toleranz“, d. h. das Verhalten Andersgläubigen gegenüber, ist wesentlich ein Gebiet, das dem „Glauben und der Moral“ angehört, also den Dingen, die zunächst und vor Allem der „päpstlichen Unfehlbarkeit“ unterstehen.

Urban II. stellte den Grundsatz auf, daß die Tödtung von Exkommunizirten kein Mord sei. Der Grundsatz wurde ins kanonische Recht aufgenommen und blieb stehen in der durch Gregor XIII. veranstalteten Neuausgabe des kanonischen Rechtes (Decret. Grat. c. 47 C. XXIII, 9, 5). Innocenz IV. bestimmte in der Bulle Ad extirpanda vom 15. Mai 1243 (Magn. Bullar. Rom. Luxemb. 1727, I, 91): Jeder darf einem Ketzer die gesammte Habe nehmen und sie als Eigenthum behalten; ein Haus, worin ein Ketzer gefunden wird, soll, außer wenn der Eigenthümer den Ketzer angezeigt hat, zerstört werden; der Eigenthümer wird rechtlich infam, zahlt 500 Pfund oder wird lebenslänglich im Kerker gehalten; wer immer einem Ketzer irgendwie beisteht, wird unfähig zu politischen Rechten, zur Abgabe eines gerichtlichen Zeugnisses, zur Errichtung eines Testaments und zur Erbfolge. Die Söhne und Enkel von Ketzern dürfen nie ein öffentliches Amt bekleiden.

Pius IV. wünscht der Republik Lucca Glück zu einem Gesetze, das 300 Kronen Jedem als Belohnung zuspricht, der einen der aus Lucca protestantisch gewordenen und deshalb geflohenen Bürger tödtet. Der Papst nennt dies Gesetz ein „heiliges“ und „für die Ehre Gottes“ zweckmäßiges (Dekret vom 9. Jan. 1562). Als Heinrich von Valois Aufrechterhaltung der Gewissensfreiheit in Polen beschwor, theilte ihm der Kardinalpönitentiar im Auftrage des Papstes mit, daß die Haltung des Eides eine schwere

Sünde sein würde; hätte er ihn aber geschworen mit der Absicht, ihn nicht zu halten, so wäre die Schuld geringer (Hosii Opp. II., 367; Brief des Lord Acton an die „Times“ vom Nov. 1874). Innocenz III. befiehlt, die Güter der Ketzer öffentlich zu versteigern (c. 10 X., de haeret. (V., 7.)) Pius VII. wiederholt in einer Note an seinen Wiener Nuntius aus dem Jahre 1805 dies Gebot der „Güterkonfiskation“ wegen Ketzeri, und beklagt, „daß gegenwärtig solche Zeiten der Erniedrigung wären, daß die Kirche diese ihre heiligsten Maximen gegen die rebellischen Feinde des Glaubens nicht anzuwenden vermöge.“ (Essai historique sur la puissance des Papes, Paris 1818, II., 518.) Papst Benedikt XIV. sagt in dem von ihm als Papst verfaßten Werke de synodo dioecessana (VI., c. 5, n. 2): „So elend sind unsere Zeitverhältnisse, daß in vielen Landstrichen, wo die Ketzerien herrschen, oder ungestraft um sich greifen, die Katholiken in die harte Nothwendigkeit versetzt sind, mit den Ketzern verkehren und freundschaftlich mit ihnen umgehen zu müssen.“ Im Jahre 1869 vereinbarte die südamerikanische Republik Ecuador mit Papst Pius IX. ein Konkordat und ein Staatsgrundgesetz. Aus letzterem sind die Bestimmungen: „Die katholische Religion ist Staatsreligion mit Ausschluß aller anderen. Niemand kann Wähler oder Gewählter sein, noch irgend ein Staatsamt bekleiden, ohne sich zur katholischen Religion zu bekennen. Jeder, der einer von der Kirche verurtheilten Gesellschaft angehört, geht aller seiner staatsbürgerlichen Rechte verlustig.“ Am 4. März 1876 erklärte Pius IX. in einem Breve an den Erzbischof von Toledo: „Noch einmal protestiren wir dagegen, daß die Toleranz der nicht-katholischen Kulte Gesetzeskraft erlangt. Wir protestiren dagegen als gegen eine Verletzung der Wahrheit und der Rechte der katholischen Kirche. Würde diese Duldung zur Thatsache, so wäre damit der Verbreitung des Irrthumes Thür und Thor geöffnet.“ (Martens, Kirche und Staat, S. 67.) Damit wiederholte der Papst nur, was er schon in den Allocutionen Acerbissimum und Nemo vestrum vom 27. Sept. 1852 und vom 26. Juli 1855 feierlich ausgesprochen hatte: die katholische Religion ist allein berechtigt, Staatsreligion zu sein (vgl. Syllabus, prop. 77. 78. 79.).

„Das ist — um die Worte des Abg. Dittrich zu gebrauchen — der wahre Sinn der katholischen Toleranz;“ das sind die Grundsätze, die auch heute noch von der römischen Kirche überall da angewendet werden, wo sie die Macht in Händen hat.

„Die schonende und christliche Liebe gegen die irrenden Personen,“ die Herr Dittrich betont, wollen wir uns durch das Verhalten der Römischen Inquisition etwas veranschaulichen.

Daß die römische Inquisition eine wesentlich kirchlich-geistliche Einrichtung sei, ein Glaubensgerichtshof, dessen oberster Richter der Papst als „Stellvertreter Christi“ ist, dessen Weisiger Kardinäle, Bischöfe, Prälaten, Mönche sind, muß ich als bekannt voraussetzen. Sixtus V.

gab diesem obersten Glaubensgericht seine heute noch bestehende Verfassung. Es führt die offizielle Bezeichnung: *Sacra Congregatio Romanae et Universalis Inquisitionis* oder *Congregatio Sancti Officii* (vgl. Reusch, der Prozeß Galilei und die Jesuiten, Bonn 1879, S. 69 ff.).

Die Grundsätze, nach denen die Inquisition gegen die „Ketzer“ verfuhr, spricht mit dankenswerther Offenheit ein berufener Zeuge aus, der Jesuit Petra Santa, der Lebensbeschreiber eines der thätigsten Mitglieder der Inquisition, des Jesuiten-Kardinal Bellarmin: „Zu Rom wird wegen der ersten Ketzerei Niemand mit dem Tode bestraft, wenn er nicht ein Häresiarch ist; er wird vielmehr, nachdem er die Ketzerei abgeschworen, nur gezüchtigt und dann entlassen. Nur diejenigen, welche in dieselbe Ketzerei zurückgefallen sind, werden zum Tode verurtheilt; aber nicht lebendig verbrannt, sondern erst erdroffelt und dann verbrannt, falls sie sich vor dem Tode bekehren und ihren Irrthum aufgeben. Wenn sie hartnädig bleiben, werden sie allerdings lebendig verbrannt; aber das geschieht nicht aus Härte, sondern in der Hoffnung, ihnen die Hartnäckigkeit auszukochen (*spe excoquendae ipsorum pertinaciae*) und sie durch die Größe der Strafe wenigstens zum Bekenntniß des wahren Glaubens zu bewegen.“ (*Notae in ep. Petri Molinaei ad Balzacum, Antrv. 1633, p. 230.*)

Diese cynisch-frivole Theorie des Auskochens wurde dann auch praktisch gehandhabt.

Im Jahre 1533 wurde der Minorit Giovanni Mollio und ein Peruginer gehängt und dann verbrannt; 1558 wurde der Waldenser-Prediger Gianlobovico Pasquali lebendig verbrannt (*Cantu Heretici II, 338*). Am 27. Juni 1566 wurde Pompeo di Monti, als rückfälliger Ketzer enthauptet und dann verbrannt. Das Lebendig-Verbrennen wurde ihm für Zahlung von 7000 Scudi erlassen (*Mutinelli Storia arcana I, 48; Schelhorn, De vita Phil. Camerarii, 1740*). Am 4. Oktober 1567 wurden Pietro Carnesecchi und ein Franziskaner-Konventuale enthauptet und dann verbrannt. Siebzehn andere Schuldige wurden theils zur Einmauerung (*serrati in perpetuo fra dui muri*), theils zu lebenslänglichem Gefängniß, theils zur Galeerenstrafe verurtheilt (Aus dem Bericht des Venet. Gesandten bei Mutinelli, I, 73). Am 28. Mai 1569 wurden in Gegenwart von 22 Kardinalen vier unbußfertige Ketzer zum Feuertode verurtheilt (A. a. O.) Am 3. Juli 1570 wurde Onio Palcario, obschon er wiederrief, gehängt und verbrannt (*Mutinelli I, 80*). Im Jahre 1581 wurde ein ketzerischer Engländer lebendig verbrannt. Im Jahre 1583 wurden zwei reumüthige Ketzer gehängt und enthauptet; ein hartnäckiger wurde in Gegenwart eines großen Theiles der Bevölkerung langsam verbrannt: *mori nel fuoco a poco a poco* (Bericht des Venet. Gesandten bei Mutinelli, I, 139). Bezeichnend ist, daß derselbe Papst Gregor XIII, der diese Urtheile bestätigte, im Jahre 1584 einen Priester, der 44 Mordthaten begangen hatte, begnadigte

(Mutinelli, I, 154 Bericht vom 13. Januar 1584). Unter Sixtus V wurde Bartolomeo Bartoccio verbrannt (Cantù, Heretici, II, 345). Unter Clemens VIII wurde abermals ein keßerischer Engländer lebendig verbrannt, nachdem man ihm zuvor die Hände abgehauen, die Zunge ausgerissen, einen Maulkorb angelegt und die Seiten mit Fackeln versengt hatte (Nuova Antol. 1877, 34. 298; Lettres du Card. d' Ossat, Amst. 1714, I, 545). Am 17. Februar 1600 wurde Giordano Bruno lebendig verbrannt (Siegwart, Lebensgesch. G. Bruno's, Tüb. 1880, S. 37). Am 5. Juli 1610 wurde der Franziskaner Fulgentio Manfredi lebendig verbrannt (Gibbins, Were heretics ever burned alive at Rome? London 1852, p. 32. 51). Im Jahre 1617 wurde ein lahmer Bettler, der sich auf einem Karren von zwei Hunden ziehen ließ, hingerichtet, weil man die Hunde für Teufel hielt (Nuova Antol. 1877, 34. 298; Meine Schrift: Religion oder Aberglaube? S. 75; Döllinger = Neusch, Selbstbiographie Bellarmin's, S. 235 ff.)

Man sieht, wie zutreffend vom ultramontanen Standpunkt aus Leo X. die von Luther aufgestellte 34. These als „keßerisch“ verdammt: „Keßer zu verbrennen, ist gegen den Willen des heil. Geistes“ (Bulle Exsurge Domine vom 16. Mai 1520). Das Verbrennen der Keßer war in Rom etwas so gewöhnliches, daß Bischof Georg Stobäus von Lavant mit Bezug auf die Vertreibung der Keßer aus Oesterreich schreiben konnte: „Warum sollen von hier die nicht vertrieben werden, die in Rom verbrannt würden“ (Epp. ad diversos, Venet. 1749, p. 138).

Daß dieser Geist der blutigen „Toleranz“ auch heute noch in der katholischen Kirche lebendig ist, mögen uns drei echt katholische Stimmen aus unserm Jahrhundert und aus unserer Zeit bezeugen.

Der Jesuit J. B. Wenig, k. k. Professor der Theologie und im Jahre 1866 Rektor magnificus der k. k. Universität Innsbruck, vertheidigt ausdrücklich die Gerechtigkeit der Todesstrafe gegen Keßer und giebt die Erklärung ab: „Wir haben gesehen, daß die kirchliche Inquisition mit den modernen Ideen über Toleranz, Aufklärung und Humanität sich nicht vereinbaren läßt. Aber dessenungeachtet rufe ich: Es lebe die kirchliche Inquisition! Denn jene Ideen sind nicht bloß unchristlich, sondern auch unvernünftig; die Mission der Kirche aber, die durch Inquisition über die Reinheit der Glaubens- und Sittenlehre wacht, ist eine göttliche und darum unabhängig von dem Zeitgeiste und den Zeitumständen“ (Ueber die kirchl. und polit. Inquisition S. 65. 72. 74. Echt jesuitisch ließ Wenig die Schrift pseudonym (Theophilus Philaethes) erscheinen. Erst später wurde er als Verfasser bekannt; vgl. Theol. Lit.-Bl. 1875, 530. 573; Neusch, der Prozeß Galilei und die Jesuiten, S. 469).

Dr. von Hefele, Bischof von Rottenburg, schreibt in einem Briefe vom 3. Dezember 1870: „Es fehlt wahrlich nicht am Willen der Hierarchie, wenn nicht im 19. Jahrhundert wieder Scheiterhaufen aufgerichtet werden“ (v. Schulte, der Ultrakatholizismus, S. 225).

Die kirchliche unter den Augen des Papstes in Rom erscheinende Zeitschrift *Analecta ecclesiastica*, enthält in einem Aufsatz aus dem Jahre 1895 den Ausruf: „Seid begrüßt ihr flammenden Scheiterhaufen.“ Das genaue Citat vermag ich nicht zu geben, weil mir die Zeitschrift augenblicklich nicht zur Hand ist; aber seine Richtigkeit ist verbürgt.

Wäre es also dem Abg. Dittrich wirklich ernst gewesen mit seiner Erklärung: „Fragen des vitalsten Interesses für kirchliches und politisches Leben mit aller Offenheit erörtern zu wollen,“ so hätte er dies und Aehnliches (es läßt sich beliebig vermehren) als theoretische und praktische Toleranz der katholischen Religion hervorheben müssen. Jedenfalls hätte er aber nicht den ganz und gar unwarhen Satz vom Rednerpult des Abgeordnetenhauses herab sprechen dürfen: „Die katholische Intoleranz auf ihren wissenschaftlichen Ausdruck gebracht, besagt weiter nichts als: der Irrthum soll nicht das gleiche Recht haben wie die Wahrheit. Die Personen, welchen der Irrthum anhaftet, behandeln wir schonend und mit christlicher (!) Liebe“ (2321).

Doch ich will Herrn Dittrich nicht der bewußten Unwahrheit beschuldigen. Der Vorwurf der Unwissenheit aber kann ihm, wie so vielen anderen gut gläubigen Katholiken, nicht erspart bleiben. Es geht dem Abg. Dittrich wie seinem berühmten Gesinnungsgeossen, dem Grafen de Maistre. Dieser „gelehrte“ und glänzende Vertheidiger der katholischen Religion schrieb *optima fide*, trotz Römischer Inquisition, trotz so vieler Bullen der Päpste, die pathetischen, aber im Lichte der Wahrheit und Geschichte wie Hohn klingenden Worte: „Nie hat der Priester das Schaffot aufgerichtet. Er besteigt es nur als Märtyrer oder als Tröster. Er predigt nur Barmherzigkeit und Gnade, und auf allen Punkten des Erdkreises hat er kein anderes Blut vergossen, als das seinige. Wollt ihr den wahren priesterlichen Geist über diesen Punkt kennen lernen, so studirt ihn in den Ländern, wo der Priester das Szepter getragen hat oder noch trägt. In der Regierung der Päpste muß sich der wahre Geist des Priesterthums in der unzweideutigsten Weise bekunden“ (*Lettres sur l'inquisition d'Espagne* bei Döllinger-Neufsch, *Selbstbiographie Bellarmins*, S. 240).

So phantastirt katholische Frömmigkeit, die nichts weiß von dem echten Wesen ultramontaner „Toleranz.“

Der Abgeordnete Dittrich fährt fort:

„Ich komme nun zu dem anderen Satz, welcher behauptet, daß die katholischen Beamten, wenn sie ganz und voll auf dem Boden ihrer Kirche stehen, dadurch gehindert seien, dem Staate gegenüber ihre Pflichten voll zu erfüllen.“

„Meine Herren, dem gegenüber muß ich hier mit aller Entschiedenheit behaupten, daß die Grundsätze der katholischen Kirche über deren Verhältniß zum Staate mit den Ansprüchen eines geordneten Staatswesens durchaus vereinbar sind.“

„Was dann gewisse Aussprüche von Päpsten angeht, die man gegen uns so häufig anführt, so möchte ich Sie erinnern an eine Aeußerung, welche die deutschen Bischöfe in einem Hirtenbriefe von 1871 über diese Sache gethan haben, und die deutschen Bischöfe sind doch vor allen Dingen die legitimen Erklärer kirchlicher Kundgebungen. Da heißt es wörtlich:

„Alle anderen Bullen (außer der Bulle Unam sanctam),

— auf die ich gleich komme —

die zumeist von den Gegnern hervorgehoben werden, sind nicht dogmatischer Natur;“

— das sagen unsere deutschen Bischöfe! —

— Und nun, meine Herren, die berühmte Bulle Unam sanctam von Bonifazius VIII.! Alle Theologen von Autorität stimmen darin überein, daß nur der Schlußsatz dieser Bulle dogmatischen Charakter hat, dagegen nicht die ganze Reihe der Beweisgründe, die zu diesem Satze geführt haben. Dieser Satz lautet, daß dem römischen Papste jede menschliche Kreatur unterworfen sei. Nun frage ich: worin denn unterworfen? — Ich antworte: nicht in temporalibus, sondern in spiritualibus. Es wird gegenüber den Ansprüchen des französischen Königthums, von allen, auch den kirchlichen Gesezen eximirt zu sein, nur behauptet, daß auch die Fürsten den kirchlichen und päpstlichen Bestimmungen in Sachen des Glaubens und der Sitte unterstehen, an dieselben gebunden sind. Ich will Ihnen einen gewiß authentischen Erklärer dieser Bulle Unam sanctam Bonifazius' VIII. anführen, und das ist kein anderer als Bonifazius VIII. selbst.

„Als er vernommen hatte, wie man in Frankreich diese Bulle auslegte, hat er in dem Konfistorium vor den versammelten Kardinalen folgende Worte gesprochen: „40 Jahre sind es her, seit wir uns Kenntniß im Rechte angeeignet haben, und wir wissen, daß zwei Gewalten von Gott angeordnet sind. Wir sagen es, daß wir uns in nichts die Gerichtsbarkeit des Königs anmaßen wollen. Aber weder der König noch ein anderer Christ kann leugnen, daß er in Ansehung der Sünde — d. h. wo es sich um Uebertretung eines Sittengesetzes handelt — uns unterworfen ist.“

„Ja, meine Herren, das klingt doch etwas anders. Wenn aber die Päpste in der Ausübung ihrer Strafgerichtsbarkeit soweit gingen, die Fürsten der Herrschaft über katholische Unterthanen für unwürdig und des Thrones für verlustig zu erklären, nun, das geschah eben aus den Anschauungen jener Zeit heraus, das war mittelalterliches Staatsrecht. Und daß dies auch die Auffassung der höchsten kirchlichen Kreise ist, will ich Ihnen beweisen mit einem Worte des Papstes Pius IX., der im Jahre 1871 in einer Rede darauf hingewiesen hat, daß die früheren Rechte der Päpste, insbesondere die Befugniß, Könige abzusetzen, in der von dem damaligen öffentlichen Rechte anerkannten Autorität des Papstes ihren Grund haben, daß demnach nur böswillige Auslegung — malitia, sagt er, — in den Lehren des vatikanischen Konzils eine Gefahr für die modernen Staaten

erblicken könne. Meine Herren, die von mir zitierte Kundgebung Pius IX. steht zu lesen in einem italienischen Buche, welches unter den Augen Pius IX. 1872 in Rom gedruckt ist: *Discorsi del Sommo Pontefice Pio nono.**) Mit den Ansprüchen der Päpste in temporalibus, mit ihrer prä-tendierten Einmischung in die weltlichen Angelegenheiten der Fürsten und Staaten ist es demnach so arg nicht, und daraus folgt, daß auch treu katholische Beamte durch nichts gehindert sind, bei aller Treue gegen die Kirche auch dem Staate treu zu dienen.“ (2322. 2323).

Hier ist buchstäblich Alles falsch und unwahr.

Falsch und unwahr ist, „daß die Grundsätze der katholischen Kirche über deren Verhältniß zum Staate mit den Ansprüchen eines geordneten Staatswesens durchaus vereinbar sind.“ Ja, wenn man unter „geordneten“ Staatswesen ein Staatswesen versteht, das dem römischen Papste in Allem, in Gesetzgebung, in Militär- Steuer- und Beamtenwesen, in Schulen und Kadettenhäusern, in Wissenschaft und Kunst untergeordnet ist, ja dann sind „die Grundsätze der katholischen Kirche mit ihm vereinbar.“ Bedeutet aber „geordnetes“ Staatswesen einen freien, unabhängigen selbständigen Staat, so sind diesem die „katholischen“ Grundsätze entgegengesetzt wie Wasser dem Feuer.

Die noch heute bei allen katholischen Theologen und Kanonisten geltende Lehre über Kirche und Staat ist, daß der Papst, als Papst, die Gewalt habe, wenn es „das Seelenheil“, oder „das geistliche Wohl“ erfordert“, jedes staatliche Gesetz, jede staatliche Verordnung für null und nicht zu erklären; daß die Kirche (d. h. der Papst) in jeder Beziehung, auch in weltlich-politischer, über dem Staate stehe. Aus Schriften aller Theologen, die über Kirche und Staat schreiben, diese „Grundsätze“ zu beweisen, ist überflüssig, da sie offenkundig und zweifellos sind. Sollte Herr Dittrich anderer Auffassung sein über „die Grundsätze der katholischen Kirche“, so wäre das ja recht schön, hätte aber leider herzlich wenig zu bedeuten. Ueberdies würde Herr Dittrich, falls er seine abweichende Auffassung außerhalb des Abgeordnetenhauses öffentlich ausspräche, sehr bald erfahren, daß er entweder „laudabiliter“ widerrufen muß, oder daß in der katholisch-ultramontanen Kirche für ihn kein Platz mehr ist. Er versuche es nur einmal!

„Was dann gewisse Aussprüche von Päpsten angeht“, und besonders die berühmte Bulle *Unam sanctam* von Bonifazius VIII., so beweist Herr Dittrich abermals, daß die Unwissenheit über solche Sachen auch bei gebildeten Katholiken sehr groß ist.

Falsch und unwahr ist die Behauptung, „daß alle Theologen von Autorität darin übereinstimmen, daß nur der Schlußsatz dieser Bulle

*) Die italienischen Schnitzer sind Herrn Dittrich's Werk; es muß heißen: *Discorsi del Sommo Pontefice.*

„dogmatischen Charakter“ hat. Das Gegentheil ist Wahrheit, d. h. „alle Theologen von Autorität“ lehren, daß die ganze Bulle „dogmatischen Charakter“ habe. Herr Dittrich beruft sich unmittelbar vorher auf „den Hirtenbrief der Deutschen Bischöfe vom Mai 1871“, da die „Deutschen Bischöfe doch vor allen die legitimen Erklärer kirchlicher Kundgebungen seien.“ Nun, was sagen die Deutschen Bischöfe in der von Herrn Dittrich angeführten Kundgebung über die Bulle Unam sanctam? „Von allen Bullen, welche die Gegner als staatsgefährlich bezeichnen, ist nur eine — die Bulle Unam sanctam — dogmatisch. Diese ist aber zugleich von einem allgemeinen Konzil (dem 5. Laterankonzil) angenommen und es müßte demnach die Unfehlbarkeit der allgemeinen Kirchenversammlungen und der Kirche ebenso gefährlich für den Staat sein, wie die der Päpste.“

Also „die legitimen Erklärer kirchlicher Kundgebungen“ erklären ausdrücklich die ganze Bulle für dogmatisch und führen ihre unbestreitbare, verbindliche Autorität ausdrücklich auf die kirchliche, d. h. päpstliche „Unfehlbarkeit“ zurück.

Auch hierüber herrscht unter katholischen Theologen und Kanonisten Einstimmigkeit. Meinungsverschiedenheit besteht nur darüber — vielleicht schwebte dies Herrn Professor Dittrich dunkel vor, — ob der ganze Inhalt der Bulle de fide, d. h. Glaubenssatz sei, oder ob nur der Schlußsatz einen Glaubensartikel enthalte.

Falsch und unwahr ist die Behauptung, daß der Schlußsatz der Bulle nur die Unterwerfung unter den Papst in spiritualibus und nicht in temporalibus ausspreche. Die Wahrheit ist, daß die Unterwerfung in geistlichen und weltlichen Dingen nicht nur ausgesprochen, sondern als Glaubenssatz erklärt wird.

Falsch und unwahr ist die Behauptung, Bonifaz VIII. selbst habe in den vom Abg. Dittrich angeführten Worten die „authentische“ Erklärung abgegeben, seine Bulle bezöge sich nur auf die spiritualia.

Diese Worte Bonifaz' haben mit der Bulle Unam sanctam nichts zu thun, sondern sie richten sich gegen eine in Frankreich in Umlauf gesetzte Fälschung der Bulle, die den Papst als Oberlehnsherrn Frankreichs hinstellte und ihm eine solche Macht über den König zusprach, daß dieser in keiner Weise mehr souverän sei. Nur dagegen wandte sich Bonifaz VIII.

Aber auch wenn die angeführten Worte Bonifaz' sich auf die Bulle Unam sanctam bezögen, wie der Abg. Dittrich unrichtig behauptet, weiß Herr Dittrich denn nichts von der Lehre der „indirekten“ Gewalt der Päpste über das Weltlich-Politische, daß nämlich der Papst „als höchster Wächter des Sittengesetzes“ das Recht habe, ratione peccati über alle menschlichen Handlungen, soweit sie mit der Moral in Verbindung stehen, zu urtheilen? Und gerade diese „indirekte“ Gewalt betont Bonifaz in jenem Ausspruch. Der Abg. Dittrich möge die berühmte Depesche des Kardinal-Staatssekretär Antonelli an den Pariser Nuntius Mgr. Chigi

vom 19. März 1870 lesen — sie wäre übrigens auch eine sehr geeignete Leseung für unsere Staatsmänner — dort wird die „mittelalterliche“ Theorie der „indirekten“ päpstlichen Uebergewalt klar und deutlich ausgesprochen.

Die Bulle Unam sanctam (vom Jahre 1302) ist die dogmatische und biblische Begründung der schon in der Bulle Auscultata fili (vom Jahre 1301) ausgesprochenen Ansprüche: „Der Papst nahm in der Bulle Auscultata fili das Recht in Anspruch, das gesammte französische Staatswesen zu ordnen und zu regeln, und erließ die Bulle Unam sanctam zu dem Zwecke, um die geltend gemachten Forderungen hierokratisch zu begründen.“ So der Katholik Martens a. a. O. S. 40. Und Bischof von Hefese — also auch ein „legitimer Erklärer kirchlicher Kundgebungen“ — schreibt mit Bezug auf die feierlichen Kundgebungen Bonifaz VIII.: „Wer das Recht besitzt, in einem Reiche zu ordnen, auszureißen, zu bauen und für gute Verwaltung zu sorgen, ist der wirkliche Obere desselben“ (Konziliengeschichte VI, 299). Will Herr Dittrich sich unterrichten über Inhalt und Bedeutung der Bulle Unam sanctam, sowie überhaupt über die „Grundsätze der katholischen Kirche in Bezug auf ihr Verhältniß zum Staate“, so möge er sich die Civiltà Cattolica anschaffen. Diese römische Zeitschrift erhielt durch päpstliches Breve vom 12. Februar 1866 offiziellen Charakter; sie durfte un widersprochen schreiben: „Wir sind zwar nicht die Urheber der päpstlichen Gedanken, nicht unsere Inspirationen sind es, nach denen der Papst handelt und redet, aber wir sind allerdings das getreue Echo des römischen Stuhles“ (vgl. Beilage zur Allg. Ztg. 19. u. 20. Nov. 1869).

Soll ich noch weitere päpstliche Kundgebungen anführen, wodurch die Päpste sich als politische Großkönige erklären, sich das Recht zuschreiben, in alle inner-politischen Angelegenheiten aller Staaten einzugreifen? Wie viele der wichtigsten Gesetze und Staatsverfassungen sind nicht im Laufe der Zeit vom Papste für „null und nichtig“ erklärt worden, angefangen vom Sachsenspiegel und der Magna charta bis zum österreichischen Staatsgrundgesetz (1867) und den preussischen Majgesetzen (1875)? Sind solche Eingriffe „vereinbar mit einem geordneten Staatswesen?“

Falsch und unwahr ist die Behauptung, das von den Päpsten beanspruchte und geübte Absetzungrecht über Könige und Fürsten sei „mittelalterliches Staatsrecht“ gewesen. Nein, es war ein „Recht“, das die Päpste zu besitzen behaupteten als Päpste, d. h. als „Stellvertreter Christi“, ganz unabhängig von „mittelalterlichem Staatsrecht“. In allen Absetzungsbullen, und es giebt deren viele, wird diese Auffassung klar und deutlich zum Ausdruck gebracht. Nur die Bulle Regnans in excelsis vom 25. Februar 1570 will ich anführen, wodurch Pius V. die evangelische Königin Elisabeth von England absetzte: „ . . . Gestützt auf die Autorität Gottes erklären wir aus apostolischer Machtvollkommenheit,

die genannte Kaiserin Elisabeth beraubt des angemessenen Rechtes über jenes Reich und jeglichen Eigenthumes, jeglicher Würde, jeglichen Vorrechtes. Und ebenso seien alle Unterthanen von jeder Pflicht der Lehensstreue und des Gehorsams auf immer entbunden, und wir entsetzen besagte Elisabeth ihres angemessenen Reiches.“ Ähnlich lauten alle anderen Absetzungsbullen.

Falsch und unwahr ist die Behauptung, Pius IX. habe in einer Rede aus dem Jahre 1871 „darauf hingewiesen, daß die Befugniß der Päpste, Könige abzusetzen, in der von dem damaligen öffentlichen Rechte anerkannten Autorität des Papstes ihren Grund habe.“

Die Rede wurde von Pius IX. am 20. Juli 1871 gehalten; ihre Hauptstelle lautet: „Unter allen Irrthümern der heutigen Zeit ist keiner boshafter, als jener, welcher der Unfehlbarkeit das Recht zusprechen würde, Könige abzusetzen und die Völker ihrer Unterthanenpflicht zu entbinden. Dieses Recht ist ohne Zweifel von den Päpsten von Zeit zu Zeit in äußersten Fällen ausgeübt worden; es hat aber nichts mit der Unfehlbarkeit zu thun, noch entspringt es aus der Unfehlbarkeit, wohl aber aus der Autorität des Papstes. Ueberdies wurde in jenen Zeiten des Glaubens, welche in dem Papste ehrten, was er ist, d. h. der höchste Richter der Christenheit, die Ausübung dieses Rechtes, gestützt auf das öffentliche Recht und die gemeinsame Uebereinstimmung der Völker, öfter ausgedehnt auf die höchsten Interessen der Staaten und ihrer Herrscher. Durchaus verschieden sind aber die Bedingungen der Jetztzeit von den damaligen Bedingungen, und übler Wille allein kann Dinge verwechseln, so verschieden an sich, wie das unfehlbare Urtheil über Wahrheiten göttlicher Offenbarung mit dem von den Päpsten kraft ihrer Autorität ausgeübten Rechte, wenn das öffentliche Wohl es verlangte.“ (Martens, a. a. O. S. 71.)

Unmißverständlich ergibt sich also: Pius IX. weist zwar die Beziehung des päpstlichen Absetzungsrechtes zur päpstlichen Unfehlbarkeit zurück, erkennt aber das Absetzungsrecht als ein in der höchsten Autorität liegendes und aus ihr „entspringendes“ ausdrücklich an. Pius IX. erklärt, daß die „Ausübung“ dieses päpstlichen „Rechtes“ sich zwar öfter auf das öffentliche Recht „gestützt“ habe, betont aber, daß die Völker bei dieser „Stützung“ dem Papste nur gaben, was er auch aus sich schon besaß und dadurch nur anerkannten, „was er ist.“ Pius IX. giebt die Verschiedenheit der mittelalterlichen Zustände von den heutigen zu, hält aber das formale „Recht“ der Päpste, Fürsten abzusetzen, auch für heute aufrecht.

Sein Vorgänger und Namensgenosse, Pius VII. hatte noch im Jahre 1805 in einer Note an den Nuntius in Wien hervorgehoben, daß das „Absetzungsrecht“ zu den „heiligsten Rechten“ des Papstes gehöre.

Auf diesem Standpunkt stand auch Pius IX. Die Darstellung, die der Abg. Dittrich von der Ansicht des Papstes gegeben hat, ist also eine Fälschung der päpstlichen Worte.

Uebrigens, und das zu betonen ist wichtig, auch wenn Pius IX. wirklich gesagt hätte, das päpstliche Absetzungrecht sei „mittelalterliches Staatsrecht,“ so würde das nicht die Wahrheit dieses Ausspruches, sondern nur die Unwissenheit des päpstlichen Redners beweisen. Es würde beweisen, daß Pius IX. die Absetzungsbullen seiner Vorgänger nie gelesen hat.

Herr Dittrich fährt fort (2323):

„Nun komme ich noch auf den dritten Punkt, gewisse Auffassungen der Moraltheologen, die nicht vereinbar sein sollen mit den Grundbedingungen eines geordneten Gesellschaftslebens und den Pflichten eines treuen Unterthans. Der Herr Dr. Friedberg hätte sich etwas vorsichtiger ausdrücken sollen. Es handelt sich nicht sowohl um Aussprüche von Moraltheologen, als um Aufstellungen von Kasuisten, und das ist doch wohl ein Unterschied.

„Ich nehme keinen Anstand, hier öffentlich zu erklären, daß manche Aufstellungen der Kasuisten, auch des berühmten Kasuisten Alphons Liguori, z. B. über die restrictio mentalis, die in ganz außergewöhnlichen Fällen bei der Eidleistung zulässig sein solle, von der bedenklichsten Art sind. Aber, meine Herren, was geht uns das an, wenn irgend ein Theologe aus dem vorigen Jahrhundert, der gar nicht einmal unserer Nation angehört, der im Süden von Italien unter ganz anderen Verhältnissen lebte, Aufstellungen macht, die von deutschen Theologen als höchst bedenklich bezeichnet worden sind? Man möge uns doch beurtheilen nicht nach den wissenschaftlichen Arbeiten der Spanier oder der Italiener oder der Portugiesen oder der Brasilianer, sondern nach deutscher katholischer wissenschaftlicher Literatur, nach Grundsätzen, die sich finden in unseren wissenschaftlichen Werken, also in ethischen Fragen in der Moraltheologie der katholischen Theologen Deutschlands. Ich muß dem Staate und den Politikern das Recht bestreiten, uns mit dem Maßstabe der Italiener oder der Theologen vergangener Zeiten, die eben nur einfache Gelehrte sind ohne alle öffentliche Autorität, zu messen und nicht mit dem Maßstabe der katholischen Wissenschaft Deutschlands.

„Nun, meine Herren, was nun z. B. diesen Alfons von Liguori anbetrifft, so geben auch seine begeistertsten Verehrer offen zu, daß die Belobigungen, die diesem Theologen von autoritativer päpstlicher Seite zu Theil geworden sind, durchaus keine förmliche Approbation aller einzelnen Sätze bedeuten können und sollen.“

Was hier Herr Dittrich von dem Unterschiede zwischen „Moraltheologen“ und „Kasuisten“ erzählt, ist, gelinde gesagt, eine Fabel. Gerade „dieser Alphons von Liguori“ — für einen „Kirchenlehrer“ und „Heiligen“ der katholischen Kirche eine etwas merkwürdige Bezeichnung im Munde eines Professor der katholischen Theologie — ist „Moraltheologe“ par excellence, er ist der Fürst und Führer der „Moraltheologen.“

Herrn Dittrich ist ja, wie wir gesehen haben, vieles eine terra incog-

nita; daß ihm aber die beiden päpstlichen unfehlbaren Dekrete vom 11. März und 7. Juni 1871 über „diesen Alphons von Liguori“ unbekannt sind, ist stark.

Sie lauten:

„In diesen unsern Tagen rühmen die Völker so sehr seine Weisheit und ist die Kirche so voll seines Lobes, daß die meisten Kardinäle der heil. Römischen Kirche, fast alle Bischöfe der ganzen Welt, die Generaloberen der religiösen Orden, die Theologen berühmter Lehranstalten, hochgeachtete Kollegiatstifte und gelehrte Männer aus allen Preisen Bittschriften eingereicht haben, in denen sie gemeinsam den einen Wunsch aussprachen, daß der heil. Alphons von Liguori durch den Titel und die Ehre eines Lehrers der Kirche ausgezeichnet werde.“ „Wir wollen und befehlen, daß alle Bücher, Commentare, Werke und Schriften dieses Kirchenlehrers (Liguori), kurz Alles, was von ihm stammt, gerade so wie die Werke der anderen Kirchenlehrer (Augustin, Chrysostomus u. s. w.) nicht bloß privatim, sondern öffentlich auf Gymnasien, Akademien, Schulen, Kollegien, in Vorlesungen, Disputationen, Predigten zitiert, vorgelesen und benützt werden.“

„Dieser Alphons von Liguori“ ist also für den katholischen Theologen und Seelsorger weder „ein Theologe aus dem vorigen Jahrhundert“, noch „ein Italiener, Spanier, Portugiese oder Brasilianer vergangener Zeiten“, sondern er ist ganz einfach ein „Kirchenlehrer“, dessen „Bücher, Commentare, Werke und Schriften, kurz Alles, was von ihm stammt“, so lange das höchste Ansehen in der katholischen Wissenschaft besitzen werden, als die päpstliche Unfehlbarkeit dauern wird, die ihm dieses Ansehen zugesprochen hat.

Wenn Herr Dittrich „die Aufstellungen dieses Alphons von Liguori über die restrictio mentalis bedenklichster Art“ nennt, so hat er gewiß Recht, sie sind geradezu niederträchtig; aber, wie schon oben, rathe ich Herrn Dittrich auch hier, seine Behauptung nicht außerhalb des Abgeordnetenhauses öffentlich in einer Schrift oder Zeitung zu wiederholen. Er würde sich von Rom unfehlbar ein unfehlbares Quem ego schärfster Tonart ziehen. Warum dieß Quem ego nicht ins Abgeordnetenhaus fährt, werde ich gleich sagen.

Wie Anfang und Mitte, so enthält auch der Schluß der Dittrichschen Rede grobe Schnitzer, es heißt da:

„Es ist anerkannt, daß die Seelsorger nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet sind, die Meinungen der Kasuisten zu verlassen, wenn sie ihre eigene Ansicht für besser begründet halten, und der eigenen Auffassung zu folgen“ (2324).

Ein Vertreter „deutscher katholischer wissenschaftlicher Literatur“, der ja Herr Dittrich vor italienischer, spanischer, brasilianischer Theologie

unbedingt den Vorzug giebt, möge den Herrn Abgeordneten über die gänzliche Falschheit seiner Ansicht belehren. Der „Moraltheologe“, nicht „Kasulist“, A. Lehmkuhl S. J., dessen „Moraltheologie“ in den meisten Priesterseminaren Deutschlands im Gebrauche ist, schreibt vom „Seelsorger“: „Schlecht und ungerecht handelt, wer den Pönitenten zwingen will, seine Ansicht aufzugeben und die des Seelsorgers (Beichtvaters) zu befolgen.“ (Theol. mor. I, n. 117). Also selbst im Beichtstuhle ist der „Seelsorger“ verpflichtet, wenn er nicht „schlecht“ und „ungerecht“ handeln will, die eigene Ansicht aufzugeben und die Meinung der Kasuisten zu befolgen. Das ist das gerade Gegenteil der Behauptung des Herrn Abg. Dittrich.

Auch über den Syllabus ergeht sich Herr Dittrich, gestützt auf hervorragende Unkenntniß. Schade, daß der preussische Ministerpräsident, Fürst Hohenlohe, nicht anwesend war; er hätte dem Herrn Abgeordneten eine Stelle aus der Note des bayerischen Ministerpräsidenten, Fürsten Hohenlohe, vom 9. April 1869 vorlesen können, wo es vom Syllabus heißt: „Er ist gerichtet gegen Grundsätze, die die Grundlage des öffentlichen Lebens bilden, wie es sich unter den zivilisirten Völkern herausgebildet hat.“

Damit verlasse ich Herrn Dittrich und beschliesse meine Glossen. Die zahllosen Unrichtigkeiten in den Reden der Herren Dasbach, Porck, Bachem nachzuweisen, ist überflüssig. Man mag sie sich selbst ausmalen nach dem Vergleiche vom „grünen“ und „dürren Holze“.

Nur noch eine Schlußbemerkung. Ist es nicht ein erfreuliches Zeichen, daß ein Zentrumsabgeordneter so milde, dem Ultramontanismus so entgegen gesetzte Ansichten ausspricht? Ist es nicht politisch klüger, ihn und die übrigen Katholiken in der glücklichen Unwissenheit zu belassen, als sie ihnen vorzuwerfen?

Es wäre ein erfreuliches Zeichen, wenn diese Herren den Muth hätten, auch sonst im Leben, öffentlich, in Wort und Schrift, sich zu solchen Ansichten zu beleuen, trotz Rom und gegebenen Falls auch gegen Rom. Aber an diesem Muth fehlt es, und darauf hat Rom seine Taktik gebaut.

Im Abgeordnetenhanse und Reichstage mag das Centrum noch so viele und so derbe materielle und formelle „Rezerieren“, noch so viele anti-ultramontane Ansichten aussprechen, Rom wird, mit verschwindenden Ausnahmen, schweigen und beide Augen zudrücken. Denn Rom weiß genau, wie vortheilhaft es ist, daß solche milde Ansichten der Regierung und den übrigen politischen Parteien gegenüber un widersprochen ausgesprochen werden. Dadurch wird ja in den maßgebenden Kreisen die Ansicht hervorgerufen und verstärkt, der Ultramontanismus sei doch nicht so schlimm. Das Centrum, wenn auch aus Unwissenheit formell und materiell „kezerisch“, ist und bleibt doch gespannt am Wagen des echten Ultramontanismus und zieht diesen Wagen weiter trotz „milder Ansichten“. Rom denkt ganz

richtig: „Lassen wir die Herren reden, was sie wollen, sie sind doch in meiner Hand und besorgen meine Geschäfte. Keiner von ihnen hat den Muth, wenn ich einmal reden, und den Punkt auf's i setzen werde, mir zu widersprechen. Bis dahin wächst mit der politischen Macht des Centrum auch meine Macht. Also warum vorzeitig, durch Tadel und Widerspruch, das Wachsthum dieser meiner Macht gefährden?“ Das ist Rom's Gedankengang; und daß dies praktisch gedacht ist, wird Niemand leugnen.

Demgegenüber ist es Pflicht, immer und immer wieder zu zeigen und zu sagen: was auch das Centrum an „milden Ansichten“ aus Unwissenheit, Berechnung oder aus gutem deutschen Herzen vorbringen mag, der Ultramontanismus, dessen Geschäfte das Centrum besorgt, bleibt doch, was er ist, und die „milden Ansichten“ des Centrum's werden sich umwandeln in die echt ultramontanen, wenn der echte Ultramontanismus mit Hülfe des „versöhnlichen“ Centrum's genügende Macht erlangt zu haben glaubt.

Pflicht auch ist es, den vielen religiösen aber nicht ultramontanen Katholiken das wahre Wesen des Ultramontanismus vor Augen zu führen.

Graf Paul von Hoensbroech.

Der parlamentarische Konflikt in Oesterreich.

16. Juni.

Das Ministerium Badeni hat in Oesterreich einen Zustand geschaffen, den noch keine österreichische Regierung für erträglich und mit den Lebensinteressen des Staates vereinbar gehalten hat, einen Zustand, in welchem nicht nur ohne, sondern gegen die Deutschen regiert wird, einen Zustand, dem die Regierung auf keine andere Weise zu entrinnen vermag, als indem sie die Deutschen nicht nur des letzten Restes von Einfluß auf die Leitung des Staates beraubt, sondern indem sie zugleich das parlamentarische Standrecht über sie verhängt und eine Form der parlamentarischen Verhandlung erfindet, durch welche die Deutschen zum Austritte aus dem Abgeordnetenhaus gezwungen werden können. Dadurch unterscheidet sich die Politik des Grafen Badeni so wesentlich von der des Grafen Taaffe. Dieser hat in den Kämpfen, die er mit der Vereinigten Linken zu führen hatte, sich nothgedrungen auf den „eisernen Ring“ der slavisch-kerikalen Majorität stützen müssen, er hat den im Sinne des Liberalismus gestellten Forderungen gegenüber eine entschieden ablehnende Haltung eingenommen, aber er hat sich niemals zum Vollstrecker jener Verfolgungsjucht erniedrigt, von der sowohl die Slaven wie die Kerikalen in Oesterreich befallen werden, wenn es ihnen einmal die Umstände erlauben, von der Regierung Dienste verlangen zu können. Er war überzeugt, daß man über eine

deutsche Opposition im Reichsrathe hinwegsehen und ihre härtesten Anklagen über sich ergehen lassen könne, wenn man nur eine gute deutsche Beamten-schaft hinter sich hat, die es versteht, die Verwaltung von den parlamentarischen Strömungen möglichst unbeeinflusst zu erhalten und trotz mancher auf parlamentarischem Wege ertrosten Liebesgabe an die „Autonomie der Königreiche und Länder“ den vormärzlichen Centralismus still und unbemerkt zu konserviren. Graf Taaffe war eben ein Oesterreicher, ein österreichischer Beamter, der die Macht der Bureaukratie sehr genau zu schätzen verstand und überzeugt war, dieselbe werde ebenso wie das Offiziercorps in der Armee stets ein unerschütterliches Uebergewicht des deutschen Elementes aufzuweisen haben.

Ganz anders Graf Badeni. Dieser ist eben kein Oesterreicher, sondern ein Pole. Unsere „Oesterreicher“ von altem Schrot und Korn wollen ja beiseite keine Deutschen sein, sondern nur deutsch sprechende Oesterreicher, die sich ebenso wie von Polen, Tschechen, Italienern und Ungarn auch von den „Deutschen im Reich“ als eine besondere Nation absondern lassen. Diese Anschauung stammt aus einer Zeit, in der man doch auch ohne Bedenken von der bairischen Nation sprach, von den Preußen aber verlangte, sie sollten sich bemühen, mindestens so gute Deutsche wie die Oesterreicher zu werden. Je mehr sich diese „guten Oesterreicher“ in ihrem Partikularismus sonnen, je eifriger sie die Ueberlegenheit des Wiener Fiakers über den Droschkenkutscher und des „Kipfels“ über das „Bröddchen“ vertheidigen, desto glänzender beweisen sie, daß ihnen der Deutsche Michel aus allen Taschen guckt, jener Michel, der die demokratische Brust so gerne mit Ordensbändern geschmückt sieht und die Sehnsucht nach der deutschen Einheit, die er seit tausend Jahren im Munde führt, durch eine möglichst unbescheidene Verherrlichung seiner eigenen Vorzüge zu stillen sucht. Zu dieser Klasse von trefflichen Staatsbürgern, deren Vaterland so weit reicht, als der alleinseligmachende Glaube an den „Vater Kadekty“, gehört Graf Badeni nicht, denn der ist ein Pole aus der Polakei, dazu berufen und begabt, an die Stelle des Alt-Oesterreicherthums ein neues zu setzen, ein neues, das nicht mehr wienerisch spricht und nicht mehr an der „schönen blauen Douau“ gesucht werden darf, sondern an der düsteren Moldau und an dem sumpfigen San oder wo es sonst Leute giebt, die sich dazu ausermählt finden, die Rettung Oesterreichs durch Beseitigung des deutschen Uebergewichtes zu besorgen.

Graf Badeni nahm die Ordnung der schon vor ihm ziemlich verwirrten inneren Angelegenheiten ohne Vorurtheil, aber ohne Kenntniß der erbländischen Bevölkerung, ihrer Lebensverhältnisse, ihrer Gesinnungen und ihres Charakters in die Hand; er hatte die Regierungskunst in Galizien gelernt und dort die Erfahrung gemacht, daß es die Polen darin sehr weit zu bringen vermögen, daß es für sie gar keine besonderen Schwierigkeiten bietet, die Ansprüche anderer Nationen zu übergangen und zurückzudrängen.

Er hat auch gegen die Deutschen kein Vorurtheil auf seinen kurulischen Stuhl mitgebracht. Wenn sie sich Alles gefallen lassen wollten, was er ihnen vorzuschreiben nothwendig fand, dann sollte es ihnen immerhin gestattet sein, sich an der Majorität zu betheiligen, die an seiner Seite den Ausgleich mit Ungarn durchzuführen hat. Denn dies ist der Zweck des Ministeriums Badeni: eine Majorität des österreichischen Abgeordnetenhauses herzustellen, welche die Bedingungen einfach annimmt, unter denen die Ungarn geneigt sind, die im Jahre 1867 gesetzlich anerkannten „gemeinsamen Angelegenheiten“ zu betreiben, eine gemeinsame diplomatische Vertretung und eine gemeinsame Kriegsmacht zu unterhalten.

Im früheren Abgeordnetenhause hatte nicht nur die Vereinigte Linke und die deutsche Nationalpartei den ernststen Willen gezeigt, bei dieser Gelegenheit auf einer höheren Beitragsleistung der Ungarn zu bestehen, auch die Christlich-Sozialen unter Anführung des Dr. Lueger und die in der Opposition gegen das Koalitionsministerium erstarkten Jungtschechen hatten gegen eine Erneuerung des Ausgleiches auf Grundlage des gegenwärtigen oder eines nur unbedeutend geänderten Quotenverhältnisses den heftigsten Widerstand angekündigt.

Nachdem Graf Badeni seine erste Aufgabe sozusagen spielend durchgeführt und für die Reform der Reichsrathswahlordnung, für das Problem der Angliederung des allgemeinen Stimmrechtes an die Interessenvertretung eine Lösung gefunden hatte, die im Reichsrathe die nöthige Anzahl von Anhängern fand, schien es ihm möglich, mit einigen raschen Handgriffen auch die Majorität für den ungarischen Ausgleich zu konstruiren. Ein kühner Feldherr sucht sich unter seinen Gegnern den unternehmendsten aus, um ihn zuerst zu beseitigen; Napoleon hat oft genug bewiesen, daß man mit dieser Methode die schönsten Erfolge erzielt. Warum sollte ein Staatsmann von entsprechender Kühnheit seinen Feldzug gegen eine schwer zu überwindende Opposition nicht auch damit beginnen, jenen Theil derselben mundtot und regierungsfreundlich zu machen, der bisher am lärmendsten gegen die Regierung aufgetreten war? Er wandte sich also an die Jungtschechen, die bei den Neuwahlen ihre Zahl bedeutend vermehrt hatten, nicht um sie durch die Stärke seiner Waffen zu überwinden, sondern um sie in eigenen Sold zu nehmen. Ueber den Preis zu feilschen, hatte er weder Zeit noch Bedürfniß; denn er brauchte ihnen nichts zu bieten, als die Auslieferung der deutschen Beamtenschaft in Böhmen und Mähren und dazu jene „Gleichberechtigung der beiden Volksstämme“ in den genannten Ländern, die darauf beruht, daß die Deutschen in jedem Theile des Landes, auch dort, wo die tschechische Bevölkerung nur einen verschwindenden Bruchtheil ausmacht, gezwungen werden, Gerichts- und Verwaltungshandlungen in tschechischer Sprache an sich vornehmen zu lassen. An der Berechtigung der Regierung, eine Verfügung von so einschneidender Wichtigkeit für das nationale und wirthschaftliche Leben eines Volkes ohne gesetzliche Grundlage

vorzunehmen, scheint weder er noch sein Justizminister, der österreichische, selbstverständlich nicht deutsche Graf Gleispach, jemals gezweifelt zu haben; aber auch von dem Grade des Widerstandes, den diese Verfügung bei den Deutschen finden würde, hat er sich wohl keine annähernd richtige Vorstellung zu machen gewußt, denn er hat einer nicht unwesentlichen Gruppe der seinerzeit so mächtigen Vereinigten Linken in allem Ernste die Zumuthung gemacht, für seine Politik im Abgeordnetenhaus einzustehen und ihm zur Bildung der Majorität behilflich zu sein.

Sofort nach dem Zusammentritte des neu gewählten Parlamentes zeigte es sich nun, daß die Deutschen in ihrer großen Mehrheit — die Klerikalen konnten dabei von vornherein nicht in Betracht kommen — die Sprachenverordnungen als eine Verfassungsverletzung und als einen gewalthätigen Eingriff in ihren nationalen Besitzstand ansahen und sich zur kräftigsten Abwehr dagegen vereinten. Nicht nur die deutsche Fortschrittspartei, die deutsche Volkspartei und die Deutschnationalen der Gruppe Schönerer traten einmüthig gegen diesen Regierungsakt auf, für welchen sie die Ministeranklage verlangten. Auch die „verfassungstreuen Großgrundbesitzer“, österreichische Zentralisten Schmerling'scher Provenienz, erklärten dem Ministerium rundweg, daß sie sein Vorgehen als ein das Staatsinteresse schädigendes bekämpfen müßten, da die Sprachenverordnungen die nationalen Gegensätze zur höchsten Spannung steigern und den einheitlichen Staatsverband lockern würden.

Graf Badeni erholte sich sehr bald von seiner ersten Verblüffung und war rasch entschlossen, sein Programm, die Parteien mit starker Hand zu führen, aufzugeben und sich von einer Majorität, die nichts als der Haß gegen die Deutschen verbindet, selbst führen zu lassen. Der bürokratische Zentralismus unter polnischem Protektorate wurde aufgegeben und die „Entwicklung der Autonomie der Königreiche und Länder“ durch den Uebergang zu einer föderativen Gestaltung des Staates mit dem ministeriellen Programme sehr gut vereinbar erklärt. Zum Zwecke der Durchführung des ungarischen Ausgleiches kann also nach der Meinung Badeni's und seiner Regierungsgenossen das leitende Prinzip der bestehenden Verfassung aufgegeben und ins Gegentheil verkehrt werden.

Das Abgeordnetenhaus wurde sofort zum Kampfsplatze, auf welchem 80 deutsche Abgeordnete in erster Linie als Streiter gegen die Regierung und ihre parlamentarischen Truppen auftraten. Die deutschen Großgrundbesitzer konnten sich nicht dazu entschließen, selbst zu den Waffen zu greifen, aber sie nahmen eine Haltung ein, die es dem Ministerpräsidenten verbietet, von der Macht unbeschränkten Gebrauch zu machen, die ihm die slavisch-klerikale Parlamentsmehrheit aufzudringen versucht. Viel zweideutiger verhalten sich die Christlich-Sozialen, die aus ihrer Charakterlosigkeit ein Geschäft machen wollen und nach jesuitischem Vorbilde die Deutschen als Judenliberale erklären.

Die Art des Kampfes der Deutschen gegenüber der Macht der neuen Koalition war vorgezeichnet, die Wahl der Mittel war aufs engste begrenzt. Ihr Austritt aus dem Abgeordnetenhaus wäre sowohl dem Ministerium als auch der Majorität höchst erwünscht gewesen, denn diese hätten sich unbehelligt zusammengefunden, um auch auf dem Wege der Gesetzgebung die weitgehendsten Forderungen der neuen Koalition zu befriedigen, die sie als Entschädigung für die Zustimmung zum ungarischen Ausgleich aufgestellt haben. Die Deutschen mußten im Hause bleiben und durch fortwährende Eingriffe in die Verhandlungen die Thätigkeit des Parlamentes lahmlegen, die verfassungsmäßige Erledigung von Gesetzen und Anträgen der Majorität verhindern. Diese Form des parlamentarischen Kampfes, die Obstruktion, ist schon wiederholt in Anwendung gebracht worden, die Linke des ungarischen Reichstages und die Jungtschechen selbst haben sie ausgebildet und Beweise ihrer technischen Ausgestaltungsfähigkeit gegeben. Sie verlangt Geduld und starke Nerven und legt den Kämpfern Verpflichtungen auf, gegen die sich die gute Gesittung bisweilen sträubt. Pflichtbewußte Volksvertreter können nationale Rechte jedoch nicht der Gesittung und den gesellschaftlichen Formen opfern. In einem Kampf um Leben und Besitz greift man ja zu jeder Waffe, die den Gegner verwunden kann und seine Pläne durchkreuzt. Ist Zeit gewonnen, ist Vieles gewonnen! So dachten auch die Reichsstände in Regensburg, die aus allen ersinnbaren Gründen ihre Stimmen abzugeben sich weigerten, wenn ihnen ein Majoritätsbeschluß gefährlich erschien. Das Recht der Majorität ist kein Naturgesetz; die Nothwehr aber ein anerkannter Rechtsbegriff. Auch gegen parlamentarische Gewaltthätigkeit muß Nothwehr zulässig sein. Wenn eine Regierung den Weg des Kompromisses zwischen den widerstreitenden Ansprüchen großer Bevölkerungsgruppen nicht aus dem Antriebe der Klugheit und des Gewissens selbst zu suchen bestrebt ist, so muß sie dazu gezwungen werden.

Die Obstruktion der Deutschen im österreichischen Abgeordnetenhaus hat zwar ihren Hauptzweck, die Aufhebung der Sprachenverordnungen, noch nicht erreicht, sie hat aber der Majorität die Möglichkeit genommen, ihr Programm in einer Adresse an die Krone zu entwickeln und sie hat gezeigt, daß die österreichische parlamentarische Maschine nicht in Bewegung erhalten werden kann, wenn die Deutschen in die Speichen ihres Räderwerkes greifen. Die Reichsrathssession wurde geschlossen, bevor sie irgend etwas geleistet hatte; nicht einmal die Wahl in die Delegationen, die den Ausgleich beschließen sollen, konnte vorgenommen werden.

Die Mission des Grafen Badeni ist heute schon gescheitert: der große Zweck, dem die Rechte der Deutschen geopfert wurden, ist überhaupt nicht mehr zu erreichen. In Ungarn wird die Opposition gegen eine auch nur ganz geringfügige Erhöhung der Quote von Tag zu Tag auffallender und es ist sehr zweifelhaft, ob die ungarische Regierung es

wagen wird, dem Reichstage die Gelegenheit zur Entwicklung staatsrechtlicher Bedenken gegen die Aenderung des Quotenverhältnisses zu geben. Sie könnte darüber selbst zu Fall kommen. Wie sich aber die österreichische Parlaments-Koalition mit der Quotenfrage abzufinden gedenkt, ist noch gar nicht erörtert worden. Weder die Jungtschechen noch die Merikalen haben bisher das Vorhandensein von bindenden Zusagen eingestehen wollen. So sicher sind sie ihrer Wähler nicht, daß sie denselben eine stumme Unterwerfung unter das Diktat der Ungarn zumuthen können. Die Christlich-Sozialen aber würden durch eine Aenderung ihrer Haltung gegen Ungarn das ohnehin schon schwankende Brett unter den eigenen Füßen abstoßen.

Inzwischen versucht Graf Badeni, die Deutschen durch Einschüchterung zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der verfassungstreuen Partei des Herrenhauses, unter deren Mitgliedern ehemalige Minister, Statthalter, hohe Würdenträger der Verwaltung und des Heeres sich in überwiegender Zahl finden, wurde die Frage vorgelegt, wie man es mit der Loyalität, mit der schuldigen Ehrfurcht vor dem Träger der Krone, mit der Anhänglichkeit an die Dynastie vereinbar finde, gegen eine Verordnung zu protestiren, die mit Vorwissen und Billigung des Kaisers erlassen worden sei? Die Polizeibehörden wurden angewiesen, das „hochverrätherische“ Treiben in Versammlungen und Vereinsitzungen zu überwachen, die Gefinnungen der Redner zu vollem Ausdrucke gelangen zu lassen und dann die Anzeige zu erstatten. Wiener Tageblätter, unter ihnen die „Neue freie Presse“, die doch gewiß noch niemals in ihrer Loyalität gewankt hat, wurden konfisziert, weil sie einen Erlaß des Ministeriums des Innern an die Polizeibehörden abgedruckt hatten. Das sind Maßregeln, die nichts Anderes hervorrufen können, als eine Verschärfung der Erbitterung in der deutschen Bevölkerung. Gefürchtet wird deswegen weder der polnische Staatslenker, noch sein steirischer Justizminister.

An die Lösung der Verwickelung durch das Ministerium Badeni ist nicht zu denken. Die Deutschen können mit demselben überhaupt kaum mehr verhandeln und das Ministerium kann die Verordnungen, die es so vorschnell in die Welt gesandt hat, nicht einfach aufheben, ohne sein Ansehen bei allen Parteien völlig preiszugeben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß im Schooße des Ministeriums Elemente gefunden werden, die den Versuch machen könnten, mit Beziehung neuer Kräfte die Tendenz des parteilosen Beamtenministeriums wieder aufzunehmen und die Friedensbedingungen aufzustellen, deren Annahme der Wiedereinberufung des Reichsrathes vorangehen müßte; aber Graf Badeni wird nicht unter ihnen sein können. Mit seiner polnischen Regierungskunst scheint er am Ende anzukommen.

Den Deutschen aber wird es obliegen, noch etwas weiter zu blicken, als auf die Folgen der Sprachenverordnungen. Es kann nicht genügen, daß sie jetzt und offen erklären, was sie nicht zu dulden gewillt sind; sie

werden darüber zu Rathe gehen müssen, wie sie unter anderen staatlichen Formen, die sich mit der Schmerling'schen Verfassung nicht in Einklang bringen lassen, eine genügende Beachtung und ausreichenden Schutz ihres nationalen Bestandes finden könnten. Denn das alte Oesterreich, das seit Maria Theresia und Josef II. seine Kraft in der vollen Uebereinstimmung der dynastischen und der Interessen der Deutschösterreicher begründet hat, wird sich vielleicht nicht mehr aufrecht erhalten lassen. Die Deutschen können die zentralistische Verwaltung nicht gegen den Willen des Kaisers vertheidigen. Oesterreich-Ungarn ist als Hausmacht entstanden, es kann niemals ein einheitlicher Volksstaat werden. Entscheidend für das innere Wesen der Monarchie wird immer das Verhältniß bleiben, in welches sich die Dynastie zu den Völkern stellt, die sie unter ihrem Szepter vereinigt. Die führende Rolle, welche die Deutschen seit mehr als hundert Jahren in dieser Monarchie gespielt haben, beruhte darauf, daß die Dynastie sie dazu berufen hatte, nicht nur auf dem hohen Stande ihrer Kultur. So lange die Dynastie an der altösterreichischen Tradition festzuhalten vermochte, war es klar, daß nur die Deutschen die Träger jener zentralistischen Regierung sein konnten, die dieser Tradition entspricht. Es könnte ja wohl ein oder der andere Minister aus einem anderen Volke in die Regierung aufgenommen werden, wenn er sich nationaler Aspirationen enthält, der Geist einer zentralistischen Regierung in Oesterreich kann aber kein anderer als ein ausgesprochen deutscher sein. Die Vereinigung verschiedener nationaler Elemente in der Regierung muß zur föderativen Gestaltung des Reiches führen. Man kann den altösterreichischen Patriotismus beschwören, so viel man will; er kann nur in den alten Erbländern und in diesen nur unter den Deutschen gefunden werden, die ihn geschaffen und mit hundertfältigen Opfern festgehalten haben. Das Böhmen Bodebrads und der Jagellonen ist nicht das Böhmen der Habsburger, in Krakau und Lemberg giebt es keine Bevölkerung, die mit der österreichischen Tradition in irgend einer näheren Beziehung stände. Will die Dynastie ihr altes Oesterreich bewahrt wissen, dann muß sie das Vorrecht der Deutschen in der Verwaltung und vor Allem in der Armee anerkennen und stützen. Glaubt sie, in neue Bahnen einlenken zu müssen, die in der Zusammenfassung der Bevölkerung wie auch in dem historischen Werdepromeß der habsburgischen Hausmacht begründet sein können, dann müssen die Deutschen diese Bahnen ebenfalls beschreiten und sich auf ihnen den Boden für eine gedeihliche Entfaltung ihres Volksthum's schaffen. Sie müssen der bereits offiziell aufgeworfenen Frage der Schaffung eines Föderativstaates die größte Aufmerksamkeit schenken und darüber klar werden, was sie ihrerseits von demselben zu verlangen haben. Sie können diese Umwandlung der Monarchie nicht aufhalten und nicht verhindern, sobald sich die Dynastie dafür entschieden hat. Stellen sie ihre für diesen Fall berechneten Forderungen zu spät, so laufen sie Gefahr, gegen andere zurückstehen zu

müssen. Wenn der Föderativstaat der Habsburger eingerichtet werden soll, dann muß er zunächst den Deutschen ihre nationale Zusammengehörigkeit sichern. Das ist nicht unerreichbar, aber die Deutschen müssen wissen, welche Bedingungen sie dabei stellen, und was für Bürgschaften die Dynastie ihnen zu leisten haben wird, damit sie in die Föderation eintreten können.

In diesem Sinne bei Zeiten Vorkehrungen zu treffen, verlangt ebenso die Loyalität der Deutschen, und ihr durch eine sechshundertjährige Zusammengehörigkeit gefestigtes Verhältniß zur Dynastie, wie ihr nationales Interesse. Es giebt keine Form der Habsburgischen Monarchie, in welcher ihre ältesten Heergesellen, ihre treuesten Knechte als Unterdrückte leben könnten. Das weiß Habsburg. Und wenn es zu einer ernstern Entscheidung kommen sollte, dann wird kein Habsburgischer Kaiser vergessen, was er den Deutschen schuldig ist. Würde Graf Badeni die Geschichte des Staates, den er regieren soll, etwas genauer kennen, so würde er niemals auf den Gedanken gekommen sein, daß man in Oesterreich den Willen der Deutschen auf die Dauer ignoriren könne.

*

Herr v. Stumm. Ein Ministerium Miquel mit Hülfe des Bimetallismus und des Zentrums.

In der Sitzung des Herrenhauses vom 28. Mai hat der Freiherr v. Stumm gegen Professor Wagner, Professor Schmoller und mich selbst Angriffe wegen unserer politischen und sozialpolitischen Haltung gerichtet, die unsern Lesern aus den Zeitungen bekannt geworden sein werden. Die Angriffe waren derart, daß sie vor den Lesern der „Preussischen Jahrbücher“ keiner Widerlegung bedürfen, überhaupt vor Niemand, der aus eigener Kunde etwas von unserer politischen Gesinnung und Haltung weiß. Wir hielten es deshalb anfanglich überhaupt nicht für nöthig, Herrn v. Stumm etwas zu erwidern. Wenn aber auch nicht nöthig für unsere Vertheidigung, so ist uns doch zuletzt nützlich erschienen für den Kampf, den wir führen, die unglaublichen Blößen, die jener einflußreiche Politiker sich gegeben hatte, nicht unbenutzt zu lassen, sondern die Gelegenheit zu ergreifen, ihn etwas abzustrafen. Auch unter den Mitgliedern des Herrenhauses, die seine Rede mit dem üblichen „Sehr richtig“ und „lebhaftem Bravo“ begleitet haben, wird es doch Manche geben, denen vor Parteiwuth nicht jede Unbelegenheit abhanden gekommen ist und die nun einigermaßen erschrocken sein werden, zu sehen, gegen welche Windmühlen sie Herr v. Stumm zum Turnier geführt hat. Wir haben deshalb unter Verzicht auf jede eigentliche Polemik nur alle die thatächlich falschen Behauptungen und Zitate, die Herr v. Stumm sich hat zu Schulden kommen lassen, zusammengestellt und

in der Form eines Schreibens an den Vertreter der Berliner Universität, Professor Hinschius, dem Herrenhaus überreichen lassen. Herr Hinschius hat von der Tribüne des Herrenhauses herab die Ueberreichung dieses Schreibens an die Mitglieder verkündet, so daß unsere Antwort auch in den amtlichen Papieren des Herrenhauses zur Erwähnung gelangt ist. Gleichzeitig ist sie auch als Broschüre im Buchhandel erschienen*), und zwar unter Zufügung eines vollständigen Abdrucks der Stummschen Rede selbst, sodaß nun Jedermann sich durch eigene Lektüre von der Wahrfähigkeit der Stummschen Behauptungen überzeugen kann.

Wer nicht unsere Antwort selbst gelesen hat, wird sich schwerlich eine Vorstellung von dem Grade der Thatfachenentstellung machen, zu dem Herr von Stumm sich herabgewagt hat. Man kann eigentlich sagen, daß jede, aber auch jede einzelne Behauptung seiner Rede falsch ist. Wo ein Warnruf ausgestoßen ist wegen Gründerei oder Sozialdemokratie, verwandelt ihn Herr von Stumm in einen Triumphruf. Eine ironische Wendung verwerthet er als ernsthaft. Eine Rede gegen die Sozialdemokratie zitiert er als Rede für die Sozialdemokratie, und so geht es fort von Seite zu Seite, von Satz zu Satz. Trotz alledem braucht man die subjektive Wahrfähigkeit des Redners nicht anzuzweifeln. Er ist eben auch in der Polemik das genaue Gegenstück seiner Antipoden, der Sozialdemokraten, die sich ihre Gegner schlechterdings nicht anders als unter dem Bilde einer großen Masse von reaktionären Ausbeutern vorstellen können. Wenn Herr von Stumm von der durchaus konservativen, preussischen und deutschen Grundlage unserer Bestrebungen offenbar gar keine Vorstellung hat, so stimmt er auch darin völlig mit dem „Vorwärts“ überein, der es nicht begreifen kann, warum wir die Stumm'sche Charakteristik nicht für unser Boll nehmen wollen. Der Fanatismus hat bekanntlich auch eine gewisse Ehrlichkeit, aber sie beruht darauf, daß er wahr und unwahr garnicht mehr zu unterscheiden vermag. Sie sind beide Interessenvertreter. Herr von Stumm des Kapitals, die Sozialdemokraten der Handarbeit; sie sind beide gleich leidenschaftlich, gleich verblendet, gleich gehässig. Vielleicht wird es nicht möglich sein, eine Rede irgend eines sozialdemokratischen Führers zu finden, die mit soviel thatsächlich falschen Behauptungen erfüllt ist wie diese Rede des Herrn von Stumm; in seinem persönlichen Grimm ist er stärker als sie alle, sonst aber ist der ganze Unterschied zwischen ihnen, daß sie auf der entgegengesetzten Seite stehen.

Leidenschaft macht blind. Herr von Stumm erwartet ohne Zweifel von solchen Attaquen, daß sie uns einschüchtern werden. Er setzt, da er die Majorität beider Häuser des Landtages zur Zeit hinter sich hat, beim

*) Ueber die Stummsche Herrenhaus-Rede gegen die Kathedersozialisten. Schreiben an den Geh. Just.-Rath Professor D. Dr. Hinschius, Vertreter der Universität Berlin im Herrenhause von den Professoren Delbrück, Schmoller, Wagner. Berlin. Georg Stilke. 50 Bfg.

Kultusministerium auch wohl einige Personalveränderungen durch, die sonst nicht erfolgt wären und da mag er sich einbilden, etwas erreicht zu haben. In Wahrheit leistet er uns damit die allergrößten Dienste. Irgend eine geistige Kraft, die im Stand und gemeint wäre, seine wirtschaftlichen Ideen an den Universitäten zu vertreten und dadurch Schaden anzurichten, hat er bisher nicht aufreiben können und wird sie auch schwerlich finden. So weit die Meinungen der Gelehrten im Einzelnen auseinandergehen mögen, in der Ablehnung der Stummschen sozialen Anschauungen ist die deutsche Gelehrtenwelt schlechthin einig und einstimmig. Er weiß in der Wissenschaft selbst so wenig Bescheid, daß er fortwährend in die lächerlichsten Situationen geräth. Vor zwei Jahren hob er den Professor Julius Wolf in Zürich auf den Schild, bald darauf mußte er den Schmerz erleben, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ diesen seinen Schützling als Sozialdemokraten denunzirte. Jetzt hat er den Dr. Oldenberg, der nach Marburg als Professor der Nationalökonomie gehen soll, als einen Verderber der Jugend gebrandmarkt; in dem Augenblick hält dieser auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Leipzig eine Rede, über deren wirtschaftliche Weisheit die Kreuzzeitung in einen wahren Taumel des Entzündens ausgebrochen ist. Daß die königliche Unterrichtsverwaltung die Personalempfehlungen eines so kundigen Mannes mit einem gewissen Mißtrauen ansieht, ist wohl begreiflich. Daß die Professorenwelt sich durch seinen Zorn nicht hange machen läßt, bedarf keiner Versicherung. Dankbar müssen wir ihm aber sein, daß er etwas mehr Aufmerksamkeit für uns erweckt. Die Presse, die ja bei weitem zum größten Theil in Diensten des Kapitals steht, hat bisher sehr kluge Weise gegen uns unabhängige Politiker so sehr wie möglich die Taktik des Todtschweigens in Anwendung gebracht. Den Evangelisch-sozialen Kongreß vor zwei Jahren z. B. hat die „Kölnische Zeitung“ garricht erwähnt. Die Stummsche Herrenhausrede hat nicht nur uns drei Professoren, sondern namentlich auch den Evangelisch-sozialen Kongreß, der ja das wichtigste Organ ist, durch das wir unsere sozialpolitischen Ideen direkt auf die öffentliche Meinung wirken lassen können, in der Leute Mäuler gebracht. Damit ist sehr viel gewonnen. Der Idealismus kann ja gegenüber den massiven materiellen Interessen direkt so sehr viel nicht wirken. Unsere Aufgabe ist, das Feuer der Gesinnung zu erhalten und nicht ausgehen zu lassen, bis der rechte Augenblick für einen neuen großen Akt sozialpolitischer Gesetzgebung gekommen ist. Es kommt sehr darauf an, in wie weite Kreise wir damit dringen. An den Universitäten bilden wir das zukünftige Beamtenthum. Unsere Kongresse sind lebendige Proteste gegen die brutale Politik des Materialismus, die jetzt von rechts und links auf Deutschland einstürmt. Wir danken es also Herrn von Stumm, daß er selbst immer wieder auf die Bedeutung dieser Proteste hinweist und sie dadurch verstärkt. Je größer seine Leidenschaft, je lauter der Lärm, den er erhebt, desto sicherer, daß er über diesen Stein des Anstoßes mit seiner Politik nicht hinwegkommen wird. Die außerordentliche Beach-

tung, die der evangelisch-soziale Kongreß in diesem Jahr in der gesammten deutschen Presse gefunden hat, wird nicht am wenigsten darauf zurückzuführen sein, daß unmittelbar vorher die Fansaren des Herrn von Stumm zum Angriff auf die ruchlosen Katheder-Sozialisten ertönter-Können auch augenblicklich praktische Folgen nicht daraus hervorgehen, um so sicherer gehört uns die Zukunft. In Danes Englischer Geschichte wird erzählt, wie unter der blutigen Maria der Bischof Gardiner die frömmsten und gelehrtesten Männer Englands, die protestantischen Bischöfe und Prediger auf den Scheiterhaufen schleppte. „Gardiner erscheint dabei herrschsüchtig, hochfahrend, in jener dreisten Stimmung der Gewalthaber, in der sie sich bedünken, als seien sie auch die geistig überlegenen.“ Diese Charakteristik dürfte sich auch heute verwenden lassen. Aber mag die Dreistigkeit da sein, die Gewalt ist glücklicherweise nicht da. Man lese die Darlegungen von Professor Paulsen in eben diesem unserem Heft.

Von der sicheren Burg der deutschen Universitäts-Verfassung aus lachen wir des Gegners und seines Hornes — arbeite er sich nur weiter ab, es wird ihm nicht gelingen, uns die Katheder und die Jugend zu entreißen. Sein Trommeln dient nur, uns um so mehr Gehör zu verschaffen.

* * *

Es scheint jetzt ziemlich festzustehen, daß Herr v. Miquel außersehen ist, in Zukunft der deutschen Reichsregierung den Kurs zu geben; nur die Form, in der das gemacht werden soll, hat man entweder noch nicht gefunden, oder will sie noch nicht kund thun. Es giebt ja bei uns verfassungsmäßig keinen einzelnen leitenden Staatsmann; im preußischen Staatsministerium wird über jede Vorlage nach Mehrheit und Minderheit abgestimmt; der Ministerpräsident ist nur primus inter pares. Im Reich steht der Kanzler nur an der Spitze der Verwaltung und hat bei der Gesetzgebung keine eigene, sondern nur die preußische Stimme zu führen, die vom preußischen Staatsministerium als Ganzem abhängig ist. Wenn Fürst Bismarck trotzdem zwei Jahrzehnte lang die leitende Stellung gehabt hat, so war das nur ein thatsächliches Verhältniß und beruhte darauf, daß er jederzeit in der Lage war, jeden ihm etwa opponirenden Minister aus seiner Stellung zu entfernen. Es kommt also nicht so sehr darauf an, welche äußere Stellung der leitende Staatsmann bei uns einnimmt. Herr Miquel könnte z. B. preußischer Finanzminister bleiben und gleichzeitig als Staatssekretär für das Reichsschatzamt fungiren. In letzterer Stellung würde er dann freilich der Untergebene des Reichskanzlers sein, aber wenn der Reichskanzler ein Mann ist, der mit ihm in allen Grundsätzen übereinstimmt, so würde das nichts auf sich haben. In den verwickelten Verhältnissen des englischen Kabinetts sind sehr oft solche äußere Inkonvenienzen durch das Verhältniß der Persönlichkeiten zu einander ausgeglichen worden. Der leitende Staatsmann ist bald der Inhaber dieses, bald jenes Ministeriums

gewesen; nur ob die Andern sich ihm fügen, darauf kommt es an, und das hängt bei uns von einer einfachen Willenskundgebung des Kaisers ab. Die Minister, mit deren Ueberzeugung der von Stund an einzuschlagende Kurs nicht übereinstimmt, haben ihren Abschied einzureichen. Auf das Uebrige, selbst auf die anderen Personalfragen kommt wenig an. Sprechminister im Reichstag könnte ebenso gut der Staatssekretär für das Reichsschatzamt wie für das Reichsamt des Innern sein. In England ist sogar meistens der Finanzminister der Führer des Unterhauses gewesen.

Halten wir uns also nicht länger dabei auf, die passendste Form für ein Ministerium Miquel zu diskutieren, sondern suchen uns sachlich klar zu machen, was wir, wenn im Herbst die Entscheidung wirklich in diesem Sinne gefallen sein wird, zu erwarten haben.

Ich sehe nur drei Möglichkeiten, wie die Regierung in Deutschland in der vor uns liegenden Zeit zu führen ist: erstens, so „fortvursteln“ wie bisher. Das ist nicht ganz so schlimm wie es scheint; trotz manchem Uergerlichen was geschieht, muß eine unbefangene Betrachtung sich doch eingestehen, daß das Böseste mehr in Worten und Absichten als in Thaten besteht, und daß trotz allem eine Periode, die das bürgerliche Gesetzbuch zu Stande gebracht hat, nicht so schlechthin als unfruchtbar und verfehlt angesehen werden darf. Selbst dieser letzte Reichstag hat im Handelsgesetzbuch und im Auswanderungsgesetz höchst respektable Leistungen aufzuweisen. Der Hauptfehler ist, daß man auf diesem Wege nicht schnell genug zu dem unentbehrlichen Ausbau unserer Flotte gelangt.

Daher die vielfach herbeigewünschte zweite Methode der größeren Energie. Diese stößt auf das Hinderniß der Reichstagsmajorität und da für jede besonnene Ueberlegung die Möglichkeit einer Aenderung dieser Majorität durch Neuwahlen ausgeschlossen ist, so bedeutet die größere Energie das Hinarbeiten auf einen Konflikt, auf Gewalt, auf einen Staatsstreich. Ich halte es für ausgeschlossen, daß Herr v. Miquel der Vertreter einer derartigen selbstmörderischen Politik sein könnte.

Es bleibt der dritte Weg: eine Regierung mit dem Zentrum. Nicht in dem parlamentarischen Sinne selbstverständlich, daß die Zentrumsführer die Minister stellen, sondern in dem Sinne, wie in den siebziger Jahren die Nationalliberalen die führende Partei bildeten. Schon früher, namentlich in unsrem Maiheft, haben wir darauf hingewiesen, daß die Meeresströmung, die Schiffsführer mögen noch so sehr widerstreben, das deutsche Staatsschiff unwiderstehlich in dieser Richtung fortführt. Herr v. Miquel dürfte der Mann sein, der, was er zu müssen eingesehen, auch zu thun fähig ist. Es ist eine bittere Speise, die wir da vorsetzen, aber es spricht manches dafür, daß sie gegessen werden muß.

Bei der ersten Ankündigung von Miquels Steuermannsthum hat gerade die ultramontane Presse ein heftiges Geschrei erhoben. Sehr merkwürdig. Herr v. Miquel ist nie ein besonderer Gegner des Zentrums

gewesen. Er hat den Kulturkampf nicht mitgemacht, sondern sich damals vorsichtig zurückgehalten. Jetzt verkündet die „*Bölnische Volkszeitung*“, er sei berufen worden, um das Zentrum zu brechen. Ich vermag in diesem Gebahren nichts anderes zu sehen, als was man „auf den Busch klopfen“ nennt. Man ist auch schon wieder still geworden.

Das Zentrum mit seinem Anhang neben den Konservativen und der Reichspartei ergibt im Reichstag eine Majorität. Geschlossene gleichförmige Majoritäten in Preußen und im Reich sind die Grundbedingung einer geschlossenen, einheitlichen, energischen Regierung. Der *Sitzack-Kurs*, unter dem wir jetzt leiden, ist nicht der Ausfluß bloßer Launen, sondern das Ergebnis der schwankenden Majorität im Reichstag. Mit einem Schlage ist die feste Majorität durch das Zentrum zu beschaffen. Es ist nicht einmal nöthig und zu erwarten, daß die Nationalliberalen in tödtlicher und absoluter Feindschaft mit einer solchen Majorität leben, denn sie stehen wirthschaftlich mit ihr auf derselben Grundlage, und das Wirthschaftliche ist heute so sehr das herrschende Element in der Parteibildung, daß die idealen Elemente heruntergedrückt und in ihrer Energie gebrochen werden.

Steht nun nicht die schwebende Verhandlung über das Vereinsgesetz in Widerspruch mit der vorausgesetzten Absicht, das Zentrum näher an die Regierung heranzuziehen? Außerlich ja — so wie wir aber diesen ganzen Feldzug schon in unserm vorigen Heft charakterisirt haben, nicht. Ich glaube nicht daran, daß irgend einer der Beteiligten dieses Vereinsgesetz sachlich ernst nimmt. Es ist unmöglich, daß ein denkender Mensch glauben kann, mit solchen Strohhalmen eine weltgeschichtliche Gefahr wie die sozialdemokratische Revolution zu bekämpfen. Wenn Graf Limburg ausruft, es sei damit doch wenigstens ein Anfang der Bekämpfung gegeben, so ist es, wie wenn Jemand, der eine große Festung bauen soll, einen Ziegelstein nimmt, ihn auf den Platz wirft und ausruft: „So, der Anfang ist gemacht.“ Auch der freikonservative Ersatzantrag, das kleine Sozialistengesetz, geht zwar wenigstens direkt auf das beabsichtigte Ziel los, würde aber eine irgend spürbare Wirkung ebenfalls nicht ausüben. Das ganze Vorgehen ist daher nur taktisch zu verstehen. Die konservativen Politiker, die im Grunde ihres Herzens den gewaltthätigen Umsturz der Reichsverfassung ersehnen, wollen Konfliktstoff sammeln. Sie haben das böse Gewissen, im konservativen Handbuch (S. 347) noch 1894 selber zugestanden zu haben, daß „der zwingende Druck der Verhältnisse“ darauf hinführt, die sozialdemokratische Partei allmählich aus einer Revolutions- in eine Reformpartei zu verwandeln. Um diese handgreifliche Wahrheit, die sie sich in einem unbedachten Moment haben entschlipfen lassen, wieder zu verdunkeln und bei den großen Massen, wie an der höchsten Stelle nicht zum Durchbruch kommen zu lassen, müssen sie fortwährend eine antisozialdemokratische Aktion betreiben. Was dabei herauskommt, ist Nebenache. Die Regierung umgekehrt, um nicht den Schein aufkommen zu lassen, als ob sie

irgend etwas veräume, muß, schwach wie sie ist, diesem Drängen ihrer nächsten politischen Freunde nachgeben. Scheitert der Feldzug, so sind beide Theile zufrieden. Die Konservativen, daß sie wieder „scharf gemacht“ haben; die Regierung, daß sie durch die That bewiesen hat, daß augenblicklich nichts zu machen sei. Deshalb ist es auch ganz richtig gedacht, den Gesetzentwurf trotz aller Aussichtslosigkeit und trotz aller Unbequemlichkeit, die mit der Hochsommersession verbunden ist, nicht zurückzuziehen, sondern ihn bis zu Ende laufen zu lassen, damit nachher auch dem blödesten Auge offenbar ist, daß er auf einem todten Strang lief.

Im Herbst wird nun Niemand mehr im Zweifel sein, daß man entweder, wie die Konservativen wünschen, zur Gewaltpolitik übergehen — oder aber sich dem Centrum nähern muß.

Noch eine Möglichkeit wäre, die nicht ganz abzuweisen ist. Daß die neuen Reichstagswahlen den nächsten Reichstag nicht nur nicht verbessern, sondern eher noch verschlechtern werden, darüber ist alle Welt einig. Aber wie das nächste Abgeordnetenhaus aussehen wird, ist noch nicht so sicher. Ein erheblicher Theil der nationalliberalen Wählerschaft steht nicht mehr hinter der Fraktion, sondern ist sichtlich bereit, zu Herrn von Stumm abzuschwenken. Daher das sonst unbegreifliche Verhalten der Fraktion in der Behandlung des Vereinsgesetzes. Es ist also denkbar, daß das nächste Haus eine absolute konservativ-freikonservative Majorität aufweist, und darauf ließen sich allerhand neue Kombinationen aufbauen. Die Entscheidung darüber wird nicht zum geringsten Theil davon abhängen, ob die Sozialdemokraten sich entschließen, in den Wahlkampf einzutreten, und der freisinnigen Partei eine Verstärkung zu verschaffen. Zwanzig Sitze hinüber und herüber mögen die Entscheidung geben. Da ist es also ganz unmöglich, irgend eine Vorausberechnung anzustellen.

bleiben wir bei der aufgestellten nächstliegenden Wahrscheinlichkeit, einer Regierung mit dem Centrum. Wie soll die unentbehrliche, gemeinsame wirtschaftliche Basis gefunden werden? Das Ziel ist angedeutet in den letzten Reden des Kaisers, der die gleichmäßige Berücksichtigung aller produzierenden Stände verlangt, d. h. mit anderen Worten Ausgleich der industriellen und agrarischen Forderungen bei dem Ablauf der Handelsverträge. Nach der agrarischen Anschauung ist das zu erreichen, indem die Bindung der Getreidezölle aufgehoben, d. h. gar keine Handelsverträge mehr geschlossen werden. Das ist aber für unsere Industrie eine schlechthin unannehmbare Basis. Statt der Versöhnung stellt uns das einen wüthenden Kampf in Aussicht. Herr v. Stumm hat allerdings ein Friedensrezept, das er vor einigen Monaten einmal andeutete. Der Kampf gegen den Umsturz, mit anderen Worten, gegen die Emanzipationsbestrebungen der Arbeiterschaft soll die beiden großen Erwerbsgruppen vereinigen. Die Aussicht, die patriarchalische Herrschaft über ihre Arbeiterschaft zu behaupten, soll die Großindustriellen zu Konzessionen an die Landwirthschaft willig machen. Wenn aber jüngst

verlautet, Herr v. Stumm wolle sich aus dem politischen Leben zurückziehen, so dürfte dabei ebenso die mangelnde Aussicht auf Wiederwahl wie die Unausführbarkeit dieser seiner politischen Idee mitgesprochen haben. Der Gegensatz zwischen Industrie und Landwirthschaft ist viel zu groß, die Kluft zu breit und zu tief, als daß sie mit etwas Sozialistengesetz u. dergl. überbrückt werden könnte.

Es giebt aber noch ein anderes Mittel, die Landwirthschaft zu befriedigen, und man sagt, daß Herr v. Miquel dazu neige. Das ist der Bimetallismus. Das Problem der Währung ist in diesen Jahrbüchern mehrfach und von verschiedenen Standpunkten behandelt worden; ich will die Stellung, die wir selbst dazu genommen haben, noch einmal präzisiren. Daß der internationale Bimetallismus in dem Augenblick durchführbar ist, wo die großen Mächte sich darüber geeinigt haben, wird nur noch wenig bestritten. Im Besonderen die Furcht, daß er im Kriegsfall verfallen würde, ist in diesen Jahrbüchern (Bd. 80 S. 343) widerlegt, und ein Versuch, diesen Beweis zu erschüttern, von der Goldwährungsseite nicht unternommen worden. Selbst der Gedanke, den internationalen Bimetallismus ohne England durchzuführen, darf nicht als ein schlechtthin unmöglicher von vornherein abgewiesen werden.

Daß der Bimetallismus zum wenigsten das weitere Fallen der Preise verhindern und insofern die landwirthschaftliche Noth lindern, wahrscheinlich aber auch ein gewisses Steigen der Preise im Gefolge haben würde, darf angenommen werden.

Soweit also erkennen wir unsererseits die bimetallistischen Aufstellungen als richtig an. Unrichtig aber scheinen sie uns, indem sie die wirthschaftlichen Schäden der Goldwährung übertreiben und die Schäden, die mit steigenden Preisen verbunden sind, übersehen oder zu gering anschlagen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Industrie auch bei sinkenden Preisen zu bestehen und zu floriren vermag; daß die gefürchtete schleichende Krisis, die Sinken der Arbeitslöhne und Arbeitslosigkeit im Gefolge haben sollte, nicht eingetreten ist. Im Kriegsfall oder wenn die südafrikanischen Gold-Ausbeuten einmal magerer werden, mag sich das Bild verwandeln, aber vorläufig ist der Kreis derjenigen, die durch die Goldwährung geschädigt werden, doch nur ein begrenzter. Umgekehrt würden steigende Preise, wie im Jahre 1872, Schwindel und Gründerthum im Gefolge haben, und dadurch mancherlei wirthschaftliche und moralische Verwüstungen anrichten.

Es ist wahrscheinlich, daß die Industrie bei Einführung des Bimetallismus noch größere Gewinne machen würde, als sie es jetzt schon thut, daß ihr also diese Gewinne jetzt entgehen. Positiven Schaden aber hat nur die Landwirthschaft und zwar am meisten die größeren mit Kapital wirthschaftenden Landwirthe. Sie sind es ja auch, bei denen der Sitz der eigentlichen agrarischen Noth, die kein Unbefangener leugnen kann, heute ist.

Der Kampf um die Währung ist also im Grunde ein Kampf um die Existenz der größeren Grundbesitzerfamilien. In diesem Kampf kann ich, was auch sonst für Nachteile dabei erwachsen, nicht anders als auf Seite der Grundbesitzer stehen. Einen ganzen Stand besitzender Familien, und namentlich altangehessener Grundbesitzer, verkommen zu lassen, das ist für den gesammten sozialen und sittlichen Status des Volkslebens ein so ungeheurer Verlust, daß ich jeden anderen Schaden dagegen geringer anschlage. Allein der Bimetallismus kann helfen. Wenn Herr v. Miquel diesen Weg zur Ausgleichung der wirtschaftlichen Spannungen einschlägt, so wird er uns auf seiner Seite finden. Wenn Herr v. Miquel aber diesen Weg nicht in's Auge faßt, oder wenn er sich ungangbar erweist, so sehe ich überhaupt nicht, wie Industrie und Landwirthschaft bei den nächsten Wahlen und im nächsten Reichstag zusammengekoppelt werden können. Dann stehen Verbindungen in Aussicht, die heute als unerhört und völlig unmöglich gelten. Dann wird die auf den Export angewiesene Groß-Industrie sich mit der sozialdemokratischen Arbeiterschaft verbinden, um ihre Existenz zu retten. Man erinnere sich, daß ja schon der russische Handelsvertrag im Reichstag nur durch die Stimmen der Sozialdemokratie zur Annahme gebracht worden ist.

So lange als irgend eine Aussicht auf Erfolg ist, wird man gewiß an dem Ausgleich zwischen Industrie und Landwirthschaft arbeiten, der zugleich die Voraussetzung für ein Zusammengehen der Regierung mit dem Zentrum ist. Nehmen wir an, es gelinge auf irgend eine Weise. Wie aber wird dies Bündniß sonst aussehen? Was wird es uns bescheren? Wie sollen wir uns dazu stellen? Die Antwort liegt nahe: ist Bildung und geistige Freiheit in Deutschland von Herrn von Stumm bisher mit Ruthen bedroht worden, so wird das Zentrum Skorpionen in die Hand nehmen. Herr von Stumm hat die revolutionären Professoren der Staatswissenschaft und Nationalökonomie angegriffen; das Zentrum wird sich auf die atheïstischen Philosophen und die ungläubigen Theologen stürzen.

So wird es gewiß geschehen. Aber es macht uns wenig Sorge. Das Zentrum wird nicht viel mehr ausrichten als Herr von Stumm. Die Hauptsache ist, welche Forderungen es auf dem Gebiete des Schulwesens stellen wird. An eine einfache Wiederaufnahme des alten Zedlitzschen Volksschulgesetzes ist schwerlich zu denken. Aber es giebt noch andere Methoden, das Zentrum durch Abschlagszahlungen vorläufig zu befriedigen. Es giebt auch gewisse Kapitel im Schulwesen, wo das Zentrum ebensowohl mit den Liberalen wie mit den Konservativen zusammen gehen kann, nämlich gegen die allmächtige staatliche Schulbürokratie. Aber von diesen konkreten Fragen sind wir noch so weit entfernt, daß es verfrüht ist, darüber jetzt Untersuchungen anzustellen oder Wünsche auszusprechen. Machen wir uns nur prinzipiell klar, daß es sich nicht in dem überlieferten Sinne um ein einfach konservativ-kerikales Bündniß handelt. Was uns im Anzuge begriffen scheint,

ist vielmehr eine Neubildung, die von keiner der überlieferten Parteischablonen gedeckt wird. Es ist vielmehr eine agrarisch-klerikale als eine konservativ-klerikale Verbindung; mit anderen Worten, nicht die politischen, sondern bloß die wirtschaftlichen Forderungen der Konservativen werden befriedigt und insofern auch den Liberalen eine gewisse, wenigstens negative Konzession gemacht. Der Hauptgesichtspunkt ist: auf irgend eine Weise eine Majorität im Reichstag zu schaffen, die die Mittel für den Ausbau unserer Flotte bewilligt. Das zu erreichen, muß man auf der einen Seite die Agrarier befriedigen, ohne auf der anderen der Industrie den Lebensfaden abzuschneiden; dazu dem Zentrum zur Herrschaft verhelfen, ohne ihm die liberalen Mächte in Deutschland gleich vollständig auszuliefern. Ist das nicht eine Aufgabe, für die Herr v. Miquel gerade den rechten Mann stellt?

Weshalb gehört denn nun aber der Liberalismus als solcher nicht zu den Mächten, die bei all diesen Kombinationen in Betracht kommen? Warum ist es der deutschen Bildung beschieden, bei den wechselnden Konstellationen immer nur von einer Gefährdung in die andere zu gerathen? Erst das Bedrückte Volksschulgesetz, dann Herr v. Köller mit der Umsturzvorlage, jetzt Herr v. d. Rede und Herr v. Stumm, in Zukunft das Zentrum, warum nie die Liberalen? Es gehört sehr wesentlich zum vollen Verständniß der Lage, sich klar zu machen, daß es sich hier nicht um eine willkürliche Vernachlässigung, sondern um eine gerechte Strafe handelt. Daran muß man immer wieder erinnern. Alles in Deutschland wäre von Grund aus anders, wenn im Jahre 1893 die Herren Richter und Virchow sich hätten rechtzeitig entschließen können, den Grafen Caprivi in seiner Armereform zu unterstützen. Mit einem Wort war damals Alles zu machen. Man konnte sagen, die zweijährige Dienstzeit ist von je unsere Forderung gewesen, scheuen wir uns nicht, die nothwendigen Opfer zu bringen und sie durchzusetzen. Statt dessen verfielen die Freisinnigen in die angeborenen Jammertöne über Militarismus und Steuerdruck, und die Nationalliberalen unter Führung Herrn v. Bennigsen feilschten und nörgelten so lange, bis sie sich völlig festgefahren hatten, und die Führung an Herrn v. Huene abgeben mußten. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der Kaiser damals bereit war, die Parteien, die ihm halfen, die Reform durchzuführen, auch zur Regierung heranzuziehen. Da zeigte sich die ungeheure Ueberlegenheit der politischen Begabung der Konservativen. So sauer es ihnen wurde, so sehr ihr Herz an dem Grundjag der dreijährigen Dienstzeit hing, sie sahen doch endlich ein, daß sie nur unter den Fahnen ihres Königs marschiren könnten. „Ich habe mich überzeugen müssen, daß die Konservativen doch die einzig Zuverlässigen sind“, hat damals Graf Caprivi gesagt. Wie tief waren die Konservativen schon zeitweilig in Ungnade und wie haben sie es verstanden, ihre alte Stellung in Preußen wiederzuerobern! Die Liberalen aber haben

ihren Lohn dahin. Aber eine Partei, die ihre politischen Ideale im Geldbeutel trägt, verdient nicht einmal Mitleid. Sie wollten sechzig Pfennige jährlich auf den Kopf an Steuern sparen; dafür haben sie die Möglichkeit, ihre politischen Ideen zur Herrschaft zu bringen, geopfert. Die Militärreform ist dennoch angenommen, Deutschlands Reichthum hat sich so sehr entwickelt, daß neue Steuern kaum nothwendig geworden sind. Jetzt stehen wir abermals vor einer großen Frage der deutschen Wehrmacht — der Liberalismus aber ist immer noch gerade so klug, wie er von je gewesen.

26. 6. 97.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Ebbinghaus, H.** — Ueber eine Methode zur Prüfung geistiger Fähigkeiten und ihre Anwendung bei Schulkindern. Erweitert nach einem auf dem III. Internationalen Kongress für Psychologie zu München gehaltenen Vortrag. (31 S.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.
- v. Engelhardt, Freiherr, Hermann.** Beitrag zur Entstehung der Gutsherrschaft in Livland während der Ordenszeit. (132 S.) Leipzig-R., Oswald Schmidt.
- Erichson, Dr. Alfred.** — Das Duell im Alten Strassburg. 8°. (59 S.) 1,50 M. Strassburg i. E., Friedrich Bull.
- „Der Alten Strassburger Hochschule Erstes Jahrhundertfest am 1. Mai 1667. 60 Pf. Strassburg i. E., Friedrich Bull.
- Freund, Dr. Jur. Richard.** — Der allgemeine Arbeitsnachweis in Deutschland im Jahre 1896. Berlin, Karl Heymann.
- Golm, Rudolf.** — Ein falsches Liebeslied. Novelle Gr. 8°. (152 S.) Dresden, E. Pierson's Verlag.
- Greyerz, Otto von.** — Beat Ludwig Muralt. Gr. 8°. (XXI. 299 S.) 4,50 M. Bern, Steiger & Co.
- Guntermann, August.** — Der Spion. Historische Erzählung. Gr. 8°. (163 S.) 2 M. Freiburg i. Br., Paul Waetzfel.
- Herkner, Dr. Heinrich.** — Die Arbeiterfrage. Gr. 8°. (XV. 608 S.) 8 M. Berlin, J. Guttentag.
- Hirth, Georg.** — Aufgaben der Kunstphysiologie. Ausgabe in 10 Lieferungen. Gr. 8°. (84 S.) Lieferung 60 Pf. München, G. Hirth's, Kunstverlag.
- Jastrow, Hermann.** — Das Recht der Frau. Gr. 8°. (VIII 213 S.) 2,80 M. Berlin, Otto Liebmann.
- Kirchbach, Wolfgang.** — Was lehrte Jesus? Zwei Ur-Evangelien. (248 S.) 5 M. Berlin, Ferdinand Dümmler.
- Knapp, G. F.** — Grundherrschaft und Rittergut. Gr. 8°. (164 S.) 3,20 M. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Lasson, Georg,** Pfarrer in Friedersdorf (Mark). — Zur Theorie des christlichen Dogmas. (122 S.) Berlin, R. Gaertner (Hermann Heyfelder).
- Mariupolski, Dr. L.** — Zur Geschichte des Entwicklungsbegriffs. Gr. 8°. (VIII 120 S.) 1,75 M. Bern, Steiger & Co.
- Mehemed, Dr. Emin Efendi.** — Kultur und Humanität. Völkerpsychologie und politische Untersuchungen. 3,60 M., gebunden 4,80. Würzburg, Stabel.
- Phlüpp, Adolf.** — Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. I. Die Kunst der Renaissance in Italien. 1. Buch. Die Verrennaissance. Die Bildhauer von Pisa. Giotto. Fiesola. (112 S.) Leipzig, E. A. Seemann.
- Pierstorff, Dr. Julius.** — Die Carl Zeiss-Stiftung. (Gr. 8°. (64 S.) 1 M. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Ressel, Wilhelm.** — Moderne Gelehrte. Dramatische Kreidezeichnung vom Kriegsschauplatz der Wissenschaft in 3 Theilen. (98 S.) Dresden, Moritz Rätze.
- Riesser, Dr.** — Bankdepotgesetz. Gr. 8°. (VIII 74 S.) 2 M. Berlin, Otto Liebmann.
- Ruland, Dr. W.** — Die Handelsbilanz. Gr. 8°. (85 S.) (1,50 M.) Berlin, Otto Liebmann.
- Saar, Ferdinand von.** — Novellen aus Oesterreich. Erster Band. Gr. 8°. (365 S.) 4,80 M. Heidelberg, Georg Weiss.
- Springborn, M.** — Herkus Monte. Eine Erzählung aus Altpreussens Vorzeit. Gr. 8°. (236 S.) 3 M. Berlin, Wilhelm Schultz's Verlag.
- Stein, Heinrich von** — Vorlesungen über Aesthetik. Gr. 8°. (X 145 S.) 3 M. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
- Stenzel, Karl Gustav Wilhelm.** — Gustav Adolf Harald Stenzels Leben. Mit Portrait. (491 S.) 9 M. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Stleda, Dr. Wilhelm.** — Die Lebensfähigkeit des deutschen Handwerks. Gr. 8°. (28 S.) 1 M. Rostock, Stiller'sche Hofbuchhandlung.
- Unold, Dr. Johannes.** — Ein neuer Reichstag Deutschlands Rettung. (44 S.) 1 M. München, J. F. Lehmann.

Zur Beachtung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 31, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W.
Magdeburger Strasse 27.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 31.
Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 31/32.

Christliche Gedanken eines heidnischen Philosophen.

Von

Karl Vorländer.

Neue, weltbewegende und welterobernde Gedanken, wie die welche das Christenthum vor nunmehr fast zwei Jahrtausenden der Menschheit verkündete, scheinen auf den ersten Blick völlig fremdartig und unvermittelt in die Welt zu treten. Und doch finden wir bei historischer Betrachtung auch sie von dem allumfassenden Kausalitätsgesetze nicht ausgenommen, das auch auf dem Gebiete des Geistes wie der Sitte Glied an Glied zu einer die Jahrhunderte verbindenden Kette reiht. So hält denn die, wenigstens in kirchlichen Kreisen, weit verbreitete Meinung, daß die sittlichen Grundgedanken des Christenthums ein vollständig Neues, auch nur in ähnlicher Gestalt vorher oder unabhängig von ihm nie Dageweseenes darstellten, einer unbefangenen geschichtlichen Beleuchtung nicht stand. Zum Beweise dieses Satzes könnte man den bereits ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt auftretenden Buddhismus zitiren, in noch höherem Grade das der ersten Predigt des Christenthums unmittelbar vorausgehende Wirken der Essener oder die ihr ungefähr gleichzeitige jüdisch-alexandrinische Philosophie, von der bekanntlich das 4. Evangelium so deutliche Spuren trägt, in Anspruch nehmen. Wir wählen ein Gebiet, das uns nicht bloß näher, sondern auch klarer vor Augen liegt: die Weltanschauung eines der edelsten Vertreter der absterbenden antiken Weltauffassung: des Stoikers Epiktet. Zwar hatte schon die Antigone des Sophokles 445 Jahre,

ehe Christus geboren ward, den athenischen Zuschauern von der Bühne zugerufen: „Nicht mitzuhasßen, mitzulieben bin ich da;“ und nicht bloß Plato im ersten Buche seiner Republik, sondern, was weniger bekannt sein dürfte, auch der mit Unrecht als rein materialistischer Denker verschrieene Denker Demokrit hat bereits ausgesprochen, daß, „wer Unrecht thut, unseliger ist als, wer Unrecht leidet.“ *) In keiner der antiken Philosophenschulen aber findet sich, trotz gewisser prinzipieller Gegensätze, die wir hervorzuheben keineswegs unterlassen werden, so viel der christlichen Sittenlehre Verwandtes, als bei den Jüngern der Stoa, namentlich der späteren; und unter diesen wieder zeigt sich diese Verwandtschaft, insbesondere auch was die Persönlichkeit angeht, nirgends — selbst bei einem Seneka, Plutarch, Mark Aurel nicht — so stark als bei Epiktet von Hierapolis.

Von den äußeren Lebensumständen des merkwürdigen Mannes ist uns leider nicht viel überliefert. Das Wenige, was wir von ihm wissen, läßt sich in Folgendem zusammenfassen: Epiktet wurde um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung als Sohn einer Sklavin, demnach dem antiken Gesetze gemäß selbst gleichfalls Sklave, in der phrygischen Stadt Hierapolis geboren. Schon früh muß er nach Rom gekommen sein, wo er in dem Hause eines gewissen Epaphroditus, eines Freigelassenen und dann, nach dem einen Leibwächters, nach den anderen Kabinetsekretärs des Kaisers Nero, als Sklave diente. Hier hatte er es verhältnißmäßig gut, und wenn seine Lahmheit wirklich, wie erzählt wird, durch Anwendung der Folter oder sonstige Mißhandlung entstanden ist, so mußte das wohl unter einem früheren Herrn geschehen sein. Epaphroditus ließ ihn nicht nur von dem bedeutendsten Philosophen, der damals in Rom lebte, dem edlen Stoiker Musonius Rufus, in der Philosophie unterrichten, sondern er ist es höchst wahrscheinlich auch gewesen, der unserem Epiktet die Freiheit geschenkt hat. Dieser trat nun selbst als volkstümlicher Lehrer der stoischen Philosophie in der Weltstadt auf. Als aber im Jahre 94 unter der Regierung des berühmten Domitian alle Philosophen als „gottlos“ durch Senatsbeschluß aus Italien verbannt wurden, verließ auch Epiktet — wir dürfen annehmen, ohne allzu großes Bedauern — Rom und siedelte sich jenseits des adriatischen Meeres zu Nikopolis an.

*) Die — 230 — ethischen Fragmente Demokrits habe ich, unterstützt von Professor P. Ratorp-Warburg, ins Deutsche übersetzt in der Zeitschrift für Philosophie und philol. Kritik Bd. 107, S. 253—272.

In dieser kleinen Hafenstadt von Epirus lebte und wirkte er, abgesehen von einem kurzen Aufenthalt in Athen, wo es ihm auf die Dauer nicht behagte, bis zu seinem Ende. Er sehnte sich nicht nach dem lauten, unruhigen Getriebe der üppigen und geräuschvollen Hauptstadt der Welt zurück. Seinem Gemüth entsprach besser die reizlose Kleinstadt, in der es ihm übrigens an der reichsten Wirkjamkeit nicht fehlte, denn von Nah und Fern strömten ihm, um seiner gleich zu betrachtenden Eigenschaften willen, die Hörer zu. Sein Tod fällt wahrscheinlich in die Anfänge Kaiser Hadrians (117–138), der ihn noch vor seinem Lebensende besucht haben soll. (Münzen mit dem Bilde Trajans (98–117) erwähnt Epiktet an einer Stelle seiner Gespräche).

Ein weit genaueres Bild als von diesen seinen äußeren Erlebnissen können wir uns aus seinen verhältnißmäßig zahlreich erhaltenen Lehren und Aussprüchen von dem Charakter unseres Philosophen machen. Epiktet war kein Theoretiker, im Gegentheil, er wird nicht müde, seinen Zuhörern die Werthlosigkeit einer bloß theoretischen Beschäftigung mit der Philosophie einzuprägen. Vielmehr war sein Streben dahin gerichtet, ähnlich wie bei Sokrates und Diogenes, die er häufig als Vorbilder anführt, durch das eigene Beispiel eines bedürfnislosen Lebens und durch eindringliche und volksthümliche, mit passenden Gleichnissen gewürzte Redeweise seine Schüler auf die Bahn des Guten zu lenken. Nicht auf glänzende Darstellung kam es ihm an; sein Hauptzweck war nachhaltige Einwirkung auf das Leben. Als eine heilige Pflicht betrachtet er sein Lehramt: „man muß von Gott dazu berufen sein und von ihm sich leiten lassen.“ Ein anderes Mal vergleicht er den Hörjaal des Philosophen mit dem Zimmer des Arztes, das man nicht zur Unterhaltung auffucht, sondern um sich von seinen Krankheiten und Gebrechen heilen zu lassen. Nicht lustig, eher betrübt soll der Zuhörer von dannen gehen, bei sich denken: „Wie tief hat mich der Philosoph gepackt! Ich muß meine Aufführung ändern!“ Er erfüllt seine Pflicht als Warner und Tadler, als echter Seelsorger, mag man ihn darum auch einen „lieblosen Alten“ schelten. Einmal, als ein Literat, dessen eheliche Untreue stadtbekannt war, während einer Vorlesung Epiktets über die Treue in den Hörjaal tritt, giebt dieser seinem Vortrage sofort eine Wendung auf diesen Fall und hält dem Betreffenden mit der gewohnten Offenheit in den drastischsten Ausdrücken seine Schuld vor. Nicht auf das Reden kommt's an. „In der Schule sind wir wacker und zungenfertig,

aber führt man einen zur That, so sieht man nur Schwäche und Schiffbruch.“

Trotz solcher gelegentlichen Klagen, wie die letztere, scheint der Erfolg unjeres Stoikers, nach allen aus dem Alterthum erhaltenen Zeugnissen, ein großartiger gewesen zu sein. Nach seinem Tode zahlte einer seiner Verehrer nicht weniger als 3000 Drachmen für die schmucklose irdene Lampe, bei deren Schein Epiktet zu studiren pflegte. Gellius bezeichnet ihn als „den größten aller Philosophen“. Selbst Kirchenväter, wie Origenes, und Spötter, wie Lucian, erkannten die Reinheit und Größe seiner Gesinnung an. Der Arzt Galen, obwohl selbst der stoischen Schule nicht angehörig, trat in einer besonderen Schrift für ihn ein. Der Philosoph auf dem Throne, Kaiser Mark Aurel, dankte seinem Lehrer Rustikus dafür, daß er ihn mit Epiktets Vorträgen bekannt gemacht und ihm ein Exemplar derselben geschenkt habe. Und noch heute bezeugt seinen Ruhm eine Felsenwand in der kleinasiatischen Landschaft Pisidien, an der vor mehreren Jahren eine Inschrift in griechischen Versen gefunden wurde, die mit dem Wunsche schließt, daß doch wieder einmal ein Mann, wie Epiktet, geboren würde, „ein großer Segen und eine große Freude“ für alle nach wahrer Freiheit durstenden Seelen.*)

Die Vorträge, von denen soeben die Rede war, hat Epiktet selbst nicht in schriftlicher Form hinterlassen. Das wenigstens, was von ihm erhalten ist, sind Aufzeichnungen seines Schülers Arrian, die sich derselbe zunächst für seinen Privatgebrauch anlegte. Erst später, als sie, wie er uns in seinem Vorwort erzählt, ohne sein Zuthun unter die Leute gekommen waren, veranstaltete er eine Ausgabe davon, unter dem Titel Διατριβαι d. i. Gespräche — sie werden gewöhnlich mit dem lateinischen Namen Dissertationes zitiert — in vier ziemlich starken Büchern mit im Ganzen 95 Kapiteln. Außer diesen ausführlicheren „Gesprächen“ besitzen wir noch ein, wahrscheinlich von demselben Arrian verfaßtes „Handbüchlein“ (Encheiridion), welches in knapper Form dennoch alles Wesentliche der Lehre Epiktets — den es ebenfalls selbst sprechen läßt — enthält.**)

*) Diese Notiz, sowie manche andere Anregung verdanken wir der kurzen, aber gediegenen Rektoratsrede Theodor Zahn's in Erlangen: Der Stoiker Epiktet und sein Verhältniß zum Christenthum (Erlangen 1894, 27 S.) S. 8; vergl. meine Besprechung derselben Ztschr. f. Philos. S. 107, 290f.

**) Lange Zeit war die einzige Ausgabe der Διατριβαι und des Handbuchs (letzteres mit dem Kommentar des Simplicius) die von Schweighäuser

Indem wir nun unserer eigentlichen Aufgabe, der Erörterung des Christlichen in Epiktet, näher treten, bemerken wir zuvor, daß weder äußere noch innere Beziehungen unseres Philosophen zum Christenthum mit Bestimmtheit nachzuweisen sind. Wohl mag er diesen oder jenen von den Christen gekannt haben, die ja mit den Philosophen aus dem Rom Domitians vertrieben wurden, und von denen vielleicht mancher unter Trajan in Nikopolis selbst oder in dessen Nähe den Märtyrertod erlitten hat. Auf letzteres scheint die einzige Stelle hinzuweisen, an der Epiktet die Christen mit Namen erwähnt (Dissort. IV. 7, 6), indem er von ihrer Todesverachtung spricht, die bei ihnen nicht in vernünftiger Ueberlegung, sondern in einer Art Gewöhnung daran (*ὡς εἶθος τινός*) ihren Grund habe. Allein bestimmtere Schlüsse, wie sie Zahn in seiner oben erwähnten Rede zieht, lassen sich unseres Erachtens daraus nicht herleiten. Wir werden übrigens auf die ganze Frage gegen Schluß noch einmal im Zusammenhange zurückkommen und wenden uns jetzt unserer Hauptfrage zu:

Wie stellt sich die Weltanschauung des Stoikers in ihren Hauptbeziehungen zur christlichen im Einzelnen dar?

Wir wollen unter diesem Gesichtspunkte zunächst die Gottesauffassung Epiktets betrachten, sodann die daraus herfließende Anschauung von der Stellung des Menschen zu Gott, weiter seine Lehre von den Pflichten des Menschen gegen sich selbst und gegen seinen Nächsten, endlich die Beurtheilung der sittlichen Anlage des Menschen. Die christliche, speziell die neutestamentliche Auffassung setzen wir dabei als bekannt voraus und werden sie nur bei besonders auffallenden Parallelen heranziehen. Alles Folgende kann einzeln, zumeist mehrfach belegt werden; um jedoch den Leser nicht mit für ihn unfruchtbaren Stellenangaben zu überhäufen, werden wir die Belegstellen in der Regel nur da anführen, wo solche in längerer Ausführung oder wörtlich gegeben werden.

I.

Epiktet redet zwar öfters noch von Göttern, aber doch weit häufiger von einem, von dem Gott, den er allerdings oft mit dem

Spz. 1799 f. Die neueste ist die von Schenkl, Spz. 1894. — Von deutschen Uebersetzungen der „Gespräche“ kennen wir nur ältere (die neueste von R. Enk, Wien 1866), das Handbüchlein ist nebst einer großen Anzahl von Einzelsprüchen und mehreren Bruchstücken aus den „Gesprächen“ neuerdings in der Heilsamischen Univ.-Bibl. — Uebersetzung von G. Stich — Jedermann zugänglich gemacht.

Namen der obersten hellenischen Gottheit bezeichnet. Dieser Gott ist der Schöpfer aller Dinge. Er leitet und regiert das Weltall, ist aber selbst kein Theil desselben. Er hat Alles weise geordnet z. B. die Thiere zum Nutzen des Menschen erschaffen. Aus der weisen Einrichtung des Alls folgt, daß es nicht durch Zufall entstanden sein kann. Gottes Wesen ist Vernunft und Wissen, er ist Vater der Wahrheit, sein Wille ist der beste, vollkommenste und gerechteste. Daher ist er auch der Urheber des Sittengesetzes, wacht über dessen Befolgung und verleiht den Menschen, besonders seinen Jüngern, die Kraft des Guten, steht ihnen im Kampf gegen die Sünde bei. Aber nicht bloß Schöpfer und Erhalter, nicht bloß Weltregierer und Urquell des Guten ist Gott, sondern auch Vater der Götter und Menschen. Was schon Kleantes in seinem berühmten Zeushymnus, dessen Paulus vor dem Arcopag gedachte, gelehrt hatte: „Denn seines Geschlechtes sind wir“, das wendet Epiktet, so nachdrücklich, wie unseres Wissens kein antiker Philosoph vor und außer ihm, auf das menschliche Leben an. Gott ist unser aller Vater, insbesondere auch derer, die keinen irdischen Vater mehr besitzen; wir sind ihm verwandt. Er wird uns von aller Trauer und Furcht befreien, denn er hat alle Menschen zur Glückseligkeit und Gemeinschaft mit ihm geschaffen und uns vor allem in der Willensfreiheit einen Theil seines eigenen Wesens verliehen. „Du bist ein von ihm losgerissenes Stück seines Wesens, trägst einen Theil von ihm in dir“ (II 8, 11). „Hätte Gott den eigenen Theil, den er von sich selbst genommen und uns gegeben hat, von irgend Jemand abhängig gemacht, so wäre er nicht mehr Gott und sorgte nicht gebührend für uns“ (I 17, 27). „Aber es ist Sünde und Unrecht, dergleichen auch nur zu denken“ (III 19, 24). „Mir hat Zeus selbst die Freiheit geschenkt! Meinst Du, er würde seinen eigenen Sohn knechten lassen“ (I 19, 9). Klingt das letzte Wort nicht ähnlich wie das Paulinische von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes?

Einmal (I 12) erwähnt Epiktet fünf verschiedene Gottesauffassungen seiner Zeit, deren jede auch heute noch ihre Vertreter finden wird: 1) Es giebt überhaupt keine Gottheit. 2) Es giebt eine, aber sie bekümmert sich nicht um die Welt. 3) Sie bekümmert sich nur um große und himmlische, nicht aber um irdische Dinge. 4) Sie bekümmert sich um das Himmlische und Irdische wohl im Allgemeinen, aber nicht im Besonderen. Seine eigene Auffassung ist die 5) und lehnte, zugleich die des Sokrates und des — Odysseus (!).

wonach Gott allgegenwärtig ist und auch das Kleinste wahrnimmt: Keine, auch nicht die geringste meiner Bewegungen bleibt Dir verborgen. Gott sieht und hört Alles, was in uns ist. Auch bei verschlossenen Thüren und im Dunkeln ist der Mensch nicht allein, sondern Gott bei ihm und der ihm von Gott beigegebene Dämon (Schutzgeist?), der nicht schläft und der untrüglich ist: eine Auffassung, die an die katholische von den Schutzengeln unwillkürlich erinnert. Meinst Du, daß Gott seine Diener und Zeugen vernachlässigen würde, durch die er uns lehrt, daß er existirt und die Welt regiert und sich um die Schicksale der Menschen kümmert, und daß dem guten Menschen kein Leid zustoßen kann, weder im Leben noch im Tode? (III 26, 28).

Ueberblicken wir alle diese Sätze von der Gottheit, die noch durch viele ähnlich lautende ergänzt werden könnten, so werden wir dem besten heutigen Kenner Epiktets*) gewiß Recht geben, wenn er meint, daß unser Philosoph, trotz gewisser pantheistischer Aeußerungen, dem reinen Theismus oder dem Glauben an einen persönlichen, vom Weltall unterschiedenen Gott, sehr nahe, unter allen vor- und außerchristlichen Philosophen vielleicht am nächsten gekommen sei (a. a. O. S. 81).

Die Stellung, die der Mensch seinerseits zu Gott einnehmen soll, die richtige Art der Gottesverehrung folgt aus dieser Auffassung von selbst. Wenn Epiktet hierbei, in scheinbarem Widerspruch mit der Reinheit seiner Lehre, öfters an die Volksauffassung anknüpft, Opfer, Spenden und Weissagungen nicht grundsätzlich verwirft, sondern ihren Gebrauch nur zu verinnerlichen sucht, so zeigt sich gerade hierin eine neue Verwandtschaft mit dem Christenthum. Auch der Stifter der christlichen Religion und gerade die ihm am nächsten Stehenden seiner Jünger verwarfen bekanntlich die jüdischen Religionsgebräuche durchaus nicht sofort, sondern erklärten sie bloß, ähnlich wie Epiktet, unter gewissen, sie vergeistigenden Bedingungen für Gott wohlgefällig.

Das erste Gefühl, das den Menschen bei der Betrachtung von Gottes Herrlichkeit überkommen muß, ist das der Dankespflicht. Danken sollen wir ihm für das tägliche Brod, für Leben und Gesundheit, für den Anblick der Wunder des Himmels und der

*) Bonhöffer, von dessen beiden grundlegenden Werken (Epiktet und die Stoa 1890, die Ethik des Stoikers Epiktet Stuttgart. 1894) besonders das Letztere eine reiche Fundgrube für unser Thema bildet, ohne dasselbe indessen zusammenhängend zu behandeln. Vergl. meine Recension in der Ztschr. f. Philos. 107, 283—289.

Pracht der Erde, und, indem wir überall, in der Einrichtung der Außenwelt wie in der Ordnung des menschlichen Lebens, seine Weisheit und Güte erkennen, ihn anbetend preisen für das erhabene Schauspiel, das er uns täglich gewährt, und für alles Gute, vor Allem für die uns verliehene Willenskraft (II 23). Und zwar aller Orten und zu jeder Zeit, beim Pflügen und Graben, wie beim Essen und Trinken, sollen wir seiner gedenken und ihm lob-singen, sei es allein oder vor Einem oder vor Vielen. Als besonders schön setze ich den Schluß des Kapitels „Von der Vorsehung“ (I 16) hierher: „Wo will man Worte genug finden, um die Werke der Vorsehung an uns würdig zu preisen? Wenn wir die wahre Vernunft hätten, sollten wir von Staatswegen wie um unserer selbst willen etwas Anderes thun, als Gott lob-singen, ihn segnen und ihm danken? Müßten wir nicht beim Graben, beim Pflügen, beim Essen den Lobgesang auf die Gottheit anstimmen: Groß ist der Herr, daß er uns Werkzeuge gegeben hat, mit denen wir die Erde bebauen können, groß ist der Herr, daß er uns Hände gegeben hat und alles Andere Den feurigsten und erhabensten Lobgesang aber müßten wir um dessentwillen erschallen lassen, daß er uns die Fähigkeit verliehen hat, dies Alles mit Vernunft zu gebrauchen Was kann ich lahmer alter Mann Anderes thun, als Gott lob-singen? Wäre ich eine Nachtigall oder ein Schwan, so würde ich es machen wie diese; so aber, da ich ein vernunftbegabtes Wesen bin, muß ich Gott preisen, das ist mein Beruf. Ich will ihn erfüllen und diesen Platz nicht verlassen, so lange es mir vergönnt ist, und auch Euch ermahnen zu eben solchem Lobgesang.“ Ja, noch sterbend hofft unser Philosoph zu Gott sprechen zu können: „Von Herzen Dank sage ich Dir, daß Du mich gewürdigt hast, mit Dir das Festspiel des Lebens zu feiern, Deine Werke zu schauen, Deiner Weltregierung (begreifend) nachzugehen“ (III, 5, 10). Sind solche rührenden Bekenntnisse innerlichster Frömmigkeit nicht vollkommen christlich gedacht?

Diese Dankgesinnung soll sich denn auch in Thaten umsetzen. Alles soll der Mensch mit Gott anfangen, in dem vertrauensvollen Bewußtsein, daß dieser ihn entweder groß machen oder durch Leiden prüfen will (über das Letztere s. unten). In allen Dingen soll er ihn um Rath fragen, Tag und Nacht Gottes Gesetz vor Augen haben, auf ihn, seine Aufträge und Befehle unverwandt achten, nichts Anderes wollen als Gott will, nicht, wenn ihn ein Uebel trifft, Gott oder die Vorsehung anklagen; bei näherem Nachdenken

wird er erkennen, daß es mit Absicht so geschehen, daß Alles weise geordnet sei. An eine bekannte Stelle des Evangeliums erinnert I 9, 19: „Wenn Ihr Euch heute gesättigt habt, sitzt Ihr da und jammert wegen des morgigen Tages, woher Ihr zu essen bekommen werdet“, in Verbindung mit III 24, die dazu ermahnt, man solle sich doch nicht von den allezeit sorglosen Vögeln (Raben und Krähen), die ihr Nest und ihre Heimath ohne Scufzer wechseln, oder den unvernünftigen Thieren, deren keins um seine Nahrung und Lebensart verlegen ist (I 19, 9), beschämen lassen. Den Lahmen und Blinden gebriecht es nicht an dem nothwendigen Lebensunterhalt, warum sollte er dem Tugendhaften fehlen (III 26, 27)?

Der Vaterschaft Gottes entspricht von Seiten des Menschen der durchaus an christliche Ideen gemahnende Gedanke der Gotteskindschaft. Da wir denselben bereits oben gestreift, so genüge es hier, eine längere Stelle (I 9, 4—7) anzuführen. An ihr wird das: „Warum soll ich mich nicht einen Sohn Gottes nennen?“ zwar etwas pantheistisch abgeleitet daraus, daß „von Gott der Same nicht bloß in meinen Vater fiel und in meinen Großvater, sondern in Alles, was auf Erden entsteht und wächst, vorzugsweise aber in alles Vernünftige, denn nur das kann mit Gott Antheil haben an seinem Walten, was vermöge der Vernunft mit ihm verbunden ist“, aber doch sogleich ethisch angewandt: Warum soll ein Kind Gottes „noch etwas von dem fürchten, was auf Erden geschieht? Oder ist zwar die Verwandtschaft mit dem Kaiser oder einem andern Mächtigen zu Rom im Stande, uns ein sicheres und geachtetes Dasein, ohne Furcht vor irgend etwas, zu verschaffen, dagegen das Gefühl, Gott zum Schöpfer, Vater und Pflieger zu haben, sollte uns nicht sofort von allem Kummer und aller Furcht befreien?“

Diesem Bewußtsein der Gotteskindschaft entspringt bei Epiktet diejenige Eigenschaft, die wir als die vorzugsweise religiöse bezeichnen möchten; wir meinen die, von der Lessings Nathan jagt, daß sie „von unserem Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt“: Die „Ergebenheit in Gott“, in Alles, was das Schicksal bringen mag. Zahlreiche Aussprüche unseres Philosophen bezeugen sie, von denen wir nur folgende hierher setzen, weil sie besonders an neutestamentliche Parallelen erinnern:

Der Fromme spricht zu Gott, wie Sokrates vor seinem Tode: Wenn es Gott so lieb ist, so geschehe es. Denn ich halte für besser, was Gott will, als was ich will (IV. 7. 20). „Behandle mich

fortan nach Deinem Wohlgefallen; wie Du, bin ich gesinnt, Dein bin ich! Gegen nichts, was Dir gut scheint, sträube ich mich. Führe mich, wohin Du willst, umgürte mich, mit welchem Kleide Du willst. Ob Du nun willst, daß ich ein Amt bekleide oder nicht, im Lande bleibe oder verbannt werde, arm oder reich bin: in allen Lagen werde ich Dich vor den Menschen bekennen und vertheidigen" (II. 16, 42). Eingedenk dessen, von dem er stammt, soll der Mensch allein danach trachten, Gottes Willen seinen Gehorsam zu bezeigen. Der Fromme ordnet seine eigene Einsicht derjenigen des Weltenlenkers unter und fragt nur: Wie werde ich in Allem Gott folgen? Sich Gott ergeben heißt: Alles wollen, was er will, und nichts wollen, was er nicht will. In allen Stücken soll er, was da kommt, ertragen und sich gern darein schicken, in der Ueberzeugung, ein weiser Rathschluß verhängt es so. Dissert. IV. 1, 121 und das Schlußkapitel (52) des Handbüchleins zitiren gleichermaßen den Spruch des Stoikers Kleantes:

„O Zeus und Du, o Schicksalsgöttin, führet mich dahin,
Wo ich nach Euerem heil'gen Willen stehen muß!
Ich werd' Euch ohne Zögern folgen . . .“

Die zweite Stelle fügt noch die Verse des Euripides hinzu:

„Wer dem Verhängniß gut zu folgen weiß, gilt uns
Für weise und erkennt das göttliche Gebot.“

und schließt mit den an ein bekanntes Evangelienwort (Matth. 10, 28) erinnernden Worten des Sokrates aus Platons Apologie:

„Lieber Kriton, ist's den Göttern so lieb, so geschehe es nur immerhin also
Anytos und Melitos können mich zwar tödten, aber meiner Seele können
sie nicht schaden.“

Solcher Anschauung entsprechend, wird das menschliche Leben als Beruf im Dienste Gottes aufgefaßt. Insbesondere liebt Epiktet den — allerdings mehr antik als christlich*) gehaltenen — Vergleich mit dem Verhältniß des Kriegers zum Feldherrn. Zeus will selbst erkennen, ob er einen Krieger, einen Bürger habe, wie er sein soll. Wenn man uns Verleugnung unserer Ueberzeugung zumuthet, sollen wir mit Sokrates sprechen: Ihr seid seltsame Leute! Wenn mich Euer Feldherr an einen Posten gestellt hätte, so müßte ich ihn nach Euerer Ansicht festhalten und behaupten, und eher tausendmal sterben, als ihn im Stiche lassen. Wenn mir dagegen

*) Obwohl auch hier sich genug Analogien fänden, — ich erinnere nur, um von der *ecclesia militans* zu schweigen, an die altgermanische Auffassung (s. B. im Heliand) vom Christen als Gefolgsmann Christi.

Gott einen Platz und einen Beruf angewiesen hat, so dürfte ich diesen nach Euerer Ansicht im Stiche lassen" (I. 9, 24). Näher im Einzelnen ausgeführt wird der Gedanke, daß unser Stand ein Soldatenleben, unser Leben ein langer und mannigfaltiger Kriegsdienst ist, u. a. III. 24, 95ff. Und zwar bis zum Tode. „Wenn mir Gott, wie ein guter Feldherr, das Zeichen zum Rückzug (so. aus diesem Leben) giebt, so gehorche ich ihm und singe noch sein Lob dazu. Denn ich kam, als es ihm gefiel, und so gehe ich auch wieder, sobald es ihm gefällt" (III. 26, 29f.) — Aber auch das christlichere Bild des Zeugen findet sich kaum weniger häufig. Zeus will mich den anderen Menschen als Zeugen vorführen: „Seht, daß Ihr ohne Ursache zaget . . . Deshalb führt er mich bald hierhin, bald sendet er mich dorthin, zeigt mich den Menschen arm, ohnmächtig, krank, schickt mich nach Gyara, läßt mich ins Gefängniß werfen. Nicht aus Haß, das sei ferne! Denn wer haßt seine besten Diener? Noch aus Nachlässigkeit: der auch nicht der geringsten eines vergißt, sondern nur, um mich zu üben und sich meiner als Zeugen gegenüber den Anderen zu bedienen" (III. 24, 112f.).

So berührt sich denn auch die Auffassung der Uebel des Lebens nahe mit der christlichen. Die Unglückslagen sind es, die den Mann zeigen; Gott schickt sie Dir, damit Du sie, wie ein kräftiger Ringer, überwindest; was freilich nicht ohne Schweiß abgeht (I. 24, 1f.). Komme jetzt zum Kampfspiel, zeige uns, was Du gelernt, wie Du Dich zum Kampfe vorbereitet hast, ob Du zu den des Sieges würdigen Athleten gehörst (IV. 4, 30). An die bekannte Stelle Römer 8, 28 erinnert Enchir. 18: „Alle Vorzeichen sind günstig für mich, wenn ich nur will; denn, was auch geschehen mag, in meiner Hand liegt es, Nutzen daraus zu ziehen.“ Die Philosophie verwandelt alles Widrige in ein Gut, sie lehrt uns göttlich krank sein und göttlich sterben: wie denn Sokrates durch seinen Tod der Menschheit keinen geringeren, ja einen größeren Dienst erwiesen hat, als durch sein Leben (IV. 1, 169). Wie in diesem Falle die Parallele mit Jesus nicht ferne liegt, so wird man bei Enchir. 11: Wenn Dir Dein Weib oder Kind gestorben ist, so jage nicht: „Ich habe es verloren“, sondern: „Ich habe es zurückgegeben,“ sich einigermaßen erinnert fühlen an das biblische: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen u. Uebrigens sind die Uebel unsrer Kraft, sie zu ertragen, angemessen (I. 12, 31), ähnlich wie der Apostel 1. Kor. 10, 13 jagt: Gott läßt Euch nicht

versuchen über Euer Vermögen. Im äußersten Falle steht es dem Weisen zwar frei, freiwillig aus dem Leben zu scheiden — „die Thüre ist offen“ (I. 9, 20) —*), aber er rath doch auch für solche Fälle: Ihr Menschen, wartet auf Gott! Giebt er das Zeichen und löst Euch von diesem Dienst hienieden, dann macht Euch auf zu ihm! Für jetzt aber ertragt es nur, diesen Platz zu behaupten, wohin er Euch gestellt hat! Es ist ja nur“ — auch dies ist eine christliche Vorstellung — „eine kurze Zeit, die wir hier wohnen, und gar leicht für die, welche so gesinnt sind. Denn welcher Tyrann, welcher Räuber, welches Gericht könnte dem furchtbar erscheinen, der so seinen Leib und die leiblichen Güter für nichts achtet? Bleibet nur, scheidet nicht unüberlegt ab!“ (I. 9, 16 f.).

Freilich paart sich mit dieser Ergebenheit in den Willen Gottes zuweilen ein den Stoiker im Gegensatz zum Christen charakterisirendes Pochen auf die eigene Tugendhaftigkeit, wie z. B. in den an Gott gerichteten Fragen: „Habe ich in irgend einer Sache Deine Befehle übertreten? Habe ich die Fähigkeiten, die Du mir verliehen, zu andern Dingen angewendet?“ — aber selbst an solchen Stellen ist doch die echte Frömmigkeit das vorwiegende Gefühl, denn es heißt weiter: „Habe ich Dir je Vorwürfe gemacht oder Deine Schicksalsfügungen getadelst? Ich bin mit Freuden arm und krank gewesen, wenn Du es wolltest. Hast Du mich jemals deshalb verdrießlich gesehen oder weniger bereit, Deinen Willen zu erfüllen?“ (III 5, 8 f.) Ja, es ist dies die nämliche Stelle, die mit den bereits oben (S. 200) erwähnten Worten des Dankes dafür schließt, daß Gott ihn gewürdigt habe, seine Werke zu schauen und seiner Weltregierung begreifend nachzugehen (ebend. § 10). Und wenn er einmal Gott fast herauszufordern scheint: „Schicke nur, o Zeus, ein Unglück über mich, welches Du willst; ich besitze eine Rüstung dagegen,“ so fährt er doch sogleich in frommer Demuth fort: „— die mir von Dir verliehen ist“ (I 6, 37). Wir können diesen Abschnitt über das rechte Verhältniß des Menschen zu Gott nicht besser schließen als mit den tiefe Religiosität athmenden Worten: „Da ich zu solchem Dienste (Gottes) berufen bin, soll ich da noch sorgen darum, wo ich mich befinde, oder mit welchen Menschen zusammen, oder was sie über mich reden? Bin ich nicht ganz auf Gott hin gerichtet und seine Vorschriften und Gebote?“ (III 24, 114).

*) Ueber Epiktets Lehre vom Selbstmord vgl. Bonhöffer a. a. O. S. 29—39, über die der Stoiker überhaupt ebend. Ekturs II, S. 188—193.

II.

Nachdem wir so die religiöse Grundlage kennen gelernt haben, auf der Epiktets Sittenlehre ruht, wenden wir uns im Folgenden zu dieser selbst, soweit sie Berührungspunkte mit der christlichen zeigt, zunächst zu den Pflichten, die der Mensch gegen sich selbst hat.

Zuvörderst gegen seinen Körper. Ist die Seelenreinheit auch die Hauptsache (IV 11), so sollen wir doch auch den Leib rein halten, und zwar nicht bloß weil dies „naturgemäß“, sondern vor Allem auch, weil die Götter rein und fleckenlos sind. Einigermaßen verwandt mit dem christlichen Gedanken, daß der menschliche Körper ein Tempel Gottes sei, klingt die Mahnung II 8, 11 f.: „Was verkennt Du Deinen Adel und vergiffest, woher Du gekommen bist? Willst Du nicht beim Essen und Trinken daran denken, wen Du nährst? Einen Gott hast Du in Dir, Unseliger, und weißt es nicht, und beslechtest ihn, ohne es zu empfinden, durch unreine Gedanken und schmutzige Thaten! In Gegenwart eines Götterbildes würdest Du nicht wagen, das zu thun, was Du thust, nun aber Gott selbst in Dir gegenwärtig ist, der Alles sieht und hört, schämst Du Dich nicht, solches zu thun, Du Deiner Natur Vergessener und Gottverhafter!“

Aus demselben Grunde fließen die Pflichten der Mäßigkeit und der Keuschheit. Freilich stellt sich unser Philosoph hinsichtlich der Keuschheit vor der Ehe nicht auf den strengsten Standpunkt. Er theilt keineswegs die jüdisch = paulinische Anschauung, daß das Geschlechtliche als solches in das Reich der Sünde gehört, sondern denkt in diesem Punkte mehr antik-naturalistisch; er giebt Enchir. 33 die Vorschrift: „Von sinnlicher Liebe halte Dich vor der Ehe nach Kräften unberührt“, und fügt als weitere Gesichtspunkte in dieser Beziehung hinzu: „Jedenfalls aber achte in diesem Punkte auf die Gesetze der Sitte. Sei nicht gehässig gegen solche, die hierin fehlen, und gefalle Dir nicht in Vorwürfen. Mache auch nicht viel Ruhmens von Deiner Enthaltksamkeit!“ Um so mehr stimmt er mit dem ganzen Ernst der christlichen Auffassung bezüglich des Ehebruches überein. Nicht bloß der faktische Ehebruch wird aufs Schärfste verurtheilt (vergl. oben S. 195), sondern auch die Lüsterheit in Worten und Werken (s. die eben erwähnte Stelle II 8, 11), und zwar an einer Stelle mit Worten, die sehr an den bekannten Spruch Jesu in der Bergpredigt erinnern: „Wer ein Weib mit unreiner Lust ansieht, der preist den Verführer glücklich“ (II 18, 15).

An ein anderes Wort der Bergpredigt erinnert das auffällige Verbot des Eides (Euch. 33): „Schwöre nicht: Ist es möglich, überhaupt nicht; ist es nicht möglich, so selten Du kannst!“ Auffällig auch deshalb, weil Epiktet wenigstens die üblichen Bethuerungsformeln „Bei Zeus! bei den Göttern!“ oft und unbedenklich gebraucht. -- Gegen die Vielbeschäftigung mit äußeren Dingen, die von der inneren Sammlung abziehen, den Marthadienst der Bibel, eifert I c. 10 — II 17 mahnt zur Demuth im Wissen; man meine nicht, man wäre etwas. -- Die vorgenommene Besserung soll man nicht aufschieben (II 18, 31 f.). Auch Epiktets oft hervortretende Gleichgiltigkeit gegen äußere Ehren und Ehrenstellen, überhaupt gegen alles Aeußerliche ist etwas echt Christliches. Dagegen weicht von der Anschauung des Urchristenthums wesentlich ab seine Stellung zum irdischen Besitz. Zwar schätzt er ihn persönlich gering und übt sich in der Bedürfnislosigkeit des cynischen Philosophen. Aber er fordert nicht die Armuth des Asketen und verwirft nicht nur den Erwerb äußerer Güter nicht, sondern tadelt sogar deren Verschleuderung. „Ich werde kein Kröjus werden, und doch vernachlässige ich den Erwerb nicht ganz und gar“ (I 2, 36). Wer einmal eine Familie besitzt, muß eifrig und gewissenhaft auf ihre Versorgung bedacht sein (I 22, 70). Allerdings soll man um des Geldes willen sich nicht anstrengen noch abmühen, vor allem sich nichts deshalb vergeben. Wohl will er für seine Freunde etwas erwerben, wenn er dabei seine innere Würde, seine Treue, seine Gesinnung bewahren kann. „Zeigt mir nur den Weg und ich will's erwerben. Verlangt Ihr dagegen, daß ich diese meine wahren Güter opfere, damit Ihr vermeintliche Güter erlangt, so ist dies höchst unbillig und thöricht!“ (Euch. 24).

Die letzten Betrachtungen leiten uns über zu den sozialen Pflichten.

Was die Familie anbetrifft, so steht die stoische der urchristlichen Auffassung ziemlich nahe. Der Weise soll nicht nach einer Gattin trachten, aber, falls ihm eine solche beschieden ist, die sittliche Haltung bewahren, übrigens nicht daran denken, sie oder den Sohn ganz nach dem eigenen Maßstab zu behandeln (IV 5, 6), andererseits sich von ihr nicht in seinem höheren Berufe hemmen, von Gott abziehen lassen. Die ganze Ausführung über das Verhalten des Cynikers d. h. des idealen Weisen zur Ehe III 22, 67 ff. erinnert lebhaft an die paulinische, 1. Korinther 7, 26—40 und deren Summa: Wer heirathet, der thut wohl, wer aber nicht heirathet,

thut besser. Wenigstens gilt dies von der gewöhnlichen Ehe. In einem Idealstaat würde es sich anders verhalten. Das Weib des Krates (Hipparchia), ein „zweiter Krates“, bildete eine Ausnahme. (ebd. § 76.) Auch das Verhältniß zu Eltern und Kindern wird ziemlich kühl behandelt. Gewiß darf man auch seine Angehörigen lieben, soll seiner Mutter z. B. nicht abichtlich Schmerz bereiten, aber vor Allem sich doch als ein Freund Gottes beweisen: ganz ähnlich wie im Neuen Testament Gottesliebe über Familienliebe geht. Für den wahren Weisen sind alle Männer seine Söhne, alle Weiber seine Töchter. An nichts soll eben der Mensch zu sehr sein Herz hängen, daher auch über den Tod von Weib und Kind nicht außer Fassung gerathen (Ench. 3, vgl. 14, 15). Einmal (Ench. 7) geht Epiktet sogar so weit, dieselben mit einem Spielzeug zu vergleichen, das einen nicht von seiner wahren Beschäftigung ablenken dürfe. Parallelen aus Leben und Lehre der christlichen Heiligen und Mönche, wie schon des N. L., ließen sich in Menge finden. — Von der Kinderfreundschaft Jesu ist bei unserem Stoiker unter diesen Umständen nichts zu verspüren. Dagegen scheint es uns übertrieben, wenn Bonhöffer (a. a. O. S. 160) von einer „Mißachtung der Kindesnatur“ spricht. Die Stelle, auf die er sich stützt (II 1, 16), will doch nur sagen, man solle sich nicht vor dem Tode fürchten, wie Kinder in ihrer Thorheit und Unwissenheit vor Masken und Gespenstern. „Sobald das Kind Begriffe von den Dingen hat, so ist es nicht weniger als wir.“ Wir empfinden darin keinen unbedingten Gegensatz zum Christenthum, eher eine Verwandtschaft mit dem paulinischen: Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind 2c.

Auch der Freundschaftsgedanke tritt bei Epiktet, wie im Christenthum, zurück. Wie hier alle Christen, so sind dort alle Weisen einander naturgemäß befreundet. Andererseits soll nur der Weise wahrer Freund sein können.

Desgleichen zeigen sich in der Stellung beider zum Staat verwandte Charakterzüge. Mit dem Worte „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“ stimmt Fragment 87 (nach der Zählung von Stieh): „Was dem Staate gebührt, das leiste so schnell als möglich,“ inhaltlich überein. Beide tragen, wie wir gleich noch näher sehen werden, einen ausgesprochen weltbürgerlichen Zug. Immerhin tritt bei dem Stoiker der im Urchristenthum fast ganz verschwundene antike Gedanke der Bürgerpflicht stärker hervor. Der

gute Bürger ordnet sich den Gesetzen des Staates unter (I 12). Für das Vaterland zu sterben, ist besser als schimpflich zu leben (III 20, 5). Für das Vaterland muß man auch unangenehme Dienstleistungen übernehmen können (III 24, 44.). Mit Energie wendet sich Epiktet I c. 23 und III c. 7. gegen Epikur und seine Anhänger, welche nichts als ein bequemes Privatleben führen wollen. Den besten Dienst erweist man freilich seinem Vaterlande, wenn man seinen Beruf treulich erfüllt. Es genügt, wenn jeder seinem Berufe gerecht wird. Wenn Du nun aus Deinem Nächsten dem Vaterlande einen treuen und ehrbaren Bürger heraubildetest, würdest Du ihm da nichts nützen? Ich denke doch" (Ench. 24.). Und auf die weitere Frage: „Welche Stelle soll ich also im Staatsleben einnehmen?“, antwortet die gleiche Stelle: „Jede, die Du auszufüllen vermagst, ohne Treue und Ehrenhaftigkeit einzubüßen. Wenn Du aber in der Absicht, dem Vaterland zu nützen, die genannten Eigenschaften einbüßest, was kannst Du ihm dann nützlich sein, nachdem Du selbst der Ehrenhaftigkeit und Treue baar geworden bist?“

Aber das wahre Vaterland des Weisen ist doch nicht Athen oder Korinth, sondern die ganze Welt, wie — nach Epiktet (I 9) — schon Sokrates gesagt hat. So wird das Bürgerthum zum Weltbürgerthum, die bloße Schätzung der Volksgenossen zur allgemeinen Menschenliebe. Dies zeigt sich insbesondere in der Stellung zur Sklaverei. Noch Plato, der nur die Sklaverei unter Hellenen verbietet, und Aristoteles, der den Sklaven als lebendes Werkzeug bezeichnet, betrachten dies Institut als ein selbstverständliches. Die Stoiker und zwar die späteren, wie Seneka und Epiktet, nicht die älteren (Panätius und Posidonius), verlassen zum ersten Male in der antiken Welt prinzipiell diesen Standpunkt; sie haben ihn innerlich überwunden. Da alle Menschen, wie wir oben sahen, Gott zum Vater haben, muß jeder Mensch uns heilig sein, als unser Bruder gelten. Kein Mensch kann den anderen knechten oder freisprechen, denn Jeder, der es erkennt, ist von Gott selbst frei gemacht (IV 7, 17). Nur der Schlechte ist Sklave, nämlich seiner Lüste. Auf äußerliche Abschaffung der Sklaverei hat Epiktet allerdings nicht gedrungen; allein das that das Christenthum der ersten Jahrhunderte ebenjowenig. Paulus will, daß die Sklaven ihren Herren gehorsam seien; die Kirchenväter begnügen sich, den Herren Milde gegen ihre Sklaven zu empfehlen; nicht anders läßt sich Thomas von Aquino vernehmen, und selbst noch im 17. Jahrhundert

sucht Bossuet zu beweisen, daß das Sklavenmachen, wie das Töden, Recht des Siegers ist.*)

Aus diesem Verhältniß zu den Mitmenschen ergeben sich als weitere soziale Pflichten die Umgangstugenden der Geduld, Friedensliebe, Sanftmuth, Nachsicht und Milde, in denen Sokrates Muster war und die immer von Neuem zu predigen unser Philosoph nicht müde wird. Schmähungen, ja Mißhandlungen soll der Weise ruhig ertragen, über allerlei Bosheiten, die einem die Menschen anthun, sich nicht ärgern. Ja, wir sollen dem, der uns geschmäht, noch danken, daß er uns nicht schlug, dem, der uns geschlagen, daß er uns nicht getödtet (IV 5, 9). Als Epiktet einst gefragt wurde, wie er sich an einem Feinde rächen würde, sagte er: Indem ich mich in die Lage versetzte, ihm möglichst viel Gutes erweisen zu können (Fragm. 130). Erinnert das nicht, wenngleich nicht dem Wortlaut nach, an das christliche Prinzip der Feindesliebe: Thut wohl denen, die Euch beleidigen und verfolgen? Ein anderes Mal (Fragm. 67) verweist er zur Nachahmung auf den Edelmuth Lykurgs gegen den Jüngling, der ihm ein Auge ausgeschlagen. Wenn Dich Dein Bruder kränkt, so mußt Du nicht sowohl daran denken, daß er Dich kränkt, sondern daß er Dein Bruder ist (Enchir. 43). Wenn wir endlich Ench. 42 lesen, daß der Beleidiger eben nur nach seinem eigenen Dafürhalten handelt und in Wahrheit sich selbst am meisten schadet, so fühlen wir uns unwillkürlich gemahnt an das herrliche: Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

Vergegenwärtigen wir uns die in diesen Ausprüchen enthaltene Gesinnungsweise, so wird wohl Niemand anstehen, dieselbe als eine echt christliche zu bezeichnen. Der Unterschied liegt nur in der Motivirung, die da, wo sie gegeben wird, bei dem Stoiker mehr in Vernunftgründen besteht, bei dem Christenthum dagegen einzig und allein auf der Liebe ruht.

III.

Nach was die Beurtheilung der sittlichen Anlage des Menschen betrifft, die Art, wie er zum Guten, zur Frömmigkeit kommt, trägt Epiktet, trotz verschiedener Grundstellung, manche Gedanken vor, die an Christliches erinnern. Trotz seines Grundjages nämlich, daß der Mensch, der die Fähigkeit zum Guten, ja die Tugend selbst von Natur besitze, von Gott verliehen erhalten habe, nur unfreiwillig von ihr abweiche, erkennt er andererseits doch die

*) Boilley, *Les trois socialismes*. Paris 1896. S. 142.

Macht der Sünde an. Die große Mehrheit der Menschen neigt sich trotz des göttlichen Geschenkes dem thierischen Theil ihres Wesens zu. Wollte Gott Alle, die ihn schmähen, strafen, so hätte er Niemand mehr, der ihm unterthan wäre (III 4, 8). Die „Gespräche“ enden mit der Klage: Wo ist Treue zu finden in unserer Zeit? Oder zeige man mir einen Mann, der bekennet: Mir liegt nur an dem wahren Guten etwas, alles Andere ist mir gleich. Desterz fordert er seine Zuhörer auf: Zeigt mir einen wahren Stoiker, wenn Ihr einen habt. Oder er redet ihnen ins Gewissen (vgl. schon oben S. 195): Wir handeln anders, als wir lehren. Wir sagen Gutes und handeln schimpflich (III 7, 17), schreiben und lehren das Gute, thun es aber nicht, sind inwendig Löwen, auswendig Füchse (IV 5, 36 f.).

Wie Paulus Alles, was nicht aus dem Glauben entspringt, für Sünde erklärt, so gelten auch Epiktet alle Sünden insofern als gleich, als sie alle in gleicher Weise einer verkehrten Sinnesrichtung entstammen. Dem christlichen Glauben entsprechen hier die *δόγματα ὀρθά* d. i. die „richtigen Ansichten“ der Stoiker. Es giebt Gedanken sünden, ohne nachfolgende That: „Wenn einer auch nichts dergleichen thut, so nenne ihn deshalb noch nicht frei; sieh auf seine *δόγματα*, ob diese nicht doch ihren Herrn haben; und findest Du es so, dann nenne ihn einen Sklaven, dessen Herr verreißt ist und der währenddessen Saturnalien feiert“ (IV 1, 58). Und doch giebt es natürliche Abstufungen, es ist ein sittlicher Fortschritt möglich.

Dieser Fortschritt, der Weg also zum Guten muß — so verkündet Epiktet ähnlich wie das Christenthum — beginnen mit der Selbstkenntniß. „Willst Du gut sein, so glaube zuerst, daß Du schlecht bist“ (Fragm. 3). Der Anfang der Philosophie ist ihm das Bewußtsein der eigenen Schwäche, des Unvermögens in dem, was Noth thut. „Hinterbringt Dir Jemand die Nachricht: Der oder Jener hat Dir Uebles nachgeredet, so beginne keine Rechtfertigung dem Gesagten gegenüber! Antworte nur: er hat eben die anderen Fehler, die mir anhaften, nicht gewußt, sonst hätte er nicht jenes allein gesagt“ (Ench. 33, 7). — Eine gründliche Belehrung — Kant würde sagen: Revolution der Denkungsart — wird von einem Jeden gefordert. Die Besserung soll man nicht aufschieben (Ench. 50). „Laßt uns nur einmal die Hauptsache anfangen und alles Bissherige fahren lassen! Glaubt nur, und Ihr werdet sehen, daß es gerathen wird“ (II 19, Schluß). Aus gleichem Geiste heraus, wie die Schrift, verwirft

unser Philosoph die sittliche Lauheit, das Schwanken, das Hinken auf beiden Seiten. „Du mußt ein ganzer Mensch sein, entweder ein guter oder ein schlechter. Entweder mußt Du Dein Inneres ausbilden oder Deine Eigenschaften für das äußere Leben! Du mußt entweder Deiner Seele leben oder der Welt. Mit anderen Worten: entweder ein Lebensweiser sein oder ein Kind der Welt.“ (Ench. 29, Schluß). Klingt das nicht ganz wie das neutestamentliche „Ihr könnt nicht zwei Herren dienen“? Ebenso IV 10, 25: „Du kannst schlechterdings nicht die äußeren Dinge und Deine vernünftige Seele zugleich bearbeiten. Verlangst Du jene, so setze diese hinten, sonst wirst Du weder das eine noch das andre haben, und immer wird Dich das eine in dem andern stören.“ — Und wer nun, nachdem er den Weg des Guten beschritten, auf ihm fortschreiten will — der προκόπτων nach dem stoischen t. t. —, dem wird tägliche Selbstprüfung, beständiges Achtgeben auf sich selbst, Wachsamkeit im Kampfe gegen die Versuchung ans Herz gelegt. Selbst der Weiseste soll sich stets des Abstandes bewußt bleiben, der ihn immer noch von dem höchsten Ziele trennt, betont Epiktet und bekennt demüthig, er fürchte die eigene Schwachheit noch (II. 8, 25). Er erklärt es für unmöglich, sündlos zu bleiben, für wohl möglich dagegen, zum Nichtsündigen beständig hinzustreben.

IV.

Niemand wird nach den vorangegangenen Ausführungen leugnen können, daß in wichtigen Zügen nahe Verwandtschaft zwischen den Anschauungen unseres Stoikers und christlichen Ideen besteht, daß zahlreiche Gedanken, die wir als christliche zu betrachten gewohnt sind, unabhängig vom Christenthum schon von dem Heiden Epiktet geäußert worden sind. U n a b h ä n g i g von dem Christenthum —, denn andererseits wird der aufmerksame Leser bemerkt haben, daß der Zusammenhang zwischen beiden nirgends als ein direkter erschienen ist. Keine Stelle fand sich bisher, die Epiktet nicht, wie „christlich“ sie auch klingen möge, unbeeinflusst von dem neutestamentlichen Christenthum niedergeschrieben haben könnte; niemals zeigte sich in der Form eine solche Uebereinstimmung, daß eine Entlehnung anzunehmen geboten gewesen wäre. Professor Zahn in seiner oben (S. 196) erwähnten Abhandlung begnügt sich jedoch mit der einfachen und offenkundigen Thatsache innerer Verwandtschaft nicht. Er nimmt vielmehr eine unmittelbare Beeinflussung unseres Philosophen durch die neutestamentlichen

Schriften an oder hält diese Annahme doch für die „nächstliegende überall da, wo wir bei Epiktet auf Gedanken stoßen, welche sich aus der Ueberlieferung seiner Schule und seinen eigenen Lehrsätzen nicht füglich ableiten lassen und dagegen mit Christlichem sich nahe berühren“ (a. a. O. S. 17.) Prüfen wir das Material, was der Erlanger Gelehrte hierfür beibringt.

Auf die einzeln dastehende Erscheinung des Schwurverbotes, die sich allerdings in dieser ausgeprägten Form sonst bei den Stoikern nicht findet,*) scheint Zahn selbst keine allzu starken Schlüsse bauen zu wollen: außerdem ist das Verbot des Schwörens bei Epiktet, im Gegensatz zu Jesu' Vorschrift, kein striktes und wird zudem, wie wir bereits oben sahen, von dem Philosophen selbst durch den reichlichen Gebrauch der üblichen Bethuerungsformeln gewissermaßen wieder umgestoßen. — Auch die Vertiefung und weitere Ausbildung des, wie Zahn selbst zugiebt, bereits altstoischen Gedankens der Gotteskindschaft zur allgemeinen Bruderliebe, insbesondere auch den Sklaven gegenüber, findet sich im Wesentlichen schon bei Seneka**) und ist überdies bei der Lebensgeschichte Epiktets, der selbst die Leiden des Sklavenstandes durchgekostet, sehr natürlich. — Ebenso scheint mir der ganz vereinzelt und keineswegs an prägnanter Stelle vorkommende Gebrauch des Wortes *ὁ πλησίον* (der Nächste) für den Mitmenschen nicht von Bedeutung zu sein.

Weit ausschlaggebender wäre es dagegen, wenn die von Zahn behauptete nähere Beziehung des epiktetischen Philosophen zu dem evangelischen Christus-Ideal wirklich nachgewiesen werden könnte. Das ist aber nach unserer Meinung nicht erreichbar. Darin zunächst, daß Epiktet überhaupt das Ideal des Weisen in gewissen historischen oder mythologischen Gestalten — in erster Linie Sokrates, Diogenes und — Herakles! — verkörpert sieht, liegt nichts spezifisch Christliches; eine solche Idealisierung derselben zu Typen oder Vorbildern des Sittlichen war vielmehr, wie Zahn selbst zugestehen muß, bei den Stoikern längst gebräuchlich. Aber dem Erlanger Theologen zufolge sind sie eben für Epiktet nicht mehr bloß sittliche Musterbilder, sondern „vor Allem“ an die Christusgestalt erinnernde religiöse Typen, die dem Gläubigen zum Trost und zur Stütze dienen, Herakles insbesondere „der Gottes- und Menschensohn, der die Welt von der Sünde befreit und als Erlöser be-

*) Vergl. Bonhöffer S. 72 und 113 f. (Anmerk. 31), dazu Zahn S. 25 (Anmerk. 38).

**) Vergl. Bonhöffer S. 98 f.

herrscht“, mit einem Worte das „Echo des Evangeliums in der Seele eines Heiden“ (S. 18). Prüfen wir diese Ansicht, soweit es an dieser Stelle d. h. in aller Kürze und ohne Eingehen auf gelehrtes Detail, möglich ist.

In der Gestalt des epikuretischen Sokrates ist unseres Erachtens am wenigsten von einem erlösenden Gottessohn zu spüren. Zwar wird er I 9, 23 ff. „in Wahrheit verwandt mit den Göttern (Pluralis!)“ genannt, aber dies ist offenbar bildlich gemeint, denn es werden im Uebrigen nur durchaus menschliche, auch sonst meist geschichtlich überlieferte Züge von ihm berichtet. Er ist immer gleichmüthig (I 25, 31), verzeiht dem Gefängnißdiener (I 29, 66), ist voller Friedsamkeit und Geduld gegen seine Xanthippe (II 13, 33. IV 5, 3 f.), führt seine Vertheidigung vor Gericht mit eben so viel Freimuth (III 1, 19 ff.) als Geschicklichkeit und heiterer Unbekümmertheit um die Folgen (II 5, 18 ff.), dichtet im Gefängniß einen Lobgesang (II 6, 26), empfiehlt seinem Freunde, dem schönen Alkibiades, wahrhaft schön d. i. edel zu sein (III 1, 42) u. a. Außerdem tritt er gegen müßige Neugier auf (II 16, 35) und lehrt, den Dingen auf den Grund zu gehen (IV 1, 41); ja, so rein menschliches, wie seine dialektische Kunst (II 23) und sein Soldatenthum (IV 4, 21 f.), werden erwähnt. Am schlagendsten aber sprechen gegen seine Göttlichkeit oder auch nur Gottähnlichkeit in dem christlichen Sinne folgende zwei Stellen: III 5, 14 ff., wo Epiktet ihn seine Freude darüber ausdrücken läßt, an sich selbst wahrzunehmen, daß er (Sokrates) „von Tag zu Tag besser werde“, und I 2, 36, wo unser Stoiker von sich selbst sagt: Ich bin nicht besser als Sokrates; ich bin zufrieden, wenn ich nur nicht schlechter bin!

In gleichem Sinne, wie Sokrates, nur viel seltener, finden einige ältere Stoiker, wie Zeno und Kleanthes, rühmende Erwähnung. Noch stärker idealisirt erscheint der Cyniker Diogenes — vielleicht, weil von ihm geschichtlich weniger bekannt war. Besonders geschieht dies in dem großen Kapitel III 22, das in seinen 108 Paragraphen das Bild des wahren Cynikers entwirft. Diejenigen Züge an diesem Bilde, die in der That an Christliche erinnern, haben uns jedoch keineswegs den Eindruck gemacht, als ob sie dem Christus der Bibel entlehnt wären. So heißt Diogenes zwar ein gottgesandter Bote und Kundschafter, der den Menschen verkünden sollte, was gut und böse ist, weil sie allein in der Irre gehen (ib. § 21), aber doch, nachdem er die einzelnen erst genau erforscht hat; auch muß er (der wahre Cyniker, nicht immer wird Diogenes mit Namen ge-

nannt) sich weder durch Furcht schrecken noch von Phantasmen verwirren lassen (§ 25). An anderer Stelle werden die von ihm überlieferten Erlebnisse während seines Sklavenstandes und bei den Seeräubern erzählt (IV 1, 115) oder seine Gottes- und Menschenliebe gepriesen (III 24, 64—74). Wenn seine wahre Heimath, seine wahren Stammeltern die Götter genannt werden (IV 1, 154), so ist das auch bei ihm augenscheinlich symbolisch zu verstehen, denn gleich nachher (§ 158) wird als Begründung angeführt, daß Bedürfnislosigkeit sein oberstes Gesetz war, und er wird dann — höchst menschlich! — mit Sokrates verglichen, vor dem er durch äußere Umstände (Ehe-, Kinder- und Verwandtenlosigkeit) begünstigt gewesen sei. Am durchschlagendsten aber scheint uns hier die Thatsache, daß Epiktet seinen Diogenes selber erzählen läßt, wie Antisthenes ihn erst zum Guten gebracht und wahrhaft frei gemacht habe (III 24, 67)! Ein so erst zum Guten Geführter kann nimmermehr mit Christus, sondern höchstens mit einem seiner Jünger und Apostel verglichen werden.

Näher kommt dem christlichen Typus des Gottessohnes der idealisirte Herakles Epiktets. Hier sind in der That eine ganze Reihe Vergleichungspunkte vorhanden (vergl. zu dem Folgenden besonders III. 24, 13ff.): Lieber als alle seine Freunde war ihm Gott; ihm weihte er sich ganz, allen seinen Befehlen gehorchte er. Alles, was er that, that er im Hinblick auf ihn. Daher galt er als Sohn Gottes, der er auch wirklich war, und er hielt ihn für seinen Vater und rief ihn als solchen an. Der aber, Zeus, gewährte ihm kein bequemes Leben, sondern ließ ihn in Arbeiten und Gefahren sich üben, während Eurystheus daheim in Pracht lebte. Aber dafür ward Herakles auch Herr der ganzen Erde und des Meeres, reinigte sie von aller Gesetzlosigkeit und Ungerechtigkeit und setzte an deren Stelle Frömmigkeit und Gerechtigkeit, und zwar vollführte er dies Alles allein und ohne Waffen.

Vergleicht man diese Charakterzüge mit der Christusgestalt der Evangelien, so finden sich ohne Zweifel manche Ähnlichkeiten, und man könnte sich unter diesem Eindruck versucht fühlen, der Zahnschen Hypothese wenigstens insoweit zuzustimmen, daß man eine Art „Gegenbild“ (S. 26, Anm. 37) zu dem neutestamentlichen Ideal in dem idealisirten Herakles des Stoikers aufgestellt fände. Allein, wenn wir genauer überlegen, so müssen wir doch sagen, eine solche Annahme, wenn auch nicht völlig ausgeschlossen, so durchaus nicht nothwendig ist. Zu allen den oben erwähnten

Zügel bot doch nun einmal der ursprüngliche Herakles-Mythos, wie Zahn selber (ebend.) zugegestehen sich gedrungen fühlt, „bedeutende Anknüpfungspunkte“ dar und war in dieser Richtung längst nicht bloß von den Stoikern, sondern von den Philosophen überhaupt — von des Prodikos „Herakles am Scheidewege“ an! — in mannigfachster Weise verwerthet worden. So waren denn die Gottessohnschaft, das Leben voll Entbehrungen für ihn selbst und Wohlthaten für die Menschheit Züge, die ihm allerdings mit seiner neutestamentlichen Parallele gemeinsam waren, aber zugleich doch ihm, dem altherkömmlichen Herakles = Ideal erb- und eigenthümlich zugehörten. Andererseits hat Epiktet gerade Züge, die ihm zu einem mit Absicht und Bewußtsein hergestellten „Gegenbilde“ Christi hätten willkommen sein müssen, unbenutzt gelassen, z. B. den Menschen- und Gottessohn (leiblichen und geistigen Vater), den martervollen Tod, die Himmelfahrt, das Leben auf dem Olymp bei den Göttern bezw. bei Gott dem Vater im Himmel. Auch wird nicht des Herakles allein, sondern, wenngleich seltener, auch anderer Heroen, wie Theseus und Odysseus, in demselben Zusammenhange und in gleichem Sinne gedacht. Und genug menschliche Züge werden auch von Herakles erwähnt. Von einer göttlichen Persönlichkeit hätte Epiktet doch wohl nicht ausgesagt: Wäre er bei den Seinen geblieben, so wäre er ein Eurystheus, kein Herakles gewesen, oder von seinem Weib und seinen Kindern gesprochen, die er, wenn er auszog, ruhig der Vater Sorge Gottes anvertraute. In erster Linie ist auch Herakles doch nur nachzuahmendes sittliches Vorbild. Wie er den Ungeheuern, sollen wir den Uebeln dieser Welt muthig entgegentreten (IV. 10, 10); wie er, als er von Eurystheus geübt ward, sich nicht für unglücklich hielt, sondern ohne Zaudern ans Werk ging, sollen auch wir nicht murren über das, was Gott uns zu tragen giebt (II. 22, 17). Und wie Theseus den Skiron und Prokrustes, sollen wir unsere Leidenschaften bekämpfen, im Hinblick — nicht etwa auf den eben genannten Herakles als „Erlöser“ (nach Zahn), sondern auf — Gott!

So können wir auch in Herakles, Theseus, Odysseus, ebenso wie in Sokrates, Diogenes und Kleantes, nichts Anderes, als menschliche, wenn auch sehr idealisirte Musterbilder erblicken. Der lebendige religiöse Hauch, der sie speziell bei Epiktet umweht und dem christlichen Ideale näher kommen läßt, rührt eben von der religiösen Färbung der Weltanschauung unseres Stoikers überhaupt

her, nicht aber von bestimmten äußeren Beziehungen desselben zum Christenthume oder von der Lektüre christlicher Schriften. Beides ist nicht nachgewiesen und zur Erklärung der inneren Verwandtschaft nicht erforderlich. Man kann das sittlich-religiöse Ideal eines Epiktet mit dem christlichen vergleichen, wie wir die Weltanschauungen beider mit einander verglichen haben — dazu fordert ihre Ähnlichkeit sogar auf, und sie gab mir den inneren Antrieb zu meiner Arbeit —, aber man kann nicht das Eine aus dem Anderen ableiten. Dazu haben sie ihre Wurzeln zu tief in sich selbst.*)

Zahn sagt selbst S. 9: „Epiktet war ein Stoiker und wollte nichts Anderes sein“; wenigstens nichts weiter als ein antiker Philosoph. Seine hohe Verehrung der stoischen Schulhäupter Chrypsippus, Zeno, Kleanthes und noch mehr, wie wir sahen, des Sokrates und Diogenes leuchtet überall durch. Nirgends dagegen, außer an der einen schon erwähnten Stelle im siebenten Kapitel des vierten Buches der Διατριβαι ist vom Christenthum auch nur die Rede. Wir wissen wohl, daß die heutigen Begriffe von literarischer Ehrlichkeit jenen Zeiten fremd waren — die älteste christliche Literatur u. a. bietet genug Beispiele dafür — aber es wäre doch gerade bei Epiktet mit seiner hervorragenden Wahrheitsliebe, Offenherzigkeit und seinem Gerechtigkeitsinne besonders auffallend, wenn er, bei einer so starken Beeinflussung durch das Christenthum, wie der Erlanger Theologe sie annimmt, desselben bezw. seines Stifters

*) Nur anmerkungsweise berühren wir noch einige besondere Stellen, die Zahn zur Unterstützung seiner Hypothese herbeizieht. III 22, 54 ist davon die Rede, daß der wahre Cyniker sich auch schlagen lassen muß, ja sogar die lieben soll, die ihn schlagen. Das ist gewiß echt christlich gedacht. Aber nicht darin, sondern in dem nun Folgenden: Er soll und wird nicht „den Kaiser oder den Prokonsul“ anrufen, sondern „allein den, der ihn gesandt hat, nämlich Zeus“, findet Zahn (S. 19) eine Anspielung auf die Appellation des Apostels Paulus, „schwerlich“ werde Epiktet einen anderen als diesen im Sinn gehabt haben. Wir halten eine solche Beziehung zwar nicht für völlig ausgeschlossen, in dessen ebenjowenig für bewiesen oder auch nur wahrscheinlich. Es hängt dies eben von der allgemeinen Stellungnahme zu der oben erörterten Frage ab. Warum sollte Epiktet, wenn er diese Beziehung im Sinn hatte, nicht deutlicher gewesen sein? Zumal da er doch Sokrates' und Diogenes' Beispiel unmittelbar darauf erwähnt.

Auch der, so viel wir sehen, nur einmalige Gebrauch der Wendung: „Herr, erbarme dich! (κύριε, ἐλέησον!) in dem Kapitel vom Wahrsagen (II 7, 12) scheint uns nicht unbedingt auf die Bekanntschaft mit der christlichen Gebetsformel zurückzuführen werden zu müssen. — Auf das mehrmalige Vorkommen einiger weiterer neutestamentlicher Wörter, wie „Verus“ (καλῶς), „Herr“ (κύριος) u. a. gehen wir nicht ein, weil uns dies in eine Unteruchung der beiderseitigen Gracität hineinführen würde, ohne daß doch das etwaige Resultat zur Entscheidung der Hauptfrage von ausschlaggebender Bedeutung wäre.

gar nicht oder doch nicht in anderer Weise gedacht hätte. Denn wir kommen nun zu der Art und Weise, wie er an der einzigen Stelle, wo er es thut, der Christen gedenkt. Das betreffende Kapitel (IV, 7) handelt von der Furchtlosigkeit. Die wahre Furchtlosigkeit entstammt nach Epiktet der Vernunft und dem Beweise, d. h. der vernünftigen Ueberlegung, während Andere aus Raserei sich furchtlos verhalten „und aus Gewohnheit die Galiläer“ (*καὶ ὅπο ἔθους οἱ Γαλιλαῖοι*, ebd. § 6)*). Weder vor- noch nachher werden die Christen irgendwie erwähnt, noch weniger ihre Lehren oder die Person Christi. Ganz beiläufig also ist diese Erwähnung, und gerade in dieser beiläufigen, geringschätzigen Art vermissen wir das Verständniß für die tieferen Motive christlicher Todesfreudigkeit, welches wir bei einer näheren Kenntniß der christlichen Lehre und ihrer Bekenner wohl hätten erwarten dürfen. Wohl in dem richtigen Gefühle, daß diese einzige Stelle, die die Christen mit Namen nennt, doch eine recht schwache Grundlage biete, mahnt Zahn, nicht zu vergessen, „daß von seinen Jahrzehnte hindurch gehaltenen Vorträgen nur ein kleiner Theil aufgezeichnet wurde und daß von den Aufzeichnungen Arrians wiederum nur ein Bruchtheil uns erhalten“ (S. 16). Dagegen ist zu sagen, daß uns denn doch verhältnißmäßig recht viel von Epiktet erhalten ist: vor Allem die ziemlich ausgedehnten vier Bücher der „Gespräche“ mit ihren nicht weniger als 95 Kapiteln, von denen einzelne über hundert Paragraphen zählen; außerdem das „Handbüchlein“ mit seinen 52 Abschnitten und 180 sonst überlieferte Fragmente. Wir könnten uns freuen, wenn wir von jedem antiken Philosophen, den wir schätzen, gleich viel besäßen. Der Name „Galiläer“, auf den Zahn großes Gewicht legt, da er bei gleichzeitigen heidnischen Schriftstellern nicht, sondern erst im vierten Jahrhundert wieder vorkomme, scheint uns keine stärkere Unterlage für Zahns Hypothese zu bieten. Epiktet kann ihn von einzelnen Christen, die er kennen gelernt, oder die seine Vorträge besucht, mit denen er sonst irgendwie zusammengekommen, ebenso gut aber auf irgend eine andere zufällige Weise gehört haben. Auch muß er doch, was Zahn bei seiner dahin zielenden Ausführung (S. 16) vergißt, nicht bloß ihm selbst bekannt, sondern auch seinen Zuhörern verständlich gewesen sein. Die „Galiläer“ sind ihm offenbar — den Eindruck gewinnen wir aus der Stelle — eine kleine Sekte verschrobener Köpfe, von denen er etwa in der-

*) Fast genau derselbe Gedanke findet sich bei Marc Aurel XI, 3.

selben Weise oberflächlich Kenntniß genommen hat, wie von den Juden, Syrern oder Aegyptern, deren Speisegesetze er kennt (I 11, 12 und 22, 4).

Uebrigens wollen wir durchaus nicht die Möglichkeit der That-
sache leugnen, daß unserem Stoiker auch einmal Schriften des
Neuen Testaments — die, nebenbei bemerkt, zu seinen Lebzeiten
noch nicht einmal alle schriftlich fixirt gewesen sein werden — vor
Augen gekommen sind. Wir halten es nur für wenig wahrschein-
lich, daß er sie genauer studirt hat, und — was am wesentlichsten
ist — für gänzlich ausgeschlossen, daß sie einen tiefgreifenden Ein-
fluß auf ihn ausgeübt haben. Dagegen spricht der ganze Eindruck,
den man bei einer unbefangenen Lektüre von Epiktets Schriften
empfängt. Seine ganze Art ist sokratisch-antik, die Fülle der Bilder
und Gleichnisse, in denen Bahn etwas besonders Christliches zu
finden scheint, ist ebenso gut echt hellenisch; ich erinnere nur an
Homer, Sokrates (bei Xenophon) und Plato. Die zahlreichen
Beispiele, mit denen unser Stoiker seine Rede würzt, werden, soweit
sie nicht aus der äußeren Natur oder den Verhältnissen der Gegen-
wart stammen, der alten Sage und Geschichte entnommen. Die
Anklänge an die neutestamentlichen Lehren sind zwar inhaltlich,
wie wir sahen, mitunter recht stark, dagegen macht der Wortlaut
meines Erachtens an keiner Stelle den Eindruck direkter Entlehnung.
Während Epiktet Auseinandersetzungen mit anderen Philosophen-
schulen (namentlich den Epikuräern) und Denkrichtungen, ja mit allen
möglichen Lebenskreisen eher liebt als scheut, hat er sich in eine
Polemik mit dem Christenthum, wenn wir nicht jene eine Stelle
dahin zählen wollen, nirgends eingelassen. Juden, Syrer, Aegypter
werden noch öfter erwähnt als die Christen.

Vor Allem jedoch, und damit nähern wir uns dem Schlusse unserer
Ausführungen, steht der Annahme eines solchen nahen und be-
stimmten, inneren oder äußeren, Zusammenhangs mit dem Christen-
thums entgegen die, bei aller Uebereinstimmung in gewissen Gedanken-
richtungen doch verschiedene Grundstellung, die hier eine theo-
logische, dort — bei aller noch so lebendigen religiösen Färbung
— eine philosophische ist und bleibt. Das A und D der epiktetischen,
wie der stoischen Moral überhaupt, bleibt das Zurückgehen auf das,
was in unserer Gewalt und nicht in unserer Gewalt steht, ihr letztes
Kriterium ist die menschliche Vernunft. Während der Christ „nicht-
aus eigener Vernunft und Kraft an Jesum Christum glauben, noch
zu ihm kommen kann“, so ist diese eigene Vernunft und Kraft des

Stoikers höchster Stolz. Die Selbständigkeit und Freiheit unseres Willens*) gilt ihm als das kostbarste der, uns allerdings von Gott verliehenen, Güter; sie allein führt zum wahren Glück. Das Gute oder das Böse zu wählen, liegt im freien Belieben des Menschen, den man daher nur auf die Wahrheit und das Gute aufmerksam zu machen braucht, um sein alsdann freiwilliges Ablassen vom Bösen zu bewirken. Denn der Mensch ist von Natur edel, hochherzig, treu, schamhaft, züchtig, gesellig, liebevoll, geduldig, wohlthätig und tapfer**), und er kann vollständig aus eigener Kraft zur Erkenntniß des Wahren und Guten gelangen. Auch die Gotteserkenntniß wird ihm nur durch denkende Entwicklung der angeborenen Begriffe, nicht durch übernatürliche Offenbarung zu Theil. Die fortschreitende sittliche Besserung ist und soll sein eigene That des Gebesserten, nicht Werk der göttlichen Gnade. Letzterer Begriff fehlt ihm naturgemäß, da er auch den Begriff der menschlichen Sünde im christlichen Sinne nicht kennt; so ist ihm auch der Tod nicht „der Sünde Sold“, sondern „der Hafen und die Zuflucht aller Menschen“, der man unter Umständen (s. indes oben S. 203) freiwillig zustreben darf (IV 10, 27), um in den Stoff, aus dem man entstanden, wieder aufgelöst zu werden (IV 7, 18). Wir können uns, bei aller Frömmigkeit Epiktets, doch nur einer einzigen Stelle (II 18, 29) erinnern, in der empfohlen wird, ähnlich wie die Schiffer im Sturm zu den Dioskuren flehen, den Beistand Gottes anzurufen, und auch hier nur zu dem Zweck, um mit größerer Kraft gegen den Sturm sinnlicher Vorstellungen anzukämpfen, der die Vernunft von ihrem Thron stürzen will, bei welcher letzteren stets Windstille und heiterer Himmel herrscht. Der innere Friede, der dem Christen höher ist aller Menschen und Engel Vernunft, beruht eben bei Epiktet nur in dieser. Gewiß sagt auch er, in einer an das Evangelium erinnernden Weise (III 24, 112): „Suchet das Gute nicht draußen, sondern inwendig in Euch, sonst werdet Ihr es nicht finden“; aber das Inwendige ist ihm eben die durch die Kraft eignen Denkens und Willens hervorbrachte Gemüthsruhe. Was kümmert mich das, ruft er ein anderes Mal (I 6, 29) aus, was geschehen kann, was kann mich verwirren oder mir bitter erscheinen, wenn ich — hochgesinnt (μεγαλόψυχος) bin! Paulus würde gesagt haben: — wenn ich Gottes Gnade gewiß bin. Wo bei dem Christenthum die Liebe

*) Von ihr handelt das längste Kapitel der Dissertation (IV 1) in nicht weniger als 177 Paragraphen.

**) Vergl. die einzelnen Belegstellen hierzu bei Bonhöffer a. a. O. S. 129.

zu Gott und den Menschen uns zum Mitleid mit dem Nächsten, zur Geringschätzung der äußeren Güter, zur gleichmüthigen Erbuldung von Schmähungen und Mißhandlungen treibt, da ist es bei dem Stoiker die vernunftgemäße Ueberlegung. Mitleid im eigentlichen Sinne kennt er überhaupt nicht; der ideale Weise muß der Menge empfindungslos wie Marmor scheinen (III 22, 100). Im vollsten Gegensatz zum christlichen Gebot der Nächstenliebe steht Epiktets Spruch: Mir ist niemand näher als mir selbst, wenngleich derselbe selbstverständlich nicht in unedel-egoistischem Sinne ausgelegt wird (IV 6, 11 ff.).

Daher meint denn auch Zahn (S. 19 f.) daß „gerade das Wesentliche des Evangeliums“ für Epiktet „völlig unanehmbar“ gewesen sei, weil für ihn nicht Gottes Gnade, sondern des Menschen eigener, „sich auf sich selbst besinnender“ Wille der Erlöser sei. Epiktet faßt einmal seine Ansicht dahin zusammen, daß der Grundsatz des ἐφ' ἑαυτὸν καὶ οὐκ ἐφ' ἑταῖρον allein es sei, der uns zu freien Menschen mache, der uns über alle äußere Gewalt hinwegsetze, der den Nacken der Gedrückten erhebe und uns den Muth gebe, den Reichen und den Tyrannen gerade ins Auge zu schauen (III 26, 35). Und in zweifelhaften Fällen sollen wir es „wie in einer Disputation“ machen: Wende die Regel (Richtschnur) an! (III 3, 14 ff.). Einer solchen Gesinnung, deren höchstes, stets von Neuem wiederholtes Gesetz es ist, der Natur d. i. der Vernunft gemäß zu leben, mußte allerdings die Religiosität der Christen um die Wende des 1. Jahrhunderts, mit ihrer Buße des erlösungsbedürftigen Sünders und ihrer Hoffnung auf die Gnade Gottes und das nahe bevorstehende Messiasreich, ebenso unnatürlich wie unvernünftig erscheinen. Er konnte sie, auch wenn er sie näher gekannt hätte, als es uns wahrscheinlich ist, nicht begreifen; und es ist recht bezeichnend, wenn er gerade an jener einen Stelle, welche ihn auf das Christenthum einen, wenn auch nur flüchtigen, Blick werfen läßt, dem Gefühlsweisen des letzteren die vernünftigste Ueberlegung des willensstarken Weisen entgegensetzt.

Von jeher hat die männliche Ethik der Stoa starke, sicher auf sich selbst ruhende sittliche Individualitäten mächtig angezogen: nicht bloß in alter, sondern auch in neuer Zeit. Zu denen, die Bonhöffer (Vorwort S. V) außer H. Grotius, Descartes, Kant und Fichte in dieser Beziehung besonders namhaft macht: Spinoza, Friedrich der Große und Moltke (in seinen „Trostsge-

danken“) wäre auch noch — was dem größeren Publikum minder bekannt sein dürfte — Goethe zu rechnen, der nicht bloß in seinen ersten Jünglingsjahren, wie er uns im 6. Buche von „Wahrheit und Dichtung“ selbst erzählt, „den Epiktet mit vieler Theilnahme studirte“, sondern auch später noch ein lebhafter Verehrer des stoischen Weisen blieb. Epiktets Handbüchlein, das sich (in der Ausgabe von Heyne, Leipzig 1783) in seinem Besitze befand und noch heute in dem Bücherschätze, den das Weimarer Goethehaus verwahrt, einzusehen ist, ist mit zahlreichen energischen Fleißtitanstreichungen versehen.

Den selben oder gar erhöhten Werth besitzt aber die stoische Ethik auch noch für unsere Zeit. Nicht bloß in praktischer und pädagogischer Hinsicht — in letzterer Beziehung würde sich z. B. Epiktet, mit seiner frischen, einfachen und kräftigen Darstellungsweise, m. E. besser zur Lektüre unserer Primaner eignen als mancher trockenere, heutige Schulautor —, sondern auch von prinzipiellen Gesichtspunkten aus. Oder sollte in einer Zeit wie der unsrigen, wo immer stärker, selbst bis in streng-kirchliche Kreise hinein, das Bedürfniß sich regt, die christliche Weltanschauung vernunftgemäß (ich meine dies Wort natürlich nicht in eng-rationalistischem Sinne) zu begründen, die Lehre eines Mannes nicht auf erhöhte Beachtung Anspruch machen dürfen, der vom reinen Vernunftstandpunkte aus zu einer der christlichen vielfach so verwandten Gottes- und Sittenlehre gelangt ist und in dem, worin er von dem ursprünglichen Christenthum abweicht, dem Standpunkte, den ein großer Theil derer, die sich heute Christen nennen, thatsächlich einnimmt, so nahe kommt? Wir wollen damit keineswegs die Vertheidigung mancher, auch in unserer Darstellung hervorgetretenen, stoischen Härten auf uns nehmen; dazu ist uns Allen, auch denen, die es nicht Wort haben wollen, das Christenthum mit seiner berechtigten Betonung des Gefühls viel zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen. Auch fehlt der individualistischen Ethik Epiktets, mit ihrer Neigung zum Zurückziehen des Einzelnen auf sich selbst, wenigstens theoretisch und prinzipiell, die nachdrückliche Hervorhebung des heute glücklicherweise in unserem öffentlichen Leben immer stärker hervortretenden *sozial* ethischen Elements. Allein zwei Verdienste werden ihr immer bleiben: Sie hat zu einer Zeit, in der — ähnlich wie in der heutigen — die alten Lebensmächte vielfach in der Auflösung begriffen waren, ohne daß die

neuen sich schon völlig durchsetzen konnten, den Monotheismus in seiner edelsten Gestalt und mit ihm die wahre Grundlage aller Religion, das Sichgebundenfühlen von dem Ewigen und die volle Ergebung in die natürliche und sittliche Ordnung der Dinge gepredigt; und sie hat zugleich mit seltener Energie auf das echte Fundament aller Sittlichkeit hingewiesen: die der Neuzeit mit voller Klarheit und Deutlichkeit erst in Kants Ethik wieder auf-erstandene Autonomie oder Selbstgesetzgebung des sittlich-freien Menschen.

Robert Burns' Dichtungen.

Von

Immanuel Schmidt.

Das Leben des Dichters Robert Burns macht einen nieder-
schlagenden Eindruck, da er trotz aller Anstrengung seiner rüstigen
Kraft den Sieg im Kampf um das Dasein nicht hat erringen können,
vielmehr an traurigen äußeren Verhältnissen zu Grunde gegangen
ist. Auf diesem trüben Hintergrunde aber tritt sein eigenes Bild
in strahlendem Glanze hervor. Er war vor Allem durchaus wahr-
haft und zuverlässig und besaß ein unbedingtes Gerechtigkeitsgefühl.
Mehr aber noch bedeutet die stets von ihm bethätigte Selbstlosigkeit,
das echte Zeichen einer wirklich christlichen Gesinnung. Man braucht
nur seine Gedichte aufzuschlagen, um sich zu überzeugen, daß der
Grundzug seines Wesens eine im schönsten und vollsten Sinne des
Wortes humane Empfindung war, nicht nur Mitgefühl mit Noth
und Elend, sondern innige Theilnahme an allen Sorgen und Re-
gungen des Gemüths, am ganzen Wohl und Wehe seiner Mit-
menschen. Wir können nicht daran zweifeln, daß die Schlußworte
des an seinem Geburtstage, den 25. Januar 1793, nach dem Ge-
jange einer Drossel verfaßten Gedichts ihm wirklich aus der Seele
kamen:

Du, Kind der Sorg' und Armuth komm zu mir!
Das Scherlein, das Gott gab, theil' ich mit dir*).

*) Die Uebersetzungen rühren, wo nicht eine bestimmte Angabe gemacht ist, von dem Verfasser des Aufsatzes her.

Im herrlichsten Einklang mit Burns' Selbstlosigkeit steht sein schlichtes und einfaches Wesen, das um so mehr Bewunderung verdient, weil er sich und seinem Ursprung treu geblieben ist. Man wähne nicht, es sei natürlich und geradezu selbstverständlich, daß der Sohn eines armen Landmannes so anspruchslos habe sein müssen. Die Erfahrung lehrt, daß gerade die Kinder des niederen Volkes oft geneigt sind, ihr Erbtheil zu verleugnen.

Demuth gilt als höchste Christentugend; aber Werth hat sie nur, wenn sie nicht mit Schwäche gepaart ist. Burns zeichnete sich durch einen unabhängigen Sinn aus und bekundete ihn im Leben den Großen und Angeesehenen gegenüber als edlen Stolz. Den herrlichsten Ausdruck hat er seiner Gesinnung nach dieser Seite hin in den unvergleichlichen, von Freiligrath so schön wiedergegebenen Versen verliehen: „Ein Mann ist Mann trotz alledem.“ Daneben aber finden sich zahlreiche Stellen in den Liedern und ganze Gedichte, die im Einklang damit stehen. Ich führe nur eins derselben an:

Ob unftet mich das Glüd betrogen
Um viel, was es versprach im Scherz,
Ob Lieb' und Freundschaft auch gelogen,
Aufrecht hält mich ein mannhafte Herz.

Klug will ich handeln, wie mir's möglich:
Doch ist dann der Erfolg nicht gut,
So heiß' ich Mißgeschick willkommen,
Tropf' ihm mit unverzagtem Muth.

Bei dieser mannhafsten Gesinnung des Dichters erscheint es natürlich, daß in seinem Herzen Begeisterung für Freiheit wurzelte, sowohl auf religiösem, als auf politischem Gebiete. Aber die Freiheitsliebe war mit seinem Patriotismus und Nationalgefühl verschmolzen und erhielt dadurch einen eigenthümlich romantischen Zug. Seine begeisterte Anhänglichkeit an die Heimath hat die Worte gefunden: „Mein Herz ist im Hochland.“ Keins der Burns'schen Lieder ist so Eigenthum des singenden Deutschlands geworden, als gerade dies durch Freiligraths Uebersetzung und eine ihr ebenbürtige Komposition. Als schottische Nationallieder lassen sich vor allen anderen bezeichnen „Die gute alte Zeit“ und „Bannockburn.“ Da gerade an dieser Nationalhymne unsere Uebersetzer gescheitert sind, so setzt der Verfasser dieses Aufsatzes seinen schon einmal veröffentlichten Versuch einer Uebertragung mit der Bemerkung her, daß die Wiedergabe der bedeutungsvollen Alliteration in den Schlußworten die Reime der Endverse bedingt hat.

Robert Bruce's Ansprache an sein Heer vor der Schlacht
bei Bannockburn.

Schotten, für Wallace floß eu'r Blut,
Bruce zur Seite kämpft ihr gut;
Heißt willkommen den Tod voll Muth,
Laßt um Sieg uns werben!

's naht die Stunde schon der Schlacht,
Eduard hat hergebracht
Englands ganze Kriegesmacht;
Ketten drohn den Erben.

Wer scheut jetzt, ein feiger Knecht,
Ein Verräther, das Gefecht?
Findet sich ein Sklav so schlecht,
Feigling, magst verderben!

Wer für Fürst und eignen Herd,
Für die Freiheit zieht sein Schwert,
Bahrt den freien Manneswerth,
Soll die Klinge färben!

Bei der droh'nden Kerkerhaft!
Bei der Söhne Sklavenschaft!
Opfern wir den Lebenssaft!
Freiheit soll'n sie erben!

Gegen Schergen drauf und dran!
Jeder Streich schafft freien Mann,
Jeder Feind fällt als Tyrann.
Stehen oder sterben!

Ein Ausdruck schottischen Nationalgefühls war Burns Vorliebe für die Stuarts, da ihr Geschlecht ja in dem Heimathlande nördlich von Twend geherrscht hatte, ehe es in dem südlichen Schwesterkönigreiche auf den Thron gelangte. In zahlreichen Liedern hat er seinem Jakobitismus Ausdruck gegeben, der sich ihm mit patriotischem Gefühl verschmolz, ja ihm damit geradezu identisch erschien. Tief empfunden ist die Klage der Königin Maria Stuart im Kerker beim Erwachen des Frühlings. Ihr zur Seite läßt sich stellen die Klage des unter dem Namen des Chevaliers bekannten Prinzen Karl Eduard um seine tapferen Freunde nach der Schlacht bei Culloden. Es schließt sich an das durch Freiligraths Uebersetzung bekannte Lied „Die süße Dirn von Inverness“, und verwandten Inhalts sind die Nachklänge der Schlachten bei Sheriff-Muir und bei Killiecrankie, die Klage des alten Hochländers, „Mit Samie nur kehrt uns der Friede zurück,“ so wie der Aufruf „Komm, schiffe mich über zu Charlie!“ Wunderbar will es uns allerdings bedünken, daß Burns sich Heil für sein Land von der Rückkehr der

Stuarts versprochen und die Union der beiden Königreiche, der allerdings bei der schottischen Landbevölkerung keine Sympathien entgegengekommen waren, in den Versen geschmäht hat: „Fahr hin, du alter Schottenruhm, Fahr hin, du unsre Ehre!“ Denn die Entthronung Jakobs II. war im Interesse der Freiheit des Landes erfolgt, die von der ihm vorzugsweise feindlichen Partei der Whigs ganz besonders vertreten wurde. Burns aber schrieb ihnen alles Unglück des Volkes zu und suchte sie zu brandmarken in den Versen:

Hinaus, Whigs, hinaus!
Ihr seid ein schön' Verrätherpad
Und bringt kein Glück in's Haus.

Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß er durch solche Verse die Gunst derer, die in England am Ruder waren, namentlich seines Landsmannes Dundas, nicht minder versicherte als durch einen unbedachten Toast und durch seine unverhohlenen Sympathien mit der französischen Revolution in ihren Anfängen. Freilich, wie seine Vorliebe für die Stuarts ein poetisches, gleichsam von der Luft des Landes angewechtes Gefühl war und ihn schwerlich veranlaßt haben würde, mit Jakob II. durch Dick und Dünn zu gehen, so läßt sich auch seine Eingegenommenheit für die Sache der Freiheit als eine nur theoretische bezeichnen, der er in der Praxis des Lebens nicht entsprach. Er bereitete sich große Unannehmlichkeiten durch den abenteuerlichen Einfall, die durch seine Tapferkeit in einem Schmugglerschiff erbeuteten Kanonen dem französischen Konvent als Geschenk zu schicken. Sie kamen übrigens gar nicht an, sondern wurden von der englischen Regierung konfisziert. Aber als an Vertheidigung des eigenen Bodens gedacht werden mußte, trat der Mann, der für die Landesfeinde geschwärmt hatte, in das Korps der Freiwilligen in Dumfries ein und entflamte seine Kameraden durch patriotische Lieder.

Bei der damaligen Spaltung Schottlands auf kirchlichem Gebiete schloß sich Burns den Anhängern des sogenannten neuen Richts an, ohne strenggenommen zu dieser verhältnißmäßig freisinnigen Partei zu gehören; denn seine Ansichten gingen weiter nach links als die ihrigen, die ihnen gestatteten, eine Stellung innerhalb der presbyterianischen Kirche zu behaupten. Daß er aber ungeachtet seines Deismus einen tief religiösen Sinn besaß, hat Professor Conrad in dem Aufsatz über Robert Burns' Glück und Fall (Preuß. Jahrbücher, Band 86, Heft 2) unzweifelhaft nachgewiesen.

Dem von ihm herangezogenen „Gebet unter dem Drucke großer Seelenangst“ läßt sich zur Seite stellen das aus demselben Jahre 1774 stammende „Gebet im Angesicht des Todes“:

Altmächt'ger, unbekannter Grund,
 Daß hofft mein Herz und bangt,
 Der vor sein Antlitz mich vielleicht
 In kurzer Zeit verlangt!

Ging ich oft auf der Lebensbahn
 Den Pfad verbotner Lust,
 Wie die geheime Stimme laut
 Mich mahnt in meiner Brust;

So weißt du, daß du mich erschuffst
 Mit starker Leidenschaft;
 Laufend der Zauberstimme Auf,
 Hüft' ich ein meine Kraft.

Wo Menschenschwäch' und Ohnmacht mich
 Im Leben nicht ließ rein,
 Hüll' es, Allgüt'ger — denn du bist's --
 In dunkle Schatten ein!

Und wo mit Vorsatz ich gefehlt,
 Ist es mein Schutz allein,
 Du bist allgütig, und es freut
 Sich Güte am Verzeih'n.

In dieser Herzensbeichte erkennt der Dichter an, daß er, mit starker Leidenschaft geboren, sich oft nicht rein zu erhalten vermocht habe. So großartig der Eindruck ist, den die Gesamtanlage seines Charakters auf uns macht, so treten doch starke Schatten hervor, indem er ungeachtet seiner unverkennbaren Willenskraft in geschlechtlichen Verhältnissen vielfach sittliche Schwäche gezeigt hat. Freilich müssen wir bei unsrer Beurtheilung des Schotten den Frauen gegenüber den Maßstab nach den Sitten der Umgebung richten, in welcher der junge Mensch aufgewachsen war. Ein freier Verkehr der Geschlechter auf dem Lande, mehr noch als jetzt in der damaligen Zeit, berechtigt ihn zur Forderung von Nachsicht. Wenn ihn ein geschlechtliches Vergehen auf den Sündenstuhl in der Kirche führte, so dient seine Jugend zu seiner Entschuldigung. Daß er über die Anwendung einer so entehrenden Strafe empört war, ist ihm nicht zu verargen. Uebrigens läßt sich in vielen Fällen gar nicht zu einem abschließenden Urtheil gelangen, weil uns theils die zur Beurtheilung nothwendigen Details unbekannt sind, theils es unmöglich zu sein scheint, in Bezug auf bestimmte Liebesverhältnisse die Chronologie festzustellen.

Jedes Wort, das Burns geschrieben, trägt vor Allem den Stempel der Wahrheit und tiefinnerlichen Empfindung. Aus dem Herzen sind ihm also auch die Worte gekommen im Samstag Abend in der Hütte:

Hat menschliche Gestalt mit Menschenherz
 Ein Schuß, der Lieb' und Wahrheit völlig baar,
 Der mit geübter Kunst und List zum Scherz
 Jenny verführte, die nicht ahnt Gefahr?
 Fluch dem verlognen Heuchler immerdar!
 Ist denn verbannt die Ehre, die sonst prahlt?
 Hast keinen Funken Mitleid du Barbar?
 Fühlst nicht, wie Lieb' im Aug' der Mutter strahlt,

In der Verlorenen Blick sich dann Verzweiflung malt?

Burns wäre unfähig gewesen, ein unschuldiges Mädchen mit kaltem Verstande und mit Aufbietung aller Künste zu verführen. Aber darum war er keineswegs gegen Aufwallung des Bluts und gegen die Lockungen sinnlicher Lust gefeit, so daß er sich genügend zu beherrschen vermochte.

Der Dichter hat ein klares Bewußtsein von seinem Naturell gehabt und sich richtig geschildert in der „Grabschrift eines Barden.“ Er selbst ist in einer Person „der Thor voll Eigensucht, für Ernst zu schnell, zu heiß für Zucht, zu stolz für stille Geistesfrucht“ und „der Mann, klar von Verstand, der Andre lehrt, was er erkennt, doch oft im Leben sich verrannt“.

Der arme Erdensohn, bereit
 Weisheit zu lernen jeder Zeit,
 War warm und voll Empfänglichkeit
 Für inn'ge Liebe;
 Doch blinde Thorheit hat entweiht
 Die reinsten Triebe.

Hab' Acht! Ob sich in Träumen wiegt
 Dein Geist, auf zu den Sternen fliegt,
 Ob niedrig er am Boden kriecht
 Auf dunkeln Wegen;
 In kluger Selbstbeherrschung liegt
 Der Weisheit Segen.

Verirrungen dürfen in einem Lebensbilde nicht fortgeleugnet oder vertuscht werden; aber es soll keine engherzige Beurtheilung lieblos darauf weilen. Bei einem Dichter kommt es vor Allem darauf an, daß seine geistige Klarheit nicht durch etwaige Schwächen getrübt wird, daß er nicht in Folge seines Leichtsinns eine Einbuße an schöpferischer Kraft erleidet. Burns Werke bekunden unzweifel-

haft nicht nur eine geradezu unverfiegbare Quelle origineller Offenbarung seines Inneren, sondern überdies die Reinheit und zarte Innigkeit der Empfindung. Trotz mancher Verirrungen können wir gerade auf ihn anwenden:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige spiegelt.

Burns' Temperament hängt mit seiner poetischen Begabung auf das Innigste zusammen. Wohl giebt es Dichter, wie Milton, die zu allen Zeiten fest und unentgleist erscheinen, welche Einwirkungen von außen auch ihr Geist erfahren mag. Vielleicht aber ist auch nicht einmal der höchste Grad der immerhin auf einer gewissen Ekstase beruhenden Poesie mit dieser sich immer gleich bleibenden Geistesruhe vereinbar, und am wenigsten ist sie bei einem Lyriker zu finden. Wir sind einmal geneigt, als das eigentliche Dichtertemperament das der schnellen Erregbarkeit und der entsprechenden tiefinnerlichen Verarbeitung der Eindrücke zu betrachten. Die dadurch leicht bedingte sittliche Schwäche müssen wir mit in den Kauf nehmen und haben kein Recht, uns als Zionswächter aufzuspielen. Es findet etwas Aehnliches bei einer verwandten Kunst statt. Die Fähigkeit des großen Schauspielers, sich in verschiedene Charaktere einzuleben und sich mit ihnen vollständig zu identifiziren, läßt kaum unwandelbare Geschlossenheit des ganzen Wesens zu.

Ehe ich eine eigentliche Charakteristik der Burns'schen Poesien zu geben versuche, will ich ein paar kurze Bemerkungen über die Vorbildung des Dichters und die von ihm gewählte Form voranschicken. Burns hat gezeigt, wie viel eine einfache Elementarbildung ohne gelehrtes Studium zu leisten vermag. Das Wissen der gewöhnlichen Schotten steht verhältnißmäßig hoch, und der Vater unseres Robert hatte es sich angelegen sein lassen, für die geistige Entwicklung seiner Söhne in angemessener Weise zu sorgen, indem er sie zu Zeiten selbst unterrichtete und in der Wahl ihres Lehrers Murdoch vom Glück begünstigt wurde. Robert war mit englischen Dichtern und Prosaiskern in einem Umfange vertraut, der uns geradezu staunen macht, wenn wir in Betracht ziehen, wie wenig Muße ihm zu Gebote stand. Wie genau er in die Dichtersprache eingedrungen war, und wie sehr er sich das Gelesene angeeignet hatte, will ich an einem einzelnen Beispiele zeigen. Der wohl der Mehrzahl englischer Leser von allgemeiner Durchschnittsbildung unbekannt astrologische Gebrauch des Wortes *influence* für den Einfluß der Gestirne auf das Geschick der Menschen, so daß es geradezu die

Bedeutung Sternenschein annimmt, wie in dem Miltonschen *Store of ladies whose bright eyes Rain influence*, war ihm nicht entgangen. Die bisherigen Uebersetzer haben den schönen bildlichen Ausdruck vermischt in den Schlußzeilen der ersten Strophe des Gebets für Maria:

Let my Mary's kindred spirit
Draw your choicest influence down.

Diese Strophe läßt sich wiedergeben:

Himmelsmächte, holde Jugend
Schirmt stets eure heil'ge Macht,
Wenn ich wand'r in fernen Zonen,
Ueber Maria haltet Wacht!
Stets erhaltet eurer Schönheit
Gleich sie fleckenlos und rein,
Senkt auf ihre Herzensgüte
Segnend euren Sternenschein!

Die Volkspoesie hält sich in schlichten Versmaßen und entspricht darin ganz dem Ton mündlich fortlebender Lieder. Burns hat sich in den *songs and ballads* den Volksweisen angeschlossen und auf einfache Rhythmen und Reime beschränkt; nur bereitet er oft durch die sich ihm ganz leicht und natürlich anbietenden Binnenreime dem Uebersetzer viel Schwierigkeit. Dagegen läßt sich die metrische Komposition mancher seiner Episteln mit den Tönen oder Weisen unserer Meisterfänger vergleichen, die ja ebenso wie der Schotte der Schicht des niederen Volkes angehörten. Wir finden ferner, daß unser Dichter auch andere Versmaße, die nicht gerade leicht zu handhaben sind, z. B. die Spenserstrophe in *The Cotter's Saturday Night*, wie auch sonst, mit glücklicher Gewandtheit behandelt hat. Also auch in metrischer Hinsicht müssen wir ihm eine vollständige Durchbildung zuschreiben. Sein freies Umspringen mit den Reimen kann dagegen nicht geltend gemacht werden; er gestattet sich Lizenzen und setzt sich über das eigentlich Vorschriftenmäßige fort, besonders in komischen Partien. Eine bei Burns häufig vorkommende Strophe hat von ihm geradezu den Namen erhalten; das Schema ist *a a a b a b*, worin *a* viertaktige, gewöhnlich jambische, *b* kürzere, zweiertaktige Verse bezeichnet. Diese Form, in der die schon angeführte Grabinschrift eines Warden abgefaßt ist, scheint von Ferguson entlehnt zu sein, der sie selbst von Sir R. Semple of Beltrees angenommen haben soll.

Die Sprache der Burns'schen Dichtungen ist schon so oft charakterisirt worden, daß ich mich auf Wiederholung des Vergleichs

mit den Chorgefängen der griechischen Tragödie beschränken kann. Wie in diesen der attischen Sprache dorische Formen beigemischt wurden, so hat auch Burns durch Aufnahme schottischer Ausdrücke und Wendungen in den Grundbestand des Englischen sich eine eigene Sprachform für seine Dichtungen geschaffen. Es ist also kein vollständig durchgeführter Dialekt, sondern, so zu sagen, eine effektische Neuschöpfung, oft mit einem größeren, oft mit einem geringeren Prozentsatz der schottischen Eigenthümlichkeiten. Daneben sind aber viele Lieder und Gedichte in reinem Englisch verfaßt. Die Sprache, sowohl wenn sie vom Schottischen freigehalten, als wenn sie damit durchsetzt ist, klingt äußerst gefällig für das Ohr und paßt sich in den Liedern der zu Grunde gelegten Melodie glücklich an. Dazu kommt, daß die Scotticizmen nicht allein der Sprache ein ganz besonderes Gepräge verleihen, sondern auch eine sonst nicht zu erreichende Prägnanz zulassen.

Es ist nach unserer Charakteristik des Dichters nicht anders zu erwarten, als daß Wärme der Empfindung der Grundton seiner Poesie ist, daß sie also der Tiefe des Gemüths entspringt. Das innige Mitgefühl, das Burns im Leben stets Anderen gezeigt hat, spricht auch aus seinen Geisteswerken. Seine Theilnahme beschränkt sich aber nicht auf das Wohl und Wehe der Mitmenschen, sondern umfaßt, wie es gerade bei einem schlichten Landmann natürlich ist, auch die Thierwelt, mit der er stets in unmittelbare Berührung kommt. Aus sehr früher Zeit stammt ein Gedicht mit der Ueberschrift: „Der Tod und die letzten Worte der armen Mailie, des einzigen Lieblingschafes des Verfassers“, woran sich schließt „Der armen Mailie Klagelied“. Die Veranlassung war allerdings nur eine Befürchtung des Todes; es gelang Burns, das arme Thier, das angebunden gewesen und mit dem Strick um den Hals in einen Graben gefallen war, durch rechtzeitiges Zuspringen noch zu retten. Doch selbstverständlich kann es keinen Unterschied machen, ob der Tod wirklich eingetreten, oder nicht. Der Ton der Klage ist bei Einmischung schalkhafter Laune ein so herzlicher, als ob es sich um den Verlust eines menschlichen Freundes gehandelt hätte. Einem zur Schonzeit angeschossenen Hasen hat Burns ein Gedicht gewidmet. Er wollte überhaupt von der Vertilgung des harmlosen Wildes zur Belustigung des Jägers nichts wissen und gerieth, als einer seiner Nachbarn zu einer Zeit, wo die Thiere Junge haben, gejagt und einen Hasen verwundet hatte, in heftigen Zorn und hätte den Schützen fast ins Wasser geworfen. Seiner Empörung

hat er in kräftigen Strophen Ausdruck verliehen. Dazu kommt des alten Farmers gemüthliche und auf thierische Empfindungen eingehende Anrede an sein Ackerpferd, sowie die geradezu herzliche Apostrophe an das arme Vieh auf dem Felde und an die Vögel unter dem Himmel in der „Winternacht“.

Beim Fensterklirr und Thürenknarren
Dacht' ich, wie Rinder zitternd harren,
Und wie die armen Schaf' erstarren
Bei Winters Trug,
Im tiefen Schnee sich mühend scharren,
Jetzt ohne Schutz.

Du hüpfend Vöglein, hüßlos, bang',
Das in dem Lenz so fröhlich sang
Und mich entzückt mit seinem Klang,
Was wird aus dir?
Die Schwing' ist matt, birgt Felsenhang
Dich, armes Thier?

Euch selbst, die ihr nur lebt von Blut,
Einsam und heimatlos nie ruht
Und täglich raubt die junge Brut,
Will ich's vergessen;
Peitscht doch der Sturm euch voller Wuth
Und wie befeßen.

Freiligraths Uebersetzung hat die Verse auf die unglückliche Feldmaus, deren Nest Burns, ohne es zu wollen, beim Pflügen herausgehoben hatte, in Deutschland verbreitet. Ein Pendant dazu ist das vielbewunderte Gedicht auf ein umgepflühtes Maßliebchen.

Schlicht Blümchen, angehaucht mit Roth,
Längst dir die Unglücksstunde droht,
Durch meine Hand knickt jetzt der Tod
Dich, zart und fein;
Schonung mir das Geschick verbot,
Knospe so rein!

Das Blümchen wird wie ein Wesen mit Empfindung behandelt, und dann geht der Dichter in einer bei ähnlichen Anlässen wiederkehrenden, also für ihn charakteristischen Weise dazu über, Parallelen mit menschlichen Verhältnissen zu ziehen.

Das Loos ist's einer sitt'gen Maid,
Der Blume stiller Ländlichkeit;
Sie trog des Sinnes Einfachheit,
Liebender Glaube;
Gleich dir geknickt in Jugendzeit,
Liegt sie im Staube.

Das Loos des Sängers ist's, der, sehr
 Bedrängt auf rauhem Lebensmeer
 Und ohne Steuerkunst, nur schwer
 Die Barke lenkt,
 Bis Sturm durch Bogen faust einher
 Und ihn versenkt.

Das Loos ward auch dem Berth im Leid,
 Den, lang' mit Noth und Weh' im Streit,
 Der Menschen List und Schlechtigkeit
 In's Elend bringt,
 Bis er, dem Untergang geweiht,
 Hilflos versinkt.

Du, dem's Maßlieb bereitet Wein,
 Sein Loos wird bald das deine sein;
 Es bringt des Schicksals Pflugschaar ein
 In's blüh'nde Leben,
 Zermalmt sinkst in die Furch' hinein,
 Dich nie zu heben.

Den Dichter, dessen volle Sympathien das Loos der Mitmenschen in den verschiedensten traurigen Lebenslagen erregt, rührt selbst der Teufel zu Mitgefühl. Nachdem er in dem Gedichte *Address to the Deil* das Walten des unheimlichen Gefellen auf Erden und sein Auftreten bei allerlei Spuk geschildert hat, nimmt er in launiger Weise auf sich selbst Bezug und fügt dann ein paar gemüthliche Schlußworte an den von ihm Besungenen hinzu:

Gottseibeius, es mag dich dünken,
 Der Dichterling liebt sehr das Trinken
 Und muß in den Höllenschlund versinken,
 Du kannst ihn schnappen,
 Doch rechtzeitig schwenkt er zur Linken,
 Geht dir durch die Lappen.

Leb wohl, du alter Urian.
 Du kannst vielleicht noch in dich gahn
 Und ändern deine Lebensbahn,
 Nicht heg' ich Zweifel;
 Die Höll' hat mir oft leid gethan,
 Selbst für den Teufel.

Wie die Thierwelt hat auch die unbelebte Natur das ganze Herz des Dichters gewonnen. Er freut sich des Anblicks der Berge und Wälder, der frischen Auen mit ihren bunten und duftenden Blumen, lauscht dem Gesange der munteren Vögel, wie dem Rauschen des Baches, erheitert sich beim Sonnenschein im Frühling und empfindet die trübe Stimmung des Spätherbstes und Winters mit.

Die Vorliebe, mit der die rauhe Jahreszeit geschildert wird, entspricht einer Aeußerung, die in Burns' Bemerkungen (Memoranda) steht, als schnurriger Kauz habe er allerlei eigenthümliche Quellen des Vergnügens und Genusses, so das besondere Vergnügen, das er am Winter vor anderen Jahreszeiten finde; nichts erhebe ihn mehr als ein Gang zur Seite eines Waldes an einem wolfigen Wintertage, wenn er den Wind in den Bäumen heulen und über die Ebene tosen höre, dies sei seine beste Zeit für Andacht. Er giebt an, daß „der Winter, ein Grablied“ nach einer Reihe von Unglücksfällen entstanden sei, als er sich der geschilderten Stimmung hingeeben habe. Wenn unser Dichter die Natur belauscht, begleitet ihn stets der Wunsch, ihre Wonne nicht allein zu genießen, sondern seine Freude mit der Geliebten zu theilen. Er spricht es ferner aus, wie viel Glück ihm durch den Naturgenuß verliehen ist, und wie viel Grund er deshalb hat, zufrieden zu sein. Daher empfindet er auch keine Sehnsucht nach der Fremde, sondern liebt gerade die Natur seines bescheidenen Vaterlandes.

An dem Myrtenhain mag die Fremde sich weiden,
Wo der Duft noch erhöht wird vom Sonnenstrahl;
Weit theurer ist mir das Farnkraut der Heiden,
Wo der Quell unterm Ginster sich stiehlt in das Thal.

Weit theurer ist mir der Wald mit dem Gange,
Mit Rahtlieb und Glöckchen am schattigen Platz;
Denn dort schlüpft über Blumen und lauscht dem Gesange
Des Hänslinges Jean, mein wonniger Schatz.

Zwar in sonnigen Thälern dort buhlen die Bestie,
Caledoniens Sturm durch die Wellen braust;
Doch in duffigen Hainen um stolze Paläste
Der Tyrann nur mit seinen Sklaven haust.

Von würzigen Hainen, Springbrunnen der Schergen
Hat der Schotte verachtend sich abgewandt;
So frei wie der Wind auf den heimischen Bergen,
Erkennt er nur Fesseln, die Liebe ihm band.

Es finden sich bei Burns einzelne Lieder und Gedichte, die sich als Spiele der Phantasie im Konventionellen bewegen. Dahin rechne ich „das Sträußchen“ (the Posie), eine Aufzählung aller möglichen für die Geliebte zu pflückenden Blüthen mit ihrer Deutung, eine hübsche Tändelei, bei der man den Eindruck des Gemachten nicht überwindet. Solche Fackeltänze der Poesie bilden jedoch nur eine Ausnahme; im Allgemeinen ist zu sagen, daß Burns' Schilderungen auf eigener und unmittelbarer Anschauung beruhen, sich dem Gegenstande genau anpassen und jedesmal einen ganz eigen-

thümlichen Ton haben. Als Beispiel der auch im Kleinen sich kundgebenden Originalität mag der Anfang des „Morgengrußes an die Geliebte“ dienen:

Schläfst du, wachst du, meine Golde?
Es erwacht des Morgens Grau;
Knospen zählt er in dem Golde,
D'rauf Natur weint Freudenthau.

Indem sich der Dichter vollständig in die Natur einlebt, findet er in ihr wieder, was seine Seele im Innersten bewegt. Daher heißt es in dem Gedichte „Ich liebe meine Jean“:

Ich sehe sie im Blüthenthau,
Umweht von Morgendust;
Ich höre sie im Vogelsang,
Bezaubernd rings die Lust.
Der Quell, der aus der Erde springt,
Des Vogels Melodie,
Der in den grünen Zweigen singt,
Erinnert mich an sie.

In seinen Naturschilderungen bekundet Burns insofern einen feinen, sozusagen klassischen Geschmack, als er mit Vermeidung unnöthiger Detailmalerei sich auf die einfachsten und wesentlichsten Züge beschränkt. Der Anfang der Klage um den Grafen von Glencaire mag als Beispiel dienen, mit wie einfachen Mitteln er ein Stimmungsbild hervorzuzaubern weiß.

Der Wind bläst hohl von Bergen her,
Der Sonne laun'scher Scheidestrahl
Blickt auf des Wald's vergilbtes Laub,
Schwankend in Lugars lausch'gem Thal.

Indem unser Dichter sich hütet, zu viel Einzelheiten zu bieten, vermeidet er zugleich Monotonie bei Wiederkehr desselben Themas und spricht immer aufs Neue an. Nach der oben mitgetheilten Aeußerung seiner Vorliebe für Wintergenuss ist es nicht zu verwundern, daß ein unfreundliches Windezwegen oft bei ihm vorkommt. Es würde ein Leichtes sein, durch Zusammenstellung der zahlreichen Variationen dieses Themas nachzuweisen, welcher Reichthum der Phantasie ihm zu Gebote steht, um immer wieder eigenthümlich zu gestalten. Ich führe nur die schon von Carlyle in seinem berühmten essay hervorgehobenen Anfangstropfen der „Winternacht“ an.

Wenn streng der scharfe Nordwind haust,
Frostig durch dürres Buschwerk saust,
Wenn du, o Phöbus, flüchtig schauft

Nach fernem Süd,
Wenn Schneetrieb durch die Lüfte braust
Und dunkelnd sprüht;

Der Thurm zu beben schon begann,
Mühsal liegt sanft im Schlummerbann;
Der Bach schäumt, wirbelt und schwillt an,
Vom Schnee erfüllt,
Bis sprudelnd Ausweg er gemann
In das Gefild.

Hier wird eine besondere Wirkung erreicht, indem mit dem sinnlich Wahrnehmbaren etwas in Gegensatz tritt, was nur unsrer Vorstellung angehört: „Mühsal liegt sanft im Schlummerbann.“

Ich habe bisher zu zeigen versucht, wie Burns' Poesie ein Ausfluß seines ganzen geistigen Wesens war, und welche Mittel der Darstellung er besaß. Indem ich nun zu den von ihm hinterlassenen Dichtungen im Einzelnen übergehe, bemerke ich zunächst, daß es ganz müßig ist, wie es ja von englischen Kritikern geschehen, die Frage aufzuwerfen, ob er im Stande gewesen sein würde, als Dramatiker etwas zu leisten. Anlaß dazu hat ein nur 20 Zeilen in blank verso umfassendes Bruchstück (Tragic Fragment) und die hinzugefügte Notiz gegeben, der Verfasser habe im Alter von 18 oder 19 Jahren den Umriss einer Tragödie entworfen, sei aber durch das über seine Familie hereinbrechende Unglück an der Ausführung verhindert, oder davon abgebracht worden; da er zu jener Zeit nichts niedergeschrieben, seien ihm nur jene Verse in der Erinnerung geblieben. Der jugendlichen Phantasie hat, wie es ja so oft der Fall ist, ein hartgefotterer Verbrecher vorgeschwebt; doch wollte Burns mit dem Bilde sittlicher Schlechtigkeit sein eigenes Mitleid mit dem Elend verschmelzen. Charakteristisch für ihn ist die Aufgabe, die er sich stellte, jedenfalls; doch läßt sich wohl kaum behaupten, daß die Ausführung hätte gelingen können. Was uns von Burns vorliegt, auch mit Einschluß des wunderlichen Stückes *The Jolly Beggars*, berechtigt uns nicht zu der Vermuthung, daß er auf dramatischem Gebiete etwas Bedeutendes hätte schaffen können. Mit dem Instinkt richtiger Selbsterkenntniß hat er sich auf Lyrik und aufs Idyll beschränkt und kleine Dichtungen verfaßt, die wir nach seinem eigenen Vorgang als ballads bezeichnen können. Dieser Ausdruck hat im Englischen eine etwas trivialere, oder minder hochtrabende Bedeutung als im Deutschen, denn street-ballad ist durch Gassenhauer wiederzugeben; immerhin aber bezeichnet er ein zwischen Lyrik und Epos in der Mitte liegendes

und beiden gemeinsames Grenzgebiet, auf dem oft ein Uebergang zum dramatischen Ton stattfindet, nur tritt das epische Element im englischen Gebrauch des Wortes oft zurück.

Idyll kommt bekanntlich her von εἰδύλλιον, dem Diminutiv von εἶδος, das Bild, und bezeichnet ursprünglich ein kleines poetisches Genrebild aus der Sphäre gewöhnlicher und bescheidener Lebensverhältnisse. Das pastorale oder bukolische Element gehört selbst bei den Griechen nicht wesentlich zu dem Begriff, obwohl allerdings Hirten bei Theokrit die Hauptrolle spielen. Burns ist eigentlich nicht für Schottland der Schöpfer des Idylls in diesem dem antiken Gebrauch entsprechenden Sinne des Wortes gewesen, da schon Allan Ramsay (1685—1758) und Robert Fergusson († 1774) derartige Schilderungen geliefert hatten; aber jedenfalls verdient er, als Hauptvertreter der Dichtungsart zu gelten. Gleich das Idyll, welches in vielen Ausgaben unseres Dichters an der Spitze steht, *The Cotter's Saturday Night*, der Samstag-Abend in der Hütte, schließt sich der Anlage, wie der Ueberschrift nach einer Dichtung Fergussons an, welche den Titel führt: *The Farmer's Ingle*, des Landmanns Kamin.*) Der ältere Dichter hat nur eine allgemeine Schilderung des schottischen Landlebens geliefert, die sich wegen des bloß beschreibenden Tons kaum als eigentlich episches Werk bezeichnen läßt. Sein größerer Nachfolger erzählt wirklich und giebt uns auf diese Weise ein individuelles Bild einer bestimmten Familie, das für das ganze schottische Landleben als typisch gelten darf. Freilich tritt auch bei ihm das epische oder erzählende Moment etwas zurück. Es ist bekannt, daß Burns in dem vor dem Februar 1786 verfaßten Gedichte seinem Vater ein Denkmal hat setzen wollen, obwohl die Verhältnisse im Bilde und im Original sich nicht vollständig decken. Wir treten mit dem von der Arbeit auf dem Felde zurückkehrenden Landmann in seine Hütte ein, wo die fleißige Hausfrau vom Morgen bis zum Schlafengehen schafft, und genießen mit ihm den Frieden in dem von der Liebe der Familiengenossen zu einander beseelten engen Raum. Wir erfreuen uns des einfachen Mahls, bei dem nach dem schottischen Hafermehlbrei ein Käse den einzigen Leckerbissen bildet, und nehmen Theil an der Liebe der Tochter zu dem von ihr eingeführten und von der Mutter darauf bewillkomnten würdigen jungen Mann ihrer Wahl, nehmen aber auch Theil an der Andacht, die der

*) Eine Uebersetzung findet sich bei Ed. Fiedler, Geschichte der volkstümlichen schottischen Lieberdichtung, I, 184 ff.

Hausvater nach alter schottischer Sitte allabendlich mit den Seinen abhält.

Der Heil'ge, Gatt' und Vater auf dem Knie
 Zum ewigen Himmelskönig betend spricht;
 Triumphbeschwingt erhebt die Hoffnung sie,
 Daß sie in Zukunft noch sein Angesicht
 Schau'n werden in dem unerhofften Licht,
 Wo keine Thräne mehr das Auge weint,
 Singend des Schöpfers Preis voll Zuversicht,
 Mit Gläubigen zu schönem Bund vereint,
 Wenn stets im Kreis der Zeit der Sphären Sonne scheint.

Wir wissen durch Roberts Bruder Gilbert, daß für Senen die Aufforderung zur gemeinsamen Andacht mit den Worten: „Laßt uns Gott verehren!“ (Let us worship God!) von Seiten eines ehrbaren Familienhauptes stets etwas besonders Ergreifendes hatte. Dies intérieur eines schottischen Hauses ist von einer weihervollen Stimmung durchdrungen; ja wir müssen sagen, der in dem Gedicht herrschende Ton lyrischer Erregtheit hat der idyllischen Ruhe Abbruch gethan, indem er zur Unterbrechung der behaglichen Schilderung durch Gefühlsausprägungen geführt hat. Das Ganze klingt ja aus in einen begeisterten Anruf Schottlands.

Nicht so bedeutend wie die eben besprochene Dichtung kann doch wieder geradezu als Muster eines anschaulichen idyllischen Sittenbildes die zugleich wegen ihres Stoffes für uns interessante Schilderung dienen, die der Dichter von der Feier der Zaubernacht Halloween vor dem Feste Allerheiligen am 1. November entworfen hat. Nach dem schottischen Volksglauben treiben darin unheimliche Mächte ihr Spiel, und es werden allerlei höchst lebhaft und anschaulich dargestellte Szenen aneinander gereiht, denen gemeinsam der Versuch der Dorjugend ist, die Zukunft zu erfahren, besonders die eigentliche Lebensfrage zu lösen, ob in nächster Zukunft ein liebendes Wesen, und welches, dem Herzen beschieden sei.

An die eigentlichen Idyllen schließen sich andere Gedichte an, die theils dem Inhalt nach, theils in der Form mit ihnen Aehnlichkeit haben. Dahin gehört *The Holy Fair*, fast die einzige der kirchlichen Satiren, die auch für uns Interesse hat, indem sie über das Augenblickliche hinausgeht und durch scharfe Charakteristik von Typen bleibenden Werth behält, zugleich aber ein ergötzliches Sittenbild darbietet. Es wird darin ein *prayer-meeting* nach Art der jetzigen *revivals*, oder nach Art unserer *Missionsfeste* geschildert. Da *Kirmes* eigentlich eine Messe zur Feier der Kirchweihe bedeutet,

dann aber in die Bedeutung von fair, Jahrmarkt, übergegangen ist, so entspricht wohl am besten „die heilige Kirmes“, eigentlich ein Dymoron wie der Ausdruck des Originals. Was wir zu erwarten haben, ist schon in der poetischen Einkleidung angedeutet. In der Anfangstrophe entwirft der Dichter seiner Gewohnheit gemäß ein flüchtiges Stimmungsbild; dann schildert er, wie er sich drei Frauenzimmern anschließt, die zur heiligen Kirmes hinziehen; zu dem Aberglauben und zu der Heuchelei hat sich auch der Scherz (Fun) gesellt. Nach einer Beschreibung der Außerlichkeiten der Gesellschaft, die sich zusammensindet, vernehmen wir die Ansprachen der geistlichen Redner, und dann löst sich Alles in höchst weltliche Gemüthlichkeit, in gewöhnliches Kirmestreiben auf.

Wir können zu den Idyllen auch die persönliche Satire ziehen Death and Dr. Hornbook, der Tod und Dr. Fibel. gemünzt auf den Schulmeister in Tarbolton, Namens John Wilson. Dieser hatte, um seine kärglichen Einkünfte zu erhöhen, einen Kramladen angelegt, machte aber dann die Heilfunde zu seinem Stiefenpferd. Da der Mann vom Batel sich einmal in der Freimaurerloge seines Ortes frech aufgespielt hatte, kam dem Dichter auf dem Heimwege die Idee zu seiner Satire. Er schildert, wie er selbst bezeugt auf der Rückkehr von der Kneipe dem Tode begegnet sei, der sich bitter über seinen Konkurrenten im Massenmorde, Dr. Fibel, ausgelassen habe. Die Schilderung erinnert etwas an Dr. Eisenbart.

Ganz idyllisch ist der Ton in der Erzählung „Die beiden Hunde“, die wir einem besonderen Anlasse verdanken. Robert Burns, erzählt uns sein Bruder Gilbert, besaß einen Lieblingshund, den er nach Cuchullins Hunde in Ossians Fingal Luath benannt hatte. Diesen tödtete ihm Jemand grausamerweise in der Nacht vor dem Tode seines Vaters. Der Dichter beabsichtigte ursprünglich ein Gedicht zu schreiben. Stanzas to the Memory of a Quadruped Friend, änderte aber seinen Plan, um zugleich dem Agenten des Grundbesizers ein Denkmal zu setzen, der durch seine Rücksichtslosigkeit bei dem Tode des alten Burns, besonders durch seine Drohbrieife, der ganzen Familie Thränen ausgepreßt hatte. Und doch hat sich der Dichter ungeachtet seiner Empörung über den schändlichen Gesellen von jeder Ungerechtigkeit der Satire freigehalten; gerade der Schäferhund Luath, als Vertreter des niederen Volkes, urtheilt sehr milde über die vornehme Welt. Diesem hat die Phantasie des Verfassers einen Pendant geschaffen in dem aristokratischen Neufundländer Caesar; jeder spricht sich nach seiner Weise

gerade so, wie man es von ihm erwarten muß, über menschliche Verhältnisse aus, so daß man dem Dichter nachrühmen kann reddere personae scit convenientia cuique.

In Verbindung mit den Idyllen können wir auch die lustigen Bettler (*The Jolly Beggars*) anführen, obgleich diese Dichtung als Singspiel (*cantata*) bezeichnet wird, indem ein rezitatorisch zu singender Text die in den Arien (*airs*) enthaltenen Selbstbekenntnisse der verschiedenen Personen vermittelt. Carlyle in seinem schon angeführten *essay* stellt dies Werk sogar höher als *Tam o' Shanter*. Obwohl ich mit diesem Urtheil nicht übereinstimme, habe ich es angeführt, um zu zeigen, daß die Dichtung nicht unbedeutend sein könne. Es ist dabei noch in Anschlag zu bringen, daß der Kritiker Vorurtheile der Brüderie zu überwinden hatte; denn auch uns nicht so Befangenen erscheinen manche Partien als ungemein derb. Wir werden mit dem denkbar gemeinsten Publikum bekannt gemacht in einer spelunkenartigen Ausspannung (*change-house*) der alten Wirthin Nanse Tinnock, oder Poosie Nansie, in Mauchline, einem Anziehungspunkte für lahme Matrosen, verkrüppelte Soldaten, strolchende Kesselflicker, Sänger von Gassenhauern und ein entsprechendes weibliches Publikum. Obgleich die alte Wirthin versicherte, wie erzählt wird, Burns habe kaum einmal bei ihr vorgesprochen, läßt doch seine Vertrautheit mit der ganze Sphäre des Lumpengefindels auf die Selbsthaftigkeit eines Stammgastes schließen; doch konnte er gewiß sagen *I stood among them, but not of them*. So wie die dramatis personae eine bunte Musterkarte von Pennbrüdern und Bettlerpack bilden, sämmtlich mit kurzen und markigen Zügen naturgetreu gezeichnet, so ist die Dichtung auch der Form nach ein Potpourri von allerlei uns sonst schon aus Burns bekannten Versformen mit den entsprechenden Melodien. Fiedler hat in dem schon zitierten Werke eine Uebersetzung des Ganzen gegeben, doch dürfte dieselbe nicht sehr bekannt sein. Daher will ich als Probe des darin herrschenden Tons den Schluß in meiner eigenen Uebersetzung geben. Zuletzt war ein Wankelgänger aufgetreten, von dem es heißt: „Ihr Mann war von Homerus' Troß, doch hatt' er die Klauenfeuche“ (das Podagra), und er hatte mit seinem Liede dauernden Applaus geerntet.

Die lust'ge Menge wieder drang
In ihren Hauspoeten,
Er ward' um einen neuen Sang
Nach eignen Wahl gebeten.

Auffstehend, sich drehend —
 Rechts und links sah 'ne Deborah —
 Im Silentium sah er sich um
 Rings nach der Nothe Korah.

Lied.

Seht die Bowle vor uns dampfen!
 Lumpen trägt mal der Verein;
 Bosset stößt den Boden stampfen,
 Kräftig fällt mit Schlußvers ein!

Chor.

Zum Teufel frag' ich nach Schutz der Geseze,
 Freiheit ist uns lieb und traut;
 Gerichte stell'n uns ewig Reze,
 Bloß für Pfaffen man Kirchen baut.

Was sind Titel? Wer fragt nach Schätzen?
 Wer sorgt sich um guten Ruf?
 Ist das Leben zum Ergötzen,
 Nacht's nichts, wie man es sich schuf.
 Zum Teufel u. s. w.

Leben müssen wir von Scherzen,
 Tages Marsch ist immer neu;
 Nachts wir in dem Stalle Herzen
 Unfre Liebsten auf der Streu.
 Zum Teufel u. s. w.

Fährt man in den Prachtkarossen
 Etwa leichter durch das Land?
 Finden Ehebetts Genossen
 Einen heller'n Liebesbrand?
 Zum Teufel u. s. w.

's Leben ist ein Variorum,
 Wie es geht, was liegt daran?
 Schwaßen mag von dem Decorum,
 Wer noch was verlieren kann.
 Zum Teufel u. s. w.

Leben soll'n die Bagabonden
 Und der edle Bettelsack,
 Unfre Braunen, unsre Blonden!
 Aufet Amen, Lumpenpad!
 Zum Teufel u. s. w.

Unter den poems, im Unterschiede von songs and ballads, findet sich eine ziemlich zahlreiche Gruppe epistlos, theils in reinem Englisch, theils in der Burns eigenthümlichen schottischen Mischsprache, und zwar in verschiedenen Versmaßen abgefaßt mit Ueberwiegen der nach dem Dichter benannten sechszeiligen Strophe.

Der Inhalt ist so mannigfaltig, wie er überhaupt in Briefen sein kann. Von besonderem Interesse sind für uns die Selbstbekenntnisse Burns', sowohl in Bezug auf seine Erlebnisse und Empfindungen, als besonders seine poetische Entwicklung betreffend. Am bekanntesten ist durch Freiligraths Uebersetzung die Epistel an den befreundeten Schulmeister William Simpson in Ochiltree mit dem Anfang; „Mein wähl'ger Willy, Dein Brief ist hier.“ Die ersten Anfänge der Dichterlaufbahn sind berührt in dem Gedichte an Frau Scott auf Wauchope Haus.

Es würde nicht allein schwierig sein, sondern auch viel Raum erfordern, die unter dem Einfluß der mannigfaltigsten Anregungen entstandenen Gelegenheitsgedichte gruppenweis zusammenzufassen und zu charakterisiren. Bezeichnend für Burns' wirklichen Beruf zum Dichter ist es, daß wir es fast immer mit Gelegenheitsgedichten zu thun haben, und es muß unser Staunen erregen, wie er so oft im Augenblick etwas durchaus Originelles hervorbrachte und in ganz einfache und ansprechende Form zu kleiden mußte. Bei der Verschiedenartigkeit der Gedichte bemerke ich nur, daß sich darunter eine sehr bedeutende Anzahl von Sinngedichten findet — anders können wir sie nicht bezeichnen, auch Epigramme und Grabschriften, sowohl in ernstem wie in komischem Tone.

Burns verdankt seinen eigentlichen Ruhm der volksthümlichen Liederpoesie. Den Reichthum der von allen Musikern bewunderten Weisen schottischer Volkslieder hat er zur Grundlage seiner Liedertexte gemacht, indem er die ursprünglichen Motive oft beibehalten, oft sie umgestaltet und gleichsam poetisch verklärt, insbesondere die trivialen, oder durch Gemeinheit anstößigen Urworte durch andere ersetzt hat. Es bleibt viel von der Derbheit des ungebundenen Volkssinns übrig, und er scheut sich z. B. durchaus nicht, den Körpertheil zu nennen, den die Griechen an einer Aphrodite besonders schön gefunden und durch ein Epitheton verherrlicht haben. Auch Situationen des Geschlechtslebens werden keineswegs verschleiert; man nehme nur die Schilderung einer Episode aus der Flüchtlingschaft Karls II. mit der Ueberschrift *The Lass that made the bed to me*. Aber Gerechtigkeit fordert anzuerkennen, daß Burns nie mit Lüsterheit auf etwas Schlüpfrigem weilt oder der Phantasie zu eigenem Ausmalen Winke giebt, wodurch allein ein Verdammungsurtheil der Kritik gerechtfertigt werden könnte. Ein Dichter für Bacchische ist Burns allerdings nicht.

Das schon geschilderte Temperament unsres Dichters entspricht

dem Temperament des Volkes, wie es in seinen Liedern Ausdruck findet. Ganz abgesehen von dem Temperament einer einzelnen Nation, das als Grundlage ihres Charakters Gegenstand der Völkerpsychologie ist, abgesehen also von besonderen, geographisch geschiedenen Modifikationen können wir im Allgemeinen ein Temperament des noch nicht durch verkünstelte Bildung sich selbst entfremdeten Volks feststellen. Ich möchte es mit dem Ausdruck *impressionabilité* charakterisiren und als Grundbedingung der leichten Bestimmbarkeit durch äußere Eindrücke, zu der bei Burns als Dichter noch die Fähigkeit der inneren Verarbeitung und klaren Gestaltung hinzutritt, die natürliche Einfachheit der Empfindungen bezeichnen. In dem Naturmenschen sind sie innig, dabei aber ungeachtet ihrer Tiefe verhältnißmäßig schnell wechselnd wie die Phasen der umgebenden Welt; es ist also ein Einspinnen in einseitige Gefühle ausgeschlossen, die weiter nichts im Gemüth aufkommen lassen. Manche Völker haben zwar etwas Dumpfes; aber den Germanen und Romanen gemeinsam ist Lebensfreude, oft an leichten Sinn streifend, mit dem Grundton der Heiterkeit, bei jenen allerdings wechselnd mit tief melancholischer Stimmung. Dies Alles finden wir in Burns' Liedern, und es kommt dazu ein auch dem Volksliede nicht fremder Anflug schelmischer Laune. Die Originalität unseres Dichters, wie die des Volksliedes, beruht auf der Lebendigkeit und Innerlichkeit der Empfindung und auf der Ueberzeugungskraft des Selbsterlebten. Ihm ist außerdem mit dem Volksliede die Aeußerung des Frohsinns in Naturfreude gemeinsam, wie überhaupt der Sinn für Stimmung in der Natur die Empfindung des Gemüths begleitet.

Wie im Volksliede finden wir auch in Burns Gefängen eine Uebereinstimmung der Form mit dem Inhalt. Der Einfachheit der Empfindung entspricht die Anschaulichkeit einfacher Bilder, die auch einfach bleiben, wenn eine Ausmalung einzelner Züge oder des Ganzen stattfindet. Als Beispiel will ich den Anfang eines Liedes in der von mir etwas geänderten Uebersetzung von C. Cornelius anführen:

Jung Peggy ist die schönste Maid!
 Ihr schämig Roth der Wangen
 Wie Morgenroth, wenn weit und breit
 Im Thau die Blumen prangen.
 Ihr Aug' ist heller als der Strahl
 Der Sonne nach Gewittern,
 Wenn Blumen sich öffnen in dem Thal,
 Und des Flusses Wellen zittern.

Und lieblicher der Lippen Pracht
 Als Kirscheln roth, die süßen;
 Sie reizen Herz und Sinn mit Macht
 Und laden zum Genießen.
 Ihr Lächeln, wie der Abend mild,
 Wenn Vöglein sehnend singen,
 Und wenn im Spiel die Lämmer wild
 Vor Luht im Grase springen.

Charakteristisch für das Volkslied ist die skizzenhafte Andeutung, welche in den Vergleichlichen Sprünge macht und Lücken läßt, indem etwas gleichsam musikalisch mit ein Paar Tönen angedeutet wird. Man hat diese Eigenthümlichkeit als den teden Wurf des Volksliedes bezeichnet. Den populären, strenge Bündigkeit verschleichenden Ton, mit Auslassung eines tertium comparationis, weiß Burns zu treffen, wenn er Wendungen wählt, wie die folgenden: „Mein Herz war einst so froh und frei, wie die Tag' im Sommer lang,“ oder „Das Wasser über Felsen rinnt; nach meinem Lieb ist mein Sehnen.“

Von der dem Liederton entsprechenden flüchtigen Andeutung von Gemüthsregungen geht der Dichter zu einer durchgeführten Schilderung der innersten Herzensempfindungen über, besonders in seinen erotischen Ergüssen. Nach dem schon Angegebenen läßt sich erwarten, daß er sich auch in diesem Bereich auszeichnet durch die Kunst *proprio communia dicere*. Deshalb gerade nehmen wir aus seinem Munde so gern Offenbarungen über das von so Vielen schon nach allen Richtungen hin geschilderte Gebiet entgegen, indem wir uns überzeugen, er wisse über ein anscheinend erschöpftes Thema doch noch Neues zu sagen. Burns' Liebeslieder zeichnen sich eben so sehr durch Wärme, durch Zartheit und Innigkeit der Empfindung aus, indem sie die ganze Skala der Minne, sinnliche Gluth der Leidenschaft sowohl wie Keuschheit sehnsüchtiger Anbetung, durchmessen, als durch Leichtigkeit, Schönheit und anheimelnde Anmuth der Form. Kein Dichter steht in allen diesen Beziehungen unserem Goethe so nahe, als der Schotte. Von dessen erotischen Poesien aber werden alle anderen an Reinheit der Empfindung von den Liedern an Maria aus dem Hochland (Mary Campbell) übertroffen, deren Liebe, um an seinen eigenen Ausdruck anzuknüpfen, ihm nur als flüchtiger Sternensblick beschieden war, aber ihn auch nach dem Versinken in Todesnacht noch durch traumhafte Erinnerung beseligte. Aus dem Bericht, den wir Burns' Gattin über die Abfassung des Liedes „An Maria im Himmel“ verdanken, sehen wir nicht nur, welche Macht das Andenken der

Vergangenheit auf seinen Geist übte, sondern auch, wie eine bestimmte sinnliche Anschauung ihn ergriff und, indem sie sich zu einem geistigen Gesamtbilde erweiterte, ihm keine Ruhe ließ, bis er seine Eindrücke poetisch gestaltet hatte. Nachdem Burns den Tag, welcher dem Todestage Mary Campbells vorherging, in seiner gewöhnlichen Stimmung auf dem Felde verbracht hatte, wurde er gegen Abend trübsinnig und zurückhaltend, ging auf den Viehhof und wollte nicht ins Haus zurückkommen. Eine Zeit lang ging er auf und ab, indem er den Himmel ansah; dann warf er sich auf einen Haufen Korngarben und blickte zu einem Sterne von besonderem Glanze empor. Es war Mitternacht, und als er in das Haus getreten war, schrieb er das Lied nieder:

An Maria im Himmel.

Du läß'ger Stern, deß letzter Strahl
 Ost frühem Morgen Gruß entbot,
 Du bringst mir neu des Tages Dual,
 Da sie vom Herzen riß der Tod.
 Maria, theurer Schatten sprich,
 Wo weilst du jezt in sel'ger Lust?
 Gebeugt von Kummer siehst du mich,
 Hörst Seufzer tief aus meiner Brust.

Bergäh' ich wohl die heil'ge Stund',
 Bergäh' ich den geweihten Hain,
 Wo wir zu flücht'gem Liebesbund
 Am schlängelnden Ayr uns stellen ein?
 Nicht tilgt die Ewigkeit Genuß
 Des wonn'gen Traums mit aller Macht,
 Dein Bild bei unserm letzten Kuß,
 Dem letzten, wer hätt' es gedacht!

Des Ayr's Geriesel küßt Gestein,
 Die Welle rauscht durch's Grün so klar,
 Hagdorn schlingt sich im Birkenhain
 Hold um ein selig Liebespaar.
 Schwellender Pfühl beut Blüthenflor,
 Glück singen Vögel rings des Hags;
 Bald kündet Glüh'n im Abendthor
 Die Eile des beschwingten Tags.

Gedächtniß hält fest an der Spur,
 Mit geiz'ger Sorg' hinein sich lebt;
 Die Zeit vertieft den Eindruck nur,
 Wie'n Bach sein Bett sich tiefer gräbt.
 Maria, theurer Schatten, sprich,
 Wo weilst du jezt in sel'ger Lust?
 Gebeugt von Kummer siehst du mich,
 Hörst Seufzer tief aus meiner Brust.

Die Mehrzahl der Burns'schen Lieder ist allerdings erotisch; aber daneben finden sich Themen ganz anderer Art mit derselben Unmittelbarkeit der Empfindung behandelt. Burns' Repertoire zeichnet sich durch Reichhaltigkeit aus, ja umfaßt so ziemlich das ganze Gebiet der Lyrik. Nur eine Ausnahme müssen wir verzeichnen; der Dichter hat zwar seine religiösen Stimmungen und Herzensbedürfnisse in sehr ernstlichen Gedichten ausgesprochen, aber den Liederton dafür nicht gefunden. Sonst hat er wohl alle Gebiete betreten, deren Lyrik und Gesang sich zu bemächtigen pflegen. Wir haben schon gesehen, daß er Naturschilderungen entwirft, daß er seine Heimath verherrlicht und patriotische Lieder anstimmt, auch in sein Freiheitsgefühl den Ton bitterer Satire mischt, daß er ferner seine mannhafte Gesinnung kundgibt und seine eigenen Lebensverhältnisse berührt. Der Freundschaft ist ein Denkmal errichtet in den durch Freiligrath's Uebersetzung bekannten Versen: „Sohn Anderson, mein Lieb.“ Wie kaum ein anderes Lied reißt die Schotten stets zu stürmischer Begeisterung fort der Gesang: „Du gute alte Zeit“. (Auld lang syne).

Besonders sind noch namhaft zu machen die Burns'schen Trinklieder, die, unter sich sehr verschieden, zum Theil einen ganz eigenthümlichen Charakter tragen. Unter den Gedichten, nicht unter den Sängen, steht in der Sammlung seiner poetischen Werke:

Ein Fläschchen, ein Freund, der's ehrlich meint,
Was wünschst du dir noch mehr, Mann?
So lang' des Lebens Sonne scheint,
Triff's dich doch oft noch schwer, Mann.

Kaum als Trinkgesang zu bezeichnen ist das von Freiligrath schön wiedergegebene Abschiedslied an die holde Marie:

Run holt mir eine Kanne Wein,
Und laß den Becher sein von Golde;
Denn einen Trunk noch will ich weih'n
Vor meinem Abschied dir, o Holde!

Als Universalrezept (care for all cure) wird die Flasche bezeichnet:

Kein Prediger bin ich, der rücksichtslos spricht,
Kein Staatsmann, der plant, kein Krieger der sich,
Nicht als schlauer Geschäftsmann mach' ich Kapital,
Eine bauchige Flasch' ist mein Trost in der Dual.

„Die Sorge des Daseins zum Trost uns gereicht,
 Hat ein geistlicher Dichter *) den Leuten gezeigt;
 Und es stimmt, was gekündet dies Original,
 Denn die bauchige Flasch' ist mein Trost in der Dual.

Im Einklang damit steht die praktische Lebensweisheit, die in einem anderen Liede empfohlen wird:

Zufrieden mit wenig und fröhlich mit mehr,
 Kommt Sorge und Kummer mir in die Duer',
 Schlag ein Schnippchen ich ihrem beschleichenden Gang
 Mit 'nem Krüge voll Bier und 'nem schott'schen Gesang.

Ungleich flotter ist die Weise des Lieder:

Gut Bier kommt, und gut Bier ist Trumpf.
 Für gut Bier verkauf' ich meinen Strumpf,
 Verkaufe Strumpf, verseye Schuh'
 Gut Bier verschafft dem Herzen Ruh'.

Durch diese Worte werden wir erinnert an unseren akademischen Sang: „Solche Brüder müssen wir haben.“ Originell ist der Gedanke:

Der Tag ist hin, schwarz ist die Nacht,
 Auch ohne Licht wird sie durchwacht.
 Der Schnaps ist Mond, Bier Sternenschein,
 Und Sonn' ausgeht in rothem Wein.

Den Chor bilden die Worte:

Run, Birthin, zählt die Zecher,
 Die Zecher, die Zecher!
 Run, Birthin, zählt die Zecher,
 Und bringt noch einen Krug!

Dazu ist ein Gegenstück das noch etwas tollere Lied:

Frau Birthin, unsere Zecher schnell!
 Schon tagt es in dem Ofen hell,
 Ihr Jungen seid sternhagelvoll,
 Doch mir ist kannibalisch wohl.
 Heidi, heida, juchhe!
 Heidi, heida, juchhe!
 Wer wäre voll?

Dem Fasse wird der Boden ausgeschlagen in dem „Fidelien Kleeblatt.“

Der Billy braut 'nen Scheffel Malz,
 Rob ist mit Allan gleich bereit;
 Drei froh're Herzen für die Nacht
 Gáb's wohl nicht in der Christenheit.

*) Young, Nachtgedanken.

Chor.

Wir sind nicht voll, wir sind nicht voll,
 Ein Thränlein ist's im Aug' allein;
 Ob der Hahn auch kräht, die Sonn' aufgeht,
 Es will das Bräu getrunken sein.

Das ist der Mond, ich kenn' sein Horn,
 Das an dem Himmel blinkt so hell;
 Er lockte uns so gern nach Haus,
 Doch warte, alter Kneipgefell!
 Wir sind nicht voll u. s. w.

Wer aufsteht, um nach Haus zu gehn,
 Der soll ein Lump und Hahnrei sein;
 Doch wer zuletzt vom Stuhle sinkt,
 Der ist der König von uns drei'n.
 Wir sind nicht voll u. s. w.

Von den Liedern lassen sich die Balladen kaum trennen, da das Wort ballad, wie schon erwähnt, in einem von der Bedeutung unseres Wortes Ballade abweichenden, etwas umfassenderen Sinne gebraucht wird. Auch Romanze bezeichnet bei den romanischen Völkern, denen wir den Namen verdanken, oft einen lyrischen Erzählung in einer bestimmten episch motivirten Situation. Bei dem oft besprochenen Unterschiede zwischen Romanze und Ballade ist festzuhalten, daß jenes Wort auf Kunstpoesie hindeutet, während der ursprünglich ein Tonlied andeutenden Ballade aus dem Englischen ein volkstümlicher Charakter geblieben ist.

Unter den Burns'schen Balladen, wenn wir von den komischen absehen, sind nur zwei rein episch, die Bearbeitung des alten schottischen Sangs John Barleycorn mit einer allegorischen Personifikation des Gerstenkorns als Helden und die Schilderung eines Wettstreites im Trinken, nach dem Kampfspreis benannt The Whistle. Tam o' Shanter findet sich in den englischen Ausgaben stets unter den poems, ist aber als Ballade in unserem Sinne des Wortes zu bezeichnen, da die Erzählung fortwährend in lyrische Schilderung der Stimmung übergeht. Durch die wunderbar getroffene Unheimlichkeit der dämonischen Welt hat diese Dichtung einen hochpoetischen Hintergrund, und die Kunst des Verfassers bekundet sich durch den steten Uebergang aus der Gemüthlichkeit des Alltäglichen in das Grausen des Geisterreiches, ohne daß dem Leser Gewalt gethan wird. Zu den Balladen müssen wir ferner alle, so zu sagen lyrisch-dramatischen Monologe rechnen, ob nun eine kurze epische Motivirung der Situation hinzugesetzt ist, oder diese als bekannt angenommen wird. Es gehört dahin also die schon flüchtig

berührte Klage der Königin Maria Stuart so gut als die Ansprache des Bruce vor der Schlacht bei Bannockburn. Nur durch den sangmäßigen Charakter, den sie mit der Nationalhymne gemeinsam hat, unterscheidet sich von jener die Klage des Viscount Strathallan, James Drummond nach der Schlacht bei Culloden „Diese Nacht umfang' die Schwelle“ u. s. w. Ganz verwandt ist der Ausdruck der Stimmung in Macphersons Lebewohl. Der darin gefeierte Held war ein Freibeuter aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, der insofern auf unsere Sympathie Anspruch hat, als er keine Grausamkeiten beging und gerade durch menschliche Herzensregungen seinen Untergang fand. Darüber, daß er sich weigerte, das Haus eines Gutsbesitzers zu plündern, während dessen Frau mit zwei Kindern auf der Todtenbahre lag, ergrimnte einer seiner Bande und verrieth ihn. Zum Tode verurtheilt, komponirte er als ausgezeichnete Musiker im Gefängniß sein Lebewohl, spielte es unter dem Galgen auf der Geige, zerbrach dann sein Instrument und starb muthig, wie er sich stets im Leben bewiesen hatte. Die Worte des Dichters, die sich der gerühmten Melodie Macpherson's Farowell anschließen, sind ein der Situation des Mannes entsprechender lyrischer Erguß der Gefühle; im Refrain wird ein Rahmen einfacher Erzählung dem Stimmungsbilde angefügt.

Macphersons Lebewohl.

Leb wohl, du dumpfer Kerkerzwang,
 Drin Glend fast vergeht,
 Macphersons Zeit ist nicht mehr lang,
 Dort schon der Galgen steht.

Chor.

Mit stolzem Schritt und festem Tritt
 Durch Volkes Mitt' er geht
 Und geigt ein Stück und tanzt herum,
 Wo hoch der Galgen steht.

Was ist der Tod als Schluß der Noth?
 Ich sah in blut'ger Schlacht
 Ihn in's Gesicht und sagte nicht;
 Noch trotz' ich seiner Macht.

Rehmt Eisenband von meiner Hand
 Und bringt mir her mein Schwert!
 Es ist kein Mann im Schottenland,
 Vor dem es mich nicht wehrt.

Die Lebenszeit war Sturm und Streit,
 Nun sterb' ich durch Verrath;
 Im Herzen brennt das Lebenseud'
 Ohn' eine Machedat.

Leb wohl, o Welt und Sternenzelt
 Und was im Lichte lebt!
 Dem Feigling Schmach, der matt und schwach
 Vor Todesfurchen bebt!
 Mit stolzem Schritt u. s. w.

Besonders ergreifend ist die Ballade, oder, wir können sagen, der Iyrisch-dramatische Monolog Lord Gregory, für den ein Gedicht des unter dem Pseudonym Peter Pindar bekannten englischen Dichters Dr. John Wolcot (1738—1819) in demselben Versmaß die Grundlage gebildet hat. Burns Vorgänger bietet uns einen kurzen Dialog ohne einen eigentlichen Abschluß; die letzte Strophe lautet:

Hörst du nicht Marion? Wenn sie steht,
 Wend' ich den Fuß im Schmerz,
 Und denke, Sturm, der um mich weht,
 Ist sanfter als dein Herz.

Auf dieser Grundlage fußend, hat der Schotte mit großer Kunst ohne erzählenden Zusatz die ganze Situation durch die Worte des verlassen irrenden Mädchens an der Schwelle des untreuen Liebhabers gekennzeichnet. Daß ihr Flehen unerhört bleibt, müssen wir ahnen. Rührend ist es aber, daß sie dem Verräther ihres Herzens nicht flucht, sondern noch eine Fürbitte für ihn bei dem Himmel einlegt.

Lord Gregory.

Laut, laut tobt jetzt und tobt der Sturm
 In schwarzer Mitternacht:
 Lord Gregory, wird nicht dein Thurm
 Dem Unglück aufgemacht?

Verstoßen aus dem Vaterhaus,
 Die dich geliebt so sehr,
 O zeige Mitleid, komm heraus,
 Liebst du mich gleich nicht mehr.

Lord Gregory, denk' an den Hain
 Am schönen Irwinstrand,
 Wo lang verhohlt'ne Liebespein
 Die Jungfrau dir gestand.

Wie schworst du immer mir auf's Neu',
 Du wärst auf ewig mein;
 Mein zärtlich Herz war selbst so treu,
 Wie konnt's voll Argwohn sein?

Lord Gregory, dein Herz ist kalt,
 Hart wie ein Fels bist du.
 O Blick des Himmels, tritt mich bald
 Und gib mir endlich Ruh!

O Himmels Donnerkeile, wähl
 Euch euer Opfer hier!
 Doch ihm verzeiht, was er gefehlt
 Am Himmel und an mir!

Dies Lied gehört zu einer Klasse, die in den Uebersetzungen von Georg Berk und Karl Bartsch unter der Rubrik „Weibliche Stimmen“ von den anderen gesondert ist. Der Ton in denselben ist ganz verschiedenartig, indem er durch die Mannigfaltigkeit des Inhalts bedingt wird. Bald reißt uns der Schwung des Gedankens und der Sprache fort, bald fühlen wir uns von der Gemüthlichkeit des Gevattergeschwäzes, oder von der Beschreibung alltäglicher Lebensverhältnisse angeheimelt. Burns weiß sich stets vollständig in fremde Charaktere hineinzuversetzen und ihr Denken und ihre Gefühle durch ihre eigenen Worte auf das Treffendste zu offenbaren. Dabei ist die schon hervorgehobene Einfachheit der Empfindungen stets ein Grundzug. Sowohl hieran als an die Schlichtheit und Klarheit der Schilderungen hat man offenbar bei der Vergleichung unsers Dichters mit Homer gedacht.

Das Bild widerwärtiger Häßlichkeit, die sich mit Unverschämtheit paart, in der Person des Thersites wird poetisch durch Homers vollendete Kunst der Darstellung. Mit dem Eindruck, den die Episode im zweiten Buch der Ilias auf uns macht, können wir den der Burns'schen Ballade Findlay vergleichen. Der Inhalt ist so einfach als möglich und scheint auf den ersten Blick kaum eine poetische Behandlung zu verdienen. Ein Bursch steht, Einlaß fordernd, vor der Kammerthür eines Mädchens, das Anfangs Luß zu haben scheint, ihn abzuweisen; aber er weiß, was er will, und ertrotzt durch Beharrlichkeit Einwilligung in sein Begehrt. So wenig wir vielleicht auch sein Vorhaben gerechtfertigt finden, müssen wir doch unwillkürlich an ihm Interesse nehmen, weil er mit unerschütterlicher Siegesgewißheit auftritt. Durch die Virtuosität, mit welcher der Dichter die Alles überbietende Unverfrorenheit des Kerls zu schildern weiß, ringt er uns das Bekenntniß der Bewunderung ab.

Burns' Charakteristik würde unvollständig sein, sollte er nicht ganz besonders als Humorist gewürdigt werden. Zunächst steht ihm derber Witz und ungemaine vis comica zu Gebote. Ein paar Proben werden zum Beweise genügen. Zunächst die Beschreibung von Willie Wastles Weib, bei der die halb verrückte Frau eines Landmanns in der Nähe von Ellisland zum Modell gedient haben soll; hier ist des Guten wohl etwas zu viel geschehen.

Sie hat ein Auge, eines nur —
 Die Nase hat zwei, die ihrem gleichen —
 Fünf stock'ge Zähne und einen Stumpf,
 Dem Maulwerk muß die Mühle weichen
 Ein Schwänzelbart umgiebt den Mund,
 Spitznas' und Sinn begegnen eben.
 Für solch ein Weib, wie's Willie hat,
 Möcht' ich nicht einen Dreier geben.

Krumm und mit eingezognem Knie
 Ungleiche Humpelbeine gleiten;
 Schief ist sie rechts, schief ist sie links,
 Zum Gleichgewicht auf beiden Seiten:
 Zwei Höcker vorn sich auf der Brust,
 Wie hinten auf den Schultern heben.
 Für solch ein Weib, wie's Willie hat,
 Möcht' ich nicht einen Dreier geben.

Es wäscht sich mit der Pfote am Heerd
 Hierlich das Augenpaar die Nase;
 So sauber ist nicht Willies Weib,
 Sie hat 'nen Lappen für die Frage.
 Der Müllkut' ist gleich ihre Faust,
 An dem Gesichte bleibt man kleben.
 Für solch ein Weib, wie's Willie hat,
 Möcht' ich nicht einen Dreier geben.

Der Streit zwischen den beiden Gatten ist minder grotesk
 und nähert sich durch die Ironie des Schlusses schon dem Gebiet
 des Humors.

Gatte, Gatte, laß den Streit,
 Zanken ist nicht brav, Herr. —
 Hast mich ehelich gefreit,
 Doch ich bin kein Sklav, Herr. —

„Gehorchen muß doch eins von zwein,
 Nancy, Nancy:
 Soll's der Mann, soll die Frau es sein,
 Mein Weib Nancy?“

Lautet stets das Herrscherwort,
 Das Weib gehorche, diene;
 Lauf' ich meinem Herren fort
 Mit vergnügter Miene. —

„Trauern werd' ich so allein,
 Nancy, Nancy,
 Doch es muß ertragen sein,
 Mein Weib Nancy.“

Brechen muß mein armes Herz,
 Bald wird mein Stündlein schlagen;
 Sterb' ich, wirst du solchen Schmerz
 Wirklich auch ertragen? —

„Auf den Himmel hoff ich fest,
Rancy, Rancy,
Der im Leid nicht sinken läßt,
Mein Weib Rancy!“

Gut, Herr, aus dem Todtenreich
Werd' ich dich noch schreden;
Aus dem Schlaf wird grau'ig bleich
Mein Gespenst dich weden. —

„Nehm' ich mir ein Weib wie du,
Rancy, Rancy,
Läßt die Hölle mich in Ruh',
Mein Weib Rancy!“

Indem ich von Definitionen absehe, appellire ich dafür, daß der Humor, im Unterschied von dem objektiven Witz, etwas Subjektives ist und eines persönlichen Trägers bedarf, an den Gebrauch des Worts im gewöhnlichen Leben. Wenn wir uns auf diesen Boden stellen, wird jeder leicht zugeben, daß Burns den schlagendsten Beweis seines Humors dadurch gegeben, daß er eine Ansprache an das Zahnweh verfaßt hat, während er furchtbar davon gequält wurde. Der Schluß des Gedichts insbesondere ist sehr launig:

Du Unheilswicht mit Horn und Schwanz,
Der auspreßt Brüll'n mit Dissonanz,
Die arme Menschheit treibt zum Tanz,
Doch nicht in Pärchen,
Den Feinden gib des Schottenlands,
Zahnweh ein Jährchen!

Als eins der Kennzeichen des Humors hat man von jeher Selbstironie bezeichnet. Dafür, daß unser Dichter diese fleißig geübt hat, ließen sich zahlreiche Beweise sammeln. Auf sich selbst als excisemann, der besonders das Brauen und Destilliren beaufsichtigen mußte und als tapftrer Zecher über Kontraventionen auf diesem Gebiet sehr liberal dachte, hat er die Verse gemünzt:

Der Teibel kam als Fiedler an,
Langte fort mit dem Mann von der Steuer.
Manch' altes Weib schrie: „Urian,
Mit der Deut' ist's gar nicht geheuer.“

Run dörren wir Malz und brauen Bier,
Wie im Paradies sind wir heuer.
Dem schwarzen Teibel vielen Dank,
Der geholt den Mann von der Steuer!

's giebt Hopser und Rutscher und andern Tanz,
Wir springen mit Lust und mit Feuer:
Der beste Tanz ist doch mit Glanz,
Der Teibel holt den von der Steuer.
Run dörren wir Malz u. s. w.

Auf einer seiner Fahrten als Steuerbeamter kam der Dichter beritten nach Wanlockhead an einem Wintertage, als die Wege vom Eise so glatt waren, daß das Pferd sich kaum auf den Beinen halten konnte. Der Schmied hatte dringende Arbeit und konnte die Hufeisen nicht gleich schärfen, wie es verlangt wurde. Da bestellte sich Burns, dem ein launiger Einfall in jedem Augenblick zu Gebote stand, Feder und Dinte, schrieb das Gedicht Apollo und Vulkan und sandte es an seinen guten Bekannten John Taylor, der an dem Orte viel Einfluß hatte. Jemand, der ihn begleitete, fügte noch einige Zeilen in Prosa hinzu. Taylor erschien und nahm mit dem Schmied Rücksprache, worauf dieser sogleich sein Werkzeug ergriff und die Bestellung ausführte.

An John Taylor.

Apollo zog einmal zu Fuß —
Denn satt hatt' er die Lüste;
Am Zügel führ' er Pegasus
Ueber Berge und durch Klüfte.

Es laßte Pegasus — wir sah'n
Noch nie zu Fuß ihn reisen.
Apollo spricht vor bei Vulkan,
Bestellt ein Eisshufeisen.

Vulkan geht gleich an's Werk wie toll
Und schweiß dabei ganz nett;
Zum Lohn erhält er von Apollo
Dafür ein hübsch Sonett.

Söhne Vulkans, am Leidenstag
Auf' ich euch, beruhte Geister;
Meinem Pegasus fehlt der Beschlagn,
Ich zahl' euch wie mein Meister.

Ich habe in Obigem schon länger darauf verweilt, daß das Gemüth des Dichters sich im Mitgefühl mit allen lebenden Wesen, auch mit der Thierwelt äußert. Die verschiedenen von mir angezogenen Beispiele lassen sich, indem sie einen komischen Anstrich haben, als Beweise seines Humors bezeichnen; gemüthliche und liebevolle Stimmung ist ja die eigentliche Quelle desselben. In keinem Werke des Dichters wird mit so freundlichem Mitgefühl, und das heißt eben mit so köstlichem Humor, auf menschliche Schwächen eingegangen als in demjenigen, welchem man auch wegen seiner Anlage, sowie wegen der vollkommenen Durchführung in allen Einzelheiten ziemlich einstimmig den Preis zuerkannt hat, im Tam o'Shanter. Ich will ein Paar einzelne Züge aus dem Gesamtbilde hervorheben. Von der biedern Hausfrau heißt es:

Daheim die Alte murr't und knurr't;
Auf der Stirne treibt ein Wollenschwarm,
Sie schürt den Horn und hält ihn warm.

Nachdem der Dichter ihr sein Mitleid ausgesprochen in den Worten:

Ihr armen Frau'n, wie leid mir's thut,
Denk' ich, daß Lehren noch so gut,
Nicht ausgesponnen zum Zeitvertreibe
Der Mann mit Füßen tritt vom Weibe,

schildert er Lams Stimmung seliger Trunkenheit:

Nicht Kön'ge neidend war Lam im Glanze,
Schlug Noth des Lebens in die Schanze.

Aus Turan und Armenien.

Studien zur russischen Weltpolitik.

Von

Paul Rohrbach.

II.

An keinem Orte innerhalb des russischen Turan liegen die Zeugnisse der blühenden Vergangenheit im Alterthum, des trostlosen Verfalls in den Jahrhunderten seit Dschingis-Chan, der unter Schwierigkeiten sich emporarbeitenden Gegenwart, so bei einander, wie in der Oase Merv.

Als die Turkmener von Merv 1884 durch die Geschicklichkeit Alichanows, eines Muhammedaners, der es in der russischen Armee bis zum General gebracht und eine bedeutende Rolle in der zentralasiatischen Politik des Zarenreichs gespielt hat, zum freiwilligen Anschluß an Rußland gebracht waren, lernte man die Ruinen des alten Merv und die Ueberbleibsel der Dammbauten am Murghab genauer kennen. Die Folge war, daß alsbald das Departement der kaiserlichen Apanagen in St. Petersburg die größtentheils herrenlosen Ländereien oberhalb der Turkmenerstadt Merv auf beiden Seiten des Flusses zugewiesen erhielt — in der Absicht, die alten Bewässerungsanlagen wiederherzustellen und so ohne Benachtheiligung bestehender Rechte der Eingeborenen ein ertragreiches „Kaisergut“ zu schaffen. (Diese „Kaisergüter“, Apanagen, russisch „udjely“ genannt, sind Besitzungen; welche dem kaiserlichen Gesammthause gehören und von deren Ertrag ein großer Theil der Dotationen für die Großfürsten bestritten wird; es sind Landgüter, Waldungen, Weinberge, Bergwerke, Plantagen u. a.) Man versprach sich außerordentlich viel von der Wiederherstellung des alten

Systems von Dämmen und Kanälen, und der Ingenieur, dem die Ausführung der Arbeiten übertragen war, machte 1886 eine Berechnung, wonach im Gebiet der Dase von Merw über 600,000 Hektar = 6000 Quadratkilometer, also eine Fläche von der Größe Oldenburgs, zu gewinnen seien. Diese Schätzung stellte sich allerdings bald als viel zu hoch gegriffen heraus, aber sie wurde die Veranlassung zu Anfangs sehr hoch fliegenden Erwartungen und dem Entschluß, bedeutende Summen auf die als nothwendig erkannten Wasserbauten zu verwenden. Vor allen Dingen handelte es sich um die Wiederherstellung des berühmten Dammes Sultan-Bend, 70 Kilometer oberhalb des alten Merw, von dessen Funktioniren das Leben der Dase als Ernährerin von Hunderttausenden einst abhing. Der Sultan-Bend galt, solange er existirte, für eins der wunderbarsten und segensreichsten Werke im Orient; für seinen Erbauer hielt man Sultan Sandschar († 1162), aber es ist keine Frage, daß, solange an der Stelle der heutigen Ruinen von Merw eine Stadt existirt und die Dase kultivirt wird — also seit den Zeiten, von denen die ältesten Sprüche des Zend-Avesta reden — ein großes Bauwerk am Murghab die Bewässerung des Landes regulirt haben muß, da ohne das kein Anbau in größerem Maßstabe möglich ist.

Mukadassi, ein arabischer Reisender des X. Jahrhunderts, schildert das wunderbare Bauwerk des Murghabdammes, der damals vielleicht etwas weiter stromab lag, und erzählt, daß 10000 Arbeiter, darunter 400 Taucher, auf den Wink des Beamten bereit ständen, dem die Sorge für den Damm und die Kanäle obliegt, und daß dieser Mann selbst einen höheren Rang habe, als der Befehlshaber der Leibwache des Herrschers. Es ist bewundernswerth, wie man ohne die Hilfsmittel der modernen Technik in früheren Zeiten der Aufgabe Herr geworden ist, den Strom dauernd zu bezwingen. Allerdings ist der Sultan-Bend Jahrhunderte lang zerstört gewesen und auch während seines Bestehens öfters gebrochen; einmal hat er sogar drei Jahre lang den Versuchen zur Wiederherstellung getrotzt und Merw gerieth dadurch an den Rand des Verderbens, so daß die Bewohner schon zur Auswanderung entschlossen waren, aber die Aufgabe der Bewässerung alles brauchbaren Landes ist doch in der Hauptsache immer von den Einheimischen gelöst worden — bis zur Zerstörung des Dammes durch die Bucharen und die Besiedelung der Dase mit dem turkmenischen Raubvolk, vor etwa hundert Jahren. Den russischen Ingenieuren ist es hin-

gegen nicht gelungen, den Sultan-Bend wiederherzustellen; die Versuche endigten, nachdem mehrere Millionen Rubel aufgewendet waren, mit einem großen Mißerfolg. Im Herbst 1890 durchbrach der Murghab beim ersten Versuch, die neuen Bauten funktionieren zu lassen, den Damm, und jetzt hat sich die kaiserliche Gutsverwaltung genöthigt gesehen, vorläufig einen sehr viel kleineren Theil des alten Dasegebietes unter Kultur zu nehmen, um überhaupt einmal einen Anfang zu machen; zu dem Zweck hat man bedeutend unterhalb des alten Sultan-Bend Dammbauten und Reservoirs angelegt, die im vorigen und in diesem Jahre bereits in Thätigkeit gewesen sind, aber von einer Verzinsung des aufgewandten Kapitals (bisher ca. 12 Millionen Mark) kann solange nicht die Rede sein, als der Sultan-Bend oder ein ihm gleichwerthiger Bau oberhalb der jetzigen Anlagen nicht existirt. Immerhin kann das Kaisergut für ganz Transkaspien und Turkestan als Musteranlage eine sehr große Bedeutung erhalten; daß es selbst sich in absehbarer Zeit nicht rentiren wird, liegt nur an dem enormen durch den Dammbruch am Sultan-Bend nutzlos ins Wasser geworfenen Kapital (wie man mir an Ort und Stelle erzählte ca. 6 Millionen Mark). Woher die großen Kosten entstehen, wird man daraus entnehmen können, daß man die Verblendsteine aus Samarkand bringen mußte (600 Kilometer), das Holz aus Astrachan an der Wolga, den Cement aus Noworossiisk am Schwarzen Meer, das Eisen aus Südrußland und den Kalk aus Aschabad (350 Kilometer). Als Arbeiter sind die Turkmenen, welche gegenwärtig Merv bewohnen, so gut wie unbrauchbar; man mußte die fleißigen, intelligenten und an den Wasserbau gewöhnten Sarten von den Ufern des Oxus und Sarejschan gegen verhältnißmäßig hohen Lohn anwerben und Jahre lang an Ort und Stelle verpflegen. Die Murghabegend selbst liefert nichts, als Thonschlamm und einiges Reisig zu Faschinen.

Meiner Ansicht nach kann die Mervsche Dase nur dann endgültig wieder zur alten Blüthe gebracht werden, wenn man die seit hundert Jahren eingedrungenen Turkmenen auf irgend eine Weise ganz entfernt — etwa durch Transportation nach Chiwa — und wiederum, sei es aus Persien, aus Afghanistan, aus Buchara oder dem Gebiet jenseits und um Samarkand, Ansiedler iranischen Stammes heranzieht — eine Aufgabe, die allerdings mit Schwierigkeiten verbunden ist.

Ich war in der Lage, einige Tage vor Ostern von Buchara aus Bairam-Ali — so heißt heute die Gegend, wo die Ruinen

des alten Merw und das Kaisergut am Murghab liegen — zu besuchen und muß um so mehr für die große Liebenswürdigkeit dankbar sein, mit der ich von den Beamten des Gutes aufgenommen und informirt worden bin, als es kurz vor dem höchsten russischen Fest war, dem alles Interesse sammt den erforderlichen Vorbereitungen in nicht geringerem Maße gehört, als in Deutschland der Weihnachtszeit. Gleich auf der Eisenbahnstation Bairam-Ali traf ich mit dem Gehilfen des Hauptverwalters alles kaiserlichen Landes in der Dase von Merw zusammen. Der Chef selber war in Petersburg und an der Person seines Gehilfen, meines liebenswürdigen Wirths, lernte ich wieder von Neuem das Geschick bewundern, mit dem die Russen den Asiaten gegenüber verfahren. Als wir uns begrüßten, sah ich mich einer kolossalen Gestalt in „asiatischer“ *) Uniform gegenüber, mit einer thurm hohen schneeweißen Lammsfellmütze, krummem Säbel und einem tief gebräunten Gesicht, das von der unzweifelhaftesten Entschlossenheit zeugte. Der Herr war ein Armenier, aller Sprachen mächtig, die in den asiatischen Besitzungen Rußlands in Betracht kommen, und ich habe nachher noch Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie er mit den Turkmenen umzugehen verstand, indem er ihnen imponirte und doch auf ihre Angelegenheiten in der Weise einging, wie sie es gewohnt sind. Es ist eine Aeußerlichkeit, aber keine gleichgültige, wie der Mann aussieht, der Autorität unter den Orientalen ausüben soll, und wie er in der Lage ist, mit ihnen zu verkehren. Man stelle sich einen blonden Offizier im europäischen Ueberrock, durch einen Dolmetscher mit den Leuten verhandelnd vor, dazu etwa von mittelmäßiger Statur und gar mit jener „Schneidigkeit“ begabt, die nirgends unangebrachter wäre als hier, wo nur durch mit der nöthigen Festigkeit gepaarte, große Geduld so mit den Leuten auszukommen ist, daß sie nicht das Vertrauen verlieren und auffällig werden — und man wird auch bei dieser Gelegenheit das spezifisch = russische Talent würdigen, über Asiaten zu herrschen.

Es war Abends spät, als ich in Bairam-Ali ankam, das am äußersten Rande des Fruchtlandes der Dase liegt. Bis vor das Stationsgebäude fuhr der Zug durch die öde Flugsandwüste, deren

*) „Asiatische“ Uniform nennt man in Rußland die von den Tscherkesen entlehnte militärische Tracht, die aus einem sehr langen Rock mit Patronenhülse auf der Brust, farbigem Unterkleid, das auf der Brust und an den Handgelenken sichtbar wird, Pelzmütze und einem eigenthümlichen Säbel besteht.

wellenförmige Hügel sich schwach gegen den dunklen Sternenhimmel abhoben. In den Waggonen war es noch heiß von der Tagesgluth; Massen feinen Sandstaubes bedeckten Polster, Gepäck und Kleidung, selbst die Makkaroni und das Kotelette, die ich kurz vorher speiste, waren schon beim Braten mit denselben mikroskopischen Sandtheilchen, die scheinbar die Fähigkeit haben, durch die geschlossenen Fenster aus der Wüste hereinzudringen, überpudert worden, von Händen und Gesicht nicht zu reden. Welch' ein Unterschied, als ich jetzt im offenen Wagen durch die erfrischende feuchte Kühle nach dem Gute fuhr! In der Dunkelheit hörte ich die Pappelbäume der Allee zu beiden Seiten rauschen und die Sterne spiegelten sich im Wasser eines Kanals neben der Chaussee. So köstlich erquickend war die Luft, daß es mir leid that, als der kurze Galopp der Pferde mich in wenigen Minuten vor die Thüre meines Quartiers brachte, aber ein noch schöneres Gefühl erregte doch die Frage des Dieners, ob ich ein Bad wünschte. Nach dieser Tortur durch Sand und Staub war das ungefähr das Höchste, was geboten werden konnte. Dann kam ein kurzes Abendbrod und dann ein langer Schlaf und dann — ein unvergeßlicher Tag!

Früh Morgens hielt das Dreigespann vor der Thür, ein russischer Kutscher auf dem Bock und ein Unteroffizier der turkmenischen Miliz zu Pferde neben dem Wagen, um auf der Fahrt durch die Ruinen von Alt-Merv zugleich als standesgemäßer Vorkreiter und als Führer zu dienen. Ich habe manches Tausend Kilometer zu Wagen zurückgelegt, auf allerlei Straßen und mit Pferden jeglicher Qualität, halte es aber kaum für möglich, daß ein Kutscher noch schneller fahren kann, als meiner an jenem Morgen auf dem Wege nach den Ruinen von Merv. Die eilige Fahrt dauerte übrigens nicht lange, dann mußte die Schnelligkeit vermindert werden, damit nicht der Wagen in Stücke ging, denn je näher wir den Trümmern kamen, desto unebener wurde der Weg; die Chaussee hatte aufgehört; rund umher begann der Boden sich mit Backsteintrümmern zu bedecken, die alsbald auch auf dem Wege immer dichter zu liegen kamen; die Bäume und Sträucher hörten auf. Da stieg in dem flimmernden hellen Sonnenschein, der zum Glück noch nicht seine volle Kraft besaß, eine lange, graue Mauerlinie mit Bastionen und Thürmen vor mir auf, ein tiefer breiter Graben davor, in den meine Troika die steile Böschung hinabfauste — im nächsten Moment arbeiteten sich die Pferde an der gegenüberliegenden Seite in die Höhe, ich fuhr unter einem hohen Thorbogen durch

und nun lag vor mir ein weites Trümmerfeld, von einer langen, rechteckigen gezackten Mauerflucht eingeschlossen: Bairam-Ali Chan-Kalah, die einstige persische Festung Merw, erst seit einem Jahrhundert verödet.

Innerhalb der gesammten von Trümmern bedeckten Fläche nehmen die Ueberbleibsel dieser jüngsten Gründung auf dem Boden von Alt-Merw nur einen geringen Raum ein. Als Ganzes genommen sind die Ruinen von Merw ein Feld des Todes von gewaltiger Größe: sie bedecken eine Fläche von über 100 Quadratkilometern, d. h. mehr, als Berlin einnimmt. Allerdings ist nicht dieser große Raum gleichzeitig bebaut und bewohnt gewesen, vielmehr sind in späterer Zeit große Anlagen und Fortifikationen neu errichtet worden, während ältere Theile verlassen und verfallen dalagen, oder aber doch nicht mehr mit in die Befestigungen einbezogen worden sind. Gegenwärtig treten innerhalb der unübersehbaren Ruinenfelder mehrere Umwallungen von verschiedenem Umfange hervor, die wie Inseln in dem Meer von Trümmern liegen und mit ziemlicher Sicherheit jeweilig den befestigten Kern der Stadt gebildet haben, um den herum die allmählich in das gartenartig angebaute Dasengebiet übergehenden offenen Vorstädte gelegen haben. Wenigstens wissen wir, daß Samarkand zur Zeit Timurs so gebaut war, und auch dieselbe Beobachtung wie dort, läßt sich hier machen, daß die Ruinen der alten Stadt (dort des alten Marakanda = Afrasiab) von den Späteren als Begräbnisstätte gebraucht worden sind, denn auf der Stätte des muthmaßlich ältesten Merw hat zeitweilig ein muhammedanischer Friedhof bestanden. Im Allgemeinen kann man voraussetzen, daß je besser erhalten die Trümmer sind, desto geringer ihr Alter ist, und dementsprechend macht das jüngste, das persische Merw noch am ehesten den Eindruck einer wirklichen Ruinenstadt, da innerhalb der Ringmauer noch zahlreiche Ueberreste von Gebäuden aufrecht stehen; Moscheen, Bäder, Wasserbehälter, Karawan = Sarais lassen sich erkennen, und die Mauern selbst sind für asiatische Verhältnisse sogar noch ziemlich vertheidigungsfähig.

Eilig fuhren wir durch die Perserstadt hindurch; es trieb mich, die älteren Theile dieser merkwürdigen Stätte zu sehen. Abdullah-Chan-Kalah, eine Befestigung des XVI. Jahrhunderts; Sultan-Kalah, die Festung des Seltschukensultans Sandschar († 1162) mit ihrer großen aber wohl erst später erbauten Moschee, wurden gleichfalls rasch durchfahren. Fortwährend ging es durch halb und ganz zerfallene

Thore, durch verschüttete Gräben, auf primitiven Brücken über alte schlammige Kanäle, dann mit einem mächtigen Anlauf des Dreigespanns geradewegs über in formlose Wälle verwandelte Ringmauern hinüber, von deren Höhe, soweit das Auge nur schweifte, rund umher Trümmer und nichts als Trümmer zu sehen waren. Die Sonne fing immer heißer an zu brennen und immer seltsamer wurde der Eindruck des Bildes um mich her. Nun war ich schon eine starke Meile in die Ruinen hineingefahren; nichts als Mauerreste, Hügel an Hügel von zerbrochenen Ziegelsteinen, zahllose Gefäßscherben, Reste von bunten Glasuren und Kacheln, zerfallenes Menschengewebe, hier und da ein noch erkennbares Stück von einem Schädel; zwischen erdrückenden Schuttmassen schlängelt sich die Andeutung eines Weges, auf dem wir fahren. Ringsum tiefe Einsamkeit; auch der Kutscher auf dem Bock ist still geworden. Hundert Schritt voraus der Turkmene, kerzengrade auf dem Pferde, mit seiner gewaltigen weißen Pelzmütze, dem hin und herfliegenden Säbel und der unbeweglich in der Rechten gehaltenen Reitpeitsche, unermülich wie ein Automat galoppirend, und dann noch etwas — etwas ganz Merkwürdiges: diese ganze Stätte des Todes glüht wie leuchtende Kohlen unter Massen von grell durch die Sonne beschienenem blutroth blühendem Mohn! Oben auf dem Gipfel der Schutthaufen stehen nur vereinzelt Blüthen, in den Vertiefungen ist es überall wie ein dichter Teppich, so grell wie Scharlach, aber soweit das Auge reicht, soweit liegt der leuchtende rothe Schein über den in ihrer großartigen Monotonie an die Wogen des Meeres erinnernden Ueberresten. Am ehernen Himmel ward die Sonne glühender, von der Wüste her machte ein heißer Wind sich auf und strich über die Ruinen wie aus einem Ofen wehend: mir wurde beklemmt in dieser Umgebung und ich ließ halten. Der rothe wilde Mohn mit seinem unbeschreiblichen, halb einschläfernden halb erregenden Duft übte eine seltsame Wirkung auf die Phantasie aus: wie unter den Mauern von Geof-Tepe, wo er ebenso den Boden der Steppe mit seinen Blüthen deckte, ließ er es auch hier wie einen purpurnen Blutstrom aus dem trümmerbedeckten Erdboden emporquellen — das Blutmeer, in dem einst Dschingis-Chan die Macht und Pracht des alten Merw versinken ließ, als hier sein Lieblingsenkel Mutugen, der Sohn des Dschagatai, erschlagen war.

Ein gleichzeitiger Araber hat eine Schilderung der Verwüstung von Chorassan und der Zerstörung der Hauptstadt Merw gegeben:

Der spricht die Wahrheit, der da sagt, daß seit der Herr den Adam erschuf, bis auf unsere Tage so Schreckliches nicht geschehen ist. Die Chroniken erzählen nichts, was man mit diesem Unwetter vergleichen könnte und wenn sie davon reden, was Nebukadnezar den Israeliten anthat, als er ihr heiliges Jerusalem zerbrach und zerstörte — was bedeutet Jerusalem gegen das Land, das diese Barbaren verwüstet haben! Seine Hauptstädte sind zweimal, dreimal soviel werth, als Jerusalem! Was sind die Israeliten im Vergleich zu den von den Tataren Erschlagenen! Waren doch in jeder Stadt, die jene zerstörten, mehr Menschen, als in ganz Israel. Ich glaube, die Völker werden nie eine gleiche Katastrophe mehr sehen, bis die Menschheit vor dem Throne Gottes steht und die Welt in Nichts vergeht. Im Monat Rabi-ul-Awwal des Jahres der Hebschra 616 (1219) erschien Dschingis-Chans Feldherr Tuli vor Merv, das von 90000 Mann geschulter Truppen vertheidigt wurde. Sie rückten den Mongolen entgegen, wurden geschlagen, Tuli drang in die Stadt, nahm sie und führte den Blutbefehl Dschingis-Chans wörtlich aus, nichts bis zum noch Ungeborenen, bis zum grünen Baum und dem Thier des Feldes am Leben zu lassen. Tag für Tag wurden die Bewohner hinausgeführt, je zu Zehntausend zusammengetrieben und abgeschlachtet, vom Säugling bis zum Hundertjährigen. Hundertdreißig Mal Zehntausend wurden gezählt, dann blieben die Leichenberge liegen und die Mongolen zogen davon. Darnach ward die Stadt, vordem mit der Pracht aller Welt geschmückt, eine Wohnstätte der Hyänen und Raubthiere. Von ihren Bäumen blieb nicht ein grünes Zweiglein übrig und von ihren Kiosken nicht ein Dach unzertrümmert; die Stätte, die so schön bebaut gewesen, war nun, als ob das Unterste zu oberst gekehrt sei. Gottes Zorn traf Land und Leute: 200 Jahre lang war dort kein Schatten, in dem ein Wanderer ausruhen und kein Mensch, der von dem Elend, das die Gegend traf, erzählen konnte. Erst im Jahre der Hebschra 812 (1409 n. Chr.) baute Mirza-Schachruch, der Sohn Timurs, den Sultan-Bend und die Stadt wieder auf, ließ die Kanäle reinigen und sammelte aus seinem ganzen Reiche Turanier und Iranier, daß sie in Merv wohnten.

Mögen Hafiz-Abri und Ibn-el-Athir, die den Fall von Merv geschildert haben, auch die Bevölkerung zu hoch angeben — daß Dschingis-Chan thatsächlich Alles, was Leben hatte, niederzumachen befahl, ist nicht unwahrscheinlich, und ebenso, daß sein Wille ausgeführt wurde. Die angegebene Zahl von einer Million und drei-

hunderttausend ist übrigens etwa so hoch, wie die Bevölkerung der Dase, bei bester Ausnutzung des Murghab, noch steigen kann.*)

Die Vernichtung von Merv soll das größte Blutvergießen gewesen sein, das die Mongolen je angerichtet haben. Die Vorstellung der fürchterlichen Schlächtereier, selbst wenn die Erzählungen davon um ein Vielfaches übertrieben sind, ließ es mich trotz der Sonnengluth kalt überlaufen; die rothe Mohndecke über dem Ort, der einst das Blut von Hunderttausenden auf einmal getrunken hatte, bekam etwas immer Schrecklicheres. Meine beiden Leute mußten offenbar nicht, wozu wir solange auf einem Fleck hielten — der Dschigit (Vorreiter) ritt heran und fragte, ob ich noch weiter zu fahren wünschte? Wir waren mitten in Sultan-Kalah, dem Theil der Ruinen, der das Centrum von Merv ausmachte, als die Mongolen die Stadt überfielen: rund herum dehnte sich in meilenweitem Kreise die verfallene Ringmauer, und ich ließ nach Norden fahren, um von der Höhe einer der alten Bastionen aus einen weiteren Ueberblick zu gewinnen. Die Fahrt zwischen den Backstein- und Schlackenhaufen (man sah es deutlich, daß die Stadt einst verbrannt war) wurde immer beschwerlicher; kurz, bevor die Innenseite der Befestigungslinie erreicht war, ging es mit dem Wagen nicht mehr weiter, ich stieg aus und ging zu Fuß bis an die Mauer heran, deren Ziegel natürlich schon stark verwittert und vielfach herabgestürzt waren, so daß der Wall leicht zu ersteigen war. Auf der Höhe angekommen, zeigte sich noch immer dasselbe Bild einer scheinbar unbegrenzten mit Schutthaufen bedeckten Fläche, wieder schlossen neue, nur noch mehr verfallene und in ihren Konturen verwischte Mauerlinien die Wüstenei nach Norden zu in sich. Mein Führer war zu Pferde heraufgekommen — jetzt hielt er neben mir und streckte die Hand, an der am Gelenk die von ihm unzertrennliche Nagarka (asiatische Peitsche) herabhing, vor sich aus, indem er auf das Feld zu Füßen wies: *I s k e n d e r - K a l a h*, rief er — die Stätte von *A n t i o c h i a M a r g i a n a*, der alten Mazedonier- und Hellenenstadt, lag vor mir. Antiochus, der Sohn des Seleukus Nikator, hatte sie gegründet, aber der Name des großen Alexander hat in der Erinnerung den des Epigonen überdauert, und die Mervischen Turkmener von heute wissen es nicht anders, als Jahrhunderte lang die Menschen dort vor ihnen, daß Iskender einst an dieser Stelle eine Stadt gebaut hat.

*) Gegenwärtig beträgt die Zahl der Bewohner ca. 350,000.

Iskender! Für die Turanier ist er der größte, ja der einzige Name aus dem Alterthum, denn Emir Timur liegt ihnen in ihrer Erinnerung noch verhältnißmäßig nahe. Sie haben Dschingis-Chan vergessen, aber die Sagen von Iskender gehen noch heute in den Aulz der Turkmenensteppe, in den Filzzelten der Kirgisen, wie in den Tschai-Chanes (Theehäusern) von Buchara und Samarkand von Mund zu Mund.*) „Sultan Iskender Dschulkarnajin (der Gehörnte), wird erzählt, kam mit einem Horn auf dem Kopf zur Welt und ihm ward geweissagt, er würde kraftlos werden und aufhören, seine Feinde zu besiegen, wenn er das Horn verlieren sollte. Darum trug Iskender immer einen hohen Helm auf dem Kopf und nahm ihn niemals ab, damit Niemand sein Horn erblicken und abhauen könne. Nur dann zeigte Iskender sein Horn, wenn er sich die Haare auf dem Kopfe schneiden ließ, aber darnach tödtete er jedesmal mit eigener Hand den Barbier, damit dieser nichts von dem Horn des Sultans erzähle. So that der Sultan Iskender viele Male. Einmal aber rief er einen Barbier zu sich und befahl ihm, sein Werk zu thun und als der Barbier damit fertig war, fragte ihn der Sultan: Hast Du auf meinem Kopf ein Horn gesehen? „Nein, ich habe es nicht gesehen, Sultan.“ Ich frage Dich, hast Du bei mir auf dem Kopf ein Horn gesehen? „Nein, Sultan, nichts habe ich gesehen.“ Aber der Barbier hatte schon früher gehört, daß Niemand lebendig zurückkäme, dem der Sultan das Haar zu schneiden befiehlt, und nun merkte er, daß die Sache nicht geheuer sei; darum versicherte er dem Sultan, daß er kein Horn bei ihm gesehen habe. Also Du hast wirklich kein Horn gesehen? „Nein Sultan, ich habe keins gesehen!“ Nun, dann geh in Frieden, aber wisse, sobald Du bei mir ein Horn siehst, stirbst Du und Dein ganzes Geschlecht. Der Barbier ging und bewahrte lange sein Geheimniß, vielleicht zehn oder zwanzig oder mehr Jahre, aber endlich konnte er es so nicht mehr aushalten. Da ging er in die einsame Steppe. In der Steppe fand er einen tiefen Brunnen und um den Brunnen sah er hohes dichtes Schilf. Er ging zum Brunnen, beugte sich mit dem Gesicht über ihn und schrie laut: „Sultan Iskender hat ein Horn auf dem Kopfe“. Die Worte aber sprangen aus dem Brunnen und liefen ins Schilf, und das Schilf schwankte vom Winde bewegt hin und her und trug sie in die Steppe, und in der Steppe hörten es die Leute.

*) Die folgende Erzählung ist nach einer zuverlässigen russischen Niederschrift wiedergegeben, so wie die Sage von einem Eingeborenen erzählt wurde.

Da schlich einer von den Feinden Iskenders heimlich von hinten an ihn heran und hieb ihm das Horn ab, und der Sultan Iskender wurde schwach wie ein kleines Kind. Darnach konnte er nicht mehr selber Krieg führen, aber seine Feldherrn nahmen ihn doch immer mit sich. Eines Tages war er auf dem Marsche nach den fernen Bergen, hinter denen das Ende der Welt anfängt. In jenen Bergen fließt ein Bach mit Lebenswasser und wer von dem Wasser trank, lebte ewig auf der Erde. Iskender ließ zwei ganze Schläuche voll davon schöpfen und kehrte mit diesen Schläuchen in sein Reich zurück. Unterwegs wurde er krank und ein Schwarm räuberischer Raben überfiel das Heer und die Raben pickten beide Schläuche mit dem Lebenswasser durch. Das Wasser lief aus und der Sultan starb, weil keine Arznei ihm helfen konnte — hätte er aber auch nur einen Tropfen Lebenswasser zu trinken bekommen, so wäre er am Leben geblieben, ja soviel Tropfen er trank, soviel Jahrhunderte hätte er noch gelebt!"

Welch eine Fülle von verwandten Vorstellungen hat diese turanische Sage mit abendländischem Gute gemein. Die Ohren des Midas, Alexander als Sohn des Jupiter Ammon mit dem Widdergehörn seines göttlichen Vaters, deutsches Märchengut — an das Alles klingt diese Erzählung an, und wer will die Fäden entwirren, die da in alten Zeiten vielleicht herüber und hinüber gesponnen sind, deren Enden in Phrygien, in der libyschen Wüste, in den deutschen Wäldern, in den Steppen von Turan und an den Ufern des Strymon liegen. Es klingt ja selbst wie ein Märchen, daß an jener Stelle, die da mit spärlichen Hügeln von zerbrochenen Backsteinen und Thonscherben erfüllt, von halbverwischten, in die Steppe zerfließenden Wällen umgeben, vor mir lag, daß da vor zwei Jahrtausenden hellenische Laute tönend, gepanzerte Phalangen Seite an Seite mit den bogenschießenden Dienern Kuramazdas gegen die Nomaden der Wüste fochten, daß hier dem Olympier Hekatomben fielen und das Fleisch der Stierschenkel auf seinen Altären rauchte, daß hier die Berse des Sophokles und Aristophanes und das Gebot der Seleuciden erklingen sind. Tempora mutantur! Und doch — das „kreisende Rad des Lebens“ bringt nach so langer Zeit die Dinge immer wieder und wieder, wenn auch in hundertfach wechselnder Veränderung. Osterjonnabend war es, um die Mittagszeit; noch zwölf Stunden und dann, um acht, klangen drüben im neuen Merw, der Stadt der Glocken zum Gesang des „Christus ist erstanden“, eine

tausendköpfige Menge in der Kirche hörte die Liturgie des Basilios und Athanasios, der griechischen Christenheit, und aus den Formen und Zeremonien, die Priester und Gemeinde dort übten, sprach für den Kundigen vernehmlich genug das Grübeln und die Mystik desselben alexandrinischen Griechenthums, das in Antiochia Margiana geblüht hat.

Iskender-Kalah! Genug der Gedanken darüber — da drüben, zur Rechten die lange wallförmige Hügelreihe, auf die mein Führer hinweist, rufen nicht minder merkwürdige Erinnerungen. Gjaur-Kalah, die Stadt der Ungläubigen, heißt das mächtige Viereck, das von gewaltigen Erdwällen umschlossen, mehr als eine Meile im Umkreise haltend, sich im Osten innerhalb des Ruinenfeldes erhebt. Die Stadt der Ungläubigen — das christliche Merw. Es ist wenig bekannt, daß vom V. bis gegen das VIII. Jahrhundert Merw ein bedeutendes Zentrum des nestorianischen Christenthums gewesen ist. Im Jahre 420 wurde es Residenz eines nestorianischen Metropolitens und von hier aus gingen Missionare nach Zentralasien und China, die außerordentlichen Erfolg hatten und viel Volks bekehrten, bis in China ein feindseliger Rückschlag eintrat und in Iran und Turan der um die Mitte des VII. Jahrhunderts hereinsich brechende Islam erst die Propaganda abschneidet und später auch den Nestorianismus selber, bis auf kümmerliche Reste in Vorderasien, ausrottete. Die Zeit bis zur islamitischen Fluth ist in Chorassan, dessen Hauptstadt Merw noch lange blieb, und Transoxanien sehr merkwürdig durch die Berührung, in welche drei große Religionen mit einander traten: der Mazdäismus, der Buddhismus und das Christenthum. Bekannt sind die merkwürdigen Aehnlichkeiten zwischen zahlreichen Riten des tibetischen Buddhismus und gewissen katholischen Kultusformen, die ja soweit gehen, daß die katholischen Missionare keine andere Erklärung hatten, als daß der Teufel hier eine absichtliche Nachäffung der christlichen Kirche zu Stande gebracht habe. Man hat sich demgegenüber bisher meist darauf beschränkt, die Möglichkeit direkter Entlehnung zuzugeben, ohne recht zu wissen, wie und wo eine Berührung stattgefunden hat. Hier ist sie aber durchaus nachweisbar, denn es steht fest, daß die Gebiete von Merw, Buchara, Samarkand, in den Jahrhunderten vor der arabischen Eroberung sowohl von christlicher, als auch von buddhistischer Seite als Objekt der Mission angesehen wurden und beiderseits starke Propaganda dortselbst getrieben ist. Es scheint, als ob der Buddhismus mehr im Norden,

im eigentlichen Turan, die Nestorianer in Chorassan und China Erfolge gehabt haben, so daß die gegenseitigen Einflußsphären sich geradezu kreuzten. In Firdusis Schach-Nameh ist das Eindringen des Buddhismus in Turan noch deutlich zu erkennen. Der Schah von Turan schreibt Peghu-Schrift; aus Peghu soll er auch stammen, Peghu aber ist Tibet, die Hochburg des Buddhismus. Der alt-iranische Name der Stadt Dschemu-Kend wird zu Buchara, und ein arabischer Schriftsteller bemerkt, das bedeute „in der Sprache der Gözendiener“ einen Ort, wo Weisheit gelehrt werde. Buchar heißt nun in der Sprache der (buddhistischen) Mongolen Tempel oder Kloster, diese aber dienten und dienen bei den Buddhisten als Unterrichtsstätten. Unter „Gözendiener“ versteht der Muselman hier den Buddhisten; den Christen nennt er einen „Ungläubigen“ — Gjur. Stand also Turan in der vorarabischen Zeit unter buddhistischem Einfluß und war Merw eine — größtentheils wenigstens — christliche Stadt, bedenkt man ferner, daß diese Gegenden von der großen Welthandelsstraße, aus Indien und China nach dem Abendlande und umgekehrt, durchzogen wurden, so ist es ganz klar, woher die nahen Berührungen zwischen Christlichem und Buddhistischem entstanden, deren Denkmal sehr wahrscheinlich jene merkwürdigen Analogieen in Tibet sind. Ja, wir kennen sogar ein Beispiel, daß ein ganzes mindestens dem Namen nach christliches Volk buddhistisch geworden ist. Es sind die Uiguren, von denen die unter Dschingis-Chan gesammelten Mongolen dann verschiedene Bildungselemente entlehnt haben. Der Franziskanermönch Giovanni de Plano Carpini, der als Gesandter Innocenz IV. an den Großchan der Mongolen in das Innere von Asien kam (1246), erzählt, daß die Horden Dschingis-Chans nach der Eroberung des Landes der Uiguren, die nach Carpinis ausdrücklichem Zeugniß Nestorianer waren, deren Schrift angenommen haben. Dort am Fuße des Altaigebirges ist auch die ursprüngliche Heimath des jagenhaften Christenkönigs im fernen Osten, des Presbyters Johannes, zu suchen, dessen Sitz man später nach Abessinien verlegte. Dieser Presbyter Johannes im Morgenlande, von dem auch die Kreuzfahrer Hülfe erhofften, ist ein nestorianischer Mongolenfürst in Innerasien, der den Titel Wank-Chan führte, woraus dann im Abendlande Johannes wurde. Als Dschingis-Chan den Wank-Chan besiegt hatte, nahm er dessen Tochter Togrul, also eine Christin, zur Ehe; sein Sohn Dschagatai war Christ und die Nachkommen des Presbyters Johannes sind noch im XIV. Jahr-

hundert ihrer Religion treu geblieben. Carpini erzählt sogar, was allerdings wohl sehr übertrieben ist, daß von Dschingis-Chans Armee drei Viertel aus Christen bestanden haben sollen. Wenn wir uns auch die christliche Religion in jenen fernen Ländern und bei Volksstämmen auf niederer Kulturstufe in einem ziemlich entarteten Zustande werden vorzustellen haben, so bleibt die Thatsache ihrer Ausbreitung zu Beginn des XIII. Jahrhunderts durch ganz Innerasien und bis an den stillen Ozean doch sehr merkwürdig. Die entscheidende Wendung hat erst das Anheimsfallen der westlichen Mongolen an den Islam verursacht. Als der Großchan Hulagu 1268 die Chalifenstadt Bagdad eroberte, schonte er alle Christen und räumte dem nestorianischen Patriarchen Machicha einen Palast als offizielle Residenz ein und Kublai Chan erlaubte dem Franziskaner Johannes de Monte Corvino in Peking Tausende zu taufen, eine Kirche zu bauen, Gottesdienst mit Glockengeläut zu halten, so daß der Papst ein „Erzbisthum Cambalu“ in China treiben konnte. Andererseits reichten organisierte nestorianische Gemeinden mit Bischöfen und Metropolitane bis nach Südbindien, und wenn auch der Patriarch oder Katholikos in Seleucia-Ktesiphon und später in Bagdad residierte, so war doch Merv das Zentrum des Christenthums für den ganzen Osten, und von hieraus ist aller Wahrscheinlichkeit nach auch jene Gründung in China erfolgt, deren Denkmal die berühmte Inschrift von Si-gan-fu ist: eine doppel-sprachige, syrisch-chinesische Tafel, die ein langes Verzeichniß von nestorianischen Geistlichen in China ums Jahr 781 enthält.

Es ist nicht unmöglich, daß diese Ansätze sich doch weiter entwickelt hätten, zumal sie Gegenstand beständiger Aufmerksamkeit seitens der römischen Kurie waren. Andererseits sprechen freilich Thatsachen, wie die Vernichtung des zum Theil christlichen Merv durch Dschingis-Chan aus bloßer Rachbegier auch dafür, daß es sich bei den Mongolen doch nur um sehr oberflächliche christliche Eindrücke gehandelt haben kann, aber wie dem auch sei — seit mit dem Emporkommen des Muhammedaners Timur die Herrschaft des Islam über Asien bis hinter die Umwallung der hohen Mitte des Kontinents entschieden ward, konnte von weiterer Lebensfähigkeit des Nestorianismus oder überhaupt des Christenthums dort nicht mehr die Rede sein.

Diese Gedankenverbindungen sind es, die natürlicher Weise ein besonderes Interesse des Besuchers für die Stätte des christlichen Merv — heute Gjaur-Kalah — erwecken. Merkwürdig sind, wie

gesagt, die gewaltigen Wälle, die den Platz im Unterschiede von den Mauerringen der anderen Trümmerstätten umgeben: die Massen sind so mächtig, daß man sie schwerlich durch den allmählichen Zerfall einer Mauer erklären kann, es müßte denn eine solche von ganz kolossaler Höhe und Dicke, vielleicht im Inneren aus bloßen Luftziegeln bestehend, gewesen sein. In der Mitte des Vierecks hat offenbar eine von noch erhaltenen Gräben umgebene Burg gestanden und das ganze Innere ist mit einer großen Menge von verschiedenfarbigen Scherben, anscheinend von Töpfergeschirr herrührend, übersät. Der Boden von Gjur-Kalah ist mit einer Anzahl von Erdaufwürfen, unregelmäßigen Erhöhungen, bedeckt und es scheint hier viel und seit langer Zeit von unberufenen Händen gegraben worden zu sein. Systematische Ausgrabungen sind auf dem ganzen Ruinenfelde noch nie gemacht worden; nur was an Münzen — es haben sich sowohl neuperfische, als auch sassanidische und hellenistische gefunden, zum Theil prachtvolle Exemplare — und Aehnlichem oberflächlich zu finden ist, haben die Turkmene abgesehen und eingeschmolzen oder verkauft. Besonders interessant ist die Frage der christlichen Friedhöfe. Daß solche existirt haben, ist natürlich außer Frage, aber es giebt keine Anhaltspunkte über ihre Lage. Gelänge es, einen oder den andern aufzudecken, so kann man sich ganz unschätzbare archäologische Aufschlüsse davon versprechen. Solange allerdings nicht systematisch unter Leitung und im Interesse der Wissenschaft gesucht werden kann, ist es entschieden besser, die Ruinen bleiben soviel als möglich unberührt.

Indeß es wird Zeit, von den Ruinen der Vergangenheit Abschied zu nehmen. Nicht ohne tiefe Bewegung habe ich die Stätte des alten Merv verlassen, dies unabsehbar Feld von Trümmern aus drei -- vielleicht mehr -- Jahrtausenden, auf dem die Menschen erst zu Auramazda, dann zum Christengott und endlich zu Allah gerufen, auf dem sie im Namen Zarathustras, Jesu Christi und Muhammeds gebetet und geflucht, geschworen und Eide gebrochen haben, den Ort, an dem die Wiege der Abassiden stand, wo Isdeberd, der Letzte der Sassaniden getödtet wurde, wo die stolze Chatun, die letzte Königin von Turan, den Verzweigungskampf gegen die Chalifen kämpfte, wo die Fabeln Bidpais aus Indien hinkamen und gesammelt wurden, die wir uns heute in Europa vermeintlich seit Menschenjedenken erzählen. Derselbe eilige Galopp des Dreigespanns brachte mich von den Wällen Gjur-Kalahs nach Bairam-Ali zurück, und auf diesem Rückwege fielen mir besonders

die Spuren der alten Kanalsysteme zwischen den Ruinenstädten auf. Heute durchschneidet nur ein einziger, noch thätiger Kanal den nördlichen Theil von Alt-Merw und versorgt die Saaten einiger zwischen den Trümmern angesiedelter Turkmenenfamilien mit Wasser. Die neue große Schlagader der Gegend, der Kanal Bairam-Ali, geht nordwärts gerichtet zur Linken vorbei und schneidet ganz in der Ferne am Horizonte noch die Reste der Wälle, mit denen nach Strabo Antiochus Soter die Dase Margiana in einer Länge von 1500 Stadien (270 Kilometer) gegen die Nomaden der Wüste schützte. Der Rest des Tages war dem Studium der Pläne und Erläuterungen gewidmet, mit denen die Beamten in Bairam-Ali so liebenswürdig waren, meine Kenntniß der hydrographischen Verhältnisse des Landes und speziell der Dase aus ihrer eigenen Erfahrung heraus zu vervollständigen.

Man darf nicht aus dem Mißerfolge bei der versuchten Wiederherstellung des Sultan-Bend verallgemeinernde Schlüsse auf die gesammte Zukunft der geplanten Bewässerungsarbeiten in Turan ziehen. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, wenn die russischen Ingenieure mit einer minder großen Aufgabe begonnen hätten, als es das Wiederindienststellen der gesammten Wassermasse das Murgab und die Restitution einer der großartigsten Anlagen der alten Zeit war, aber der Hauptfehler liegt darin, daß man mit einem Gebiet anfang, das von den aller Kulturtraditionen baaren Turkmenen bewohnt ist. Wenn die Russen dauernd und mit rationellen Kostenbeträgen etwas erreichen wollen, so müssen sie sich an die Sarten halten, d. h. die altanässige Bevölkerung größtentheils iranischer Abtammung. Bei dieser Gelegenheit sei ein kurzes Wort über die Bevölkerungsverhältnisse Turans gestattet.

Man unterscheidet im Lande vor allen Dingen Nomaden und Anässige. Die eriteren sind ausnahmslos türkischen Stammes, Turkmenen — ein von Natur räuberisches, aber jetzt von den Russen vollkommen gebändigtes Volk, dessen Ideal das ungebundene Nomadistren in Wüste und Steppe ist. Nur wo die Turkmenen geschlossene Dasegebiete, wie Merw, besitzen, bringen sie es zu einer Art von unordentlicher Anässigkeit und halbwegs interessirtem Ackerbau, aber mit dem Herzen sind sie auch dann nie dabei, wie denn auch gerade die Turkmenen von Merw trotz ihrer Anässigkeit das persische Chorassan durch fortwährende Raubzüge in Angst und Schrecken hielten. Die alten im Bodenanbau festgewurzelten Elemente wurden 1794 nach der Zerstörung der Stadt und des

Sultan-Bend vom Emir von Buchara in dessen Land, jenseit des Djus, verpflanzt — seitdem wurde die verödete Dajc auch eine Beute der Turkmeneu. Alles nun, was in Turkestan aus der Zahl der Eingeborenen wirklich und dauernd ansässig ist, wird als „Sarte“ bezeichnet, gleichviel, ob in der Stadt oder auf dem flachen Lande wohnend, iranischer oder türkischer Abkunft. Der Zahl nach überwiegt die den Neupersern nahe verwandte Bevölkerung iranischen Stammes, die man zum Theil auch speziell als Tadschiken bezeichnet, ganz bedeutend die erst später, wenn auch theilweise schon seit sehr langer Zeit, meist als Eroberer, eingedrungenen türkischen Elemente (Usbegen). Auch die Sprache ist ein persischer Dialekt, der unschwer von denjenigen Usbegen, die wirklich als Städtebewohner oder Bauern ihr altes Nomadenthum aufgegeben haben, verstanden wird. Usbegisch sind auch die Herrscherfamilien der beiden Vasallenstaaten Buchara und Chiva — bekanntlich regiert in Persien ebenfalls eine Dynastie türkischer Herkunft über ein arabisches, iranisches Volk. Der Typus der beiden Rassen ist recht deutlich zu unterscheiden, doch giebt es sehr viele Mischprodukte. Besonders die jungen Leute rein arischen Blutes haben aber häufig ganz verblüffend „indo-europäische“ Gesichter und vielen brauchte man nur statt Turban und Chalat Kittel und Zippelmütze zu geben, um sie ohne Schwierigkeit für stark gebräunte mitteleuropäische Bauern passiren zu lassen. Blonde Haare habe ich allerdings nirgends bemerkt; es sollen auch unter den Eingeborenen keine vorkommen.

Diese Sarten sind nun für die russische Herrschaft ein geradezu unschätzbares Kulturelement. Trotz der furchtbaren Stürme, in denen die alte Zivilisation des Landes niedergeschlagen, trotz der Jahrhunderte langen Mißwirthschaft der sich stets befehdenden Chanen und Emire, trotz der schrecklichen Dezimirungen, welche die Bevölkerung periodisch erlitt, trotz alledem steckt ein unverwüstkter Kern von Intelligenz, Betriebsamkeit, technischem Geschick und, was das Wichtigste ist, Lust und Freude an der Arbeit, in diesem Volke drin, dem man nur entgegenzukommen braucht, um es zur Blüthe zu bringen. Die Baumwollenkultur Turkestans, auf die man jetzt in Rußland mit Recht so große Hoffnungen setzt, wäre ganz undenkbar ohne die genannten Eigenschaften des Sarten. Heute bekommt er von der Regierung 100 Rubel Vorschuß und einen Sack amerikanischen Baumwollensamen (einheimischer ist von Natur minderwerthig): nach zwei Jahren zahlt er das Darlehen zurück

und sein Baumwollfeld repräsentirt eine brillante Kultur mit dem dreifachen Werth gegen früher. Was dazu nöthig ist, lernt der Mann sozusagen von selber. Und nicht nur das, er leistet noch Erstaunlicheres. Ich habe auf der Reichsbankabtheilung in Samarkand die beturbanten Sarten in ihren papageifarbigem Chalats sich im modernen Kredit- und Checkverkehr und anderen kaufmännischen, durch Banken vermittelten Operationen mit derselben Sicherheit bewegen sehen, wie es vielleicht nur noch in England bei Leuten, die der breiten Masse des Volkes angehören, der Fall ist. Die Beamten bestätigten es mir, daß der russische Bauer und Kleinbürger in absehbarer Zeit sich überhaupt nicht mit einem Institut wie es eine Bank ist, auch nur annähernd so vertraut machen wird, wie es der Sarte in einem Jahrzehnt gelernt hat. Das ist die Bevölkerung, mit der die Russen bei ihrem Bestreben, Turan wirtschaftlich zu entwickeln, zusammen arbeiten müssen, und wie man vom Teufel sagt, er braucht nur einen Finger, um alsbald den ganzen Menschen zu haben, ähnlich kann man vom Sarten sagen, er braucht nur einen Zipfel von der modernen technischen Kultur, um in Kürze Alles, was er praktisch verwerthen kann, ganz zu besitzen. Die Russen können keine dankbareren Schüler für jeglichen Fortschritt, den sie mitbringen, sich wünschen. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß in sittlicher Beziehung gerade die sartisthe Bevölkerung nach dem Urtheil von Leuten, die sie kennen, sehr tief stehen soll, während die wilden Nomaden der Wüste, die Turkmene, im Rufe stehen, auf ihre Art doch „bessere Menschen“ zu sein.

Die ganze Kulturfrage nun zwischen Hindukusch und Kaspi dreht sich, wie schon mehrfach betont, ums Wasser und immer wieder ums Wasser. Die Wiederaufnahme der einstmalig vorhandenen systematischen Bewässerung steckt aber natürlich noch in den ersten Anfängen und zur Zeit stehen sich zwei Richtungen gegenüber: die eine will einfach, den erhaltenen Spuren der alten Irrigationsanlagen nachgehend, diese wiederherstellen; die andere plädiert für ein mehr selbständiges Vorgehen.

Ich will mit dem verwickeltesten, aber zugleich wichtigsten der hydrographischen Probleme Turans beginnen: mit der Drußfrage. Der Thatbestand ist kurz folgender: Das klassische Alterthum hat es nicht anders gewußt, als daß die Flüsse Druß und Jaxartes (Amu- und Syr-Darja) sich ins Kaspiische Meer ergießen, und in den Beschreibungen der innerasiatischen Handelswege heißt es, daß die Waaren von Indien und Serica (China) längs des Druß zum

kaspischen Meere hinabgehen, dann zu Schiff hinüber nach der Mündung des Kyros (wahrscheinlich ist Baku gemeint) den Kyros hinauf und am Phasis hinab nach Dioskurias am Schwarzen Meer (in der Nähe von Poti an der Mündung des heutigen Rion). Von dort gelangten sie über Byzanz ins Abendland. Seit die Araber Turan eroberten, (im VII. Jahrhundert n. Chr.), berichten ihre geographischen Beschreibungen aber eine Reihe von Jahrhunderten hindurch übereinstimmend, daß die beiden Ströme in den Aralsee münden. Im XIII., XIV. und XV. Jahrhundert haben nicht wenige Europäer Turan durchreist, meist als Gesandte zu den mongolischen Herrschern des Ostens, aber aus ihren Berichten können wir keine Klarheit über das Problem erhalten — bis für das Jahr 1417 eine persische Beschreibung von Chorassan die positive Mittheilung bringt: „In allen alten Büchern wird der See von Charesm (Charesm ist Chiva, gemeint ist der Aral) als der Empfänger der Gewässer des Oxus geschildert; im gegenwärtigen Augenblick besteht derselbe aber nicht mehr, da der Oxus sich einen andern Weg, nach dem Kaspischen Meere, gebahnt hat.“ Weiterhin giebt derselbe Bericht den Punkt an, bei dem der Strom in den Kaspi mündet, sowie daß der Zagartez zur Zeit in der Wüste von Charesm sich mit dem Oxus vereinige. Diese letztere Notiz ist nun von außerordentlicher Wichtigkeit und kann, wie wir weiter unten sehen werden, vielleicht ein großes Stück zur Aufhellung des Problems beitragen. Daran, daß früher eine Verbindung zwischen Kaspi und Oxus existirt hat, kann nach diesen historischen Zeugnissen füglich nicht gezweifelt werden und die Erinnerung selbst hatte sich an Ort und Stelle so bestimmt erhalten, daß, als diese Gegenden zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts in den Gesichtskreis der Russen traten, Peter der Große eine Expedition abschickte, um zu untersuchen, ob es möglich wäre, den Strom wieder zur Rückkehr ins Kaspische Meer zu bewegen. Dieser Versuch scheiterte an der Feindseligkeit der Eingeborenen und der Natur, aber er bleibt immerhin ein denkwürdiges Zeugniß für die umfassende Größe des Geistes, der zu einer Zeit, die sich mit der unrigen weder an Hülfsmitteln noch an Kühnheit der Unternehmungen im Entferntesten messen kann, eine solche Idee haben konnte.

Die Frage nach dem früheren Lauf des Oxus ist nun scheinbar sehr leicht erledigt durch die Existenz des sogenannten Usboi, einer breiten und tiefen Rinne, die sich fast ununterbrochen von dem bei Ischnomodsk beginnenden Balchanbujen des Kaspischen Meeres bis

zu den Seen von Sary-Kamysch in der Nähe von Chiwa verfolgen läßt, und ferner dadurch, daß ein unzweifelhaftes, kürzlich sogar wieder seiner Bestimmung theilweise zurückgegebenes Drusbett von der Stelle an, wo der Strom sich heute zum Delta zu spalten beginnt, gleichfalls bis zum Sary-Kamyschbecken existirt, so daß diese beiden Linien anscheinend zweifellos den alten Druslauf bezeichnen. Nach dieser vielfach angenommenen und auf fast allen Karten herrschenden Theorie (vgl. Stieler's Handatlas, Blatt 59) hat sich der Strom unterhalb Chiwas westwärts gewandt, ist etwa 200 Kilometer (bis zu den heutigen Sary-Kamyschseen) in dieser Richtung geflossen, dann südwärts dem steilen Abhang (Tschint) des Ust-Zurtplateaus folgend ca. 300 Kilometer weit und endlich, wiederum dem Rande des Ust-Zurt folgend, mit einer abermaligen Wendung nach Westen durch die Lücke zwischen dem großen und kleinen Balchangebirge ins Kaspijche Meer.

Es kann nun allerdings keinem Zweifel unterliegen, daß sich einmals durch den Usboi ein Wasserlauf bewegt hat, aber es spricht doch Manches dagegen, daß es einfach der Drus gewesen ist. Zunächst liegen die Seen von Sary-Kamysch in einer weiten und tiefen Depression, erheblich selbst unter dem Spiegel des Kaspijchen Meeres. Denkt man sich den Amu Darja unterhalb Chiwa westlich abshwenkend und in dieses Becken fallend, so müßte hier zunächst ein mächtiger See, ähnlich dem Aral, entstehen, der salziges oder vielleicht durch den Fluß brackig gemachtes Wasser enthielte, denn der ganze Boden ist mit Salz durchzogen und die Sary-Kamyschseen selber sind eine überfüllte, in den tieferen Wasserjichten fast ölige Konsistenz aufweisende Soole, von so hohem spezifischen Gewicht, daß es einer besonderen Kraftanstrengung für einen Menschen bedarf, um darin unterzutauchen. Hat also der Drus einst seinen Lauf hierher gehabt — und daran kann kein Zweifel sein — so hat auch hier ein bedeutendes Seebecken existirt, von dessen Gestalt und genauerem Umfang wir uns allerdings keine bestimmte Vorstellung machen können, weil das Nivellement der Gegend dazu noch nicht ausgebreitet und detaillirt genug ist. Existirte also in der Depression von Sary-Kamysch ein großer salzig-brackiger See (auch der Aral ist salzig, obgleich die beiden großen Süßwasserströme in ihn münden), so kann der Usboi nicht geradezu als Unterlauf des aus diesem See wieder hervortretenden Drus bezeichnet werden, sondern es fand ein ganz merkwürdiges Verhältniß statt: in das Becken mündete ein Fluß mit süßem Wasser, über der salzigen

Wasserfläche fand wegen der umgebenden glühenden trockenen Wüste sehr starke Verdunstung statt, ähnlich wie zur Zeit noch über dem Abschi-Darja (Kara-Bugas), wodurch der Salzgehalt sich noch erhöhte, und der alsdann noch verbleibende Ueberschuß des zuströmenden Wassers über das durch Verdunstung fortgeführte Quantum fand als salziger Strom seinen Abfluß zum Kaspiischen Meer durch das Bett des Usboi. Die Entstehung dieser merkwürdigen Rinne ist indessen nicht dem abströmenden Drußwasser zuzuschreiben, sondern dem Ablauf der Restgewässer des einstigen großen turanischen Meeres.

Zur Zeit, als jenes Meer noch existirte, bestand zwischen dem Südbende des Ust-Turtplateaus und dem Nordrande des iranischen Hochlandes eine verhältnißmäßig schmale Meeresstraße, die in ein flaches aber ausgedehntes Wasserbecken führte, das sich westlich und südwestlich bis in die Nähe der Dase von Merm, östlich und nordöstlich bis über den Aralsee und den Unterlauf des Syr-Darja erstreckte. Welche Umstände das Verschwinden dieser Wassermasse bis auf relativ geringe Reste verursacht haben, darüber besteht zur Zeit noch keine genügende Uebereinstimmung. Nicht unmöglich ist es, daß eine Senkung des Bodens im südlichen Drittel des heutigen Kaspi, wodurch die ganze, außerordentlich flache Wassermasse nach diesem, jetzt auffallend tiefen Becken hin zusammenlief, eine Hauptursache war. Geologisch gesprochen ist der ganze Vorgang vor noch nicht langer Zeit erfolgt, doch war er zu Beginn der historischen Zeit zum größten Theil bereits sicher der Vergangenheit angehörig. Nun vergegenwärtige man sich, daß der Ablauf der Gewässer in ost-westlicher Richtung längs dem südlichen Rande des Ust-Turt erfolgte, wo die tiefste Rinne auf dem Boden des verbindenden Armes zwischen dem Kaspiischen und dem Turanischen Meere lag. Es trat dann ein Zeitpunkt ein, zu dem die ganze weite Wasserfläche des letzteren verschwunden war — bis auf zwei tiefer gelegenen Bassins, deren Wasser nicht mit abfließen konnte, weil es in kessel- oder vielmehr pfannenartigen Einsenkungen zurückgeblieben war. Die eine dieser Einsenkungen ist heute vom Aral ausgefüllt, die andere ist das bis auf zwei kleine bitter-salzige Seen ausgetrocknete Becken von Sary-Kamysh. Das Wasser dieser beiden Vertiefungen ist wahrscheinlich in der Gegend des jetzigen Drußdeltas durch eine Senkung, die bei hohem Wasserstande eine Seefläche, bei niederem Wasserstande ein Sumpf war (Ubugir) in Verbindung gewesen. Der Abfluß des turanischen Gewässers in den Kaspi hatte aber ein tiefes und

charakteristisches Strombett am Rande des Ust-Zurt erzeugt, eben den Usboi. Durch diesen fand nun fortgesetzt eine Kommunikation zwischen dem Sary-Kamyshsee, den wir uns damals nicht viel kleiner als den Ural zu denken haben, und dem Kaspi statt. Das Ende des alten Seebeckens und der Anfang des Usboi liegen beim Brunnen Bala-Ischem, dort, wo das Plateau des Ust-Zurt fast rechtwinklig nach Norden umbiegt.

Man sieht leicht, daß der Usboi trocken liegen mußte, wenn der alte Sary-Kamysh bis auf das Niveau der Sohle des Abflusses gefallen war; das änderte sich aber, sobald der Sary-Kamysh einen Zufluß von solcher Stärke erhielt, daß die zugeführte Wassermenge den Betrag der Verdunstung überstieg. War das der Fall — und wir wissen, daß es geschah, so lange der Druß in das Sary-Kamyshbassin mündete — so bewegte sich ein brackiger Wasserlauf durch den Usboi dem Kaspischen Meere zu, floß zwischen dem großen und kleinen Balchan hindurch und mündete in den Balchan-Busen, wo das alte Strombett heute noch deutlich sichtbar ist. In gewissem Sinne kann man also immerhin den Usboi als den alten Unterlauf des Druß ansehen, obgleich er andererseits doch wieder kein eigentlicher Fluß war.

Welche Umstände haben nun aber das Hin- und Herschwanken des Druß zwischen Ural und Kaspi verursacht? Wie ist es weiter zu erklären, daß nach jenem oben erwähnten Zeugniß aus dem Beginn des XV. Jahrhunderts der Ural zeitweilig garnicht existirt hat? Das hängt einerseits mit der eigenthümlichen Art zusammen, nach der die Flüsse ihre Mündung gestalten, andererseits mit jener gleichfalls erwähnten Aenderung des Zagartesaufes. Wenn ein Strom viele Sinkstoffe (Sedimente) mit sich führt und er mündet in ein Gewässer, dessen Bewegungen die Sedimente nicht alsbald von der Mündung entfernen, so entsteht ein sog. Delta, d. h. eine Aufschüttung von Flußsedimenten, die häufig die Gestalt eines Dreiecks oder eines Kreissektors hat. Diese Aufschüttung wird naturgemäß um so ausgebreiteter und flacher, je weiter sie ins Meer hinaus vorrückt. Landeinwärts, dort, wo das Gebiet der Ablagerung von Sedimenten beginnt, also an der Spitze des Sektors, erfolgt häufig eine Gabelung des Flusses in zwei oder mehrere sich dann weiter verästelnde Arme. Für solche Deltamündungen ist es charakteristisch, daß sie leicht großen Aenderungen ihrer Gestalt unterworfen sind; dasjenige Bett, durch welches sich die Hauptmasse des Flußwassers ergießt, wechselt häufig,

ja es kann vorkommen, daß der Strom sich von der Spitze des Sektors aus das eine Mal mit seiner vollen Wassermasse nach rechts, das andere Mal nach links wirft. Natürlich können Bauten von Menschenhand, Dämme und Kanäle, an einer solchen Stelle, wo das Bett schon von Natur leicht veränderlich ist, dem Strom mit relativ günstiger Aussicht auf Erfolg den Lauf so oder anders vorzeichnen.

Der Amu-Darja nun hat sich ein großes und typisches Delta aufgebaut. Wir haben uns den Verlauf der Dinge wohl folgendermaßen vorzustellen. Der Aral und der alte Sary-Kamyšč bildeten früher eine zusammenhängende Wassermasse. Dort wo die Verbindung zwischen den beiden Bassins am schmalsten war, östlich von dem jetzt in einen Sumpf verwandelten früheren Golf von Nibugir des Aral, mündete der Ogus und führte große Mengen von Sedimenten in das flache und überdies wahrscheinlich einer allmählichen Austrocknung unterliegende Wasser. Allmählich wuchs das aus den Sedimenten aufgebaute sektorförmige Delta immer weiter in den See hinaus und erreichte schließlich das gegenüberliegende Ufer des die beiden Becken verbindenden Wasserarms. Dadurch wurden aus einem See zwei, ein Vorgang, der sich z. B. auch in der Schweiz an mehreren Beispielen beobachten läßt. Jetzt kam es darauf an, wohin die Wassermasse des Stromes ihren Lauf nahm: westwärts oder ostwärts. Beides ist abwechselnd geschehen.

Die Spitze der Anschwemmungen des Amu liegt in der Nähe der Stadt Nukus. Von hier aus gerechnet hat die Strommündung im Laufe der Zeit fast einen vollen Halbkreis beschrieben, denn während von Nukus aus heute die Hauptmasse des Wassers nach Nordost geht, lief sie früher nach West-Südwest: der große Unterschied dabei ist aber der, daß sie auf die jetzige Art in den Aral und auf die einstige in den Sary-Kamyšč gelangt. Von dem Moment an, wo aus irgend einer Ursache der Amu die Westseite der Deltaablagerng verließ und nach Norden oder Nordosten abschwenkte, blieb der Sary-Kamyšč ohne Zufluß, die Verdunstung wirkte nunmehr ohne das Gegengewicht der fortwährenden Wasserzufuhr, der Wasserpiegel fing an zu sinken, der Ušboi lief in Kürze trocken und schließlich schrumpfte der Inhalt des ganzen Bassins zu den heute noch auf seinem Grunde vorhandenen Ueberbleibseln ein.

Der Leser verzeihe diese lange Erörterung; sie war nothwendig

zur Würdigung der russischen Projekte, die sich an die Duzfrage knüpften und knüpfen. Die Entscheidung über dieselbe bedeutet für absehbare Zeit für Turkestan geradezu eine Lebensfrage. Entschloß man sich zu dem Versuch, an den schon Peter der Große gedacht hatte: den Duz wieder in's Kaspiische Meer zu leiten und soviel als möglich wieder denselben Verkehrsweg aus ihm zu machen, den Strabo beschreibt, so war das Schicksal des Stromes dahin entschieden, daß er keinen Tropfen zur Bewässerung des Landes hergeben durfte, denn nur mit der vollen Wassermasse konnte man überhaupt die Hoffnung hegen, den Kaspi zu erreichen. Die sorgfältigen Untersuchungen der 1880er Jahre haben nun für alle Einsichtigen volle Klarheit darüber gebracht, daß an das kaspiische Projekt nicht mehr gedacht werden darf. Man weiß jetzt, daß zwischen dem Duz und dem Beginn des eigentlichen Usboi bei Bala-Ishem eine Depression sich befindet, deren Sohle noch erheblich unter dem Niveau des Kaspiischen Meeres liegt und daß der Strom Jahrzehnte brauchen würde, den Sary-Kamysch soweit zu füllen, bis das Wasser wieder in den Usboi eintritt — und ob die zufließende Wassermenge überhaupt genügt, um auf jeden Fall der Verdunstung überlegen zu bleiben, ist dazu noch fraglich. Den Sary-Kamysch durch einen Kanal zu umgehen, ist vollends undenkbar. Wie also die Dinge liegen, kann man sich mit ruhigem Gewissen dahin entscheiden, den in seinem gegenwärtigen Zustande ohnehin für die Schifffahrt fast unbrauchbaren Fluß soweit als irgend möglich in den Dienst der Bewässerung zu stellen — und dazu ist ein großartiger Anfang gemacht.

In den Jahren 1894—96 ist auf Befehl des Generalgouverneurs von Turkestan, Baron Brewski ein altes Bett, das beim Beginn des Deltas westwärts abzweigt, gereinigt und ein Theil des Duzwassers hineingeleitet worden. Die Folge war, daß ein großes Stück der Wüste bewässert und Baumwolle gepflanzt werden konnte. Die Wassermenge wurde allmählich soweit gesteigert, daß gegenwärtig ein starker Arm des Duz den Sary-Kamysch erreicht, aber nicht mit dem imaginären Zweck, in den Usboi und zum Kaspi zu gelangen, sondern erstens, um in zahlreichen Verzweigungen das ganze Gebiet zwischen dem Delta und dem Sary-Kamysch, das heute zu mehr als 75% Wüste ist, in Fruchmland umzuwandeln, und zweitens, um ein neues Wasserbecken von mäßigem Umfange innerhalb jener Depression zu schaffen, das besonders in klimatischer Hinsicht der Gegend nur zum Vortheil gereichen kann. Eine weitere

Folge von höchster Bedeutung ist die, daß durch die stark verminderte Wasserführung des Amu-Darja im Delta weite, bisher anscheinend rettungslos versumpfte Strecken für die Baumwollenkultur freigelegt sind. Allerdings ist mit der Zeit, je mehr die Füllung des Sary-Kamysh fortschreitet, ein beschleunigtes Sinken des Aral vorauszusehen, doch würde das keinerlei Bedenken erregen, da dieser See ohnehin von völlig trostlosen Gegenden umgeben ist.

Das zweite große Projekt betrifft den Zwillingstrom des Amu, den Syr-Darja. Ich erinnere zunächst nochmals an jene einstige Verbindung mit dem Oxus. Dieselbe wird bestätigt durch die Existenz eines jetzt fast völlig trockenen Flußbettes, das bei der russischen Stadt Perowsk nach Westen und Südwesten abzweigt und direkt in das Deltagebiet des Oxus führt. Wenn sich der Jaxartes einst ganz oder auch nur zum Theil bei Rufus mit dem Oxus vereinigt hat und wenig oder gar kein Wasser von ihm in das Aralbecken gelangte, so wissen wir erstens, was die Neigung des Oxus, beim Beginn des Deltas westwärts zum Sary-Kamysh abzuweichen verstärkt hat: es war das einströmende und dorthin drängende Wasser des Jaxartes, und zweitens wissen wir, weshalb der Aral nach dem Zeugniß jener persischen Beschreibung von Chorassan nicht existirte: er war ausgetrocknet oder auch in einen bloßen Sumpf verwandelt, weil ihm nicht genügend Wasser zuflöß. Auch hierzu stimmt ein Zeugniß aus dem klassischen Alterthum.

Herodot giebt von dem Volk der Massageten jenseits des Jaxartes folgende Schilderung: „die Massageten wohnen im Gebiet des Flusses Araxes (soll heißen Jaxartes); die einen von ihnen leben in den Bergen, andere in der Ebene, andere in Sümpfen, andere auf Inseln inmitten der Sümpfe. . . Die in den Sümpfen leben, nähren sich von Fischen und kleiden sich in das Fell von Seehunden, die aus dem Meere herauskommen.“ Wenn hier von Sümpfen und Inseln in den Sümpfen gesprochen wird, so paßt das gerade auf das Aralbecken, das kein See, sondern nur ein großer Sumpf sein konnte, wenn ihm von Oxus und Jaxartes gar kein oder nur wenig Wasser zuströmte; überdies ist der Aralsee selbst heute noch voller Inseln, die natürlich damals größere und festere Landstücke gebildet haben, als sie statt des Wassers von noch tiefer liegenden Morästen umgeben waren. Was endlich die Notiz über die Seehunde betrifft, so ist es bekannt, daß der Kaspi diese Thiere in ziemlicher Menge beherbergt; sie sind dann wohl von dort durch den Usboi, der ja salziges Wasser führte, in den

Sary-Kamyſch und den wahrſcheinlich gleichfalls ſalzigen Aralſumpf gekommen. Heute ſoll es im Aral keine Seehunde geben. Es iſt ſehr zu bedauern, daß das alte Flußbett des Jaxartes weſtwärts von Perowſk nicht mit ähnlicher Genauigkeit unterſucht iſt, wie der einſtige Druslauf und der Usboi — auf die abwechſelnde Exiſtenz von Aral und Sary-Kamyſch und auf die Waſſerverbindung von letzterem zum Kaſpi würde dadurch endgültige Klarheit fallen, obwohl an den Grundzügen der bisher vorgetragenen Erklärung auch ohne das nicht zu zweifeln iſt. Es iſt ja ſehr wahrſcheinlich, daß, bevor die Austrocknung von Turan ſoweit vorgeſchritten war, wie es jezt der Fall iſt, Aral und Sary-Kamyſch vereinigt als ein zuſammenhängendes Becken exiſtirten, indeß iſt die Austrocknungsfrage noch ein ſehr ungeklärtes Gebiet und es ſoll darauf nicht weiter eingegangen werden. Seit die beiden Becken getrennt exiſtiren, iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß, wenn das eine voll war, das andere trocken lag, ſowie, daß es von der Rechts- oder Linkſchwenkung reſp. Theilung des Drus und Jaxartes bei Fort Nufus bez. Perowſk abhing, welches von beiden an der Reihe war, gefüllt zu ſein und in welchen Zuſtand das andere gerieth.

Indeſſen die Frage nach dem alten Unterlaufe des Syr-Darja hat heutzutage wenn auch ein großes, ſo doch vorwiegend hiſtoriſches Intereſſe. Ganz anders verhält es ſich mit der Ausnutzung ſeines Ober- und Mittellaufs zu Bewäſſerungszwecken. Der Syr iſt wegen ſeines ſtärkeren Gefälles dazu noch bedeutend geeigneter als der Amu, und da er für die Schifffahrt gleichfalls unbrauchbar iſt, ſo kann man ihm unbedenklich ſoviel Waſſer entnehmen, wie er herzugeben und man zu verwenden im Stande iſt. Drei große ausgebehnte Zentren einſtiger Kultur, die noch in zahlloſen verfallenen Kanälen die Spuren der früheren Blüthe tragen, giebt es am Syr-Darja: die Landſchaft zwiſchen dem 44. und 42. Breitengrade mit der alten Stadt Turkeſtan oder Haſret als Zentrum; die jezt ſogenannte Hungerſteppe zwiſchen Samarkand und Taſchkent und das bereits im Wiederaufblühen begriffene Baumwollenland Ferghana, von den Quellen des Stromes bis Chodjend, dem alten Kyropolis (ſpäter Alexandria eſchata am Jaxartes).

Das Land von Haſret iſt noch zur Zeit Timurs ein blühendes Fruchtgefilde geweſen; die Hungerſteppe liegt zwar ſeit Menſchengedenken todt da, aber die alten Kanäle, deren größter von den Eingeborenen natürlich auf Sultan Iskender zurückgeführt, reden eine

deutliche Sprache; in Ferghana endlich hat der Anbau nie aufgehört, aber die hoch an der Gebirgslehne um die tiefe Thalmulde herum angelegten, zum Theile viele Meilen weit in harten Fels gehauenen Rinnen und Kanäle, die heute trocken liegen und die Bewunderung der russischen Techniker erregen, bezeugen deutlich genug, daß auch hier der Stand der Kultur einst ein noch höherer war als heute.

Diese drei Landstriche repräsentiren zusammengenommen das ganze Flußgebiet des Syr von seiner Quelle bis zur alten Stromtheilung von Perowsk, aber selbst noch weiter unterhalb, sowohl am heutigen Flußlauf als auch im Gebiet des alten westlichen Bettes, des Jany-Darja, finden sich Ruinen, so daß der bereits früher zitierten Ueberlieferung der Eingeborenen, von der Wanderung von Kaze und Nachtigall zwischen Kaschggar und dem Aral, doch eine wirkliche in der Sprache des Orients ausgedrückte Ueberlieferung zu Grunde liegen wird.

Man vergegenwärtige sich, was es für Rußland bedeuten würde, wenn es gelänge, im Laufe der Zeit aus den turanischen Gebieten auch nur annähernd das zu machen, was sie in der Vorzeit gewesen sind. Heute bereits, wo die Hebung der Baumwollkultur erst wenige Jahre alt ist, liefert Turkestan für die russische Baumwollindustrie — nach England ist es die zweite in Europa — ein Drittel des nöthigen Rohprodukts. Hört man in Turkestan die Kenner des Landes reden, so vernimmt man, daß sie nicht im Mindesten daran zweifeln, in zehn Jahren nicht nur Rußland selber ganz, sondern dazu auch noch halb Europa mit Baumwolle versorgen, Amerika auf dem deutschen, österreichischen, skandinavischen Markt schlagen zu können. Ich konnte den Herren nicht verhehlen, daß ich ihre Hoffnungen für etwas sanguinisch hielte, aber der Grund dafür liegt nicht darin, daß an der Möglichkeit, kolossale Strecken zu bewässern oder an dem freudigen Eingehen der sartiischen Bevölkerung auf die Plantagenwirthschaft zu zweifeln wäre, sondern es handelt sich um ein anderes sehr gewichtiges Bedenken: Das Land ist zwar da und das Wasser ist auch da, und zusammengebracht können Land und Wasser ebenfalls werden, wie die Geschichte des Landes und das Zeugniß vieler Reste der Vergangenheit beweist — aber wer wird zunächst die ungeheuren Kosten für die Wiederherstellung der alten Irrigationsysteme tragen? Alles in Allem handelt es sich nicht um Zehner, sondern um viele Hunderte von Millionen, ja wenn man Alles ausführen will, was

technisch möglich und finanziell rentabel ist, so reicht die erste Milliarde Rubel lange nicht. Die Dinge liegen auch etwa nicht so, daß man hier und da im Kleinen anfangen könnte, sondern um überhaupt vorwärts zu kommen, sind gleich ganz immense Anlagen und folglich entsprechende Kosten nöthig. Man kann einen Strom wie den Syr-Darja nicht um 10000 Hektar Baumwollenland willen ins Loch spannen; um ihn in Dienst zu nehmen, sind mächtige Bauten nöthig, die sich nur rentiren, wenn gleich ganze Fürstenthümer bewässert werden. Man ist in Rußland immer noch von alter Zeit her gewöhnt, alle Arbeiten von öffentlichem Interesse von der Regierung zu erwarten. Der gegenwärtige Finanzminister hat zwar einige Erfolge bei seinem Bestreben, das russische Kapital zu Unternehmungslust, zu selbständigem Vorgehen mit industriellen Anlagen zu erziehen, erzielt, aber meiner Meinung nach hat es doch noch gute Wege, bis eine russische Gesellschaft fünfzig Millionen Rubel, oder auch fünf bis zehn Millionen, in Irrigationsarbeiten steckt, die Jahre lang dauern, bis das Land Erträge liefert. Die Regierung ist aber kaum in der Lage, ungemessene Beträge von sich aus herzugeben. Neulich hat ein technisches Konsortium dem Emir von Buchara den Vorschlag gemacht, für drei Millionen Rubel einen wüsten Theil seines Landes anbaufähig zu machen — er solle das Geld dazu vorschießen. Se. Hoheit antwortete vorsichtiger Weise, er wolle sich verpflichten, das Geld zu bezahlen, sobald die Bewässerung (aus dem Amu-Darja) funktionire. Aus dem Plan ist nichts geworden.

Die Kapitalfrage ist also der schwierigste Punkt, aber immerhin bedeutet das schwerlich mehr, als daß eben die volle Ausnutzung dieses Besitzes für Rußland nicht unerheblich verzögert wird. Schließlich wird man im schlimmsten Fall Mittel und Wege finden, sich auf diese oder jene Art mit ausländischem Kapital zu helfen.

Ich hoffe, aus der vorliegenden Skizze der Verhältnisse wird ersichtlich sein, daß es sich für Rußland beim Besitz Turans um Großes handelt. Mir sind die Augen an Ort und Stelle darüber aufgegangen, was aus diesen Ländern gemacht werden kann und ohne Zweifel einmal gemacht werden wird. Man kann es für hochfliegenden Optimismus halten, wenn selbst Fachleute mir allen Ernstes ihre Ueberzeugung versichert haben, daß man mit dem Wasser und dem Schlamm des Oxus und Jaxartes aus ganz Transoxanien, dem alten Sogdianerlande zwischen den beiden Strömen, eine zweite Lombardei, ja ein zweites Aegypten machen könne —

aber was sind denn Kleinasien und Mesopotamien heute und was sind sie im Alterthum gewesen? Es ist wahr, die Schwierigkeiten sind enorm, aber da ist eine autokratische, zielbewußte Regierung, da ist ein unvergleichlich zu Allem, was hier nöthig ist begabtes Volk, da sind die Hülfsmittel der modernen Technik, die der Aufgabe der Wiedererweckung des einst Gewesenen gegenüberstehen, warum sollen sie dieselbe nicht lösen?

Welch ein kolossaler Zuwachs an materieller Macht, an wirthschaftlicher Unabhängigkeit, an Prestige im Orient und Occident, steht Rußland aus seinem turanischen Besizthum bevor, wenn — ja, wenn eben nicht ganz unvorhergesehene Dinge eintreten! Vom Pamir aus baut sich Rußland die Straße nach Indien, von Merv aus führt der Weg nicht minder nach Afghanistan als nach Chorassan, von der transkaspischen Bahnlinie aus beeinflusst es das nördliche und mittlere Persien, am Sareffchan und Syr erzeugt es die Baumwolle, die Moskau und Lodz brauchen; in der Kirgisensteppe lagern Kupfer und Blei für die ganze Welt und harren auf die Verkehrsstraßen, die sie hinausführen sollen — und vom Kaspi bis zum Hindukusch dehnt sich das Feld, auf dem ein Stück von einem der bedeutendsten Vorgänge der Neuzeit sich abspielt: dem Bündniß zwischen Rußland und der muhammedanischen Welt, das jenes auf den Weg zur Herrschaft über den asiatischen Kontinent führen soll — vielleicht auch über mehr.

(Fortsetzung folgt).

Stände und Berufe in Preußen gegenüber der nationalen Erhebung des Jahres 1848.

Von

Karl Adam.

I.

Proletarier, Arbeiter, der Rustikalstand, das städtische Bürgerthum, die akademischen Bürger.

Die Bewegung des Jahres 1848 war eine so tiefgehende, daß naturgemäß alle Lebens- und Berufskreise von ihr berührt werden mußten. Es ist selbstverständlich, daß das sogenannte Proletariat, welches wenig oder nichts zu verlieren hatte, überall dabei war, wo der Kampf gegen das Bestehende entbrannte, und daß gerade dies Proletariat jeden sich darbietenden Zwischenfall benutzte, die einmal entfachten Leidenschaften zu schüren — am liebsten bis zum Ausbruch eines Bürgerkrieges. Wenngleich vielfach Arbeiter in diese Gesellschaft gerechnet werden mußten, so unterscheidet sich davon doch wesentlich die Masse der Tage- und Lohnarbeiter, schlechthin als der vierte Stand oder der Arbeiterstand bezeichnet — wogegen das Proletariat nach seiner Zusammensetzung aus allen Gesellschaftsklassen als ein eigener Stand keineswegs aufzufassen ist.*) Dies schließt nicht aus, daß der Arbeiter und der Proletarier in ihren Ansprüchen an das Leben und an die dazu nöthige staatliche oder gesellschaftliche Hülfe ähnliche

*) F. Fischer, Preußen am Abschlusse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Seite 277 bis 290), bezeichnet als das Proletariat gerade den emporstrebenden Arbeiterstand.

Interessen vertraten. Der Sozialismus war in jener Zeit kein ungekannter Begriff mehr, nur hatte er in den Massen der Bevölkerung noch keine bestimmte Formulirung gefunden. Schon damals und noch früher waren die Forderungen des kleinen Mannes ungefähr dieselben wie heute, soweit er von Führern „erleuchtet“ war oder in einer größeren Stadt wohnte. Auch die damaligen Schlag- und Stichworte haben sich in überraschender Treue erhalten. —

Das Drängen nach Freizügigkeit, wie es im Jahre 1848 mächtig rege war, ist durch die Bundesgesetze über die Freizügigkeit vom 1. November 1867 und über den Unterstützungswohnort vom 6. Juni 1870 befriedigt worden. Zwar existirte in Preußen bereits eine Art „Zugfreiheit“ nach dem Gesetze vom 31. Dezember 1842; aber die Mängel dieses Gesetzes vermehrten nur die Zahl der Landarmen oder Heimathlosen. In dem „Patent wegen beschleunigter Einberufung des Vereinigten Landtages. Gegeben Berlin, den 18. März 1848“, unterzeichnet von Friedrich Wilhelm IV., dem Prinzen von Preußen und sämtlichen Ministern, steht daher auch: „Wir verlangen ein allgemeines deutsches Heimathrecht und volle Freizügigkeit in dem gesammten deutschen Vaterlande.“

Schon im Jahre 1848 traten namentlich von Westdeutschland her wider die Freizügigkeit in Deutschland sehr zurechnungsfähige Gegner auf. Zu diesen gehört der Staatsrath v. Linde aus Darmstadt durch eine Rede, welche er in der Paulskirche hielt, und Hans v. Gagern.*) Der Letztere vertheidigte in seiner „Allokution an die Nation und ihre Lenker“ (Seite 23) das Recht der bisherigen Gemeinde dem Einzelnen gegenüber, indem er ausführt, wie durch die Freizügigkeit das Recht der Gemeinde am Gemeingut, an Almende und Waldungen geschmälert werde, daß man ferner der Gemeinde neue Glieder aufbringen werde, welche nichts mitbrächten als den noch latenten Anspruch, baldighi aus der öffentlichen Armenkasse bedacht zu werden. Und in der That! So werthvoll in der Folge auch das Recht der Zugfreiheit geworden sein mag: der eine Nachtheil muß zugestanden werden, daß heutzutage einzelne ländliche Gemeinden mit betrüglichen Mitteln arme Landbewohner einer bemittelteren Gemeinde zuzuschieben bestrebt sind in der Berechnung, daß diese Freizügler nach Ablauf von zwei Jahren und nach Aufzehrung ihrer mitgebrachten Vorräthe der neugewählten Aufenthaltsgemeinde dauernd als Almosenempfänger zur Last fallen werden.

*) Vergleiche Zeitschrift für Kulturgeschichte III. 1895, 96 Seite 256—257.

Die Grenze zwischen Arbeiter und Proletarier war damals weit schwerer zu ziehen als heute: Mehrjährige Mißernten hatten selbst tüchtige Kräfte unrettbar der Armuth überliefert. Eine be- redte Sprache hierfür sprechen sogar die amtlichen Darstellungen über Hungertyphus in Oberschlesien, gegen welchen die Regierung erst einschritt, als es zu spät war.*) —

Ueber die Verhältnisse des Arbeiters und Handwerkers in der Landeshauptstadt selbst entwirft ein düsteres Bild die vom Berliner Magistrat veröffentlichte „Uebersicht der Grundstücke, Quartiere und des Miethswerthes derselben in Berlin, welche im ersten Quartal 1847 nach dem Steuer-Kataster in den Stadt-Revieren vorhanden, bewohnt, leer, besteuert und unbesteuert waren.“ Die bedeutendste Zeitung der Provinz Pommern, die Ostsee-Zeitung, damals noch unter dem Titel „Börsen-Nachrichten der Ostsee“, liefert hierzu im August 1847 den nachstehenden Kommentar: „Die Verhältnisse der ärmeren Klassen in Berlin erfahren durch diese Uebersicht eine eigenthümliche Beleuchtung. . . . Wenn man annimmt, daß die Wohnungen unter 50 Thlr. fast ohne Ausnahme von der eigent- lich arbeitenden Klasse bewohnt werden . . . , so muß man auf Grund der vorliegenden Zahlen annehmen, daß fast die Hälfte unserer Arbeiter in wahrhaft drückender Armuth lebt. Der Gesamtzahl nach sind nämlich $49\frac{3}{8}$ Prozent der hiesigen Quartiere solche, die nur 50 Thlr. und darunter kosten. Der Miethswerth dieser Wohnungen beträgt 13 Prozent des Ganzen, und von der darauf ruhenden Steuer mußten im Jahre 1846 volle 48 Prozent, mithin beinahe die Hälfte, wegen Armuth niedergeschlagen werden. Rechnet man hierzu noch die nicht unbedeutende Menge kleiner Quartiere, von denen die Miethsteuer wegen notorischer Armuth gar nicht zum Anfaß gebracht wird (es sind ca. 31 000 Thlr.), so kann mit vollem

*) Fast in jedem Kreisblatt des Jahres 1848 findet man Berichte über die Noth in den Kreisen Rhynit und Pleß; erwähnt sei hier ein „Vermischtes“ im Greiffenberger Kreisblatt Nr. 6 vom 5. Februar 1848. Lehrreicher noch ist die Broschüre: „Die oberschlesische Hungerpest. Mit amtlichen Zahlen. Eine Frage an die Preussische Regierung.“ Leipzig 1848 (Verlag v. Rob. Blum & Co.). — Das Verdienst, zuerst auf den Nothstand hingewiesen zu haben, gebührt dem Professor Schaefer mit der Arbeit: „Ueber die Noth der Reinen-Arbeiter in Schlesien und die Mittel ihr abzuhelfen. Ein Bericht an das Komitee des Vereins zur Abhilfe der Noth unter den Webern und Spinnern in Schlesien, unter Benutzung der amtlichen Quellen des Königl. Oberpräsidii und des Königl. Provinzial-Steuer-Direktorats von Schlesien . . . erstattet von Alexander Schaefer. Berlin 1844.“ Bekanntter sind die Berichte von Rudolf Birchow: a) Mittheilungen über die in Oberschlesien herrschende Epidemie. Berlin 1848. b) Ueber den Hungertyphus. Berlin 1868. Seite 12/13. — Das übner'sche Bild über die schlesischen Weber in der Berliner Kunstausstellung ist besprochen in der ersten Beilage der Vossischen Zeitung Nr. 105 vom 6. Mai 1848. —

Rechte behauptet werden, daß $\frac{5}{8}$ der Arbeiter-Familien in Berlin in so dürftigen Umständen leben, daß sie nur ihr nacktes Leben durchzubringen im Stande, und nichts besitzen, was Gegenstand einer gerichtlichen Abpfändung sein könnte. Dabei ist noch zu erwägen, daß der bei Weitem größere und vorzugsweise der ärmere Theil unserer Proletarier in den Vorstädten wohnt, mithin in der vorliegenden Uebersicht gar nicht mit aufgenommen ist."

Ueber die Arbeitslöhne Berlins zu jener Zeit verbreitet sich der Sozialist (Ernst Dronke*) in einer sorgfältigen Zusammenstellung. Nach einer rein geschichtlichen Ausführung über die Begründung des Proletariats gelangt er schließlich zu dem gewagten Schlusse: „Das Proletariat ist der Staat; die Aufhebung des Proletariats, die Herstellung der Menschenrechte, ist die Auflösung des Staates.“

Nach solchen Darstellungen wird es uns erst klar, welche bedeutende Rolle einzelne Arbeitergruppen in der Berliner Bewegung des Jahres 1848 spielen konnten und mußten: die Erdarbeiter, nach einem Orte ihrer Thätigkeit im Scherz und Ernst oft die „Rehberger“ genannt und die Maschinenbauer Berlins, zu deren Häuptern der hochverehrte Vorsig gehörte. — Aus der Fülle von Stoff mag hervorgehoben werden eine Adresse vom „Zentralkomitee der deutschen Arbeiter in Leipzig an die Volksabgeordneten Preußens“ betreffend die Unterstützung von Arbeiter-Assoziationen aus Staatsmitteln. Sie erinnert an einen Artikel der Einleitung zur Verfassung, welcher im September 1848 von der französischen Nationalversammlung in folgender Formulirung angenommen wurde: „Die Gesellschaft verpflichtet sich durch brüderlichen Beistand das Dasein der Bedürftigen zu sichern, sei es, daß sie ihnen in den Grenzen ihrer Hilfsmittel Arbeit giebt, sei es, indem sie an die Stelle der Familie tretend, denen, die arbeitsfähig sind, die Mittel zur Existenz giebt.“

Zu den Forderungen der erregten Menge gehörte recht eigentlich das Betonen der Menschenrechte als eines wesentlichen Attributes auch der geringsten Existenzen, auch der „Besitzlosen“. Als literarisch thätige Organe dieser Forderungen erscheinen aber meist Angehörige des bevorzugten Bürgerstandes, weil auch sie wieder sich durch eine höhere Kaste in ihren Menschenrechten beeinträchtigt fühlten. Namentlich im Großherzogthum Mecklenburg begann man öffentlich gegen den ausschlaggebenden Theil der soge-

*) Berlin. Von Ernst Dronke. 2. Band. Frankfurt a/M. Seite 31–69.

nannten Ritterchaft Beschwerde zu führen. Schon im Jahre 1847 erhob ein bürgerlicher Ritter, Herr Mancke auf Vogelsang, im Schweriner „Freimüthigen Abendblatt“ seine Stimme dagegen, daß die Bade-Intendantur zu Dobberan gebildete unverheirathete Mädchen bürgerlicher Herkunft in ihren Listen mit „Demoiselles“ bezeichne, anstatt sie als „Fräuleins“ aufzuführen. Als eine Beschwerde dieserhalb an das hohe Ministerium unbeantwortet blieb, gelangte die Angelegenheit sogar vor den Landtag. Auch in Pommern hießen die Mädchen bürgerlicher Herkunft „Demoiselles“, die bürgerliche Frau hieß „Madame“. Feinere Pächtertöchter wurden aber schon „Fräulein“ genannt. —

Das verpönte, zu Hamburg bei Hoffmann und Campe erscheinende Mecklenburgische Volksbuch für das Jahr 1846 brachte bereits ein „neues Lied“ von Hoffmann von Fallersleben „Old Mecklenborg for ever!“ Anfang und Schluß begegnen sich darin in dem Gedanken:

„Wir Mecklenburger sind nur Herrn und Knechte,
Nichts als die Lust ist uns gemein.

Gleich sollten sein die Pflichten und die Rechte,
Wir sollten freie Bürger sein!

Chor.

Dat ginge woll Alles, doch geht et man nich,
Dat litt ja, dat litt ja de Ribberschaft nich.“

Zur Vervollständigung des Hohnes läßt sich das Ganze nach der Melodie singen: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude!“ —

In Neuvorpommern wurde das in dem Provinzialkalender für 1847 noch immer seit dem Jahre 1806 beobachtete Zeremoniell durch einen Artikel der „Sundine“ angegriffen: Ein festes, Niemand kränkendes Prinzip sei nicht anzutreffen. Der Lehrer einer städtischen Knabenschule werde „Herr“ titulirt, dem Lehrer an der vorstädtischen und an Küster-Schulen werde dies Prädikat verjagt; der Gensd'armes, zu Pferde und zu Fuß, werde verherrlicht; der Kommunal-Polizei-Wachtmeister habe es trotz seiner Ritterchaft des eisernen Kreuzes so weit noch nicht gebracht. Es blieb aber im Kalender noch Jahrzehnte hindurch beim Alten. Gegen „solche Gedankenlosigkeiten“ in deutschen „Titulaturen“, wie „Hochwohlgeboren, Hochwürden“ zieht eben dort ein gewisser Ernst aus Neufkamp am 17. April 1848 zu Felde, obgleich er sich auf die Sagd derartigen „Ungeziefers“ nicht sonderlich verstehe.

Robert Werner in Stralsund beanstandet unter dem 31. Mai

1848 in der „Sundine“ die Scheltworte der Polizisten, indem er schreibt: „Am Montage mußte ich Zeuge sein, wie ein Handwerksbursche im hiesigen Polizei-Bureau mit dem Ehrentitel Vengel angeredet wurde. Wann wird ein solches Benehmen der Polizeibeamten gegen reisende Handwerker aufhören, und wie steht solches mit dem jetzt errungenen Staatsbürgerthum in Einklang?“

In der „Sundine“ vom 26. April 1848 schreibt Moriz Helm: „Mit Bewunderung hörte ich dieser Tage, wie ein Landwehr-Offizier einen Landwehrmann per Er! anredete. Derselbe hat wohl nicht bedacht, daß nach unserer jetzigen staatsbürgerlichen Stellung jeder Staatsbürger, er sei Bauer oder Edelmann, mit Sie! angeredet werden muß, oder wird ein Landwehrmann mit Ew. Hochwohlgeboren! einer Wohlgeboren und einer per Er kommandirt? — Ich denke, wir haben gleiche Pflichten und gleiche Rechte.“ —

Der „Kladderadatsch“ giebt in seiner Nr. 11 vom 16. Juli 1848 eine preußische Kabinetts-Ordnung vom 26. Juni des Jahres mit Kommentar wieder: „Zur Beseitigung der bisher noch vorgekommenen Verschiedenheiten in der Anrede der Soldaten bestimme ich hierdurch, daß forthin der Soldat jeder Waffe und jedes Standes den Anspruch haben soll, mit „Sie“ angeredet zu werden.“ Nun folgt der einem Lieutenant in den Mund gelegte Kommentar (auf dem von W. Scholz entworfenen Bilde steht im Hintergrunde der König selbst im Helm und ohne Degen!):

„— Sie Müller am rechten Flügel da, Sie Esel Sie! Wenn Ihr nicht grade steht, so haue ich Dich hinter die Ohren, daß Ihm die Schwarte knack! Er Schaafskopf — Sie! —“ —

Ernster stand es mit den Prügelstrafen, welchen in Preußen Männer und Frauen der arbeitenden Klasse noch immer unterworfen waren. Noch im Jahre 1843 erklärte sich der brandenburgische Provinziallandtag für Anwendung körperlicher Züchtigung auch bei Frauen; mit 61 Stimmen gegen 8 wies er auch den Antrag auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens zurück.

Nach § 30 einer Zirkular-Verfügung des Ministeriums des Innern vom 24. November 1847 mit einer Anweisung über das Verfahren der Polizei-Behörden bei Untersuchung von Polizeivergehen „ist in allen Fällen, wo das Gesetz die Wahl zwischen mehreren Strafarten gestattet, körperliche Züchtigung nur gegen Personen der unteren Volksklassen anwendbar. Auf körperliche Züchtigung darf gegen beurlaubte Landwehrmänner und zur Kriegsreserve ent-

lassene Soldaten, welche sich in der ersten Klasse des Soldatenstandes befinden, nicht erkannt werden.“ Nach § 25 derselben Verfügung sind bei Beurtheilung der Beweismittel die Polizeibehörden nicht strenge an die Förmlichkeiten eines juristischen Beweises gebunden. — Obige Zirkular-Verfügung wird Ende März 1848 in den Amtsblättern ohne Kommentar wieder aufgeschrieben. — — —

Der ländliche Arbeiter und der Bauer, der städtische Ackerer wie der Gärtner revoltirten aus ziemlich denselben Ursachen*). In ländlichen Distrikten richtete die Volkswuth sich hervorragend gegen die Gutsbesitzer als die Abgabeberechtigten und die Inhaber der gutherrlichen Polizeigewalt, im Uebrigen gegen Landrätthe, Oberförster und die Bürgermeister der kleineren Ortschaften als die pflichtschuldigen Vertreter der verhaßten Landespolizeigewalt. Am schlimmsten ging es vielleicht in den südwestdeutschen Staaten her, wo bereits ein bäuerliches Proletariat reichlich vorhanden war. Aber auch in einzelnen preussischen Provinzen tobte arg der Auf- ruhr, so besonders in den Gegenden südlich vom Harz. Von Nordhausen ließ sich die Vossische Zeitung am 26. März 1848 schreiben: „Die Nachrichten aus den Kreisen Heiligenstadt und Worbis lauten sehr betrübend. Nachdem in Worbis die Gefängnisse gewaltjam erbrochen und 600 Züchtlinge in Freiheit gesetzt waren, bilden diese, vereint mit den Bauern, das Schrecken der Gegend. Die Gutsbesitzer begeben sich auf die Flucht, die öffentlichen Gebäude, namentlich in Heiligenstadt, werden zerstört, die Landraths-Ämter, die Wohnungen der Förster werden erstürmt und glücklich sind diejenigen Beamten und Gutsbesitzer, welche mit dem Leben davonkommen.“

Mit anerkannter Thatkraft warf die Regierung sich der drohenden Anarchie entgegen durch umherstreichende Militärdetachements, welche überall die Räufelührer sowohl als die Beführten zur Verantwortung zogen. Ein behäbiger Rentner und ehemaliger Domänenpächter zu Greißwald erinnert sich noch heute froh der Zeit, wo er als Korporal mit seinem Lieutenant aus einem Theile des Regierungsbezirks die Schuldigen verhaftet und die dazwischen eingetretenen Mußestunden durch eine Kartenpartie mit dem Vorgesetzten ausgefüllt hat. Aufsehen erregte im Greißwalder Kreise namentlich die Bedrohung des Bürgermeisters von Gückow,

*) Ueber die Forderungen des deutschen Auktalstandes im Jahre 1848 und seine bescheidenen Erfolge sei auf Ferdinand Fischer a. a. O. Seite 116—121 verwiesen! —

Namens Wuthenow, eines alten Burjenschafters und Schicksalsgenossen von Fritz Meuter, durch den Pferdehändler Me. daselbst, dessen Ueberführung nach Greifswald in Fesseln und Banden durch die Militärpatrouille, zu welcher unser Gewährsmann gehörte, sehr exakt ausgeführt wurde. Der Bürgermeister wurde wegen seiner entschlossenen Haltung den Meuterern gegenüber bald darauf zum Richteramt zugelassen, obgleich ihm in Folge seiner burjenschaftlichen Schicksale das damals vorgeschriebene dritte Examen fehlte. -- Hart gestraft wurde auch ein greifswaldischer städtischer Pächter zu Sanz, weil er in demokratischen Versammlungen zu den Führern gehört hatte. Sinecwegen ist in einem gedruckten Scherzgedichte von einem „Hans-Sanz-Klub“ die Rede.

Unter dem 6. Mai 1848 hatte die königliche Regierung zu Stettin ein sehr eindringliches „Proklama“ erlassen, dessen Inhalt eine Veröffentlichung auch an dieser Stelle verdient:

„Es ist zu unserer Kenntniß gelangt, daß sich in einigen Gegenden unseres Verwaltungsbezirks bei den Tagelöhnern und kleinen Grundbesitzern die unrichtige Meinung verbreitet hat, es sei in Folge der in der Verfassung unseres Staates eingetretenen Veränderungen auch die Aufhebung der ihnen obliegenden Verpflichtungen gegen den Staat, die Kirche, Schule, Gutsherrschaft und andere Berechtigte erfolgt. — In einzelnen Ortschaften haben sich die Tagelöhner und kleineren Grundbesitzer sogar soweit irre leiten lassen, durch Drohungen und Gewaltthätigkeiten die Gutsherrschaft zur Ausstellung von Erklärungen zu zwingen, wodurch diese auf die ihnen gebührenden Abgaben, Abgaben und Gerechtfame Verzicht leisten und Verpflichtungen verschiedener Art zu Gunsten ihrer Einsassen übernehmen. — Dies veranlaßt uns, hierdurch zu erklären, daß diese Meinung auf einer völlig irrigen Auffassung beruht und die bestehenden Gesetze, wodurch die gedachten Verpflichtungen und Abgaben auferlegt oder anerkannt worden, so lange, als sie nicht auf verfassungsmäßigem Wege eine Abänderung erleiden, noch in ihrer vollen Kraft fortbestehen und die den Gutsherrschaften abgedrungenen Erklärungen völlig ungültig sind. — Diejenigen aber, welche sich bei vorgekommenen Gewaltthätigkeiten betheiligt haben und das, was sie dadurch erlangt zu haben vermeinen, durch Drohungen oder Zwang durchzusetzen versuchen sollten, werden dem Kriminal-Gerichte überwiesen und nach aller Strenge des Gesetzes gestraft werden. — Wir warnen daher ebenso dringend als ernstlich, sich nicht irre leiten zu lassen, nicht

Eigenthum, Recht und Gesetz zu verletzen, sondern in Ruhe die Ergebnisse abzuwarten, welche die fernere Entwicklung unserer Verfassung haben wird.“

Nehulich wie die Behörden urtheilten um diese Zeit schon viele besonnene oder ernüchterte Privatpersonen. Zwei Tage früher, am 4. Mai, widmet ein Rudolf Menger in der 1. Beilage zur „Vossischen Zeitung“ ein vernichtendes Eingefandt „An Georg Herwegh!“, worin die Worte:

„Ich rechte jetzt mit meinem eignen Herzen,
 Daß es Dir einst begeistert zugeflogen, —
 Ich sehe bebend jetzt vor Zorn und Schmerzen,
 Daß Du mit Deinem Lied Dein Volk belogen. —
 Was stehst Du, Slave Deiner Eitelkeit,
 An unsern Marken jetzt zum Kampf bereit, —
 Was willst Du unsrer jungen Freiheit Sieg
 Entheiligen durch einen Bürgerkrieg?“ —

In Warsow (Hinterpommern) wurden mehrere demokratische Volksredner und zwar ein Beamter mit zwei Lehrern, nachdem sie eine öffentliche Warnung des Schulzen Rühl unbeachtet gelassen hatten, am 26. November von dreißig mit Stöcken versehenen Warsower Dorfbewohnern auf das unbarmherzigste aus dem Dorfe geprügelt, derart, „daß namentlich der freiheitsstrunkene Beamte zu Wagen fortgeschafft werden mußte.“

Leuchtende Gedanken hat W. G. Niehl in seiner Arbeit über „Die bürgerliche Gesellschaft“ entwickelt, welche unter den Eindrücken des Jahres 1848 entstanden ist. Auf Seite 89 schildert er die Schwierigkeiten, den Bauer für eine neue Idee zu begeistern: „Die Flugchriften, welche man unter das Volk schleuderte, haben beim Bauerzmann fast nie gezündet, ob er sie gleich bereitwillig entgegennahm — nämlich um ihres Papierwerthes, nicht um ihres Inhalts willen. Vergebens mühte sich die Lokalpresse, auf den Dörfern einen dauernden Erfolg zu finden. Der Bauer glaubt noch nicht, daß ihm durch eine Zeitung geholfen werden könne Wer den Bauer zum Abschwören seiner Sitte hätte bewegen können, wer es ihm einzureden vermocht hätte, daß er über den Bauer hinaus müsse, um ein glücklicher Mensch und Staatsbürger zu werden, der wäre der Meister einer wahrhaftigen deutschen Revolution gewesen. Das aber vermochte Keiner. Was würde im Jahre 48 aus Berlin geworden sein, wenn diese Hauptstadt nicht rings umlagert wäre von dem kräftigen Bauernthum der Marken? . . .“ Vorher war beschrieben worden, aus welchen Gründen und in

welchen Grenzen der Bauer sich überhaupt an der Revolution betheiligte hatte: In jedem Gau, ja in jedem Dorf schloß sich die Bauernbewegung für sich ab. Auch darin gilt Niehls Ansicht, daß der Bauer mit dem klingenden Nutzen rechnete, der ihm aus den Errungenschaften erwachsen möchte, während die gebildeteren Städter sich mit abstrakten Staats- und Weltverbesserungsplänen plagten.

Einen recht verständigen Vertreter für die Paulskirche hatte sich der Kreis Greiffenberg in dem Grafen v. Wartensleben, einem in Schlesien geborenen hinterpommerschen Grundbesitzer erwählt. Dieser Abgeordnete sandte regelmäßige Parlamentsberichte aus Frankfurt an das maßvoll redigirte Greiffenberger Kreisblatt. In agrarischer Hinsicht beklagt der Graf Wartensleben es gelegentlich der Berathung der Grundrechte, daß man der Idee der Freimachung des Grundes und Bodens Alles hingebet. Namentlich bedauert er, daß für die Zukunft alle Erbpachtsverhältnisse und Rentenverträge unter sagt seien. „Es ist“, behauptet er, „unabweisbar für unsere Gegenden, daß wir unsere größern Güter verkleinern und parzelliren müssen, sobald die Menschenmenge größer wird. Wie soll das geschehen bei dem Mangel an Kapital unter den kleinen Leuten? Nicht anders als durch Rente. So ist denn also auch dieses Mittel abgeschnitten und die ohnedies so erschwerte Parzellirung unmöglich gemacht, welche ich seit Jahren als Schutzmittel gegen Revolutionen erkannt habe und die unsere Gesetzgebung statt zu erleichtern, durch eine Masse von Formen erschwert hat.“

Dies sind goldene Worte im Munde eines Großgrundbesizers. Es sei auf ihre Uebereinstimmung mit der heutigen Regierungspolitik hiermit kurz hingewiesen.

Weniger glücklich hatte der Wahlkreis Greifenhagen in der Person des Bauern Niebe sich für die preußische Nationalversammlung einen Vertreter auserlesen, obwohl Niebe nebst vielen Standesgenossen seine demokratische Gesinnung aus Furcht vor der nahenden „Reaktion“ nicht verleugnet hat. Diejem Bauern hatten gerade die Städter zahlreiche Stimmen gegeben, weil er durch Steuern gleich ungerecht belastet war, wie sie selber; denn nach Ansicht des Greifenhagener Kreisblattes*) war es natürlich, daß die

*) Erst mit Nr. 19 vom 10 Mai 1848 hört im Greifenhagener Kreis-Blatt die Bemerkung des Schriftkopfes auf: „Alle Politik ist ausgeschlossen.“ Zugleich tritt ein Redaktionswechsel in der Person des Herrn Rundler nach der liberalen Richtung hin ein. Andererseits entzieht erst im Monat Juli des Jahres 1849

durch eine schlechte Besteuerung gedrückten Arbeiter und Handwerker, und das war die Mehrzahl der Urwähler, dadurch am besten diesen Druck abzustreifen hofften, daß sie zu ihren Vertretern Männer wählten, welche diesen Druck ebenso fühlten, wie sie selber. Riebe war aber politisch gar nicht geschult und ermangelte daher im Parlament jeden Ueberblicks und der für einen Führer des dürftig vertretenen Bauernstandes nöthigen Rednergabe, wie dies aus den Verhandlungen der preußischen Nationalversammlung zur Genüge hervorgeht. — Uebrigens bestand in einzelnen Wahlkreisen der überwiegende Theil der Wahlmänner aus Tagelöhnern; an einzelnen Orten in Pommern wurden die Urwähler mit dem Tode bedroht, wenn sie nur einen Bauer wählten. In der nächsten Nähe von Berlin brachte ein Gutsbesitzer inmitten seiner eigenen Leute es nicht einmal zu der Vertrauensstellung eines Wahlmannes. Nicht mit Unrecht klagt ein adliger Herr v. M. der Ostseezeitung, der ländliche Arbeiter habe von den Märztagen nur die eine klare Vorstellung, daß an denselben Blut geflossen sei; aber der geistige und sittliche Inhalt dieser Tage sei der Masse fremd geblieben.“

Von dem städtischen Bürgerthume aller Klassen wurden die Märzereignisse fast ausnahmslos als eine in der Zeit gereifte, folgenschwere Errungenschaft gefeiert, so wenig auch der Verlauf der allgemeinen Erhebung die Wünsche des Einzelnen befriedigte. Aber der Konstitutionalismus ist nun einmal die Machtfrage des Bürgerthums, wie W. H. Riehl treffend hinwirft. Die Forderungen des Bürgerthums waren durchschnittlich recht maßvolle; freilich unterschieden sich die Bestrebungen des Handwerks vielfach von denen des Kleinhändlers und die des Letzteren von denen des Großkaufmannes. Der geschäftliche Nutzen, welchen ein Jeder verfolgte, deckte sich im Grunde mit dem Selbsterhaltungstrieb, namentlich je länger die Lage des Landes in Folge der Revolution und der Kriegführung unsichere Erwerbsverhältnisse walten ließ.

Die erste Stimmung der Geschäftswelt bei Ausbruch der freiheitlichen Bewegung wird in dem Greifenhagener Kreisblatt vom Jahre 1848 drastisch geschildert: „Jeder will Freiheit, aber nur für sich; — der Handwerker, der neben seinem Gewerbe Landwirthschaft oder Handel treibt, will, daß es dem größeren Landwirth verboten

das Landrathsammt zu Greifenhagen dem Kreisblatt des Herrn Kundler die amtlichen Veröffentlichungen, weil die Redaktion sich offen zu der demokratischen Partei bekennt und seit dem Mai des verfloffenen Jahres bekannt hat.

sein soll, Branntwein zu brennen, und der Kaufmann nicht mit fertigen Kleidern handeln soll. In Hannover fand dieser Tage eine Ernte zu Gunsten des Gewerbezwinges statt und in Stettin und in anderen Orten wird eine Beschränkung der Gewerbefreiheit petitionirt.“

Mit den größten Hoffnungen sah vielleicht der Handwerker einer neuen Aera entgegen, weil gerade er unter den bestehenden Verhältnissen am meisten litt. Es ist ein merkwürdiges Spiel der Geschichte, daß in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts der Polizeistaat es war, welcher im Jahre 1808 die Zünfte aufhob und das Gesetz der unbedingten Gewerbefreiheit erließ, wodurch neben ihren Mißständen auch manches Gute, was den Zünften innewohnte, beseitigt wurde; — daß dagegen am Ende desselben Jahrhunderts die preußische Regierung wiederum bemüht ist, die Innungsverbände ins Leben zurückzurufen! —

Das Greiffenberger Kreisblatt vom 22. April 1848 bespricht die „Erste Volksversammlung“ zu Treptow a. N., in welcher der Tischlermeister Krüger nachdrücklich darauf hinweist, nicht der Tagelöhner, nein der kleine Handwerker sei in der übelsten Lage. Das vorige Jahr besonders habe auch den Fleißigsten sehr hart mitgenommen. Zur Erklärung sei bemerkt, daß im Jahre 1847 namentlich die Kartoffelernte vollständig versagt hatte! — In einem Aufsatz, betitelt: „An die Herren Professionisten“ der selben Kreisblatt-Nummer schildert der Graf v. Wartensleben zunächst den Gegensatz zwischen Arbeiter und Handwerker, welcher Letztere sich nach dem Grade seiner Geschicklichkeit dem Künstler nähere. Dann setzt er hinzu: „Lassen Sie mich ein Wort von Ihrer Noth reden. Die nächste Ursache und dringendste augenblickliche Noth ist allerdings in der theuren Zeit des vorigen Jahres und dem Mißrathen der Kartoffeln zu suchen, der daraus entstandenen Armuth und folglich Mangel an Bestellung, welcher durch die jetzige erregte Zeit vermehrt wird. Die zweite und durchgreifendste Ursache ist die Ueberfüllung der Gewerbe durch die Gewerbefreiheit. Die dritte Ursache ist der Mangel an kleineren Kreditanstalten.“ Vorzugsweise betont der Graf die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Gewerbebeschäftigung für ganz Deutschland.

Dem entgegen reden die „Börsen-Nachrichten der Dittze“ zu Stettin unter dem 6. März 1848 der freien Konkurrenz „für alle Fächer der menschlichen Thätigkeit“ das Wort, weil der offene, freie Betrieb, wobei Jeder konkurriren könne, mehr Anstrengungen

und mehr Geschick erfordere als eine Betriebsart, wo die Zahl der Werber eine geschlossene sei. In dem geringeren Maße von Leistungsfähigkeit liege aber der Mangel der früheren Zünfte. Dagegen sei eine Hauptbedingung für eine erfolgreiche Entfaltung von Handel und Gewerbe in offener Konkurrenz die Beseitigung eines durch staatliche Verhältnisse erzeugten Mangels an nationaler Energie und die Beseitigung des auf gleiche Weise erzeugten zu geringen Ansehens, worin die in freier Konkurrenz lebenden Berufsarten ständen, im grellen Gegensatz zu den vielfachen und hervorragenden Auszeichnungen, die beispielsweise dem Beamtenstande zu Theil würden. —

Unter den ausgesprochenen Wünschen der geschäftlichen Berufsarten kehrt neben einer Polemik gegen die Preussische Seehandlung in den damaligen großen Zeitungen der Ruf nach einer möglichst sofortigen Aufhebung der bestehenden Wucherergesetzgebung als einer Befreiung des Handels- und des Kreditwesens wieder. Nirgends stößt man aber auf eine diesbezügliche Anregung in Form einer selbständigen Druckschrift. Erst seit dem Jahre 1856 hat sich eine größere Literatur für und wider die Wucherergesetzgebung entwickelt.

Zu den Erfolgen des Handelsstandes im Jahre 1848 gehört vor Allem die Errichtung eines selbständigen Handelsministeriums,*) welche am 17. April erfolgte. Daß namentlich der Großkaufmann in den nächsten Jahren trotzdem nicht den Segen dieses Fachministeriums verspüren durfte, lag an den unsichern Zeitverhältnissen, wozu Preußens Ohnmacht Rußland gegenüber und der dänische Krieg in erster Reihe gehörten. Im Lande selbst aber legte sich jeder gute Hauswirth die größte Beschränkung in der Geldausgabe auf. So ergab es sich von selbst, daß der vermögende Geschäftsmann geordnete Verhältnisse herbeijehnte und sich von der revolutionären Bewegung mehr und mehr zurückzog.

Nicht allein der Nährstand, auch der unverdor bene Beamte und die weitverzweigte Gelehrtenwelt: sie Alle mit verschwindenden Ausnahmen gaben „den ideellen Anstoß zu der Märzbewegung

*) Bereits unter dem 31. März bearbeitet ein Aufsatz der Volkischen Zeitung vom 1. April die Verheißung eines Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten als einen „wesentlichen Schritt in der Neubildung unseres Staatslebens“, weil nunmehr die Fürsorge für die produzierenden Kräfte des Staats von dem finanziellen Interesse desselben getrennt werde. — Wiederholt nahmen in der Zeit von 1848 bis 1862 ehemalige Kaufleute einen Sitz im preussischen Ministerium ein; Rudolf Camphausen wurde sogar Präsident des ersten konstitutionellen Ministeriums vom Jahre 1848. —

als einer nationalen und konstitutionellen Reformbewegung“, wie W. H. Niehls Worte lauten.

Zu den gequältesten Beamten-Existenzen gehörten damals und lange Zeit darüber hinaus die Volksschullehrer, welche bei fargem Lohn „geheime Konduitenlisten“ über sich ergehen lassen mußten. Lehrerversammlungen in Berlin, unterstützt durch die Lehrer in den Provinzen, petitionirten wegen einer „zu bewirkenden Reform der Volksschule.“ Es beruht leider auf Wahrheit, was Ernst Dronke im Jahre 1846 behauptet hat: „Während ein königlicher Vereiter und Hundedressirer von seinem Gehalt jeden Aufwand des Residenzlebens bestreiten kann, erhielt und erhält ein Volksschullehrer, der täglich 5 bis 7 Stunden Unterricht giebt, ca. 8 Thaler monatlichen Gehalt!“ Dronke fährt unter Berufung auf eine angedrohte Amtsentsetzung wegen Aussprache der Lehrer über ihre Leiden, Wünsche und Bedürfnisse in der „Preussischen Volksschulzeitung“ oder in der Vossischen Zeitung fort: „Es war kurz vor dieser Maßregel öffentlich zur Sprache gekommen, daß ein Volksschullehrer mit sechs Kindern, welcher ebenfalls auf 8 Thaler monatlich fixirt war, zu dem Jubiläum des Schulvorstehers eingeladen werden sollte, dann aber doch zurückgewiesen wurde: weil es ihm an gehöriger Kleidung fehlte!“

Minder bekannt sind die Anstrengungen der mittleren Postbeamten im Jahre 1848, von ihrem höchsten Vorgesetzten eine gerechtere Behandlung zu erlangen. Aus Nr. 5 der Nationalzeitung wiederholt die Ostseezeitung am 10. April recht charakteristische Postbeamten-Wünsche:

„Da es jetzt gilt, ein freies oder wahres Wort zu sprechen und da auf uns der Druck der nun zu Grabe getragenen Zensur nicht mehr zentnerschwer lastet, so wollen auch wir unsere Stimmen erheben, und eine Verbesserung unserer sehr gedrückten Lage herbeizuführen uns bestreben. Biewohl wir Beamte eines Instituts sind, dem das Publikum sein Hab und Gut anvertraut, wiewohl wir zur Beförderung der geistigen Bildung der Gesamtheit nicht wenig beitragen, so sind wir dennoch diejenigen des preussischen Beamtenstandes, deren Verhältniß das am wenigsten beneidenswerthe ist: bei sehr kärglicher Besoldung, die weder unserer großen Verantwortung noch unserm sehr angestregten Dienste angemessen ist, werden wir von unserer Behörde — dem General-Post-Amte — mit einer Willkür und Härte behandelt, der man nicht mit Unrecht das Epitheton „Russisch“ beilegen kann, bei der sich das Gefühl

jedes gebildeten Mannes empören muß. Junge Leute, die größtentheils durch sehr verschiedenartige Protektionen — keinesweges durch ihre Fähigkeiten — auf die Stufe eines „Geheimen Expedirenden“ gekommen, wetteifern mit einander, den Befehlen eines sogenannten Generaldirektors nachzukommen, und im Dienste ergraute Provinzialbeamte mit schändlichen und groben Redensarten zu traktieren. Leider haben wir uns diese, dem jetzigen Zeitalter nicht entsprechende Begegnung gefallen lassen müssen, da uns gegenüber dieser diktatorischen Behörde jeder Rechtsweg benommen war und noch ist. Doch das kann, das wird so nicht bleiben! Vertrauen auch wir auf die freie Presse, die unsere Klagen, unsere Leiden in das Ohr des neuen Regime bringen wird. An uns Postbeamten sei es aber nun, mit Offenheit und Wahrheit hervorzutreten! Demzufolge machen wir unsern Kollegen nah und fern folgenden Vorschlag: Der preußische Subalternpostbeamtenstand vereinbare sich auf dem Wege der Assoziation über die zu ergreifenden Maßregeln und über die Bildung eines Organs, dem die festgestellten gemeinsamen Interessen und Gerechtigkeiten zur Vertheidigung und Initiative anzuvertrauen sind. Dann wollen wir vor allen Dingen vereint darauf antragen, daß Herr Generalpostmeister v. Schaper als Chef des Postinstituts die Zügel selbst ergreife und nur allein führe, namentlich aber den wichtigen Zweig der Personalien selbst übernehme und keinen Diktator neben sich dulde! Wir wollen ferner beantragen, daß es Herrn v. Schaper belieben möge, sich künftig bei Anstellungen und Beförderungen streng an eine bekannt zu machende Vorschrift zu halten, also dem arg eingerissenen Protektionswesen ein Ziel zu setzen. Möge Herr v. Schaper durch baldige Gewährung dieser wichtigen Anträge uns zeigen, daß ihm das Wohl der Postbeamten am Herzen liegt, möge er uns dadurch beweisen, daß er fähig ist, selbständig zu wirken und zu handeln, dann wollen wir getrost in die Zukunft blicken!

Mehrere Postsekretäre der Provinz Schlesien.“

Schon aus der Zahl der durch die Revolution hervorgerufenen „demokratisch-konstitutionellen“ Vereine läßt sich ein Schluß auf die Stimmung der Bürgerschaft ziehen. Auf einem Kongreß derartiger Vereine allein aus Vorpommern, welcher am 24. September 1848 zu Greifswald tagte, waren 15 politische Vereine direkt vertreten. Daneben hatte sich ein Brenneri-Magnat aus dem Flecken Richtenberg auf eigene Rechnung als Theilnehmer an dem Kongresse eingefunden. — Zu den Stützen der demokratischen Partei

in Greifswald gehörte neben dem von der „Ostsee-Zeitung“ wiederholt als einsichtsvoll, redegewandt und patriotisch gefeierten Bäckermeister Wallis der bekannte Geschichtsforscher Professor Barthold; wogegen die vielumstrittenen Professoren Ed. Baumstark und Georg Bessler zu den Hauptvertretern des konstitutionellen Klubs gehörte.

Wie sehr dem gebildeten Bürgerthum die Errungenschaften der Märztage als ein Gemeingut galten, erhellt aus dem bescheidenen Hausbuch meines Vaters, welcher zwischen lauter knappe Familiennachrichten vieler Jahre zum Gedächtniß des 18. und 19. März 1848 die Bemerkung niedergeschrieben hatte: „Kampf der preußischen und deutschen Freiheit in Berlin's Mauern“. Dieser Vermerk eines nüchternen Landarztes, welcher bald darauf seinem ernstgemeinten Beruf zum Opfer fiel, besagt mehr als ein ganzes Kapitel schriftstellerischer Beredsamkeit; denn was ihm für 1848 gegen den inneren Feind heilig war, das hatte sein älterer Bruder — noch ein 17jähriger Schüler des Gymnasiums von Friedland i. Medl. — als freiwilliger Jäger der v. Borstell'schen Brigade bei dem Sturm auf Leipzig am 19. Oktober 1813 mit seinem Heldentode gegen den äußeren Feind erstreiten helfen: das nationale Zusammenstehen eines wiedererwachten Volkes als die Grundlage des geordneten Staatswesens. Denn darin gleichen sich die Jahre 1848 und 1813, daß in ihnen beiden die Regierung nur mit Hilfe des opferbereiten Bürgerthums die Staatsmaschine wieder in Bewegung brachte: Am letzten Ende war nicht Wrangels Truppenmacht und die Energie des Grafen Brandenburg das allein Entscheidende, sondern der norddeutsche Volkscharakter und die Einsicht der gebildeteren Staatsbürger. Diese Einsicht war es auch, welche nicht nur durch unentgeltliche Opfer wie durch Beiträge zu einer deutschen Kriegsflotte, sondern nicht zuletzt durch eine gewaltige Bethheiligung an der behördlich ausgeschriebenen freiwilligen Staatsanleihe bei völliger Erschöpfung der Staatskassen den stark gesunkenen Kredit des preußischen Staates wieder emporhob. Auch Juden theilnahmen an dieser Rehabilitirung des preußischen Kredits. Beispielsweise forderte der Rabbiner Dr. Meisel zu Stettin seine Gemeinde mit Erfolg auf, werthvolle aber entbehrliche Synagoge-Geräthschaften dem Staate zu einer freiwilligen 5% Anleihe zu übergeben.

Reinvoll war die Stellung der Geistlichen im Jahre 1848.

Superintendent der Synode von Treptow a. Toll. mußte es allen lassen, daß eine damals nach Treptow eingepfarrte, in den weitesten Kreisen angesehene Pächterfamilie die Kirche

während seiner Predigt verließ, weil sie sich ihre Revolution nicht schmäheln lassen wollte, auch nicht von der Kanzel herab. — Was die Geistlichkeit anlangt, ist der neubegründete „Kladderadatsch“ mit großer Vorsicht aufzunehmen. Zwar nannte er sich schon im Jahre 1848 „humoristisch-satirisch“, doch trat er fast ausnahmslos nur satirisch auf ohne jede Beigabe des mildernden und verjöhnenden Humors. Auch blieb der Begründer des „Kladderadatsch“, der freundliche Koupletfänger David Kalisch als Jude immerhin ein ungeeigneter Censor über christliche Geistliche, zumal in einer so widerspruchsvollen und hastenden Zeit. So lebte in Hanzshagen bei Greifswald ein Pastor Wollenburg als ein treuer, mildthätiger Hirte seiner Gemeinde, wie noch heute von Ueberlebenden einstimmig anerkannt wird. Dieser hatte der alten deutschen Burschenschaft angehört, war aber anderen Sinnes geworden und in ein konservatives Fahrwasser gerathen, namentlich seit seiner Verehelichung mit einer Tochter des Theatergrafen Hahn, welche zugleich eine ältere Schwester der Dichterin Ida Hahn-Hahn war. Wodurch Wollenburg sich den Zorn des „Kladderadatsch“ zugezogen hatte, ließ sich nicht feststellen; in schrankenloser Weise wurde er aber durch Nummer 8 dieses Witzblattes vom 25. Juni 1848 geschmäht: „Wieder ein Pfaffe! und was für Einer!“ Dann folgten Bezeichnungen wie: „Mißgeburt“, „dieser Hanzsdampf der Reaktion“, „tückisches Pfäfflein“. —

Recht sehr wußten die Geistlichen der drei großen staatlich anerkannten Religionsgemeinden Berlins am 22. März 1848 gelegentlich der Beerdigung der Opfer des 18. und 19. März die ihnen zugefallene Aufgabe zu lösen: Während die drei Tage später gehaltene Rede des Garnisonpredigers Ziehe sich in den Worten „Gehorjam ist mehr denn Opfer“ zusammenschließen konnte, wurden die bürgerlichen Geistlichen Sydow von der neuen Kirche, der Kaplan Kuland zu St. Hedwig und der Rabbiner Dr. Sachs der Zeit und ihrer Opfer in längeren Reden gerecht, unter welchen die des letztgenannten Rabbiners durch die Schärfe und Schönheit der Sprache besonders hervorstach: „Es war nicht der Tod, der sie Alle gleich gemacht, die hier ruhen, sondern die Kraft des Lebens, die Macht einer Idee, die Gluth der Begeisterung, die alle Dämme und Scheidewände niederriß, welche sonst den Menschen von sich selbst, den Menschen vom Menschen scheiden.“

In dem gewaltigen Zuge, welcher sich vom Gensdarmenmarfte bis auf eine Anhöhe des Friedrichshains vor dem Landsberger

Thor zur Grabstätte der Märzgefallenen bewegte, schritten sämtliche Prediger der Hauptstadt mit, zum Theil neben den leidtragenden Familien. Ein Gleiches thaten die meisten Lehrer der Hochschule, unter ihnen Alexander v. Humboldt.

Die sittliche Entrüstung gegen den Feudalstaat, wie er sich ungeachtet der Befreiungskriege allgemach wieder befestigt hatte, stieg zumeist mit einer feineren Bildung und einer freieren Lebensstellung. Zu den Ausnahmen gehört Heinrich Leo mit einer unerquidlichen, anonym herausgegebenen Leistung, betitelt „*Signatura temporis*. Berlin, im November 1848.“ Diese Schrift ver-räth Geschicklichkeit und Ueberblick des Verfassers in hohem Grade; sie spricht sich aber selbst ihr Urtheil, wenn sie aus den Uebergriffen unverständiger und begehrllicher Volksmassen eine Nichtberechtigung der ganzen Bewegung herleiten will. Schon der Anfang der Einleitung ist ungeschichtlich. Leo beginnt sein geistreiches Pamphlet auf den Drang seiner Mitbürger nach menschenwürdigen Zuständen mit dem Satze: „Die Freiheitskriege hatten in untergeordneten Kreisen Hoffnungen rege gemacht und Träumereien entstehen lassen, denen bei nachmaliger Ordnung der europäischen und namentlich deutschen Verhältnisse Folge zu geben unmöglich war.“ Ihm gebührt auch das mystische Lob, die Barrikadenkämpfe des 18. März ein „teufliches Komplot“ genannt zu haben!

Zu den Gesinnungsgenossen des Professors Leo gehörte ein Gymnasiallehrer Dr. Friedländer zu Stettin, welcher es fertig brachte, in einer gehässigen Eingabe an das Ministerium seinen Direktor Hasselbach und seine Kollegen zu beschuldigen, die ihnen anvertraute Jugend dem Christenthum systematisch zu entfremden. Hasselbach, ein weitbekannter Gelehrter, verklagte den Denunzianten gerichtlich und das Gericht verurtheilte den Letzteren zu der Strafe, welche für „böswillige Kalumnianten“ gesetzlich feststand. Inzwischen war Hasselbach zu Anfang des Jahres 1848 seines Amtes enthoben worden, lediglich weil er einige von dem jetzt längst als schulgerecht anerkannten Dichter und Kollegen Ludwig Giesebrecht verfaßte Verse gelegentlich der Zeugnißvertheilung hatte singen und mit abdrucken lassen. Diese Verse lauteten wie folgt:

„O Geist, des Geistes Quelle,
Der in mir lebt und denkt,
Der auf des Wissens Welle
In sich zurückerlenkt,

Du Geist und ewige Kraft:
 O wahre uns und hüte
 Der Menschheit Kranz und Blüthe,
 Hochheilige Wissenschaft.

Erleuchte Geist und Sinnen
 Entfaltend uns an ihr.
 In Dir ist das Beginnen,
 Das Ende ist in Dir:
 O Geist und ewige Kraft
 O wahre uns und hüte
 Der Menschheit Kranz und Blüthe
 Hochheilige Wissenschaft!"

Die Amtsentsetzung des Direktors wurde allerdings später bis zum Jahre 1854 hinausgeschoben, scheinbar, weil die städtischen Behörden sich sehr energisch ins Mittel gelegt hatten; dagegen gelang es dem Schulkollegium nicht, die Verletzung des Denunzianten angesichts der gerichtlichen Bestrafung und in Rücksicht auf die ungeheure Erregung innerhalb der Schülerschaft bei dem Ministerium durchzusetzen. Das Letztere entschied vielmehr, daß es bei der gerichtlich zugesprochenen Strafe sein Bewenden haben müsse. —

Man hat bisher in Preußen nicht recht gewagt, diesen Vorfall unbefangen darzustellen. Um so mehr verdient der Artikel „Ein Glaubensgericht in Pommern“ in Nr. 27 der „Jahrbücher der Gegenwart“ vom Jahre 1848 für seinen anonymen preußischen Gewährsmann an dieser Stelle der Vergessenheit entrissen zu werden! —

Ein lebensfähiger und sehr wichtiger — wenngleich oft gemißbrauchter — Erwerbszweig wurde durch die Märztage gewissermaßen erst erzeugt: der fliegende Buchhandel in Berlin. Nach einer damaligen Behauptung, ich glaube von Adolf Stahr, war noch im Jahre 1847 eine Petition in Preußen strafbar, wenn nicht der König sich in einer besonders gnädigen Laune befand. Und was durfte man nach den Märztagen Alles drucken!? —

Mit einer wahrhaft systematischen Ungeschicklichkeit hatten seit Dezennien die hohen und niederen Polizei-Schnüffler es zu Stande gebracht, daß nahezu die gesammte Studentenschaft den März von 1848 als den Anfang eines Völkerfrühlings auffaßte und in allen Universitätsstädten die freiheitliche Bewegung hervorragend thätig unterstützte. Nach einzelnen Aktenstücken des Universitätsgerichts zu Greifswald ist nun allerdings als zweifellos festzustellen, daß einige fortgeschrittene Ausläufer der allgemeinen Burschenschaft für

die damals bestehende staatliche Ordnung eine große Gefahr waren*). Dadurch ist aber nicht zu rechtfertigen, daß allmählich neben harmlosen wissenschaftlichen Vereinen auch die dem monarchischen Staate gerade nicht unbequemen sogenannten „Korps“ aufs Schärffte kontrolirt und gemäßregelt wurden**). Hierdurch ward die

*) Für Greifswald gilt dies von der im Jahre 1834/35 allgemein organisirten politischen Verbindung „Gesellschaft der Volkstreunde“ genannt. Ein Freiwilliger v. Lobck in der 2. Jägerabtheilung zu Greifswald hatte in dem dortigen Rathskeller, wo die „Gesellschaft der Volkstreunde“ verkehrte, den Eindrud gemonnen, daß von den Studenten daselbst ein Lied gesungen ward, welches ihm „eine Satire auf mehrere Regenten Europa's zu sein schien.“ Hierüber wurde er am 25. Februar 1835 zu Protokoll vernommen. Dem Kammergerichts-Inquisitorats-Direktor Dambach, welcher in einem Schreiben, Berlin den 12. Oktober 1837 auf diese Protokoll-Aussage des v. Lobck zurückkam, gelang es nicht, die Sänger des Liedes zu ermitteln, obwohl ein stud. jur. Eduard v. Normann bereits in einem Verhör vom 14. Juli 1837 zugegeben hatte, daß die Mitglieder der „Gesellschaft der Volkstreunde“ auch nach Auflösung dieser Gesellschaft auf dem Rathskeller weiter verkehrt hatten. — Das beantragte Gedicht lautete in beglaubigter und unterfertigter Abschrift des Kammergerichtsreferendars Hertig also:

„Fürsten zum Land hinaus	Zeit fürmt der Völkerschmaus	'Naus' 'Naus' zc.
Erst jagt (hängt) den Kaiser Franz	Dann den im Siegerkranz	zc.
Baierland in's Gewehr	Ludwig genirt gar sehr	zc.
Der schönste Schwanenstreich	Mär': Wilhelm aus dem Reich	zc.
Sachsen, wo bleibt Ihr dann,	Der Mitregent muß dran	zc.
Ndelich Hannoverland	Du wirst zur Affenschand'	zc.
Auch der vermeintlichen	Bürgerlich freundlichen	zc.
Jagt über Feld und Au	Rassau und Dessau, Dess	Sau, Sau, zc.
Oldenburg und Mecklenburg	Geht mit den andern durch,	Durch! Durch!
Zierlicher Kurfürstenson,	Dein Stündlein läutet schon	Bim! Bim!
Greiz, Schleiß und Lobenstein	Jagt in ein Mausloch 'nein	Husch! Husch!
Die freien Städte auch	Sind ja nur Väterrauch	
Odenwald, schleiß' die Senf'	Zieh in die Residenz	Autsch! Autsch!
Jagt alle Dreißige	Fußvoll und Heißige	
Jetzt ist's im Lande Raum	Pflanzet den Freiheitsbaum	Hoch! Hoch!"

Für diesen poetisch-politischen Mattenkönig lag die feierliche Melodie „Heil Dir im Siegerkranz“ zu Grunde. So weit mußte es kommen! — (Acta des Universitätsgerichts Lit. N. Nr. 2. 1837).

***) Aus dem Disziplinarerkenntniß des Senats der Universität Greifswald vom 8. März 1847 (Acta Lit. Bb. Nr. 5) in einer Untersuchung wider die Mitglieder der einfachen verbotenen Studentenverbindung „Pomerania“ entnehmen wir den Satz: „Die Gesetz-Verordnung vom 7. Januar 1838 verbietet alle Studentenverbindungen ohne Unterschied; (sic) betrachtet schon jede Vereinigung unter Studirenden, welche auf den Grund einer schriftlichen Urkunde eine Verfassung mit Vorstehern, Beamten und Gesetzen erhielt, ohne Rücksicht auf den darin angegebenen erlaubten Zweck, als eine verbotene Studentenverbindung und bestimmt, daß selbst bei dem Mangel aller erschwerenden Umstände — wie solche hier allerdings nicht vorliegen —

1) die Stifter, Vorsteher und Beamten einer solchen Verbindung mit dem Consilium abeundi oder der Relegation,

2) die übrigen Mitglieder mit strengem Karzer bestraft und

3) die also Bestraften den Genuß ac. Benefizien und Stipendien verlieren sollen.“ —

Weit schlimmer stand es um die akademische Freiheit in Oesterreich. Anton Springer schreibt im April 1848 in einem Aufsatze der „Jahrbücher der Gegenwart“ (Seite 115) darüber die haßüberströmenden Sätze: „Zu einer

Unzufriedenheit unter der studirenden Jugend verallgemeinert. Als die Märztage hereinbrachen, da war es denn auch der Student, welcher als Volksredner und Barrikadenkämpfer eine hervorragende, hie und da leitende Stellung einnahm.

Etwa zwei Monate nach der Bestattung der Märzgefallenen von Berlin forderte ein „Komitee der Studentenschaft“ durch Eckenanschlüge vom 1. Juni auf Sonntag den 4. Juni, Nachmittags, zu einem feierlichen Zuge nach dem Friedrichshain auf, um das Gedächtniß der dort Liegenden zu ehren. Dieser Zug erfolgte nun in großartiger Weise Nachmittags um 4 Uhr vom Gendarmenmarkt aus, derselben Richtung folgend, welche der Trauerzug am 22. März eingeschlagen hatte. Als Vertreter der Studentenschaft sprach im Angesicht der Gräber ein Student G. v. Saliz, wogegen der Student Börner als Beauftragter des demokratischen Klubs „die Brautnacht der jungen Freiheit und die Brautgeschenke“ feierte. — Doch nicht nur zu Reden und Repräsentation fand sich der Student ein, er unterzog sich auch mit Gewissenhaftigkeit dem Wach- und Ordnungsdienst. Selbst aus Halle zogen mit der Eisenbahn Studenten herbei, um in Berlin mitzuhelfen.

Was von Studenten Alles geleistet wurde, zeigt im Kleinen die Universität Greifswald. Obwohl Hoch und Gering sich an der freiheitlichen Bewegung durch Rede, Schrift, Wachdienst betheiligte, ja wohl auch einmal — lächerlich machte, so war der Student nach Jugend und Ungestim doch unter den Vordersten. Noch

despotischen Behandlung, hervorgerufen durch die erbärmliche Furcht vor der akademischen Freiheit, gesellte sich der frechste Troß gegen die Forderungen der fortgeschrittenen Wissenschaft. Schulbücher aus dem vorigen Jahrhundert, die kaum von Kant etwas wissen, Reformation und Revolution als das Werk eitlicher Schurken darstellen, die Existenz geschwänzter Teufel beweisen, Göthe und Schiller ignoriren, als dramatische Musterschriften Engels Arbeiten empfehlen, mit echt pfäffischem Sinne aus den alten wie neuen Werken Alles ausmerzen, was den Jüngling an die Existenz des weiblichen Geschlechts erinnert, sind noch gegenwärtig an der Tagesordnung und werden von der Mehrzahl von Lehrern mit aller Strenge eingehalten. Kein Wunder, daß die meisten Lehrstühlen an Klöster verkauft sind, und wo doch auch Laien zugelassen werden, gar häufig erst die Hand einer pensionirten Maitresse oder vergilbten Hofrathstochter die Staffel zum Katheder bildet. In gleichem Grade aber wie die Mittelmäßigkeit bevorzugt ist, wird das Talent verfolgt . . . Die Ueberzeugung von der absichtlichen Jammerlichkeit aller Bildungsanstalten weckte die gewaltigste Opposition; das Bewußtsein, daß die Regierung ihre Völker um den Geist betrog, schuf ihr die meisten Gegner. Man fühlte, daß es den Machthabern darum zu thun war, nicht nur den Ausdruck, sondern auch die Bedingungen, die Fähigkeit zur Freiheit zu brechen, das Denken zu vernichten, damit das Wollen erlahme. Daraus erklärt sich, warum die Lehrfreiheit mit als Feldgeschrei ausgerufen und von den Studenten der erste Impuls zur Erhebung gegeben wurde.“

heute nennt man aus der Erinnerung neben dem älteren L. Bartholdi als Führer die Studenten Jaenisch, Sperling und von der Nahmer. Und als man Freiwillige gegen den damaligen „Erbfeind“, den Dänen, aufbot, waren die Rufer und das Gefolge Studenten, „schwarz-roth-goldene Studios mit verrosteten Musketen und riesigen Ballaschen bewaffnet“. Im Ganzen standen 6 verschiedene Freikorps gegen Dänemark im Felde, wovon die Kieler Turner und Studenten ein eigenes bildeten*).

Für Greifswald begann das Aufgebot gegen Dänemark am 11. April mit einem von W. v. d. Nahmer und P. Smandt unterschriebenen privaten Aufruf zur schleunigen Unterstützung der Deutschen durch Errichtung einer Freischaar für Schleswig-Holstein. Zwei Tage darauf folgte schon ein von namhaften Bürgern unterzeichneter „Aufruf“ mit dem nachstehenden charakteristischen Inhalt: „Neununddreißig junge Männer hiesiger Stadt, größtentheils Studierende, haben sich zusammengethan, um als Freischaar den Schleswig-Holsteinern im Kampfe gegen die Dänen zu Hülfe zu ziehen; ein tüchtiger Offizier ist bereit, sie dahin zu führen. Noch sind aber die zur Ausrüstung und Reise erforderlichen Kosten nicht gedeckt, und die Unterzeichneten erlauben sich daher, zu einer Beihülfe dazu aufzufordern, indem sie sich bereit erklären, zu diesem Behuf Beiträge entgegen zu nehmen. -- Die schöne vaterländische Sache, für welche die jungen Männer in den Kampf gehen wollen, berechtigt zu der Hoffnung, daß dieselbe Theilnahme, welche sich dafür in dem hier gestifteten konstitutionellen Klub schon thätig bewährt hat, auch in einem weiteren Kreise sich finden wird.

Greifswald, den 13. April 1848.

Baum. G. Beseler. Dr. Bengelsdorf. Caspar. Heinrich Friedrich.“

Dieser Aufruf muß einen durchschlagenden Erfolg gehabt haben, denn am nächsten Tage schon, am 14. April, las man an den Straßenecken Greifswalds innerhalb von 4 Tagen bereits den dritten „Aufruf“:

„Studenten und Bürger haben sich zu einem Freikorps zusammengeschart, um mit Leib und Leben für Schleswig-Holstein zu kämpfen. Das Kriegsministerium ist um die nöthige Bewaffnung angegangen worden. Da es indeß nicht gewiß ist, daß das desfallsige Gesuch erfüllt wird, so wendet sich die Freischaar abermals voll Vertrauen dahin, woher ihr schon einmal die Beweise

*) Greiffenberger Kreisblatt 1848. Seite 485—486.

der Theilnahme zugekommen sind. Die Freischaar richtet in die Nähe und Ferne die Bitte, daß Jedermann, der es vermag, seine Büchse leihweise ihr zur Verfügung stelle. Im Falle die Hoffnung der Freischaar, vom Staate Waffen zu erhalten, in Erfüllung geht, werden die geliehenen Büchsen mit dem herzlichsten Danke den Eigenthümern wieder eingehändigt werden. — Bürger, die Freischaar zieht nicht allein dem bedrängten Schleswig-Holstein zu Hülfe, es gilt die große Sache des Vaterlandes!

Greifswald, den 14. April 1848.

Das Komitee.

Stud. I m a n d t. B a h n. N i e p r a s c h.

An m.: Der Aufbruch ist auf Montag, den 17. d. Mts. festgesetzt; die Lieferung möge daher schleunigst geschehen; Herr Stud. Scheid, Brüggestr. Nr. 27, wird die Waffen in Empfang nehmen.

Unter dem 22. April erschien im Wochenblatt ein poetischer „Nachruf an die Freischaar“, also beginnend:

„Das ist doch eine herrliche Zeit,
Wo der Freiheit Ruf durch die Welt ertönt“

Die dritte Strophe schildert das Ziel und Feld des Kampfes:

„Wo die Eider strömt, in Schwedens Au'n,
Dort wegelagert des Dänen Macht;
Zieht die Freischaar hin, dort wird sie traun
Sich Lorbeern pflücken in blutiger Schlacht!
Unsre deutschen Brüder, o macht sie frei,
Unsre herrliche Sprache, verdrängt, verhöhnt --
Wo euer Kriegerschritt erdröhnt,
Sei Freiheit Parole und Feldgeschrei.“

Ed. S c h e i d wurde der Führer der Freischärler aus Greifswald. Als die Expedition ohne Schuld der Theilnehmer an den politischen Verhältnissen, vor Allem an Deutschlands Ohnmacht zur See gescheitert war und die Zurückgekehrten enttäuscht und planlos die ersten Tage nach ihrer Ankunft in Greifswalds Straßen einhergingen, wurden sie durch einen Anonymus, der sich „Hermann“ nannte, in beschimpfender Weise angegriffen als Leute, welche nicht nur ohne Heldentum hier wieder eingetroffen wären, sondern mitunter sogar noch in der durch Beiträge hiesiger Einwohner beschafften Bekleidung einhergingen.

Scheid antwortete mit einer ideal gehaltenen, studentisch-weitschweifigen „E r w i d e r u n g“, welche zumeist über Simson und die Philister handelte. Als rein sachlicher Kern der Vertheidigungs-

schrift erscheint der Satz: „Die Freischaar kehrte erst zurück, nachdem ihr namentlich vom Grafen Reventlow, der das Kriegsdepartement leitet, eröffnet war, daß die Freischaaren überflüssig geworden wären“. Mit Fug und Recht belehrte Scheid den Anonymus: „Gewiß nicht aus Prahlerei wurde statt der zu Gebote stehenden besseren Kleidungsstücke eine abgenutzte Mütze oder ein abgenutzter Mantel getragen, sondern einmal, weil diese Kleidung Jedem lieb und werth ist, insofern, als sie an die hochherzige Gesinnung der hiesigen Bürger und an die in Schleswig verlebten Tage erinnert, und dann, weil wir uns als Befenner der sogenannten Freischaar noch zeigen wollten, um etwa ein dagegen sich erhebendes Gelichter mit aller Energie zu bekämpfen.“ —

Bevor wir mit den Studenten die sogenannte bürgerliche Gesellschaft abschließen, verdient ein Hinweis auf die Stellung der Frauen zur Bewegung von 1848 eine kurze Erwähnung. Ein „Eingefandt“ des Greifswalder Wochenblatts vom 22. März stellt den Wunsch: „Da der Zeitgeist jetzt anfängt, mit klirrenden Sporen aufzutreten und seine Meißel an alles Veraltete setzt, so möchte es an der Zeit sein, eine Emanzipation der Damen zu beantragen und sie zu Versammlungen anzuregen. — Auch würde für hiesige Stadt ein politisches Lesekabinet für Bürger sehr zweckdienlich sein.“ Wichtiger ist der Leitartikel von Nr. 56 desselben Wochenblattes, welcher — im Sinne der heutigen Frauenbewegung gegen das neue bürgerliche Gesetzbuch und für die Zulassung von Ärztinnen zur Ausübung der Heilkunde — sehr energisch eine „Abschaffung veralteter Rechte und Gebräuche“ fordert.

(Fortsetzung folgt).

Die Aera der wirthschaftlichen Kartelle.

Von

einem rheinischen Industriellen.

Unter dem Titel „wirthschaftliche Kartelle“ hat das Septemberheft 1896 der Preuß. Jahrbücher einen interessanten Artikel aus der Feder des Herrn L. Pohle gebracht, in welchem die Kartelle als ein Produkt der modernen wirthschaftlichen Entwicklung bezeichnet werden. —

Vielleicht ist es gestattet, die Kartelle von einem anderen Standpunkte aus zu betrachten und zu beleuchten und zwar vom Standpunkte der Praxis aus, von Einem, der ihr Entstehen und Wachsen miterlebt und mitgemacht hat.

Wenn in dem genannten Aufsatz die Kartelle als „vertragsmäßige Vereinigungen von „selbständigen Unternehmungen““ definiert werden, welche den Zweck verfolgen, durch monopolistische Beherrschung des Marktes den höchstmöglichen Kapitalprofit zu erzielen, so ist damit über das Ziel geschossen.

Wenn Professor Bücher in der General-Versammlung des Vereins für Sozialpolitik über die Kartelle sagte: „Es entstehen dann außerordentlich kühne, aber auch unendlich komplizirte Gesellschaftsgebilde und wir bewundern die Fülle des Organisations-talents, das unsere Großindustrie zur Reife gebracht hat“, so möchte dieses Talent sein Gegenstück in den Bemühungen der Gelehrten finden, diese Gebilde zu klassifiziren und Schlüsse auf eine Wandlung in der Volkswirthschaft daraus zu ziehen.

Beide, Industrielle und Gelehrte geben sich große Mühe für eine Sache, die wohl bald von der Bildfläche verschwinden würde, wenn die Ursache, welche sie ins Leben gerufen hat, gehoben wäre. —

Daß der Zweck der Kartelle in einer Erhaltung, oder wenn sie zum Gesehungspreise in keinem richtigen Verhältnisse standen, in einer Erhöhung der Preise besteht, ist doch selbstredend; ebenso, daß die Kartellgründung in die Zeit rückgängiger Geschäftskonjunktur fällt; aber darin irrt Bohle, daß die Kartelle den natürlichen Lauf der Dinge, wonach fette mit mageren Jahren wechseln, aufzuhalten suchen, um ganz fette mit weniger fetten Jahren an deren Stelle zu setzen.

Er jagt: „Mit welchem Rechte kann denn der frühere (Verkaufs-) Preis beanspruchen, als der normale und natürliche angesehen zu werden“ und weiter: „Man wird den Kartellen das Selbstbestimmungsrecht bezüglich der Preise ihrer Produkte nehmen, und dem Staate bezw. einer Vertretung der Konsumenten-Interessenten einen gewissen Einfluß auf die Preise gestatten, analog etwa der Tariffhoheit, die der Staat gegenüber den Bahnen in den meisten Ländern besitzt.“

Es schweben dem Verfasser wohl die Einrichtungen früherer Zeiten vor, wonach von der Obrigkeit Produktionsquantum und Verkaufspreise nicht nur bei Lebens- und Genußmitteln, sondern auch bei Verkaufsgegenständen vorgeschrieben wurden, s. die Siegener Hütten- und Hammerordnung.

„Die Kartelle, äußert Bohle weiter, erscheinen somit als ein Taften und Suchen nach neuen vollkommeneren, unserer gegenwärtigen Kulturstufe besser angepaßten Formen der menschlichen Wirthschaft. Ihr Dasein ist eine Bestätigung der Anschauung, daß das System der freien Konkurrenz ebensowenig als eine für die Ewigkeit bestimmte Wirthschaftsverfassung angesehen werden kann, wie die Gesellschaftsordnungen, die ihm vorausgegangen sind.“

Dem möchte ich entgegenhalten, daß die Kartelle durchaus kein Taften und Suchen nach neuen vollkommeneren, unserer gegenwärtigen Stufe besser angepaßten Formen der menschlichen Wirthschaft darstellen, sondern lediglich das Ringen und Streben der Produzenten, dem ihnen unerträglich gewordenen und meistens unerklärlich gebliebenen fortdauernden Sinken der Preise ihrer Produkte einen Damm entgegen zu stellen. Auch die Kartelle sind nicht für die Ewigkeit gebaut.

Die menschliche Wirthschaft sucht nicht nach Formen, in denen sie sich bethätigt, sondern die Formen werden ihr durch andere Verhältnisse aufgedrungen, die Formen werden sich wiederholen, wie die Verhältnisse, welche sie bedingen, wechseln.

Weiter heißt es dann in dem Aufsatze:

„Um die Einführung der technischen Fortschritte, welche die Entwicklung der Naturwissenschaften in unserem Jahrhundert gezeitigt hat, in die Praxis des Wirthschaftslebens zu ermöglichen, war das System der freien Konkurrenz vielleicht die geeignetste Form der rechtlichen Ordnung des wirthschaftlichen Zusammenwirkens der Menschen.“

Es darf vielleicht daran erinnert werden, daß die Aera der freien Konkurrenz etwa von 1850—1878 gedauert hat, daß die größten und meisten technischen Fortschritte aber nicht in diese Zeit, sondern in die der Kartellbestrebungen und Bildungen fallen.

Bereits in den 30er und 40er Jahren bestanden in England und Frankreich Kartellbestrebungen, welche aber auf engere Kreise beschränkt waren; bei den damals noch wenig entwickelten Verkehrsverhältnissen hatten weitergreifende Vereinbarungen keinen Zweck. Eigenthümlich muß es erscheinen, daß, als mit den 50er und namentlich in den 60er Jahren neue Verkehrswege schnell hintereinander geöffnet wurden und immer neue Fabriken entstanden, diese Kartellbestrebungen aufhören und an ihre Stelle die freie Konkurrenz tritt, so daß selbst in dem so schutzöllnerischen Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich eine Freihandelspartei entstand und bei uns bekanntlich die Zölle ermäßigt und theilweise ganz beseitigt wurden, letzteres namentlich bei Getreide.

Während dieser ganzen Zeit hört man keine Klagen über schlechten Geschäftsgang und Dividenden von 10, 15, 20 und mehr Prozent waren an der Tagesordnung, ja man betrachtete damals eine Verzinsung von 10 % als die normale eines Industriepapieres, während man sich heute darüber aufhält, daß eine kartellirte Industrie es zu einer Dividende von 7—12 % bringt.

Damals waren die Verkaufspreise immer langsam steigende und wenn auch einmal auf eine Ueber speculation ein Jahr mit fallenden Preisen und ohne Gewinn folgte, so brachten die nächsten Jahre den Schaden wieder reichlich ein.

Die technischen Fortschritte waren vorhanden, gingen aber in geregelterm Tempo; ein Patentgesetz gab es damals bei uns nicht und konnten also Erfindungen nicht ausgebeutet, wohl aber Ge-

meingut werden, aber trotzdem übten sie auf die Preisbildung keinen wesentlichen Einfluß aus; die Gewinne waren und blieben befriedigende.

Ueber die Arbeiterverhältnisse damaliger Zeit weiter unten; Unzufriedenheit, namentlich sozialdemokratische Bestrebungen waren damals unbekannt.

Es kamen die Jahre 1872/3 mit ihren enorm hoch getriebenen Waarenpreisen und bald darauf der Fall und dann eine latente Krisis, welche sich durch dauernd fallende Preise kennzeichnete, als deren Erklärung immer die Ueberproduktion herhalten mußte, obgleich der Verbrauch immer zunahm und neue Fabriken zwar weniger entstanden, als vorhandene vergrößert wurden.

Als das Sinken der Preise nicht aufhören, und keiner Besserung Platz machen wollte, wie man es von früher gewohnt war, begann die Agitation für Schutzzölle und erfolgte deren Einführung i. J. 1879 mit späteren Erhöhungen für Getreide, wie bekannt. Trotz der Schutzzölle aber sanken die Preise immer langsam weiter und die Produzenten, welche von der Ansicht der Ueberproduktion, die mit dem Brustton der Ueberzeugung von fast allen Zeitungen gepredigt wurde, durchdrungen waren, suchten dem ruinösen Geschäft durch Verabredungen über gemeinsam zu haltende Verkaufspreise und einzuhaltende Herstellung entgegenzutreten; so wurde der Grund zu den heutigen Kartellen gelegt.

Um die Herstellungskosten nun möglichst zu vermindern, und in Einklang mit den gesunkenen Verkaufspreisen zu bringen, strengten sich die Techniker an neue Erfindungen zu machen und Verbesserungen einzuführen und es kam die Zeit der rapiden, technischen Fortschritte, welche in gleicher Weise wohl nicht noch ein ganzes Jahrhundert weiter gehen wird. Aber auch dadurch wurde das weitere Fallen der Preise nicht aufgehalten und wenn es sich nicht um eine patentfähige Erfindung, welche nicht umgangen und daher ausgebeutet werden konnte, handelte, hatten die Produzenten nie lange Freude von ihren Anstrengungen, denn bald hatten die weiter fallenden Preise die geringeren Gestehungskosten eingeholt, manchmal überholt.

In dieser Zeit macht sich auch das Großkapital bemerkbar. Die Produktionskosten zu vermindern hilft die Vermehrung der Produktion, wodurch die Generalkosten sinken. Während in der Zeit von 1850—75 weniger auf die Höhe der Produktionskosten gesehen wurde, weil die Verkaufspreise immer genügenden Nutzen

ließen, wurde später, als derselbe immer mehr zurückging, der Pfennig in der Hand herumgedreht. Die Vermehrung der Produktion war aber nur dem Großkapital möglich, ebenso die rasche Einführung von Verbesserungen, welche oft große Summen verlangte, und so sehen wir denn das Großkapital dominirend hervortreten.

Inzwischen waren aber auch die Ansprüche des Publikums an die Rentabilität der Industriepapiere bedeutend herabgestimmt, und heute ist man bereits mit einer Verzinsung von 4% zufrieden. Auch hierin wechseln die Ansichten. Aber es gelang auch nicht einmal, immer diese Rentabilität zu erzielen. Es sei nur an die rheinisch-westfälischen Kohlenzechen erinnert, welche in den 80er Jahren jährlich viele Millionen Mark verloren, weil sie ihre Kohlen unter den Gesehungskosten verkaufen mußten.

Ist es nun zu verwundern, wenn die Produzenten auf andere Mittel und Wege sann, ihre Lage zu verbessern?

Es wurde mit Vereinbarungen über die Verkaufspreise begonnen. Hier war es aber gerade das Großkapital, welches diese Vereinbarungen oft in brutaler Weise umging, um sich bei seinen geringeren Gesehungskosten den Löwenantheil am Absatz zu sichern, damit sich die Generalkosten auf eine möglichst große Verkaufsmenge vertheilen.

Der Verfasser des erwähnten Artikels hat wohl keine Ahnung davon, wieviel Mühe und Arbeit sowie Selbstverleugnung es gekostet hat, die Vereinbarungen Schritt um Schritt weiter und in Kartelle überzuführen, und wir können aus Erfahrung versichern, daß es den einzelnen Mitgliedern die größte Ueberwindung gekostet hat, ihre selbständige Stellung aufzugeben und dem Ganzen untergeordnet, mit dem Verkauf nichts mehr zu thun zu haben und diesen schablonenmäßig besorgen zu lassen.

Aber die Einsicht, daß in einem solchen festen Zusammengehen das einzige Mittel gefunden ist, die Preise auf einer Höhe zu halten, welche noch einigen Gewinn läßt, hat über alle Bedenken hinweggeholfen.

Es ist gar nicht undenkbar, daß solche Kartellbildungen allgemeinere, internationale Gestalt annehmen, wie es für einzelne Artikel schon der Fall ist, z. B. Sprengstoffe. Petroleum gehört nicht hierhin, weil es ein Artikel ist, der nur an einzelnen Stellen der Erde gefunden wird, und für solche Artikel ist das Kartell gegeben. Heute macht sich trotz Kartellirung inländischer Werke das Ausland zuweilen in unbequemer Weise durch Unterbietungen bemerkbar, und wenn dies andauern und vermehrt auftreten sollte, wären internationale Abmachungen keine Unmöglichkeit.

Die Kartelle verdanken also ihre Entstehung dem Verlangen, die immer sinkenden Verkaufspreise aufzuhalten und sie in Einklang mit den Gestehtungspreisen zu bringen; einen Zustand herbeizuführen, bei dem nur ganz fette mit weniger fetten Jahren abwechseln sollen, war nie zu erreichen gedacht worden. Möglich ist es ja, daß ein solcher sich für einige Zeit, namentlich wenn eine Konjunktur eintritt, entwickelt; für einzelne Artikel ist er auch dauernd möglich, aber nicht für alle unter Kartell stehenden, denn die ausländische Konkurrenz sorgt schon dafür, so lange mit ihr kein Abkommen getroffen ist, daß die Kartellbäume nicht in den Himmel wachsen.

Auch ist trotz aller Reize, welche das Kartell für den Beutel hat, das Bestreben der einzelnen Mitglieder, ihre individuelle Thatskraft ausüben zu können, zu groß, um die Kartelle fortbestehen zu lassen, wenn die Ursache, der sie ihre oft schwere Geburt verdanken, nämlich der auf den Preisen dauernd lastende Druck, gehoben sein wird.

Die deutschen Industriellen sind noch nicht soweit heruntergekommen, um sich gutmüthig in schablonenhafte Menschen des sozialen Zukunftsstaates umzuwandeln. Der äußeren Noth gehorchend, nicht dem inneren Drange, sind sie Kartellisten geworden oder werden es noch!

In dem genannten Artikel wird nun auch eine Lanze für den Zwischenhandel gebrochen, welcher durch die Kartelle geschädigt werden soll.

Noch bevor die Kartelle fest gefügt waren, d. h. als man mit Preisconventionen zc. sich gegen die sinkenden Preise zu schützen suchte, gingen die Produzenten dazu über, durch technische Erfindungen und Verbesserungen ihre Herstellungskosten zu vermindern, wie wir dies oben gezeigt haben. Es ist natürlich, daß der Produzent, welcher zur Zeit der steigenden Preise sich wenig da. um bekümmerte, mer seine Waren abnahm und sie durch die Zwischenhand verkaufte, als er nichts mehr verdiente, den Gewinn, den der Zwischenhändler machte, selbst einzustecken versuchte und sich deshalb mit dem Konsumenten direkt in Verbindung setzte. Wenn nun in dem Aufsatze darüber geklagt wird, daß die Selbständigkeit und die Bedeutung des Zwischenhandels durch die Kartelle untergraben wird, so sei daran erinnert, daß diese nur die Erbschaft ihrer Mitglieder angetreten haben, und es wird noch gezeigt werden, daß gerade der so sehr bedauerte Zwischenhandel es ist, welcher mit allen Mitteln eine Aera wieder steigender Preise, bei denen sein Weizen blühen würde, in unbegreiflicher Verblendung zu hintertreiben sucht, sich also sozusagen sein eigenes Grab gräbt.

Und nun zu den Arbeitern, welche, wie der Verfasser des betr. Aufsatzes sagt, durch die Kartelle in zweifacher Hinsicht geschädigt würden, einmal als Produzenten beim Verkauf der einzigen Waare, die sie anzubieten haben, ihrer Arbeitskraft, andererseits als Konjumenten beim Ankauf der Waaren, die sie benöthigen.

Doch zuvor einige Worte über die Arbeiterverhältnisse vor 1870, also in der kartellosten Zeit der steigenden Preise. Damals, bei sich entwickelnder Industrie waren genug Arbeitskräfte vorhanden, und jeder Arbeiter, der in einer Fabrik Beschäftigung fand, war dankbar dafür. Der Lohn, in Geld ausgedrückt, war nach unseren heutigen Begriffen niedrig, nach den damaligen aber genügend hoch, denn er war auf den Geldwerth der vorhergehenden Jahrzehnte begründet. Bei fallendem Geldwerth und demnach bei steigenden Waarenpreisen wurde er aber allmählich zu gering; es ist aber eine wohl feststehende Thatsache, daß die Löhne und Gehälter sich zu allerlezt dem veränderten Geldwerth anpassen. Damals gab es keine sozialdemokratischen Bewegungen unter den Arbeitern, weil ihr Lohn bei dem fallenden Geldwerth ihnen diesen Luxus nicht gestattete, den sie sich heute bei steigendem Geldwerth und höherem Lohn leicht leisten können. Aus mir mitgetheilten Lohnlisten habe ich die folgenden Tabellen zusammengestellt, welche bis 1893 reichen; jede ist von einem Werke und ist für dieselbe Kategorie Arbeiter fortgeführt, so daß sie also eine richtige Grundlage für die Beurtheilung der Lohnverhältnisse abgiebt. Die verschiedenen Werke liegen örtlich soweit von einander entfernt, daß keins durch das andere beeinflusst wird. Ich habe zur Illustration der Lohnbewegung eine Tabelle (D) über die auf einem Gute in der Nähe einer großen Stadt bezahlten Löhne beigelegt. Bemerket sei noch, daß bis heute alle Löhne noch gestiegen sind.

Aus den Tabellen ist zunächst eine stetige Aufwärtsbewegung der Löhne in den 50er und 60er Jahren festzustellen, dann ein Sprung 1871 - 73, dem eine Rückwärtsbewegung folgte, wie es ja natürlich war; diese hielt bis Ende der 80er Jahre an, um dann wieder einer Aufwärtsbewegung Platz zu machen. Nun fallen aber die Kartellbildungen alle in diese letzte Zeit der steigenden Löhne und es ist also die Behauptung, daß die Arbeiter durch die Kartelle in Bezug auf die Höhe des ausbezahlten Lohnes geschädigt werden, jedenfalls eine verfrühte, einstweilen noch durch nichts bewiesene.

Wie sich in dieser Beziehung die Zukunft entwickeln wird, ist eine andere Frage, auf die wir auch noch zurückkommen werden,

jedemfalls trifft es nicht zu, daß der Arbeiter durch die Kartelle heute schon geschädigt wird.

Tabelle A.

Jahr.	Dreistündiger Tagelohn. 12 Stunden.	
	M.	M.
1 24	—	0,68
1890	—	0,65
1889	—	0,65
1845	—	0,74
1848	—	0,66
1856	—	0,80
1865	1,60	1,40
1867	1,60	1,47
1869	1,60	1,43
1872	1,50	2,43
1873	2,05	3,03
1877	1,70	2,31
1880	1,55	2,17
1882	1,58	2,27
1884	1,60	2,28
1886	1,60	1,97
1888	1,67	1,88
1890	1,78	2,39
1892	2,—	2,58
1893	2,—	2,54

Tabelle B.

Jahr.	Zwölftägiger Verdienst eines Maschinenmählers. 12 Stunden.			
	M.	M.	M.	M.
1854	1,60	1,70	—	1,20
1857	1,70	2,—	—	1,30
1860	1,80	2,50	—	1,40
1863	2,—	2,50	—	1,40
1866	2,10	2,50	—	1,50
1869	2,10	2,60	—	1,60
1872	2,20	2,80	—	2,10
1875	2,70	3,40	—	2,40
1178	2,40	3,20	2,40	2,—
1881	2,40	3,—	3,—	2,—
1884	2,60	3,—	3,—	2,10
1886	2,65	2,60	2,85	2,—
1888	2,90	2,85	3,30	2,—
1889	2,85	2,95	3,50	2,10
1890	2,90	3,—	3,70	2,20
1891	2,90	3,—	3,60	2,30
1893	2,95	3,—	3,65	2,30

Tabelle C.

Jahr.	Zwölftägiger Verdienst eines Wirtforbearbeiters.		
	M.	M.	M.
1861	1,41	2,—	2,—
1863	1,60	2,—	2,—
1865	1,63	2,—	2,—
1867	1,83	2,—	2,—
1869	2,07	2,10	2,10
1871	2,57	2,25	2,30
1873	3,40	3,75	3,—
1875	2,90	2,70	2,75
1877	2,75	2,60	2,75
1879	2,60	2,75	2,50
1881	2,60	2,75	2,45
1883	2,60	2,75	2,45
1885	2,65	2,75	2,45
1887	2,65	2,75	2,45
1889	2,75	2,75	2,55
1891	2,85	2,80	2,65
1893	2,93	2,80	2,65

Tabelle D. *)

Jahr	Erster Pferdeknecht	Dritter Pferdeknecht	Tagelöhner	Erste Magd
1853	Mt. 125.—	Mt. 87.—	Mt. 105.—	Mt. 59.—
1863	" 186.—	" 109.—	" 138.—	" 78.—
1873	" 306.—	" 180.—	" 150.—	" 130.—
1883	" 306.—	" 183.—	" 165.—	" 150.—
1893	" 366.—	" 210.—	" 300.—	" 183.—

*) Der Lohn ist Jahreslohn und neben ihm erhält der Arbeiter volle Verpflegung. Neben den Löhnen von 1893 ist Kranken- und Invalidegeld zu bezahlen, was früher nicht der Fall war; ferner muß der Arbeitgeber diesen Leuten, weil zum Gesinde gehörig, in Krankheitsfällen vier Wochen lang volle Verpflegung und ganzen Lohn geben, wogegen die Krankenkasse dem Arbeitgeber 90 Pf. pro Tag vergütet; es bleibt also eine weitere Last resp. höher zu berechnender Lohn für den Landwirth.

Nun ist aber der in Geld ausgedrückte Lohn kein richtiger Maßstab für seine Höhe, weil dieser Maßstab eben auch kein fester ist.

Zu einem Rock ist eine bestimmte Anzahl Meter Stoff nöthig, um aber auf derselben Lebenshaltung sich zu bewegen, ist nicht immer der gleiche Geldbetrag nöthig, weil die Verbrauchsgegenstände nicht immer denselben Preis haben.

Nach Bohles Artikel nun sollen gerade diese dem Arbeiter durch die Kartelle vertheuert worden sein. Es macht den Eindruck, als wenn zur Begründung dieser Behauptungen mehr sozialistische Schriften, als die Wirklichkeit zu Rath gezogen worden wären.

Auch über die Kosten der Lebensbedürfnisse sind wir in der Lage, genaue Angaben zu machen.

Es kostete z. B. Weizen an der Londoner Börse:

1780/9	45 sh 8 p. p. Quater	1870/9	51 sh 4 p. p. Quater
1790/9	57 " 4 " " "	1880/4	42 " 9 " " "
1800/9	84 " 9 " " "	1885/9	31 " 7 ¹ / ₂ " " "
1810/9	91 " 4 " " "	1890	31 " 9 " " "
1820/9	59 " 10 " " "	1891	37 " 1 " " " *)
1830/9	56 " 9 " " "	1892	30 " 4 " " "
1840/9	55 " 11 " " "	1893	26 " 4 " " "
1850/9	53 " 4 " " "	1894/5	24 " 6 " " "
1860/9	51 " 8 " " "	1896	22 " 11 " " "

Die Preise der anderen Körnerfrüchte richten sich bekanntlich nach diesen.

Nach den Aufzeichnungen einer Konsumanstalt eines großen Werkes stellten sich die Preise verschiedener Konsumartikel wie folgt in Pfennigen p. Kilogramm:

	1871	1873	1875	1877	1879	1881	1883	1885	1887	1889	1891	1893
Naturbutter	226	230	232	260	220	240	220	200	200	230	220	220
Bohnen	26	26	30	28	29	34	30	27	28	28	30	24
Erbsen	26	24	32	32	29	34	32	27	34	26	30	28
ff. Weizenmehl	38	44	30	40	32	36	32	28	28	30	36	28
Rüböl	99	88	66	77	67	65	80	58	54	65	70	62
Petroleum	52	48	27	37	19	24	23	22 ¹ / ₂	22 ¹ / ₂	22 ¹ / ₂	20	19
Reis	40	34	32	36	36	36	32	28	28	28	30	28
ger. weiß. Speck	140	150	144	185	130	160	168	128	136	144	144	160
Schmalz	150	110	148	132	90	130	136	100	96	120	104	144
weiche Seife	40	44	40	40	44	40	40	32	32	32	34	36
harte Seife	60	60	60	60	56	56	56	40	40	40	40	40
raff. Zucker	114	114	108	116	96	92	92	64	64	72	68	72
Kartoffeln	6	6	5	7	8	6	8	6	6	8	9	3 ⁶ / ₁₀
Schwarzbrod	16 ² / ₃	15	15 ¹ / ₈	20	14	20	17	15	16	17	22	20

*) Schlechte Ernte in ganz Europa.

Aus dieser Tabelle geht hervor, daß die Preise dieser Artikel von 1871/72 bis 1893 um $14\frac{1}{2}\%$ gefallen, während die Löhne um ca. 9% gestiegen sind.

Dabei ist zu berücksichtigen, daß im Jahre 1871/72 die Löhne schon eine Steigerung durch den damaligen so lebhaften Geschäftsaufschwung erfahren hatten; nimmt man dagegen 1869 an, so ist dann bei den Löhnen im Jahre 1893 eine Erhöhung von $31\frac{1}{2}\%$ festzustellen.

Betrachtet man die Preise der einzelnen Artikel in der Konsumanstalt, so sind folgende: Naturbutter, Hülsenfrüchte, Speck und Schmalz im Durchschnitt etwas gestiegen und zwar wohl deshalb, weil sie in Folge besserer Löhne mehr gesucht sind, wie denn bekanntlich die Fleischpreise auch nicht gefallen sind, d. h. bei den Metzgern sind sie nicht gefallen, wohl aber bei den Landwirthen.

Eine Schädigung des Arbeiters hat also hier nicht stattgefunden. Nun kann man aber mit Recht sagen, daß unter den oben angeführten Artikeln keine kartellirten sich befanden.

Da nun die kartellirten Sprengstoffe und dergl. nicht zu den Konsumartikeln eines Arbeiters gehören, so wollen wir nur noch die Preise einiger anderen Konsumartikel anführen:

So waren die Preise einer für Arbeiterhemden zwar etwas zu leichten Messelforte von 80 cm Breite (die Preise der geeigneten Sorten konnten nicht ermittelt werden, haben aber im gleichen Verhältniß wie die leichteren Sorten geschwankt) im Großhandel:

1868 ca.	$34\frac{2}{3}$ Pf.	p.	Mtr.	1882 ca.	30 Pf.	p.	Mtr.
1870 "	$32\frac{1}{2}$	"	"	1884 "	29	"	"
1873 "	$35\frac{1}{2}$	"	"	1885 "	26	"	"
1876 "	$34\frac{1}{2}$	"	"	1888 "	25	"	"
1878 "	29	"	"	1891 "	25	"	"
1880 "	$30\frac{1}{2}$	"	"	1893 "	26	"	"

im Jahre 1893 einem Preisfalle von 24% seit 1871 entsprechend.

Graumelirtes Militärtuch, eine Standardforte, wonach alle anderen Wollartikel beurtheilt werden können, kostete

1858 Mk.	4,80 p.	Mtr.	1882 Mk.	4,60 p.	Mtr.
1861 "	4,72	"	1885 "	4,20	"
1864 "	4,80	"	1886 "	3,60	"
1867 "	5,62	"	1887 "	3,98	"
1870 "	4,38	"	1889 "	3,64	"
1873 "	5,07	"	1891 "	3,64	"
1876 "	5,10	"	1893 "	3,61	"

Also ein Preisfall von 18% von 1870—1893. Ferner ist zum Vortheile der Arbeiter die Anfertigung der Kleidungsstücke durch Maschinen eine wesentlich billigere geworden; während früher vor 1870 die sämtlichen Kleider von den Frauen der Arbeiter mit der Hand angefertigt wurden, was theuer war, geschieht heute alles mit der billig arbeitenden Maschine. Fertige Kleider werden zu Spottpreisen geliefert!

Also auch hier ist dem Arbeiter nur Vortheil erwachsen; vielleicht aber gehören diese Artikel auch nicht zu den durch Kartelle beeinflussten, unter denen der Arbeiter zu leiden hat.

Es bleiben nun noch Kohlen übrig von denen der Arbeiter aber soviel nicht gebraucht, daß es von bedeutendem Einfluß auf sein Budget sein könnte. Wie liegen nun hier die Verhältnisse?

Im Jahre 1869 kosteten Kohlen Thaler 15. — p. 100 Ctr. entsprechend Mk. 9. — p. Tonne, 1886 Mk. 5. — p. Tonne, 1892/3 Mk. 6. — p. Tonne, 1895, 6 Mk. 9 — 9½ p. Tonne, und bei der steigenden Tendenz p. 1897 Mk. 10. — bis 10.50 p. Tonne.

Auch hier ist kein Nachtheil für den Arbeiter zu erkennen, trotzdem das Kohlensyndikat eins der am schärfsten in alle Verhältnisse eingreifenden ist.

Auch über Petroleumpreise läßt sich der betreffende Artikel aus. Wir haben aber gezeigt, daß von 1871 bis 1893 der Preis um 61% gefallen ist.

Wir glauben also die Behauptung, daß der Arbeiter durch die Kartelle in zweifacher Weise geschädigt worden sei, an Hand von Thatfachen widerlegt zu haben. In sozialistischen Schriften zc. nimmt sich das Schlagwort vom armen Arbeiter, der unter den heute nothwendigen Kartellbildungen leidet, recht schön aus, wenn man der Sache aber auf den Grund geht, findet man durch Zahlen bewiesen, daß der Arbeiter bis jetzt in doppelter Hinsicht Nutzen gehabt hat: einmal erhält er effektiv viel mehr Geld als vor 1870 und zweitens kann er sich mit dem Gelde viel mehr anschaffen, als damals.

Es darf aber im Gegentheil wohl mit Recht behauptet werden, daß der Arbeiter sich nie so gut stand wie heute. Es geht dies auch aus seiner Lebensunterhaltung hervor, die nie so gut war wie heute. In einem in den Preussischen Jahrbüchern vom November 1895 erschienenen Artikel über den Fleischverbrauch im Mittelalter und in der Gegenwart von Rudolf Martin ist dies mit Zahlen deutlich belegt und nachgewiesen, in wie hohem Maße der Fleischverkehr p. Kopf der Bevölkerung gewachsen ist.

Ebenso ist es mit dem Bierkonsum. Jeder weiß, wie viele Brauereien seit 1870 entstanden sind und noch immer vergrößert werden.

Von einer nachtheiligen Beeinflussung der Arbeiterverhältnisse durch die Kartelle kann also ganz und gar nicht die Rede sein! Im Gegentheil, die Arbeiter haben nur Nutzen durch die Kartelle. Wenn die Kartelle, welche die Preise der verschiedenen Waaren heute halten, beseitigt würden, was bliebe den Produzenten denn anders übrig um existiren zu können, als die Löhne herunterzusetzen, oder die Betriebe einzustellen? Dann würde das eintreten, was der Verfasser des betreffenden Artikels fürchtet: die entlassenen Arbeiter würden die einzige Waare, die sie anzubieten haben, ihre Arbeitskraft anbieten müssen und auf den Markt drücken.

Von den sinkenden Preisen hat bisher nur der Produzent die Folgen getragen; trotz aller technischen Verbesserungen u. s. w., welche ihm gestatteten, seine Waare billiger herzustellen, hat er das andauernde Sinken der Preise nicht ausgleichen können und so hat er schließlich nach harten Kämpfen sich dazu entschlossen, es mit dem Kartell zu versuchen, durch welches er seine Selbständigkeit, was den Verkauf seiner Waare anbelangt, aufgegeben hat.

Der Arbeiter dagegen hat in Geld ausgedrückt, seitdem einen höheren Lohn in Empfang genommen, und da Alles, was er nöthig hat, nicht theurer geworden, sondern meistens im Preise gefallen ist, so steht er sich in doppelter Beziehung besser. Gerade durch das Kartell ist es dem Produzenten möglich gewesen, der für ihn unangenehmen Frage der Lohnherabsetzung noch aus dem Wege zu gehen und ist es also gerade das Kartell, welches dem Arbeiter seinen Lohn erhält. Aber auch die Kartelle werden das weitere Sinken der Preise nicht aufhalten, sondern für die einzelnen Artikel nur verzögern und so wird schließlich auch der Augenblick kommen, wo an die Herabsetzung der Löhne herangegangen werden muß, aber nicht die Kartelle sind es, welche es nöthig machen, sondern dieselbe Ursache, welche die Kartelle ins Leben gerufen hat, wird auch die Lohnfrage ins Rollen bringen.

Es muß nochmals wiederholt werden: Die Kartelle wären nie entstanden, wenn wir nicht in der Zeit der immer unaufhaltsam sinkenden Preise lebten, sie bezwecken das Sinken aufzuhalten; von 1850 - 1873 dachte kein Mensch an Kartellbildungen, weil damals die Preise eine allgemein steigende Richtung inne hielten.

Die Kartelle sind für die menschliche Entwicklung die denkbar

schlechteste Einrichtung und es wäre zu bedauern, wenn durch sie „neue, vollkommenerer, unserer gegenwärtigen Kulturstufe besser angepaßte Formen der menschlichen Wirthschaft“ gekennzeichnet wären.

Das Kartell, wobei die Thatkraft des einzelnen Individuums naturgemäß erschläfft, als eine vollkommenerer Form der menschlichen Wirthschaft bezeichnen zu wollen, scheint eine arge Verkennung der menschlichen Entwicklung zu enthalten und es wäre zu bedauern, wenn das nächste Jahrhundert die Menschheit dadurch in einen Zustand des geistigen Schlaraffenthums versetzen würde. Es hat für keinen Menschen dann noch Interesse etwas zu leisten, denn das Kartell sorgt schon dafür, daß die Verkaufspreise auf einer Höhe gehalten werden, welche einen mehr oder weniger hohen Gewinn läßt; wozu also irgend eine Anstrengung machen und: „des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlassen, er liebt zu sehr die allgemeine Ruh’.“

Die Kartelle sind vom praktischen Standpunkte aus betrachtet lediglich eine Folge unserer ganz verfehlten Währungsverhältnisse und werden mit der Ordnung dieser von der Bildfläche verschwinden.

Die von Herrn Professor Scharling in Kopenhagen in den Preussischen Jahrbüchern schon öfter ausgedrückte Ansicht, daß die Preise sich nach der Menge der vorhandenen Umlaufmittel und der Geschwindigkeit, mit der sie umlaufen, richten, ist leider nur zu wenig beachtet, und noch mehr zu bedauern ist es, daß sie sogar vielseitig noch bestritten wird, obgleich die meisten englischen und französischen Gelehrten ihr ganz beipflichten.

Seit 1873 haben die Umsätze in allen Geschäften eine damals ungeahnte Höhe erreicht, es sind also zu deren Bewältigung bedeutend mehr Geldmittel als früher nöthig; dabei sind Länder, wie die Vereinigten Staaten von der Papierwährung zur effektiven, viele andere zur sogenannten Goldwährung übergegangen, wobei diese aber eine Menge Gold einsperren so z. B. Rußland und es der Zirkulation anderer Länder entziehen.

Wir würden, wenn noch mehr Länder zur Goldwährung übergehen, noch immer zu keiner Stockung kommen, denn wir können auch mit noch weniger Umlaufmitteln und Surrogaten wirthschaften, als wir heute haben, nur würden die Preise noch mehr fallen, trotz aller Kartelle, die gebildet werden würden, um dem Preisdruck entgegenzuwirken und ihn aufzuhalten.

In dem Pohlischen Artikel wird eine Lanze für den durch die Kartelle geschädigten Zwischenhandel gebrochen.

Wenn die Produzenten die Kartelle eingerichtet haben, so thaten sie es, wie gesagt, um die ruinösen Verkaufspreise ins Verhältniß zu den Produktionskosten zu setzen.

Die Kartelle arbeiten dabei nicht billig, und sind gezwungen, unnöthige Ausgaben zu vermeiden, also vor allen Dingen in direkte Verbindung mit den Verbrauchern, natürlich mit Umgehung des Zwischenhandels zu treten.

Nun sind gerade in diesem die eifrigsten Anhänger und Vertheidiger der Goldwährung und auch nicht ohne Grund, denn wir behaupten, daß die ganze Währungsfrage eine Interessenfrage ist, bei der auf der Goldseite das mobile Kapital, oder der geringere Theil der Bevölkerung, auf der anderen die Produzenten, also die Masse steht. Der Zwischenhandel, welchem die durch den Silberfall oder das Agio in fremden Ländern billigen Bezugsquellen willkommene Gelegenheit boten, den inländischen Produzenten mit fremder Waare zu unterbieten und der dem inländischen Produzenten dann, nachdem er ihm durch den Bezug ausländischer Waare Angst eingejagt hatte, sein Produkt billig abnahm, sieht heute die geschlossenen Kartelle sich gegenüber, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn er gegen die Kartelle eifert.

Bisher hat der Zwischenhandel durch die Goldwährung Nutzen gehabt, jetzt fängt auch er an, den Schaden, den sie ihm verursacht, zu fühlen, aber anstatt gegen unser verkehrtes Währungssystem Front zu machen, greift er die Kartelle an, einerlei, ob durch deren Beseitigung der Produzent ruinirt wird!

Würden durch die Einführung der internationalen Doppelwährung die Preise wieder steigen und sie würden es sicher, so verschwänden die Kartelle langsam von der Bildfläche und auch der Zwischenhandel würde wieder zu seinem Rechte kommen, weil der Produzent, wenn ihm ein Gewinn bleibt, in der Regel lieber durch den Zwischenhandel, als an die verschiedenen Konsumenten verkauft.

Der Zwischenhandel hätte also das größte Interesse an der Beseitigung unserer jetzigen Währung, statt dessen ereifert er sich für ihre Erhaltung.

Die Kartelle sind also eine Folge unserer Währungsverhältnisse und werden nur so lange dauern, wie diese.

Es ist nicht zu leugnen, daß bei einzelnen Kartellen Ausschreitungen d. h. Ausnutzung der geschaffenen Lage vorkommen,

namentlich bei einer Konjunktur, aber es ist nicht erwiesen, ob der freie Verkauf der jetzt kartellirten Werke nicht zu noch weit höher getriebenen Preisen, also auch noch wesentlich größerem Nutzen führen würde. Dabei aber wäre wohl ein wesentlicher Unterschied zu beachten. Wenn in früheren kartellosen Zeiten solche Preissteigerungen stattfanden, so hat in den meisten Fällen der Zwischenhandel bei Zeiten den Produzenten die Waaren zu billigen Preisen abgekauft, mit denen er dann wucherte, und den Gewinn einsteckte. Bei Konjunkturen hat der Zwischenhandel die Preise immer weit mehr getrieben, als es heute seitens der Syndikate geschieht, aber das geschah seitens der Zwischenhand und dann ist es legitim!

Es ist aber schon dafür gesorgt, daß die Kartellbäume nicht in den Himmel wachsen. Die Kartelle sind keine Monopole, wie die Eisenbahnen. Wenn es in einem syndizirten Artikel zu gut geht, entsteht überall Konkurrenz und es muß dann das betreffende Kartell aufgelöst werden, wenn es nicht gelingt, den oder die neuen Konkurrenten aufzunehmen.

Auch giebt es noch ein Ausland und bei den im Allgemeinen immer sinkenden Preisen kommt auch der Zeitpunkt, wo es konkurrenzfähig wird, und dann muß das inländische Syndikat mit den Preisen herunter. Die Kartelle müssen schon vielfach für einzelne Industriezweige, welche z. B. nach dem Auslande arbeiten, oder von diesem hart bedrängt werden, Ausnahmepreise einräumen und von den Konsumenten werden schon Einkaufssyndikate geplant und sind in der Entstehung begriffen. Es wird dann mit der Zeit dahin kommen, daß die Ein- und Verkaufssyndikate für einzelne Interessengruppen mit einander verhandeln, Erscheinungen, welche Manchem als eine neue, vollkommenerere, unserer gegenwärtigen Kulturstufe besser angepaßten Form der menschlichen Wirthschaft erscheinen mögen.

Wenn oben nachzuweisen versucht wurde, daß die Interessen der Arbeiter durch die Kartelle nicht geschädigt sind, sie im Gegentheil die Konsequenzen der Währungs politik noch nicht empfunden haben, so sei zum Schlusse noch erlaubt der Ansicht Ausdruck zu geben, daß in vielleicht nicht zu langer Zeit auch hierin eine Aenderung eintreten wird und muß. Bisher haben alle technischen Errungenschaften zur Erniedrigung der Selbstkosten, alle Schutzzölle u. nur vermocht dem Sinken der Preise etwas vorauszuweilen, um schließlich immer wieder von ihm eingeholt und dann überholt zu werden.

Die Kartelle werden langsam, aber sicher demselben Schicksale verfallen.

An den Löhnen ist noch nicht gerüttelt worden, gehen aber die Preise, wie nicht anders zu erwarten ist, immer mehr zurück, wenn die Währungsverhältnisse nicht geändert werden, so müssen schließlich auch die Löhne deren Konsequenzen tragen und durch ein Heruntergehen die Herstellungskosten der Waaren im Verhältniß zu ihrem Niedergang zu vermindern beitragen.

Man kann auch sagen, sie werden sich dem durch die Goldwährung herbeigeführten gestiegenen Geldwerthe durch Sinken anpassen.

In England, wo man noch nicht zu Schutzzöllen und Kartellen übergegangen ist, müssen sich die Einflüsse der verfehlten europäischen Währungspolitik auf die Löhne natürlich eher fühlbar machen, als bei uns, wo der Lohn durch die genannten Maßregeln noch nicht von der Währung ergriffen ist. Wir sehen daher in England fortwährend Lohnstreitigkeiten. Während sie aber vor 1870 fast immer mit einem Siege der Arbeiter endigten, weil der Lohn sich nach den Gesetzen des Geldwerthes ebenso richtet, wie andere Waaren, unterliegen heute nach denselben Gesetzen die Arbeiter fast immer, wenn nicht eine augenblickliche Konjunktur die Niederlage etwas hinauschiebt.

Wenn bei uns das Kartell der Kohlenzehen einstweilen die Verkaufspreise halten konnte und daher ein Sinken der Löhne noch nicht eingetreten ist, liegen in England die Verhältnisse ganz anders und es ist interessant, einen Bericht hierüber zu hören: „Wenn wir die Kohlenindustrie von 1880 mit jetzt vergleichen, so finden wir eine Zunahme in der Produktion von über 40 %; das erscheint zwar befriedigend, wie ist es aber mit dem Werthe? Während 1880 ein Quantum von 146969409 Tonnen im Werthe von 62461998 Pfstrl. gefördert wurde, betragen im Jahre 1890 diese Zahlen 188277525 Tonnen im Werthe von 62729759 Pfstrl. Es hat also die Produktion um 28 %, der Werth aber nur um 0,03 % zugenommen! Was bedeutet dies nun für den Arbeiter, der nach der gleitenden Stala der Verkaufspreise bezahlt wird? Die Arbeiter müssen 28 % mehr leisten als früher! Wie wäre dies aber möglich, wenn nicht 25000 ländliche Arbeiter wegen Einstellung des Feldbaues aus ihrer gewohnten Beschäftigung, weil sie nicht mehr rentirt, entlassen wurden und sich, um den Lebensunterhalt zu verdienen, dem Bergbau zugewendet hätten! Wohin man daher in

Monmouthshire oder in Süd-Wales*) kommt, hört man seitens der Bergleute: „Wir haben keine Arbeit“ oder „es geht schlecht“ und das angesichts einer jährlich wachsenden Produktion.

Es wird jetzt durchschnittlich 5—4 $\frac{1}{2}$ Tage wöchentlich gearbeitet, in einigen Distrikten noch weniger, und sind allein hierdurch die Einnahmen der Leute um 25 % gefallen; eine weitere Verminderung ist durch das Sinken der Kohlenpreise entstanden, und man kann daher mit Recht behaupten, daß die Löhne in den letzten 15 Jahren um 50 % gefallen sind. Die vielen ruinirten Ladenbesitzer in Monmouthshire und andere von den Bergleuten abhängige Existenzen geben ein beredtes Zeugniß hiervon! Wie steht es nun mit den Aussichten für die Zukunft? Jeder neuen Konkurrenz ist die größte Aufmerksamkeit zu widmen und so ist denn für unsere Kohlen-Industrie die Konkurrenz von Japan zu befürchten, welche unseren Exporthandel nach dem Osten zu ruiniren droht.“ Es wird dann ausgeführt, daß Kohle von Wales zum heutigen Kurse von 2 sh. 2 $\frac{5}{8}$ d. nicht unter \$ 12,62 nach Singapore geliefert werden könnte, während japanische Kohle nur \$ 7,75 koste, und daß, wenn der frühere Kurs wieder bestände, englische Kohle nur \$ 6,66 in Singapore stehen, also ganz gut mit Japan konkurriren würde. „Der Verlust des östlichen Marktes wird daher auf die heimischen Preise drücken und die Lasten, welche der Bergmann davon zu tragen hat, noch vermehren.“

Ueber die Lage der Bergleute in den Zinngruben von Cornwall kommen dieselben Klagen und am 4. März wurde eine Interpellation im Hause der Gemeinen eingebracht, in der es u. A. heißt: „Es sind schon eine Menge Bergleute entlassen und die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo auch die letzte Grube wird aufgelassen werden müssen, denn der in Silber bezahlte Bergmann in den Straits Settlements muß mit tödtlicher Sicherheit den in Gold bezahlten Bergmann von Cornwall aus dem Verdienst treiben.“

Das ist die Lage des Arbeiters im kartelllosen England. Daß man dabei unseren Kartellen den Vorwurf macht, sie schädigten die Interessen der Arbeiter, ist schwer verständlich.

*) Es sind dies die Kohlendistrikte Englands, von denen ein bedeutendes Exportgeschäft in Kohlen stattfindet.

Stanislaus Hofius.

Von

Dr. Paul Simson.

„Gnädiger Herr, der Erdboden im Lande kann es nicht leiden, daß die Polen über die Preußen regieren sollen und Gewalt an ihnen üben“, so erklärte im Jahre 1552 ein wackerer Bürger der alten deutschen Stadt Danzig mannhaft dem polnischen Könige Sigismund August. Auf deutschem Kulturboden, der durch die Arbeit so vieler Generationen deutscher Erbbesitz geworden war, wollte damals der Pole herrschen, und es gelang ihm in der That, seine Herrschaft im Lande so aufzurichten, daß nur noch die großen Städte und wenige Landgebiete deutsch blieben. Der Kampf der deutschen und der polnischen Nation bestimmte durch Jahrhunderte die Geschichte des gesegneten Weichsellandes, Westpreußens, und auch heute, nachdem seit mehr als hundert Jahren über ihm wieder die preußische und die deutsche Flagge weht, sind die Ansprüche der Polen, die doch als Staat zu existiren aufgehört haben, nicht verstummt, ja vielleicht lauter und vernehmlicher denn je wird von ihrer Seite verkündet, daß Westpreußen ein polnisches Land, die Weichsel ein polnischer Fluß, Danzig eine polnische Stadt sei. Ohne in diesen Kampf eingreifen zu wollen, soll hier der Versuch gemacht werden, im Rahmen einer Biographie zu zeigen, wie das Polenthum im polnischen Preußen wachsen und erstarken konnte. Daß es ihm gelang, sich zum Herrn für eine lange Zeit aufzuschwingen und das Deutschthum zu bedrängen, das verdankt es nur seinem Bunde mit dem Katholizismus, und daß dieser Bund geschlossen wurde, ist vorwiegend das Werk eines Mannes, eines

Mannes — o Ironie der Weltgeschichte — von deutscher Herkunft, des Kardinals Stanislaus Hofius, Bischofs von Ermland.

Keine geschichtliche Entwicklung ist möglich ohne Ideen, die den Einzelnen bewegen, die die ganze Zeit erregen. Aber daß diese Ideen zur Geltung kommen können, daß sie zu wirklichen historischen Faktoren werden können, das wird stets erst dadurch möglich werden, daß Persönlichkeiten sich ihrer bemächtigen, die im Stande sind, sie in der Welt zu vertreten, sie im Kampfe zu vertheidigen, sie durchzusetzen gegen die Gegner, ihnen Bahn zu brechen und zum Siege zu verhelfen. Solche Männer, welche die Ideen tragen, welche sie durchführen, das sind die großen historischen Erscheinungen. Es sind Naturen, die im Kampfe und für den Kampf leben, die alles daran setzen, um ihre Ideale zu verwirklichen; sie sind es, die, wie man zu sagen pflegt, die Weltgeschichte ein Stück vorwärts oder unter Umständen wohl auch rückwärts zu schieben vermögen.

Ein solcher Mann, den man als Träger einer Idee im eminentesten Sinne bezeichnen kann, der dieser Idee sein ganzes Leben geweiht hat, und dem es vergönnt war, ihr auf einem gewissen Gebiete wenigstens, auf dem seines engeren Vaterlandes, zum Siege zu verhelfen, ein Mann, dessen Bedeutung in weiteren Kreisen trotzdem noch wenig gewürdigt ist, war Stanislaus Hofius. Polen gehörte zu den Ländern, in denen die Reformation verhältnißmäßig schnell siegreich vordrang. Daß dieses Land heute zu dem festesten Besitze des Katholizismus gehört, das ist in erster Linie auf seine Rechnung zu setzen.

Geboren im Jahre 1504 zu Krakau als Sohn eines aus Pforzheim eingewanderten deutschen Bürgers und einer deutschen Mutter, fühlte sich Hofius doch von vornherein als Pole, wenn auch das Deutsche seine Muttersprache war und blieb, wie wir aus seiner fast durchweg deutsch geführten Korrespondenz mit seinen Verwandten ersehen. Diese seine Stellung als Pole und fanatischer Katholik ist für das polnische Preußen, an dessen Spitze er einst treten sollte, verhängnißvoll geworden. Deuththum und Protestantismus gingen von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an in Westpreußen ebenso Hand in Hand wie Polenthum und Katholizismus. Zur Zeit von Hofius' Jugend war es nicht so: da war Polen vielmehr auf dem besten Wege, ein protestantisches Land zu werden.

Früh schon waren die reformatorischen Lehren von Deutschland her nach Polen gekommen und namentlich durch Kaufleute und

Studenten verbreitet worden. Bereits 1520 schien dem Könige ein Dekret nothwendig zu sein, durch welches er die Einführung, den Verkauf und die Lektüre von Luthers Schriften bei Strafe der Verbannung verbot. Vor Allen fiel der Adel mit Begeisterung der neuen Lehre zu, da er zugleich durch sie die Macht der Geistlichkeit brechen wollte, die allein für ihn ein Hinderniß zur Erwerbung der vollen Herrschaft im Staate bildete. Dazu kam der rasche Siegeszug der Reformation durch das ehemalige Ordensland, dessen Beherrscher ja der erste Fürst war, der energisch die Konsequenzen der neuen Anschauungen zog. An ihm, dem größten Vasallen ihres Königs, konnten die polnischen Protestanten stets auf einen Rückhalt rechnen. Aber auch die polnische Geistlichkeit zeigte sich bald nicht allzu abgeneigt, sich von der alten Kirche zu trennen. So hieß es z. B. von dem Bischof von Krakau, daß er in den Fasten Fleisch esse, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt billige, ja sogar das Wort Kaiser Friedrichs II. von den drei großen Betrügern Moses, Muhammed und Christus wiederholt habe. Auch so mancher andere unter den Bischöfen war von Kezerei, ja von Freigeisterei nicht fern. König Sigismund I. freilich schritt strenge gegen die Protestanten ein; so haben namentlich die preußischen Städte 1526 schwer seinen Arm wegen der religiösen Neuerungen fühlen müssen. Aber als nach seinem Tode sein Sohn Sigismund August 1548 den Thron bestieg, da schien sich der vollkommene Anschluß Polens an die Reformation leicht vollziehen zu sollen. Der König war religiös indifferent, ja den Protestanten selber geneigt. Er war für das Abendmahl in beiderlei Gestalt, für die Messe in der Volkssprache und die Gestattung der Priesterehe. Man erwartete, daß er formell seinen Abfall vom Katholizismus vollziehen würde; allein er that es nicht, ebenso wie sein Zeitgenosse und Verwandter, der deutsche Kaiser Maximilian II.; ja er lenkte ebenso wie dieser in seinen späteren Jahren wieder in die Bahnen der schärferen katholischen Richtung ein. Unter ihm aber machten die Protestanten immer mehr Fortschritte, etwa die Hälfte der Mitglieder seiner ersten Reichstage zählte sich der neuen Lehre zu.

Bald nach dem Regierungsantritte Sigismund Augusts kam Hofius in eine maßgebende Stellung, zunächst als Bischof von Culm, und damit beginnt die religiöse Reaktion ihr Haupt zu erheben. Wir wollen einen Blick auf den Werdegang des Retters des polnischen Katholizismus bis zu diesem Augenblicke werfen.

Sein Vater Ulrich Hofen nahm in Krakau eine angesehene

Stellung ein und stieg später bis zum königlichen Procurator von Wilna auf, wo er auch seinen lebhaft ausgeprägten kirchlichen und wohlthätigen Sinn durch die Erbauung eines Dominikanerklosters und eines Hospitals bewies. Der Zug der ganzen Familie war ein streng religiöser, und er ist es, der dem Knaben Stanislaus sich früh aufprägte, um ihn nicht mehr zu verlassen. Früh bezog der junge Hofius die Universität Krakau und widmete sich hier humanistischen wie theologischen Studien. Mit großem Eifer studirte er die lateinischen Klassiker und eignete sich so ein ungemein elegantes Latein an, das uns in allen späteren Erzeugnissen seiner Feder entgegentritt. Als junger Akademiker schon wandte er sich in zwei recht giftigen Elegien gegen die Bewunderer und Anhänger Luthers, „des rasenden Mönches,“ dem er in Ausdrücken höchster Bewunderung Erasmus von Rotterdam gegenüberstellte. Charakteristisch ist ein Vorfall, den sein Biograph Rescius aus seiner Studienzeit erzählt. Er hatte vertraute Freundschaft mit einem jungen preußischen Adligen Fabian von Zehmen geschlossen. Als dieser einst krank lag, besuchte ihn Hofius oft und fand eines Tages unter seinem Kopfkissen ein häretisches Buch. Da sprang er auf und rief: „Das ist das Fieber, welches dich so quält! Du ruffst selbst das Leiden herbei, du wirst nicht früher gesund werden, bis du den ganzen Wust der Kezerei von dir geworfen haben wirst.“ Mit diesen Worten schleuderte er das Buch in das Feuer des Kamins und schrieb sich dann das Verdienst an der bald eintretenden Genejung seines Freundes zu.

Hofius war als Student dem Krakauer Bischof und königlichen Unterkanzler Tomicki aufgefallen, der ihn in sein Haus aufnahm und es ihm ermöglichte, daß er seine gelehrte Bildung noch auf den italienischen Universitäten vervollständigen konnte. So ging er 1529 nach Bologna, von da nach Padua und dann wieder nach Bologna zurück, wo er 1533 den juristischen Doktorhut erwarb. Er spielte als Student eine gewisse Rolle. Er ist nämlich 1532 Sprecher einer Deputation, die, um die Berufung des berühmten Humanisten Bonamicus nach Bologna zu bewirken, zu dem Stadtpräfekten und auch dem päpstlichen Legaten Campeggi geschickt wurde. Beide im besten Latein gehaltenen Reden des Studenten sind uns noch erhalten. Die italienische Zeit wurde von Hofius zur Anknüpfung mannigfacher Beziehungen mit Gelehrten verschiedener Nationen, mit denen er später in dauerndem Briefwechsel blieb, benutzt. Ganz von selber kam er in dieser Zeit zur Be-

schäftigung mit kirchlichen und religiösen Streitfragen. Aber weit entfernt, auf dem kritischen Boden der italienischen Gelehrtenschulen seinen orthodoxen Ansichten untreu zu werden, befestigte er sich nur immer mehr in ihnen.

1534 nach Polen zurückgekehrt, trat er in den Dienst seines Protektors Tomicki und war namentlich unter ihm auch in der königlichen Kanzlei thätig. Hier arbeitete er sich in die Geschäfte ein und wurde besonders zu Arbeiten herangezogen, die Wärme des Gefühls und eleganten Stil erforderten. Nach dem Tode Tomickis, dem er eine traurige Elegie widmete und dessen Leben er beschrieb, ging er in den Dienst seines Nachfolgers Choinzki über und erwarb bald großen Einfluß. Auch nach dessen Tode blieb er ständig in der Kanzlei thätig, wurde 1538 königlicher Sekretär und bearbeitete namentlich als solcher die preußischen Angelegenheiten, wozu ihn seine Kenntniß der deutschen Sprache besonders geschickt machte. Daneben erwarb er eine Reihe von Pfründen, Kanonikate in Ermland, Krakau und Sandomir und zwei Pfarren, in denen er auch hie und da als Geistlicher wirkte. Seine Hauptthätigkeit war aber den Diensten des Königs gewidmet. Aus dieser Zeit ist uns ein Denkmal seiner Fähigkeit, mit Schwung und Wärme zu schreiben, in einem Briefe erhalten, den er im Namen Tomickis 1535 an den Thronfolger schrieb, um ihm Lehren über seine Studien und seinen Lebenswandel zu geben. Mit offenem Freimuth regt er ihn unter Heranziehung von Beispielen aus dem Alterthum zur eindringlichsten Arbeit an und bittet ihn, stets der Frömmigkeit treu zu bleiben. Gern wurde er zur Ausarbeitung von Reden herangezogen, die ein Anderer bei irgend einer offiziellen Veranlassung zu halten hatte. Stets sehen wir ihn in dieser Zeit von dem Gedanken erfüllt, daß die Einheit der Kirche gewahrt, die Ketzerei mit Stumpf und Stil ausgerottet werden müsse. Sorgfältig muß jeder Bischof, so rath er auf einer Synode, über den Lebenswandel seiner Diözesanen wachen, damit keine Irrlehren eindringen. Strenge ist das einzige Mittel, nur kein Mitleid, das hier dasselbe bedeutet wie Nachlässigkeit. Die Kirche ist ihm nur eine. Ob die römische Kirche eine andere sei als die christliche, fährt er eine Danziger Deputation an, die 1544 wegen religiöser Fragen an den Hof zitiert ist. Eines der höchsten Ziele der Bischöfe soll die Wiedergewinnung der Dissidenten für die Kirche sein; das zu erreichen, wünscht er als Sprecher des Krakauer Kapitels ein Jahr darauf dem neu erwählten Bischof Maciejowski. Namentlich

liegen ihm auch die religiösen Dinge Preußens am Herzen, das ihm vom Abfall am meisten bedroht erscheint.

Neue Ausichten eröffneten sich der Reformation mit dem Tode Sigismunds I; neue Gefahren der alten Kirche. Schon in der letzten Lebenszeit des alten über 80jährigen Königs schreibt Hofius über den Thronfolger: „Die Zustände in seiner Umgebung sind jämmerlich, wenn Gott uns nicht gnädig ist, so ist es um uns geschehen.“ Er fordert den Bischof Dantiscus von Ermland auf, die polnischen Bischöfe an ihre Pflicht zu erinnern. „Denn groß ist ihre Nachlässigkeit, um nicht zu sagen ihr absichtliches Augenzudrücken. Herr, errette uns, wird sind verloren! Schon haben die Reichsboten auf dem Reichstage als ersten Artikel die Predigt des reinen Wortes Gottes vorgeschlagen.“ Als der König gestorben war, durfte Hofius seine elegante Latinität und Beredsamkeit in einer Leichenrede beweisen, die der Kanzler Maciejowski hielt.

Bald erhoben die Neuerer unter dem jungen Könige auch im eigentlichen Polen Kühner ihr Haupt. In Krakau heirathete 1549 ein Priester, ohne bestraft zu werden; denn namentlich war der dortige Bischof Maciejowski mild in seiner Gesinnung und ließ alles geschehen, so daß in seiner Diözese das Lutherthum sich rasch ausbreitete. Da setzten die eifrigen Katholiken in seiner Umgebung ihre Hoffnung auf Hofius, der großen Einfluß auf jenen besaß, und baten ihn, den Bischof zu energischem Vorgehen anzustacheln. Ueberall trat Hofius als der Vertreter der strengen Lehre auf und scheute sich nicht, in den klarsten Worten seine Ansichten auszusprechen. So hatte er auch den Leslauer Bischof Zebrzydowski ermahnt, seiner Diözese erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken, mußte aber von ihm sich vorhalten lassen, daß sein Brief voll schwerer Beleidigungen, wilder Anklagen, offenkundiger Verleumdungen und scharfer Kränkungen gewesen sei, und er sich lieber um seine eigenen Angelegenheiten kümmern solle. Aus der Antwort läßt sich wohl schließen, in welcher Tonart der fromme Hofius seinen Brief gehalten hatte.

Es war mittlerweile die Zeit gekommen, wo Hofius zu höheren Würden aufsteigen sollte. Schon Sigismund I hatte die Absicht gehabt, ihm bald zu einem Bisthume zu verhelfen. Die Erfüllung dieser Absicht blieb seinem Sohne vorbehalten. Noch 1548 starb der ermländische Bischof Dantiscus, der ein eifriger Gönner des Hofius gewesen war, und ihm folgte der Culmer Bischof Tidemann Giese. Da beeilte sich Sigismund August, der Hofius trotz seines

religiösen Fanatismus als treuen Diener der polnischen Sache erkannt hatte und schätzte, ihn auf den zweiten preussischen Bischofsstuhl zu bringen. Die Haupttriebfeder dabei war jedenfalls der Wunsch, in Preußen selbst, das man schon lange ganz zu polonisieren hoffte, eine feste Stütze zu gewinnen. Freilich stand der Verwirklichung dieses Planes das preussische Privileg gegenüber, daß nur geborene Preußen auf die bischöflichen Stühle des Landes gelangen durften, und so war ein lebhafter Widerstand von preussischer Seite zu erwarten. Dieser blieb auch nicht aus, so daß die Polen Mühe hatten, Hofius' Ernennung durchzusetzen. Glänzend wurde er den Preußen in einem Briefe Maciejowski's anempfohlen, der rühmte, Hofius sei so gelehrt, so fromm, so sittenrein, daß sein Name schon beinahe sprichwörtlich verwandt werde, so daß man einen besonders ausgezeichneten Mann „Hofius“ zu nennen pflege. Auch habe er ein solches Interesse und eine solche Liebe für Preußen, daß das die Zugehörigkeit zu diesem Lande durch Geburt erzeuge und daß er von der Vorsehung zum preussischen Bischofe bestimmt zu sein scheine. Das Mißtrauen der Preußen ließ sich aber nicht so leicht beruhigen, und so wurde Hofius, um ihn dem Streit zu entziehen, zunächst als Gesandter zu König Ferdinand und Kaiser Karl V. nach Deutschland geschickt, eine Reise, von der er erst im Frühjahr 1550 zurückkehrte. Auch jetzt war noch der Widerstand der Preußen zu überwinden, die durchaus auf ihrem Recht bestanden. Wenigstens wollten sie Hofius einen ihnen genehmen Roadjutor mit dem Rechte der Nachfolge begeben, um für die Zukunft geschützt zu sein. Darauf wollte der neue Bischof sich durchaus nicht einlassen, versprach ihnen aber feierlich, daß er die Privilegien des Landes wahren und besonders dafür sorgen würde, daß nicht wiederum ein Pole zu einem preussischen Bischofe gemacht werden würde. Im Namen der preussischen Stände trug er diesen Wunsch auch dem König vor; doch läßt es sich kaum in Abrede stellen, daß seine Worte nicht seinen Wünschen entsprachen. Er gab sich auch nach Sitte der Zeit den Anschein, als ob er die bischöfliche Würde nicht annehmen wolle, aber aus Stellen seiner Briefe geht deutlich hervor, daß das nur Form war, daß er vielmehr freudig in das neue hohe Amt überging, um hier seinen Idealen zum Siege zu verhelfen. „Ich werde auch gegen den Willen der Preußen Bischof von Culm sein, wenn es so Gottes Wille ist,“ schreibt er noch von Prag an seinen Freund Kromer.

Nur kurze Zeit wirkte Hofius in seiner Diözese Culm, aber

er zeigte gleich, was von ihm zu erwarten war. Zu seinem Sprengel gehörte Thorn, eine der Städte, in denen die Reformation schnellen Eingang gefunden hatte. Er hielt es nun für seine Pflicht, hier einzuschreiten, und reiste nach Thorn. Er erschrak über die vielen Neuerungen im Gottesdienst, die er hier vorfand, und ermahnte den Rath und einen Schulmeister, der ihm als Haupturheber derselben genannt wurde, umzukehren und nicht von den alten Bräuchen abzuweichen. Er ließ sich in lange Disputationen mit jenem ein, hatte aber keinen Erfolg. Zu energischem Vorgehen kam es nicht, da er bald seinen Bischofsitz wechselte.

Denn bereits im Oktober 1550 war der neue ermländische Bischof Giese nach wenig über einjähriger Regierung gestorben, und der König nahm Hosius als seinen Nachfolger in Aussicht. Einerseits war es Brauch, daß die Culmer Bischöfe auf den höher stehenden ermländischen Sitz befördert wurden, andererseits wünschte Sigismund August, den nun schon erprobten Mann auf jenem wichtigen Posten zu haben: denn der ermländische Bischof bekleidete zugleich die Stelle des Präsidenten der ständischen Vertretung Preußens, des Landesrathes. Aber würden sich die Preußen, die nur eben mit Mühe über die Erhebung des Polen zum Culmer Bischof beruhigt waren, diese Beförderung auf den ungleich einflußreicheren Platz gefallen lassen? Und in der That regte sich der heftigste Widerstand sowohl beim Domkapitel als bei den preußischen Landesrathen. Nur durch einen offenbaren Gewaltakt gegen die Rechte des Kapitels konnte von polnischer Seite die Wahl durchgeführt werden. Freilich versicherte Hosius dem Kapitel und später den Ständen, daß dieser Fall nicht mehr vorkommen und daß er, obwohl gegen die Privilegien gewählt, doch stets die Rechte des Landes vertreten werde. Aber was wollte das Versprechen besagen, hatte er doch ein ähnliches nach seiner Ernennung zum Bischof von Culm abgegeben, und dieses war schon gebrochen worden! Was mußten die zum großen Theil eifrig für ihr Deutschtum eintretenden und der Reformation anhängenden Stände besorgen, wenn ein Pole und so fanatischer Katholik, wie Hosius es war, an ihre Spitze trat? Dem Eindringen des Polenthums war damit Thür und Thor geöffnet, nicht minder der religiösen Reaktion. Denn das war klar, daß Hosius Alles daran setzen würde, um dem Katholizismus in Preußen wieder zum vollen Siege zu verhelfen, und daß ihm dazu jedes Mittel recht sein würde. Von jetzt an schließt sich für Preußen die enge Verbindung von Polenthum und

Katholizismus, denn nur, wenn er sich auf das rekatholisirte oder zunächst zu rekatholisirende Polen stützte, konnte Hosiuz darauf rechnen, auch in Preußen in konfessioneller Beziehung Fortschritte zu machen.

Daß Hosiuz so recht das Haupt der eifrigen Katholiken Polens war, hatte sich schon während der Kämpfe um seine Wahl gezeigt. Im Sommer 1551 hatte der Gnesener Erzbischof eine Provinzialsynode nach Petrikau berufen und zu ihr auch Hosiuz, obwohl er nicht zu seiner Kirchenprovinz gehörte, eingeladen. Hosiuz war freudig dem Rufe gefolgt und hatte unter den polnischen Kirchenfürsten eine bedeutende Rolle gespielt.

Es sollte in Petrikau über die Bekämpfung der Ketzer, aber auch über die Läuterung der eigenen Kirche berathen werden. Es wurden in den Berathungen die Dogmen der Kirche diskutiert, und da sich manche Uneinigkeit unter den Bischöfen herausstellte, so wurde Hosiuz ersucht, ein Glaubensbekenntniß als Grundlage aufzustellen. Er unterzog sich dieser Aufgabe und legte nach wenigen Tagen einen Entwurf vor, welcher allgemeinen Beifall fand. Ja, die versammelten Bischöfe wollten, daß er sofort gedruckt werden und als allgemeines Glaubensbekenntniß gelten solle. Hosiuz aber wollte seine Schrift erst vervollkommen, und so gewährte man ihm eine längere Zeit. 1553 erschien dann ein erster Theil ohne Hosiuz' Namen unter dem Titel „Confessio fidei catholicae christiana“, der sich sogleich als Gegenstück zu Melanchthons Confessio Augustana gab. Erst 1557 kam der zweite Theil heraus; beide zusammen umfassen über 400 Seiten in Großfolio. Dieses Werk hatte einen gewaltigen Erfolg bei den Katholiken nicht nur Polens, sondern der ganzen Welt. Zu Lebzeiten des Verfassers erschienen noch 31 Auflagen davon und zahlreiche Uebersetzungen, sogar in die entlegensten Sprachen, wie die arabische und armenische.

Schritt für Schritt ist diese Arbeit eine Kampfschrift: überall wird der lutherischen Lehre die katholische gegenüber gestellt, überall die Uebereinstimmung dieser mit dem reinen Christenthum nachzuweisen gesucht. Durch sie drang Hosiuz' Namen in die weitesten Kreise, Katholiken und Protestanten beschäftigten sich gleich eingehend mit ihr. Sie erwarb ihm im katholischen Lager Beinamen wie „Säule der Kirche,“ „Tod Luthers,“ „Hammer der Ketzer,“ in dem der Protestanten solche wie „Gott der Papisten“, „aller Papisten Doktor“ und andere.

Die ersten beiden Jahre seines ermländischen Episkopats war Hosiuz hauptsächlich mit der Abfassung der Confessio fidei beschäftigt.

Aber er richtete seine Augen auch bereits auf die Kezerei in seiner Diözese; in seiner nächsten Nähe stand sie in voller Blüthe, bei den selbstbewußten und stolzen Bürgern von Elbing. Hier kündigte 1552 der Geistliche Peter Erfam unter Duldung des Rathes von der Kanzel der Hauptkirche herab an, daß er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilen wolle, und stellte sich nicht dem bischöflichen Gericht, vor das Hofius ihn in Folge dessen berief. Erst als dieser ein königliches Mandat ausgewirkt hatte, verließ der auffällige Prediger die Stadt. Um die Befehrerung der Elbinger nachhaltig zu vollziehen, entschloß Hofius sich zu einem längeren Aufenthalte in ihrem Orte. Er hielt hier Reden vor dem Rath, den Ordnungen, der Gemeinde, den Handwerkern, er wandte sich an die Einzelnen, disputirte mit ihnen, lud Kezer zu diesem Zwecke zu Tisch, gab sich alle mögliche Mühe, um die kezerischen Ansichten auszurotten, aber Alles war vergebens: die Elbinger blieben in ihrer großen Masse starrsinnig bei ihrer Kezerei. Nach sechs Wochen verließ er unverrichteter Sache die Stadt und versuchte nun, durch die weltliche Macht seine Gegner zu unterwerfen. Doch die Elbinger ließen sich auch durch verschiedene königliche Mandate nicht rühren. Hofius wandte aufs Neue alle Mittel an, um sein Ziel zu erreichen, aber keines hatte den gewünschten Erfolg. Es war ihm Herzenssache, die größte Stadt seiner Diözese beim alten Glauben zu erhalten, wir ersehen das aus seinen ausführlichen eigenhändigen Aufzeichnungen über den Streit, der bis 1558 währte. Da erhielt Elbing sein freie Religionsübung zusagendes Privileg vom König, wie Danzig es schon ein Jahr zuvor durchzusetzen gewußt hatte. Hofius hatte hier sein Spiel verloren. Mehr Glück hatte er in seiner ehemaligen Diözese Culm, aus deren Hauptstadt ihm die Vertreibung des lutherischen Rectors der höheren Schule, Hoppe, gelang, der dann allerdings von den trotzigen Elbingern mit offenen Armen aufgenommen und an die Spitze ihres Gymnasiums gestellt wurde. Auch nach einer anderen Seite versuchte er über sein Bisthum hinauszugreifen, indem er sich bemühte, den Herzog Albrecht von Preußen zu bekehren, aber natürlich ohne Erfolg.

Im Innern seiner Diözese jedoch hielt er jede kezerische Meinung fern, und das gelang ihm, abgesehen von Elbing, auch sehr gut. Zunächst suchte er meist durch persönliches Zureden zu wirken; half das nichts, so verwies er die Halsstarrigen aus seiner Diözese. So forderte er 1552 einen Schneidergesellen, der sich dem katholischen Gottesdienst nicht fügen wollte, auf, sich von ihm bekehren

zu lassen, und ließ ihn, als er nicht erschien, aus dem Lande schaffen. Von einem Arzt, der ihm seine Dienste anbot, verlangte er, daß er in den Schooß der Kirche zurückkehre, sonst könne er mit ihm nichts zu thun haben. „Denn es steht einem katholischen Bischöfe, dem die Sorge der Seelen anvertraut ist, nicht an, einen akatholischen Arzt für seinen Leib zu halten.“ Kein Nichtkatholik durfte in seinem Gebiete Land erwerben. Dem zu Folge verächtete er das Erbrecht von Lutheranern. Als ein reicher Edelmann Albrecht von Doseinen starb, verlangte er von den Erben den Nachweis ihres reinen Glaubens und ließ die ihm Verdächtigen mit Brechung des Rechtes nicht in den Besitz der Erbschaft treten. Stets ist er auf der Spur von Kettern, hat er einen gefaßt, so sucht er durch harte Behandlung seinen verstockten Sinn zu brechen: in Einzelhaft, bei Wasser und Brod, soll er den verlorenen Glauben wiederfinden. Durch so drastische Maßregeln gelang es dem eifrigen Seelenhirten, seine Heerde ziemlich rein zu halten.

Namentlich erkannte er auch die Wichtigkeit der Gewinnung des heranwachsenden Geschlechtes und sorgte durch genaue Ueberwachung der Schulen, indem er sich selbst um die Persönlichkeit der Lehrer kümmerte, dafür, daß nicht Verbreiter kegerischer oder nur irgendwie verdächtiger Lehren angestellt wurden. Auch gegen das Eindringen evangelischer Schriften traf er umfassende Maßregeln. Schon seit 1554 war er darauf bedacht, die Jesuiten, deren große Bedeutung besonders für die Jugendbildung er erkannte, nach seiner Diözese zu ziehen, aber erst zehn Jahre später hatte er damit Erfolg.

Während er so die Reinheit des Glaubens in seinem unmittelbaren Gebiete wahrte, hatte er auch fortwährend sein Augenmerk auf ganz Polen, auf die ganze Kirche gerichtet. Gewaltige Ausdehnung nahm sein Briefwechsel in dieser Zeit an, über ganz Europa erstreckte er sich. Im Mittelpunkte seiner weitverzweigten Korrespondenz stehen stets die kirchlichen Fragen, und unter ihnen vor allen der Kampf gegen die religiösen Gegner. Besonders interessirten ihn ehemalige Protestanten, die zum Katholizismus zurückgekehrt waren. Mit einer ganzen Reihe solcher Konvertiten aus aller Welt stand er in dauerndem Briefwechsel und hat gerade sie vielfach als Werkzeuge zu gebrauchen verstanden.

Innerhalb des polnischen Episkopats war seine Stellung sehr angesehen: er wurde allgemein neben dem Erzbischof von Gnesen als sein geistiges Haupt betrachtet. Demgemäß wirkte er auch auf verschiedenen Synoden stets in erster Linie als sein Vorkämpfer.

ungefchreit hielt er feinen Amtsbrüdern einen Sittenspiegel vor und ward nicht müde, fie zu chriſtlichem Leben und zum Kampf gegen die Keger anzuspornen. Auch durch Streitschriften suchte er zu wirken. Die bedeutendſte von ihnen iſt die Widerlegung der Prolegomena von Brenz. Die Schrift des bekannten radikalen württembergiſchen Proteſtanten Brenz war von dem ehemaligen Biſchofe, ſpäteren lutheriſchen Prädikanten Bergerio mit einem Vorworte verſehen und König Sigismund Auguſt von Polen gewidmet und zugeſchickt worden. In dieſer Geſtalt hatte ſie ſich in Polen ſchnell verbreitet und der evangeliſchen Sache großen Vorſchub geleistet. Um ihr entgegen zu treten, ließ Hofius 1558 eine Confutatio drucken, die er ebenfalls dem Könige widmete. In ihr führt er dem Könige vor, daß das Eindringen der proteſtantiſchen Lehre Polen große Gefahren bringen werde und daß namentlich die ſo ſchädliche Kirchenspaltung unter allen Umſtänden vermieden werden müſſe. Die Schrift ſchließt mit einem nachdrücklichen Appell an den König, auf keine Weiſe zu dulden, daß die Neuerer auf religiöſem Gebiete in ſeinem Reiche Fortſchritte machen, und ſie mit der äußerſten Strenge zu unterdrücken.

Es war damals die Zeit, in der in ganz Europa der Katholizismus zu ſchärferem Kampfe ſich erhob, in der Papſt Paul IV. überall hin ſeine ſtreitbaren Worte erſchallen ließ. Schon längſt war Hofius dem Papſte als eifriger Kämpfer bekannt, ſollte er doch 1551 als Vertreter des polniſchen Königs und Klerus zum Konzil nach Trient geſchickt werden. Doch da hatte Moriz von Sachſen das Konzil aus einander gejagt, und Hofius war daheim geblieben. Seitdem aber ſtand Hofius in direkter Verbindung mit dem heiligen Stuhle; namentlich auf ſein Drängen hin war 1555 ein päpſtlicher Legat Lippomanno nach Polen geſchickt worden, der aber durch übereifriges Auftreten der katholiſchen Sache mehr geſchadet als genützt hatte. An ihn hatte Paul IV. Lippomanno gewieſen, um ſich Rath zu holen. Als der Papſt dann wieder an die Berufung des Konzils dachte, da ſchrieb er an Hofius mehrere ſo ſchmeichelhafte wie dringende Briefe, in denen er ihn einlud, nach Rom zu kommen, da er die Dienſte eines ſo hervorragend frommen, gelehrten und erfahrenen Mannes bei den Vorbereitungen für das Konzil durchaus nicht entbehren könne. Hofius war bereit, dieſem Ruſe zu folgen; denn er glaubte, auf dieſem größten Schauplatze, den es für die Katholiken gab, ſehr Nützliches wirken zu können. Freilich fürchtete er, daß ſeine Diözefe ſchlecht aufgehoben

sein werde, aber was verschlug das dem Wunsche des Papstes und den neuen Ausichten, die sich ihm boten, gegenüber! An seine Pflicht als Präsident des Landestrathes dachte er gar nicht, die politischen Dinge waren ihm eben gleichgiltig, soweit sie nicht mit den religiösen zusammenhingen. Ob er sich den Verpflichtungen gegen das Land Preußen, dessen oberster Vertreter er war, entzog, das machte ihm nichts aus. Dem Rufe des Papstes gegenüber gab es kein Wenn und kein Aber für ihn. Dagegen weigerte sich der König eine Zeit lang, ihn ziehen zu lassen, wohl, weil er seine Dienste bei der geplanten engen Vereinigung Preußens mit Polen nicht missen wollte. Doch gab er schließlich nach. So trat Hofius im Sommer 1558 seine Reise nach der Hauptstadt der Christenheit an, die er am 1. September erreichte.

Er trat in den unmittelbaren Dienst des Papstes, ohne aber sein Bisthum Ermland aufzugeben, nahm also eine ganz exzeptionelle Stellung ein. Paul IV. schätzte ihn ungemein hoch: er soll gesagt haben, seit er Hofius kenne, habe er aufgehört, die übrigen berühmten Männer seiner Zeit zu bewundern. Den Kardinalshut, den der Papst ihm anbot, schlug Hofius aus. Es ist wohl glaublich, daß das Motiv dabei für ihn die Furcht war, daß man glauben könne, er sei nur aus persönlichem Ehrgeize nach Rom gegangen. Bei dem Charakter des Mannes muß als absolut feststehend gelten, daß ihm wirklich die Sache, die Möglichkeit nämlich, für seine Bestrebungen einen weiteren Boden zu finden, bei seinem Entschlusse, dem Rufe des Papstes zu folgen, allein bestimmend gewesen ist.

Auch unter dem folgenden Papste Pius IV. blieb Hofius der Mann des höchsten Vertrauens. Er wurde von ihm 1560 nach Wien geschickt, um mit Kaiser Ferdinand I. die nöthigen Verhandlungen über die Berufung und Bescheidung des neu zusammen tretenden Tridentiner Konzils zu führen. Seinen Zweck erreichte er bei dieser Mission vollkommen. Das Konzil war durch Ferdinands Bereitwilligkeit gesichert. Höchst interessant und charakteristisch für den Mann sind seine Bemühungen während seines Wiener Aufenthalts, den dem Protestantismus geneigten Thronfolger Maximilian der alten Kirche zurückzugewinnen. In einer Reihe langer Unterredungen über alle das Herz denkender Männer bewegende kirchliche Fragen ging er gegen des Erzherzogs ketzerische Ansichten vor. Mit der größten Ausführlichkeit suchte er sie zu widerlegen, und wenn man ihm und seinem Biographen Rescius glauben kann, so es gewesen, der den vollständigen Abfall des späteren Kaisers

Maximilian II. zum Protestantismus verhindert hat und so vielleicht auch indirekt als Retter des Katholizismus in Oesterreich zu betrachten ist.

Nach Rom zurückgekehrt, wurde er vom Papste mit dem Kardinalpurpur und der Ernennung zum Legaten auf dem Konzil belohnt. Auch jetzt sträubte er sich, die neue Würde anzunehmen, aber nur formell. Freilich war die Entrüstung in Polen darüber groß, daß er sich so ganz seinem Vaterlande und seinen Verpflichtungen gegen dasselbe entzog. Von seinen Gegnern angeregt, drang diese Anschauung auch in die Kreise ihm näher stehender Männer. Auf dem Marienburger Landtage im Sommer 1561 beschloßen die preußischen Stände, den König zu ersuchen, ihm sein Bisthum zu entziehen, da er durch seine lange Abwesenheit nicht im Stande sei, seine Pflichten zu erfüllen. Doch er erklärte jetzt, er sei vom Papste berufen, und es heiße, nicht Christ sein, wenn man ihm nicht gehorche. Er war bereit, lieber sein Bisthum aufzugeben, als sich dem direkten Dienste des Papstes zu versagen. Dieser trat selbst in verschiedenen Schreiben an den König und polnische Große unter Betonung seiner hohen Verehrung für Hosius zu dessen Gunsten ein. So beruhigte sich denn die Erregung allmählich wieder. Mochte es doch den Preußen auch gar nicht so unerwünscht sein, den ihnen so gefährlichen Mann nicht im Lande zu haben. Der leicht zu lenkende König erklärte sogar schließlich, daß er sich über die Hosius zu Theil gewordene Auszeichnung sehr freue.

So zog der polnische Bischof im Sommer 1561 nach Trient, wo er zu den maßgebendsten Persönlichkeiten der erlesenen Versammlung zählte. Er nahm hier während der ganzen Zeit eifrigen Antheil an den Verhandlungen und namentlich auch an der Feststellung des Glaubensbekenntnisses, das von nun an für die katholische Kirche maßgebend sein, also dasselbe bedeuten sollte wie seine *Confessio fidei*, die auch auf die Verathungen nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Hatte Hosius in Trient gewissermaßen im Mittelpunkte der gesammten katholischen Welt gestanden, so kehrte er 1563 nach Beendigung des Konzils auf einen bescheideneren Schauplatz, in sein Bisthum, zurück, aber nicht so sehr, um sich ihm zu widmen, als um die Durchführung der Tridentiner Beschlüsse für Polen zu bewerkstelligen. Er blieb dabei dauernd weiter in päpstlichen Diensten und hat daher seinen Aufenthalt in der Heimath auch nur als eine Besuchsreise betrachtet.

In seiner Abwesenheit hatte der Protestantismus doch auch in seiner Diözese Fortschritte gemacht und besonders in Braunsberg Boden gewonnen. Gleich nach seiner Rückkehr suchte er ihn auszurotten. Er berief den Rath von Braunsberg und erklärte ihm, daß er jeden Bürger, der am Oſtertage nicht das Abendmahl in der katholischen Kirche nach altem Ritus nehmen würde, austreiben werde. Vergebens bat der kranke Bürgermeister für sich um Aufschub. Fast Alles fügte sich, einige wenige besonders glaubenstreue Protestanten wanderten aus. Dabei wunderte sich der Kardinal, daß in Danzig von Zwangsmaßregeln seinerseits gesprochen werde: es war ihm ganz natürlich, daß er solche Mittel anwenden müsse. In dieser Weise waltete er auch weiter in seinem Gebiet und mit solchem Erfolge, daß noch über hundert Jahre nach seinem Tode kein Evangelischer im Ermlande zu finden war.

Dazu kam ein Anderes. Schon seit 1554 war er unablässig bemüht gewesen, die Jesuiten in seine Diözese zu ziehen. Damals war der Plan an dem Mangel deutscher Angehöriger des Ordens, die zur Jugendbildung geeignet gewesen wären, gescheitert. Dann hatte Hofius in Trient mit dem Jesuitengeneral Lainez des Längeren über diese Lieblingsidee verhandelt mit dem Erfolge, daß ihm die Sendung einiger Mitglieder der Gesellschaft Jesu zugesagt wurde. Von einer Synode und dem Domkapitel ließ er sich die Mittel zur Errichtung eines Seminars zur Heranbildung der Geistlichen bewilligen, und so trafen die ersten Jesuiten, die im November 1564 in Heilsberg, der Hauptstadt des Bisthums, erschienen, schon vorbereiteten Boden. In Braunsberg wurden die fremden Gäste in einem verlassenen Franziskanerkloster untergebracht. Anfangs wollte es mit dem Erblühen des Priesterseminars nicht recht gehen, namentlich wegen Streitigkeiten unter seinen verschiedenen Nationen angehörenden Mitgliedern; aber durch unausgesetzte Begünstigung durch den Bischof kam es schließlich zur Blüthe. Von Braunsberg aus verbreitete sich die Gesellschaft Jesu mit der ihr eigenen Ausdehnungsfähigkeit und Hartnäckigkeit durch ganz Polen, indem sie von Hofius allen seinen Amtsbrüdern angelegentlichst empfohlen wurde. Nun hatte die katholische Sache gewonnenes Spiel: denn, wo die Jesuiten erst einmal irgend welche Erfolge erzielten, da setzten sie auch mehr durch: die Erfahrung wurde in Polen ebenso wie in Oesterreich und anderen Ländern gemacht. Ihre Fortschritte waren bald sehr bedeutend. Ihre Gelehrsamkeit, ihre Beredsamkeit, ihre eifrige

Seelsorge, ihr zweckmäßiger, sittlicher Lebenswandel thaten Wunderdinge. Nicht nur die Katholiken, sondern auch die Evangelischen schickten ihre Söhne zu ihnen in die Schulen. Durch sie wurden die Katholiken im Glauben befestigt, die Evangelischen zum Uebertritt bestimmt. Gewaltig war die Zahl der Konvertiten: nicht weniger als 10 000 Seelen sollen durch sie in den Jahren 1566 bis 1568 in Polen bereits der alten Lehre zurückgewonnen worden sein. Mit lebhafter Freude verfolgte Hofius ihre Entwicklung. Gerade durch die Berufung der Jesuiten und seine weitere Fürsorge für sie hat er das meiste für den polnischen Katholizismus gethan. Die Jesuiten in Polen sind sein Produkt, sie haben in langsamer, unablässiger Arbeit gewirkt, und das Resultat war die völlige Unterdrückung der Dissidenten, die völlige Unterwerfung des Volkes unter die Geistlichkeit, mit einer der Gründe für den späteren Untergang Polens.

Noch etwas kam dazu. Es war das die Einrichtung der ständigen Nuntiaturs in Polen, die ebenfalls den Bemühungen des ermländischen Bischofs ihre Begründung verdankt. Namentlich durch die von Hofius veranlaßte Entsendung des ihm geistesverwandten Nuntius Commendone im Jahre 1564 wurde der Katholizismus in Polen mächtig gefördert. Diesem Manne gelang es, dem Abfall in den Kreisen der höheren Geistlichkeit nachdrücklich zu steuern und Polen ganz fest an die Kurie zu knüpfen.

Hofius war in dieser Zeit eifrigst bemüht, auf den König und die weltlichen und geistlichen Herren im Sinne seines strengen Vorgehens gegen alle Ketzer und der vollen Durchführung der Tridentina einzuwirken, und er konnte mit Befriedigung große Erfolge verzeichnen. Diesen diente auch seine literarische Feder, die er wieder für mehrere Streitschriften in Bewegung setzte. Nur in Preußen selber hatte er, abgesehen von seinem Bisthum, wenig Freude. In langen Kämpfen mühte er sich wieder ab, um in Elbing die Reformation zu unterdrücken. Um hier zum Ziele zu gelangen, wirkte er beim König die Entsendung einer Kommission aus, welche die Freiheit Elbings und Danzigs unterdrücken sollte. Dem Könige war damit auch gebient, da er Preußen jetzt endgiltig seinem Reiche eingliedern wollte und den Widerstand der beiden mächtigen Städte dagegen fürchtete. Hofius, der als Präsident der preussischen Stände eigentlich der Führer gegen polnische Bedrückungen hätte sein müssen, war es so vielmehr, der veranlaßte, daß die Hauptvorkämpfer der Preußen, die protestantischen großen Städte, lahm gelegt wurden.

Denn in Elbing wurde durch die Kommission der Rath gestürzt und die Polenfreunde ans Ruder gebracht, und Danzig bekam durch sie, obwohl es mehr auf der Hut war, als die Schwesterstadt, einen so langwierigen Prozeß angehängt, daß es zu scharfem Auftreten in der nächsten Zeit nicht im Stande war. Die politischen Dinge waren Hofius, das zeigte sich auch hier wieder, völlig gleichgiltig; ihm handelte es sich nur um die Durchführung seiner reinen Lehre. Den preußischen Ständen erklärte er, daß den beiden Städten recht geschehe; das komme davon, daß man von der Religion abgewichen sei. Es war ein Unglück für Preußen, daß damals dieser Mann an der Spitze stand, als es sich um die Frage handelte, ob das Land nicht ganz polnisch werden sollte. Da zeigte sich Hofius in den Lubliner Verhandlungen von 1569, die zur vollständigen Eingliederung Preußens in Polen führten, als verschlagener Diplomat. Er lavirte den Preußen gegenüber hin und her; bald zeigte er ihnen seine Sympathieen, bald zog er sich vorsichtig zurück, man mußte erkennen, daß von ihm nichts zu erwarten war. Und doch wußte er es stets so einzurichten, daß er der Sprecher der Preußen war. Auf dem Reichstage selbst, auf dem ihm die hohe Ehre zu Theil wurde, daß sich bei seinem ersten Eintritt die ganze Versammlung mit dem Könige erhob und er den ersten Platz über dem Gnesener Erzbischof erhielt, erklärte er, daß die Union aller polnischen Landestheile ein ganz schönes Ding sei, aber daß viel wichtiger sei eine Union im Glauben und die Vernichtung der Kegerci. Hier zeigte sich so recht, wie seine kirchlichen Interessen alles überwogen und immer zum Durchbruch kamen. Er that nicht das Geringste für die Erhaltung der preußischen Freiheit. Durch seine politische Indifferenz ist Preußen unterlegen, durch sein feindseliges Auftreten gegen die deutschen Evangelischen ist die Union zu Stande gekommen, das Deutchthum Westpreußens schwer bedrängt worden. Das werden ihm die deutschen Westpreußen nimmermehr vergessen können!

Schon vor Beendigung des wichtigen Lubliner Tages kehrte Hofius nach Rom zurück, um Polen und das Ermland nicht mehr zu betreten. Es zog ihn mächtig wieder nach dem Mittelpunkt der Kirche, wo er so lange ehrenvoll gewirkt hatte, und auch in Rom verlangte man seiner. Sein Name war dort im besten Andenken geblieben. So war seine Kandidatur bei der Papstwahl von 1565 ernstlich in Frage gekommen, hatte doch der Kardinal Simonetta ihm in allen Wahlgängen seine Stimme gegeben. Freudig zog Hofius



im August 1569 davon, auch im Fortgehen noch seiner Thätigkeit sein Siegel aufdrückend. Denn er übergab seinem Freunde, Landsmann und Gefinnungsgenossen Martin Kromer seine Stellvertretung und empfahl ihn zum Koadjutor im Bisthum. Er handelte damit aufs Neue im Widerspruch zu seinen Versicherungen von 1550 und 1551, wenn er selber einen Polen sich zum Nachfolger setzte. Doch was verschlug ihm das, wenn es sich um das Wohl der Konfession handelte! In der That entbraunte ein lebhafter Streit mit den Ständen, die sich den Polen nicht aufzwingen lassen wollten, aber unterlagen. Kromer wurde wirklich Koadjutor und nach Hofius' Tode 1579 Bischof von Ermland. So hatte Hofius noch für die weitere Verbreitung und Erhaltung seiner Lehren gesorgt und konnte über die Sicherung derselben im Ermlande beruhigt sein, während er sich jetzt ganz der Gesamtkirche widmete, freilich ohne die polnischen Verhältnisse je aus dem Auge zu lassen.

In Rom erschien er als einer der würdigsten Vertreter der Kirche, für die er dauernd thätig blieb. Auch literarisch wirkte er noch bis ins hohe Alter hinein. Außer kleineren Schriften und seiner gewaltigen Korrespondenz ist es namentlich eine Widerlegung der Magdeburger Zenturiatoren, die ihn beschäftigte, ohne daß er sie aber noch geschrieben hätte. Von den verschiedenen Päpsten wurde er sehr geehrt. Gregor XIII., mit dem ihn Freundschaft von der italienischen Studienzeit her verband, erhob ihn 1573 zu der hohen Würde des Pönitentiaris maior. Auch diesmal weigerte er sich in schon gewohnter Weise, bis er sich endlich zur Annahme entschloß. Noch fast 6 Jahre wirkte er in diesem Amte, dann starb er am 5. August 1579 während eines Landaufenthaltes in Capranica bei Rom nach kurzer Krankheit.

Die Trauer in der katholischen Welt war groß, mit Recht; denn sie hatte einen Mann verloren, der ihr ganz angehört und sich ganz für ihre Ziele eingesetzt hatte, einen Mann, zu dem jeder Katholik von seinem Standpunkte aus mit der größten Verehrung aufblicken konnte. Der Protestantismus dagegen war von einem furchtbaren Gegner befreit worden. Von beiden Seiten ist natürlich über den Mann sehr verschieden geurtheilt worden: den Katholiken erscheint er ein Engel, den Protestanten seiner Zeit ein Dämon. Als Heiligenleben giebt sich auch noch die Biographie des ermländischen Domherrn Eichhorn von 1854, obwohl sie sonst eine tüchtige, quellenmäßige Arbeit ist. Dem unbefangenen Historiker kommt es zu, diese Erscheinung sub specie aeternitatis

zu betrachten, Alles an ihr zu verstehen zu suchen: das führt zur Erkenntniß und richtigen Beurtheilung. Wahrlich, wir haben es mit einer Persönlichkeit zu thun, die es wohl der Mühe werth erscheinen läßt, einen gründlichen Blick auf ihren Charakter zu werfen.

Vor Allem ist festzuhalten, daß Hofius eine durchaus sittenreine Erscheinung, ja eine mönchisch angelegte Natur war. Schon in früher Jugend wollte er, um seinen mönchischen Neigungen nachzukommen, in den Dominikanerorden eintreten und konnte nur mit Mühe von seinen Eltern davon zurückgehalten werden. Er hatte die allergeringsten weltlichen Bedürfnisse, das können wir seinem Biographen wohl glauben, der nicht müde wird, seine Keuschheit, sein ganzliches Freisein von weltlichen Lüsten hervorzuheben; spricht doch sein ganzes Leben dafür. Seine Unbestechlichkeit war in jener Zeit, wo in Polen Alles dem Gelde offen stand und „wo das Korruptiren so gemein war, daß es für keine Schande mehr gehalten wurde“, über allen Zweifel erhaben. Selbst sein Ehrgeiz war ein rein kirchlicher, nur um der Sache Gottes, wie er meinte, zu dienen, strebte er weiter auf der hierarchischen Stufenleiter. Er war überaus anspruchlos an die Genüsse des Lebens: in rastloser Thätigkeit verbrachte er seine Tage, selbst bei der Mahlzeit vielfach mit Disputationen oder Lektüre beschäftigt. Mit Interesse für die Wissenschaft verband er ein riesiges Gedächtniß; sein lateinischer Stil wurde allgemein als hervorragend anerkannt, sein theologisches Wissen war weit umfassend.

So hat es ihm an Anerkennung auch von gegnerischer Seite nicht gefehlt. Es wird überliefert, daß Melancthon gesagt haben soll: „Wenn Hofius kein Papist wäre, so wäre er der gelehrteste Mann des Jahrhunderts.“ Die Glaubensverwandten verehrten ihn als Säule der Religion, als Augustinus seiner Zeit. Zur höchsten Verehrung mußte sie die gewissenhafte Erfüllung der kirchlichen und religiösen Uebungen veranlassen, an der er es niemals fehlen ließ, auch wenn ihm wegen körperlicher Schwäche Absolution ertheilt wurde. Ueber die Vorchrift hinaus legte er sich freiwillige Bußübungen auf, indem er oft fastete und sich mit Ruthen nicht nur, sondern spitzigen Dornen geißelte und eiserne Ketten um den Leib wand. Er war wohlthätig gegen die Armen, aber nur, wenn sie fromme Katholiken waren. Die guten Werke hielt er für das schätzbarste Mittel zum Seligwerden. So spricht er sich einmal aus: „Die Lutherischen begraben ihre Todten mit dem Liedelein: die gutten werck die gelten nicht, so swaren wir in

die helle. Wolt Gott, das wir ihr vil hetten, der gutten wercke, sie kondten nicht nur woll gelten; wer denselben die wirde entzeucht, so sie im glauben geschehen, der entzeucht die wirde dem teuren blutt des herrn Christi, mit dem sie besprenget sein, und will eittel und unnutz machen das sterben Christi, der do deshalb gestorben ist, nicht das wir sprechende, das wir gleuben, mochten alle huberey treiben und in derselben beharrenden, fur sich uns tresten, das wir in das himelreich komen mochten, sonder das unsere wercke, die da von sich selbst nichts werdt sein mochten, mochten werdt sein, mochten gelten bey gott, mochten vordinstlich sein des ewigen lebens, dieweil sie mit dem teuren blutt des herren Christi besprenget sein“.

Er war freundlich gegen seine Untergebenen, herzlich gegen seine Verwandten, von der größten Rücksicht und Zärtlichkeit gegen seine Freunde. So mancher Herzenston kommt in seinen Briefen zum Durchbruch. Auch gegen Konvertiten und Männer, die er zu bekehren hoffte, war er die Freundlichkeit selbst. So führte er einen überaus freundschaftlichen Briefwechsel mit dem der lutherischen Lehre geneigten Danziger Bürgermeister Johann Brandes, den er dem alten Glauben zurückzugewinnen hoffte.

Aber dieser selbe Mann war von der größten Rücksichtslosigkeit und Brutalität, wenn es den Kampf gegen verhärtete Ketzer galt. Von seinem Vorgehen in seiner Diözese ist die Rede gewesen, ebenso davon, daß er dem Könige stets zur äußersten Strenge rieth. Es war seine Lebensaufgabe, die Kirche zu erhalten, er hielt es für seine ihm von Gott vorgeschriebene Pflicht, die Schafe seiner Heerde zu zwingen, ihre Gemeinschaft nicht zu verlassen, er meinte, er müsse die Widerspenstigen bekehren oder unschädlich machen. Es sei grausam, einen Menschen zum Ketzer werden zu lassen, d. h. ihm dem Teufel zu überantworten. Der Kampf gegen die Ketzer ist ihm die wahre Humanität, er ist der Kunst des Arztes zu vergleichen, der auch die widerstrebende Natur des Kranken zur Gesundheit zwingt. Mit Ueberzeugung stimmt er denen bei, die die Ketzer mit dem Tode bestrafen wollen. Voller Freude hört er die Nachrichten von dem Vorgehen der blutigen Maria in England, von der Bartholomäusnacht in Frankreich. Er preißt katholische Studenten in Krakau, die einen Straßentumult gegen die Evangelischen veranstaltet hatten und dafür hingerichtet waren, als selige Märtyrer. Er rath unausgesetzt, die Ketzer im ganzen Reiche zu unterdrücken, ihnen die bürgerlichen Rechte abzu-

sprechen, keiner von ihnen soll ein Staatsamt bekleiden, keiner Grundbesitz erwerben dürfen. Die Versprechungen, die die Könige den Kettern gegeben haben, seien hinfällig und dürfen gebrochen werden. Alle evangelischen Sekten sind ihm in gleicher Weise Kinder des Teufels. Diese Lehren wurden von der größten Bedeutung, da ihre Durchführung in Polen zum größten Theile seinem Einfluß gelang.

Und welcher leidenschaftlichen Sprache bedient sich Hofius gegenüber den Evangelischen! Luther ist ihm ein Uebelthäter und Antichrist, seine Lehre nicht Evangelium, sondern Kakangelium, das fünfte Evangelium, Satanismus. Die Lutheraner sind ihm nicht Christen, nicht Evangelische, sondern Eigenwillige und Satansdiener, die Alle den Tod verdient haben. Seinen Gegner Bergerio bezeichnet er als einen nichtswürdigen Zwei- oder Vierfüßer. Jeder Ketzer ist ihm auch ein Feind des Vaterlandes, da dieses durch ihn ins Verderben gestürzt wird. Dieser Kampf gegen die Ungläubigen ist ihm heilige Sache, um deretwillen er Alles zu ertragen bereit ist. „Wir sein stets in dem gewesen und haben uns des bevolien, das wir bei allen leuten freuntschaft erlangen und feindschaft vermeiden mochen; sonder aber wo es des herren Christi sache angehen, müssen wir uns keiner feindschaft und unwillen befurchten. Ja, solte uns die ganze welt feindt sein, wenn der herr Christus unser freundt bleibt, so achten wir es nichts.“ Um dieses Kampfes willen sprach er freimüthige Worte zu den Mächtigen der Erde, deren Lauheit er tadelte. Ja, er ersahnte sich in ihm das Martyrium mit derselben Glaubensinbrunst wie die Christen der Frühzeit und seine begeisterten protestantischen Zeitgenossen.

Diesem Kampfe gegenüber trat für ihn Alles andere zurück, und es hat wohl kaum einen Tag gegeben, an dem er nicht für ihn gewirkt hat, kaum einen Brief in seiner riesigen Korrespondenz, in dem nicht von ihm die Rede ist. „In allen Lagen und Vorgängen,“ sagt sein Biograph und Schüler Rescius, „war seine vorzüglichste Sorge die Sache Christi, alle seine Absichten glaubte er mit ihr in Einklang bringen, durch alle seine Reden und Aussprüche sie unterstützen zu müssen. Mochte es sich um Krieg oder Frieden, um die Union oder eine Steuer, um die Gütereinziehung oder eine Gesandtschaft handeln, stets verkündete er nach Pauli Vorchrift Christus, predigte die Kirche, vereinigte das Himmlische mit dem Irdischen.“ Für andere Dinge konnte er sich nicht erwärmen. Sei in erster Linie Christ, in zweiter Papist, in dritter Monarchist,

hat er öfter als einmal erklärt. Als Pole hat er sich wohl gefühlt, doch erst in letzter Linie — macht er doch einmal einem Amtsbruder Vorwürfe über den Gebrauch der polnischen Sprache in seinen Briefen statt der lateinischen — als Preuße gar nicht. Es war in dem Manne ein Gefühl von Kosmopolitismus, wie es der katholischen Kirche überhaupt eigen ist, das ihm das Verständniß für die Nationalität abschnitt. Das gerade war das Unglück für Westpreußen. Es ist nicht Hofius' Ziel gewesen, Preußen polnisch, wohl aber, es katholisch zu machen. Um diese Absicht durchzuführen, ließ er es geschehen, daß es polnisch wurde. Denn das Polenthum unterstützte ihn bei seinen Bestrebungen, und wer für den Katholizismus gewonnen wurde, der machte auch bald den Uebergang ins polnische Lager durch. Hofius hat seinen Eid, den er als Mitglied des preußischen Ständeraths geleistet hat, nicht gehalten, er hat die Landesrechte preisgegeben, er ist eidbrüchig geworden. Aber er war sich dessen nicht bewußt. Denn er meinte, daß gegen die Pflichten, die der Mensch Gott und der Kirche gegenüber habe, alle andern Pflichten nicht gelten und verletzt werden dürften. Das ist seine Herzensüberzeugung gewesen, wie verderblich sie ist, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Es ist Jesuitenmoral, die Lehre des von Hofius so hoch geschätzten Ordens. Aber diese seine Ansicht entsprang reinem Herzen.

Für Preußen hat Hofius das Schlimme geschaffen: er hat es den Polen ausgeliefert, für die katholische Kirche hat er Großes geleistet und wird von ihr mit Recht als einer ihrer Heroen gepriesen. In richtiger Würdigung seiner Verdienste um die katholische Sache trägt die am Anfange unseres Jahrhunderts begründete Bildungsstätte für katholische Geistliche, das Lyzeum Hofianum in Braunsberg, seinen Namen. Für den Geschichtsschreiber stellt er sich als eine große, d. h. bewegende, und imposant einheitliche Persönlichkeit dar, deren Charakterbild natürlich dauernd, je nach Gunst und Haß der Parteien, in der Geschichte schwanken wird, wie es ja das Loos so vieler über das Mittelmaß hinausragender Erscheinungen ist.

Notizen und Besprechungen.

Erklärung.

Unter dem Titel „Zur Quellenanalyse modernster deutscher Geschichtsschreibung“ ist im letzten Heft dieser Jahrbücher (Bd. 89, 83—125) eine Besprechung eines Theiles meiner Deutschen Geschichte durch H. Duden erschienen. Bei der Schwere der Vorwürfe, die mir in dieser Kritik gemacht werden, zögere ich keinen Augenblick, mit einer die Hauptsache ins Auge fassenden Erklärung hervorzutreten, indem ich mir im Uebrigen vorbehalte, auf Dudens Detail-Kritik wie auf verwandte Einwendungen gegen meine Deutsche Geschichte in einer besonderen Broschüre zurückzukommen.

Der Kern der Kritik Dudens besteht in moralischen Vorwürfen.

1. Die Darstellung meines Gegners sucht den Anschein zu erwecken, als wären die von ihm genauer behandelten Partchien der zweiten Hälfte des V. Bandes meines Werkes von mir heimlich wenigen größeren Darstellungen entnommen. Er spricht davon, ich wäre verfahren, „als ob ich jede Spur meiner Anleihe hinter mir hätte vertuschen wollen“ (S. 98); er meint, das Gesuchte meiner Wendungen verriethe, „daß ich um jeden Preis andere Ausdrücke, als meine Vorlage wählen wollte, um wenigstens äußerlich selbständig zu erscheinen“ (S. 98). Er führt aus, „mein Detail sei besonders geeignet, in dem Leser den Glauben zu erwecken, als wenn der gut unterrichtete Autor überall aus dem Vollen und Tiefen schöpfe“ (S. 100). Er stellt meinem Verfahren schließlich, immer entschiedener und heftiger werdend, die „ehrliche Naivität“ der mittelalterlichen Kompilatoren gegenüber (S. 119) und zeihet mich des Mangels an Wahrhaftigkeit gegen mich selber (S. 122).

Diese Vorwürfe beziehen sich auf die Benutzung von v. Bezolds Geschichte der deutschen Reformation, Nitters Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges, Wenzelburgers Geschichte der Niederlande und Winters Geschichte des dreißigjährigen Krieges im fünften Bande meiner Deutschen Geschichte. S. 105 sagt Duden in dieser Hinsicht direkt: „Die hervorragend zu Grunde gelegten großen Darstellungen von Bezold und Ritter, von Wenzelburger und Winter, deren Namen man eigentlich Seite für Seite zu wiederholten Malen vorfinden sollte, werden nur in ganz seltenen Fällen als Belege angeführt, die letzte, die am sklavischsten ausgeschrieben wird, überhaupt nicht. Und gerade dadurch, daß Lamprecht eins von diesen Büchern bei einer geringfügigen Gelegenheit plötzlich als Quelle angiebt (so z. B. 5, 298.

299 Bezold, 5. 610 Ritter), erweckt er bei dem nicht eingeweihten Leser allerdings den Eindruck, als wenn das Buch hier nur ausnahmsweise zu Rathe gezogen und seine fortlaufende Darstellung davon unabhängig wäre.“

In dem kurzen Nachwort von Band V, 2 meines Buches findet sich folgender Satz: „In Ergänzung der Band I² Vorwort S. LX f. erwähnten Literatur und abgesehen von der Benutzung der einschlagenden Spezialliteratur an einzelnen Stellen drängt es mich, hier noch dankbar zu erwähnen, wie viel ich für große Parthien dieses Bandes den Arbeiten v. Bezolds, Busken-Suets, v. Druffels, Ritters, Stiebes, Wenzelburgers, Winters verdanke“. Band V, 2 ist derjenige Band meines Buches, dem Onden fast ausschließlich seine Aufmerksamkeit gewidmet hat; das Nachwort mit dem zitierten Satze steht auf S. 768, auf dem letzten Blatte des vierten Kapitels des 16. Buches (S. 698—767), von dem Onden bemerkt, daß er es insbesondere angreife. Ist es denkbar, daß diese Stelle, welche allen Insinuationen Ondens mit Einem Schlage den Garauß macht, Onden unbekannt geblieben sein sollte? Ich will es annehmen, muß dann aber aussprechen, daß wohl selten eine Verdächtigung mit größerer Leichtfertigkeit in die Welt gesetzt worden ist, als die von Onden erhobene.

Onden versucht weiter, abgesehen von dieser Verdächtigung, die Benutzung der angeführten Werke überhaupt als für mein Werk unzulässig zu erklären: ich hätte nach ihm eine viel eingehendere Spezialliteratur heranziehen müssen. Dem gegenüber bemerke ich, daß ich die offene Benutzung der genannten Werke einfach für mein gutes Recht halte. Die wesentlichen Aufgaben, die ich mir in meinem Buche gestellt habe, und deren originale Lösung auch Onden nicht zu leugnen wagt, beziehen sich auf ganz andere, als die äußerlichen Seiten des Verlaufs der geschichtlichen Entwicklung. Daß ich auf diese äußerlichen Seiten noch mehr Zeit und Arbeit verwende, als ich ihnen gewidmet habe, ist mit dem Charakter meiner besonderen Aufgabe unverträglich. Die Quellenkunde der Deutschen Geschichte von Dahlmann-Waiß, die sich vornehmlich auf die politische Geschichte bezieht, zählt in der Auflage vom Jahre 1894 ohne die Nachträge 6550 Werke auf, deren viele mehrere Bände umfassen. Glaubt da nun Onden etwa, daß es meine Aufgabe sein könne, die Lektüre und Kritik dieser Werke oder auch nur eines größeren Theils derselben vorzunehmen, um den Inhalt eines für mein Buch relativ unwesentlichen Theils, den der politischen Geschichte zu gewinnen? Und sieht er es denn überhaupt als für einen Menschen möglich an, diese Arbeit zu leisten? Und wenn diese Aufgabe lösbar wäre — was sie nicht ist —: glaubt er, daß es möglich wäre, aus der Verarbeitung so vieler Werke eine Darstellung von der Kürze derjenigen meines Buches zu abstrahiren, die er selbst ganz richtig und objektiv als „rasche Uebersicht“ bezeichnet? Ich klage meinen Gegner an, daß er sich auch nicht eine blasse Vorstellung von dem Umfang dieses an sich noch geringfügigen Theils meiner Aufgabe gemacht hat, ehe er sich daran machte, diesen Theil zu kritisiren.

Im Uebrigen aber habe ich mich selbst über diesen Punkt und mein Verfahren eingehend im Vorwort zur zweiten Auflage des ersten Bandes meiner Deutschen Geschichte ausgesprochen. Natürlich spricht Duden auch von dieser Stelle nicht, obwohl auf sie in dem Nachwort des von ihm besprochenen Bandes ausdrücklich hingewiesen ist. Ich sage hier das Folgende, nachdem ich eine große Anzahl bündereicher zusammenhängender Darstellungen und Bearbeitungen einzelner Zeiträume, auch einige Biographien zur politischen Geschichte Deutschlands als von mir dankbar benutzt genannt habe: „Indem ich diese und verwandte Literatur heranzog, war es meine vornehmste Absicht, mir, zunächst auf Grund fremder Forschungen, einen kritischen Ueberblick über die äußeren Geschehnisse unserer Vergangenheit zu verschaffen. Denn auf diesem Gebiete glaubte ich der Arbeit schon so viel gethan, daß es, bei dem geplanten Umfang meines Buches, angehen müsse, der Hauptsache nach auf den Ergebnissen der bisherigen Forschung zu fußen. Zumeist hat sich diese Anschauung als richtig erwiesen. Allein nicht selten wurde ich doch bei kritischer Behandlung der vorhandenen Forschungen auch über den bisherigen Stand unseres Wissens hinausgeführt; und ich bin dann entweder selbständig meinen eigenen Weg gegangen oder habe wenigstens die Gangbarkeit eines anderen Weges als des bisher betretenen angedeutet. Im Uebrigen versteht es sich von selbst, daß politische Auffassung und Werthung der Thatfachen mir allein angehören“. Diese Worte, die vor dem Erscheinen der zweiten Hälfte des V. Bandes geschrieben sind, treffen im Ganzen auch für diesen Band zu, wenngleich ich hier, bei der ungeheuren Fülle des eindringenden Materials, bei einer gewissen Ermüdung, die sich nach der Arbeit langer Jahre vor dem Erreichen des zunächst erstrebten Zieles 1648 einstellte, und vor Allem bei der Ueberzeugung von der verhältnißmäßig geringen allgemeinen Bedeutung der deutschen politischen Ereignisse des Jahrhunderts von 1550 bis 1650 eigenes Urtheil und detaillirte Forschung viel weniger zur Geltung gebracht habe, als früher. Daß aber auch hier politische Werthung und Auffassung der Thatfachen mir angehören, hat auch Duden nicht bestritten, wie es mir von den besten Kennern der Zeit bestätigt worden ist. Duden aber würde sich Seiten von Erörterungen und namentlich von unbegründeten Vorwürfen und Invektiven haben sparen können, wenn er diese meine prinzipielle Darlegung herangezogen hätte.

2. Außer dem Vorwurf heimlicher Kompilation macht mir Duden den weiteren ungenauen Exzerpirens. Der Leser erhält da aus seiner leidenschaftlich bewegten Darstellung den Eindruck, daß nicht Ein Satz in meinem Buche richtig sei. Dieser Vorwurf läßt sich in gewissen Beziehungen nur beim Eingehen auf das Detail widerlegen und ich werde daher auf ihn in meiner Broschüre zurückkommen. Hier aber sind folgende zwei, generell schon völlig durchschlagende Bemerkungen zu machen:

a) In dem für Duden bereits so verhängnißvoll gewordenen Nachwort des Bandes V, 2 findet sich auch der Satz: „Für gewisse Partien (dieses

Bandes) hatten außerdem Professor Stieve in München und Dr. Marx in Leipzig die Güte, die Korrektur mitzulesen und mir werthvolle Bemerkungen zu Theil werden zu lassen?“ Dr. Marx ist ein junger Gelehrter, von dem wir bald eine sehr eingehende Darstellung der Anfänge des niederländischen Aufstandes erhalten werden. Stieve gilt allgemein als einer der besten Kenner des Jahrhunderts von 1550 bis 1650. Die beiden Herren haben vornehmlich die politische Geschichte meines Buches seit etwa 1550 revidirt. Unden scheint diese Thatsache leider wiederum entgangen zu sein, sonst hätte er sie schwerlich seinen Lesern vorenthalten dürfen; freilich ist sie zu beweisen geeignet, daß mein Buch ein wenig besser ist, als er es macht.

b) Setze ich auf den soeben besprochenen Punkt an sich weniger Werth, so ist mir das Folgende um so wichtiger. Unden hat auch nicht die geringste Vorstellung von den logischen Schwierigkeiten des Exzerpirens — was denn freilich bedeutet, daß er nicht die geringste Vorstellung von dem hat, wovon er in seinem Aufsatze vornehmlich handelt. Die Bemerkungen Goethes in seiner Farbenlehre in dieser Hinsicht sind für ihn offenbar vergebens gemacht worden: er hält das Exzerpiren für die leichteste Sache von der Welt. Und doch beziehen sich Goethes Worte zunächst nur auf das Ausziehen systematischer Werke, deren Inhalt leichter auf einige Hauptpunkte reduziert werden kann.*) Beim Exzerpiren politisch-geschichtlicher Werke steht die Sache dagegen im Grunde verzweifelt. Jedes politische Ereigniß ist ein Komplex einzelner Vorgänge, von denen jeder wieder durchaus einzigartiger Natur ist. Es ist darum logisch unmöglich, ein politisches Ereigniß in der Form abgekürzter Erzählung wiederzugeben, ohne diesem und jenem Einzelvorgang Gewalt anzuthun. Ein Auszug hat mithin unter allen Umständen Fehler, und es bedarf nur eines etwas anderen Standpunktes, als dessen, den der Abkürzer eingenommen hat, oder auch nur einiger Voreingenommenheit im Allgemeinen, um diese Fehler alsbald und unter allen Umständen geltend zu machen. Kritik ist darum hier die leichteste Arbeit von der Welt; und ich verpflichte mich, an jedem mir vorgelegten Fall eine gewisse Anzahl von Fehlern in methodischer Analyse nachzuweisen.

*) S. Goethe, Geschichte der Farbenlehre, Einleitung: „Wir haben Auszüge geliefert. . . . Es ist äußerst schwer, fremde Meinungen zu referieren, besonders wenn sie sich nachbarlich annähern, treuzen und decken. Ist der Referent umständlich, so erregt er Ungeduld und Langeweile; will er sich zusammenfassen, so kommt er in Gefahr, seine Ansicht für die fremde zu geben; vermeidet er zu urtheilen, so weiß der Leser nicht, woran er ist; richtet er sich nach gewissen Maximen, so werden seine Darstellungen einseitig und erregen Widerspruch, und die Geschichte macht selbst wieder Geschichte. Ferner sind die Gesinnungen und Meinungen eines bedeutenden Verfassers nicht so leicht ausgesprochen. Alle Lehren, denen man Originalität zuschreiben kann, sind nicht so leicht gefaßt, nicht so geschwind epitomirt und systematisirt. Der Schriftsteller neigt zu dieser oder jener Gesinnung; sie wird aber durch seine Individualität, ja oft nur durch den Vortrag, durch die Eigenthümlichkeit des Idioms, in welchem er spricht und schreibt, durch die Wendung der Zeit, durch mancherlei Rücksichten modifizirt. . . . Durch solche Betrachtungen veranlaßt, durch solche Nöthigungen gedrängt, lassen wir meistens die Verfasser selbst sprechen.“

Diese Schwierigkeit des historischen Exzerpts ist auch keineswegs unbekannt. Ich will hier nur mittheilen, daß mir Ranke kurz vor seinem Tode, am 1. Mai 1886, sagte, eine Deutsche Geschichte (natürlich in seinem Verstande, d. h. eine politische Deutsche Geschichte) sei keine wissenschaftliche Aufgabe, denn sie könne u. a. nur aus Exzerpten bestehen; und ich weiß, daß er sich auch sonst über die Unmöglichkeit einer politischen Deutschen Geschichte, vermuthlich vom gleichen Gesichtspunkt aus, geäußert hat. Offenbar mit Recht. Eine deutsche Geschichte wird erst dann ein wissenschaftliches Problem, wenn man von kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten ausgeht, weil jede kulturgeschichtliche Thatfachenreihe zu ihrer Erklärung der Uebersicht über eine ganze Abfolge von Zeitaltern bedarf, wie sie nur der Gesamtverlauf einer nationalen Geschichte aufweist, während die Probleme der politischen Geschichte zunächst und im Wesentlichen an die Schicksale kurzlebiger Helden gekettet sind. Es ergiebt sich damit hier von einem anderen, als dem bisher beherrschten Gesichtspunkte aus von Neuem die nebensächliche Stellung als gerechtfertigt, die ich der politischen Geschichte in meinem Buche angewiesen habe.

Oden aber deutet mit keinem Worte an, daß er für dies Alles irgendwie Empfindung und Verständniß habe. Unbekannt mit den einfachsten psychischen Grundercheinungen, die in jedem geschichtlichen Ereigniß vorliegen, glaubt er an die Möglichkeit absolut treuer Exzerpte.*) So sieht er überall, wo ein Auszug nicht ganz den Sinn trifft, den er in die Dinge legt, einen moralischen Defekt des Exzerpirenden. Ich will damit keineswegs sagen, daß mir Oden in den 42 Seiten seiner Kritik nicht Flüchtigkeiten nachgewiesen habe, die ich bedaure. Daneben bleibt aber bestehen, daß mein Gegner auch in diesem Punkte in Folge mangelnder Erfahrung und in Folge von Unkenntniß der Gesetze historischen Werdens und seelischen Lebens von Anforderungen ausgeht, die sich niemals verwirklichen lassen, und daß er auf Grund solcher Unerfahrenheit, wie das öfter vorkommt, ins Blaue hinein moralisch verdächtigt.

Mit den bisher erörterten Punkten habe ich den Zweck dieser Zeilen erreicht: ich habe erwiesen, daß mein Gegner weder nach dem Grade seiner wissenschaftlichen Erfahrung noch mit Rücksicht auf die nothwendige genauere Kenntniß meines Buches, ja auch nur seiner wenigen Vorreden und Nachworte die elementarsten Anforderungen erfüllt, die man an ihn als Kritiker zu stellen berechtigt ist. Den Ausstrag der Detailfragen behalte ich, wie schon angedeutet, einer besonderen Broschüre vor.

Leipzig-Gohlis, 18. 7. 97.

R. Lamprecht.

*) Charakteristisch ist in dieser Hinsicht der Satz S. 90: „Auch ohne daß direkt Irrthümer in den Text der übernommenen Vorlage hineingetragen worden, droht beim raschen Exzerpiren immer die Gefahr, daß die Vorlage in dem Auszuge vergrößert und verwischt wird.“ Diese Gefahr droht nicht nur bei raschem Exzerpiren, sondern unter allen Umständen; und sie droht nicht nur, nein, sie tritt auch unter allen Umständen ein.

Antwort.

1. Ich mache Lamprecht nicht den generellen Vorwurf „heimlicher“ Kompilation in dem Sinne, wie er diesen Ausdruck versteht, sondern ich ziehe aus verschiedenen Einzelfällen den Schluß, daß die Art, wie er seine Vorlagen ausschreibt, dazu angethan ist, den völlig kompilatorischen Charakter eines großen Theils seiner Arbeit zu verschleiern. In dieser Annahme bestärkt mich unter anderem seine Gepflogenheit, zum Texte nur ein Minimum von Belegen für seine Darstellung zu geben, und indem ich diese Erscheinung im Zusammenhange seiner Kompilationstechnik charakterisire (S. 105), stelle ich fest, daß von den zweihundert Notizen des fünften Bandes — denn von diesen an Ort und Stelle gegebenen Belegen ist allein die Rede — sich zwei Drittel auf seine „Deutsche Geschichte“ selbst beziehen, daß dagegen „die hervorragend zu Grunde gelegten großen Darstellungen von Bezold und Ritter, von Wenzelburger und Winter, deren Namen man eigentlich Seite für Seite zu wiederholten Malen vorfinden sollte, nur in ganz seltenen Fällen angeführt werden, die letzte, die am flüchtigsten ausgeschrieben werde, überhaupt nicht.“ An meiner Behauptung wird durch das — mir natürlich nicht unbekannt gebliebene — Nachwort Lamprechts auch nicht das Geringste geändert. Diese allgemein gehaltene Dankfagung an die ohne Angabe der Büchertitel angeführten Autoren vermag dem Leser während der Lektüre nicht den Mangel jener unmittelbaren Nachweise zu ersetzen; umsoweniger, als dieses Verzeichniß unvollständig ist und sicherlich kein Fachmann auf den Gedanken gekommen ist, daß sich hinter der Nennung von Winters Namen nicht allein seine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“, sondern auch, und das ist ja für U. das stärkste Kompromittirende, sein Referat über Reformationsgeschichte in dem für Studierende geschriebenen Handbuch Gebhardts verbirgt. Ich gönne es Lamprecht gern, wenn er in seinem Nachwort sich einen nachträglichen Freipaß für den fast völligen Mangel der Notizen ausgestellt zu haben glaubt; dagegen hatte ich, als ich von diesen Notizen sprach, keine Veranlassung, mir an deren Ersatz durch das Nachwort genügen zu lassen.

2. Ich halte es für einen Mangel seines mit den größten Präntensionen auftretenden Buches, daß es mit wenigen Ausnahmen für die politische und kirchliche Geschichte von etwa 1520—1650 (nicht 1550—1650 wie Lamprecht abändert*) allein jene vier größeren Darstellungen und zwar durchweg nur eine einzige während eines Zeitraums exzerpirt hat. Ueber einen billigen Maßstab der Beurtheilung habe ich mich gleich im Eingang meiner Kritik so deutlich ausgesprochen, daß ich die mir von Lamprecht entgegengehaltene Frage, ob ich ihm statt jener vier Werke die Lektüre von 650 Büchern

*) Durch diese Abänderung scheint U. sich seine Bemerkung über „die verhältnißmäßig geringe Bedeutung der deutschen politischen Ereignisse des Jahrhunderts von 1550—1650“ etwas genießbarer machen zu wollen.

zumuthete, nur für einen Verlegenheitscherz halten kann. Es ist aber weiterhin nicht nur ein Mangel seiner Darstellung, sondern deren völlige Unbrauchbarkeit beruht darauf, daß selbst diese wenigen Werke so benutzt worden sind, wie es geschehen ist: nicht die Thatsache der Benutzung, sondern die niemals zu entschuldigende Art und Weise seiner Benutzung ist die Hauptsache, bildet Kern und Thema meiner Darlegung.

3. Als Vorhut seiner angekündigten Broschüre hat Lamprecht jetzt schon zwei nach seiner Meinung „völlig durchschlagende Beobachtungen“ vorausgeschickt. Zunächst soll ich meinen Lesern die Thatsache „vorenthalten“ haben, daß zwei Gelehrte „die Korrektur seiner Darstellung mitgelesen und ihm werthvolle Berichtigungen haben zu Theil werden lassen“. Schade, daß der werthvollen Berichtigungen nicht mehr gewesen sind — aber was thut das zur Sache, was gehen diese privaten Verpflichtungen des Autors denn das Publikum und die Kritik an? Will sich etwa Lamprecht zum Dank für jene Beihilfe eines Theils seiner persönlichen Verantwortlichkeit entäußern? Wenn ihm diese Thatsache gar zu „beweisen“ geeignet ist, daß sein Buch „etwas besser sei, als ich es mache“, so will ich ja seiner Selbstgenügsamkeit diesen Trost von Herzen gönnen, glaube aber kaum, daß meinem Gegner selbst bei dieser eigenartigen Vertheidigung wohl zu Muthe war. Desto mehr aber bei seiner zweiten Beobachtung, mit der er den Hauptschlag zu führen gedenkt: die Schuld seines schlechten Exzerpirens liegt nicht an ihm, an dem Exzerpenten, sondern sie ist in den logischen Schwierigkeiten dieser Thätigkeit begründet, in Schwierigkeiten, für die mir, dem Kritiker, natürlich keinerlei Empfindung und Verständniß verliehen ist. Daß Jemandem die Anfertigung von zuverlässigen Exzerpten so schwer fallen kann, ist mir allerdings erst durch die ermüdende Beschäftigung mit seinem Buche zum Bewußtsein gekommen, und ich nehme es als einen werthvollen Beitrag zu seiner Selbsterkenntniß an, wenn er in allem Ernst den Satz aufstellt, daß „unter allen Umständen, bei jedem Exzerpiren die Vorlage alterirt, vermischt und vergrößert werde“. Die theoretische Be- rechtigung seines Satzes aber weise ich auf der Schwelle ab. Ich verlange vielmehr von einem Exzerpt, daß es seine Vorlage natürlich nicht quantitativ, sondern qualitativ, ihrem Inhalt und Geist nach, unverfehrt und korrekt wiedergibt, es ist mir sogar sehr wohl denkbar, daß in dem Exzerpt der Zusammenhang der Vorlage noch schärfer und deutlicher durch Entfernung manchen Beiwerks herausgearbeitet erscheint: nur gehört dazu eine ganz andere Sorgfalt, eine unvergleichlich stärkere geistige Durchdringung des Stoffes, als bei Lamprechts ganz äußerlichen und rohen Exzerpten bemerkbar ist. Diese Praxis verdient es allerdings, durch eine solche Theorie ver- theidigt zu werden.

4. Aber Lamprecht führt Gewährsmänner für seine neu entdeckte theoretische Rückzugslinie an. Und was für Namen sollen für ihn zeugen! Zunächst Goethe. Sollte mein Gegner wirklich so ahnungslos sein, daß

er nicht merkt, wie die von ihm angeführten trefflichen Worte aus der Farbenlehre in gar keiner Beziehung zu seinen Aufstellungen stehen? Goethe spricht ausdrücklich vom Referiren über fremde Meinungen, über Gefinnungen und Meinungen eines bedeutenden Verfassers, über Lehren, denen man Originalität zuschreiben kann: bei deren Auffassung scheint ihm eine ganz objektive Wiedergabe des Referenten kaum möglich zu sein. Aber in Lamprechts Exzerpten handelt es sich um nichts Anderes, als um die Wiedergabe von nackten Thatfachen, selten auch nur eines Werthurtheils über Thatfachen, also um Dinge, die Goethe gar nicht im Auge hat, zu denen sogar seine Ausführungen in einem unausgesprochenen Gegensatz stehen. Und zu dem so gänzlich mißverstandenen Goethe gesellt Lamprecht noch eine Aeußerung Ranke's. Der greise Meister historischer Kunst soll zum Verfasser der Deutschen Geschichte gesagt haben: „Eine Deutsche Geschichte sei keine wissenschaftliche Aufgabe, denn sie könne nur aus Exzerpten bestehen“ — und was Lamprecht unter „Exzerpt“ versteht, ist ja von vornherein mit dem Fluche der unvermeidlichen Anzulänglichkeit getroffen. Ich bezweifle, daß Ranke diese Worte in diesem Sinne ausgesprochen hat, und bin vielmehr fest davon überzeugt, daß sich in irgend einer Instanz der Ueberlieferung, sei es schon während des Ueberganges vom Mund zum Ohre, sei es in der Auffassung oder dem Gedächtniß des Berichterstatters ein Mißverständniß eingeschlichen hat.*) Ich werde in dieser Ueberzeugung durch die generelle Beobachtung bestärkt, daß sich in Lamprecht, beispielsweise bei seiner Kompilationsarbeit, fortwährend Abwandlungen und Verschiebungen des eben Gelesenen und geistig Aufgenommenen von einer Minute zur andern zu vollziehen pflegen: da ist er mir, objektiv gefaßt, nicht einwandfreier Zeuge genug, um mir auch nur die Möglichkeit dieses Berichtes — in dem Sinne, wie er ihn auslegt und verwerthet — einleuchtend zu machen. Um so weniger als ja Ranke selbst mit der ganzen Art seines historischen Schaffens bis in sein höchstes Alter hinein gegen die ihm in den Mund gelegten Worte zeugen kann. Der Mann, der in dem noch viel umfassenderen Stoff der Weltgeschichte nach Doves unübertrefflichem Ausdruck „auf Grund seiner Hefte, seiner Studien überhaupt, zugleich jedoch mit Rücksicht auf die gesammte neueste Forschung Anderer und vor Allem in steter, frischester Berührung mit den Quellen selbst, jene Mär der Weltgeschichte, die er schon als Jüngling aufzufinden getrachtet, mit dem beschaulichen Antheil reifster Lebenserfahrung zu erzählen unternahm.“ — nein, Herr Professor, das ist nicht der Mann, von dem ein unsicher überliefertes Wort seiner letzten Tage zur theore-

*) Es ist immer bedenklich, das gesprochene Wort eines großen Todten in diesem Sinne zu fruktifiziren. So ist man auch übereingekommen, das angebliche Wort Luthers zu Melanchthon aus seinem letzten Jahre. „daß er in Sachen des Abendmahlsstreites zu viel gethan habe“, trotz der schwer ansehbaren Vertrauenswürdigkeit der Berichterstatter, für objektiv unecht anzusehen.

tischen Stütze für eine Arbeitsweise eingefangen werden kann, wie sie Ihnen nachgewiesen wurde: schon in dem Gedanken des Vergleiches liegt ein Urtheil ausgesprochen, auf das Ihre Deutsche Geschichte nicht provoziren sollte.

Daß Lamprecht nach allen diesen dialektischen Sprüngen, die es schwer fällt ernsthaft zu nehmen, zum Schluß natürlich meine totale Niederlage konstatirt, ist sein gutes Recht. Es liegt mir fern, es ihm zu verkümmern, und ebenso lege ich auf seine halbwegs gemachten Zugeständnisse nicht mehr Werth, als auf die Liebenswürdigkeiten, mit denen er meine Person bedenkt. Auch seine Polemik scheint sich immer mehr in den gröblichsten Selbsttäuschungen zu bewegen, und sie versteigt sich darin neuerdings zu Experimenten, die man nur mit Erheiterung verfolgen kann. Wenn ich zum Schluß eine seiner neuesten Leistungen auf diesem Gebiete als Ergänzung und Bestätigung des von mir Gesagten anführe, so glaube ich umsomehr dazu berechtigt zu sein, weil der Streit Nachsahl—Lamprecht, aus dem ich das Beispiel entnehme, gerade in diesem Organ begonnen hat: die Feststellung findet sich noch dazu an einem Orte, wo sie nicht von Jedermann gesucht wird, und ist wirklich zu hübsch, um nicht weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden.

Nachsahl hat in einem Aufsätze „Ueber die Theorie einer „kollektivistischen“ Geschichtswissenschaft“ (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, III. Folge, 13. Band, 659—689) die philosophischen Grundlagen der Geschichtsauffassung Lamprechts einer scharfen und eingehenden Kritik unterzogen. Er legt seiner Kritik eine zusammenfassende Darlegung von Lamprechts Geschichtsphilosophie zu Grunde und reproduzirt in deren Verlauf folgenden von ihm bekämpften Gedankengang seines Gegners, und zwar ungefähr mit dessen eigenen Worten:

„Vom Standpunkt seiner Weltanschauung aus hat Ranke das Entstehen (der Ideen) völlig konsequent immer als etwas Unbegreifliches angesehen, und darum konnte er garnicht daran denken und hat auch in der That nie daran gedacht, dieses Entstehen zu untersuchen. Hier hat der metaphysische Standpunkt Rankes in der That auf seine wissenschaftliche Arbeit eingewirkt.“

Lamprecht liest nun den Aufsatz so flüchtig, daß er diese Stelle für Nachsahls persönliche Ansicht hält und in seiner Erwiderung (a. a. O. S. 893) sie triumphirend hervorzieht und mit den Worten: „Ganz meine Meinung“ begrüßt. Die Polemik aber, die Nachsahl gegen jene Ausführung Lamprechts unternommen hat, wird ihr dann gegenübergestellt, um einen schreienden Widerspruch seines Gegners mit sich selber zu konstatiren.

Es ist ja möglich, daß Lamprecht auch für dieses Exempel von Oberflächlichkeit eine Entschuldigung in irgend welchen „logischen Schwierigkeiten“ findet. Aber man sieht: er bleibt sich überall gleich. Er pflegt eben die

kontroversen seiner Gegner ebenso sorgfältig zu lesen, wie er beim Erzerpiren den Inhalt seiner Vorlage verwerthet: diese Eigenart seiner wissenschaftlichen Individualität ist es, die uns Praxis und Theorie und Polemik dieses Schriftstellers aus der Wurzel einer und derselben „psychischen Grunderscheinung“ erklärlich macht.

Berlin, den 23. Juli 1897.

Hermann Duden.

Literatur und Kunst.

Sir Joseph Crowe. Lebenserinnerungen eines Journalisten, Staatsmannes und Kunstforschers 1825—1860. Ins Deutsche übertragen von A. v. Holzendorff. Eingeleitet von Dr. M. Jordan. Berlin 1897. Mittler u. Sohn.

Es ist eine Wahrheit, welche die Spazzen von den Dächern pfeifen, daß in unserer Zeit nur die Einseitigkeit der Ausbildung und Leistung am Plage sei, daß nur der vollkommene Spezialist auf Erfolge noch rechnen könne. Man übersieht dabei, daß gerade die Bedürfnisse unserer Zeit auch einen Stand geschaffen haben, der eine fast unbegrenzte Vielseitigkeit besitzen und gerade in ihr seine eigenthümliche Stärke beweisen muß: den berufsmäßigen Schriftsteller-, speziell Journalistenstand. Allerdings wird sich in vielen Fällen diese Vielseitigkeit durch Oberflächlichkeit der Kenntnisse und des Urtheils rächen; allein durchaus nicht immer geschieht das. Bei hervorragenden Persönlichkeiten bildet sich allmählich eine Schnelligkeit der Auffassung und ein Scharfblick aus, die manchen zeitraubenden Umweg durch mühsames Studium ersetzen können. Und wer zähe Energie besitzt, gelangt wohl auch dazu, auf einem einzelnen Gebiet, das sein besonderes Interesse erregt, sich spezielle Kennerchaft zu erwerben.

Dies ist auch Sir Joseph Crowe gelungen, den die Welt jetzt hauptsächlich als Mitverfasser der berühmten kunsthistorischen Werke „Crowe und Cavalcaselle“ kennt, während sein Beruf durchaus nicht der des Kunsthistorikers, sondern der des Journalisten, später des politischen und kommerziellen Agenten war. Crowe war von Kind auf zum Schriftsteller prädestinirt, indem er einfach dem Beruf des Vaters folgte und in ihn hineinwuchs. Aber er war auch diesem Beruf wesensverwandt; das erkennt man aus dem lebhaften Interesse, mit dem er in seinen Aufzeichnungen Alles bespricht, was mit der journalistischen Thätigkeit in Beziehung steht. Auffallend kurz behandelt er dagegen seine kunsthistorischen Arbeiten, obgleich in dem geschilderten Zeitraum gerade die Geschichte der niederländischen Malerei entstanden ist, also das Werk, an welchem sich Crowe den Löwen-

antheil zuschreibt, während bei den späteren Werken Cavalcafelles die Hauptarbeit gethan hat.

Ganz leicht ist Crowe der Weg des Journalisten nicht geworden; es dauerte ziemlich lange, bis er auf einen grünen Zweig kam. Aber seine Thätigkeit während des Krimkrieges und während des italienischen Krieges war so hervorragend, daß er seitdem zur Elite seines Standes gerechnet und zu höchst verantwortungsvollen Aufgaben herangezogen wurde. Die Erinnerungen aus den beiden Kriegen sind auch der interessanteste Theil der vorliegenden Aufzeichnungen. Crowe war zuerst 1854 an der Donau, dann zweimal monatelang in der Krim. Die englischen Befehlshaber Lord Raglan und Simpson hat er aus nächster Nähe kennen gelernt; seine ungünstigen Wahrnehmungen über die englische Armee verschweigt er nicht, wenn er sie auch zu entschuldigen sucht. Gern verweilt er bei der Schilderung des Ehrentages von Balaklava. Bazaine's Expedition nach Kinburn machte er mit, und köstlich ist die Schilderung, wie der beigegebene englische Offizier kein Französisch versteht, und Bazaine dies benutzt, um den Engländern den ihnen zukommenden Theil der Trophäen zu entziehen.

Günstiger noch war Crowes Position im italienischen Kriege, wo er im Stabe Kaiser Franz Josephs an der Schlacht von Solferino theilnahm. Er schildert anschaulich die Verwirrung, welche am Morgen des Tages herrschte, als der Kaiser zeitweise von seinem Stabe getrennt war und es nicht gelang, den beiden österreichischen Armeeführern rasch genug die Befehle zu einheitlichem Zusammengreifen ihrer Operationen zukommen zu lassen.

Bald nach dem Kriege wurde Crowe von der englischen Regierung nach Deutschland entsandt, um ohne amtlichen Charakter vertrauliche Informationen über dortige Stimmungen und Verhältnisse zu sammeln. Seinen Berichten wurde solcher Werth beigelegt, daß schon im März 1860 seine Ernennung zum Generalkonsul in Leipzig erfolgte. Es ist aufrichtig zu bedauern, daß gerade hier die Aufzeichnungen des welterfahrenen Mannes abbrechen.

D. Harnack.

E v a.

Wer den Wunsch hat, die neue französische Plastik etwas näher zu lernen — und diesen Wunsch darf man bei Allen voraussetzen, die einmal ein Werk von Chapu oder Dubois vor Augen kam — sei ein Ausflug nach Kopenhagen empfohlen. Dort wird in der städtischen, früher Neukarlsbergischen Glyptothek, in dem Stande der heimischen Plastik unbefriedigende, aber doch beschämende Freude erleben.

Verweilen wir einen Augenblick vor der Eva von Dubois.

Adam und Eva werden auch von unsern Künstlern gerne dargestellt; besonders Evagestalten schenkt uns jedes Jahr vielleicht ein Duzend. Wo Adam neben Eva erscheint, handelt es sich meistens um „den andern Tag“. Hier bedeutet Breuers große Gruppe einen guten Wurf: Adam sitzt vornübergebeugt, in ihn hineingeschmiegt, geschlossenen Auges, mit schwellenden Lippen, liegt Eva; sein Blick starrt ins Leere, doch sein kräftiger Arm, der auf Evas Rücken ruht, scheint zu ihrem Schutze fähig und bereit. Auch Brütts Eva mit den beiden Knaben auf den Armen ist jeder Ehre werth: wenn nur der Pessimismus nicht seine gedankenblaffen Züge so tief in dies lebenskräftige Gesicht eingegraben hätte!

Dubois stellt die eben erschaffne Eva dar, die eben zur Ahnung ihrer Weiblichkeit erwachte Jungfrau. Es ist nicht mehr das erste Staunen, wie etwa des Ewafopfes in dem Mantelbug Gottvaters bei Michelangelo, das Konr. Ferd. Meyer so fein gedeutet hat („Sie lauscht, das Haupt hervorgewendet, mit Augen schaut sie tief erschreckt“): unsere Eva erschraut schon vor sich selber, vor ihrer Schwäche, und vielleicht auch vor ihrer Macht. Sie hat, scheint es, in ahnungslosem Vorschreiten innegehalten, das Haupt ist leise nach rechts gesunken, eine starke Haarsträhne über die rechte Schulter nach vorn geglitten, die linke Hand bis vor die Herzgrube gehoben, die rechte schräg über die mädchenhafte Brust, beide mit einigen Fingern lose in die Haarsträhne fassend. Doch schon hebt sich langsam wieder der thränenschwangre Blick, und um die vollen, starken Lippen spielt es wie zwischen Schmerz und Lächeln, zwischen Scham und Liebe. Wie lang ist es her, daß ein Künstler auch nur die Aufgabe so hoch gefaßt hat!

Der Körper ist, vom Scheitel bis zur Sohle, des Meisters eigenstes Werk. Weder giebt es heute solch ein Weib, noch hat es je so eins gegeben, noch hat je ein Künstler in Athen oder Florenz oder Paris so eins gebildet; doch athmet sie feinstes Seelenleben von heute, und in ihren Adern fließt attisches und toskanisches Blut.

Dubois hat von dem Rechte Gebrauch gemacht den weiblichen Oberkörper etwas länger zu bilden; er hat dies dem Kopf, dem ziemlich vollen Hals und dem Schoß zu Gute kommen lassen. Die beliebte Baßgeigenform des weiblichen Rumpfes „mit schöner Taille“ hat Dubois aus guten Gründen verschmäht. Die Hüften sind kaum breiter als die Schultern, erst unter dem Rollhügel wölbt sich die Lende, keine Schnürbrust hat diesen Leib entweicht. Jetzt durfte das linke Bein als Spielbein sich stark senken — so stark, daß das linke Knie fast eine Handbreit unter dem rechten stand und das turgescente Fleisch des gesenkten Schenkels in prächtiger Linie (am sog. schlanken Muskel) die Innenseite des Standbeines überschneid — dies durfte der Künstler wagen; denn die meist so häßliche Verschiebung der Hüften, mit weit ausladendem Rollhügel des Standbeines, hier ist sie kaum wahrnehmbar. Der sehr hochliegende Nabel verkürzt den

oberen Theil des Rumpfes und verstärkt, zusammen mit dem auffallend spitzen Winkel des Schoßes, den vornehmen Eindruck der geringen Becken-
neigung. Der Anatom weiß, daß diese Haltung des Beckens mit der Länge eines Schenkelbandes zusammenhängt, dessen Kürze so viele unserer Großstädterinnen zu ihren trippelnden Schritten zwingt. Welch herrlichen Gang muß diese Eva haben! Ich sehe sie mit königlichen Schritten, den kupfernen Eimer auf dem Haupte, durch eine Gasse des Sabinergebirges wandeln.

O. S.

Pompeji vor der Zerstörung, Rekonstruktionen der Tempel und ihrer Umgebung von C. Weichardt, Architekt, Kommissionsverlag von R. F. Koehler in Leipzig.

Ein Buch wie das vorliegende hat zwei Fronten: die eine wendet sich gegen die Archäologen, die andere gegen die Laien. Der Empfang durch die Archäologen wird gewiß ein verschiedenartiger sein. Der Verfasser weiß in der Einleitung mitzutheilen, daß Ernst Curtius, der ein Vierteljahr vor seinem Tode die ersten Darstellungen des forum triangulare sah, sie erst mit zweifelndem Auge betrachtet, dann aber geäußert habe, daß ihm hier zum ersten Mal Pompeji menschlich näher trete. Andere werden vermuthlich mehr die bestreitbaren Punkte hervorheben, an denen es natürlich nicht fehlen kann, da es sich um einen Gegenstand handelt, bei dem die schaffende Phantasie eine führende Rolle spielt. Anders die Laien. Es giebt in Deutschland eine große Zahl von Männern und Frauen, welche in Pompeji selbst den lebhaftesten Eindruck empfangen haben von den charakteristischen Linien des Berges, dem leuchtenden Meer, der Sonnengluth, die auf den Trümmern liegt, von der ernsten Stille der Gräberstraße, den engen Gassen mit den tief ausgefahrenen Geleisen, von dem herrlichen Ausblick auf den Ruinen des Jupitertempels den gräulichen Leichen in dem kleinen Museum, den stehengebliebenen Wänden der Häuser, den Wandbildern, Statuen, Geräthen, die sie in Neapel betrachtet haben, denen aber doch, trotz nachhelfender Lektüre, kein richtiges Gesamtbild der alten Stadt in der Seele entstanden ist. Diese werden dem Verfasser gegenüber ein Gefühl reinen Dankes haben. Vom Standpunkt eines solchen Laien aus sind die nachfolgenden Zeilen geschrieben.

Wenn wir Deutschen uns über irgend etwas das Italien betrifft, eine Ansicht bilden wollen, so knüpfen wir gern an Goethe an. Sehen wir also, was er in seiner italienischen Reise über Pompeji sagt. Es heißt dort unter dem 11. März 1787 (Bd. 24 der Hempel'schen Ausgabe S. 187): „Pompeji setzt Jedermann wegen seiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich gerade und an der Seite mit Schrittplatten versehen, kleine Häuser ohne Fenster, aus den Höfen und

offenen Galerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbst öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, sodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenschränk als Gebäude. Diese Zimmer, Gänge und Galerien aber aufs Heiterste gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meist ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geschmackvolle Arabesken, aus welchen sich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengestalten entwickeln, wenn an einer andern Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervordringen. Und so deutet der jetzige ganz wüste Zustand einer erst durch Stein- und Aschenregen bedeckten, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes, von der jetzt der eifrigste Liebhaber weder Begriff noch Gefühl noch Bedürfniß hat. Bedenkt man die Entfernung dieses Ortes vom Vesuv, so kann die bedeckende vulkanische Masse weder durch ein Schleudern, noch durch einen Windstoß hierher getrieben sein; man muß sich vielmehr vorstellen, daß diese Steine und Asche eine Zeit lang wolkenartig in der Luft geschwebt, bis sie endlich über diesem unglücklichen Orte niedergegangen. Wenn man sich nun dieses Ereigniß noch mehr vernünftlichen will, so denke man allenfalls ein eingeschneites Bergdorf. Die Räume zwischen den Gebäuden, ja die zerdrückten Gebäude selbst wurden ausgefüllt, allein Mauerwerk mochte hie und da noch herausstehen, als früher oder später der Hügel zu Weinbergen und Gärten benutzt wurde. So hat nun gewiß mancher Eigenthümer, auf seinem Antheil niedergrabend eine bedeutende Vorlese gehalten. Mehrere Zimmer fand man leer und in der Ecke des einen einen Haufen Asche, der mancherlei kleines Hausgeräthe und Kunstarbeiten versteckte. Den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieser mumificirten Stadt wuschen wir wieder aus den Gemüthern, als wir, in der Laube zunächst des Meeres in einem geringen Gasthof sitzend, ein frugales Mahl verzehrten und uns an der Himmelsbläue, an des Meeres Glanz und Licht ergözten, in Hoffnung, wenn dieses Fleckchen mit Weinlaub bedeckt sein würde uns hier wiederzusehen und uns zusammen zu ergözen.“ Nimmt man dazu das, was auf Seite 193 bemerkt wird: „Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen soviel Freude gemacht hätte. Ich weiß nicht leicht etwas Interessanteres. Die Häuser sind klein und eng, aber alle inwendig aufs Zierlichste gemalt. Das Stadthor merkwürdig, mit den Gräbern gleich daran. Das Grab einer Priesterin als Bank im Halbkreis, mit steinerner Lehne, daran die Inschrift mit großen Buchstaben eingegraben. Ueber die Lehne hinaus sieht man das Meer und die untergehende Sonne. Ein herrlicher Platz, des schönen Gedankens werth“. so hat man abgesehen von einzelnen ganz unerheblichen Notizen alles zusammen. Wir wundern uns von unserm heutigen Standpunkt aus über die Dürftigkeit der Notizen und die verhältnißmäßige Kühle der Sprache; das ist aber nicht Goethes

Schuld, denn in der That war damals viel weniger ausgegraben als heute, und das Ganze präsentirte sich offenbar recht unvortheilhaft. Auch der treffliche Volkmann, aus dessen dreibändigem Werke „historisch-kritische Nachrichten von Italien, welche eine Beschreibung dieses Landes, der Sitten, Regierungsformen, Handlung, des Zustandes der Wissenschaften und insonderheit der Werke der Kunst enthalten“ Goethe soviel Belehrung geschöpft hat, ist über Pompeji äußerst dürftig. Er hat zwar mancherlei zu erzählen von dem Berge Vesuvius und dessen natürlichen Merkwürdigkeiten, aber über die in Pompeji entdeckten Gebäude nicht viel mehr als Folgendes: „Der Anfang zu graben ward im Jahre 1755 gemacht; die geringe Anzahl Hände, welche daran gearbeitet haben sind schuld, daß man mit den Entdeckungen nicht weit gekommen ist. Die Stellen, wo man nachgeschickt, liegen auf einer Anhöhe, eine halbe Meile von der Küste. Es zeigt sich daselbst ein Stadthor, einige Gräber und ein Haus, welches zum Theil sehr unordentlich mit Marmor gepflastert ist. Im Jahre 1763 entdeckte man den Anfang eines Theaters, welches viel größer als das herkulanische ist und in der Folge noch ein zweites. Ein kleiner Tempel, dem das obere Gewölbe fehlt, giebt keine großen Begriffe von der ehemaligen prächtigen Bauart dieser Gegend.“ Im einzelnen sei zu den Goetheschen Worten noch bemerkt, daß die Bank und die Villa des Diomedes, von der er spricht, am nordwestlichen Ende der Stadt liegen, (Vgl. Overbeck-Mau „Pompeji“ 4. Auflage Seite 401 ff. und 369 ff.), der Tempel aber (der der Isis) am südöstlichen (vgl. ebenda 104 ff.). Wenn dem Dichter die Maße so gar liliputanisch vorkommen, so liegt das zum Theil an dem zufälligen Umstand, daß es gerade der Isis-Tempel war, der zuerst wieder ans Licht kam, denn allerdings sieht dieser, wie Weichardt sagt, aus, als wäre er aus dem Baukasten seines sechsjährigen Stifters aufgebaut. Von der Stattlichkeit Pompejis haben wir erst jetzt die richtige Vorstellung erhalten. Wie steht es aber mit dem Gesamteindruck Goethes, dem offenbar Pompeji eher unheimlich als erfreulich war? Ist auch dieser wesentlich aus Zeit und Umständen zu erklären oder stimmt unser Gefühl noch mit dem des Dichters überein? Ich glaube ja. Pompeji ist ja nicht wie jenes Schloß im Märchen durch ein Zauberwort in einem Augenblick des Handelns und Lebens festgebannt worden, so daß es nur des erlösenden Spruches bedurfte, um die gehemmte Thätigkeit wieder zu entfesseln. Pompeji zeigt vielmehr das Bild einer entvölkerten, zerstörten, ausgeraubten Stadt. Ueber ihr liegt das Schweigen des Todes und deshalb erfaßt uns eine harmonische Stimmung auch nur an jener Stätte, die ohnehin dem Ernste des Todes geweiht ist, in der Gräberstraße vor dem herkulaner Thor. Pompeji ist, wie Walter Scott, als er es besah, ausrief, eine Stadt der Todten. Es ist die Aufgabe der nachschaffenden Phantasie, sie für uns wieder zu einer Stadt der Lebendigen zu machen. Das hat mit seiner Kunst eigenen Mitteln in unübertrefflicher Weise bereits ein

Dichter gethan, nämlich Henry Bulwer (so nannte er sich damals, im Jahre 1834) in seinem Roman „die letzten Tage von Pompeji“. Wir kennen ihn alle, aber es lohnt sich wohl, ihn noch einmal zu lesen. Er ist das Muster eines Romans der guten alten Zeit. Ein Held, jung, schön, edel, unermesslich reich, eine Heldin, mindestens ebenso schön und edel, die nach tausend Drangsalen schließlich mit dem Erwählten ihres Herzens durch Hymens Bande vereinigt wird; eine arme blinde Sklavin, die den schönen Glaukos heimlich, aber hoffnungslos liebt, und die, nachdem sie ihn gerettet hat, selbst den Tod in den Wellen sucht; ein hagerer, schändlicher, übermenschlich schlauer ägyptischer Priester, der böse Urbaces, neben ihm als Gegenstück ein gemeiner, gefräßiger römischer Pfaffe; rohe Gladiatoren auf der Bühne und in den Spelunken geschildert, aber unter ihnen ein tugendhafter Jüngling, der das schnöde Handwerk nur treibt, um seinen alten Vater aus der Sklaverei loszukaufen, dazu eine Menge prächtiger Füllfiguren, junge leichtfertige Römer, eine Heze des Beswus und wie es in den Personenverzeichnissen der Dramen heißt: Bürger, Soldaten und Volk. Die verwickelten und theilweise höchst lebensgefährlichen Schicksale aller dieser Personen, welche wie es sich für einen guten Roman paßt, durchaus den Hauptgegenstand des Interesses für den harmlosen Leser bilden, sind mit der Szenerie der halb-griechischen Stadt, des Meeres und des Berges, sowie mit den Hauptereignissen der Zeit, namentlich dem Kampf des aufstrebenden Christenthums gegen das sinkende Heidenthum und endlich mit der fürchterlichen Katastrophe des Jahres 79 eng und kunstvoll verflochten. Der Schriftsteller aber tritt nicht, wie es leider so oft die Verfasser historischer Romane thun, als ein Lehrer mit dem Verlangen vor uns hin, daß wir zum Dank für das Vergnügen auch etwas lernen sollen, sondern als ein welt- und menschenkundiger Mann, der die Bilder, die sich seiner Phantasie unabweislich aufgedrängt haben, gern dem theilnehmenden und nachsichtigen Leser vorführen möchte. Ich beabsichtige, dem Weichardtschen Buche, zu dem ich mich nun endlich wende, etwas Schmeichelhaftes zu sagen, wenn ich meine, daß die darin enthaltenen Restaurationen sich in gewissem Sinne mit dem Bulwerschen Roman vergleichen lassen. In beiden Fällen legt ein Künstler das Werk seiner durch gründliche Studien geschulden Phantasie vor, und hier wie dort sucht der Autor nicht bloß auf den Verstand, sondern auch auf das Gemüth des Lesers zu wirken, natürlich aber ist das Verfahren des Architekten demjenigen näher verwandt, das wir im strengen Sinne wissenschaftlich nennen. Da es dem Künstler vor Allem auf Anschaulichkeit ankommen mußte, gilt es zunächst, ein deutliches Bild von der Lage des alten Pompeji in der Landschaft zu gewinnen. Das ist nicht so einfach, wie man denken sollte. Denn die Vorstellung, daß die geographische Lage das Stück Wirklichkeit darstelle, welches von der Geschichte übrig geblieben ist, paßt hier nicht ganz, und die beliebte Betrachtung, daß die Geschichte und

Sitten der Menschen in ewigem Wandel begriffen sind, die Berge aber, heute wie vor tausend Jahren ihr Haupt gegen den Himmel heben und der Wind heute wie einstmal die Wellen an den nämlichen Strand treibt, ist nicht völlig anwendbar. Wenn wir heute den Vesuv von Pompeji aus betrachten, so zeigt sich uns rechts der scharfe felsige Krater des Monte Somma, links davon der ihn etwa um 100 Meter überragende Vesuvkegel, der am Tage die Rauchwolke, in der Nacht die Feuergarbe ausfendet. So war es vor Zeiten nicht, vielmehr hat sich der Vesuvkegel erst zur Zeit der Zerstörung erhoben und ist erst allmählich in verhältnißmäßig moderner Zeit zu seiner jetzigen Höhe emporgewachsen (vgl. Weichardt Seite 11). Das Meer ist gegen damals sehr erheblich zurückgetreten, und der Fluß floß in alter Zeit um mehrere hundert Meter näher an der Stadt als jetzt. Aber nicht bloß die Umgebung, auch das Gelände selbst hat sich erheblich verändert. Wenn man jetzt die staubige Straße vom Bahnhof nach der alten Gelehrtenkneipe, dem Gasthof zur Sonne, entlang geht, wobei man links über sich die Ruinen der Stadt liegen hat und von rechts her am Abend das unermüdlche Konzert der Frösche vernimmt, so befindet man sich ungefähr zwölf Meter, von denen acht der Aschenschicht von 79, vier dem modernen Damm angehören, über dem Boden, auf dem die Bewohner des alten Pompeji wandelten. Diese zwölf Meter muß man wegdenken, um sich eine Vorstellung davon machen zu können, daß der Hügel, auf dem die Hafenstadt Pompeji um der größeren Sicherheit willen gegründet war, nach der Flußseite hin kräftig und malerisch zur Ebene abfiel. Die Gründer der auf diesem Hügel (genauer gesprochen: auf dem unteren Ende dieses uralten Lavastromes) liegenden Stadt waren nahe Verwandte der Römer, sie sprachen eine Sprache (die oskische), welche der römischen so nahe steht, wie etwa das Niederdeutsche dem Hochdeutschen. Früh geriethen sie unter den übermächtigen Einfluß der griechischen Kultur, welche an diesen Küsten seit ältester Zeit eine Stätte gefunden hatte. Dann erlagen sie einem Angriff ihrer Stammesgenossen aus den Bergen, der Samniter, verfielen aber mit diesen dem immer mächtiger werdenden römischen Einfluß. Endlich im Jahr 80 v. Chr. wurde Pompeji eine römische Stadt. Man hat sich das römische Pompeji als eine wohlhabende Handelsstadt zu denken, deren Einwohnerzahl auf etwa 30000 geschätzt wird. Im Jahre 63 n. Chr. wurde es durch ein Erdbeben furchtbar verwüstet, ehe der Wiederaufbau vollendet war, erfolgte die Katastrophe von 79. Wie man sieht, hat die Stadt mancherlei Schicksale durchgemacht. eine Bauschicht liegt über der andern, manches hat schon in Trümmern gelegen, ehe die Todesstunde für die Stadt schlug, ein Umstand, aus dem für den Restaurator mancherlei Schwierigkeiten erwachsen. Der erste Restaurationsversuch Weichardts gilt dem ältesten Baudenkmal der Stadt, dem griechischen Tempel, einem Genossen der alten Tempel von Vestium und Selinunt. Er lag auf jener eben erwähnten Stelle,

wo der alte Lavastrom zur Ebene abfällt, auf einem Platz, den man das dreieckige Forum getauft hat. Betritt man dieses von dem abgestumpften Scheitelpunkt des Dreiecks aus, so hat man vor sich das Wenige, was von dem Tempel übrig geblieben ist, der auf die Ebene unter sich blickte. Die rechte und linke Langseite des Dreiecks waren mit Säulen eingefasst. Es läßt sich leicht ersehen, daß der Platz seine sonderbare Gestalt erhalten hat durch die Aufführung von Gebäuden, die ihm sozusagen von links her auf den Leib rückten. Nach rechts hin sieht man Ruinen von Häusern, die mit dem Rücken an den Fels gelehnt, von der Front aus den Ausblick auf die Ebene gewährten. Es ist nun die Absicht des Verfassers, zunächst diese Szenerie deutlich vor Augen zu führen. Der Leser thut gut, sich in die Ruinenzeichnung auf Seite 30 im Vergleich zu Tafel I hineinzustudiren, was ihm der Verfasser durch Pläne und Zeichnungen ebenso erleichtert hat, wie dadurch, daß er sich überall einer möglichst untechnischen Sprache befleißigt. Auf der Tafel I spielen die Hauptrolle die Aussichtsterrasse eines vierstöckigen Hauses, die der Verfasser um des Sonnenbrandes willen vorsorglich mit einem Segeldach versehen und mit Möbeln und Blumen wunderhübsch ausgestattet hat. Von dieser Terrasse aus überseh man zunächst das Flußthal. „Das fruchtbare Thal, daß der Sarnus durchfloß“, heißt es auf Seite 21, „war jedenfalls mit Landgütern und Gehöften besetzt, und eine südliche Vegetation von Feigen, Oliven, Wein gedieh in dieser Ebene, die die Alten *campania felix*, das glückliche Gelände nannten. Die niederen Höhenzüge, die das Gebirge vorbereiten, trugen Ansiedelungen und besetzte Orte, im Osten erschien wie heute das ferne, im Winter beschneite Hochgebirge und setzte sich südlich fort in einer Kette mächtiger Berge, ausklingend jenseits von Surrentum im tempelgekrönten Kap der Minerva und der Insel Capreae. Das alles und noch weiter den langen Horizont des Meeres, den Hafen im Vordergrund an der Sarnusmündung, die von weißer Schaumwelle bespülte, Fernes mit Nahem verbindende Meeresküste erblickte das Auge der glücklichen Bewohner der Terrassenhäuser an der Südseite Pompejis.“ Was den Tempel selbst betrifft, so tritt auf der Tafel seine freie Lage auf dem durch Ummauerung ergänzten Felsen trefflich hervor; man bekommt einen deutlichen Eindruck davon, wie der ragende Tempel, in bunten Farben glänzend, von weither sichtbar war, ein Wahrzeichen der alten Stadt.

Die Tafel II. zeigt dieselbe Szenerie von einem anderen Standpunkt, doch so, daß die Terrasse bescheidenlich zurückweicht, der Tempel nebst der Mauer und einem Theil der Säulenhalle kräftiger hervortritt. Das dritte Bild zeigt uns den Tempel mit seiner nächsten Umgebung, den von Menschen belebten und von Bäumen bestandenen Platz, das Brunnenhaus, einen Theil der Hallen, die Statue des Marcellus. Hier zeigt sich nun sogleich eine Schwierigkeit, der ein Restaurator schwerlich entgehen kann. Der griechische Tempel ist früh zerstört, lange vor dem Erdbeben von 63

und nicht wieder aufgebaut worden, es kann fraglich erscheinen, ob er noch unversehrt war, als die den Platz umgebenden Hallen gebaut wurden, jedenfalls aber blickte die Statue des Marcellus, des Patrons der Stadt, der ein Neffe des Augustus war, nur auf die Trümmer des Tempels. Auf der Weichardt'schen Tafel IV. aber sieht man den Tempel, die Hallen, die Statue in ihrer ursprünglichen Gestalt und Schönheit nebeneinander. Das soll kein Tadel sein, denn man sieht nicht ein, wie der Verfasser es anders hätte machen sollen. Sollte er den Tempel etwa in Ruinen zeichnen? Ein unmöglicher Gedanke, da man ja nicht weiß, wie viel von ihm zu einer gewissen Zeit übrig war. Also wird man sich mit der Erkenntniß bescheiden müssen, daß ein solches Bild nicht beanspruchen kann, die thatsächlichste Wirklichkeit eines gewissen Jahres darzustellen.

Der Uebergang zu den nun folgenden Tafeln, die dem Apollotempel gelten, wird durch eine Schilderung des jetzigen Eindrucks gebildet: (Seite 37 38.)

„Zwischen den graubraunen Ueberresten der Wände und Säulen, die noch verbläbte Spuren einstiger Bemalung zeigen, an einem wieder aufgerichteten Theil der umgebenden Halle, rechts, fesselt uns eine übriggebliebene weiße Marmorfigur in Hermenform, die sich blendend von ihrer farblosen verfallenen Umgebung abhebt. Das Haupt gesenkt und halb verhüllt die Hände unter dem Gewand, dieses zusammenfassend, steht sie da, wo man sie fand, eine der wenigen zurückgelassenen Marmorbildwerke. So oft man auch bei längerem Aufenthalt in Pompeji diese Figur wieder sieht, der ergreifende Eindruck, den diese stille menschliche Form inmitten der todtten Steine macht, bleibt derselbe. Wie ein letzter Bewohner der Ruinenstadt, behauptet sie seit 2000 Jahren ihren Platz, und hinter ihr hebt sich der graublau Berg, der Uebelthäter, dunkel im Schatten der eigenen Wolke vom Himmel ab.“

Recht im Gegensatz dazu erweckt das Bild des wiederhergestellten Apollotempels mit seinem statuengeschmückten Vorhof in uns die Vorstellung reicher und heiterer Pracht, und dieser Eindruck erhält noch eine Steigerung durch die Darstellung des Jupitertempels und seiner Umgebung, der ebenso wie der Apollotempel an das Forum grenzt, auf dem sich der Reichthum und Geschmak der Pompejaner im besten Lichte zeigt. „Ueberraschend“, so ruft der Verfasser aus, „muß der Anblick gewesen sein für den, der zum ersten Mal den Marktplatz Pompejis betrat. Welcher Stulpturensaal unserer Zeit kann nur annähernd den Vergleich aushalten mit dem kleinen säulen- und figuren geschmückten Forum der Provinzialstadt, das, abgeschlossen durch den stolzen Jupitertempel, wie ein offener Brunstsaal erscheint, über den die Wolken fliegen“ (Seite 65).

Doch es empfiehlt sich nicht, weiter zu zitiren, da das Wort nun doch einmal das Bild nicht ersetzen kann. Wir können nur hoffen, daß wir Mitgetheilte dem Leser Lust gemacht haben, sich mit eigenen

Augen an der Schönheit dieser Tafeln zu erfreuen. Wer das gethan hat, wird mit uns wünschen, daß die Profanbauten den Tempeln bald nachfolgen mögen.

Jena.

B. Delbrück.

Zwei neue Homer-Uebersetzungen.

Homers Ilias in niederdeutscher poetischer Uebertragung von August Dühr. · Kiel und Leipzig (Vipsius und Tischer) 1895. XII., 656 S.
Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen von Hermann von Schelling. München und Leipzig (R. Oldenbourg) 1897. VIII., 512 S.

Goethe spricht einmal in „Dichtung und Wahrheit“ in sehr einleuchtenden und beherzigenswerthen Worten von dem Werthe, den eine in ihrer Art vollkommene prosaische Uebersetzung des Homer haben müßte; der reine Gehalt würde erst in ihr recht hervortreten, das eigentlich tief und gründlich Wirksame, während es durch eine glänzende poetische Uebersetzung leicht verdeckt werde. Während eine kürzlich erschienene französische Bearbeitung der Ilias*) einer solchen Forderung zu genügen unternimmt und den Versuch mit Geschick und gutem Geschmack durchführt, sind fast gleichzeitig zwei deutsche Uebersetzungen, eine der Ilias, die andere der Odyssee, hervorgetreten, die ein völlig entgegengesetztes Ziel verfolgen. Sie wollen das alte Heldengedicht in durchaus subjektiver Färbung wiedergeben; und dies ist bis zu dem Grade gelungen, daß uns die deutsche Nachdichtung beim ersten Lesen ebenso fremdartig anmuthet, wie der französische Prosa-Text. Aber der erste Eindruck entscheidet nicht, und beide Bücher sind werth, daß man sich eingehender mit ihnen beschäftigt.

Die plattdeutsche Ilias ist durch eine Anregung von Klaus Groth hervorgerufen, geschrieben übrigens in der mecklenburgischen Mundart. Der Verfasser macht in der Vorrede mit Recht geltend, daß zwischen dem ionischen Dialekte der homerischen Gesänge und der Sprache des Schiffervolkes an unseren Seeküsten eine natürliche Aehnlichkeit besteht. So hatte sein Unternehmen von vornherein alle Aussicht auf ein gutes Gelingen. Zunächst berührt es wohl seltsam, Agamemnon, Achill, Priamos platt reden zu hören, und die ganze griechische Sagenwelt, die für uns ein Bestandtheil der gelehrten Bildung ist, in ein sprachliches Gewand gekleidet zu sehen, von dem heut zu Tage sich frei machen muß, wer als „gebildet“ gelten will. Aber man gewöhnt sich schnell an das Neue, zumal wenn man nicht mit dem Auge liest, sondern vorlesen hört. Ich habe gelegentlich in einer Homerstunde den Versuch gemacht, einen Abschnitt, der schon gut bekannt

*) Collection Papyrus. Paris (Librairie L. Borel) 1896.

und verstanden war, durch einen Primaner laut lesen zu lassen. Der Eindruck war frisch und herzlich; so empfand ich ihn selbst und noch mehr wohl meine jungen Freunde, denen eine plattdeutsche Mundart von Kindheit an geläufig ist.

Leider hat der Verfasser den Hexameter aufgegeben und einen trochäischen Vers von etwas schleppendem Gange benutzt. Um eine Vorstellung von seiner Arbeit zu geben, setze ich eine Probe hierher, die Rede mit der Priamos, vor Achill knieend, um die Auslieferung der Leiche Hektors bittet (XXIV 486—506):

„Denk upstunns an dinen Vadder, götterglike Fürst Achill,
 De in sin gebrekllich Deller di vör Dgen stahn woll süll.
 Dit as id. Biellicht bebrängen Nahwervölker nu of jennen,
 Noth und Elend astowehren, hett viellicht of he nu keenen.
 Sürt he äwer, dat du lewst, dann freugt sich doch sin olles Hart,
 He kann haben alle Dag, dat weddersehn den Söhn he ward,
 Wenn he bald ut Troja heenkiehrt. Awer id bün ganz ahn Glück, —
 All de Söhns, de mi hier buren, hett mi nahmen dat Geschick.
 As de Griechen hierher keemen, söftig Söhns dunn tellte id —
 Nügentehgen sünd mi buren all von eenen Mudderschoot,
 Nebenwiewer heww'n de annern buren und of tagen grot,
 Von de hett de gröttste Tahl de Kriegsgott rinschickt in den Dot.
 Und den eenen, de beschützte all uns annern und de Stadt.
 De dat Vaderland to reddden sich alleen noch rutstellt hadd,
 Desen heft du lezt dotschlagen — Hektorn, den heft du mi nahmen.
 Wegen desen bün id hierher in dat griechsche Lager kamen,
 Uem em von di uttolösen, rieses Lösgeld bring id di:
 Schug de Götter denn, Achilles, und Erbarmen heww mit mi —
 Noch mal — denk an dinen Vadder! Is of he woll Zammers vull,
 Lewt doch keener, de mihr Mitleid as wi id verdeenen süll
 Is dauh, wat von keenen Minschen jemals dahn up Irden is.
 Wo de Hand, de min Söhns dotschlög, id mit mine Lippen küß!“

Statt in ein Bauernhaus, wie Dührs Ilias, versetzt uns Schellings Odysee in den Salon. Ob es nach dreißig Jahren noch Minister geben wird, die ihre Mußzeit zur Uebersetzung eines griechischen Dichtwerkes benutzen wollen und benutzen können, mag man billig bezweifeln; schon unter diesem Gesichtspunkte ist das vorliegende Buch eine erfreuliche Erscheinung. Aber auch durch seinen Inhalt und durch die Art der Ausföhrung zieht es den Leser an. Zunächst beröhrt es wohlthuend, daß der Verfasser sich nicht mit seinem ästhetischen Urtheil, seinen Ansichten über Eeht und Unecht und über die Komposition der Dichtung hervordrängt, daß er nicht — nach berühmtem Muster — den Text zertheilt und zerlegt und mit kritisch-unkritischen Erörterungen unterbrochen hat. Er giebt

die ganze Odyssee, wie sie ist, in edler, würdiger Sprache, die sich stellenweise zu klassischer Reinheit erhebt. Etwas störend wirkt Anfangs die Häufigkeit von Reimpaaren wie „Wissen — spritzen, besorgen — gehorchen“; aber an solche Härten gewöhnt man sich nach und nach. Bedenklicher, weil mehr ins Innere weisend, ist ein anderer Anstoß, der mit der gewählten metrischen Form aufs Engste zusammenhängt.

Als Schiller zwei Bücher Vergils in achtzeilige Strophen übersetzte, empfand er es als eine Schwierigkeit, den Gang der Gedanken so zu gliedern, daß immer mit dem Ende einer Strophe ein Abschluß erreicht wurde. Dazu war es nöthig, hier ein Gedankenglied zu dehnen, dort ein anderes zusammenzudrängen. Es gelang schließlich sehr gut, weil die überlegte, in Perioden gegliederte Sprache Vergils im Ganzen doch einen festen Anhalt bot. Dieselbe Beobachtung läßt sich neuerdings an der Hochhammerschen Dante-Üebersetzung*) machen, soweit Proben davon bis jetzt hervorgetreten sind; dort wird durch die Zusammenfassung und Abgrenzung achtzeiliger Strophen geradezu das Verständniß und damit der Genuß erleichtert. Bei dem behaglichen Fluß des homerischen Geplauders, wo der Sprechende nicht vorwärts noch rückwärts blickt, sondern lose aneinanderreißt, was ihm in den Sinn kommt, oft mitten im Satze die Richtung des Gedankens ändert, da liegt die Sache anders. Es ist gar nicht möglich, falls man nicht dem Inhalt Gewalt anthun will, immer wieder ein kleines Ganze abzurunden, das dem Umfang einer Strophe entspricht. So kommt es, daß in Schellings Uebersetzung sehr häufig nicht nur der Gedanke aus einer Stanze in die andere hinübergleitet, sondern auch der grammatische Satz, wodurch denn doch die Bedeutung und das Recht der achtzeiligen Form in Frage gestellt wird.

Den Geist des Buches wird am besten wieder eine Probe deutlich machen. Wir wählen dazu aus dem fünften Buch (201—227) die rührende Szene, wie Kalypto, nachdem sie dem Helden Odysseus, der seit sieben Jahren bei ihr verweilt, den Beschluß der Götter mitgetheilt hat, daß er endlich heimkehren soll, nun noch einmal den Versuch macht den geliebten Mann bei sich zurückzuhalten.

Als sie genug an Speis' und Trank gethan,
 Hob in dem hochgewölbten Felsenjaale
 Die hehre Göttin so zu reden an:
 „Odysseus, herrlicher Laertiade,
 Sinnreicher Herrscher durch Kronions Gnade!

Nun willst Du zur geliebten Vatererde
 Zurück Dich wenden und der Heimath Gaun;
 So fahre wohl! wenn Ahnung Dich belehrte,

*) „Deutsche Stanzas nach Dante Alighieri,“ Neue Christoterpe 1896 S. 159 ff.

Was Du noch dulden wirst, um zu erschaun
 Dein Vaterland, Du bleibst als mein Gefährte
 In diesem Haus, erlöst von Todesgraun,
 So sehr Du magst an Deiner Gattin hangen.
 Nach deren Blick Du täglich trägst Verlangen.

An Abel der Gestalt ihr nicht zu weichen
 Darf ich mich rühmen; kann ein sterblich Weib
 Mit Göttinnen sich messen, kann's vergleichen
 Mit himmlischen Gebilden seinen Leib?“
 So sprach Kalypso zum erfindungsreichen
 Odysseus. Dieser gab zurück: „O bleib'
 Mir huldreich, Göttin, zürne nicht deswegen;
 Denn stellt man Dir Penelope entgegen,

Entfliegt ihr Reiz des Wuchses und der Wangen,
 Weil er vergänglich ist, indeß um Dich
 Unsterblichkeit und ew'ge Jugend prangen!
 Und dennoch wend' ich nach der Heimath mich;
 Mich zieht zu ihr ein sehnliches Verlangen,
 Und sollt ein Gott, an mir zu rächen sich,
 Mein Fahrzeug auf der Purpursee zerschlagen,
 Ich werd' es mit geduld'gem Sinn ertragen.

In Wog' und Krieg bestand ich so viel Leiden
 Daß dies zum andern würd' ein Tropfen sein.“ —
 Er sprach's; das Tageslicht begann zu scheiden,
 Die Erde hüllte sich in Dämmerchein,
 Und in die Kammer gingen nun die Beiden,
 Die in die Grotte mündete, hinein,
 Wo sie beisammen bis zum Morgen weilten,
 Das Ruhebett und traute Liebe theilten.

Das ist freilich nicht ganz der Homer, den wir aus Vossens Uebersetzung oder gar aus dem Original kennen. Die sorgfältig gewählte Sprache und die vornehme italienische Versart geben einen Hauch von der Stimmung, die wir in Tasso's Befreitem Jerusalem empfinden; und diese Stimmung paßt zu Vergils kunstvoller Schöpfung besser als zu homerischer Natürlichkeit. Aber es ist doch immer Poesie, lebhaft empfunden und lebendig wiedergegeben. Und wenn jedes Geschlecht und im Grunde jeder Mensch das Recht hat, sich das unvergängliche Werk des alten Sängers in der Form anzueignen, die gerade ihm gemäß ist, so ist unter den vielerlei Formen, in die das ursprüngliche Metall umgeschmolzen werden kann und schon umgeschmolzen worden ist, die hier gebotene gewiß keine von den schlechtesten.

Flensburg 15. 6. 97.

Paul Cauer.

P ä d a g o g i k.

Alex. Wernicke, Kultur und Schule, Präliminarien zu einem Schulfrieden im Anschluß an die preußische Neuordnung vom 1. April 1892. Osterwied (Harz), A. W. Bidfeldt, 1896. XVI, 250 S. Mk. 2,40.

Die erste Zeile des etwas anspruchsvollen Titels wird insofern durch den Inhalt gerechtfertigt, als wirklich sowohl von Kultur als auch von der Schule viel in dem Buche die Rede ist. Was aber den „Schulfrieden“ betrifft, den der Verfasser ankündigt, so trägt er zu dessen Herstellung nicht mehr bei als jeder andere von den vielen, die während einiger Jahre — neuerdings doch merklich nachlassend — mit einem eigenen Reformplan hervorgetreten sind.

Das vorliegende Buch enthält Elemente von sehr ungleichem Werth. Die theoretischen Theile sind bei aller Ausdehnung kraftlos; aber da sie mit den praktischen Forderungen, die nachher folgen, nur in geringem Zusammenhang stehen und für sich eine mehr ornamentale Bedeutung haben, so ist es möglich, beide Theile gesondert zu beurtheilen. Und nur so kann man dem Verfasser gerecht werden; denn was er praktisch vorschlägt, ist zwar auch nicht unansehnlich, auch nicht durchweg neu, aber doch zum guten Theil neu und eben in diesem Neuen durchaus beachtenswerth und einer ernsthaften Diskussion wohl würdig.

Zwei große Abschnitte („Der Gang unserer Kultur“ und „Das Erbe der Renaissance“) versuchen, mit germanischer Mythologie beginnend, einen Ueberblick über die Entwicklung des deutschen Geistes und dann eine Charakteristik der Goethe-Schillerschen Periode zu geben, mit vielen Zitaten und vielen Namen ausgestattet. Aber — *πολυαδρής, ὡς οὐ φύσι*. Die Frucht von dem Allen ist doch nur der selbstverständliche Satz, daß das klassische Alterthum für uns nicht mehr dasselbe bedeutet wie für frühere Generationen. Ob es aber darum eine geringere Bedeutung habe oder nur eine andere, das ist erst die Frage, auf die Alles ankommt. Wernicke hat sie gar nicht berührt. Quantität ist ja überall leichter zu schätzen als Qualität; wo der tiefer Blickende die im Grunde wirksamen Unterschiede der Art erkennt, erscheint einem Andern nur eine äußerliche Abstufung nach Graden. Die Werke der Alten sind heute nicht mehr die Quelle aller Wissenschaft wie im Mittelalter, sie geben uns nicht wie den Humanisten Stoff und Vorbild zu eigenem literarischen Schaffen, auch sehen wir in ihnen nicht mehr einen untrüglichen und unveränderlichen Maßstab des Schönen wie Wilhelm von Humboldt: das Alles bedarf keines Beweises. Aber folgt hieraus, daß wir uns nun mit dem Stück Antike begnügen sollen, das als innerlich verarbeiteter Bestandtheil in die klassische deutsche Literatur ausgegangen ist? daß es in Zukunft ausreichen wird, wenn Latein und Griechisch „einzelne hervorragende Männer“ verstehen, deren Beruf es dann sein würde, das, was im Alterthum noch immer Gutes

zu finden ist, den übrigen mitzutheilen? Wernicke (S. 147 f.) scheint dies anzunehmen. Vielmehr soll unser Geschlecht, das zu ästhetischem Genuß freilich keine Zeit hat, aus der antiken Gedankenwelt das herausnehmen, was ihm nun wieder gemäß ist, dessen es gerade bedarf: praktische Klugheit. Um die Geisteskräfte zu nähren, mit denen die politischen, wirtschaftlichen, sittlichen Probleme der Gegenwart gelöst werden sollen, giebt es — ich sage nicht: kein anderes — aber gewiß kein besseres Mittel als das Eindringen in die entsprechenden Verhältnisse der griechisch-römischen Kultur.*) Denn, indem man diese mit heutigen Zuständen vergleicht, herüber und hinüber Kritik übt, erkennt man erst das Wesentliche, die Grundzüge in dem Organismus des Menschenlebens, eben die Züge, die den äußerlich weit von einander abstehenden Erscheinungsformen gemeinsam sind.

Das sind Gedanken, die der Verfasser von „Kultur und Schule“ nicht sowohl ablehnt oder widerlegt als — nicht kennt. Er meint, daß die Grundlage des Gymnasialunterrichtes, als welche Latein und Griechisch früher gedient hätten, durch eine andere ersetzt sei, die nun übrigens auch für die realistischen Lehranstalten zu gelten habe: „Die Dreieitigkeit ‚Religion, Deutsch, Geschichte‘ bildet auf allen Schulen den humanistischen Kern des ganzen Unterrichtsbetriebes.“ Dies ist nicht einmal als Ausdruck der jetzt bestehenden Lehrverfassung richtig. Die Verfasser der Lehrpläne von 1892 haben zwar den Mahnruf des alten Wiese: der Religion, diesem zarresten, verpfllichten, heiligsten unter allen Gegenständen des Unterrichtes, eine freiere und gesonderte Stellung zu geben, nicht befolgt; aber sie haben doch noch weniger dem Drängen von der andern Seite nachgegeben und etwa Religion zu einem „grundlegenden“ Fache gemacht. Vielmehr ist etwas in diesem Punkte geradezu gebessert worden, da nach dem neuen Reglement für die Reifeprüfung ein Examen in Religion nur noch ausnahmsweise stattzufinden braucht. Ähnliches gilt für die Geschichte: sie spielt in den Sorgen und Mühen eines Primaners lange nicht mehr die Rolle, wie vor 1892, und hat dafür um so mehr Spielraum seine lebendigen Gedanken zu beschäftigen. Nicht ganz so unrecht hat Wernicke leider in Bezug auf das Deutsche. Hierfür ist wirklich in den neuen Lehrplänen die Zahl der Stunden vermehrt, die äußerliche Bedeutung des Faches, sein Gewicht bei Besetzungen und Prüfungen durch ausdrückliche Vorschriften vergrößert worden. Aber die schlimmen Folgen dieser Aenderung, vor Allem das fortgesetzte Nachlassen in den deutschen Auf-

*) Die Verpflichtung, dies genauer zu begründen, erkenne ich gern an, habe jedoch hier keinen Platz dazu. Es würde sich darum handeln einen Plan auszuführen, auf den an dieser Stelle schon mehrmals (78 [1894] S. 241 f. — 79 [1895] S. 533) hingewiesen wurde, und dabei weiter von der Art Rechenschaft zu geben, wie ich selber bisher sowohl mit Schülern als — einige Jahre hindurch — mit Studenten philologische Stoffe zu behandeln gesucht habe.

sätzen, treten schon jetzt so deutlich hervor*), daß kaum zu fürchten ist, man werde nach dieser Seite noch weiter gehen. Besser wäre freilich eine ent- schlossene Umkehr. Grundlage eines Lehrplanes, den Kern des Unterrichts können nur solche Stoffe bilden, an denen und mit denen der jugendliche Geist gezwungen werden kann, Stoffe, denen man nichts zu Leide thut, wenn man sie derb ansaßt. Das sind in erster Linie Mathematik und fremde Sprachen, demnächst Geographie und alte Geschichte.

Uebrigens meint es Herr Wernicke nicht ganz so schlimm, wie er zu drohen scheint. In dem allgemeinen Lehrplan, den er (Seite 198 f.) für Gymnasium und Realgymnasium entworfen hat, ist innerhalb der einzelnen Klassen die Stundenzahl für das Deutsche ganz wenig, für Geschichte und Religion überhaupt nicht erhöht; den eigentlichen Körper machen doch wieder fremde Sprachen und Mathematik aus. Hier zeigt sich eben bei unserm Verfasser der schon vorher erwähnte Unterschied zwischen Theorie und Praxis, sehr zum Vortheil der letzteren. Trotz der langen kulturgeschichtlichen Einleitung ist es eigentlich nur eine Stelle, an der ein Zusammen- hang zwischen Kulturentwicklung und Schulreform als greifbarer Beweis- grund verwerthet wird, da, wo es gilt, den Einschnitt zu rechtfertigen, den die seit 1892 eingeführte sogenannte Abschlußprüfung zwischen Unter- und Obersekunda gemacht hat. Wernicke schreibt (S. 163): „Bestehen bleibt, daß die Militärverwaltung der 'Höheren bürgerlichen Bildung' die Stellung erkämpft hat, auf welche sie Anspruch hat, und diese Thatsache ist nicht zufällig in einem Staate, in dem jeder Bürger „wehrgesetzlich ist und sich in der Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen kann“. Damit meint er die Verschlagung des Gymnasiums aus „tieferen“ oder „inneren Gründen“ (S. 160, 161) gerechtfertigt zu haben.

Was hier „Höhere bürgerliche Bildung“ genannt wird, heißt kurz vorher „allgemeine Bildung zweiter Stufe“, im Unterschiede von der „allgemeinen Bildung erster Stufe“, die mit der Volksschule, und der „dritter Stufe“, die mit der Reifeprüfung abschneidet. Diese Anordnung hängt mit einer Schwäche des Verfassers zusammen, auf die wir schon hingedeutet haben und in der freilich das ganze populäre Denken auf seiner Seite steht: daß er Dinge, die dem Wesen nach verschieden sind, als gleich- artig ansieht und nur der Größe nach abzumessen vermag. In diesem Fall hat ihn solche Betrachtungsweise doch zu einer wichtigen und in ihrer Art werthvollen Konsequenz geleitet. Da er die Abtrennung einer Ober- stufe auf unseren höheren Schulen, ebenso wie die Gleichartigkeit des Unterbaues, für etwas Gutes und Bleibendes ansieht, so sucht er das Verhältniß nun auch folgerichtig durchzuführen. Und da zeigt sich, daß die Oberstufe den sechs vorhergehenden Jahren gegenüber zu kurz kommt.

*) Vgl. meine Besprechung der Schrift von Dhlert „Die deutsche höhere Schule,“ Preuß. Jahrb. 87 (1897) S. 145.

Am klarsten ist dies in der Geschichte, deren ganzer Verlauf von Quarta bis Untersekunda in 4 Jahren, in Obersekunda und Prima, wo man doch reifere Schüler hat und tiefer eingehen könnte, in 3 Jahren durchgemacht wird. Aber auch für Latein und Griechisch wie für die Hauptfächer der realistischen Anstalten führt Bernicke den Nachweis — und in der Hauptsache ist er gelungen — daß man in dem Bestreben, hinter Untersekunda ein selbständiges Ziel aufzustellen und die eigentlich wissenschaftliche Art des Unterrichts erst nachher beginnen zu lassen, der Oberstufe ein Maß von Aufgaben zugeschoben hat, dem sie nicht gewachsen ist. Deshalb fordert er: Verlängerung der Schulzeit um ein Jahr, so daß die Oberstufe 4 statt 3, der ganze Kursus 10 statt 9 Jahre umfassen würde. Thatsächlich ist es ja schon jetzt meistens so; die Zahl der Schüler, die mit den vorgezeichneten 9 Jahren fertig werden, ist gering und dürfte seit 1892 relativ noch geringer geworden sein. Was sich so als unbeabsichtigte Folge aus einem Mißverhältniß zwischen den immer noch gestellten Anforderungen und den für ihre Erfüllung gewährten Mitteln ergeben hat, will Bernicke gesetzlich festlegen. Seine Begründung verdient nachgelesen zu werden. Am sichersten ist sie für das Gymnasium und für die Reformschule nach Frankfurter Muster, am wenigsten überzeugend für die (lateinlose) Oberrealschule; aber da kann sich der Verfasser, der selber Direktor einer Oberrealschule ist, darauf berufen, daß er persönlich gerade diese Schulart am genauesten kennt.

Auf alle Fälle verdient der Muth Anerkennung, mit dem Herr Bernicke einen unbequemen Schluß gezogen hat. Wie viele sich ihm anschließen werden, bleibt abzuwarten; 10 Jahre Schulzeit statt 9 ist doch eine Aenderung, die schon um ihrer wirthschaftlichen Folgen willen manches Bedenkliche hat. Wer sie aber deswegen ablehnt, wird kaum noch umhin können einzusehen, daß eine Gestaltung des Unterbaues unierer höheren Schulen, die mit innerer Nothwendigkeit ein so unerwünschtes Resultat ergiebt, doch wohl vom Uebel ist; mit anderen Worten, daß der Geheimrath Dr. Kruse, Provinzial-Schulrath von Westpreußen, Recht hatte, als er (1889) schrieb: „Jede einheitliche Organisation der Mittelschule führt mit Nothwendigkeit zu dem Ergebnis, daß kein einziger Schüler die zweckgemäße Vorbildung für die von ihm gewählte Art der Oberstufe erhält.“

Flensburg, 6. 7. 1897.

Paul Cauer.

Geschichte.

Aus Polen's und Kurland's letzten Tagen. Memoiren des Baron Karl Heinrich Heyking (1752—1796).

In deutscher Bearbeitung nebst Anmerkungen und Beilagen herausgegeben von Baron Alfons Heyking sen. Berlin 1897. Verlag von Unnes's Nade, Stuhlsche Buchhandlung.

Von den Heyking'schen Memoiren ist der Schluß, der die Regierung

Paul I. umfaßt, bereits vor einigen Jahren von Friedrich Bienemann in deutscher Uebersetzung herausgegeben worden. Es war vielleicht der pikanteste, gewiß aber nicht der wichtigste Theil derselben. Den haben wir vielmehr jetzt in der Edition vor uns, die der Enkel des Verfassers, ein hochverdienter Vertreter der kurländischen Ritterschaft in kritischen Tagen und zugleich einer der besten Kenner der kurländischen Geschichte wie der kurländischen Verfassung alter und neuer Zeit, herausgegeben hat.

Wir wollen mit ihm nicht rechten darüber, daß er nicht den ursprünglichen französischen Text, sondern eine deutsche Bearbeitung gegeben hat, die zwar eine getreue Uebersetzung aber doch nicht den vollen Inhalt des Originals bietet. Baron Heyking hat weggelassen, was ihm überflüssig schien: Liebesabenteuer des Verfassers, allerlei Detail über das Freimaurerwesen, nicht erweisbare Beschuldigungen gegen einzelne Personen, deren Nachkommen sich mit Recht oder mit Unrecht verletzt gefühlt hätten. Der Historiker von Fach hätte sich dazu wohl nicht berechtigt gefühlt, aber auch er wird anerkennen, daß es ein ungemein lehrreiches, kulturgeschichtliches wie politisch-historisches Bild ist, das uns in diesen Denkwürdigkeiten entrollt wird: Die letzte Herrlichkeit und der letzte Jammer der polnischen Selbstständigkeit; die wechselnden Geschehnisse und der schließliche Untergang des polnischen Lehnsherzogthums Kurland, im Hintergrunde die große Figur der Kaiserin Katharina II. und all das Treiben, veranschaulicht durch eine Porträtgalerie, die uns die politischen Figuranten ersten, zweiten und dritten Ranges vorführt, mit all ihren Illusionen, ihren sehr greifbaren Menschlichkeiten, ihrem Idealismus und ihrem brutalen Egoismus — das giebt in seiner Summe ein historisches Gemälde von überraschender Realität.

Gerade die letzten Monate haben für die Geschichte des Unterganges Polens wie der Einverleibung Kurlands in das Zarenreich interessantes Material gebracht. Bilboffow hat eine höchst lesenswerthe Monographie über die letzten Tage Kurlands in der Russkaja Starina veröffentlicht, Ernst von der Brüggem in der baltischen Monatschrift an eine einleitende geistvolle Studie die Relationen des preußischen Residenten in Mitau — Hüttel — geknüpft. Durch beides ist die Heykingsche Publikation keineswegs überholt, vielmehr werden hier wie dort Korrigenda anzubringen sein und der Herausgeber hat an passender Stelle bereits darauf hingewiesen.

Wir wollen den Inhalt der Memoiren nicht erzählen. Naturgemäß gruppieren sich die Ereignisse um die persönlichen Erlebnisse des Verfassers, den seine Lebensführung an den Entscheidungen Theil nehmen ließ, welche die Geschehnisse Polens und Kurlands bestimmten. Stand er auch nicht in erster Reihe, so doch stets in einer Stellung, die für den Beobachter ungemein günstig war. Und er verstand zu beobachten und hat ohne Zweifel die Absicht gehabt, die Dinge so zu schildern wie sie ihm erschienen. Eine überraschend weitgehende allgemeine Bildung, die ihren Schwerpunkt in

philosophischen Studien, in den alten Sprachen und in der Jurisprudenz fand, aber mit all dem weltmännischen *savoir faire* verbunden war, das der „Gesellschaft“ des ausgehenden 18. Jahrhunderts eignete; lebhafter Ehrgeiz, der sich stets mit der Sache identifizierte, die er vertrat, aber leicht bereit den Sprung in ein neues Lager hineinzuthun; vor Allem kurländischer Edelmann, aber wie es dem Geist jener Zeit und dem Boden, auf dem er sich bewegte, entsprach, ein Kosmopolit, der bereit war, an allen Höfen Europas eine Stellung zu acceptiren die seinen Ansprüchen entsprach; so stellt der Verfasser sich als Typus einer heute völlig verschwundenen Geistes- und Willensrichtung dar, die in den nationalen Staaten der Gegenwart keinen Platz fände.

Baron Heyking hat in polnischen, sächsischen, kurtrierschen, schwedischen, russischen Diensten gestanden. Er hat die Ansprüche der kurländischen Ritterchaften und die des Herzogs Peter vertreten, für Stanislaus August und gegen ihn gewirkt, und dabei all diese Uebergänge mit einer Naivität vollzogen, die damals keinen Anstoß erregte, aber heute schwer verziehen werden würde. Dabei ist er in allen Ehrenfragen feinführend und korrekt und in gewissen Dingen unbeugsam, er hat nie, trotz seiner „Philosophie“ vergessen, daß er als Protestant und Lutheraner geboren war und unter keinen Verhältnissen gegen die Interessen seiner Heimath und seines Standes gearbeitet. Zu verstehen ist er aus seiner Zeit, aber auch seine Zeit wird durch die unmittelbare Anschaulichkeit und durch die selbstbewußte Naivität dieser Aufzeichnungen erst recht verständlich. Er werden daher diesen Memoiren eine hervorragende Stellung in unserer historischen Quellenliteratur einzuräumen haben.

Das Vorwort und die erläuternden Beilagen des Herausgebers machen es auch demjenigen, der diese osteuropäischen Dinge wenig kennt, leicht sich in dem Gewebe der hin- und herlaufenden Intriguen zurechtzufinden.

Prof. Schiemann.

Politische Korrespondenz.

Der Bund der Landwirthe. Ablehnung des Vereinsgesetzes.

Als ich vor vier Wochen unsere Monatsbetrachtung schrieb, war die allgemeine Annahme, daß Herr von Miquel bestimmt sei, in irgend einer Form der leitende Staatsmann Deutschlands und Preußens zu werden. Noch ehe die Blätter in die Hände der Leser gelangt waren, wußte man, daß man sich entweder über die Situation getäuscht, oder schon wieder eine Aenderung eingetreten sei. Herr von Miquel ist nicht der leitende Staatsmann in dem Sinne geworden wie man es damals annahm. Er ist, was ihm als ältesten Minister zukam, Vize-Präsident des Staatsministeriums geworden, aber er hat keines der Staatssekretariate im Reich übernommen, wodurch er dem gesammten Regierungssystem das Gepräge gegeben haben würde. Was haben dann aber die beiden gewichtigen Personalveränderungen, der Abgang der Herren von Marschall und Bötticher zu bedeuten? Wir haben des Rücktritts dieser beiden Männer das vorige Mal nicht besonders gedacht, weil für eine unbefangene Würdigung ihrer Persönlichkeiten doch keine Stimmung vorhanden ist und es uns nur darauf ankam, die innere Lage, in der sich Deutschland derzeit befindet und was sich uns mit Nothwendigkeit daraus zu ergeben scheint, möglichst scharf zu charakterisiren. Damit hat aber die Persönlichkeit der beiden entlassenen Minister nichts zu thun. Es ist ganz selbstverständlich und nothwendig, daß eine gewisse Wendung im Kurse auch mit Personalveränderungen verbunden ist. Wenn es gelingt, die sachliche Aenderung richtig zu erfassen und darzustellen, der mag auf die Personalverhältnisse, die immer in Halbdunkel und von Fabeln und Legenden entstellt sind, verzichten.

Wenn nun aber gar keine Aenderung des KurSES stattfinden soll? Nicht jede Personalveränderung bedeutet, wie der neuernannte Staatssekretär für das Reichsschatzamt Herr von Thielmann einem Interviewer gegenüber sehr richtig bemerkt hat, auch eine Veränderung des KurSES. In diesem Falle würde es uns als eine bloße Schwäche erscheinen, zwei Männer, die mit einem ungemeinen Talent und Geschick ihr Amt

so vortrefflich verwalteten, wie Herr von Bötticher und Herr von Marschall, dem Hass ihrer Feinde zum Opfer zu bringen — aber ich glaube es noch nicht, daß die Kursänderung nicht bevorsteht. Die Natur der Dinge verlangt sie gebieterisch. Ist Herr von Miquel noch nicht der leitende Staatsmann, so wird er es in Kürze sein, und sollte er es wirklich nicht werden, so wird ein Anderer den Weg einschlagen, auf den wir hingewiesen haben.

Ein Ereigniß ist mittlerweile eingetreten, das einen großen Schritt weiter auf der von uns seit Jahren bezeichneten Bahn bedeutet. Ich meine die Petition des Bundes der Landwirthe um ein Verbot der Getreideeinfuhr. Ueber die Sache selbst ist kein Wort zu verlieren. Die Forderung ist zwar nicht ganz so radikal und so sozialistisch wie der Antrag Kaniz, aber noch unausführbarer, weil verfassungs- und vertragswidrig. Darauf aber kommt sehr wenig an. Das Entscheidende ist nicht der sachliche Werth des Vorschlags, sondern der taktische. Mit Leuten, die im Stande sind, nachdem der Antrag Kaniz sich verbraucht hat, abermals eine derartige Agitationsformel zu finden, ist nicht zu spaßen, und die Formel ist ausgezeichnet. Es wird kaum einen Landwirth in ganz Deutschland geben, dem es nicht vollständig einleuchtet, daß die Renitenz der Getreidehändler gegenüber dem Gesetz und die vollständige Auflösung des Getreidemarktes in Deutschland, der „schwerwiegende Grund“ ist, der die Regierung nach den Verträgen berechtigt, ein Einfuhrverbot zu erlassen. Wenn sie aber dazu berechtigt ist und es doch nicht thut, wer soll ihr noch glauben, daß sie ein Herz für die Landwirthschaft habe?

Den Antrag Kaniz haben seiner Zeit die Konservativen mehr oder weniger acceptirt. Das war nicht so sehr gefährlich, da er doch keine Aussicht auf Durchführung hatte. Ein Einfuhrverbot, eine bloß negative Maßregel ist viel einfacher, kann von heut auf morgen erlassen werden, die politischen Konsequenzen liegen erst in der Zukunft. Eine solche Maßregel zu fordern ist sehr viel verantwortungsvoller als das prinzipielle Eintreten für eine große Organisation, die noch Niemand praktisch ausgestaltet hat.

Im Unterschied zu ihrem Verhalten bei dem Antrag Kaniz haben daher die Konservativen es diesmal abgelehnt, die Forderung des Bundes der Landwirthe zu unterstützen: die Verantwortung wäre zu groß gewesen. Was ist die Folge? Eine Spannung zwischen den beiden Genossen, die für die Konservativen höchst gefährlich ist. Der Bund ist der stärkere Theil. Die Konservativen müssen sehen, wie sie die erzürnten Agrarier wieder versöhnen. Sie dürfen Industrie und Handel schlechterdings keine KonzeSSIONen weiter machen. Die Kluft zwischen Landwirthschaft und Industrie, von der man hofft, daß sie sich schließen solle, ist vertieft.

Das Programm der Regierung ist, Industrie und Landwirthschaft wieder mit einander zu versöhnen, ihre Interessen mit einander auszugleichen.

womöglich ohne den großen dritten Zweig des Erwerbslebens, den Handel, gar zu sehr zu beleidigen und zu schädigen. Das ist der unendlich einfache Sinn der viel kommentirten Rede des Ministers v. Miquel in Solingen. Wir aber sagen dazu: auf dem bisher verfolgten Wege ist dieser Ausgleich unmöglich. Zu einem Ausgleich gehört Nachgiebigkeit von beiden Seiten. Die Landwirthe aber sind in einer Nothlage und in Folge dessen in einer Leidenschaft, bei der jede Hoffnung auf Nachgiebigkeit schwinden muß. Der Vorstoß des „Bundes“ erbringt für Jeden, der es bisher noch nicht gesehen hat, den Beweis. Die Männer, die diese Petition aufgesetzt und ihr zugestimmt haben, sind für keinen Wahlkompromiß mit der Industrie mehr zu haben.

Sie sind Klassenvertreter, genau in der Art und in dem Sinne wie die Sozialdemokraten, die sie sich ja von Anfang an zum Muster genommen haben.

Dieses Verhältniß — in Harmonie mit der jüngsten Rede des Ministers von Miquel im Abgeordnetenhaufe, der die Erregung im Lande aus den wirtschaftlichen Gegensätzen ableitete — stelle ich in den Mittelpunkt, um daraus das Verständniß für alles Andere, auch für das Schicksal des Vereinsgesetzes zu gewinnen.

Wie kommt es, daß die Nationalliberalen mit solcher Energie dieses Gesetz zu Falle gebracht haben? Es ist gewiß eine höchst lobenswerthe That. Aber steht sie im Einklang mit der Parteigeschichte? Die Nationalliberalen sind es doch gewesen, die auf ihrem Frankfurter Parteitag den ganzen Umsturz-Sammer angefangen haben. Hätten sie damals umgekehrt beschlossen, die polizeiliche Bekämpfung der Sozialdemokratie als unwirksam ein für alle Mal zu verdammen, so würde dem Deutschen Reich die ganze traurige Periode dieser impotenten Gesetzesmacherei wahrscheinlich erspart geblieben sein. Aber damals haben sie leider sich für diesen Weg erklärt — war nun das kleine Sozialistengesetz, wie es die Freikonservativen vorlegten, damit nicht im Einklang? Gewiß ein sehr verkehrtes Gesetz — aber für Jemand, der an die Macht der Polizei an dieser Stelle glaubt, so gut wie unter den obwaltenden Umständen nur denkbar. Es ist auch zweifellos, daß ein sehr großer Theil der national-liberalen Wähler und nicht wenige Abgeordnete, wenn der Fraktionszwang sie nicht gehalten hätte, gern zugestimmt hätten.

Noch räthselhafter erscheint der Vorgang, wenn man ihn mit der umgekehrten Erscheinung bei den Konservativen vergleicht. Herr von der Necke hat von oben herab „das Märchen“, daß die sozialdemokratische Partei aufhören könne, revolutionär zu sein, zurückgewiesen. Wir haben in unserem vorigen Heft die Stelle des „Konservativen Handbuchs“ aufgezeigt, nach der auch die Konservativen sich einmal zu diesem „Märchen“ bekannten. Eine Meinung, die man einmal selber gehabt hat, mag man aufgeben, hat aber nicht das Recht, sie ohne

Begründung als „Märchen“ abzuthun. Noch viel schlagender aber ist, was Herr von Verlach in der „Zeit“ an Aeußerungen des damaligen Führers der Konservativen, Herrn von Rauchhaupt, auf dem konservativen Parteitag und Ausführungen in der „Kreuz-Zeitung“ aus dem Jahre 1890 festgestellt hat. Damals verschmuren sich die Konservativen hoch und theuer, sie wollten kein Sozialistengesetz wieder haben, da es doch nicht helfe*). Woher der Umschwung?

Die Lösung ist diese. Die Konservativen haben sich zu dem Prinzip der Polizei-Gewalt gegen den Umsturz zurückbekehrt, weil sie überhaupt irgend eine politische Forderung aufstellen mußten, um ihre Wähler darunter zu sammeln. Wäre das nicht geschehen, so hätte das wirthschaftlich-agrarische Interesse allein das Feld behalten und das Konservative völlig verdrängt. 1890 bei Ablauf des Sozialistengesetzes lebte die Masse der besitzenden Bürger unter dem unmittelbaren Eindruck, daß dieses Gesetz

*) Die Kreuzzeitung schrieb am 1. Oktober 1890 unter der Ueberschrift: „Eine neue Aera“:

„Einmal gewährte das neue Gesetz den Königen keinen Schutz gegen verbrecherische Anschläge, deren man sich von einer in das Dunkel gedrängten Bewegung umso mehr versehen mußte: nicht das Sozialistengesetz des Fürsten Bismard, sondern der vom Himmel stiehende Regen hat das Niedermald-Attentat vereitelt. Zugleich aber ward der Anschein erweckt, als ob die Monarchie sich grundbänglich mit der gegenwärtigen Gesellschafts-Ordnung einschließlich aller ihrer Mißbräuche identifizire und dieselbe mit allen ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln aufrecht zu erhalten entschlossen sei. Man wollte eine revolutionäre Partei treffen, aber, indem diese die einzige ausdrückliche Vertreterin eines ganzen Standes war, traf man den ganzen Stand; jeder Arbeiter, der für die Interessen seines Standes eintrat, war durch das Gesetz gebrandmarkt. Das Sozialistengesetz hat den Eindruck eines Klassengesetzes, geschaffen zur Wahrung des Uebergewichts einer Klasse über die andere, nicht nur auf die Arbeiter gemacht, sondern ebenso auf die Bourgeoise, die sich jetzt beim Falllassen des Gesetzes für preisgegeben und von der Regierung verrathen erklärt, und nach einer Koalition aller „bürgerlichen“ Parteien zu ihrer Selbstverteidigung jammert. Die falsche Beleuchtung, in welche die Regierung dadurch gekommen war, mußte nothwendig auf alle ihre Maßnahmen zu Gunsten der arbeitenden Klasse einen tiefen Schatten fallen lassen.“

Dreißig kostbare Jahre sind mit der politischen Behandlungsweise einer Frage, die in ihrer Eigenart gewürdigt sein will, nutz- und erfolglos verbracht. Nunmehr ist die Aera der einseitigen Politiker definitiv abgeschlossen; für politische Experimente und Schachspielereien ist kein Raum mehr. Ist der Altmeister dabei mattgesetzt worden, so wird Pflücker und Böhnhasen wohl kein anderes Loos beschieden sein . . .

Erforderlich ist eine Organisirung des Arbeiterstandes wie der anderen Stände zur Selbstverwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten und als Träger sozialer Pflichten und politischer Rechte . . .

In diesem Sinne variiren wir ein altes royalistisches Schlagwort zeitgemäß in den Ruf: Das Sozialistengesetz ist todt! Es leben die sozialen Gesetze!“

Auf dem Parteitag der Konservativen im Jahre 1892 (in Livoli) wurde ein Programmpunkt, der ein Sozialistengesetz verlangte, ohne jeden Widerspruch aus der Versammlung gestrichen und Herr von Rauchhaupt erklärte: Streichen Sie, wenn und was Sie wollen. (Lebhafte Beifall.) Wir den auch niemals das Sozialistengesetz wieder gewollt. (Bravo!)“

sich verbraucht habe und nichts mehr helfe. Aber das politische Gedächtniß der Massen ist unendlich kurz. Nach ein Paar Jahren war es bereits möglich, ihnen weiszumachen, daß ein solches Gesetz doch Wirkung habe, und heute glaubt die große Mehrzahl wieder daran. So machten auch die Nationalliberalen 1894 auf ihrem Parteitag mit.

Nun aber ist der Gegensatz von Landwirthschaft und Industrie hervorgetreten und wird täglich schärfer. Wären die Nationalliberalen bei dem Programm des Sozialistentödtens geblieben, so hätten sie sich damit wahl-taktisch an die Konservativen geschmiedet. Dazu kam ihre Erfahrung bei dem ersten Umsturzgesetz; sie erlebten, daß ein großer Theil ihrer Anhänger aus den Kreisen der Gebildeten diese Politik nicht mitmachen wollte. Die Nationalliberalen also schwenkten wieder ab, freilich zum großen Theil nur mit Widerstreben, aber immerhin hat die Fraktionsdisziplin noch ausgereicht, jetzt „das kleine Sozialistengesetz“ zu Fall zu bringen.

Man hat das deutsche Reich glücklich gepriesen, daß dieses unselige Gesetz, das die nationalen Parteien auseinanderzusprennen drohte, ja sie auseinandergesprengt hat, endlich aus der Welt geschafft sei. Das ist wahr, aber es ist nur die halbe Wahrheit. Für einen Theil der Mittelparteien paßt es wohl, daß sie dieses Gesetzes wegen von ihren alten Gesinnungs-genossen sich trennten; bei einem anderen Theil aber steht es gerade umgekehrt: sie stimmten gegen dieses Gesetz, weil sie mit dem anderen Flügel des alten Kartells, den Agrariern nicht zusammengehen wollten: das Gesetz ist hier nicht der Grund, sondern der Streit darüber ist die Folge der Divergenz.

Mit staatsmännischer Weisheit hat deshalb Herr v. Miquel in seiner Rede über das Gesetz von vornherein verzichtet, die Nationalliberalen dafür zu gewinnen. Es war überhaupt ein Meisterstück, diese Rede. Ein Diplomat muß mit den Wölfen heulen können: so heulte denn auch der Vize-Präsident des Staatsministeriums, daß jedes Schaf überzeugt werden mußte, wie nothwendig dieses Gesetz sei, wer aber Töne zu deuten weiß, heraushörte, wie herzinniglich der Sänger diese Polizei-Komposition verachtete.

Wenn es aber von 1879—90 gelungen ist, Landwirthschaft und Industrie mit Zollgesetzen unter einen Hut zu bringen, warum soll es jetzt unmöglich sein? Die Verhältnisse haben sich eben sehr wesentlich verändert. Das Export-Interesse Deutschlands ist außerordentlich gestiegen; die Industrie hat durch die Kartelle ein Mittel gefunden, ihre Interessen auch abgesehen vom Zollschutz zu wahren. Sie verlangt nichts weiter. Die Landwirthschaft aber fühlt sich völlig hilflos. Der Versuch, durch eine andere Organisation der Produktenbörse Erleichterung zu schaffen, ist mißglückt, hat allem Anschein nach der Landwirthschaft noch Schaden gebracht. Das Verhältniß der beiden Erwerbszweige ist also nun ein ganz anderes, als in der Bismarckschen Periode. Damals trafen sie sich in dem Wunsch, einen Zollschutz zu erlangen und halfen sich gegenseitig dazu. Heute ist die Industrie befriedigt und allein die Landwirthschaft fordert.

Versteht man nun das plötzliche Wüthen und Schäumen der „Kölnischen Zeitung“ gegen das Junkerthum, gegen die unersättlichen Ostelbier, gegen die unerträgliche Herrschaft einer im Niedergang begriffenen Kaste?

Die „Kölnische Zeitung“ hat bereits ein Wahl-Bündniß mit ihren alten Todfeinden, den Ultramontanen, gegen die Junker in Erwägung gezogen und ein ungeheures Erstaunen dadurch hervorgerufen. Es wird nicht lange dauern, so wird hinter dem Wahlbündniß mit den Ultramontanen der Schatten des Wahlbündnisses mit den Sozialdemokraten erscheinen. Ja dieses Bündniß hat sogar noch mehr gesunden Sinn und Aussicht auf Erfolg als jenes. Denn die Ultramontanen sind doch nebenher auch Agrarier, zwar gemäßigte Agrarier, aber immerhin dem Bunde der Landwirthe nicht feindlich. Die Sozialdemokraten aber sind unbedingte Gegner der Agrarier, Freunde der Industrie und des Exports, also die natürlichen Verbündeten der „Kölnerin“.

Für die nationalliberale Partei wird diese Entwicklung wohl den Untergang bedeuten. Es geht ihr wie der Türkei: ihre Siege sind ihr ebenso gefährlich wie ihre Niederlagen. So ehrenwerth der Sieg der Türken über die Griechen, so wacker die Verwerfung des Sozialistengesetzes durch die Nationalliberalen ist: neue Lebenskraft gewinnen sie Beide aus ihrem Erfolge nicht. Der Theil der Industrie, der vor Allem am Export interessirt ist, zusammen mit den Gebildeten, die sich über die Abwehr der Reaktion gefreut haben, mag suchen, die Partei weiter zu halten. Diejenigen Industriellen aber, die vor Allem das Emanzipationsgelüste der Arbeiterschaft niederzuhalten wünschen, und die Bauern, besonders im Hannoverischen, die zum Bunde der Landwirthe gehören, diese Elemente werden der Partei verloren gehen und da wird der Rest, der sich unter der alten Fahne sammelt, eine sehr kleine Heerschaar bilden.

Wer hätte es gedacht? Herrn Eugen Richters Weizen wird doch noch einmal blühen!

Was aber wird aus der deutschen Flotte?

25. 7. 97.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Wage, Walter.** — Zeitschrift für Criminal-Anthropologie, Gefängniswissenschaft und Prostitutionswesen. Band I Heft 1. Gr. 8°. (112 S.) Berlin, M. Priber.
- Beiträge zur Geschichte des Niederrheins. Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins. Nebst einer Lichtdrucktafel. II Bd. Düsseldorf, Ed. Lintz.
- Bericht über den 1. Delegirtenstag christlicher Bergarbeitervereine Deutschlands 1897 zu Bochum. Nach stenographischer Aufnahme nebst Erläuterungen herausgegeben von August Brnst. (95 S.) 50 Pf. Gewerkverein Altenessen. C. 68.
- Die Kaiser-Wilhelms-Universität zu Strassburg, ihr Recht und ihre Verwaltung. Gr. 8°. (84 S.) 10 M. Strassburg i. Els., Friedrich Bull.
- Aus dem Lavater'schen Kreise. II. Johann Georg Müller als Student in Göttingen und als Vermittler zwischen den Zürichern und Herder von Eduard Hang (Hang). Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums Schaffhausen 1896-97. (122 S.) Schaffhausen, Paul Schoch.
- Bode, Wilhelm.** — Die Berliner Akademie. Gedanken bei der Feier ihres 200jähr. Bestehens. 90 S. 50 Pf. Berlin, F. Fontane & Cie.
- Brentano, Dr. Lujo,** Professor in München. — Die Stellung der Studenten zu den sozialpolit. Aufgaben der Zeit. 23 S. Pr. 40 Pf. München, Oskar Beck.
- Conrad, Hermann.** — Shakespeares Selbstbekenntnisse. Hamlet und sein Urbild. 821 S. Stuttgart, D. B. Metzler.
- Eberstadt, Rudolf.** — Magisterium und Fraternitas. Verwaltungsgeschichtliche Darstellung der Entstehung des Zunftwesens. 241 S. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Elkan, Dr. Eugen.** — Die Gewerbehygiene Preussens vom Jahre 1896 im Lichte der Fabrik-Inspektion. 32 S. Frankfurt a. M. Johannes Alt.
- Fromanns Klassiker der Philosophie. IV. Rousseau und seine Philosophie. Von Harald Hoeffding, Professor der Philosophie in Kopenhagen. 158 S. — V. Herbert Spencer. Von Otto Gaupp 160 S. — VI. Fr. Nietzsche. Von Alois Riehl. 182 S. Bd. 1,75 M. broch., 2,25 M. geb. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff.)
- Goldbeck, Eduard.** — Kritische Patrouillengänge. Zwanglose Besprechungen militärischer Tagesfragen. Serie I Heft 1 80 Pf. Serie I Heft 2 Märtyrer des Militarismus. Berlin, Seehagen's Verlag.
- Hartmann, Dr. A.,** Amtsrichter. — Das allgemeine Wahrecht. Eine Studie über seine politische Bedeutung. 53 S. Berlin, Hermann Walther.
- Halle, von, Dr. Ernst.** Baumwollproduktion und Pflanzenwirthschaft in den Nord-amerikanischen Südstaaten. 8°. (XXIV 369 S. Mk. 9. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Harms Dr. Friedrich.** — Psychologie. 8°. (XII 204 S. Mk. 3.) Leipzig, Th. Grieben's Verlag.
- Heine, Wolfgang,** Rechtsanwält. — Die Sozialdemokratie und die Schichten der Studirten. Vortrag gehalten 25. Mai 1897 im Feenpalast zu Berlin. Pr. 20 Pf. 16 S. Berlin, Sozialistische Monatshefte.
- Hirth, Georg.** — Aufgaben der Kunstphysiologie. Zweite Auflage, Lief. 2-3. 60 Pf. München, G. Hirth's Kunstverlag.
- Knille, Otto.** — Wollen und Können in der Malerei. 160 S. 2 Mk. Berlin, F. Fontane & Cie.
- Martin, A. F.** — assistant master of Clifton College. Selections from Molory's le Morte d'Arthur. 258 S. London, Macmillan & Co.
- Meinecke, Gustav.** — Der arme Abderrachman. Eine ostafrikanische Geschichte. 8°. (125 S.) Mk. 1. Berlin, deutscher Kolonial-Verlag.
- Penzler, Johs.** — Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Bd. I. Gr. 8°. Mk. 8. Leipzig, Walther Fiedler.
- Pariset.** — L'Etat et les Englisés en Prusse sous Frédéric-Guillaume I (1713-1740) par M. Georges Pariset, Docteur ès-lettres, chargé de cours à la faculté des Lettres de Nancy. Un for volume in-8° carré de 990 pages (Armand Colldin et Cie, éditeurs, Paris), broché 12 fr.
- Parisius, Ludolf.** — Leopold Freiherr von Hoverbeck. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte. I 24 S. Berlin, J. Guttentag.
- Schanz, Dr. Georg,** Professor der Nationalökonomie in Würzburg. — Neue Beiträge zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung. 216 S. Berlin, Carl Heymann.
- Schreyer, Hermann,** Dr. phil. — Die dramatische Kunst Schillers in seinen Jugendwerken. Nebst einer Besprechung von Ernst v. Wildenbruchs Heinrich und Heinrichs Geschlecht. Dramaturgische Studien. 55 S. Naumburg a. S., H. Sieling.
- Suttner, Bertha von.** — Der Kaiser von Europa. Nach dem Englischen des F. A. Fawkes. 8°. (XVI 812 S.) Mk. 2,50. Berlin, Verlag der Romanwelt.
- Stöble Kamigius, Dr.** — Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung. 8°. (XI 688 S.) Mk. 9. Regensburg 1897, Nationale Verlagsanstalt.
- Stumpfe, Dr. Emil.** — Der kleine Grundbesitz und die Getreidepreise. 8°. (130 S.) Mk. 2,60. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Reich, Dr. Emil,** Privatdozent für Philosophie in Wien. — Volksthümliche Universitätsbewegung. 86 S. Bern, Steiger & Co. (A. Siebert.)
- Reicheberg, N., Dr.** — Wesen und Ziele der modernen Arbeiterschutz-Gesetzgebung. Gr. 8°. 76 S.) 80 Pf. Bern, Schmid & Francke.
- Wagner, Dr. Adolf.** — Grundprobleme der Naturwissenschaft. Briefe eines unmodernen Naturforschers. Pr. Mk. 5. 255 S. Berlin, Gebr. Bornträger.
- Wanick, Dr. Gustav,** Direktor am Staatsgymnasium Bezirk II Trier. — Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit. 698 S. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

- Wetbrecht, Carl.** — Schiller in seinen Dramen. 8°. (314 S.) Mk. 3,60. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag. 1897.
- Kurze Geschichten in monatlich erscheinenden Bändchen in schmal Octav. à 60 Pf. Berlin, Verlag der Romanwelt.
- Jahres-Bericht der Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz 1896.** I. Theil. 881 S. Chemnitz, Eduard Focke (L. Hopke).
- Die Staatskirche und das Volksgelend. Pastorenbriefe, herausgegeben von N. W. 8°. (76 S.) Zürich, Verlags-Magazin.
- Baumgarten.** — Staatsminister Jolly. Ein Lebensbild von Hermann Baumgarten und Ludwig Jolly. Tübingen 1897, Laupp.
- Braunlich.** — Der neueste Teufelsschwindel in der römischen Kirche von Pfarrer P. Braunlich. Leipzig, Buchhandlung des Evangel. Bundes.
- Bruck.** — Die gesetzliche Einführung der Deportation im Deutschen Reich. Von Dr. jur. F. F. Bruck. Breslau 1897, Marcus.
- Furtwängler.** Adamklissi. — Zur Athena Lemnia. Archäologische Studien von A. Furtwängler. München 1897, Akad. Buchdruckerei
- Gödfriedrich, Dr. Johann.** — Kants Aesthetik. Gr. 8°. (VII 227 S.) 5 M. Leipzig, Otto Weber.
- Hamlin.** — The battle of Chancellorsville. By Augustus Choate Hamlin. Bangor, Maine.
- Handelskammer.** — Jahresbericht der Handels- u. Gewerbekammer zu Chemnitz 1896. II. Theil. Chemnitz 1897, Focke.
- Handelskammer.** — Jahresbericht der Handelskammer zu Köln für 1896. Köln 1897, M. Du Mont Schauberg.
- Lanzky, P.** — Sophrosyne. Gedichte. Dresden, G. Pierson's Verlag.
- Monatsblätter** für deutsche Literaturgeschichte. Leipzig 1897, Erich Schelpfer.
- Nagl, Dr. J. W. & Zeidler, J.** — Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Mit ca. 200 Abbildungen. In 14 Liefn. à 1 M. Wien, Carl Fromme.
- Obst.** — Kapitalanlage und Werthpapiere. Ein Rathgeber. Mit einem Anhang: Die Börse und ihre Geschäfte von Georg Obst. Heilbronn a. N. 1897, Schröder & Co.
- Rosinski.** — Fürst Bismarcks Verdienste und ihre Würdigung durch den deutschen Reichstag bei der Eeier seines 80. Geburtstages, kritisch beleuchtet von Adolf Rosinski, Dr. phil. Berlin 1897, Selbstverl. d. Verf.
- „Fürst Bismarcks Kampf gegen den Grafen Caprivi und seine Kundgebungen über das Sinken des deutschen Nationalgeföhls und über die deutsche Reichsverfassung, kritisiert von Adolf Rosinski. Berlin 1897, Selbstverl. d. Verf.
- „Das Recht des Reichstages zur Ungiltigkeitserklärung der Wahlen seiner Mitglieder und die Nothwendigkeit der Erneuerung der Wählerlisten. Von Adolf Rosinski Berlin 1897, Selbstverl. des Verf.
- „Das Recht des preussischen Landtags über die Handelsverträge zu verhandeln und die verfassungswidrigen Bestrebungen der Agrarier, kritisch beleuchtet von Adolf Rosinski. Berlin 1897, Selbstverl. des Verf.
- Willmann, Dr. Otto.** — Geschichte des Idealismus, Dritter Bd. Der Idealismus der Neuzeit. 8°. (VI 961 S.) Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.
- Wülfig, Jäger.** — Ernste Worte für die deutsche Industrie und Landwirthschaft von O. Wülfig, Adolf Jäger. Berlin, H. Walther.
- Aesthetisch-politische Briefe von einem Aesthetiker. Zweite Auflage. 2 M. Münden i. H., Reinhold Werther.
- Verlags-Katalog der Photographischen Union in München. 8°. (204 S.) 1 M.

Zur Beachtung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 31, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W.
Magdeburger Strasse 27.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 31.
Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 31/32.

Das kirchliche Bücherverbot.*)

Von

Graf Paul von Hoensbroech.

Am 24. Januar d. J. erließ Papst Leo XIII. die „Konstitution“: *Officiorum ac munerum*, deren Inhalt eine Erneuerung und Neugestaltung des seit Jahrhunderten bestehenden ultramontanen Bücherverbotes ist.

Diese „Konstitution“ (*constitutio apostolica*) bildet die feierliche und amtliche Stellungnahme des „modernen“ Ultramontanismus der Wissenschaft gegenüber. Sie zeigt in unzweideutiger Deutlichkeit, was unser freies Geistesleben von dem Einflusse und der Herrschaft Roms zu erwarten hat.

Rom, das ultramontane Rom, ist bewundernswerth in seiner Unveränderlichkeit; das muß der ärgste Feind ihm lassen. Für Rom giebt es kein Handeln und kein Feilschen, kein Anpassen und kein Nachgeben. Es giebt dort nur Grundsätze, unveränderte und unveränderliche Grundsätze.

Mitten in unserer Zeit erhebt in dem päpstlichen Erlasse der echte Ultramontanismus sein Haupt. Es zeigt die gleichen starren Züge wie im Mittelalter; es bedreut mit Blick und Wort die freie, menschliche Entwicklung in gleicher Weise wie vor Jahrhunderten.

Sit ut est, aut non sit! Das ist das Wesen des Ultramontanismus.

*) In diesem Aufsatz kommt nach kurzen, einführenden Bemerkungen, ausschließlich „das kirchliche Bücherverbot“, wie es von Leo XIII. neu gestaltet worden ist, zur Darstellung. Eine Darstellung des „Index“ im Allgemeinen, seiner Geschichte, seines Wesens und seiner Mißbräuche, behalte ich mir vor.

Zum schweren Schaden unserer innerpolitischen Verhältnisse wird diese Seite des ultramontanen Wesens viel zu wenig gefannt und deshalb auch bei Behandlung des Ultramontanismus viel zu wenig berücksichtigt.

Bücherverbote sind im Christenthum sehr alt. Aber die Eigenart der alt-christlichen Bücherverbote ist vom Ultramontanismus, seitdem er die Herrschaft in der katholischen Kirche erlangt hat, allmählich, wie so vieles Andere, grundstürzend geändert worden.

Das älteste Bücherverbot ist das des Konzil von Nicäa (325) gegen die Thalia des Arius. Ihm folgten ähnliche Verbote gegen die Schriften des Origenes (399), des Nestorius (435) der Manichäer (446), der Eutychianer (451) u. s. w. Auch päpstliche Lehrschreiben, also nach heutigem ultramontanen Sprachgebrauch „unsehbare“ Kundgebungen, „Kathedralsentcheidungen“, konnten damals noch zensurirt werden. So verurtheilte das dritte allgemeine Konzil von Konstantinopel (681) die monotheletischen Briefe des Papstes Honorius: „Wir beschließen, daß diese Schriften als gottlos und seelenverderblich sofort zur gänzlichen Vernichtung dem Feuer übergeben werden sollen. Und sie wurden verbrannt“ (Mansi, XI, 582).

Als ältesten „Index der verbotenen Bücher“ pflegt man den Erlaß des Papstes Gelasius (496) zu bezeichnen. Allein da dies Decretum Gelasianum nur die Verurtheilung gewisser Bücher enthält, nicht aber ihre Lesung allgemein unter Strafe verbietet, so paßt die Bezeichnung „Index“ im ultramontanen Sinne nicht auf den Erlaß.

Der erste wirkliche „Index“ erschien 1559 unter Paul IV.: „Verzeichniß von Schriftstellern und Büchern — Index autorum et librorum — vor denen die römische und allgemeine Inquisition unter Androhung von Zensuren und Strafen allen Christen sich zu hüten gebietet“. Das Konzil von Trient ließ ihn umarbeiten und fügte die jogen. regulas Indicis bei, d. h. Vorschriften über das Bücherwesen im Allgemeinen. Pius IV. veröffentlichte 1564 diesen „Trienter Index“, der von Sixtus V. (1590) und Clemens VIII. (1596) nochmals umgeändert und erweitert wurde. Unter den im Laufe der Zeit veranstalteten vierzig Neuauisgaben dieses Index ist die wichtigste die von Benedikt XIV. veranlaßt (1758); sie bildet die Grundlage für alle späteren bis 1894 erschienenen*).

*) Neben und unabhängig von dem römischen Index giebt es auch einen Index der spanischen Inquisition, der in dem Zeitraume von 1551 bis 1844 wiederholt neu aufgelegt wurde.

Durch die „Konstitution“ Leo XIII. vom 24. Januar 1897 ist nun das ultramontane Index-Recht vollständig neu gestaltet worden, d. h. alle bisher von Päpsten oder Konzilien erlassenen Bestimmungen über Bücherverbote hat Leo XIII. durch einen „souveränen“ Gesetzgebungsakt aufgehoben und neues „Recht“ geschaffen: „Wir wollen, daß diese unsere Konstitution von jetzt an einzig und allein (sola) Gesetzeskraft habe. Die auf Befehl des hochheiligen Konzil von Trient erlassenen „Regeln“, die „Bemerkungen“, „Instruktionen“, „Dekrete“, „Ermahnungen“, kurz alle und jede von unseren Vorgängern erlassenen Befehle und Satzungen heben wir hiermit auf, mit Ausnahme der Konstitution Benedikt XIV. *Solicita et provida* (1753), die, wie sie bis jetzt Geltung gehabt hat, so auch in Zukunft Geltung behalten soll.“

Diese von Leo XIII. bestätigte Bulle Benedikt XIV. hat ungefähr folgenden Inhalt: Anrüchige Bücher sind der Inquisition anzuzeigen; für gewöhnlich überweist dann die Inquisition die Prüfung des Buches der Index-Kongregation; behält sie sich aber das Urtheil selbst vor, so gilt Nachstehendes:

Das Buch wird einem Konsultor übergeben, der in einem schriftlichen Gutachten die verdächtigen Stellen hervorhebt. In einer Montags-Sitzung beschließen die übrigen Konsultoren über dies Gutachten; am nächsten Mittwoch fassen die zur Inquisition gehörigen Kardinäle, auf Grund der vorliegenden Gutachten, über das Buch einen Beschluß. Darauf läßt der Papst sich die Akten vorlegen und giebt sein endgültiges Urtheil ab: *cujus arbitrio judicium omne absolvetur*. Handelt es sich um das Buch eines katholischen Verfassers, der bisher unbescholten war und der sich durch andere Bücher oder durch dieses Buch einen Namen gemacht hat, so soll das Buch, wenn es überhaupt verboten werden muß, nur verboten werden mit dem Zusatz: „bis es verbessert, gereinigt ist“ (*donec corrigatur, expurgetur*). Dieses Dekret wird dann dem Verfasser mitgetheilt; erklärt er sich bereit, die beanstandete Ausgabe zurückzuziehen und zu „reinigen“, so wird das Dekret gar nicht veröffentlicht; ist die Zurückziehung der Auflage nicht mehr möglich, so soll das Dekret ausdrücklich hervorheben, nur diese Auflage sei verboten. Weigert sich aber der Verfasser, sein Buch zu „reinigen“, so wird das Verbotensdekret sofort veröffentlicht. Die Index-Kongregation kann, wenn der Verfasser ein katholischer, verdienstvoller Mann ist, ihn vor der Beurtheilung seines Buches anhören, ist aber dazu nicht verpflichtet. Die Makel (*ignominiae*

labes), die dem Namen des Verfassers durch die Verurtheilung entsteht, hat er geduldig zu tragen. Alle diese Rücksichten auf den Verfasser fallen fort, wenn er ein Keger ist, dann ist sein Buch ohne Weiteres zu verbieten. Bücher, die falsche, schon früher verurtheilte Lehren als Zitate enthalten, ohne zugleich diese Irrthümer zu widerlegen, sind besonders gefährlich, und, wenn sie nicht „gereinigt“ werden, auf den Index zu setzen. Die Konsultoren sollen in der Wissenschaft, über die das von ihnen zu beurtheilende Buch handelt, wohl bewandert sein; sie sollen sich frei machen von aller Parteilichkeit und bei ihrem Urtheil ausschließlich die Dogmen der Kirche und die Dekrete der Konzilien und Päpste vor Augen haben.

Wie beschaffen ist nun das, unter Beibehaltung dieser Bestimmungen von Leo XIII. erlassene „neue Recht“?

Ein deutscher Ausleger der neuesten päpstlichen „Konstitution“, Dr. Hollweck, Professor am bischöflichen Lyzeum in Eichstätt sagt von ihr im Allgemeinen: „Eine Wahrnehmung, die sich beim Studium der kirchlichen Rechtsentwicklung so oft aufdrängt, läßt sich auch hier machen: es ist das zähe Festhalten der Kirche an der Tradition und an ihrem alten Recht. Der Kern des alten Rechtes ist auch in die neue Konstitution und zwar fast durchweg in denselben Worten übergegangen. Von all denen, die es mit der Kirche aufrichtig gut meinen, Skriptoren, Buchhändlern, Lesern, darf und muß man erwarten, daß sie diese Gesetze nicht als lästige Schranke betrachten. Die wahre Freiheit der Wissenschaft ist dadurch in keiner Weise beengt. Wie wenig die Zensur der Gediegenheit wissenschaftlicher Arbeiten schadet, dafür sind die Werke katholischer Ordensleute, z. B. der Jesuiten, schlagende Belege“ (Das kirchliche Bùcherverbot. Ein Kommentar zur Konstitution Leo XIII., Mainz 1897, S. 8, 9, 10).

Was zunächst die Geltung der neuen „Konstitution“ betrifft, so erstreckt sie sich auf die ganze römische Kirche, also unzweifelhaft auch auf Deutschland. Unter Todsünde ist ihre genaue Beobachtung geboten. „Es ist das in dem religiöse *parosant* (religiöse Gehorsamsleistung) ausgedrückt, geht aber auch aus der sonstigen Betonung der Wichtigkeit dieser Bestimmungen hervor, namentlich daraus, daß dieselben durchgängig als Strafgesetze charakterisirt sind. Auf die Uebertretung einzelner dieser Bestimmungen ist die Kirchenstrafe die Exkommunikation und zwar in der exorbitanter von selbst eintretenden Strafe (*latae sententiae*)

gesetzt. Es ist nicht Brauch der Kirche, Vorschriften, die bloß *sub levi* (d. h. unter einer „läßlichen“ Sünde) verpflichten, als Strafgesetze zu charakterisiren.“ (Hollweck, a. a. D. S. 11).

Der Inhalt des päpstlichen Erlasses läßt sich in drei Theile gliedern: Bestimmungen für die Leser, für die Autoren, für die Buchhändler und für die Zensoren.

I. Lesen und Aufbewahren verbotener Bücher. Ohne Erlaubniß der zuständigen Kirchenoberen dürfen auch Solche die verbotenen Bücher nicht lesen, die in keiner Weise schädliche Wirkungen für ihren Glauben durch die Lesung zu befürchten haben. Amt oder Stellung (Gelehrter, Schriftsteller, Lehrer) befreien nicht von der Verpflichtung, die Erlaubniß zum Lesen der verbotenen Bücher nachzusuchen.

Welche Menge des Gelesenen nothwendig ist, um eine Todssünde zu begehen und dadurch der kirchlichen Strafe zu verfallen, steht nicht fest. „Die Ansichten schwanken zwischen einer Zeile und mehreren Seiten“ (Hollweck, a. a. D. S. 13). Sicher genügen aber sechs Seiten, um der Todssünde schuldig zu werden. Ob auf den gelesenen Seiten einer von den „Irrthümern“, wegen deren das Buch verboten wurde, enthalten ist oder nicht, ist gleichgültig. „Ziemlich allgemein wird angenommen, daß schon die Lektüre der Vorrede, der Dedikations-Epistel oder des Inhaltsverzeichnisses zur schweren Sünde genüge, demnach auch zur Inkurirung der Zensur“ (Hollweck a. a. D. S. 14).

Ist es auch verboten, einem Andern zuzuhören, der aus einem verbotenen Buche vorliest? Alphons von Liguori, „der Fürst der Moralthologen“ entscheidet die Frage folgendermaßen (Theol. mor. VII, n. 292): „Sporer und Croix lehren, der Zuhörer ver falle nicht der Exkommunikation, außer er habe den Andern zum Vorlesen veranlaßt, und diese Ansicht ist die wahrscheinlichere (probabilis). Sanchez und Palaus erklären den Zuhörer auch dann für straffrei, wenn er die Veranlassung zum Vorlesen gegeben hat. Und diese Ansicht halten mit Recht (merito) Croix und Viva für wahrscheinlich“ (probabile).

Die Folge dieser „probabeln“ Ansicht ist, daß der Vorleser eine Todssünde begeht und der Kirchenstrafe verfällt, der Zuhörer, der das Vorlesen veranlaßt, frei ausgeht! Also Leute, die Geld genug haben, sich einen Vorleser halten zu können, oder die wegen Augenschwäche sich vorlesen lassen müssen, dürfen ungestraft

die „seelenmörderische“ Wirkung der verbotenen Bücher über sich ergehen lassen.

Das Manuskript eines verbotenen Buches vor oder nach dem Druck zu lesen, ist nicht straffällig. Was aber durch Lithographic, Schapirographie u. s. w. vervielfältigt worden ist, gilt nicht mehr als Manuskript, sondern als Buch, wirkt deshalb „seelenmörderisch“ — bevor es lithographirt war, wirkte es nicht so — und fällt unter das Leseverbot.

Solange Zeitungen nicht zusammengebunden sind, sind es keine „Bücher“, fallen also auch nicht unter das Bücherverbot. Sobald sie aber zusammengebunden werden, gelten nach einem „Dekret des h. Offizium“ vom 21. April 1888 auch für sie die gleichen Bestimmungen, wie für Bücher. Es ist also durchaus „probabile“ Ansicht, daß, wer einen eingebundenen Jahrgang einer Zeitung in die einzelnen Nummern auseinandertrennt und sie dann liest, dadurch dem Bücherverbot und seinen Strafen entgeht. Folgerichtig hat nach dieser Theorie nicht der Inhalt der Zeitungen die „seelenmörderische“ Wirkung, wegen deren sie unter Strafe verboten werden, sondern — Leim und Bindfaden des Buchbinders. Werden diese entfernt, so weicht auch die Exkommunikation.

Verbotene Bücher aufzubewahren ist ebenso unerlaubt und strafwürdig, wie sie zu lesen, dabei ist es gleichgültig, ob das Buch Eigenthum des Aufbewahrenden ist oder nicht, ob er die Absicht hat, es zu lesen oder nicht. Auch hier wird die kasuistische Frage erörtert, wie lange man ein verbotenes Buch im Bücherschrank aufbewahren dürfe, ehe daraus eine Todsünde wird. Alphons von Liguori entscheidet sich für einen oder zwei Tage (a. a. D. n. 295). „Man darf demnach wohl sagen, daß der sicher schwer sündigt, der ein solches Buch über drei Tage aufbewahrt“ (Hollweck, a. a. D. S. 15). Hat aber der Aufbewahrende die Absicht, das Buch der Index-Kongregation, dem Bischof oder Generalvikar auszuliefern, so schadet ihm eine auch über drei Tage währende Aufbewahrung nichts. Ueber einen Monat darf aber auch in diesem Falle die Aufbewahrung nicht dauern.

Die Erlaubniß zum Lesen und Aufbewahren verbotener Bücher erteilt Rom. Auch die Bischöfe erhalten von Rom für längere oder kürzere Zeit die Vollmacht, solche Erlaubniß zu geben; unbeschränkt wird die Vollmacht aber nie gewährt. Meistens sind durch päpstlichen Gewalt die Bücher entzogen, „die ihrem ganzen nach darauf angelegt sind, die katholische Glaubenslehre zu

bekämpfen, also religiöse Polemik zu treiben“ (Hollweck, a. a. O. S. 26). Professor Hollweck macht dazu die Bemerkung: „Der Katholik darf sich, fast so oft er ein akatholisches Werk zur Hand nimmt, auf Verdrehung und Beschimpfung seiner Religion gefaßt machen; je orthodoxer und pietistischer, desto gehäßiger“ (a. a. O. S. 28).

II. Herausgabe, Verlag und Verbreitung der Bücher. Drucker und Verleger sind verpflichtet, das Buch der kirchlichen Zensurbehörde vorzulegen. Sollte ein Verfasser wissen, daß sein Werk vom Verleger dem kirchlichen Zensor nicht eingereicht werden wird, so darf er es ihm nicht zum Verlag überlassen. Zensurpflichtig sind alle Werke theologischen und philosophischen Inhaltes. Geistliche dürfen kein Buch, es mag handeln worüber es will, veröffentlichen ohne ihren Bischof darüber zu Rathe gezogen zu haben. Die Worte der „Konstitution“ lauten: „Weltgeistliche sollen nicht einmal Bücher über Kunst oder Naturwissenschaft veröffentlichen ohne den Rath ihrer Bischöfe, damit sie so ein Beispiel unterwürfiger Gesinnung (obsequentis animi) geben.“

Dadurch wird der Klerus natürlich in größter Abhängigkeit und wissenschaftlicher Unfreiheit gehalten.

Die Bestimmungen über den Verlag der Bücher erstrecken sich nicht nur auf die katholischen, sondern auch auf die evangelischen Buchhändler.

„Unter Strafe der von selbst eintretenden, dem Papste vorbehaltenen Exkommunikation ist den Buchhändlern verboten: Bücher, Broschüren und in Heftform erscheinende Zeitschriften ohne ausdrückliche Erlaubniß auf Lager zu halten, zu drucken, zu verlegen, durch Reklameverbreitung zu empfehlen, welche von einem notorischen Apostaten oder Häretiker verfaßt sind, und in welchen religiöse Irrthümer vorgetragen oder vertheidigt werden; desgleichen Werke, welche vom Papst durch besonderes Dekret und unter Anführung des Titels verworfen worden sind“ (Hollweck, a. a. O. S. 35).

Diese Exkommunikation trifft auch die Drucker (imprimentes) solcher Bücher.

Wer gehört nun aber zu den „imprimentes“? Eine der größten ultramontan-kanonistischen Autoritäten, der Kardinal d'Annibale, dem sich die ultramontanen *dii minorum gentium* durchweg anschließen, rechnet dazu alle „physisch beim Druck Betheiligten“, also Setzer, Maschinisten u. s. w. (In Const. „Apostolicae Sedis“ Commentarii, Prati 1894, n. 38). Andere, wie

Lehmkuhl (Jesuit) und Arndt schließen außer Sezer, Maschinisten auch noch den Verleger und den Korrektor in die „imprimentes“ ein (Theol. mor. II, n. 924; De libris prohibitis, Ratisb. 1895, p. 242).

Schon zum dritten Male begegnet uns hier eine Eigenthümlichkeit Roms in seinen Strafgesetzen: die Unbestimmtheit des Ausdrucks: Legentes, Retinentes, Imprimentes. Wann wird man Legens, Retinens, wer ist Imprimens? Auf diese für Katholiken äußerst wichtigen Fragen, denn es handelt sich um „Todjünden“ und „Exkommunikationen“, also um religiöses Sein oder Nichtsein, giebt der große ultramontane Gesetzgeber des Vatikan keine Antwort. „Moraltheologen“ und „Kasuisisten“ machen sich dann über die Sache her und beginnen eine Wortklauberei, die ihres Gleichen sucht. „Probabele“, „probabelere“, „probabelste“ Ansichten werden aufgestellt. Der Eine erklärt für „erlaubt“, d. h. für nicht-einbegriffen in den allgemeinen Ausdruck Roms, was Andere als „sicher“ oder „wahrscheinlich“ für „unerlaubt“ halten. Die höchsten Güter des religiösen Katholiken: Friede mit Gott (zerstört durch die „Todjünde“) und Friede mit seiner Kirche (zerstört durch die „Exkommunikation“) werden so zum Spielball des Scharffinnes und der Rabulistik streitender Theologen.

Man entgegne nicht, auch der weltliche Gesetzgeber wählt allgemeine Ausdrücke; es ist dann Sache der Einzelrichter, den Einzelfall als unter den allgemeinen Ausdruck fallend oder nicht fallend festzustellen. Der große Unterschied liegt darin, daß die weltlichen Gesetze und ihre Strafbestimmungen nur die äußeren Verhältnisse der Menschen berühren, die römisch-ultramontanen Verordnungen aber, wie ich schon eben sagte, über das religiöse Sein oder Nichtsein des katholischen Christen endgültig zu entscheiden beanspruchen.

Wohlberechnete Absicht liegt in diesem ganz und gar widerreligiösen Verfahren.

Jeder bedeutende päpstliche Erlaß ruft nämlich eine oft sehr umfangreiche Literatur — Broschüren und mehrbändige Bücher — hervor, die Sinn und Tragweite der päpstlichen Worte nach allen Regeln ultramontaner Wissenschaft erörtert. Solche „wissenschaftliche“ Tummelei ist für Rom nützlich und ungefährlich zugleich. Sie trägt den Schein wissenschaftlicher Forschungsfreiheit an sich und weckt und stärkt so den Glauben an diese Freiheit in weiten Kreisen. Dabei bleibt aber die vollste Unterwürfigkeit Rom gegenüber bestehen, wenn es ihm selbst einmal gefallen sollte, seinen pontifischen Spruch genauer zu fassen.

Auch ist die Unsicherheit über „Todsünde“ und „Exkommunikation“ für die große Masse der Gläubigen ein gutes Mittel, sie festzuhalten unter der Herrschaft der Geistlichkeit. Der gewöhnliche Christ besitzt nicht die ausreichende theologische Bildung, um in dem Gewirre der Meinungen selbst zu entscheiden, ob er in diesem oder jenem Falle eine „Todsünde“ begangen habe und dem „Banne“ verfallen sei. Was bleibt ihm in seinen Gewissensängsten da anderes übrig, als den Priester, den Beichtvater zu befragen und seinem Urtheil sich dann zu unterwerfen?

III. Die Zensur. „Sie ist entweder eine strafrechtliche oder verwaltungsrechtliche Maßregel und hat in letztem Falle nur vorbeugenden Charakter. Die strafrechtliche Zensur erstreckt sich auf bereits erschienene, zuweilen auch auf noch in der Fortsetzung begriffene Werke, Zeitschriften, Journale. Sie besteht darin, daß die betreffenden literarischen Erscheinungen als kirchlich inkorrekt, d. h. als gegen die kirchliche Glaubenslehre oder gegen das christliche Sittengesetz verstößend bezeichnet werden. Die Konsequenz der Zensurirung ist das Verbot der Lektüre und Weiterverbreitung des Buches. Die Zensurirung kann geschehen durch ein spezielles Dekret des zuständigen kirchlichen Oberen, das sich lediglich mit der Verwerfung dieses Werkes und der darin enthaltenen Irrthümer befaßt, oder auch durch einfache Einrückung des Buches in das offizielle Verzeichniß (Index) verbotener Bücher. Die erste Art der Verwerfung ist ein Beweis dafür, daß der kirchliche Gesetzgeber ein besonderes Gewicht auf die Unterdrückung jenes Werkes legt. Die Zensurirung eines Werkes ist noch kein Urtheil über die Rechtgläubigkeit des Verfassers; es kann jedoch davon Veranlassung genommen werden, den Verfasser bezüglich derselben in Untersuchung zu ziehen. Die Zensur als vorbeugende Verwaltungsmaßregel ist nur in wenigen Ausnahmefällen den römischen Kongregationen vorbehalten“ (Hollweck, a. a. D. S. 40).

Durch die neueste päpstliche „Konstitution“ hat sich das bischöfliche Zensur-Recht folgendermaßen gestaltet: die Bischöfe dürfen schlechte, d. h. dem Glauben oder der Sitte gefährliche Bücher, Zeitschriften, Zeitungen verbieten und aus den Händen der Gläubigen wegnehmen (*e manibus fidelium auferre*; gemeint ist: „wegnehmen“ im eigentlichen, nicht übertragenen Sinn). Die Gläubigen sind unter schwerer Sünde verpflichtet, dem bischöflichen Gebote Folge zu leisten.

„Die Zensur darf auch so gehandhabt werden, daß die Druck-

hogen dem Zensur der Reihe nach vor ihrer letzten Korrektur zugestellt werden, wenigstens dann, wenn vom Verfasser und Verleger erwartet werden kann, daß sie Einwendungen des Zensors beachten und entsprechende Korrektur eintreten lassen werden“ (Hollweck, a. a. D. S. 45).

Die kirchliche Druckerlaubnis ist ihrem Wortlaute nach am Anfang oder am Schluß des Werkes abzdrukden.

Die Pflicht, schlechte Bücher anzuzeigen, besteht für alle Katholiken; die Anzeige ist für gewöhnlich den unmittelbar vorgelegten kirchlichen Organen, also der Seelsorgsgeistlichkeit zu machen „Eine offizielle Denunziation bei den römischen Behörden wird als Pflicht nur den Nuntien, den päpstlichen Delegationen, den Bischöfen und den Rektoren der Universitäten („rectores universitatum“; Constit. apost. c. X, n. 27) auferlegt“ (Hollweck, a. a. D. S. 47). Die Namen der Denunzianten sollen geheim gehalten werden („sanctum erit, denunciantium nomina secreta servare“; Const. apost. c. X, n. 28).

„Es ist den kirchlichen Behörden, sagt Professor Hollweck (a. a. D. S. 9), eine sehr beträchtliche Last auferlegt durch die Zensurverpflichtung; bei dem Geiste jedoch, der gegenwärtig in diesen Behörden herrscht, ist zu erwarten, daß sie diese Arbeit nicht scheuen und auf eine genaue Befolgung des Gesetzes dringen werden.“

Diese „Erwartung“ ist, was die Bereitwilligkeit der kirchlichen Behörden angeht, durchaus gerechtfertigt. Anders steht es ja mit der Durchführbarkeit, wenigstens einstweilen noch. Man wird sich aber, beim Lesen der leoninischen „Konstitution“ der lehrrreichen Erkenntnis nicht verschließen können, daß vom Ultramontanismus gilt: semper idem; stets ein Feind freier Geistesregung. Diese Erkenntnis wieder einmal fühlbar zu machen, darauf kam es mir an.

Auch das ist ernster Erwägung werth: in den ultramontanen Kreisen, besonders in den leitenden Kreisen aller Länder, d. h. also bei Millionen unserer Zeitgenossen und Mitbürger, sind diese Anbelungsgehalte „für Schriftsteller, Verleger, Drucker und Leser“ unverbrüchliches, heiliges Gebot: so sollte es sein, so muß es werden.

Der päpstliche Gesetzgeber beschließt seine Konstitution mit den stolzen Worten:

„Keinem Menschen (nulli hominum) soll es gestattet sein, diese Unsere Willensäußerung zu beeinträchtigen oder in frevelhaftem Wagniß ihr entgegen zu handeln. Wer sich unterfängt, dies zu thun, der wisse, daß er den Zorn des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostel Petrus und Paulus auf sich herabzieht.“

Schließlich sei noch bemerkt, daß der Ultramontanismus seiner alten Gewohnheit getreu, sich auch hier das biblische Gewand umhängt: Leo XIII. beruft sich für sein Bücherverbot auf den Apostel (Apgjcht. 9,19)!! Warum auch nicht? Von 1000 Katholiken schlagen 999 die betreffende Stelle doch nicht nach.

Die Aufgabe und Bedeutung der Metaphysik in unserer Zeit.

Von

Dr. Arthur Drews.

Dozent der Philosophie an der Technischen Hochschule in Karlsruhe.

Von jeher hat es Gegner der Metaphysik gegeben, verständige und kluge Leute, die an der Hand der Erfahrung und Vernunft bewiesen haben, daß unser Denken nicht im Stande sei, die Grenzen der Erscheinungswelt zu überschreiten. Aber alle ihre Vorstellungen und Einwände haben nicht bewirkt, daß die Menschen sich nicht doch immer wieder auf diesen Ozean hinausbegeben und keine Opfer und Stürme gescheut haben, um das unbekanntes Jenseits der Erfahrung zu entdecken. Was ist es, das den Forschertrieb zu jener fernen Küste hinzieht? Warum versteift sich der menschliche Geist darauf, in abenteuerliche Fernen sein Schiff hinauszusteuern, von denen es vielleicht keine Rückkehr giebt? Wir hören von kühnen Nordpolfahrern, welche die Grenzen unserer Kenntniß der Erdbeschaffenheit um einige Grade weiter hinausgerückt haben und, heimgekehrt, von einem ganzen Volke mit überströmender Begeisterung empfangen werden. So gewahren wir auch, wie die Herzen jedes Mal bei Vielen höher schlagen, wenn ein Denker ein neues metaphysisches Prinzip entdeckt und den zurückgelegten Weg von diesem Standpunkt aus beleuchtet. Und doch sind wir völlig überzeugt, daß auch er noch nicht das eigentliche Ziel erreicht, daß andere Denker nach ihm kommen, ihn mit guten Gründen widerlegen und auch sein Prinzip in ihrem eigenen höheren Standpunkt überwinden

werden. Was beweist uns, daß nicht dieser ganze Denkprozeß am Ende nur auf eine große Illusion hinausläuft? Daß die sogenannte Entwicklung der metaphysischen Erkenntniß auch wirklich eine solche ist, daß die verschiedenen historischen Standpunkte der Spekulation nur ebensoviele Annäherungen an das gesuchte Ziel bedeuten, welchen anderen Beweis als unsere Hoffnung kann es hierfür geben? Dann scheint es aber doch verständiger, den Schritt ins Ungewisse lieber ganz zu unterlassen — oder bildet etwa dieser Grund und Boden, worauf wir stehen, nicht Raum genug für die Entfaltung der menschlichen Geisteskräfte? Gibt es hier etwa nicht Dunkelheiten und Räthsel genug, so daß wir uns erst in einem erträumten Jenseits unserer natürlichen Heimath neue Probleme und neue Widersprüche suchen müssen? Ach, wenn nur dieser unmittelbare Boden der Erfahrung so fest und sicher wäre, wie die Gegner der Metaphysik behaupten! Aber das ist es ja eben, worüber die Meinungen auseinandergehen. Sene nennen es eine „verstiegene“ Anschauungsweise, diese unmittlere Realität der gegebenen Erscheinungswelt zu überfliegen und luftigen Ideen nachzujagen. Wir dagegen finden diese Welt der Erscheinung bloß ideell und suchen die wahrhafte Realität erst hinter ihr, im Jenseits der Erfahrung. Sene schelten es unnatürlich, mit seinem Denken nicht innerhalb der Natur zu bleiben. Wir dagegen meinen, daß gerade die Natur uns selbst den Weg über ihr Gebiet hinausweist und halten es deshalb für natürlich, ihrem Wink zu folgen.

In der That, wenn die metaphysische Betrachtungsart nicht tief im Wesen des menschlichen Geistes begründet, wenn sie ihm nicht selbst „natürlich“ wäre, sie hätte längst durch die Gegenbeweise erstickt sein müssen und würde niemals eine so große Bedeutung errungen haben. So aber lebt die Metaphysik und treibt munter ihre Früchte, so viel sie auch schon von ihren Gegnern todt gesagt ist und so oft auch Zeiten kommen mögen, in denen die Quelle der metaphysischen Gedankenarbeit spärlich rieselt. Daher hat Schopenhauer Recht, den Menschen geradezu ein „animal metaphysicum“, ein Metaphysik treibendes Thier zu nennen; denn er allein in der Entwicklungsreihe der lebenden Wesen macht seine Existenz zum Gegenstande der Betrachtung. Allen anderen Wesen versteht sich ihr Dasein so von selbst, daß sie es nicht bemerken. Nur der Mensch besinnt sich auf sich selbst und wundert sich über sein eigenes Dasein.

Was ist der Grund für seine Besinnung und Verwunderung? Offenbar nicht jene Betrachtung der wissenschaftlichen Philosophie,

daß die Welt unmittelbar nur unsere Vorstellung ist. Denn diese setzt selbst schon einen hohen Grad der Besinnung voraus und ist erst als reife Frucht der menschlichen Erkenntniß in den Schooß gefallen, lange nachdem sie ihre Kraft an dem Problem der Metaphysik bereits geübt hatte. Aber die Menschheit braucht auch jene erkenntnißtheoretischen Erwägungen nicht, um trotzdem das „metaphysische Bedürfnis“ zu empfinden. Oder wird sie nicht etwa durch die tägliche Erfahrung selbst auf die Wichtigkeit dieses unmittelbaren Daseins hingewiesen? Unser Leben in der Zeit, was ist es als eine rastlose Flucht von Begebenheiten, die ebenso schnell vor uns auftauchen, wie sie wiederum hinuntersinken? Die Vergangenheit ist nicht mehr, und die Zukunft ist noch nicht, und wenn sie zur Gegenwart geworden ist, dann ist sie in demselben Augenblick auch schon wieder vergangen. Nur das Jetzt scheint wirklich unser, aber auch dies ist nicht, sondern existirt nur als ausdehnungsloser Punkt in unserem Bewußtsein. Und dies Bewußtsein, was ist es als ein bloßes stetiges Bewußtwerden mit all jener Unwirklichkeit, die dem werdenden anhaftet? Wir strecken unsere Hände nach den Gegenständen aus. Aber sie rinnen uns gleichsam zwischen den Fingern hindurch, wie die Wassertropfen eines Baches; wir können sie nicht fassen, sie nicht für wirklich halten. Wir können uns selbst nicht bei unserer eigenen Existenz ergreifen, denn auch wir sind nicht, sondern werden nur und sehen uns daher gleichfalls von dem allgemeinen Strom mit fortgerissen.

Es giebt kein Bleibendes im Zeitlichen und sonach auch kein Wirkliches, denn wie sollte das wahrhaft Existirende vernichtet werden können? Daher ist der Tod recht eigentlich der Lehrmeister zur Metaphysik, indem er die ganze Wichtigkeit des Existirens aufdeckt. „Es giebt kein Ereigniß“, sagt Paulsen, „welches den Willen tiefer aufregte, als daß wir selbst und die wir lieb haben, sterben; es giebt keins, dem wir hilfloser gegenüberstehen; es giebt keins, wo die Gewalt des Willens über den Intellekt siegreicher hervorträte. Tod ist Vernichtung, sagt der Augenschein. Vernichtung des einzig Werthvollen ist nicht möglich, erwidert der Wille, sie kann nicht geschehen, denn sie darf nicht geschehen. Es ist kein logischer Schluß und doch erwies er sich stets und erweist sich noch heute stärker als Logik und Augenschein. Er kehrt die ganze Weltanschauung um. Eine Wirklichkeit, welche das Werthvolle vernichtet, ist garnicht die wahre Wirklichkeit, und dieses Leben, das aufhört, ist garnicht das wahre Leben. Ueber dieser Welt des

Werdens und Vergehens, des Scheines, giebt es eine Welt des wahrhaft Seienden, und dieser hohen Welt gehört alles Werthvolle wahrhaft an. In ihr ist und gilt es ewig nach dem Maß seines Wertes.“ So ergiebt sich aus der praktischen Einsicht in die Wichtigkeit des unmittelbaren Seins der theoretische Unterschied des Ideellen und Realen und dämmert die Ahnung empor, daß das wahrhaft Reale ein Jenseitiges, Unfaßliches, Unwahrgenommenes sein müsse. Auch Schopenhauer bezeichnet als „die Unruhe, welche die nie ablaufende Uhr der Metaphysik in Bewegung erhält, das Bewußtsein, daß das Nichtsein dieser Welt ebenso möglich sei, wie ihr Dasein.“ Wo dies Bewußtsein durchgedrungen ist, da giebt es Metaphysik, wie sehr es auch noch an der erkenntnißtheoretischen Einsicht mangelt, daß die wahrgenommene Welt nicht real sein kann, weil sie eben bloße Wahrnehmung, bloß ein Ideelles ist.

Sollen wir nun die Bestrebungen der Metaphysik deshalb für illusorisch erachten, weil sie ursprünglich nur aus praktischen Bedürfnissen erwachsen sind? Ist Platos Ideenwelt deshalb bloß Phantasie, weil sie aus dem Ideal hervorgegangen? Aber alle bedeutenden Wahrheiten und Errungenschaften der Menschheit haben den Willen zu ihrem Vater und sind aus der Tiefe des Gemüths ans Licht gestiegen. Es giebt keinen falscheren Schluß als den von Nietzsche, daß die Moral deshalb werthlos und unmoralisch sei, weil sie ursprünglich in unmoralischen Verhältnissen ihre Wurzel habe. Oder ist etwa die Rose weniger schön, weil sie auf einem Mistbeet gewachsen ist? Das metaphysische Bedürfniß ist dem Menschen ebenso nothwendig angeboren, wie der Trieb zur Kunst und der Hang zur Religion; alle drei sind ursprünglich nicht logische, sondern psychologische Postulate. Daraus folgt nicht, daß die Metaphysik keine Wissenschaft sein kann, sondern nur, daß, wenn sie eine solche sein will, sie sich hüten, und zwar mehr als andere Wissenschaften hüten muß, die unlogischen Bestandtheile ihrer Abtammungsart mit logischen und theoretischen Ergebnissen zu verwechseln.

Daß sie hierauf vielfach zu wenig Bedacht genommen hat, ist gewiß nicht der letzte Grund, warum sich die Metaphysik in Zeiten der Aufklärung so häufig um ihren wissenschaftlichen Kredit gebracht hat. Das ganze Mittelalter hindurch arbeitete sie nur im Interesse des religiösen Glaubens, sie war nur die Magd der Theologie; und *semper aliquid haeret*, das ist nur zu begreiflich. Auch die Metaphysik der neueren Zeit, wenschon sie das schmachvolle Joch

endlich abgeworfen, ist doch nicht immer im Stande gewesen, ihre Würde gegenüber der ursprünglichen Herrin zu bewahren, sie ist oft genug in die einstige Knechtschaft zurückgefallen und hat um den Beifall der Theologie gebuhlt. Wenn man von den grimmigen Ausfällen Schopenhauers gegen die Philosophieprofessoren Alles abzieht, was auf Rechnung seines Aergers über die eigene Nichtbeachtung, auf Mißverständnissen und einseitiger Betrachtungsart beruht, so bleibt doch immer noch genug übrig, weshalb er gerade von der eigenen zeitgenössischen Philosophie keine allzu hohe Meinung haben konnte. Denn diese zeigt sich in der That nur allzu oft mehr von staatsklugen und kirchenpolitischen Erwägungen geleitet, als dies für die Wahrheit erspriesslich ist. Man kann aber nicht ungestraft zwischen Wissenschaft und Dogma Kompromisse schließen. Wenn z. B. der spekulative Theismus die Trinität, wie die Lehre vorschreibt, zu beweisen sucht, so mag das ein würdiger Gegenstand der kirchlichen Dogmatik sein; nur soll man dergleichen Bestrebungen nicht als Metaphysik bezeichnen. Oder aber, wenn man die Lehre von Adams Fall, vom Urmenschen, der Erbsünde u. s. w., wie der spätere Schelling dies gethan hat, philosophisch umdeutet, so ist das doch noch lange keine Philosophie, und am wenigsten sollte die Metaphysik dazu ihren Namen herleihen. Denn damit wird nur die Philosophie kompromittirt und dem unverschämtesten Atheismus Thür und Thor geöffnet.

Darum hatte auch der Materialismus um die Mitte unseres Jahrhunderts ein so leichtes Spiel, wenn er die Metaphysik als reaktionäre Dogmatik verdächtigte. Sein Unrecht bestand nur darin, von den Metaphysikern zu verlangen, sie sollten, wenn sie ihr Bündniß mit der Dogmatik gelöst hätten, ihren wissenschaftlichen Eid auf die Handgreiflichkeit des Stoffes ablegen. Als ob sie damit nicht bloß in eine neue Knechtschaft hineingeriethen, indem sie von der idealistischen Kirchenlehre ins Lager der realistischen Naturwissenschaft abschwenkten! Als ob es dem Charakter einer wissenschaftlichen Metaphysik entsprechender sei, sich den Weg anstatt von Paulus und Augustin, von modernen Physiologen und Chemikern vorschreiben zu lassen! In Wahrheit ist das naturwissenschaftliche Joch für die Metaphysik noch viel drückender als das dogmatische; denn die starre Maschinerie des materialistischen Mechanismus vermag nicht einmal mit den stofflichen Erscheinungen fertig zu werden, geschweige denn daß sie im Stande wäre, der Metaphysik den Flug ins Reich des Geistes zu gestatten. Als Magd der Theologie

nahm die Metaphysik doch immerhin eine verhältnißmäßig hohe Stellung ein, weil die Herrin ihrer Dienste nicht entzathen konnte. Als Bundesgenossin der modernen Naturwissenschaft ist die Metaphysik nicht bloß überflüssig, sondern sogar schädlich, denn sie kann die Naturforscher nichts lehren, was diese nicht schon wüßten, aus unmittelbarer Quelle und folglich auch weit besser wüßten, sie kann mit ihren kritischen Bedenken die Ergebnisse der Naturwissenschaft höchstens in Verwirrung bringen und muß sich daher gefallen lassen, über die Achsel angesehen und von den Brocken gespeist zu werden, die hier und da von ihrer Herrin Tische fallen.

Daß eine moderne wissenschaftliche Metaphysik sich von der Beeinflussung durch kirchliche und religiöse Glaubensmeinungen in jeder Beziehung freizuhalten hat, darf heute als selbstverständlich gelten. Nicht ebenso allgemein anerkannt ist es, daß sie auch der Naturwissenschaft gegenüber ihre Selbständigkeit zu wahren und keineswegs einfach dabei stehen zu bleiben braucht, was diese ihr als Ergebnis ihrer Forschung überliefert. Denn was im naturwissenschaftlichen Sinne Wahrheit ist, braucht dies nicht auch in jeglichem Betracht zu heißen, schon deßhalb nicht, weil das Gebiet der wirklichen Gegenstände viel weiter reicht als die Grenze der Natur und folglich die naturwissenschaftliche Betrachtungsart der Dinge in jedem Falle nur eine einseitige und höchst beschränkte sein kann. Wer die Welt nur aus dem Gesichtspunkte der Naturwissenschaft betrachtet, der sieht sie gleichsam nur von außen an. Für die Metaphysik indessen ist das Innere der Gegenstände nicht weniger Objekt, wie ihre Außenseite, ja es könnte sich herausstellen, daß die gesuchte Realität eigentlich erst hier im tiefsten Inneren der Dinge Sitz und Wesen habe. Was von den Resultaten der Naturwissenschaft allgemein, in metaphysischem Sinne, und was bloß naturwissenschaftlich bedeutungsvoll ist, das kann nur von Fall zu Fall entschieden werden. Daher ist es das erste Erforderniß einer wissenschaftlichen Metaphysik, mit kritischer Besonnenheit das Berechtigte vom Unberechtigten auszuscheiden.

Man verstehe mich recht: ich meine nicht, die Metaphysik habe sich überhaupt nicht um die empirische Wissenschaft zu bekümmern, sie habe sich ihre Weisheit selbständig aus der „Tiefe des Gemüths“ oder etwa einer intellektuellen Anschauung herauszuholen; wohl aber meine ich, daß die Anerkennung ihrer empirischen Resultate nicht zusammenfällt mit der Nothwendigkeit, sie deßhalb auch als absolute Wahrheit hinzunehmen. Sener moderne Naturforscher hatte ganz

Recht, auf die großen Fragen der Metaphysik von seinem Standpunkt aus mit „ignorabimus“ zu antworten. Die Naturwissenschaft wird allerdings nie fähig sein, ins Innere der Dinge und gleichsam zu ihrem realen Kerne vorzudringen, denn ihre Aufgabe ist es, eben nur deren Schale zu untersuchen, und nur auf diese Untersuchung sind ihre Methoden eingerichtet. Aber darum braucht die metaphysische Untersuchung nicht überhaupt erfolglos zu sein, so wenig wie die Resultate des Psychologen dadurch entwerthet werden, daß der Anatom und Chemiker bei ihrer Zerlegung der Bestandtheile eines Organismus in keinem Punkte auf so etwas, wie eine Seele, stoßen. Es ist der Grundfehler fast alles dessen, was sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts unter dem Namen der Metaphysik hervorgewagt hat, daß es viel zu gläubig sich vor den sogenannten naturwissenschaftlichen Thatsachen gebeugt und viel zu wenig zwischen den berechtigten Forderungen der empirischen Wissenschaften und ihren einseitigen Ueberspannungen unterschieden hat. Aus diesem Grunde hat es selbst Loge mit seiner Eingliederung der exakten Naturwissenschaft in sein System nicht überall zu einer organischen Einheit beider bringen können, und bei Wundt sind die Konzessionen an die Naturwissenschaft so weitgehend und von so fundamentaler Bedeutung, daß sie gleichsam wie ein Bleigewicht den Flug seines spekulativen Denkens hindern. Und doch kann es offenbar für die Metaphysik heute keine höhere Aufgabe geben, als die großen Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft in ihren eigenen spekulativen Standpunkt so einzugliedern, daß beiden dabei ihr unverfälschtes Recht zu Theil wird. Eine solche Weltanschauung, der dies gelungen ist, wäre damit erst recht eigentlich eine moderne Weltanschauung, die wahre Versöhnung zwischen Philosophie und Erfahrungswissenschaft und damit zugleich das Ziel und die Vollendung dessen, was Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ zuerst angebahnt hat. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß unter den heutigen Philosophen dies keinem in dem gleichen Maße, wie E. v. Hartmann gelungen ist und ich glaube, daß die Bedenken, die von fachwissenschaftlicher Seite gerade gegen diesen Punkt des Hartmannschen Systems erhoben sind, um so mehr verschwinden werden, je klarer sich die Spekulation wieder auf sich selbst besinnen und ihr Recht gegenüber der Naturwissenschaft behaupten wird.

Vielleicht wird hier mancher Naturforscher entgegenen, eine solche Metaphysik neben und über der Naturwissenschaft sei überflüssig, weil diese schon von sich aus im Stande sei, eine einheitliche

Anschauung des gesammten Daseins zu entwickeln. Man nimmt dabei an, daß die geistigen Erscheinungen sich ebenso auf das naturwissenschaftliche Grundprinzip der mechanischen Bewegung stofflicher Elemente müßten zurückführen lassen, wie der Forschung dies in hohem Grade bei den körperlichen Erscheinungen der anorganischen und selbst der organischen Natur gelungen ist. Man giebt zu, daß die Wissenschaft von diesem Ziele bis jetzt allerdings noch weit entfernt sei, aber man sieht in der Einheit des gesammten Naturlebens die Gewähr, daß es früher oder später doch erreichbar sein müsse und schwelgt bereits in dem triumphirenden Gefühle einer „naturwissenschaftlichen Weltanschauung“, die berufen sei, die gesammte frühere Metaphysik zu ersetzen. Die Voraussetzung dieser Anschauung, wie man sie heute in weiten Kreisen auch außerhalb der Wissenschaft antrifft, ist, daß dem Stoff, worauf allein die Naturwissenschaft alle ihre Resultate aufbaut, ein Sein auch außerhalb unseres Bewußtseins zukommt, daß er mithin ein Reales und nicht bloß ein Ideelles ist. Allein gerade dies ist eine unbewiesene Behauptung; denn der Stoff ist dies immer nur als ein möglicher Gegenstand unserer Wahrnehmung und fällt damit zunächst unter den Begriff der Welt als Vorstellung. Ob er außer diesem ideellen noch ein reales Sein besitzt, ob er außerhalb unseres Bewußtseins wirklich ist, das kann der Naturforscher als solcher nie entscheiden, sondern erfordert eine erkenntnistheoretische Untersuchung, die ganz aus dem Rahmen der Naturwissenschaft herausfällt. Der Naturforscher kann auch nicht entscheiden, was eigentlich das Wesen des Stoffes ist. Denn Aufgabe der Naturwissenschaft kann nur sein, die Erscheinungen nach dem Prinzip des Mechanismus zu erklären. Dies setzt die Existenz der Materie voraus. Der Naturforscher müßte also auch die Materie wiederum mechanisch, d. h. mittelst der Annahme einer Materie, erklären, was offenbar unlogisch ist.

Allein wer heißt uns, Alles gerade nur mechanisch zu erklären? Was zwingt uns, die Natur nur mit den Augen des Naturforschers zu betrachten? Das Bedauern über diese Grenzen des Naturerkennens ist nicht geschiedter, als wenn man sich darüber beklagen wollte, daß Flüssigkeiten nicht nach Ellen gemessen werden können. Gerade hier, wo die Naturwissenschaft am Ende ist und Fragen sich erheben, die an der Hand der Erfahrung nicht mehr beantwortet werden können, gerade hier hat die spekulative Betrachtung einzusetzen und überall die Prinzipien des naturwissenschaftlichen Denkens auf ihren realen Kern zurückzuführen. Oder wer möchte behaupten, daß die Begriffe der

Kraft, des Raumes, der Zeit, der Bewegung, des Naturgesetzes u. s. w., womit die Naturwissenschaft operirt, von selbst klar und keiner weiteren Erörterung bedürftig wären? Wer tiefer in die Sache eindringt, weiß, daß sie vielmehr zu den schwierigsten Begriffen jeder Weltanschauung überhaupt gehören, er kann aber auch nicht darüber im Zweifel sein, daß alle solche Fragen auf exaktem naturwissenschaftlichen Wege nicht zu beantworten sind, weil sie eben die Voraussetzungen der exakten Forschung selbst betreffen. Darum hat Schopenhauer Recht, „wie große Fortschritte auch die Physik je machen möge, so wird damit noch nicht der kleinste Schritt zur Metaphysik geschehen sein, so wenig, wie eine Fläche durch noch so weit fortgesetzte Ausdehnung je Kubinhalt gewinnt. Denn solche Fortschritte werden immer nur die Kenntniß der Erscheinung vervollständigen, während die Metaphysik über die Erscheinung selbst hinausstrebt zum Erscheinenden. Und wenn sogar die gänzlich vollendete Erfahrung hinzukäme, so würde dadurch in der Hauptsache nichts gebessert sein. Ja, wenn selbst Einer alle Planeten, sämtliche Fixsterne durchwanderte, so hätte er damit noch keinen Schritt in die Metaphysik gethan. Vielmehr werden die größten Fortschritte der Physik das Bedürfniß einer Metaphysik immer fühlbarer machen“; am fühlbarsten aber, füge ich hinzu, in einer Zeit, wo der ungeheure Aufschwung der empirischen Wissenschaften weite Kreise gleichsam unter ihren Bann gebracht und die Bewunderung ihrer praktischen Erfolge dahin geführt hat, daß Viele die Meinungen der Naturwissenschaft auch überall sonst als maßgebende Richtschnur anerkennen. In solchen Zeiten sind Konflikte zwischen ihr und den anderen Wissenschaften unvermeidlich, ja, es kann vorkommen, daß die Alleinherrschaft der naturwissenschaftlichen Ideen einen gradezu schädlichen und unheilvollen Einfluß auf wichtige Kulturaktoren ausübt.

Was ich hierbei zunächst im Auge habe, ist die Richtung, welche die moderne Ethik in unserer naturwissenschaftlichen und metaphysischen Zeit vielfach genommen hat. Es liegt ja auf der Hand, daß wenn die moderne Naturwissenschaft die Stelle der bisherigen Metaphysik vertreten soll, es eine andere als materialistisch geartete Ethik dann nicht geben kann. Eine solche Ethik kann die Möglichkeit des sittlichen Verhaltens überall nur auf die subjektive Empfindung gründen, sie kann das Individuum nur dadurch bewegen, sich sittlich zu bethätigen, daß es in der Beförderung des fremden Wohls zugleich auch für seine eigene Glückseligkeit am besten sorge. D. h. aber die

Selbstsucht, die gerade ausgerottet werden soll, zum Ausschlag gebenden Faktor aller praktischen Bestimmung machen und die Reinheit und Heiligkeit der echten Sittlichkeit mit dem Lügengeiste einer bloßen egoistischen Pseudomoral verwechseln. Schon Kant hat in der Ethik den Eudämonismus, die Rücksichtnahme auf das bloße Wohlbefinden, sei dieses nun das eigene oder fremde, bekämpft und nachgewiesen, daß eine jede derartige Begründung der ethischen Forderungen auf eudämonistische Prinzipien den Tod der wahren Sittlichkeit bedeutet. Heute stimmen fast alle Ethiker überein, wie weit auch ihre Ansichten im Uebrigen auseinandergehen mögen, daß das größtmögliche Glück der größtmöglichen Masse das höchste Prinzip des sittlichen Verhaltens bilde.

Woher diese auffällige Uebereinstimmung, wenn nicht aus dem Bemühen, auch die Ethik als eine reine Erfahrungswissenschaft abzuhandeln? Wenn es wahr ist, daß Metaphysik nicht möglich ist, so müssen auch die ethischen Prinzipien aus den unmittelbaren Thatsachen der Erfahrung abgeleitet werden. Die Erfahrung aber läßt uns nirgends einen höheren Zweck erkennen, dessen Beförderung die Sittlichkeit sich vorsetzen könnte, als eben die Erzielung eines möglichst allgemeinen Glückes. Damit liefert denn die moderne Ethik nur die theoretische Begründung dessen, was auf national-ökonomischem und politischem Felde die Sozialdemokratie als praktisches Ergebnis anstrebt. Sene Ethiker thun zwar immer sehr entrüstet, wenn man ihnen sozialdemokratische Tendenzen vorwirft, aber sie bedenken nicht, daß sie mit ihrem handfesten Empirismus und Positivismus nur Wasser liefern auf die Mühle einer politischen Partei, der sie innerlich vielleicht ganz fremd gegenüberstehen. Noch ist zwar die Ueberzeugung in weiten Kreisen lebendig, daß der Staat noch höhere Zwecke zu erfüllen habe, als bloß das subjektive Wohlbefinden seiner Bürger, noch giebt es Fälle, wo die Nothwendigkeit anerkannt wird, das Gesamtwohl der Kulturentwicklung unterzuordnen; aber wie will man ein solches Opfer an menschlichem Glück vom Standpunkt der Erfahrung aus begründen? Die Kultur muß einen Werth in sich besitzen, die Beförderung ihrer Entwicklung setzt Zwecke voraus, die nicht mit dem größtmöglichen Glück unmittelbar zusammenfallen; wie aber will man solche Zwecke anerkennen, wenn man bloß die Erfahrung als Reales gelten läßt? Denn diese zeigt uns überall nur subjektive, nur menschliche, aber nirgends irgendwelche objektiven Zwecke, ja, die moderne Naturwissenschaft behauptet sogar, daß es solche überhaupt nicht geben könne. Kein Wunder,

daß die Gegner des eudämonistischen Prinzips den Vertretern des Gesamtwohls gegenüber vielfach im Nachtheil erscheinen; denn wo ihnen überhaupt das Prinzip der Kulturentwicklung in seinem Gegensatz gegen den Eudämonismus zum Bewußtsein kommt, da sind sie doch meistens nicht im Stande, dasselbe aus dem Grunde der bloßen Erfahrung zu rechtfertigen. Die Anerkennung dieses Prinzips hängt wesentlich an einer metaphysischen Weltanschauung. Wenn man aber die Metaphysik nicht gelten läßt, wenn man leugnet, daß die Existenz von objektiven Zwecken sich beweisen lasse, was bleibt übrig, als an sie zu glauben, d. h. aber die Lösung der sozialen Frage allein von der Religion und Offenbarung zu erhoffen?

Es giebt für die moderne Ethik keine wichtigere Entscheidung als diejenige zwischen dem Gesamtwohle und der Kulturentwicklung, zwischen Eudämonismus und Evolutionismus. Denn dieser Gegensatz der beiden Prinzipien ist im Grunde nur der ethische Ausdruck für den Gegensatz des Sozialismus und Kapitalismus, wie er heute das soziale Leben aller Kulturvölker durchzittert. Es giebt aber keine Möglichkeit, zwischen jenen beiden Prinzipien zu entscheiden, ohne daß man dabei über den Begriff des Menschheitszweckes überhaupt reflektirt, und es giebt keine solche Reflexion, die anderswo als auf metaphysischem Gebiete ihren Abschluß finden könnte. Jeder Versuch, die Ethik auf ihre eigenen Füße zu stellen, führt diese nur um so tiefer in die Metaphysik hinein. Jeder Weg, der von der Metaphysik abführt, kann schließlich nur in der Kirche und am Beichtstuhl enden.

Ob man damit die Metaphysik schließlich losgeworden ist: Die herrschende Richtung innerhalb der protestantischen Theologie scheint dies freilich anzunehmen. Auch sie schränkt die Leistungsfähigkeit des menschlichen Verstandes auf die Grenzen der Erfahrung ein und meint, dem religiösen Glauben keinen besseren Dienst leisten zu können, als indem sie ihn gänzlich der philosophischen Kritik entrückt. Hinter diesen Wall hat die Religion sich stets zurückgezogen, wenn die wissenschaftliche Aufklärung ihr die Luft beengte und der Zweifel ihr das Leben sauer machte, aber immer und überall ist eine solche Stellung der Religion zur Philosophie nur das Zeichen einer gesunkenen Glaubenszuversicht gewesen. Der Glaube, der an sich selber glaubt, hat sich nie ge scheut, den Kampf mit dem spekulativen Denken aufzunehmen, ja, er selbst hat die Waffen der Metaphysik zur Vertheidigung und Ver-

festigung seiner eigenen Existenz verwendet. Die christliche Kirche im Mittelalter erniedrigte die Metaphysik zur Magd der Theologie, aber sie bewies damit zugleich, wie fern ihr der Gedanke lag, daß die weltliche Spekulation zu anderen Resultaten als der Glaube führen könnte. Und auch Schleiermacher, dem größten protestantischen Theologen des Jahrhunderts, wiewohl er die Religion auf das Gefühl basirte, lag doch nichts ferner als die Absicht, das spekulative Denken darum von ihr auszuschließen. Heute gefällt sich die Theologie darin, das Gefühl und die Persönlichkeit zur alleinigen Quelle des Glaubensinhalts aufzubauen, und Religionsphilosophie nennt sich der Nachweis, daß Religion und Philosophie miteinander nichts zu schaffen haben. Dabei vergißt man nur, daß keine höhere Religion ohne Mitwirkung der Philosophie zu Stande gekommen, und daß gerade das Christenthum seine tiefsten Wahrheiten der spekulativen Geistesarbeit früherer Jahrhunderte verdankt. Man bedenkt nicht, daß Glaube und Wissen ihrem Inhalte nach sich bloß graduell von einander unterscheiden und daß die systematische Verhekung und Herabsetzung des wissenschaftlichen Verstandes nothwendig auch zur Zerstörung des Glaubens führen muß. Denn, meint Volkelt mit Recht, „der moderne Zweifler jagt sich: „Vermag mir der Verstand, diese hohe erleuchtende Kraft, nichts zur Widerlegung der religiösen Zweifel zu bieten, so ist am Ende der religiöse Glaube überhaupt nichts als Täuschung.“ Würde in unserer Zeit das Mißtrauen gegen die denkende Vernunft nicht so genährt, so würde auch der religiöse Zweifel keinen so großen Umfang angenommen haben.

Das wahre Verhältniß zwischen Philosophie und Religion kann somit nicht dasjenige ihrer gegenseitigen Ausschließung, sondern nur ihrer wechselseitigen Anerkennung sein. Die Religion kann die Philosophie nicht entbehren, denn gerade das rastlos pulsirende Leben der Spekulation ist der Jungbrunnen, aus dem sie immer neue Kräfte schöpft, und bewahrt sie vor Verknöcherung und Erstarrung ihres eigenen Glaubensinhalts. Allein ebenso wenig kann die Philosophie die Religion entbehren, denn auch sie ist der Gefahr der Verflachung und Versteinigung ausgesetzt, am meisten gerade dann, wenn sie die höchste Stufe der Wissenschaftlichkeit zu erklimmen meint. In Zeiten, wo die blendenden Erfolge der exakten Wissenschaften auch die Philosophie auf dem Boden der Erfahrung festhalten, wo ein öder Naturalismus und Positivismus uns jeden Aufschwung in höhere Sphären verbieten, gerade in solchen Zeiten

eilen die Ahnungen des religiösen Gemüths, jene geheimnißvollen Stimmungen und Einflüsterungen des Herzens den Resultaten des wissenschaftlichen Denkens voraus und erinnern die Philosophie daran, wie es außer der Physik und über ihr noch eine Metaphysik geben müsse.

Freilich kann die Religion nicht von vornherein erwarten, daß die wissenschaftliche Metaphysik überall nichts thun müsse, als den Inhalt ihres eigenen Glaubens bestätigen. Die Religion einer bestimmten Epoche enthält oft tiefere Wahrheiten als die gleichzeitige Spekulation. Hinter der sinnlichen Anschaulichkeit ihrer Symbole verbergen sich Erkenntnisse, die nur vom Gefühl als solche empfunden werden können. Allein diese Anschaulichkeit der Religion, so werthvoll sie ist durch die sinnliche Darstellung der in ihr enthaltenen Ideen, setzt dennoch zugleich der Fortentwicklung der Religion bestimmte Grenzen. Daher pflegt ihre Blüthezeit immer nur so lange zu dauern, als das Denken jene in ihr bildlich vorausgenommene Stufe der Erkenntniß selbst noch nicht erreicht hat. Ist dieser Zeitpunkt eingetreten, dann kehrt es sich gegen die jeweilige Stufe der Religion und zersetzt ihre Symbole, indem sie dieselben als inadäquate Repräsentanten der genannten Wahrheit aufzeigt. Dann beginnt jener erbitterte Kampf zwischen Philosophie und Religion, wie er immer der Geburtsstunde eines neuen Geisteslebens vorangeht. Noch scheint gerade die anschauliche Natur der Religion eine Verständigung nicht gänzlich auszuschließen. Denn die Anschauung ist mehrdeutig und unbestimmt, die Dogmen und Symbole lassen eine Umdeutung zu, die den Widerspruch gegen die wissenschaftliche Erkenntniß, wo nicht aufhebt, doch verschleiert. Allein auch Ideen haben eine Grenze der Expansion. Ist diese erreicht, so stirbt die Religion dahin, wenn sie in Folge der Beharrlichkeit ihrer psychologischen Grundlagen nach Außen noch so lange den Schein des Lebens vortäuscht. Dann flagen ihre Vertreter gewöhnlich die Wissenschaft an, daß sie den Glauben untergrabe und das religiöse Leben vernichte, und besonders die Metaphysik wird von ihnen angegriffen. Sie sollten ihr vielmehr dankbar sein, denn dieselbe Metaphysik, die mit ihrem Gegensatz zur Religion den Inhalt ihres Glaubens als unhaltbar darthut, vermag auch allein diese Wunden, die sie ihr geschlagen hat, zu heilen. Sie ist der Todtengräber einer jeden historisch überwundenen Stufe der Religion, aber sie ist zugleich der Gärtner, welcher dafür sorgt, daß sich auf dem Grabe eine neue und höhere

Blüthe entfaltet. Während die alte Religion noch an dem Widerspruche ihres Inhalts mit der Wissenschaft dahinsiecht, bereitet sie schon ein Neues vor und pflanzt ihren Samen in das aufgewühlte Erdreich. Die Vertreter der Religion können ganz ruhig sein: die Metaphysik kann ihre Stelle nicht erheben; denn die Religion hat es mit dem ganzen Menschen, als denkendem, fühlendem und wollendem zu thun, während die Metaphysik in der Hauptsache nur seinen Verstand befriedigt. Wohl aber kann sie Vielen einen vorläufigen Ersatz bieten für den Mangel an Religion zu einer Zeit, wo der Widerspruch zwischen ihr und der Wissenschaft für beide bereits einen gefährlich hohen Grad erreicht hat. Die Metaphysik hat dann nicht bloß das negative Verdienst, jenen Widerspruch auf seine schärfste Form zu bringen, sondern sie ist zugleich in positivem Sinne die Hüterin der religiösen Empfindungen und Gefühle überhaupt, wenigstens für so lange als eine neue Form der Religion sich noch nicht durchgesetzt hat.

Inwiefern dies Anwendung findet auf unsere Zeit, das brauche ich wohl nicht besonders auszuführen. Gerade auf religiösem Gebiete herrscht ja heute eine Verwirrung und Muthlosigkeit, daß die offiziellen Vertreter der Religion sich weder mehr unter einander, noch auch mit weiten Kreisen des Laienelements verstehen. Sind die bisherigen Formen der Religion überhaupt noch haltbar? Besitzen sie noch so viel Expansionsfähigkeit, um eine Umbildung und Weiterbildung zu vertragen? Oder ist eine solche überflüssig, ist nur die Kultur auf einen Abweg gerathen und beruht vielleicht der Fortschritt darin, zur ursprünglichen Form der Religion zurückzukehren? Das sind Fragen, zu denen heute jeder Gebildete Stellung nehmen muß und welche sich nicht umgehen lassen, indem man ihre Beantwortung einfach den Theologen überläßt. Wohin das führt, wenn diese unter einander sich das alleinige Schiedsrichteramt in religiösen Dingen anmaßen, dafür giebt es nur zu viele traurige Beispiele in der Weltgeschichte. Religion ist etwas, was jeden Einzelnen angeht, und jeder Einzelne macht sich einer Pflichtverletzung gegen sich selbst und gegen die Allgemeinheit schuldig, wenn er ihr gegenüber sich passiv und indifferent verhält. Woher aber soll die Richtschnur zur Entscheidung dieser allerwichtigsten Frage des modernen Geisteslebens genommen werden, wenn nicht aus der Philosophie? Und wie will die Philosophie eine solche Richtschnur liefern können, wenn nicht dadurch, daß sie sich selbst zur Metaphysik vertieft? Nur eine wissenschaftliche moderne Metaphysik vermag dem Geiste

eine solche Freiheit zu verleihen, um jene Fragen nicht im Sinne einer bestimmten Interessengemeinschaft, sondern im Sinne des Kulturfortschrittes zu entscheiden.

Inzwischen verflacht das religiöse Gefühl unter der heutigen Herrschaft eines einseitigen Intellektualismus, und der Menschheit geht mit dem Verlust des Glaubens immer mehr auch das Verständnis für ihre höhere Aufgabe verloren. Die Wissenschaft aber, worauf sie sich so stolz beruft, thut nichts, um diesem Zustand ein Ende zu machen. Sie ist viel zu sehr mit Spezialuntersuchungen beschäftigt, als daß sie noch Zeit und Lust hätte, sich um die großen und grundlegenden Fragen der Kultur und Menschheit zu bekümmern. Sie ignorirt die Religion und verachtet die Metaphysik und zieht die Entdeckung eines neuen Bazillus den tiefstinnigsten Spekulationen der genialsten Denker vor. Der Spezialismus aber wirkt in ihr nicht weniger verheerend, wie der Unglaube in der Religion, denn er führt zur Anhäufung eines todtten Wissensstoffes, der vielfach unfruchtbar bleibt, weil es mehr und mehr unmöglich wird, in diesem kolossalen Wüste von unzusammenhängenden Materialien sich zurechtzufinden. Unsere Geistesbildung droht bei diesem Zustand zu verknochern, unsere Kunst ist bereits auf dem besten Wege dazu, sie will die Wahrheit an die Stelle der Schönheit setzen und geräth immer mehr in die Hände idealloser Spekulant. Und unsere Philosophie? Du lieber Gott! es gab eine Zeit in Deutschland, wo die Philosophie eine öffentliche Angelegenheit war und die Unbekanntschaft mit ihren zeitgenössischen Leistungen geradezu als ein Mangel an Bildung betrachtet wurde. Heute scheint es eher ein Zeichen von Bildung zu sein, sich um die Philosophie nicht zu bekümmern und auf ihre höchste Blüthe, die Metaphysik, mit kräftigen Worten loszuschlagen. Oder giebt es etwas Bezeichnenderes, als daß dasselbe Jahrhundert, das mit der Begeisterung für Kant und Schelling begann, heute höchstens noch Zeit findet, um — Nietzsche zu lesen?

Und trotzdem, welcher tiefer Blickende vermöchte zu leugnen, daß auch heute das metaphysische Bedürfnis noch nicht ausgestorben ist? Ein Jeder, der mitten im Leben darin steht, weiß, wie sehr gerade ihre metaphysische Weltanschauung die Ansichten der sozialen Richtungen in der Gegenwart beeinflußt und wie sie als Waffe in den Händen der Agitation oft mitten hineingreift in das politische Getriebe unserer Zeit. Die Einsicht beginnt denn auch mehr und mehr sich Bahn zu brechen, daß die verschiedenen Färbungen und

Schattierungen der Parteien ihren tiefsten Grund nur in verschiedenen Ansichten über das wahrhaft Wirkliche, das metaphysische Wesen der Dinge haben und daß daher der Kampf um die wirtschaftlichen Interessen und die Stellung des Einzelnen zum Ganzen letzten Endes nur auf idealem Boden ausgefochten werden kann. Und auch die wissenschaftliche Aufklärung ist nicht im Stande gewesen, den Sinn für Religion gänzlich auszurotten. Die Kirche pflegt immer ein feines Gefühl zu zeigen, wo ihre eigensten Interessen in Frage kommen; sie hat erkannt, daß die Zeit ihr günstig ist, und beginnt, die Zügel ihres Regiments wieder straffer anzuziehen. Aber selbst da, wo man mit der bestehenden Religion gebrochen hat, beginnt die Sehnsucht nach einer mehr als empirischen Weltanschauung sich immer stärker zu regen. Es ist kein bloßes Spiel einer vorübergehenden Mode, wenn gerade der Religion fern Stehende vielfach den Ersatz für ihren verlorenen Glauben in dem geheimnißvollen Irrgarten der Mystik suchen, nicht etwa im Einklang mit dem Geist der Zeit, sondern im Widerspruche mit einer mehr als rationalistisch gesinnten Presse und trotz des Einspruchs der realen Wissenschaften. Man mag es im Sinne der Aufklärung bedauern, wenn am Ende des „naturwissenschaftlichen“ Jahrhunderts Leute von Bildung sich einen Sport daraus machen, in spiritistischen Zirkeln Tische tanzen zu lassen und Geister zu zitiren und auf Grund der sogenannten übersinnlichen Phänomene einer Weltanschauung huldigen, die geradezu wie eine Verhöhnung der Naturwissenschaft aussieht. Man mag darüber als über einen pathologischen Auswuchs des fin de siècle spotten, wenn selbst die Kunst unter dem Feldgeschrei des „Symbolismus“ übersinnliche Offenbarungen in sinnlichen Formen auszudrücken bemüht ist: wer die Stimme des Zeitgeistes richtig versteht, wird darin nur eine Art erblicken, wie Laien auf ihre Weise Metaphysik betreiben, wenn dieselbe von der offiziellen Wissenschaft in Acht und Bann gethan ist.

Wenn so Metaphysik eine Forderung des Zeitalters ist, so scheint es überflüssig, über ihren Werth oder Unwerth zu streiten. Es scheint überflüssig, sich in Debatten darüber einzulassen, ob Metaphysik überhaupt möglich ist. Es genügt, einfach darauf hinzuweisen, daß sie wirklich ist, in mannigfachen Formen und Ausdrücken ihre Herrschaft im modernen Leben behauptet und selbst, wenn auch oft in versteckter Weise, in den streng exakten Werken von solchen Forschern vorhanden ist, die sich ausdrücklich ihre geschworenen Gegner nennen. Am überflüssigsten aber scheint der

Streit darüber, ob Metaphysik als Wissenschaft möglich ist, ob sie mehr ist als ein bloß subjektives Gedankenpiel, ob sie wirklich im Stande ist, uns Aufschluß über die Natur des Seins zu liefern. Diese Frage kann nur durch die metaphysische Forschung selbst entschieden werden, und es ist jedenfalls kein Beweis dagegen, sie einfach durch die Abschneidung des Versuches zu verneinen.

Ueberhaupt welches Gewicht kann man der Bestreitung ihres wissenschaftlichen Charakters beilegen, wenn namhafte Forscher in den Erzeugnissen des modernen Empirismus gerade deshalb keine Wissenschaft im höheren Sinne des Wortes erblicken können, weil diese der Aufschwung zur Metaphysik vermeiden? Metaphysik ist eine Aufgabe, die gelöst werden muß und deren Lösung nur auf wissenschaftlichem Wege möglich ist. Denn es kann bei der Rückwirkung, welche die allgemeine Weltanschauung nothwendig auf die Wissenschaft ausübt, der letzteren nicht gleichgültig sein, was für eine Metaphysik im Kampfe der Meinungen schließlich den Vorrang behauptet. Die Wissenschaft kann nicht ruhig zusehen, daß fremde Geistesmächte ihr etwa jene Aufgabe abnehmen. Denn die Probleme der Metaphysik sind zu eng mit ihren eigensten Interessen verwachsen, und die Erfahrungen früherer Jahrhunderte sprechen zu deutlich, als daß sie dieselbe den außerwissenschaftlichen und wissenschaftsfeindlichen Kräften überlassen könnte. Die Leute, die gegen die Metaphysik sprechen, glauben meist im Interesse der aufklärenden Vernunft zu handeln. In Wahrheit erweisen sie der Aufklärung den schlechtesten Dienst, denn immer und überall hat der Mangel an einer wissenschaftlichen Metaphysik ein Volk in die Arme der Kirche und der Schwärmerei getrieben. Metaphysik ist darum nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern geradezu eine Kulturaufgabe unserer Zeit, von deren Lösung und allgemeiner Anerkennung der Fortschritt unserer geistigen Entwicklung abhängt.

Thomas Carlyle.

Von

Ferd. Jakob Schmidt.

Als das vorige Jahrhundert zur Kiste ging, wurde von den führenden Geistern des deutschen Volkes eine neue Welt- und Lebensauffassung erzeugt, die nach fast anderthalb Jahrtausend langer Lehrzeit des Germanenthums das ewige und unvergängliche Erbe früherer Jahrhunderte in sich aufnahm und mit neuer, originaler Kraft erfüllte und erweiterte. Wohl hatte schon im sechszehnten Jahrhundert der religiöse Geist dieses Volkes gegenüber der romanischen Form des Christenthums selbständig die Flügel geregt, aber unter den mißlichen Verhältnissen der äußeren Lage wurde damals die volle Erhebung des gesammten geistigen Lebens nicht erreicht, und es sollte noch mehr als zwei Jahrhunderte dauern, ehe Kant und Goethe die Tiefe und den Reichthum dieses Volksthums offenbarten. Und diese gewaltige Geistesbewegung vollzog sich unter einer Misere des öffentlichen Lebens und der Kraftlosigkeit und Gebundenheit bürgerlicher Zustände, die uns heut trotz des Glanzes der Friederizianischen Erhebung wie das vollendete Krähwinkelthum anmuthen. Aber je erbärmlicher unser öffentliches Leben daniederlag, desto größer war die Hoffnung, daß in dem kommenden Jahrhundert auch die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in den Bereich jener geistig und sittlich befreienden Mächte gestellt werden würden. In berückenden Tönen ist das in jenen Tagen wiederholt gesagt und gesungen worden. Schon wähnte Lessing die Stunden nahe, wo man das Gute allein um des Guten willen thun würde, und nicht weil zeitliche oder ewige Belohnungen darauf

gesetzt wären; schon glaubte Herder den Frühlingshauch des heran-
 nahenden Zeitalters reiner Humanität zu verspüren, und Schiller
 führte in seinem gewaltigen Volksdrama der Generation lebendig
 vor die Augen, in welcher Weise der moralisch erzogene Volkswille
 unwürdige Fesseln von seinen Schultern schüttelt. Und noch immer
 sind es uns die liebsten Abschnitte unserer Literatur, durch die
 Goethe im Wilhelm Meister und im Faust verzeichnet hat, wie der
 Mann geistige Reife und sittliche Selbstbestimmung im thätigen
 Leben bewährt. — Nun ist seitdem ein Jahrhundert in die Welt
 gegangen, und von all den Idealen jener großen Epoche scheint
 nicht nur keins verwirklicht, sondern heut fast wie eine unbrauch-
 bare Waare bei Seite geschoben zu sein. Der heisere Schrei er-
 regter Volksmassen nach Brot, nach der Sicherheit äußerer Existenz
 und das Streben nach dem Besitz vergänglicher Güter bieten sich
 heut als die augenfälligsten Kennzeichen der Zeit dar. Nicht was
 der Mann ist, sondern was er hat, ist das Kriterium der Menschen-
 würde, und bei der Nation der Dichter und Denker hat heut der
 Fabrikherr, der die meisten Millionen besitzt, das einflußreichste
 Ansehen.

Diesen Gegensatz zwischen den Anschauungen des 18. und 19.
 Jahrhunderts hat Niemand stärker empfunden als Thomas
 Carlyle. Ein Engländer zwar, lebte er doch der Ueberzeugung,
 daß die Bethätigung der Ideale der großen deutschen Geistesepoche
 allein das Leben werth machten, und nun mußte er es mit ansehen,
 daß um ihn herum ein Geist in die Palme schoß, der von all dem
 nichts mehr wissen wollte, der den göttlichen Funken in der Menschen-
 brust gänzlich erstickte und statt dessen lediglich den begehrliehen
 Gelüsten der Welt nachhing. Nicht mit Unrecht hat daher John
 Stuart Mill in seiner Selbstbiographie Carlyle „als die Ver-
 körperung des Kampfes zwischen dem achtzehnten und neunzehnten
 Jahrhundert“ bezeichnet. Bezeichnender freilich könnten wir noch
 sagen, daß sich in seiner Person am lebhaftesten der Kampf zwischen
 dem englischen Materialismus, Individualismus und Egoismus
 einerseits und dem deutschen Idealismus andererseits abspielt; denn
 die Systeme, die er bekämpfte, den Empirismus der englischen
 Wissenschaft, dann vor allem die Utilitarier unter der Führung
 Benthams, und auf der anderen Seite die Lebensanschauung
 der klassischen deutschen Epoche, für die er eintrat, gehören beide
 dem achtzehnten Jahrhundert an, und es fragte sich für Carlyle
 nur, welche von beiden Richtungen in seiner Zeit den Sieg be-

halten sollte. Uns Deutschen ist dabei der Umstand zu Gute gekommen, daß sich Carlyle, um seiner eigenen Ansicht zum Siege zu verhelfen, veranlaßt sah, die Gedankenwelt unserer großen Denker und Dichter dem englischen Volke zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke übersetzte er eine Anzahl deutscher Werke, schrieb das Leben Schillers und Friedrichs des Großen und charakterisirte in einer Reihe geistvoller Aufsätze den Gehalt unserer Literatur. Hauptsächlich ihm haben wir es zu danken, daß der deutsche Gedankenreichtum unter seiner Flagge über den Kanal segelte und in England selber eine fruchtbare Rolle zu spielen begann. Wegen dieses Verdienstes um unsere Sache wurde Carlyle zunächst bei uns bekannt und geschätzt; aber je lebhafter man sich mit ihm beschäftigte, desto mehr lernte man einsehen, daß die Einführung deutscher Gedankenkreise doch nicht bloß um der Sache selbst willen geschah, um bloß literarische Vermittlung, sondern daß sie ihm dazu dienen sollten, den Moloch des Utilitarismus und Materialismus vernichten zu helfen. So erwuchs aus der Hochschätzung des Literaturhistorikers das Interesse für den Sozialpolitiker Carlyle auf dem Festlande, und seitdem wird sein Name auch in weiteren Kreisen heut sehr häufig genannt. Seitdem nun seine Ansichten auch in der sozialen Bewegung Deutschlands vielfach als klassisches Zeugniß angerufen werden, ist eine ganze Carlyle-Literatur bei uns entstanden, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, uns die Auffassung und die Lehren dieses Mannes immer näher zu bringen.

Unter diesen Publikationen sind zwei von besonderer Bedeutung: die Uebersetzung der „Sozialpolitischen Schriften“ Carlyles von E. Pfannkuche, mit einer trefflichen Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. P. Hensel (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht) und die Biographie Carlyles von dem Freiburger Professor v. Schulze-Gaevernik in der Sammlung „Geisteshelden“ herausgegeben von Anton Bettelheim, Berlin, Ernst Hofmann u. Co.). Diese Biographie liegt nun seit wenigen Jahren schon in zweiter Auflage vor und verdient in der That die weiteste Verbreitung. Es ist dem Verfasser gelungen, auf knappem Raum ein markantes Bild der Person und der Anschauung seines Helden zu entwerfen, und wer den milden, feuerwerkartigen, an Gedanken überreichen, aber wenig systematischen Stil Carlyles kennt, weiß, daß das in der That keine leichte Arbeit ist und einer sicher gestaltenden Hand bedarf. Auch deswegen ist der Biograph zu rühmen, daß er ein ganz objektives Bild entworfen hat, ohne die Linien durch vor-

zeitige Kritik zu verwirren. So sind uns das Leben Carlyles und jene innere Entwicklung, seine Theorie der Gesellschaft, seine Geschichtsphilosophie, ferner seine Stellung zur Gegenwart und zur zukünftigen Entwicklung in klaren, sachlich treffenden und warm geschriebenen Abschnitten dargestellt. Indessen soll auch nicht verhehlt werden, daß es gefährlich ist, Carlylesche Ansichten ohne einen orientirenden Wegweiser in die Welt zu schicken. Dieser ungestüme Puritaner hat einen narkotisirenden Stil, seine Worte betrauschen den unschuldig Lauschenden, er entwickelt seine Probleme mit bewußter und absichtlicher Einseitigkeit und das Alles kann ein weniger kritisch angelegtes Gemüth leicht verwirren und ihm das reale Bild des Lebens verschleiern. Deswegen ist Carlyle ebenso oft über- als unterschätzt worden und das Bleibende seiner Ansichten ist selten mit sicherem Blick von dem Vergänglichen getrennt worden. Der Biograph scheint das auch gefühlt zu haben, daß seinem Werk eine prüfende Abwägung der Weltauffassung seines Helden fehlt: er hat deshalb seinem Buch einen eigenen Aufsatz hinzugefügt: „Die Genossenschaftsbewegung der englischen Arbeiter“, der durch den dargestellten Gegenstand eine berichtigende Kritik der sozialen Predigt Carlyles enthält. Aber so vorzüglich dieser Abschnitt an sich ist, so kann er doch die Lücke in dem Buche nicht ganz ersetzen. Es sei daher gestattet, das Buch von Schulze-Gaevernitz mit einigen Anmerkungen zu begleiten.

Als Carlyle zu wirken anfing, entfaltete sich in seiner Heimath jene brutale Weltanschauung zu voller Blüthe, welche wir auf metaphysischem Gebiet Materialismus, auf psychologischem Sensualismus und auf ethischem Egoismus nennen. Es ist dies jene Gesamtansicht, welche alle Erscheinungen des Daseins bis herab auf die Entstehung der tiefsinnigsten Ideen lediglich von der Veränderung der Gruppierung in den Stofftheilchen ableitet, die Vorgänge des Seelenlebens selbst ausschließlich auf die Assoziationen der äußeren Erfahrung zurückführt und den Werth des Lebens in der höchsten Summe eigenen Glückes erblickt. Der Ursprung dieser englischen Lebensanschauung reicht zurück bis zu dem Zeitalter Elisabeths, aber ihren systematischen Ausbau erhielt sie durch Bentham und durch die nationalökonomischen Lehren des Adam Smith, soweit sie sich in das System Benthams eingliedern ließen. Carlyle erblickte in der allgemeinen Annahme dieser Lehren geradezu den Verzicht des Menschenthums auf sein höheres Dasein, ja vielmehr das Zurücksinken auf den lediglich animalischen Standpunkt.

Dieser Umstand drückte dann so niederschmetternd auf ihn, daß er in den Tagen der Jugend, als er noch nicht die Worte gefunden hatte, seine eigene Ansicht dagegen in die Wagschale zu werfen, fast dem Selbstmord in die Arme getrieben wurde. Aber er fand allmählich diese Worte, er fand sie unter dem Studium Goethes, Kants und Fichtes. An dem edlen Lichte deutschen Geistes entzachte er die eigene Fackel, und er hat sie dann muthig dem in stumpfe Finsterniß verjunkenen Volksgeist seines Landes entgegengehalten. Es ist im Grunde ein einziger Gedanke, den Carlyle dem Irrgang seiner Zeit vorhielt und den er nicht müde wird, tausendfach zu variiren; ein Gedanke, unter dem sich ihm das Verständniß alles geschichtlichen Werdens eröffnete; ein Gedanke, unter dem er das soziale Leben der Gegenwart betrachtete und an dessen Sieg er die Hoffnung für die Zukunft knüpfte. Auch Bentham hatte schließlich solchermaßen sein System in einen Satz zusammengefaßt, in den Satz „das größte Glück der größten Anzahl“, und nicht unedle Motive leiteten ihn dabei. Aber in einer fundamentalen Voraussetzung war er hierbei einem vernichtenden Irrthum verfallen: er glaubte daran, daß das richtig geleitete egoistische Glücksinteresse des Einzelnen nothwendig das größtmögliche Glück der Gesammtheit zur Folge haben müßte; er glaubte daran, weil er bei der Aufstellung seines Satzes nicht mit Menschen von Fleisch und Blut rechnete, sondern weil er mit dem Normalmenschen operirte, der in den Köpfen der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts ipunkte. Heute, nach schmerzlichen Erfahrungen, erscheint uns die Annahme fast lächerlich, zu glauben, wenn doch einmal die Erreichung möglichst großen Glückes das Ziel unseres Lebens sein soll, daß der Einzelne im gegebenen Fall im Interesse der Gesammtheit auf sein Eigenglück verzichten werde. Gerade das Umgekehrte wird stattfinden; der Einzelne wird sich auf Kosten der Gesammtheit möglichst viele Lustgefühle über Leidgefühle zu verschaffen suchen. Und so ist es gekommen, am schlimmsten in dem Heimathlande Benthams selber. Dem setzte Carlyle, nachdem er von der geheimen Gesellschaft des Goetheschen Romans ebenfalls den Meisterbrief erhalten hatte, den Gedanken entgegen: der Mensch ist überhaupt nicht dazu geboren, glücklich zu sein; er ist es, um die ihm nach seinem Maße von einer höheren Macht verliehenen Gaben in pflichtmäßiger Arbeit für die Ausgestaltung des göttlichen Organismus des Weltganzen zu bethätigen. Der Glaube an diese höhere Macht in uns selbst, wie verschieden sie auch bei dem Einzelnen sei, und

der Glaube an den göttlichen Zweck des Ganzen sind die Grundfesten unseres Lebens; wer uns in der Bethätigung dieses Glaubens am meisten fördert, ist unser Führer, und diese Führer sind die wahren Helden der Menschheit; auch unter den Völkern herrschen die, und verdienen es zu herrschen, welche diesem Glauben dienen; die aber, welche unfähig dazu sind, die sind auch der Vernichtung werth: das ist die Weisheit aller großen Propheten der Menschheit.

Carlyle suchte für diese Weisheit die unserer Zeit angemessene Form zu finden, und man kann getrost behaupten, daß er an Energie, Schwung und Tiefe des Geistes bei weitem der eindrucksvollste Prediger des neunzehnten Jahrhunderts war. Durch diese seine Predigtschriften wollte er die erschlafte sittliche Kraft wieder in der Brust des Volkes wecken, und er erblickte darin das Zauber mittel wider das Gespenst der sozialen Revolution. Nicht mit Unrecht lebte er der Ueberzeugung, daß jede soziale Ordnung relativ gut ist, die dem Individuum Sicherheit der Existenz und die Möglichkeit gewährt, das ihm verliehene Maß von Kräften für die organische Entwicklung des Ganzen zu bethätigen. Und nun fand er, daß diese Sicherheit und diese Möglichkeit zu seiner Zeit tausenden und abertausenden von Individuen versagt war. Je gewaltiger der Fortschritt der äußeren Kultur war, der aber zum großen Theil nur dem Genuß einer Minderheit diente, desto furchtbarer sah er von Tag zu Tag das physische, geistige und sittliche Elend der großen Masse wachsen. In diesem unheilvollen Gegensatz erkannte er nicht mehr die führende Hand Gottes, sondern es war ihm, als ob der Teufel in den Menschen lebendig geworden wäre, der Teufel in seiner schlimmsten Gestalt, der Teufel in dem Gewande des erbarmungslosen Egoismus. Das war die Frucht jener Bentham'schen Moral, die jener zwar selbst nicht beabsichtigt hatte, die aber nothwendiger Weise die naturgemäße Konsequenz seines Systems war, oder richtiger des Systems sozialer Ordnung, dem er die klassische Formulirung gegeben hatte. Gegen dieses System den Vernichtungskampf zu führen, dagegen anzustürmen wie ein apokalyptischer Reiter mit Schwert und Sense, wurde Carlyle nicht müde bis an das Ende seiner Tage, bis ihm ein Gewaltigerer die Waffe aus der Hand nahm.

Und in der That! in den letzten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts verblich jene egoistische Moral und jene individuelle Gesellschaftsordnung von Tag zu Tag mehr; Einrichtungen wurden geschaffen, die das physische und geistige Elend der Massen milderten.

wenn sie es auch keineswegs beseitigten, und selbst in den arbeitenden Klassen erkennt man die Wendung zum Besseren an. Jeder weiß auch, daß diese Verbesserung der Lage von England ausging und in englischen Einrichtungen ihren Ursprung hat. Es lag nun sehr nahe, diese Veränderung als eine Wirkung der flammenden Predigt Carlyles anzusehen, als ein Werk seiner rastlosen Thätigkeit. Das war es ja, was er gewollt und immer leidenschaftlicher befürwortet hatte: die Hebung und Sicherung der Existenz der gesammten Arbeiterklasse; dazu hatte er die besitzenden Stände und die führenden Organe immer energischer aufgefordert. Wirklich hat denn auch die Meinung, daß dieses Verdienst wesentlich Carlyle gebühre, viele Verkündiger gefunden und gilt heute als weitverbreitete Ansicht. Aber wenn irgendwo der Fehler des post hoc ergo propter hoc deutlich zu Tage tritt, so ist es hier. Entgegen jener Meinung kann vielmehr fest und ohne Uebertreibung behauptet werden, daß die unermüdliche Thätigkeit Carlyles weder die Hebung der Lage des Arbeiterstandes bewirkt hat noch jemals zu bewirken im Stande war. Sollte sein Verdienst allein danach bemessen werden, so müßte allerdings wahrheitsgemäß bekannt werden, daß er dann nichts als einen Sturm gewaltig donnernder, aber schnell verpuffender Phrazen erzeugt hätte. Wir werden zeigen, daß in Wirklichkeit die Frucht seiner Arbeit auf ganz anderem Boden der Ernte harret, und wir werden es um so deutlicher können, je mehr wir das Feld abgrenzen, auf dem er keinen Samen ausgestreut hat.

Ehe der richtige Weg für die Besserung der Lage des vierten Standes entdeckt wurde, schritt die soziale Bewegung auf mannigfachen Irrwegen einher und thut es zum großen Theil auch heut noch. Dieser Irrthum beruht darauf, daß man die Regelung einer gerechteren Ordnung sozialen Lebens zunächst auf dem Wege allgemein konstruirter Ideale zu erreichen sucht und nicht seinen Ausgangspunkt nimmt von der gegebenen Lage der realen, historisch gewordenen Bedingtheiten. Die nun im vorliegenden Fall in Frage kommende geschichtliche Grundlage ist die kapitalistische Wirtschaftsordnung. Worauf diese beruht, kann mit kurzen Worten nicht treffender charakterisirt werden als durch die Worte Sombarts, der sie folgendermaßen definirt:*) „Die kapitalistische Produktionsweise beruht darauf, daß die Herstellung der materiellen Güter erfolgt

*) In der sehr empfehlenswerthen Schrift: Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. — Jena, bei Gustav Fischer 1896.

durch das Zusammenwirken zweier sozial getrennter Klassen, einer Klasse, die sich im Besitze der nöthigen sachlichen Produktionsfaktoren, der Produktionsmittel befindet: Maschinen, Werkzeuge, Fabriken, Rohstoffe u. s. w., d. h. der Kapitalistenklasse einerseits — mit den persönlichen Produktionsfaktoren, den Besitzern von nur Arbeitskräften andererseits: das sind eben die freien Lohnarbeiter. Vergewärtigen wir uns, daß jede Produktion auf der Vereinigung der persönlichen und sachlichen Produktionsfaktoren beruht, dann unterscheidet sich die kapitalistische Produktionsweise dadurch von anderen, daß die beiden Produktionsfaktoren durch zwei getrennte Klassen vertreten werden, die sich auf dem Wege der freien Vereinbarung, des freien Lohnvertrages, zu dem Produktionsprozeß, damit dieser überhaupt zu Stande komme, nothwendig zusammenfinden müssen.“ Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß durch diese Produktionsweise eine ungesunde Bereicherung der Besitzer der Produktionsmittel (Kapitalisten) einerseits und demgegenüber eine ungeheure Verelendung der persönlichen Produktionsfaktoren (Arbeiter) andererseits Platz greift. In einem solchen Falle aber, wo eine Menschenklasse nicht durch störende Naturereignisse, sondern durch menschliche Entwicklung selber ins Elend gestürzt wird, da entsteht bei den benachtheiligten das scharfe Gefühl der Unrechtmäßigkeit eines solchen Zustandes, und es erwächst daraus das leidenschaftliche Streben nach einem gerechten Ausgleich; oder wie Hegel sagt: „Gegen die Natur kann kein Mensch ein Recht behaupten, aber im Zustande der Gesellschaft gewinnt der Mangel sogleich die Form eines Unrechts, was dieser oder jener Klasse angethan wird.“ Je mehr nun die Schäden der kapitalistischen Produktionsweise für die Arbeiterbevölkerung wuchsen, desto gefährlicherer Zündstoff sammelte sich in ihren Reihen an, der wiederholt wilde Ausschreitungen verursachte. Aber mit der Zeit konnte es doch auch nicht ausbleiben, daß auch einsichtsvolle Männer anderer Gesellschaftsklassen diesen Nebelstand erkannten und mit warmem Herzen für die Besserung der Lage dieser an Zahl gewaltigsten Klassen eintraten. Zu diesen Männern gehörte Carlyle. Begeistert mit einer göttlichen Verachtung des Mammonismus, erfüllt von dem Geiste echt christlicher Barmherzigkeit und ausgestattet mit dem Muth, seine Ueberzeugung gleich scharf nach oben und nach unten hin auszusprechen, hat er das Sklavenjoch der Fabrikarbeiter und den kalten Egoismus der Kapitalbesitzer seinen Zeitgenossen in so grellen Bildern vor Augen geführt, daß man nicht mehr gut die Augen vor solchem Elend

verschließen konnte. Dieses Verdienst um die Armen und Verkommenen sollte man ihm billiger Weise nicht vergessen. Das Mittel aber, das er dann selbst zur Hebung dieses Uebelstandes nicht müde wurde anzupreisen, muß als gänzlich verfehlt betrachtet werden. In Folge des Mangels an nationalökonomischen Kenntnissen und seiner Unkenntniß der objektiven Natur der in Frage kommenden Faktoren setzte er den Hebel an einer Stelle an, von wo aus der Kolosß in der That nicht in Bewegung zu bringen war. Carlyle übersah die gewichtige Thatsache, daß die einer sozialen Ordnung entspringenden Uebel nicht anders als nur durch eine Umgestaltung dieses sozialen Zustandes selbst gehoben werden können, nicht aber durch Mittel, die einer ganz anderen Sphäre entnommen sind. Er übersah, daß die moralische Gesinnung diese Lage weder geschaffen hatte, noch sie zu verändern im Stande war. Nicht die eigenthümliche Zuspitzung der kapitalistischen Produktionsweise, die zu einer scharfen Trennung zwischen Arbeitern und Besitzern führte, machte er verantwortlich für das Elend der Massen, denn er hat diese Produktionsweise selbst niemals ernstlich bekämpft, sondern er sah die Schuld allein in der unchristlichen, gewinnstüchtigen, egoistischen Glücksmoral der führenden Klassen. Darum forderte er Gesinnungswechsel, eine neue Formulirung des religiösen Ideals und darauf gegründete Moral. Nicht also Aenderung der sozialen Formen, sondern Aenderung der Gesinnung (*μετανοια*) schrieb er auf sein Panier.

Es hängt das aufs engste zusammen mit seiner Geschichtsphilosophie und seiner Theorie der Gesellschaft. Die für ihn in Betracht kommende Eintheilung der Menschen zerfällt in zwei Klassen: die der Führer und die ihrer Gefolgschaft. Und es kann nun gar keinem Zweifel unterliegen, daß diese Eintheilung sich für die Betrachtung jedes beliebigen Zustandes der Menschheit, sobald sie über das troglodytenhafte Dasein hinaus ist, als zutreffend erweist. Aber nun schwebt halb unbewußt im Hintergrunde der Carlyleschen Auffassung die Vorstellung, als ob das Führerthum und die Geführten im Wesentlichen zwei sich genuin fortsetzende, stabile Klassen wären. Wenn er von Führern sprach, schwebte ihm zunächst immer das erbliche Königthum, der Adel, die geschlossene Priesterschaft vor und nach dieser Art legitimistischen Glaubens währte er — von einigen Ausnahmen natürlich abgesehen —, daß dieser Klasse dauernd die Führerschaft der Menschheit anvertraut sei. Und so kam er zu der merkwürdigen Ansicht, daß diese erblichen Führer

nur immer die rechte religiöse und moralische Gesinnung in der Entwicklung der Menschheit bethätigen müßten, darn würde es auch um die Gefolgschaft gut stehen. Für die gegenwärtigen Zustände zweifelte er gar nicht daran, daß der Adel Englands, der ja dort zugleich im Besitze des Großkapitals ist, statt seiner bisherigen egoistischen Moral nur soziale Tugenden zu bewahren brauchte, und es wäre das revolutionäre Ungeheuer sich täglich steigender Unzufriedenheit der großen Massen aus der Welt geschafft.

Es ist leicht einzusehen, daß eine solche Auffassung die reale Erkenntnis geschichtlicher Bewegungen geradezu unmöglich macht. Wer an die Stabilität einer Menschenklasse glaubt, die von vornherein zur Führerschaft jeder beliebigen Evolution der menschlichen Entwicklung prädestinirt sei und diese ohne Weiteres auf Grund der Bethätigung einer wahrhaftigen religiös-moralischen Gesinnung in die rechten Bahnen lenken könne, dem mangelt in der That der richtige historische Blick, mag er auch noch so viel geschrieben haben, was sich „Geschichte“ nennt. Denn noch immer hat es sich als richtig erwiesen, daß eine neue Bewegung, der eine nothwendige Idee von urwüchsiger Kraft innewohnt, ihre Führer aus dem Geiste dieser Idee selber heraus erzeugt und niemals darauf wartet, bis die bisherige, unter der Macht einer ganz anderen Idee stehende Führerschaft mit großmüthigem Wohlwollen die Leitung dieser neuen Bewegung übernimmt. Nehmen wir einmal als Beispiel die erste christliche Gemeinde, die sich am Pfingsttage nach dem Tode des Stifters zu Jerusalem bildete. Auf jüdischem Boden entstanden und zunächst noch im Zusammenhange mit dem jüdischen Tempeldienst, drohte sie doch mit der neuen über die mosaische Gesetzesreligion hinauswachsenden Idee jene je länger je mehr zu zertrümmern. Nach Carlyle hätte da nun die bisherige Führerschaft, das Synedrium und der sadducäische Adel, mit dem erforderlichen moralischen Wohlwollen kommen und diesen Strom mit überlegener, anererbter Weisheit leiten sollen, so wäre alles gut gewesen. Ja, wenn das möglich gewesen wäre, so stünde es allerdings anders um die Welt. Die wirklichen Führer des jungen Christenthums waren denn auch nicht die bisherigen Hohenpriester und Schriftgelehrten, sondern die aus seiner eigenen Mitte hervorgehenden Apostel und Diakonen und Vorsteher. Die Führer einer geschichtlich überholten Idee sammt ihrer praktischen Verwirklichung haben mit dieser zu Grunde, und es ist geradezu ein Urding, daß

sie in ihrer Gesammtheit die Leitung einer neuen Idee, die ihrer bisherigen Institution innerlich fremd, ja vielfach feindlich ist, so schlankeweg zu übernehmen vermöchten. Wohl ist es möglich, daß der Einzelne sich aus dem bisherigen Zusammenhange losmacht, dann muß er aber alle früheren Brücken hinter sich abbrechen und ganz in der neuen Ideenmasse untertauchen; und ob er immer gleich wieder, wie etwa Paulus, auch in der neuen Umgebung zum Führer geeignet ist, das bleibt dahingestellt. In Wirklichkeit hindert die Wucht äußerer Verhältnisse oder die Enge des Horizontes die Führer einer sich zu Ende neigenden Epoche, die Macht einer neu aufkeimenden Idee anzuerkennen und zu würdigen. Carlyle sah im Grunde genommen in der sozialen Bewegung seiner Zeit nichts Anderes als schlechte Leitung der dazu berufenen Klasse auf der einen Seite und daraus entstehende Unzufriedenheit auf der anderen, und er glaubte daher, diesem Uebelstande durch einen Gesinnungswechsel in den maßgebenden Kreisen abhelfen zu können. Daß aber in der Arbeiterbewegung eine geniale Idee steckte, die nothwendiger Weise eine Umgestaltung sozialer Ordnung erheischt, das ist ihm dem vollen Werth der Bedeutung nach verschlossen geblieben. Und damit ist die Behauptung erwiesen, daß die am Ende des Jahrhunderts aus der Arbeiterbewegung hervorkeimenden Früchte aus seiner sozialen Theorie garnicht hervorsprießen konnten.

Im Gegentheil, so lange die Arbeiter auf den utopischen Wegen Carlyles wandelten, so lange sie die Besserung ihrer Lage von dem Staate, von den politischen Parteien, von dem Wohlwollen der besitzenden Klassen erwarteten, gerade so lange hat sich ihre Nothlage von Tag zu Tag verschlimmert. Erst als sie erkannten, daß sie hier leeres Stroh drockten, erst als sie einsahen, daß sie ihr Geschick in die eigne Hand nehmen müßten, erst von dieser Stunde ab haben sie wirkliche Erfolge erzielt. Dies gilt in seiner ganzen Ausdehnung freilich nur von den englischen Arbeitern, denn die deutschen stehen zum großen Theil noch immer unter dem Bann und den utopischen Vor Spiegelungen einer politischen Partei, der Sozialdemokratie, daher stehen denn auch ihre Erfolge weit hinter denen der englischen Arbeiter zurück. Das verdanken diese der Begründung und Ausdehnung ihres Genossenschaftswesens, das von einem sehr winzigen Anfang aus eine ungeheure Ausdehnung angenommen hat. Es waren die „Pioniere von Rochdale“, ein paar Duzend Arbeiter, die im Dezember 1844

einen winzigen Laden in einer kleinen Gasse ihres Heimathsortes eröffneten. „Kleine Quantitäten von Butter, Zucker und Mehl erschienen im Schaufenster. Der Laden war nur Sonnabend und Montag Nachmittag geöffnet. Die Mitglieder besorgten anfänglich abwechselnd und unentgeltlich die Geschäfte des Verkäufers, Buchführers und Kassirers. Der wöchentliche Umsatz betrug etwa 40 Mark. Aus diesem anfänglich so unbedeutenden Vereine erwuchs die großartige Genossenschaftsentwicklung. Bald waren die Mitglieder nicht mehr im Stande, die Geschäfte des Vereins selbst zu führen. Sie stellten bezahlte Beamte an, aus welchen allmählich ein Heer von 20 000 kaufmännischen Angestellten geworden ist, welche diese englischen Vereine beschäftigen — abgesehen von der großen Anzahl der in ihren Diensten stehenden gewerblichen Arbeiter.“*) Aus diesen geringen Anfängen, deren Entwicklung hier nicht weiter verfolgt werden kann, ist das gewaltige englische Genossenschaftswesen hervorgegangen, dem heute etwa 1 240 000 Mitglieder angehören mit einem Kapitalbesitz von 240 Millionen Mark. Eine ganze Handelsflotte, ungeheure Waarenlager, eine ganze Anzahl von Fabriken, Wohnhäuser, Bildungsinstitute u. s. w. gehören auf diese Weise den Arbeitergenossenschaften an, aus deren Ertrag sie die Unkosten bestreiten und den Profit in Form von Dividenden unter sich vertheilen. „Durch diese Genossenschaften wurden die Arbeiter vereinigt das, was sie vereinzelt nicht sein können: Kapitalisten.“ So ist denn durch die „Pioniere von Rochdale“ ein Mittel ausfindig gemacht worden, jene unheilvolle, durch die bisherige kapitalistische Produktionsweise entstandene Trennung der beiden Produktionsfaktoren wieder aufzuheben. Die persönlichen Produktionsfaktoren, die Arbeiter, werden auf diese Weise zugleich Besitzer der Produktionsmittel.

Hierauf beruht in Wahrheit der Fortschritt der englischen Arbeiterbewegung, und es bedarf keines Beweises mehr, daß die Carlylesche Gesellschaftstheorie auch de facto damit im entferntesten nichts zu thun hat. Wir müssen demnach in allem Ernste die Behauptung zurückweisen, daß die Besserung der Verhältnisse unter den englischen Arbeitern ein Verdienst seines Geistes sei. Darum, wenn man weiter nichts von ihm zu rühmen weiß, so würde der Kranz, den man ihm gewunden hat, bald zerzaust sein. Es ist ein anderer Ruhmestitel, der ihm gebührt.

*) v. Schulze-Gaevernitz in dem oben angeführten Aufsatz.

Carlyle war nicht Nationalökonom, er war auch nicht Historiker und Philosoph in dem landläufigen Sinne, er war vielmehr ein Prophet wie Amos und Jesaja, ein Prophet von dem Schlage derer, die in Zeiten der Noth, wo die Flamme lebendigen Gottesgeistes in der Menschenbrust zu verlöschen droht, die heilige Gluth hüten und mit ungestümem Hauch anfachen, daß sie das erstarrte Menschenherz wieder überzeugend durchglühe. Das sind die Propheten, die noch immer erstanden sind, wenn das gefährlichste Barbarenheer, die Teufelsarmee des Mammonismus, des Skeptizismus und Pessimismus grünende Fluren in öde Wüste zu verfehren droht. Dann treten sie als tapfere Gottesstreiter gegen jene Horden hervor und opfern Gut und Blut und Seele und Athem und Leben für den Sieg des Edlen über das Gemeine, des Ewigen über das Vergängliche. Wenn solche Männer die Geißel des Jornes schwingen über eine Generation, die vor der Sucht nach äußerem Gut und verrauschender Lust die höhere Pflicht des Menschenthums vergißt, welche gerade erst da anfängt, wo die nothwendigen Bedingungen des Lebens befriedigt sind, dann treffen sie naturgemäß immer auf eine unter bestimmter sozialer Ordnung stehende Umgebung, einer Ordnung, welche den Benachtheiligten die Erfüllung der höheren Ziele vielfach unmöglich macht. Dann gießen sie wohl die Schale ihres Mißmuthes über die Unzulänglichkeit solcher Zustände aus, die den Bevorzugten habgierig und egoistisch und hartherzig, den Unterdrückten stumpf und verbissen machen, aber worauf sie leßthin zielen, das ist doch etwas, das unabhängig von jeder sozialen Ordnung ist, das allein in der Sphäre des Geistes, fern von den Bedingungen unseres äußeren Daseins und den Begierden des Leibes liegt. Ob eine Wirtschaftsordnung feudalistisch oder kapitalistisch oder sonst wie ist, das ist für diesen Fall an sich gleichgültig, aber das ist nicht gleichgültig, ob die Menschen in einem bestimmten Zustande unfähig oder vor den Nothen des Lebens außer Stande sind, ihren Geist zu der Reinheit göttlichen Seins emporzuheben. Die Ursachen, in Folge deren die Menschen ihre bessere Pflicht vergessen oder verkennen, können verschiedener Art sein; sie brauchen jedenfalls nicht immer durch wirtschaftliche Mißstände herbeigeführt zu sein. Als der gewaltige Zimmermannssohn am Strande seines Heimathsees seine lebenspendenden Worte den Mühseligen und Beladenen kündete, da gab es damals wohl auch wie überall Armuth und Bedrücktheit, aber von einer Aenderung der Produktionsweise war doch noch kaum die Rede.

Gleichwohl jedoch war es eine Zeit, wo der Name Gottes wohl noch in dem herkömmlichen Gebetgeleier und in dem abergläubischen Kultusstam sich fand, aber nicht mehr sein lebendiger Geist in den Herzen der Menschen wohnte. Darum erwartete man von seinem Sendboten, daß er alle äußere Dürftigkeit beseitigen, daß er aus Steinen Brod machen und mit reicher Hand das Teufelsgeschenk, das Geld, austreuen sollte, aber nun kam einer, der ihnen mit dem Opfer des eigenen Lebens klar machte, daß es noch etwas Höheres gäbe, als den Schrei nach Brod, und den Hunger nach Gold. Und in den Spuren dieses Sendboten ist Carlyle gewandelt, als in seinen Tagen in den Kämpfen um die äußere Existenz bei den Satten und Darbenden, bei den Bedrückern und den Bedrückten der göttliche Docht abermals zu verglimmen drohte. Er hatte erkannt, welche Verwüstung und Korruption das Dogma anrichtet, das den Werth des Menschen nur nach der größeren oder geringeren Summe von Lust- und Leidgefühlen bemißt; in seiner Brust war die alte Wahrheit wieder lebendig geworden, daß der Mensch nicht auf der Erde erscheine, um glücklich zu sein, sondern um ein Werkzeug der sich in ihm darstellenden Idee zu sein in der Bethätigung für den Weltorganismus, und nun sah er als seine vornehmste Aufgabe an, wiederum diesen Glauben der Menschheit an sich selbst und ihre göttliche Aufgabe zu wecken. Es kann danach kein Zweifel obwalten, daß das von Carlyle verfolgte Ziel lezthin unabhängig ist von jeder besonderen Art gesellschaftlicher Ordnung, und daß der Werth seines eigentlichen Wirkens nicht nach seiner sozialen Theorie beurtheilt werden darf. Freilich ist jedes religiös-sittliche Ideal eine Chimäre, welches die Existenzsicherheit des Einzelnen oder einer ganzen Klasse außer Acht läßt; und als Carlyle diesen elenden Zustand unter der Arbeiterbevölkerung inne ward, da mußte er nothgedrungen auf diesen sozialen Mißstand hinweisen und mit männlichem Zorn die Beseitigung solchen Sammers verlangen, aber sein eigentliches Ziel war doch ein anderes, jene immer wiederkehrende Mahnung: vergeßt nicht, daß die Hebung sozialen Elendes nicht die letzte Aufgabe eures Lebens ist; erinnert euch vielmehr daran, daß jede gerechtere gesellschaftliche Ordnung nur dazu da ist, um euch die Möglichkeit zu bieten, eure religiös-sittlichen Pflichten zu erfüllen. Diese Pflichten aber sah er in seiner Umgebung vernachlässigt, vergessen, mißachtet bei Reich und Arm, Hoch und Niedrig, darum ließ er sein großend Wort ertönen in Tageschriften und Pamphleten und umfangreichen Werken.

Daß gerade er sich zu solchem Wirken berufen fühlte, hat seinen bitteren Grund darin, daß dasjenige Institut, dem diese Pflicht vor allen Dingen obliegt, daß die Kirche sich dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen zeigt. So sehr Carlyle auf das Christenthum eingeschworen war, so sah er doch zu scharf, um zu verkennen, daß die kirchlichen Symbole inzwischen von dem fortschreitenden Geiste zersetzt waren. Die Kirche selbst hatte sich als unfähig erwiesen, den christlichen Geist in neue Formen zu gießen, und so behauptete sie nur immer hartnäckiger, daß jene alten, leblosen Formen gerade um so fester gehalten werden müßten. Sie kam damit naturgemäß gerade den herrschenden Parteien entgegen, welche alles Interesse daran haben, die bestehenden Zustände erhalten zu sehen, und so ist sie schließlich zum Büttel dieser Kreise herabgesunken. Aber allmählich begann es auch bei den Einfältigsten zu dämmern, daß aus solchen Mauern kein lebendiger Geist mehr komme, daß von da aus keine Rettung mehr zu erwarten sei. So geschah es denn, daß in jenen ungebildeten, scharfer Unterscheidung unfähigen Schichten sich alsbald jene verhängnißvolle Bewegung geltend machte, welche mit der Kirchenreligion die Religion überhaupt bei Seite zu schieben anfang. Das war die Situation, die Carlyle vorfand, und damit war seine Lebensaufgabe bestimmt.

Es war ein erbitterter Kampf, den Carlyle auf solche Weise gegen den Unglauben der Massen und gegen den leeren Dünkel und die Unfähigkeit der kirchlichen Organe zu führen hatte. Die heftigsten Bannflüche schleuderte er aber gegen diejenige wissenschaftliche Richtung, welche die Irreligiosität gewissermaßen systematisirte und zum Schibboleth der modernen Weltanschauung machte. Seit den Tagen Bacon's ist England der klassische Boden des Empirismus. Die Erfahrung zum Ausgangspunkt und obersten Kriterium wissenschaftlicher Forschung zu machen, hat volle Berechtigung in der Naturwissenschaft, denn sie ist ja im Wesentlichen empirische Wissenschaft. Aber auch sie erreicht doch schon ihr Ziel nicht lediglich mittelst einzelner Erfahrungsthatfachen: ihre Induktionschlüsse bringt sie doch stets nur dadurch zu Stande, daß ihnen bestimmte geistige Gesetze zu Grunde gelegt werden. Das wußte Galilei sehr genau, aber den weniger allgemein gebildeten Forschern späterer Zeit ist dieses Bewußtsein vielfach verloren gegangen. Indessen dieser Mangel des Verständnisses erweist sich auf diesem Gebiete selbst als weniger gefährlich, weil diese Forscher jene allgemeinen

Gesetze doch, wenn auch unbewußt, anwenden müssen. Verhängnißvoll aber wird der platte Empirismus, wenn leichte Köpfe es unternehmen, durch die Erfolge naturwissenschaftlicher Methode geblendet, dasselbe Verfahren auf die Geisteswissenschaften zu übertragen, wenn der Wahn entsteht, daß die obersten Denkgesetze und die übrigen geistigen Phänomene lediglich ein Produkt empirischer Vorgänge seien. Dann entsteht jene banausische und im tiefsten Grunde irthümliche Auffassung: „Es ist die Menschengeschichte entweder ein Kampf um den Futterantheil oder ein Kampf um den Futterplatz auf unserer Erde.“ Also darum ließ sich Jesus ans Kreuz schlagen, darum zogen seine Anhänger hinaus in alle Welt und litten Martern und Qualen, um sich die Futterplätze des römischen Reiches anzueignen; darum verließ Luther seinen warmen Platz im Kloster, um sich einen besseren Futterantheil zu schaffen! Wenn das der Inhalt der Menschheitsgeschichte wäre, dann wäre die Welt allerdings ein Teufelswerk, schlimmer als nur je die Phantasie eine Hölle ausmalen kann. Gegen solche verwirrenden Ansichten, den wahren Quell des Skeptizismus und Pessimismus, hat Carlyle mit Versehrerwuth angekämpft; das dünkte ihm wie eine Besudelung der treu gepflegten Puritanergräber in seiner Heimath, das Harren und Hoffen, das Thun und Leiden dieser wackeren Glaubensstreiter zu einem Kampf um den Futterplatz zu degradiren. Alles, was uns nur empirisch zum Bewußtsein kommt, hat auch seine empirischen Gesetze und ist von diesen abhängig, und dazu gehören in gleicher Weise die Vorgänge der materiellen Natur und die Veränderungen wirtschaftlicher Ordnungen. Das ist eine Thatsache, die nicht bezweifelt wird. Aber wer da wähnt, daß die Geschichte sozialer Veränderungen die Geschichte der Menschen überhaupt sei, der ist mit seinem Gefährt auf einen Knüppeldamm gerathen, wo ihm bald die Räder seines Wagens gebrochen werden. Carlyle lebte freilich andererseits der utopistischen Ansicht, daß soziale Mißstände durch bloß moralischen Gesinnungswechsel gehoben werden könnten, das war einer seiner großen Irrthümer; aber darin traf er doch mit unvergleichlicher Sicherheit das Richtige, daß ihm die Menschheitsgeschichte im eigentlichen Sinne die Geschichte der großen Ideen war, wie sie sich innerhalb der materiellen, animalischen und sozialen Veränderungen verwirklichen. Und in diesem Verstande sind dann die „Pioniere von Rochdale“ als solche nicht mehr Träger historischer Ideen. „Die geschichtlichen Menschen, die welthistorischen

Individuen, sind diejenigen, in deren Zwecken ein Allgemeines, ein Moment der produzierenden Idee, ein Moment der nach sich selbst strebenden und treibenden Wahrheit liegt. — Dies sind die großen Menschen in der Geschichte, deren eigene partikuläre Zwecke das Substantielle enthalten, welches der Wille des Weltgeistes ist. Sie sind insofern Heroen zu nennen, als sie ihre Zwecke und ihren Beruf nicht bloß aus dem ruhigen, angeordneten, durch das bestehende System geheiligten Lauf der Dinge geschöpft haben, sondern aus einer Quelle, deren Inhalt verborgen und nicht zu einem gegenwärtigen Dasein gediehen ist, aus dem inneren Geiste, der noch unterirdisch ist, der an die Außenwelt wie an die Schale pocht, und sie sprengt, weil er ein anderer Kern als der Kern dieser Schale ist, — die also aus sich zu schöpfen scheinen, und deren Thaten einen Zustand und Weltverhältnisse hervorgebracht haben, welche nur ihre Sache, nur ihr Werk zu sein scheinen.“ Auf diesen Worten Hegels basirt auch die geschichtliche Grund- auffassung Carlyles. Er war nicht der Mann dazu, seine Ansichten in folgerichtigem Zusammenhang darzustellen und zu begründen; explosiv schleuderte er sie hervor, aber so wirkten sie auf die breiteren Schichten am meisten.

Wir können somit behaupten, das eigentliche Verdienst dieses Mannes beruht darauf, daß er seine in rohen Empirismus und banausischen Utilitarismus versunkene Zeit wieder auf die wichtigste Seite des Menschenthums hinlenkte, auf die religiös-geistige. Der überzeugungstreue und mit unvergleichlicher Willensenergie geführte Kampf für diese Sache und die geschickte Leitung des Angriffs sind der unverwelfliche Kranz seines Lebens. Die grundlegenden Gedankenreihen, die er in diesem Kampf verwandte, sind dagegen selten von ihm selbst entworfen, und wo sie es sind, da erscheinen sie meist in einer einseitigen, harten, oft engherzigen Beleuchtung. So aber ist es ihm nach dem Zeugniß gewichtiger Stimmen gelungen, in den gebildeten Kreisen Englands den Umschwung einer Lebensanschauung wenigstens in Bewegung zu setzen, die sich von dem Banne der Lehren Benthams und der Geschichtsauffassung eines Buckle allmählich losragt. Die soziale Entwicklung des Genossenschaftswesens dagegen hat sich selbständig und unabhängig von seiner Theorie entfaltet. Das muß man im Auge behalten, wenn man nicht ein Opfer seiner betrickenden Rhetorik werden will.

Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß der Utilitarismus und die Geschichtstheorie Buckles, nachdem sie in ihrem Heimathland selbst schon erschüttert sind, nunmehr wie üblich bei uns eine Rolle zu spielen beginnen. In ethischen Gesellschaften wird die Weisheit Bentham's wie eine neue Weltoffenbarung verzapft, und eine ganze Reihe von Historikern ist den Bahnen des Verfassers der „Geschichte der Zivilisation Englands“ gefolgt. Aber es läßt sich erwarten, daß die genialen Gedanken unserer großen deutschen Geistes-epoche, wie sie in England so reinigend gewirkt haben, auch bei uns wieder im vollen Glanze der Wahrheit das Feld zurückerobert werden.

Aus Turan und Armenien.

Studien zur russischen Weltpolitik.

Von

Paul Rohrbach.

III.

Rußland und der Islam! Wer sich davon überzeugen will, wie bedeutsam für die politische Gesamtlage die Stellung des Zarenreichs in der muhammedanischen Welt ist, der gehe nach Buchara und Samarkand. Die Einsicht liegt nahe, daß die jetzt in Konstantinopel mit soviel Beharrlichkeit und Erfolg betriebene Politik nicht außer Zusammenhang steht mit dem Anwachsen der Zahl muhammedanischer Unterthanen Rußlands. Ein Freundschaftsverhältnis zwischen dem Zaren und dem Kalifen hat eine sehr starke Rückwirkung auf den Erfolg der weiteren Zukunftspläne Rußlands, die über den Hindukusch, nach Indien und Afghanistan, zum südlichen Ozean drängen; von dem schiitischen Persien zu geschweigen. Noch klarer wird die Lage durch die Beobachtung, daß England, der von der russischen Politik schon so lange in die Verteidigung zurückgedrängte Gegenpart, es sehr zu seinem Schaden gerade umgekehrt macht und den Sultan, das geistliche Haupt der Gläubigen, nach Möglichkeit brüskiert.

Samarkand und Buchara haben in der Welt des Islam eine ähnliche Tradition, wie im Mittelalter Europas die Stätten, an welche sich die Ueberlieferung höchster geschichtlicher Majestät und tiefster scholastischer Gelehrsamkeit knüpfte: Rom, Byzanz, Paris, Bologna. Buchara ist die muhammedanische Gelehrten- und Theologenstadt par excellence und Samarkand ist seit den Zeiten

Emir Timurs sprüchwörtlich als Ort des Glanzes, erhabener Bauten, sprudelnder Gewässer, schattiger Prachtgärten: das irdische Paradies, die Stätte, da der Stern des Islam einst am hellsten, am weitesten sichtbar über die Welt geleuchtet hatte, vom Pontus und vom Archipel bis nach dem indischen Benares, über ganz Iran und Turan, über Rum und Tschin. Nie haben vorher und nachher joviel Gläubige auf eines Herren Wort gelauscht, wie damals, als Timur in Samarkand residierte, zu dem selbst das ferne Kastilien einen Gesandten schickte: Don Ruy Gonzalez de Clavijo, den Botschafter König Heinrichs III. (1404), der uns das Samarkand Timurs und die Hofhaltung des Gewaltigen beschrieben hat.

Man muß allerdings wissen, daß es dem Islam in keinem seiner Werke gegeben ist, aus seinem Eigenen heraus den Eindruck des Erhabenen, Majestätischen zu machen, weder in der Baukunst, noch in der Poesie, noch in anderen Schöpfungen des menschlichen Geistes. Firdusis unsterbliches Lied ist nur scheinbar eine Ausnahme, denn es ist Geist vom Geist der alten Arier Irans, der Gläubigen Zarathustras, nicht Muhammeds. An den heiligen Stätten der Muhammedaner, in ihren Mausoleen und Moscheen, an ihren Heiligengräbern und Altären, wo sie von Schauern der Ehrfurcht erfaßt werden, sich in brünstiger Verzückung zur Erde werfen und den Boden küssen, wo der Anblick eines Ungläubigen ihnen eine Entweihung dünkt, da sind wir Abendländer enttäuscht durch den Mangel jeglichen Sinnes für die Uebereinstimmung von Form und Inhalt; wir sind erstaunt, wie wenig würdig, ja wie geschmack- und anscheinend pietätlos der äußere Eindruck solcher Stätten ist. Ich fuhr allein, wenige Stunden nach meiner Ankunft in Samarkand, zu Timurs Mausoleum, dem berühmten Gur-Emir, d. h. „Grab des Gebieters“, um mich ohne das, wenn auch noch so liebenswürdig gemeinte, Beisein russischer Gastfreunde den Eindrücken an diesem welthistorischen Fürstengrabe hinzugeben. Der Russe bei all seinen Vorzügen ist von Natur ein zu unhistorisch veranlagter Mensch, um in der Gruft Timurs etwas Anderes zu sehen, als eine „interessante Lokalität“, eine Sehenswürdigkeit, zu der man den Fremden in Samarkand so gut hinführt, wie in Moskau zur großen Glocke im Kreml oder in Berlin zur Granitschale vor dem Museum, in der nach Fritz Reuter der König Erbsuppe kochen läßt, wenn großer Besuch bei ihm ist.

Für mehr als hundert Millionen Menschen ist Timur noch heute, wie Alexander von Macedonien für die römisch-

hellenistische Welt, wie Kaiser Karl der Große für das germanisch-romanische Mittelalter: der wunderbare Kriegsfürst, der fromme Diener des Himmels, der Auserwählte des Geschicks, von dem tausend Ueberlieferungen und Sagen im Munde des Volkes, in der Poesie und Literatur umgehen, von dem die alten Bücher und die Erzählungen der wandernden Rhapsoden wiederklingen, am Nil und am Indus, am Euphrat und am Bosphorus, in Teheran und in Damaskus. Wenn dann die gebräunten, schwarzbärtigen Gesichter in den Kaffeehäusern und Barbierläden dem Vortrag des Erzählers lauschen, dann ist ihnen Samarkand, wo der Thron des großen Emirs stand, noch immer die goldene Märchenstadt, „Tscharbagi Buzrufan“, d. i. der Garten der Geliebten Gottes, wie es im Volksmunde heißt. Wie bedeutjam ist es für die Stellung Rußlands, daß all diese Ehren, wenn auch sicher ohne Freude, so doch auch ohne Groll und ohne Regungen des Abscheus es hören, daß diese Stadt jetzt unter der gewaltigen Hand des „Ak-Padischah“ steht, der die Bekenner des Propheten achtet und den Kalifen in Stambul ehrt.

Als ich durch das bunte, prächtig glasilrte, aber stark verfallene Portal in den Vorhof des Mausoleums trat, humpelte ein alter Weißbart mit großem Turban heran und reichte mir mit einem wahrhaft herzugewinnenden Lächeln die biedere Rechte zum Gruß — wie ich annehmen zu müssen glaubte, — und um den Alten, den ich für eine Art Kustoden, Küster oder dergl. hielt, nicht zu kränken, nahm ich seine Hand und schüttelte sie kräftig, innerlich etwas verwundert über diesen bei einem Muhammedaner in Zentralasien recht auffallenden Mangel an Zurückhaltung. Mein Freund machte zu dem ihm gewordenen Händedruck ein sonderbar verlegenes Gesicht und zog sich, statt mich hineinzugeleiten, von der Thüre des Mausoleums seitwärts zurück. Sonderbarer Alter, dachte ich, und trat hinein. In einem halbdunkeln Vorraum saßen zwei Mullahs, ein alter und ein junger, und — ja, was sie thaten, war schwer zu sagen. Wenn sie thaten, was ein rechter Mullah im Heiligthum thun soll, so kontemplirten sie, flüsterten leise Koransprüche und waren mit ihren Gedanken bei Allah und seinem Propheten, fern von der sichtbaren Welt. Jedenfalls saßen sie mit unter sich gezogenen Füßen in einer Nische da und bewegten mit anscheinend geschlossenen Augen den Kopf leicht bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. Bei meinem Hineinkommen standen sie auf und der jüngere begrüßte mich, indem er die Arme über der

Brust kreuzte. Ich sah bald, daß er einige Worte russisch sprach, und bat ihn, mir das Grab Tamerlans zu zeigen (dieser Name ist in Asien der vorherrschende, in Rußland kennt man ihn allein). Durch eine niedrige Thüre betrat ich nun das Innere des Mausoleums, das vielleicht den halben Umfang hatte, wie das Innere der Kuppel des Berliner Schlosses. Der Boden war mit kleinen Fliesen gepflastert; an der Südwestseite, Mekka zugekehrt, lag die Nische des Mihrab, und in der Mitte umgab ein niedriges, durchbrochen aus Marmor gearbeitetes Gitter eine Anzahl von hohen, länglichen, sarkophagähnlichen Grabsteinen. Tauben flogen unter der hohen Kuppelwölbung umher — mehrere unverglaste Oeffnungen gewährten ihnen freien Zugang — und hatten offenbar seit lange unzweideutige Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen; die Wände waren bis über Mannshöhe von einer ursprünglich prachtvollen, aber stark beschädigten, unschön mit dazwischengestrichenem Gips ausgebefferten Bekleidung aus polygonalen Platten eines onyxähnlich schimmernden Steins bedeckt; weiterhin nach oben sahen die mit Nischen und sogenannten Stalaktitengewölben gezierten Wände, wie Alles hier, grau getüncht aus, und eine ziemlich dumpfe, unerfreuliche Luft und ganz ungenügende Beleuchtung trugen nicht dazu bei, den Eindruck dieses Raumes in dem ein solches Stück Weltgeschichte schläft, erhaben oder erschütternd zu gestalten.

Mein Mullah forderte mich auf, ohne Umstände die Barriere zu übersteigen, welche die Monumente umgab, und ich trat an den merkwürdigen Nephritblock heran, der die Stelle bezeichnete, unter der in der Tiefe der Leichnam des „gottgeliebten“ großen Emirs ruht. Der mit Schriftzügen von wunderbarer Feinheit geschmückte Grabstein ist wegen der Dimensionen des Stückes, in dem das seltene Mineral hier auftritt, viel bewundert und oft und eingehend beschrieben worden. Scheinbar ein Monolith, ist der grünlich-schwarze Block in Wirklichkeit aus zwei gleich großen, sehr genau aneinandergepaßten Stücken zusammengefügt, gegen zwei Meter lang, vierzig Centimeter breit und dreißig hoch. Er enthält eingemeißelt die Genealogien Timurs und Dschingis-Chans, das Datum des Todes Timurs und merkwürdiger Weise die Erzählung, wie Timurs Urahn Mankuma von einem Sonnenstrahle schwanger ward, der von oben durch eine Oeffnung in ihr Zelt drang. Der Stein ist von sechs anderen marmornen Grabmälern umgeben, unter denen Freunde und Verwandte Timurs ruhen. An einer

Wand des Mausoleums ist ein Heiliger begraben, an dessen Ruhestätte eine rohe hölzerne Stange mit einigen schmutzigen Lappen daran aufgepflanzt ist. Dieses seltsame Zeichen wird von jedem frommen Moslem mit großer Ehrfurcht betrachtet, denn jene defekten Zeugstücke sind die Gebettücher, auf denen fromme Pilger an heiligen Orten gekniet haben, vielleicht sogar in Mekka oder in der Omarmoschee zu Jerusalem, und die sie am Grabe des Heiligen als Zeichen höchster Verehrung zurückgelassen haben. Mit einem Gemisch von Indignation und Bestreben, trotz der seltsamen Umstände meine Stimmung dem Orte anzupassen, blickte ich umher, als mir der Mullah eine Stelle zu Füßen des Steines zeigte und bemerkte, hier pflanze man seine Opfergabe für die Hüter des Heiligthums niederzulegen. Nachdem ich mich dieser Pflicht entledigt hatte, forderte er mich auf, ihm weiter zu folgen und führte mich eine kurze Treppe hinunter in das gänzlich schmucklose eigentliche Grabgewölbe, eine Art Krypta, unter der Kuppelhalle, wo eine schwarze, mit Inschriften überdeckte Marmortafel die Stelle bezeichnete, in der die Gebeine des Fürsten beigesetzt waren, genau unter dem Nephritdenkmal, das oben darüber lag.

Hier herrschte feierliche Ruhe; keine störenden Ueberreste einstigen Prunkes, keine Profanirung des gewaltigen Geistes, der um dieses von dem großen Todten noch bei seinen Lebzeiten erbaute Grabmal schwebte, keine Seltsamkeiten einer geschmacklosen Pietät. „Wo bist Du her?“ fragte mich der Mullah, als ich eine Weile schweigend dagestanden hatte. „Mein Padischah ist ein Freund des Ak-Padischah.“ „Bist Du weit hierher gereist?“ „Fünftausend Werste weit; nach Mekka ist es näher von hier, als nach meiner Heimath.“ Ernsthaftes Kopfnicken des schwarzbärtigen, weißbeturbanten jungen Mannes begleitete meine Bemerkung, Emir Timur sei ein großer Held gewesen. „Kommen viele Moslems hierher zu beten?“ fragte ich. „Ja, viele, aber in früheren Zeiten sind es noch viel mehr gewesen.“ „Wo hast Du studirt?“ „Hier in Samarkand.“ „Was thust Du hier den ganzen Tag?“ „Wir lesen den Koran und zeigen den Gur-Emir.“ Dabei können die Leute kaum ein Wort arabisch, wissen also garnicht, was die Suren (Kapitel) des Koran enthalten, die sie auswendig oder nach einer Handschrift tagaus, tagein rezitiren. Ich fragte den Mann, wie er zu seinen, allerdings sehr dürftigen russischen Kenntnissen gekommen wäre, aber sei es, daß er mich nicht verstand, sei es, daß er die Worte zu einer der Frage gemäßen Antwort nicht zusammenbringen

konnte — er legte bloß die Hände mit einem treuherzigen Augen-ausschlag auf die Brust und versicherte: „russisch sehr gut; wir lieben Ak-Badischah.“ Das schien so eine Art Formel für die russischen Besucher des Mausoleums zu sein; ich weiß nicht, ob sie von Herzen kam oder irgend eine Spekulation einhüllte; jedenfalls zeigte der Mullah andauernd ein förmlich strahlendes Gesicht und gerieth in ein wahres Entzücken, als ich ihn aufforderte, mit mir in den draußen haltenden Wagen zu steigen und mir das geistliche Samarland zu zeigen, die Hauptmoscheen und Hochschulen aus der mongolischen und usbekischen Periode der Stadt. Mein Freund vom Eingang her begegnete mir beim Hinaustreten wiederum und drückte sich diesmal deutlicher aus, indem er seine ausgestreckte Hand unzweideutig zum Empfang einer Gabe formte. Der russische Kutscher machte eine etwas verwunderte Miene, als ich mit dem Garten, der einen papageisfarbigen Chalat und einen weißen Turban trug, einstieg und nach der Todtenstadt Afrasiab zu fahren befehl, wo die merkwürdigste der Samarlander Moscheen liegt.

Von Timur selbst wußte mein Mullah übrigens ziemlich wenig; er konnte seine Genealogie angeben und hatte im Uebrigen die Vorstellung, daß der Emir ein sehr frommer Mann gewesen sei, der viele Madrassees und Moscheen baute, zahllose Prachtgärten besaß und nebenbei die Welt beherrschte. Ich hielt es nicht für nothwendig, meinem Cicerone zu erzählen, daß der Held, dessen Grab er hütete, einst unter den Mauern von Moskau den Vorfahren des Ak-Badischah als seinen Vasallen vor sich gesehen hatte (Großfürst Dimitri Donskoi, 1394). Uebrigens giebt es ja auch außerhalb Samarlands Leute, und sogar sehr gebildete, die nichts davon wissen, daß dieser Mongole es war, der dem byzantinischen Reiche durch seinen Sieg bei Angora über den Osmanensultan Bajazeth (1402) noch auf fünfzig Jahre hinaus die Existenz fristete, — daß er und seine Nachkommen über ganz Asien geherrscht haben — über Indien und China, vom persischen bis zum Eismeer. Er war Napoleon I. darin ähnlich, daß er als Organisator und Gesetzgeber nicht geringer war, denn als Eroberer, unähnlich freilich dem Korjen darin, daß er ein frommer Mann war und hochbetagt im Vollbesitz seiner unermeßlichen Macht starb. (1405).

Trotz der mancherlei störenden Eindrücke war es mir doch gelungen, in der Gruft dieses größten Todten des Islam einen jener Momente zu erleben, in denen unser Geist den Flug des Genius der Weltgeschichte um sich spürt. Wie so oft und so natür-

lich auf diesem Boden, waren es hier wieder die Worte Firdusis, die, indem sie so merkwürdig den Geist des unproduktiven, nichts Dauerndes bauenden Thuns islamitischer Gestalten zum Ausdruck bringen, mich auf der weiteren Fahrt durch Samarkand beschäftigten, denn von einem Grabe kommend, fuhr ich zu Gräbern, und was von den Denkmalen einstigen Lebens noch stand, sah ich dem Verfall geweiht:

„Nach Todes Rättheln mußt Du nimmer fragen,
 Der Schleier wird Dir nie zurückgeschlagen,
 Sein gier'ges Thor hat alle aufgenommen,
 Und Keiner ist von ihm zurückgekommen;
 Doch wenn wir sterbend in ein bessres Sein
 Eingehen, frei von Unruh und von Pein,
 So müssen sich, anstatt den Tod zu scheuen,
 Der Jüngling und der Brave seiner freuen.
 Nicht darfst Du staunen, daß das Feuer sengt;
 Es brennt, solange es Nahrung noch empfängt,
 Es brennt, solange ihm noch ein Brennstoff bleibt,
 Wie eine alte Wurzel Sprossen treibt.
 Der Hauch des Todes ist ein zehrend Feuer,
 Es schont nicht Jung noch Alt, nichts was Dir theuer!
 Was troßt die Jugend auf der Wangen Roth?
 Ihr wie dem Alter droht derselbe Tod!
 Jedwedem tönt allhier der Ruf: Brich auf!
 Stets spornt der Tod das Schicksalsroß zum Lauf,
 So ward's durch ein gerechtes Loos verhängt;
 Ein Thor, wer sich zu murren unterfängt.
 Die Jugend wie das Alter sind gleichviel,
 Denn sie gelangen an dasselbe Ziel;
 Ist rein Dein Herz und ist Dein Glaube echt,
 So unterwirf Dich stumm als Gottes Knecht!“

Ich will von einer Schilderung all der großartigen Denkmäler Samarkands aus der Blüthezeit der Stadt vom XIII. bis zum XVII. Jahrhundert absehen, um nicht ungebührlich lang zu werden. Mein Mullah brachte mich getreulich überall hin und blickte stolz und vergnügt um sich, wenn die Händler in den Bazarstraßen, die begegnenden Sarten auf ihren lächerlich kleinen, muskulösen Sichaks (Eseln), die liebe Straßenjugend und die russischen Iswoschtschiks (Droschkenkutschler) erstaunt hinter uns her sahen, denn es erschien ihnen allen durchaus ungewöhnlich, daß ein Mullah mit einem Europäer, und dazu augenscheinlich einem ganz Fremden, Seite an Seite durch die kreuz- und querlaufenden Straßen und über die Plätze der Eingeborenenstadt fuhr. Auf dem quadratischen, an drei

Seiten von imposanten Bauten umgebenen Hauptplatz des alten Samarkand, dem Rigistan, endete unsere mehrstündige Fahrt. Drei zugleich als Hochschulen dienende Moscheen kehren ihre mächtigen Portale dem Rigistan zu: Tilla-Kari, erbaut 1618 von dem Usbekenchan Solangusch Bahadur, Ulug-Beg, erbaut 1434 von Timur's Enkel, dem Fürsten der Astronomen Mirza-Ulug-Beg, ein durch die Dimensionen des Portalbogens merkwürdiger Bau, und Schir-Dar, die prächtigste der drei, die „Panthermoschee“, so genannt nach den in gelbem Kachelbelag ausgeführten beiden großen Pantherbildern, welche, ähnlich wie die grünen drachenartigen Schlangen in Annau, zu beiden Seiten das Portal flankiren. Leider ist die einst prachtvolle, bunte teppichähnliche Bekleidung aus glasierten Kacheln und reliefartig zugepreßten Fayencen stark beschädigt und — um den gänzlichen Ruin aufzuhalten — in den durch die Zeit entstandenen Lücken und Rissen mit weißem Gips verschmiert. Die Kosten der Wiederherstellung wären so groß, daß die Regierung Bedenken trägt, sie aufzuwenden; immerhin assignirt sie Zehntausende, um den gänglichen Verfall aufzuhalten. Der wunderbarste Bau Samarkands, ein wahres Paradies für den Kunsthistoriker, ist die Schach-Sindahmoschee, der Ueberlieferung nach zugleich Sommerpalast Timur's, ein merkwürdig komplizirtes Werk, in dessen Ornamentierung und architektonischen Details die gesammte Kunst des Islam zu Timur's Zeit aufgeboten ist, denn der Herrscher brachte für seinen Bau Architekten und Dekorateur aus dem ganzen Umfange seines Reiches zusammen. Die Gräfin Uwarow, gegenwärtig die führende Persönlichkeit in Rußland auf dem Gebiete der Archäologie, eine Frau, deren Verständniß und deren Bestrebungen die höchste Bewunderung verdienen, hat dem Bauwerk eine eigene Studie gewidmet und es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, als ein Zeichen der Achtung vor diesem wahrhaft vornehmen Geiste, einige Worte aus der Schilderung zu übersetzen, welche die Präsidentin des letzten archäologischen Kongresses in Riga von der Schach-Sindahmoschee giebt:

„Die Vorstellung wird schon von ferne durch das Gebäude übertroffen, und wenn man seine Schwelle überschreitet, wird man alsbald so ergriffen und bezaubert, daß man dasitzt und nicht weiß, woran man sich mehr freuen soll — an der unergründlichen Bläue des Himmels, an den Silhouetten und Profilen der Gebäude, dem Glanze der hellblauen Kacheln, der silberfarbenen Rinde der Bäume, die im Schatten dieser Mauern und Kuppeln

emporgewachsen sind, an den träumenden Mullahs, die ihre Rosenkranzperlen in den Höfen und auf den Stufen der Moschee durch die Finger gleiten lassen. Man sitzt und schaut — und erst allmählich beginnt man die Formen, Zeichnungen, Farben zu unterscheiden. Dann erst begreift man, daß nur ein großer, mächtiger Gebieter den Befehl geben konnte, einen solchen Bau zu errichten, daß ihn nur ein genialer Baumeister zu schaffen vermochte, mit Hilfe zahlreicher Künstler als seiner Handlanger im Bauen, Zeichnen, Mischen, Formen. Man beschaue sich alle diese Gebäude im Einzelnen, und man wird sehen, daß für jede Säule, für jedes Kapitäl, für die Bögen, Wände und Bänder, daß für jedes Stück eine besondere Form, ein besonderer Abguß, nöthig waren. Hier steht auf den Säulen eine Jahreszahl, dort der Name des Meisters; auf all den Bögen, Bändern und Grabdenkmalen sieht man bald den Namen des Erbauers, bald den eines Begrabenen, bald einen frommen Spruch, und überall etwas Besonderes, Originelles. Die Vorliebe für das Anbringen von Texten und Devijen geht soweit, daß Alles von ihnen bedeckt ist: die Lambours der Kuppeln, die Gewölbe, ganze gewaltige Mauern; diese Sprüche und Inschriften sind entweder mit besonderen Lettern eingelegt oder aus länglichen Kacheln zusammengesügt und bilden ein Netz von Charakteren, das ein ungeübtes Auge, das mit den orientalischen Alphabeten nicht vertraut ist, beständig für eine besondere Art morgenländischer Ornamentik zu halten neigt.“

Soll ich etwas zu dieser Schilderung hinzufügen, so könnte das nur sein, was man überhaupt nicht schildern, sondern nur sehen und empfinden kann: die wunderbare Farbenpracht und der erlesene Geschmack im Aufbau der Details dieser architektonischen Märchenwelt.

Es fiel mir schwer, daß mit Samarkand für dies Mal der östlichste Punkt meiner Reise erreicht war. Die Zeit verrann im Fluge, und noch harzte meiner eine weitere Aufgabe. Nicht jeden einzelnen Eindruck, nicht jede heitere und ernste Szene, kann ich diesen Blättern anvertrauen, aber Einiges möchte ich, wenn auch nur in flüchtigen Umriffen, den Lesern, die mir bis hierher gefolgt sind, skizziren: Buchara, das „edle“, die Stadt der islamitischen Frömmigkeit und Weisheit, die große Metropole des Handels von Mittelasien.

Von Samarkand nach Buchara sind es 250 Kilometer, die der Postzug in einer Nacht zurücklegt (von 8 Uhr Abends bis

7 Uhr früh; pro Stunde 23 Kilometer), aber diese „Schnell“zugs-Verbindung existirt nur drei Mal wöchentlich und ich mußte, da ich mit einem schon vorher dorthin abgereisten deutschrussischen Kaufmann ein Zusammentreffen im „Hotel de l'Europe“ in Buchara verabredet hatte, den Güterzug benutzen, der mit einigen angehängten Personenwagen täglich verkehrt, aber 14 Stunden unterwegs ist. Erst hieß es auf dem Bahnhofe in Samarland, es gebe heute nur dritte Klasse, da bloß Asiaten der niederen Volksklasse befördert zu werden wünschten, als zu meinem Glück einige russische Offiziere erschienen, die sich am nächsten Morgen dem Emir von Buchara in seinem Sommerschlosse Kerminch vorstellen sollten und natürlich Anspruch auf Fahrt in der zweiten Klasse hatten — erste giebt es, wie bereits bemerkt, auf der transkaspischen Bahn nicht. Es wurde also ein Wagen für die Offiziere eingeschoben, in dem ich auch einen Platz erhielt. Kurz vor 12 Uhr Mittags setzten wir uns in Bewegung. Ich hatte etwas gefrühstückt, einige Gläser von dem feurigen rothen Samarlander Wein getrunken, machte mirs im Wagen bequem und nahm meinen Firdusi zur Hand, den getreuen Begleiter, seit ich meinen Fuß auf asiatischen Boden gesetzt hatte. Ich ahnte nicht, was für ein böser Tag mir bevorstand, denn bis zum nächsten Morgen habe ich nichts Erwähnenswerthes zu essen bekommen. Um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr waren wir in Katty-Kurgan, an einem Arm des Sarejschan, wo ich ein Mittagessen zu erhalten gedachte, denn in meinem russischen Kursbuch stand neben dem Namen der Station das verheißungsvolle Zeichen eines Bechers, d. h. hier giebt es ein Büffet. Die Offiziere, die im zweiten Koupee, neben dem meinigen, logirten, stiegen gleichfalls sehr hungrig aus und wir begaben uns ins Büffetzimmer. Was giebt es? Der Restaurateur wies auf den Tisch: „Kohlsuppe und gepreßten Kaviar; da liegen auch noch zwei Kotelettes!“ Ich hatte über meinem Firdusi mit den Herren noch keine Bekanntschaft gemacht und wir vier Mann mit unseren hungrigen Mägen sahen uns einen Augenblick nicht eben sehr freundlich an. Kurz entschlossen spießte ich das eine Kotelette auf eine daliegende Gabel, biß hinein — und würgte verzweifelt den Bissen hinunter. Wir befanden uns in der Charwoche und die Kotelettes waren mit ranzig gewordenem Fastenöl gebraten! Entsetzt verzichtete ich auf den weiteren Genuß und machte mich an die Kohlsuppe. Diese erwies sich als mit einem ziemlichen Quantum „Tarakaschi“ (Schaben) gekocht. Voller Verzweiflung griff ich nun zu Zwieback, von dem

eine kleine Büchse voll auf dem Tische stand und ließ mir aus der stattlichen Liqueurflaschenbatterie auf dem Büffet einige Schnäpse verabfolgen. Den Offizieren war es nicht besser gegangen; ärgerlich stiegen wir in unserer Wagen und fluchten über den Wirth, aber der war ganz unschuldig, denn mit diesem Bummelzuge pflegen keine Europäer zu reisen; die Sarten aber nehmen die Büffets nicht in Anspruch. Die gemeinsame Noth schuf dann bald gute Bekanntschaft; der eine Offizier hatte seinen Diener mit und ließ im Waggon Thee machen, denn was dazu nöthig ist, hat jeder Russe auf Reisen bei sich. Ich gab einigen Kognak dazu und so haben wir uns dann mit beständigem Theetrinken über den Hunger fortgeholfen, denn auf den folgenden ganz unbedeutenden Stationen bis Buchara gab es radikal nichts zu essen, nicht einmal Tarakanen-juppe und stinkenden Kaviar.

Um zwei Uhr Nachts war ich in Buchara, d. h. auf dem Bahnhof der russischen Stadt Neu-Buchara, die anderthalb Meilen von der alten asiatischen Stadt liegt. Gasthäuser für Europäer giebt es nur in Neu-Buchara. Meine erste Sorge war, mich zu überzeugen, ob ein Wagen da sei, der mich durch rabenschwarze Finsterniß nach dem „Hotel“ bringen konnte. Es erwies sich, daß ein Sarte mit einem droßkenähnlichen, mit zwei Pferden bespannten Gefährt zur Verfügung stand. Auf's Neueste ermüdet und hungrig, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mein Gepäck in den Wagen schaffen zu lassen und dem Sarten die Worte zuzurufen: „Jewropeiskaja gostinnitza“, d. h. er solle nach dem „Europäischen Gasthof“ fahren. Dann lehnte ich mich zurück und war nun Willens, es ganz und gar dem beturbanten Kosselenker zu überlassen, wie er mich ins Hotel bringen wolle — zu sehen war kaum die Hand vor Augen und Laternen gab es außerhalb des Bahnhof's nicht. Kaum war ich hundert Schritte gefahren und das Auge hatte sich etwas an die Dunkelheit gewöhnt, so sah ich, daß mein Sarte auf seinem hohen Rutschbock sich ganz sonderbar zu gebenben anfang und in einer unsinnigen Weise mit den Pferden herumhantirte. Nach einer kurzen Weile wurde mir klar, daß der Mensch überhaupt nicht zu fahren verstand, zum Mindesten nicht mit zwei Pferden und einem europäischen Gefährt; die beiden Köhlein schienen das denn auch zu wissen und an einer Stelle, wo der ungepflasterte Weg recht weich zu werden anfang, blieben sie stockstill stehen und waren für alles Geschrei und Zerren an den Zügeln gänzlich unempänglich. Eine Peitsche besaß der

Kutscher nicht, denn die Equipage war auf russische Art eingerichtet, und die russischen Droschkenkutscher treiben die Pferde mit einer an das Ende der Zügel geknüpften Schnur an — damit aber verstand der Sarte nicht umzugehen, weil die Einheimischen entweder reiten oder mit einspännigen, nur im Schritt sich bewegenden Karren fahren, die auf zwei hohen Rädern ruhen und deren Zugthier zugleich den Lenker trägt. Wo auf russische Art, d. h. vom Hof aus mit Zügeln, gefahren werden muß, also vor Allem auf der großen Poststraße von Samarkand nach Taschkent, sind die Kutscher nicht Sarten, sondern Kirgisen, von denen man mir sagte, daß sie für den Genuß des lebenslangen Kutschirens ihre Seligkeit verkaufen würden. Mein Kutscher hatte sich also offenbar im Vertrauen auf Allah, der seinem Diener wohl einstmal die Kunst des Fahrens offenbaren würde, in sein neues Unternehmen begeben, und ich saß nun mitten in der finsternen Nacht mit dem Wagen voll Gepäck und den störrischen Pferden in einem unergründlichen Morast, der nebenher auch noch Straße zu sein schien, fest. Dazu ergab sich bald, daß der Kutscher kein Wort russisch verstand, auch am Bahnhofe gar nicht begriffen hatte, wohin ich gebracht werden wollte, sondern einfach darauf losgefahren war — der Fatalist, wie er lebte und lebte: „Wenn es Gottes Wille ist, so wird er uns schon irgendwo hinbringen.“

Wenn ein Individuum, das zu einem der vielen fremdsprachigen, dem Szepter des Zaren unterworfenen Völkerschaften gehört, auch sonst gar kein Russisch kann, so ist doch die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden, das es eine Auswahl kräftiger Schimpfwörter versteht, denn mit solchen pflegt der gemeine Mann sowohl im Verkehr mit Höhergestellten regaliert zu werden, als auch einander zu überschütten. Ich theilte also meinem Sarten mit erhobener Stimme mit, daß er ein Hund und ein Sohn einer Hündin und noch Einiges dergleichen sei. Er verstand augenscheinlich. Einige verzweifelte Anstrengungen mit den Leinen und den langen spitzen Stiefelabjäten des unglücklichen Kutschers bewogen dann endlich die Pferde wieder zum Anziehen und im Schritt ging es nun aufs Gerathewohl in der Dunkelheit weiter. Zuweilen tauchte zur Seite etwas wie eine Häuserjilhouette auf, aber kein Ruf brachte einen Menschen heraus. Endlich ein Lichtschimmer! An der Straße steht ein Duchan, eine Art Kneipe, und sogar eine Laterne davor; die rothen Rattenvorhänge, das halberstickte Gekreisch im Innern und ein Paar schmutzige Frauenzimmer zweifelhafter Nationalität und höchst un-

zweifelhaften Gewerbes, die greinend in der Thüre erscheinen, lassen keinen Zweifel über den Charakter dieses Lokals. „Heda, wo ist der Wirth!“ Ein schwarzes Individuum erscheint und redet in irgend einer mir jedenfalls unverständlichen Sprache. Allmählich ergründe ich, daß der Mann ein Georgier oder wie die Russen sagen, ein Grusiniër ist, der zum Glück etwas Russisch versteht; da er von seiner Heimat her Tatarisch kann, hat er sich aufgemacht, um hier in Buchara als Wirth eines schlechten Hauses Geld zu verdienen. Endlich verstehen wir uns so weit, daß er meine Wünsche begreift und dem Sarten in seiner Sprache (die tatarisch-türkischen Sprachen zeichnen sich meist durch sehr nahe Verwandtschaft aus) den Weg beschreibt. Jetzt begriff der Mann, was er sollte und auch in seine Pferde schien ein Geist der Erleuchtung gefahren zu sein; sie setzten sich in Trab und in fünf Minuten hielten wir vor dem „Hotel de l'Europe.“ Eines der vier vorhandenen Zimmer war noch frei und wurde mir für den billigen Preis von einem Kubel überlassen; zu essen fand sich ein zufällig in der Gaststube auf dem Speisetisch liegende alter Zwieback und nach einstündigem Umherirren konnte ich mich endlich — der Leser wird sich denken können, in welcher Verfassung — zu Bett legen. Am folgenden Tage lernte ich übrigens die wirklich für asiatische Verhältnisse einzigartigen Vorzüge dieses Hotels schätzen. Der Wirth stammte aus den russischen Ostseeprovinzen; seine Frau war, glaube ich, eine nach Turkestan verschlagene Schweizerin. Sauberkeit und Präzision herrschten bei aller äußeren Primitivität, und sollte jemand von meinen Lesern einmal nach Buchara kommen, so empfehle ich ihm hiermit meinem Versprechen gemäß auf das Wärmste das „europäische“ Gasthaus des Herrn Schelinský.

Am folgenden Tage war ich, wie fast überall auf meiner Reise, in der glücklichen Lage, alle Hotels entbehren zu können und private Gastfreundschaft zu genießen. Der Besitzer der Apotheke in Neu-Buchara, gleich allen Apothekern — ausnahmslos — im heiligen Rußland ein Deutscher (vor wenig Monaten war ihm eine junge Gattin aus Riga nach Zentral-Asien gefolgt), nahm sich meiner an und besorgte mir einen landes-, orts- und sprachkundigen Tataren von Kasan als Dolmetscher und Führer in Alt-Buchara.

Wenn die Eingeborenen den Namen der Stadt Buchara aussprechen, so fügen sie häufig das Epitheton „al-scherif“ hinzu. „Scherif“ bedeutet einen frommen und gelehrten Mann; in Ver-

bindung mit einem Ortsnamen den Sitz der Frömmigkeit und — natürlich theologisch abhängigen — Gelehrsamkeit. Alle einheimische Bildung im Morgenlande ist insofern Scholastik, als sie nur ein Anhängsel der Theologie ist, wie in Europa im Mittelalter. Noch heute kommen die muhammedanischen Theologen aus ganz Asien und selbst aus dem europäischen Rußland nach Buchara, um dort ihre „wissenschaftliche“ Ausbildung zu erwerben und einen Grad zu erhalten, denn die Gelehrsamkeit der „edlen“ Stadt steht seit vielen Jahrhunderten bei allen Moslims in keinem geringeren Ruße, als die Pariser Sorbonne zur Zeit der Blüthe bei den abendländischen Theologen. Der Unterricht der islamitischen Theologiestudenten erfolgt in den sog. Madrassees. Eine Madrassee ist vorne immer zugleich Moschee; dahinter dehnt sich ein viereckiger Hof aus, den — meist in zwei Stockwerken über einander — eine Reihe von Zellen und etwas größeren Räumlichkeiten umgibt. Hier wohnen die „Studenten“ und „Professoren“. Jeder Studirende hat seine überaus dürftig ausgestattete Zelle für sich und lebt in ihr, solange er mag und kann — manche 20, selbst 30 Jahre lang, denn je länger ein künstiger Mullah studirt hat, um so höher steigt sein Ruf. Es giebt Stipendien und Legate an diesen Madrassees, außerdem besitzen sie Einkünfte aus Feldern, Melonengärten, Karavansarais, Salinen u. dgl., wovon die Lehrer unterhalten werden; die Studirenden bekommen hier und da auch einen kleinen Beitrag aus irgend welchen Stiftungen; im Uebrigen leben sie meist von Geschenken der Gläubigen, von einem kleinen Kapital oder auch direkt von Almosen. Es soll immer noch mehrere Tausende von ihnen in Buchara geben und ein fortwährender Strom hier ausgebildeter islamitischer Geistlicher fließt nach wie vor von diesem Hochsitz des Wissens über das ganze muhammedanische Asien. Man wird leicht einsehen, wie ungeheuer wichtig für Rußland unter diesen Umständen seine beherrschende Stellung in Buchara ist. Man denkt übrigens vorläufig nicht daran, das Emirat direkt zu annektiren — wie mir erzählt wurde deshalb, weil die Kosten, die das Land bei unmittelbarer russischer Verwaltung verursachen würde, sehr viel höhere wären, als jetzt, während doch alle thatsächlichen Vortheile des Besizes, vor Allem die Einbeziehung in die russische Zollgrenze, auch bei dem jetzigen Vasallenverhältniß des Emirats vorhanden sind. Dieser Zustand der halbbarbaren Autonomie Bucharas trägt natürlich viel dazu bei, daß sein weltliches Ansehen unter den Moslims erhalten bleibt, und

so ist auch unter diesem Gesichtspunkt die Suzeränität für Rußland das Vortheilhaftere. Wie klug die Russen das Volk behandeln, geht aus einem Beispiel hervor, das mir mein Hotelwirth in Neu-Buchara erzählte. Dieser hatte früher sein Gasthaus in der alten Stadt gehabt, aber die Muhammedaner duldeten dort nicht den Verkauf von geistigen Getränken an die Gäste. Der russische diplomatische Agent ließ den Leuten ihren Willen und der Wirth mußte auswandern. Natürlich ist dafür gesorgt, daß in wichtigen Dingen nichts für Rußland Unangenehmes geschieht.

Der Unterricht in Asien wird in einer dem Europäer sehr sonderbar erscheinenden Weise betrieben, nämlich fast ganz ohne Zuhülfnahme von Lehrbüchern oder Niederschrift des Gehörten. Die Zuhörer sitzen mit untergeschlagenen Beinen um den vortragenden Dozenten herum und prägen das Gehörte frei ihrem Gedächtniß ein. Diese bucharische Gelehrsamkeit entzieht sich der Kenntniß der Europäer fast vollständig. Einer der Wenigen, die etwas von ihr wissen, ist der sonst in seinem Urtheil über Rußlands Herrschaft in Zentralasien sehr befangene Wambéry, dem übrigens seine Verdienste um die Aufhellung der Geschichte von Transoxanien stets bleiben werden. Was die Schüler bei solch einem bucharischen Professor der Theologie lernen, müssen zum Theil seltsame Dinge sein; aus Buchara stammt z. B. das Fündlein, daß ein schlechter Mensch dadurch der Seligkeit gewiß werden kann, daß er sich auf Erden viele Schuldner schafft — bezahlen diese ihm nicht die geliehenen Summen, so hat jener im Himmel das Recht, sich alle guten Thaten zurechnen zu lassen, die seine Schuldner gethan haben.

Die Madrasseer hatte ich schon in Samarkand gesehen, das schönere Bauen hat als Buchara, aber freilich lange nicht für so fromm gilt. Ich durchwanderte daher mit meinem Tataren hauptsächlich den Bazar, den größten von ganz Mittelasien und in der That ein scheinbar endloses Labyrinth von meist gedeckten Gassen. Ich glaube trotzdem nicht, daß eine eingehende Schilderung des Bazars auf besonderes Interesse seitens der Leser Anspruch machen dürfte. Für den, der so Etwas zum ersten Male selber sieht, ist es sehr merkwürdig und lehrreich, aber in den äußeren Erscheinungen des Volkslebens, des Handels und Wandels, der Städtebilder, des Ackerbaus, ist der Orient trotz aller Buntheit doch eine monotone Welt. Es ist selten und dann auch nur in geringem Grade ein Unterschied der Art, sondern gewöhnlich nur ein Mehr oder Minder, worin diese morgenländischen Städte und besonders die Bazare

differiren. Wer einen gesehen hat, hat sie alle gesehen; wer eine Beschreibung einmal gelesen, dem bringen ein Duzend weitere wenig Neues. In Buchara imponirt die Massenhaftigkeit des Verkehrs und — für orientalische Verhältnisse — der Anhäufung von Waaren; hin und her sieht man einmal ein wirklich originelles Bild. Das Wichtige ist, daß man überall russische Waren trifft. Schrecklich ist das häufige Vorkommen des Aussages, aber auch andere Krankheiten der unangenehmsten Art zeitigt dieses Land. Speziell bucharisch ist die Reschta, ein Fadenwurm, dessen Keime in dem schlechten Trinkwasser der Stadt leben und der unter der Haut eine Länge bis zu einem halben Meter erreicht: auf dem Bazar in Buchara sieht man hin und her die Leute bei einem Operateur sitzen, der das Herausziehen der Reschta berufsmäßig besorgt. Er macht einen kleinen Einschnitt in die Haut, dort wo eine gelbe Pustel den Kopf des Wurmes anzeigt, packt ihn, indem er ihn in die gespaltene Spitze eines Hölzchens klemmt, und wickelt dann das ganze Individuum äußerst kaltblütig wie den Löhstreifen einer Sardinienschachtel auf. Der Patient sieht der Operation ebenso gelassen zu und es ist nichts Seltenes, daß ein und derselbe Mensch sie einige Duzend Male im Leben an sich vollziehen läßt. Die Reschta ist auf die Eingeborenen beschränkt, die sich nicht viel aus der Sache machen; viel unangenehmer und auch die Europäer nicht verschonend ist eine andere Krankheit, die in ganz Turkestan und Transkaspien vorkommt, aber besonders in Aschabad eine wahre Plage bildet: die sogenannte Bendinka oder das Geschwür von Bendeh. Die Haut, besonders an Gesicht, Nacken, Händen und Unterarm schwillt in unförmlichen, abschreckend gefärbten halbkugeligen Beulen auf, die von der Größe einer Erbse bis zu der einer halben Apfelsine wechseln und bis zu einem Jahre an der Stelle haften. Schmerzhaft sind diese Anschwellungen selten und meist vergehen sie auch spurlos, wie man sagt am sichersten dann, wenn nichts gegen sie geschieht, aber sie sehen schrecklich aus und machen z. B. aus einer Nase oder einem Ohr einen unförmlichen Klumpen. Selten bleibt ein Europäer, der längere Zeit in Aschabad verweilt, von der Bendinka frei. Mir hat es bis zuletzt große Ueberwindung gekostet, an einem Tisch — z. B. im Speisewagen — mit Leuten zu essen, die das Geschwür an den Händen hatten, aber in Transkaspien macht man wenig Aufhebens davon; alle, auch die Damen, schicken sich in das Unvermeidliche.

Man wundert sich übrigens über die schlimmsten Hautkrank-

heiten nicht, wenn man die furchtbare Unreinlichkeit der Eingeborenen sieht, die auf dem Bazar nur zu deutlich hervortritt. Oft genug habe ich es zu sehen bekommen, wie ein Sarte gradezu flüssigen Schmutz von der Straße nahm und damit seine der Tageszeit entsprechende religiöse „Waschung“ vollzog. Zum Trinken giebt es im Bazar mehrere einfach in den von allem möglichen Unrath durchtränkten Boden eingegrabene Bassins, in die aus einem Arm des Sareffchan von Zeit zu Zeit Wasser hineingelassen wird; daraus saufen und holen Wasser Ochsen, Esel und Mensch solange bis der Teich leer ist. Dann wird er wieder gefüllt und „frisch angestochen“, ohne daß man den Schlamm erst herausholt.

Trostlos ist das Schicksal der Frauen in Buchara, und gerade das Uebermaß von Menschenunwürdigkeit, in dem die unglücklichen Geschöpfe dort gehalten werden, begründet mit den Ruf der großen Frömmigkeit von „Buchara — al scherif.“ Daß dabei die Sittlichkeit so tief wie möglich steht, verträgt sich sehr gut mit dem „scherif“. In keiner muhammedanischen Stadt sollen abscheuliche Laster so im Schwange gehen, wie in Buchara, und die „Batschis“ — Knaben von 14—17 Jahren, die als Tänzer und Courtisane dienen — sind für Jedermann kenntliche typische Figuren in den Straßen und auf dem Bazar der Stadt. Einen kleinen Vorfall, der für die Behandlung der Frauen typisch ist, erlebte ich beim Aufbruch von Buchara auf dem Bahnhofe. Ich schaute aus dem Waggonfenster auf die bunte Menschenmenge hin und sah, wie ein dicker, starker Sarte sein vollkommen eingehülltes Weib, das den üblichen schwarzen Roßhaarschleier vor dem Gesicht trug, an einer Schnur hinter sich her zog, denn die langen Ärmel des unglücklichen Wesens waren auf dem Rücken mit den Enden in einander verknotet. Da begegnete dem Sarten ein guter Freund, er begrüßt ihn, fängt an zu reden — als ihm sein Weib einfällt. Ohne Umstände nahm er die Frau, zerrte sie an der Schnur an die Wand des Bahnhofes, drehte sie mit dem Gesicht zur Mauer: ein Druck auf beide Schultern ließ sie in eine kauernde Stellung zusammensinken und den gesenkten Kopf an die Steine stützen, dann drehte sich mein Sarte beruhigt um, wickelte sich den Strick mehrmals um die Hand und redete dann eine Weile, bis er fertig war. Dann gab ein Ruck der Frau das Zeichen aufzustehen und weiterschreitend hinter ihrem sie führenden Gebieter herzutappen. Diese eine Szene mag für ein ganzes Kapitel genügen; was ich über die Frauenfrage im russischen Asien erfahren und was ich gesehen habe, genügte, um

das Urtheil aller ernsthaften Kenner des Orients von Herzen nachzusprechen: ohne Minderung in der Stellung des Weibes ist und bleibt der Islam ein Hemmiß aller Kultur.

Mit diesem Eindruck nahm ich Abschied von Buchara und es folgte nun im Verlauf meiner Reise der bereits im vorigen Kapitel geschilderte Besuch von Merv.

Merv verließ ich gerade am Sonnabend vor Ostern, um die Rückreise nach Transkaukasien anzutreten, von wo aus meine Abficht dem armenischen Hochlande (innerhalb der russischen Grenzen) galt. Rasche Pferde hatten mich zur Eisenbahn geführt und ich wartete nur auf den vom Dzus her kommenden Zug.

Die Sonne senkte sich allmählich näher dem Horizonte zu. Vom Perron der Station Bairam-Ali aus sah man im Osten die lange, weiße Linie der Eisenbahnwagen auf dem mitten durch die Ruinen geführten Bahndamm herankommen. Mehrere Waggonn wurden in Bairam-Ali bereit gehalten, denn eine große Menge Menschen wollte mit dem Zuge nach dem russischen Merv hinüber, um dort in der Kirche die Osternacht zu feiern. Das Eisenbahnpersonal der Station und die Beamtschaft des kaiserlichen Gutes machten zusammen weit über hundert Köpfe aus, und Alles, was nur irgend konnte, ließ es sich nicht nehmen, den Höhepunkt des nationalsten aller russischen Kirchenfeste in der Weise zu feiern, wie es in der alten Heimath geschah — vom Pontus bis zum Eismeer, vom Kaukasus bis zur Kewa. Noch war Niemand von den Erwachsenen hier in Asien geboren; Jeder bewahrte in seiner Erinnerung ein Bild des heimathlichen Gotteshauses in Rußland mit dem Lichterglanz und der dichtgedrängten Ostergemeinde: der Eine vielleicht die prunkvollen marmorbekleideten Wände des Isaaks-Domes, ein Anderer die steifen byzantinischen Fresken der Himmelfahrtskathedrale im Kreml zu Moskau, der dritte das schmucklose Holzkirchlein im nordischen Fichtenwalde und wo sonst ein Jeder das Fest der Auferstehung früher gefeiert haben mochte — aber wenn es einen Augenblick im Leben des Russen giebt, wo seine so wenig an der Scholle hängende, wanderbereite, nomadenartige Natur etwas wie ein engeres Heimathgefühl spüren mag, so ist es zu Ostern. Es herrschte unverkennbar eine feierliche, wie gedämpfte Stimmung, als nun Alles im Zuge saß und dem mitternächtigen Gottesdienst entgegenfuhr.

Ich stand allein an einem offenen Fenster und sah der scheidenden Sonne nach, während der Zug durch das Fruchtkland der Dase

fuhr. Rothgelb versank der Feuerball in einer grau-violetten schweren Dunstschicht, die am Horizont aus der Wüste empor sich zusammenbraute; wie der Glanz von glühendem Metall, wie der Schein einer Feuersbrunst fiel es auf die großen dicken Blätter der Pappeln, die auf dem bewässerten Boden an der Bahnlinie wuchsen und regungslos ihre Kronen emporstreckten. Kein Lufthauch wehte, aber man merkte, wie die feuchte, erfrischende Kühle am Erdboden sich gleichsam zum Aufsteigen bereitete, um die Luft zu erfüllen, sobald der obere Rand des scharf umrissenen, nun blutroth glühenden Kreises unter den Horizont getaucht war. Die leichten Federwölkchen in der Höhe färbten sich rosig und ein schwerer grauer Streifen im Norden ward dunkler und dunkler, seine zerrissenen Ausläufer schienen zu Fängen und Mäulern an langen Hälsen zu werden, die in das Lichtmeer, das von Westen ausging, hineingriffen und schnappten: jetzt war es schon keine Wolke mehr, sondern Adschidahaka, der alte Drache aus dem Avesta, der geflogen kam, Zirdujis Sohak, dem das gierige Schlangenpaar vom Kusse Iblis-Ahrimans aus beiden Schultern wuchs, täglich das Hirn zweier Kinder Frans aus deren abgeschlagenen Schädeln freßend. Drei Köpfe, drei Rachen, sechs Augen und tausend Kräfte hatte Adschidahaka, Fieber und Krankheit spie der Drache aus den Wolken, bis Feridun, der Herr der Welt, den Wüthenden überwand und unter den Feuerberg Demavend im Elburz warf.

Keine Feder vermag die brennende Gluth zu beschreiben, mit der die Sonne unterging. Mithra, der Gewaltige, verschwand in der Lohe und ging zur Ruhe ein, der „weitsflurige, wahrredende, weiße, tausendohrige, wohlgebildete, zehntausendäugige, rosselentende“ Held. „Ihm hat der Schöpfer Auramazda eine Wohnung bereitet über dem Gätterberg, wo nicht Nacht ist, nicht Finsterniß, nicht kalter Wind und nicht heißer, nicht vieltothte Fäulniß. Von dort bejchaut der Heilbringende den ganzen Sitz der Arier, wo rosselentende Herrscher treffliche Schaaren regieren, wo hohe, wasserreiche, weidenreiche Berge dem Kinde Nahrung geben, wo tiefe, breitfluthige Seen liegen, wo breite Gewässer mit Schwall hervorbrechen, auf Iskata und Puruta, auf Muru (Merw), Haraiwa (Herat) und Gao, auf Fughdhu (Samar kand) und Hvairiza (Chima).“ Es war das Land dieses Avestahymnus, wo jetzt das Dampfroß hindurchjagte, das Merw, von dem im Vendidad der Herr des Lichts zu Zarathustra spricht: „Den dritten und besten der Orte und Plätze schuf ich, der ich Auramazda bin, Muru, das hehre,

heilige.“ So groß und schön war Muramaszdas Werk, als er das Land Merm geschaffen hatte, daß Ahriman, der böje Feind, als Gegenstück dazu die Menschen von Stund an lehrte, böje Nachreden gegen einander zu führen, denn bis dahin hatte das Niemand verstanden. — Nun war die Sonne fort. Hinabgefahren war „der Länderherr Mithra, dessen Antlitz strahlt, wie der Stern Tjistra (Sirius), am rechten Ende dieser Erde vom glänzenden Göttersiß, mit goldenem Helm und silbernem Panzer, mit scharfer Lanze von langem Schaft, mit schwingenden Pfeilen versehen, auf schönem Wagen mit goldenem Rade und silbernen Speichen; vier weiße Kasse, angespannt an die aufwärts gekrümmte Deichsel; eine Keule in der Hand mit hundert Buckeln, mit hundert Schneiden, vorwuchtig, Männer niederschmetternd; am Griff, dem mächtigen, goldenen, mit Erz beschlagen, die kräftigste der Waffen, die siegreichste der Waffen.“

Noch eine kurze Weile glühte es roth und purpurn im Westen, dann wurde der Himmel dunkel, die phantastischen Konturen der Wolkengebilde verschwammen in Dunst und Finsterniß und von dem grandiosen, glühenden Feuerhymnus des Sonnenunterganges war über ein Kleines nichts übrig, als noch eine Viertelstunde vielleicht ein hellerer Schein am Himmel; dann kam die Nacht. Kaum kann man es Dämmerung nennen, das kurze Zueinanderfließen von Licht und Dunkelheit in diesen Breiten, wo das steile Hinabgleiten des Tagesgestirns und die trockene, reine Luft der Wüste es nicht zu dem langsamen Abchiednehmen des Lichts kommen lassen, das in nördlicheren Gegenden eine so große Rolle für unsere Naturempfindung spielt. Wenn am baltischen Meere noch der Schein des Abendroths auf den Wellenkämmen liegt und aus dem blassen Blau des Himmels langsam ein schwaches Lichtpünktchen nach dem andern hervortritt, dann funkelt über den Wüsten Turans auf nachtschwarzem Grunde der Sternenhimmel schon in seinem vollen Glanze, so leuchtend, wie nie im Norden. Der Orientale kennt keine Dämmerungspoësie; er preißt die leuchtende Sonne des Tages und das Sternenheer der Nacht, aber die Stunde ist ihm fremd, wo nach Sonnenuntergang die arbeitende Hand in den Schooß sinkt und der Geist sich dem reinen Gefühl der Muße, dem Auskosten des Ruheempfindens hingiebt, bis es wirklich dunkel geworden ist und die Lampe in der Werkstatt und Studirstube brennt.

Volle Dunkelheit lag über der Gegend, als der Zug Neu-Merm

erreichte. Noch war es einige Stunden hin bis zum Beginn des Gottesdienstes; sie waren leiblicher Erholung und Stärkung gewidmet, denn die Messe mit Allem, was sich daran anschließt, dauert mehrere Stunden. Um halb zwölf Uhr trat ich hinaus. Durch alle Straßen bewegen sich die Menschen konzentrisch auf einen Punkt hin: die Kirche. Man braucht nur diesem Zuge zu folgen, um seinen Weg durch die überaus spärlich erhellte Stadt zum gemeinsamen Ziele hin zu finden. Die Eisenbahnbrücke über den Merw durchfließenden Murghab dient auch dem Fußgängerverkehr; wer hier über das eiserne Geländer in das dunkle breite Wasser sah, in dem die Sterne sich spiegelten, mochte schwer daran glauben, daß wenige Meilen unterhalb die Wüste alles Wasser verschluckt, das die Bewässerung bis dahin übrig gelassen hat. Allmählich, je näher zur Kirche, desto dichter wird das Gewimmel der eilenden Menschen; Offiziere aller Grade in Paradeuniform, mit unglaublichen Mengen von Orden, große Truppenmassen (Merw ist eine bedeutende Garnison), Kosaken in ihrer asiatischen Gala mit silbernen Dolchscheiden, silbernen Säbelknäufen, silberbeschlagene Patronenhülsen auf der Brust, in scharlachrothem Besämet und gleichen Aufschlägen, die schwarze Pelzmütze auf dem Kopf, Damen in hellen luxuriösen Toiletten, viele mit dem Kneifer auf der Nase, um den Kopf ein weißseidenes Tuch von weißer bucharischer Seide geschlungen; die Männer in den großen tellerförmigen Uniformsmützen der russischen Beamten — hier im Süden ist diese Kopfbedeckung weiß und hat einen besonders breiten überstehenden Rand gegen die Sonnenstrahlen: man sieht, Merw hat noch eine sehr geringe russische Zivilbevölkerung, die gegen das Militär und die — gleichfalls uniformirten — Beamten sehr zurücktritt. Was nicht Uniform trägt, ist Händler, Diensthote, Agent einer großen Firma, hin und her vielleicht ein Reisender, der in der heiligen Nacht nicht unterwegs bleiben will und die Feier hier mitmacht. Das Alles schiebt sich schweigend, flüsternd durch die weitgeöffneten Thüren in die schwach erleuchtete, hölzerne Kirche. Die meisten, vor Allem die Untermilitärs, müssen draußen bleiben, weil drinnen für die Tausende nicht Raum ist, obwohl die Menschenmenge sich eng und immer enger preßt. Ein verhaltenes Summen geht durch den großen Raum; die erstickende Schwüle wird nur wenig durch den von außen hereinwehenden Luftzug gemäßig: ist es doch wie eine warme deutsche Mittsommernacht unter dem sternbesäeten Himmel zu Ostern hier in Turan, unter der Breite von Tunis und Damaskus.

An der Thüre sitzt hinter einem breiten Tisch ein junger Mann mit großen Haufen von Wachslöchtern in allen Größen vor sich, von den kleinen dünnen Stengeln, die nur drei Kopeken (sechs Pfennige) kosten, bis zu den dicken, schweren, mehrpfündigen Kerzen, die zwei, drei und mehr Rubel kosten (ein Rubel = 2,16 Mark) und von den hohen Offizieren und Beamten gekauft werden. Jeder Eintretende legt ein Geldstück zu einer Kerze auf den Tisch und erhielt von dem jungen Manne die dem geopfertem Betrage entsprechende Größentasse eingehändig; um in der rechtgläubigen Gemeinde nicht aufzufallen, versorgte auch ich mich mit einem Lichtlein von dem Preise entsprechenden mäßigen Dimensionen und trat still in die Reihen der im Dämmerlicht der Messe entgegenharrenden Gemeinde. Kurz vor zwölf Uhr begann der Gesang der Geistlichen, um bald unter einfallendem Glockengeläut stärker und intensiver sich zu erheben, häufig von eifrigen Kreuzschlagen und sich Zuredeneigen der versammelten Männer und Frauen begleitet.

Wer nur des Russischen, nicht auch der altslawischen Kirchensprache kundig ist, versteht wenig von der reichen Liturgie und erhält einen monotonen Eindruck von dem ganzen Gottesdienst, der alsdann um so ermüdender wirkt, weil die ganze Gemeinde steht. Nicht einmal für alte und schwächliche Personen ist in den meisten Kirchen Gelegenheit zum Sitzen vorhanden. Allmählich beginnt sich die Kirche zu erhellen; einer nach dem andern steckt sein Licht an dem bereits brennenden des Nachbarn an und bei dem sich Hin- undherwenden der vielen Menschen geht es von der Stelle aus, wo die ersten Lichter aufflammten, wie eine langsam fortschreitende Wellenbewegung nach allen Seiten durch den Raum. Wohl eine Viertelstunde dauert es, bis alle Kerzen brennen: das Osterwunder hat die von Herz zu Herzen sich fortpflanzende Christenliebe der Brüder unter einander neu entzündet — ein Meer von Flämmchen erfüllt die ganze Kirche bis an die hohe Bilderwand, die das Allerheiligste von der Gemeinde trennt, und nun naht der Höhepunkt des Gottesdienstes. Die durchbrochenen Flügelthüren des Ikonostas, hinter dem der Hochaltar verborgen steht, öffnen sich weit, die Menge drängt und theilt sich rechts und links auseinander, daß eine Gasse vom Altar bis zum Ausgang ins Freie entsteht und durch sie schreitet die Spitze der Prozession, zu der sich nun die ganze Gemeinde ordnet, zur Hauptthüre hinaus: Die Priester mit Rauchfässern und vergoldeten, mehrarmigen Leuchtern, auf denen duftende Kerzen brennen, die Kirchenvorsteher mit dem schwer in

Silber gebundenen Evangelium, die Chorjänger und Kirchendiener mit metallenen und seidenen goldgestickten Prozessionsfahnen, Heiligenbildern und großen Wachslichtern. Dahinter folgt die Gemeinde, Jeder seine brennende Kerze in der Hand, und langsam, unter feierlich getragendem Gesang, bewegt sich der Zug mehrmals durch die milde, weiche, strahlende Sternennacht um das Gotteshaus herum.

Da draußen erwartete uns ein den Russen vertrautes, den, der es zum ersten Male sieht, seltsam anmuthendes Schauspiel: Rund um die Kirche waren theils auf weißgedeckten Tischen, theils auf Tüchern, die man über den Rasen gebreitet hatte, viele Hunderte von Osterbroden aufgestellt: ein hohes, bienenkorbähnliches Gebäck, oben mit mehreren brennenden Lichtern bestückt, mit Rosen aus gefärbtem Zuckerkand und allerlei Konjekt decorirt. So regungslos still war die Luft, daß keins von den zahllosen Lichtern im Freien flackerte. Hinter den Tischen, bei jedem Brode, stand der Besitzer oder die Besitzerin, manchmal auch die gesammte Familie, daneben waren Äpfel, Nüsse, Bregeln u. dgl. in Menge aufgebaut. All das harpte auf die Profession, um mit einem großen, eifrig vom Klerus gehandhabten Weihwasserwedel eingesegnet zu werden — zum Sinnbild der täglichen Nahrung fürs kommende Jahr bis zum nächsten Ostern; bis dahin wird immer ein Stückchen von dem gesegneten Brode aufgehoben. Langsam bewegte sich der Zug um die Kirche. Die gehaltene feierliche Stimmung, die da drinnen geherrscht hatte, war im Freien bald verflogen; die Einhererschreitenden gruppirten sich ganz zwanglos und um die jungen und jüngeren Damen bildete sich bald eine zahlreiche männliche Korona. In diesen neuen Besitzungen Rußlands im Innern von Asien ist das weibliche Element wenig zahlreich und daher sehr begehrt. Meist werden die Beamtenstellungen, wenigstens die mittleren, von verhältnißmäßig sehr jungen, unverheiratheten Leuten eingenommen, die wegen des hohen Gehaltes, der Aussichten auf rasche Karriere und Auszeichnung im Dienst, nach Transkaspien und Turkestan gehen, aber nicht im Sinne haben, dauernd im Lande zu bleiben. Dazu kommen viele Kommandirungen auf kürzere Zeit und die Abneigung der russischen Damen gegen die in Bezug auf Vergnügungen — und ohne solche kann die Russin aus der „besseren“ Gesellschaft nur in seltenen Fällen leben — sehr rudimentären Zustände in Asien. Aus alledem ergiebt sich ein starkes Ueberwiegen der jungen Männerwelt, was mitunter zu gesellschaftlich ganz skandalösen Zuständen führt. Es giebt eine junge

Städtegründung in Turkestan, wo es dazu gekommen ist, daß aus leicht zu errathenden Gründen überhaupt kein geselliger Verkehr gepflegt wird, und von den verheiratheten Frauen — indeß, ich möchte dies Thema lieber abbrechen. Das Flirten in der Osterprozession war einer der unangenehmsten Eindrücke, die ich von der Reise mit hinwegnahm. Kolonialgebiete sind nun einmal kein Nährboden der Sittlichkeit.

Ich schritt eine Weile im Zuge mit, stellte mich dann abseits unter die Menge der bloß zuschauenden Theilnehmer und betrachtete, mein brennendes Licht wie alle Uebrigen in der Hand haltend, das eigenthümliche Bild. Allmählich strömte wieder Alles, den Geistlichen folgend, in die Kirche zurück und die reiche Liturgie nahm ihren Fortgang. „Christus ist von den Todten auferstanden und hat den Tod durch den Tod überwunden und denen im Grabe das Leben gebracht!“ „Vor deinem Kreuze beugen wir uns, Christe, und deine heilige Auferstehung singen und preisen wir, denn du bist unser Gott. Außer dir kennen wir keinen andern und deinen Namen rufen wir an. Kommt alle, ihr Gläubigen, laßt uns verehren die Auferstehung Christi.“ „Die du geehrter bist als die Cherubim und viel herrlicher als die Seraphim, die du unverseht Gott, das Wort, gebarst, du in Wahrheit Gottesgebärerin, dich preisen wir hoch! „O du geheiligte, göttliche Wohnung des Höchsten, freue dich! Durch dich, o Mutter Gottes, ist die Freude uns geworden, darum rufen wir zu dir! Gesegnet bist du unter den Frauen, du über Alles fleckenlose Herrin.“ Vielmals tönen der Ruf des mit dem erhobenen Kreuze das Volk segnenden Priesters und die Antwort der Gemeinde zusammen: der langgezogen ausklingende Gesang des „Christus ist auferstanden“ vom Altare her und das vielstimmige dumpfe Gemurmel der Bestätigung unter dem Volke: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ Wer der Liturgie mit Verständniß folgen kann, wird ihre Schönheit und Erhabenheit empfinden, aber selbst bei diesem Höhepunkt des russischen Kultus fällt die innere Unberührtheit, die Abwesenheit jeglichen Verständnisses der Gemeinde für den geistigen Inhalt der Gesänge und Lektionen, merkwürdig auf. Viel trägt natürlich die dem Volke nur zum geringsten Theil verständliche Kirchensprache dazu bei, aber der innerste Grund ist ein anderer. Die ganze Liturgie bewegt sich in so über Sinnlicher Fassung, ist so mystisch, abstrakt dogmatisch gehalten, daß ein Laie sie im Grunde nicht verstehen kann. Daß die Personen der heiligen Geschichte einmal als Menschen über die Erde gegangen sind und

als Menschen empfunden haben, dafür ist der griechischen Kirche der Sinn so sehr abhanden gekommen, daß sie nicht einmal zu den dem einfachen Volke gewährten religiösen Darbietungen die ergreifenden Töne aus den Gesichtserzählungen der Evangelien erklingen zu lassen versteht, in denen sich katholisches und protestantisches Empfinden so leicht begegnen kann. Die morgenländische Christenheit kennt in ihrem Gottesdienst nichts, was sich an Einfachheit und Wirksamkeit mit jener ergreifenden Franziskanersequenz über Maria unter dem Kreuz vergleichen läßt:

„Stabat mater dolorosa
 Juxta crucem lacrimosa
 Dum pendebat filius.
 Cuius animam gementem
 Contristantem ac dolentem
 Pertransivit gladius!“

Weißrauchwolken und der Duft der brennenden Wachskerzen erfüllten die Kirche, schwebten außen um das Haus und durch die geöffneten Thüren und Fenster zu den Sternen empor. Noch immer harrte die Menge draußen geduldig hinter ihren Broden auf das Ende des Gottesdienstes, aber drinnen wurde es jetzt so erstickend schwül und heiß, daß ein zunehmendes Gedränge nach den Thüren entstand. Von den Damen waren manche nach mehr als zweistündigem Stehen der Ohnmacht nahe, und als das lange Kirchengebet für das kaiserliche Haus, das ganze „Christusliebende“ Kriegsheer, den „heiligen“ regierenden Senat und noch vieles Andere begann, verließ auch ich die Kirche wieder.

Unter den mancherlei Gedanken, die der Gottesdienst in mir wachgerufen hatte, drängte sich einer in den Vordergrund: an die unvergleichliche Fähigkeit des russischen Volkes, sich den verschiedenartigsten Lebensbedingungen anzupassen und seine ganze innere Eigenart, seine Seele sozusagen, dabei unverändert zu behaupten. Am stärksten und werthvollsten ist diese Eigenschaft beim gemeinen Mann, aus dem die Masse der Armee besteht. Der Mann aus dem Volke, der russische Soldat ist schlechterdings unter allen äußeren Umständen fähig, nicht nur überhaupt zu existiren, sondern er vermag die Fähigkeit, zu Hause zu sein, man möchte fast sagen sein Heimathsgefühl, überall dorthin mitzunehmen, dort festzuhalten, wohin er versetzt wird. Dies Vermögen ist für die politische Expansionsfähigkeit Rußlands ganz unschätzbar, und man kann wohl sagen, daß die russische Machtsphäre ohne das heute lange nicht

eine so enorme wäre, wie es der Fall ist. Russische Soldaten haben die transkaspische Bahn gebaut und bei dieser schwierigen Arbeit nicht nur die ja lange bekannte Anstelligkeit des russischen Bauern, sondern auch eine bemerkenswerthe Widerstandsfähigkeit gegen die klimatischen Einflüsse des Wüstengebiets und die oft durchaus ungenügende Beschaffenheit des Wassers gezeigt. Ebenso war die sanitäre Haltung der Sommer und Winter hindurch auf dem Pamir kampfirenden Mannschaften eine vorzügliche und die Ueberwindung der sog. Bergkrankheit, die infolge der abnormen Höhen eintritt — Pässe mehrfach über 5000 Meter — ging schnell und glatt von Statten. Die Engländer sollten es sich doch für ihre Vertheidigung Indiens sehr gesagt sein lassen, daß, wie schon Sumorows Alpenfeldzug gelehrt hat, Terrainschwierigkeiten selbst im Hochgebirge für den russischen Soldaten nichts Unüberwindliches haben. Ich bin begreiflicher Weise nicht in der Lage, überall meine Quellen zu nennen, weiß es aber, daß für die russischen Militärs, die auf dem Pamir gewesen sind, der Gedanke garnichts Absurdes hat, im Winter über den Hindukusch zu gehen, so fabelhaft das klingen mag! Allerdings wäre die Sache mit anderen als russischen Truppen wohl ausgeschlossen.

Ich will bei dieser Gelegenheit einige Worte über die russisch-indischen Grenzverhältnisse am Pamir sagen. Nach den letzten Festsetzungen der beiderseitigen Kommissionen ist also endlich jetzt eine feste Grenze abgesteckt, und zwar folgendermaßen (vgl. Stieler's Handatlas Blatt 59): Von Dschisa, gleich oberhalb Kerki, bildet der Amu-Darja die Grenze zwischen dem Emirath Buchara, d. h. Rußland, und Afghanistan bis zu dem Fort Kalai-Bamar nahe dem Zusammenfluß des Pandsch und Murghab, aus denen der — zunächst immer noch Pandsch genannte — Amu-Darja entsteht. Von hier an beginnt das unmittelbar russische Pamir. Die Grenze gegen Afghanistan läuft nunmehr südwärts, dem Laufe des Pandsch folgend, bis etwa zwanzig Kilometer unterhalb Schkafschim. Von diesem Punkte an wendet sie sich ostwärts und geht zunächst auf dem Kamm eines Gebirgszuges, der den Lauf des Pandsch nördlich begleitet, über Zul-Majar zum See Sör-Kul; von hier mit einer Ausbiegung nach Süden direkt auf den Kamm des Sarykolgebirges zu, das nord-südwärts ziehend die russischen und chinesischen Gebiete scheidet. Andererseits ist der Hauptkamm des Hindukuschgebirges als Grenzlinie zwischen England und Afghanistan festgesetzt worden. Auf diese Weise entsteht zwischen den britischen und russischen Be-

sitzungen ein sog. Puffer in Gestalt eines 300 Kilometer langen und 20—50 Kilometer breiten Streifens, der in der Hauptache durch das Thal des Pandsch gebildet wird und nominell zu Afghanistan gehören soll, thatsächlich aber Niemandes Gebiet bilden wird, denn es fällt den Leuten, die diesen Strich bewohnen, garnicht ein, sich um den Emir in Kabul zu bekümmern, der seinerseits weder die Mittel noch ein Interesse daran hat, seine Autorität in dieser entfernten und armen Gegend geltend zu machen. Ueber die so geschaffene sonderbare „Wurst“ und die heillose Angst der Engländer vor einer unmittelbaren Berührung mit Rußland habe ich in Turkestan ebensosehr ironischen Spott, wie die Versicherung gehört, daß der ganze angebliche Puffer eine Lächerlichkeit sei, da er England für den Ernstfall nichts nützen wird — zumal die Russen in voller Arbeit sind, auf dem Pamir eine großartige Militärstraße zu bauen, die vermuthlich nicht dazu dienen soll, auf ihr spazieren zu gehen.

Es ist ja klar, worauf das britische Bestreben ausgeht. Das Einfachste und Natürlichste wäre, entweder den Flußlauf des Pandsch oder noch besser den Hauptkamm des Hindukusch als Grenze zu nehmen, aber die Engländer wünschen natürlich, den Kamm des Gebirges, und damit die Uebergänge allein in der Hand zu haben, in der Meinung, dadurch ihre strategische Position gegen einen russischen Anmarsch wesentlich zu verbessern. Das mag an sich wohl richtig sein, obwohl man den Feind beim Heraustrreten aus einem Gebirgspasß manchmal leichter schlagen kann, als im Gebirge selbst, aber am Pamir liegen die Dinge doch anders. Ich bin weder selbst in jenen Gebieten gewesen, noch traue ich mir ein selbständiges Urtheil in der Sache zu, aber militärische Kenner der Verhältnisse haben mir in Turkestan ihre Meinung dahin entwickelt, daß die Engländer sich einer Täuschung hingeben, wenn sie meinen, durch ihre angeblich strategische Grenzfestsetzung Indien gesichert zu haben.

Ich habe schon im ersten Kapitel dieser Aufzeichnungen Gelegenheit gehabt, auf die Antipathie der Muhammedaner, insbesondere auch der Pamirbevölkerung, gegen England hinzuweisen und auf das gute Verhältniß zwischen den Russen und den Eingeborenen, ohne deren thätige Hülfsleistung das Kantonniren von Truppenabtheilungen auf dem Pamir sehr viel größere Schwierigkeiten hätte, als jetzt. Diese Hinneigung der Einheimischen — *relata refero* — beschränkt sich keineswegs auf die von den Russen

inorporirten Gebiete, sondern hat ebenso sehr in den innerhalb der britisch-afghanischen Sphäre gelegenen Chanaten Statt, in Tschitral, Kasiristan, Badachschan u. A. Russische Offiziere besuchen diese Gebiete und befolgen dabei das Prinzip, stets in Uniform zu reiten, während die englischen Agenten jenseits ihrer Grenzen, auch wenn sie einen militärischen Rang bekleiden, sich in Zivil bewegen. Trotzdem erfahren es die Russen jedesmal, wenn ein Engländer in den Siedlungen der Eingeborenen sich blicken läßt, während die russischen Offiziere trotz ihrer Kenntlichkeit lange Zeit im fremden Lande reisen können, ohne von den Leuten eine Denunziation gewärtigen zu müssen. So minimal die Macht der wenig zahlreichen Bewohner auf den rauhen Hochlandsgebieten im Zuflußgebiet des oberen Indus und Oxus im Vergleich zu den ungemessenen Mitteln Englands oder Rußlands auch sein mag — unter den Verhältnissen, wie sie in jenen Gegenden herrschen, sind Beistand und Abneigung der Eingeborenen von höchster, ja entscheidender Bedeutung. Man vergegenwärtige sich, was die gegenwärtigen Kämpfe um Malakand und Tschakdara für die Engländer heißen würden, wenn gleichzeitig die Russen die Pässe des Hindukusch überstiegen und auf Kabul und Peshawar anrückten. Außerdem muß noch Mehreres berücksichtigt werden. Das fortgesetzte Zurückweichen der Engländer in ihren zentralasiatischen Differenzen mit Rußland hat ihrem Prestige im ganzen muhammedanischen Asien sehr geschadet. Die Russen tragen Sorge dafür, daß ihre Erfolge und Englands kraftloses Verhalten in der geeigneten Beleuchtung überall in den Grenzgebieten und darüber hinaus bekannt werden; es ist ihnen das vermöge ihrer Beziehungen zum Islam ein Leichtes. Besonders, daß Buchara, das geistige Zentrum der östlichen islamitischen Welt, in ihren Händen ist, bedeutet nach dieser Richtung, was den Ruf der russischen Macht und ihres Vordringens betrifft, sehr viel. Es ist dafür gesorgt, daß, soweit der Antagonismus zwischen Rußland und England im muhammedanischen Asien lebendig ist, also vom Bosphorus bis zum Ganges, Rußlands Kredit bei der Bevölkerung steigt und Englands Ansehen sinkt. Sehr schwer zu erreichen ist das allerdings nicht, denn man braucht nichts als die Thatfachen reden zu lassen, und die Reisen der indischen Fürsten nach England werden auch in den Erwägungen dieser Herren nichts daran ändern, daß die Russen immer näher kommen und den Engländern immer unbehaglicher wird. Die Hauptfrage bleibt aber natürlich die militärische und hier liegen die Dinge für England, trotzdem die Verhältnisse auf der Karte

scheinbar zu seinen Gunsten sprechen, in der That so schlecht als möglich. Mag der gegenwärtige Aufstand längere oder kürzere Zeit dauern, leicht oder schwer gedämpft werden, so ist doch durch ihn wiederum klar gemacht, was man ohnehin weiß, daß die Eingeborenen nichts von England wissen wollen. Wenn die Engländer rücksichtslos Pulver und Blei walten lassen und ein Exempel statuiren, so wird der Haß gegen sie dadurch nur um so größer werden, und wenn sie sich davor scheuen, so wird ihr Prestige nur noch weiter fallen. Auch in dieser Beziehung hat Rußland gezeigt, wie man es machen muß. Als durch verschiedene Schlappen und mehrmaliges nothgedrungenes Zurückgehen der russischen Truppen in den Kämpfen gegen die Turkmene von Achal-Tekke diesen ihr Selbstgefühl sehr gestiegen war, richtete Skobelew das furchtbare Blutbad von Geok-Depe unter ihnen an. Wieviel Menschen beim Sturm auf die Festung eigentlich niedergemacht sind, wird man wohl nie erfahren, aber sicher ist es ein wahrhaft schreckliches Gemetzel gewesen, in dem Frauen und Kinder nicht geschont wurden. Werste weit wurden die Fliehenden wie Schafe niedergemacht und innerhalb der Mauern selbst soll es nach der Erstürmung grauenhaft hergegangen sein. Das war in der That ein Exempel, aber für Rußland war es ebenso ungefährlich wie es seinen Zweck vollkommen erfüllte. Die Tekke standen überall in schlechtestem Rufe, dazu ist ihr Islam überaus zweifelhafter Natur und wo man von ihrer Niederlage erfuhr, vernahm man es gleichgültig oder mit Freude, wie z. B. in Persien. Zugleich aber bändigte dieser Schlag mit einem Male alles Raubgesindel in ganz Transkaspien — die unmittelbare Folge der Erstürmung von Geok-Depe war, daß sich die gefürchteten Turkmene von Merv ohne einen Flintenschuß ergaben, und das wiederum wirkte weithin über die neu vorgeschobenen Grenzen Rußlands hinaus. Es wäre eine große Thorheit, aus bloßer sentimentaler Humanität über die angebliche „zwecklose“ Grausamkeit Skobelews den Stab zu brechen. Das offizielle Rußland thut nichts zwecklos und vollends nicht auf diesem Boden, und die Früchte des Blutbades von Geok-Depe sind durchaus nicht nur für das Ausbreitungsbedürfniß Rußlands, sondern auch für die Kultur gereift. Das anzuerkennen fordert die Gerechtigkeit. Es giebt andere Gebiete, auf denen dafür Rußland der Vorwurf eines zwecklos barbarischen Vorgehens nicht erspart werden kann.

Ein Meisterstück Rußlands war die nach der Erwerbung des

Turkmenenlandes durchgeführte Feststellung der Grenze gegen Persien und Afghanistan — welche letztere ja bekanntlich selbst zu einigem, von orientirten Leuten mit gebührender Heiterkeit angenommenen, englischen Säbelgerassel führte. Bei dem persischen Serachs beginnend, holt die russische Grenze zu einem tief nach Süden reichenden Bogen aus, der den Lauf des Heri-Rud bis zum Sulfagar (Zulfikar)-Paß und fast den ganzen Kusch-Fluß in russischen Händen läßt. In diesem Stück Land liegen die Schlüssel zum nördlichen Afghanistan und zu dem ganzen Nordrand von Iran — und hier wird gegenwärtig von der transkaspischen Linie aus eine Eisenbahn gebaut. Diese Linie ist dazu bestimmt — vorläufig — nicht eher Halt zu machen, als an dem alten Einfallsthür in das vorderasiatische Hochland von Norden her, an der Spalte, durch die der Heri-Rud an dem Sulfagar-Gebirge sich vorbeidrängt. Hier führt die große Straße hindurch, die Asien diesseits seiner zentralen Umwallung von Norden nach Süden kreuzt; jenseits des Sulfagar-Passes theilen sich die Wege ins persische Chorassan, nach Herat und Kabul, nach Kandahar, ins Hilمند-Gebiet und zum Indischen Ozean. Der Sulfagar-Paß ist der Hauptschlüssel zur ganzen östlichen Hälfte des iranischen Hochlandes, Afghanistan mit eingeschlossen, für jeden Eroberer, der von Norden her kommt. Sobald die Eisenbahn hier fertig ist, kommt es militärisch für die Russen nicht mehr so sehr viel darauf an, ob sie Herat schon jetzt besetzen oder damit bis zur Kriegserklärung an England warten. Ich unterhielt mich einmal mit einem Ingenieur auf der transkaspischen Bahn beim Theetisch über diesen Bahnbau am Heri-Rud. „Sagen Sie mir, bitte, wozu bauen Sie eigentlich diese Linie? Mein vis-à-vis lachte, trank seinen Thee aus, stand auf und wies aus dem Fenster des Waggons über die Flugandwüste hin, durch die der Zug rollte, südwärts: „Zu kommerziellen Zwecken“. Sprachs, freute sich über mein augenscheinliches Verständniß für die merkwürdige Betonung des Wortes „kommerziell“ und ließ sich einen Schnaps kommen. Ich that desgleichen und wir tranken das stattliche Maß mit einem Ruck aus: „Auf das Wohl unserer beiderseitigen guten Freunde der Engländer.“ Der Herr baut jetzt den Telegraphen für die Verlängerung der Eisenbahn von Samarkand in das Hauptbaumwollengebiet von Turkestan, nach Andidschan in Ferghana, und schreibt dort wahrscheinlich das Wort „kommerziell“ ohne Gänsefüßchen. Diese Andeutung mag über die Bedeutung der Position Serachs-

Sulfagar-Merutſchak (am Murghab, der zweiten Zugangslinie zu Nord-Afghanistan) genügen. Und was sagt der Eingeborene dazu, daß Rußland seinen Willen stets durchſetzt? Nun — die ruſſiſche Politik iſt in Aſien nur zur Hälfte um des territorialen Fortſchreitens willen ſo zähe; zur anderen Hälfte darum, weil ſie den Orientalen kennt, der für ſeine politiſchen Entſchlüſſe als entſcheidendes Motiv immer die Erwägung gebraucht, welche Macht wohl die ſtärkere ſei. Und England — weicht muthig zurück.

Wie ſteht es nun mit der militäriſchen Poſition Englands gegenüber Rußland am Hindukusch, dem Hauptwall Indiens ſelbſt? Ich habe darüber folgende Darſtellung gehört.

Die Engländer unterhalten im Hindukuschgebiet an verſchiedenen Punkten kleine Garniſonen, welche die Aufgabe haben, die Eingeborenen im Raume zu halten und die Pässe und Straßen zu bewachen. Die Anzahl der Truppen, die dauernd dort untergebracht ſind, kann aber unter den gegenwärtigen Verhältniſſen keine bedeutende ſein, weil die Schwierigkeiten der Verpflegung in dem rauhen Hochlande zu groß ſind: trotzdem aber iſt ein verhältnißmäßig großes Gebiet in Schach zu halten. Erfolgt nun eine Invaſion von Norden her, ſo wird der Angreifer in jedem Falle mit überlegenen Truppenmaſſen auftreten, denn er kann ſich jeder Zeit den Moment wählen, wo er mit geſammelter Macht den Uebergang über die Pamire und den Hindukusch unternimmt, während die Engländer wie geſagt nur ſchwer oder garnicht bedeutende Heeresabtheilungen Gewehr bei Fuß am Abhange oder gar auf den Paßhöhen der Gebirgszüge aufgeſtellt halten können, um jederzeit der Invaſion zu begegnen. Dazu muß man in Betracht ziehen, daß, ſobald die Ruſſen den Uebergang über die Pässe unternehmen, mit großer Wahrſcheinlichkeit ein Auſſtand der Gebirgsbewohner im Rücken der engliſchen Truppen ausbrechen wird, die den Feind am Hindukusch, ſei es am nördlichen oder ſüdlichen Abhang oder auf der Höhe, empfangen ſollen; die Vertheidiger der Pforten Indiens würden alſo zwiſchen zwei Feuer gerathen. Für einen etwaigen Angriff der Ruſſen auf Indien gilt das Induſthal ſelbſt oberhalb Darband für ungangbar; vielmehr geht die Linie, auf der ſich Invaſion und Abwehr voraussichtlich begegnen müſſen, durch das Iſchitralthal ſowohl auf Kabul als auf Beſchawar und die Feſtung Attok am Indus zu, die den Uebergang über den Strom zu decken hat. Das iſt in der Vorſtellung ruſſiſcher Militärs der Weg nach Indien, und im Vertrauen

auf die allerdings nicht hoch genug anzuschlagende Leistungsfähigkeit der Soldaten und die den Engländern feindselige Stimmung der Gebirgsstämme gedenkt man, gelegentlich, nur noch mit einem gewissen Lächeln der alten Straße durch das Rabulthal, auf der bisher noch alle Eroberer seit den Ariern und Alexander dem Großen in die Halbinsel eingedrungen sind: so „bequeme“ Wege brauchen wir nicht, um nach Indien zu kommen! Ich kann übrigens nicht sagen, daß mir besondere Begeisterung für einen indischen Feldzug unter den russischen Offizieren begegnet ist; man rechnete damit auch keineswegs als mit einer sicher bevorstehenden Nothwendigkeit, aber Niemand hegte auch nur die geringste Besorgniß wegen des Ausganges. Die Stimmung gegen die Engländer ist unter dem Militär, soweit ich gesehen habe, weit entfernt von der Erbitterung, die im russischen Volke gegen sie herrscht, wohl aber ist sich die Armee in Turkestan ihrer Ueberlegenheit als wie einer selbstverständlichen Sache bewußt. Sehr anders empfindet allerdings das Volk, und zwar durch alle Schichten hindurch. Ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß kein politischer Instinkt die ganze Nation, von den gebildetsten Ständen bis zum Bauern und Droschkenkutscher, in dem Maße eint, wie die kräftigste Antipathie gegen England. Kein Krieg wäre in Rußland so populär, wie eine Abrechnung mit England, und der große und bemerkenswerthe Umschwung, der sich in der Stimmung Deutschland gegenüber theils vollzogen hat, theils sich vollzieht, geht größtentheils auf die Erkenntniß zurück, daß Deutschland und Rußland gemeinsame Interessen gegen England haben. Ich habe bald nach der Transvaaldepesche Kaiser Wilhelms Gelegenheit gehabt, Rußland von einem Ende bis zum andern zu durchreisen und habe es sowohl damals, als auch in diesem Jahre wieder bestätigt gefunden, daß jede prononziert anti-englische oder doch so zu deutende Stellungnahme von deutscher Seite gegen England in Rußland mit einer Steigerung in der Stimmungstemperatur uns gegenüber beantwortet wird. „Wot molodjézt“, je nachdem ein „braver“ oder auch ein „Teufelskerl“, war die einhellig und mit Ueberzeugung angewandte Charakteristik für den deutschen Kaiser, wenn von dem Telegramm an den Präsidenten Krüger gesprochen wurde. Daß „Wilgéljm“ es den verfl. . . . Engländern ordentlich gegeben, hat dem Kaiser mit einem Schlage in Rußland zu einer gewissen Popularität verholfen. Ueberhaupt habe ich nie anders, als mit Achtung von ihm sprechen gehört. Ich will diesen Abschnitt meiner Erzählung

nicht beenden, ohne all den liebenswürdigen und kenntnißreichen Männern, die ich in des russischen Kaisers Rock auf meiner langen Fahrt kennen gelernt habe und denen ich Vieles für meine Aufzeichnungen verdanke, noch einmal herzlich im Geiste die Hand zu schütteln. Ich hoffe, diese Blätter kommen früher oder später einmal auch nach Turkestan, und es erfüllt sich dort, was ich öfters auf mein Versprechen, ein Exemplar zu senden, geantwortet bekam: „Meine Frau versteht deutsch; sie wird es mir übersetzen.“ Manchmal war es auch nicht eine Frau, sondern eine Tochter. Leider habe ich nur einmal das Vergnügen gehabt, mich mit einer Offiziersdame in Asien deutsch unterhalten zu können, aber ich war erstaunt über die Fertigkeit im Gebrauch der fremden Sprache.

Für unsere Politik, die in einem engen Verhältniß zu Rußland jetzt ihre vornehmste Aufgabe hat und glücklicher Weise auch auf dem Wege dorthin ist, muß die geschilderte englandfeindliche Stimmung in Rußland ein wichtiges und unter allen Umständen zu berücksichtigendes memento bilden. Daß sich die Dinge einst auch ändern könnten — ich will von einer Erörterung dieser Frage, die von innerrussischen Verhältnissen auszugehen hätte, hier absehen — soll hiermit natürlich nicht gesagt sein.

In Anbetracht der Lage muß Rußland einstweilen mit aller Bestimmtheit darauf rechnen dürfen, daß wir seinen Fortschritten in der Richtung zum indischen Ozean mit sympathischen Blicken folgen. Rußland und wir haben das gleiche ausgesprochene Interesse an der Isolirung Englands. Diese Gleichheit unserer Interessen ist mit Naturnothwendigkeit das Gegenstück dazu, daß es umgekehrt Englands Bestreben sein muß und thatsächlich ist, Rußland und Deutschland in Gegensatz zu einander zu bringen resp. zu erhalten. Nur in dem Falle kann England darauf rechnen, daß die beiden Kontinentalmächte ihre Interessen zu seinen Gunsten vernachlässigen. Die Dinge liegen so, daß, wenn wir, d. h. Rußland und Deutschland, uns nicht auf einander verlassen können, jeder von uns den sichereren Nachtheil und England den Profit davon hat. Dabei dürfen wir es uns gesagt sein lassen, daß die Interessen unseres östlichen Nachbarn in Mittelasien so groß sind, daß es ihm ernsthaft auf gewichtige Zugeständnisse und Liebenswürdigkeiten an seiner Westgrenze garnicht ankommen kann, wenn er in der Hauptfrage uns betreffend sich bewußt sein kann, vollkommen sicher zu gehen. Gelingt es, auch Frankreich in diese Politik der Isolirung Englands mit hineinzuziehen, so können die drei Kontrahenten vollends sich

und einander zum Verständniß ihrer Interessen gratuliren. An der Bereitwilligkeit des offiziellen Rußland zu einem solchen Arrangement wird es voraussichtlich nicht fehlen, obwohl es dort auch einige superkluge Köpfe giebt, die neben der entente mit Deutschland auch noch das Aufrechterhalten der Spannung zwischen uns und Frankreich als einen Trumpf im Spiele Rußlands ansehen.

Ich bin weit abgekommen von der Osternacht in Merv. Der Gottesdienst war zu Ende gegangen, die Osterbrode waren eingesegnet, und die Menschen eilten nach Hause, um sich an den gedeckten Ostertisch zu setzen. Abends, bevor man in die Kirche geht, wird das Essen schon vorbereitet; mit der Messe hat die Fastenzeit aufgehört, und unmittelbar nach der Heimkehr aus der Kirche fängt ein Essen und Trinken an, das ganz unglaublich ist, wenn man nicht selber einen russischen Ostertisch und die Leute daran gesehen hat. Die Stände machen dabei keinen anderen Unterschied, als den der Qualität von Speise und Trank, und da man noch in der Nacht mit der großen Schadloshaltung für die Fasten anfängt, so passiren bereits am frühen Ostermorgen sonderbare Dinge auf den Straßen. Alle Welt küßt sich, zu Hause und auf den Straßen, was übrigens an sich in Rußland zu Ostern eine religiöse Sitte ist, nur daß der Einfluß der genossenen Alcoholica den Austausch dieses Ostergrußes zu einer ebenso schwierigen, wie umständlichen und herzlichen Operation macht. Auch die Soldaten genießen zu Ostern sehr viel Freiheit. Singend, tanzend, in allen Stadien „seliger“ Heiterkeit, habe ich die Leute einzeln, zu zweien, in ganzen Schaaren, aufs Zärtlichste umschlungen, an den Osterfeiertagen durch die Straßen ziehen gesehen, aber trotzdem läßt es die unendliche Gutmüthigkeit des russischen gemeinen Mannes zu keinen wirklichen Exzessen kommen. Die Mannschaften sehen alle bemerkenswerth gesund aus und sollen es auch sein. Sehr im Unterschiede zu den unglaublichen Zuständen, die auf diesem Gebiet unter den englischen Soldaten in Indien herrschen sollen, hat es seine guten Folgen in sanitärer Hinsicht, daß in dem muhammedanischen Lande, wo es keine niederen Kasten giebt, Exzesse in venere Schwierigkeiten haben. Die muhammedanische Frau ist ein *noli me tangere*; solche, die sich preisgeben, dürfen gleich einem vom Islam Abtrünnigen von Jedem todtgeschlagen werden, der sie trifft. Es soll trotzdem ganz vereinzelt auch einmal vorkommen, daß eine Eingeborene *vulgato corpore* lebt, in

öffentlichen Häusern, die im Uebrigen von Rußland und dem Kaukasus her sich füllen. In dieser Beziehung sowie in alcoholicis wirkt Rußland leider nicht im Geringsten als Kulturträger, was um so bedauerlicher ist, als unter den Eingeborenen selbst, wie bereits angedeutet, Unsittlichkeiten, die mit der Einsperrung der Frauen durch den Islam zusammenhängen, im Schwange gehen. Die russischen Städtegründungen neben den alten großen Eingeborenenzentren wirken theilweise sogar demoralisirend auf die indigene Bevölkerung, namentlich die jüngere Generation.

Indeß es wird Zeit, von den transkaspischen Gebieten Abschied zu nehmen. In Aschabad hatte ich noch das Vergnügen, der Gast eines alten Berliners zu sein, der, obwohl vor dreißig Jahren nach dem Kaukasus ausgewandert, immer noch unglaublich aufgeklärt und Demokrat vom reinsten Wasser war, ein waschecht freisinniges Berliner Blatt hielt und seinen Dialekt trotz jedem Biedermanne sprach, der nie über Potsdam und das Treptower Eierhäuschen hinausgekommen ist. Der lebenswürdigen Gastfreundschaft dieses Landmannes verdanke ich auch den Genuß, zum ersten und voraussichtlich einzigen Mal in meinem Leben die Operette „Der Zigeunerbaron“ gesehen zu haben — von einer russischen Wandertruppe in einem hölzernen Zirkusgebäude, zusammen mit der ganzen Elite von Aschabad. Vierundzwanzig Stunden später schwamm ich wieder auf dem Kaspi und begrüßte am Donnerstag nach Ostern Baku.

Baku ist einer der merkwürdigsten Orte der Welt. Ich habe eine für mich persönlich außerordentlich lehrreiche und interessante Zeit dort zugebracht, aber was dem Orte seine Bedeutung giebt, die Naphtha, ist schon zu oft Gegenstand eingehender Beschreibungen gewesen, als daß ich mehr denn einige Bemerkungen allgemeinerer Art machen möchte. Die Stadt selbst ist ein so trostloser Aufenthaltsort, wie man ihn sich nur denken kann. Ueber den Kaspi und die Halbinsel Apsheron stürmt so häufig und mit so verderblicher Wirkung der sogenannte „Nord“, daß man dort, wo er weht, eigentlich von keiner Vegetation sprechen kann. Mit Mühe fristen an geschützten Stellen in der Stadt einige Bäume und Sträucher ihr fast das ganze Jahr hindurch blätterloses Dasein; dafür erfüllen aber beim „Nord“ derartige Massen wirbelnden Sandes die Straßen, dringen in die Häuser, setzen sich auf Möbel und Teppiche, unter die Kleider, in Augen, Nase und Ohren, daß der nicht daran gewöhnte Ankömmling seinen Verstand zu verlieren fürchtet. Als ich mich das erste Mal, von Tiflis aus, Baku

näherte und der Zug allmählich aus den Windschatten, den die Ausläufer des östlichen Kaukasus gewähren, hinauskam, dort wo zur Linken die schwarzen Rauchwolken des Naphtarayons von Balachany sichtbar werden, fingen bereits die Sandkörner auf der Nordseite gegen die Fenster zu prasseln an. „Na, das wird wieder nett werden, in Baku giebt's Nord“ meinte mein erfahrener Reisegefährte, und so war es denn auch. Die Straßen erfüllte eine wirbelnde Masse, gegen die das dichteste Schneetreiben eitel Durchsichtigkeit gewesen wäre; alle Bauten stockten, weil kein Arbeiter sich auf einem Gerüst hätte halten oder gar dort etwas schaffen können, und zunächst war es nur auf Momente möglich, die schmerzenden Augen zu öffnen. Solch ein Nordwind dauert gewöhnlich mehrere Tage, und mindestens wöchentlich einmal haben die Bewohner von Baku den Genuß, dieses Lüftchen sich um den Kopf wehen zu lassen. Die Sandmassen rühren daher, daß der Wind wie gesagt keine Vegetation aufkommen läßt, und die Verwitterung das leicht zerstörbare, überall zu Tage liegende Gestein fortgesetzt an der Oberfläche in feine Partikelchen zerfallen läßt, die der Sturm dann als Sand mit sich fortträgt. Dabei giebt es auf Meilen im Umkreise keinen Tropfen wirkliches Süßwasser, denn weithin dehnt sich der salzgeschwängerte einstige Meeresboden, der alles Wasser, Quellen sowohl als auch Niederschläge, bitter-salzig macht. Daher wird sämtliches Trinkwasser für die jetzt 125 000 Einwohner zählende Stadt durch die Destillation von Meerwasser gewonnen, ebenso wie in Krasnowodsk, nur in bedeutend größerem Maßstabe.

Baku steht jetzt nur noch um 20—30 000 Einwohner hinter Tiflis zurück, und diese Entwicklung hat es in wahrhaft amerikanischer Art während der letzten zwanzig Jahre genommen. Einzig und allein die Naphtha hat diesen Aufschwung herbeigeführt. Um Naphtha dreht sich hier Alles; sie allein veranlaßt die Menschen, an diesem schrecklichen Orte zu leben. Allerdings hat die Stadt, da hier die einzig gute Rhede am ganzen Ostufer des Kaspischen Meeres vorhanden ist, seit sehr alter Zeit existirt, aber schon die alten arabischen Geographen wußten zu sagen: „Ohne Noth komme nicht nach Baku — ohne große Noth fahre nicht nach Usun-Abda (der alte Landungsplatz auf der asiatischen Seite, am Balchan-Busen) — ohne die äußerste Noth wage Dich nicht in die Hungersteppe (im Kirgisienlande).“ Zur Saffanidenzeit war Baku ein ziemlich stark frequentirter Transitplatz für den Waarenverkehr

aus Persien und Mittelasien über den pontisch-kaspischen Isthmus zum Bosporus, zum Dnjepr-Kewaweg und zur Donau hin, und die Genuesen haben noch im 17. Jahrhundert die über Baku beförderten Waaren an der Mündung des Kion (Phasis) in Empfang genommen und von dort weiter gebracht. Später beherrschten die Araber und dann die Perser die Stadt; aus der letzteren Periode stammen die wohlerhaltenen Befestigungen der alten (tatarischen) Stadt und der Palaß der Chane, die als Vasallen, mitunter aufjässige, der Schahs in Baku residirten — ein interessanter Bau aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Den berühmten Thurm Ris-Kaleh, das Wahrzeichen der Stadt am Hafen, halte ich dagegen sicher für kein Werk der Muhammedaner und schwerlich auch der Sassaniden. Nur römische, d. h. in diesem Falle byzantinische Baumeister haben dies kolossale Werk, das mir übrigens nur der letzte Rest eines alten Hafendamms sammt Leuchtturm zu sein scheint, errichten können, allerdings möglicher Weise in fremden Diensten, denn davon, daß die Byzantiner direkt am Kaspischen Meere geherrscht hätten, ist nichts bekannt, wenn auch die Beherrscher von Iberien und Albanien, dem heutigen Transkaukasien, für Vasallen des Basileus galten.

Wo die Naphtha herkommt, ist noch eine ungelöste Frage. In der Hauptsache stehen sich zwei Theorien gegenüber. Die eine, hauptsächlich in Rußland vertreten, nimmt Entstehung auf anorganischem Wege durch Aufeinanderwirken von heißem Wasserdampf und kohlehaltigem Eisen im Erdinnern oder durch Umbildung aus den — spektralanalytisch im Weltall beobachteten — freien Kohlenwasserstoffen an. Die andere erklärt die Naphthalager aus der Zersetzung fettenthaltender Seethiere unter Luftabjluß und hohem Druck der allmählich sich über jenen organischen Massen ablagernden Schichten. Thatsächlich liegen unter dem Naphtha führenden Gestein bei Baku sehr viele Fischskelette und man kann experimentell aus thierischem Fett naphthaähnliche Kohlenwasserstoffe herstellen, aber trotzdem bleiben einige Schwierigkeiten übrig. Kürzlich hat ein russischer Gelehrter die interessante Hypothese ausgesprochen, daß in dem Salzsee Afschi-Darja, von dem ich im 1. Kapitel erzählt habe, gegenwärtig die Bedingungen dereinstiger Naphtabildung statthaben, denn die Strömung des Kara-Bugas führt ununterbrochen zahlreiche Fische und niedere Seethiere in jene Pfanne, deren immenser Salzgehalt alle aus dem Kaspi stammenden Organismen in kurzer Zeit tödtet, sie alsdann aber auf dem Grunde der Soole konservirt.

Diese Organismenmasse mischt sich dann mit den mineralischen Stoffen, die gleichfalls vom Wasser ausgetrieben werden, und es entsteht eine Materie, aus der sich möglicher Weise Naphtha bilden kann, wenn später einmal eine Ueberlagerung mit einer festen Decke eintritt.

Die Bedeutung der Naphtha für Rußland ist unermesslich. Kriegs- und Handelsschiffe, Eisenbahnen, Fabriken und Erzschmelzen haben in gleicher Weise Theil an den Vortheilen dieses Heizstoffes. Die Naphtha von Baku ist zu reich an flüchtigen Stoffen, um direkt unter den Dampfkesseln verfeuert zu werden; daher dienen von ihr nur die quantitativ den größeren Theil ausmachenden, nach der Destillation übrigbleibenden Rückstände, Massut genannt, zu Heizzwecken. Bei der Ausdehnung des russischen Wasserstraßennetzes kann die Naphtha bis in die entferntesten Gegenden des Reiches als Ersatz für die meist schwer zu beschaffende Kohle vordringen. In uralischen Eisenwerke sind durch sie trotz des beginnenden Holzmangels gerettet; in den östlichen und südlichen Theilen des Reiches vor allem auf der Wolga, im Kaukasus, auf dem Kaspi und dem schwarzen Meer, in Transkaspien und Turkestan, vereinfacht theils, theils ermöglicht sie erst die Ausbreitung des Schienennetzes und der Dampferkurse ohne Rücksicht auf den sonst vielfach geradem verhängnißvollen Mangel an Brennmaterial. Das Centrum, aus dem diese schwarze Quelle des Segens für Rußland fließt, ist Baku. Ich will nicht von meinem Besuch der „schwarzen Stadt“, von den Naphtabrunnen in Balachany, von den Petroleum-Raffinerien und Reservoiren erzählen, weil das alles bekannte Dinge sind; aber an der kulturgeschichtlich und naturwissenschaftlich merkwürdigsten Dertlichkeit in der Gegend von Baku möchte ich wenigstens nicht mit der bloßen Erwähnung vorübergehen: an Atajhat dem Ort des „ewigen Feuers.“ Wenn auch die brennenden Quellen die hier seit undenklichen Zeiten dem Erdboden entströmen, so ist die Wirklichkeit nicht so ganz den überwältigenden Eindruck machen, wie sich unsere Phantasie das seit der Knabenzeit vorstellen mag. Es bleibt es doch immer ein ewig denkwürdiger Ort, an dem das jetzt verlassene Parzenkloster mit seinem von flammenlodernden Zinnen gekrönten Tempelthurm steht. Der jetzige Bau stammt erst aus dem Anfange dieses Jahrhunderts und seit längerer Zeit ist der letzte Mönch, der an dem ewigen Feuer bisher noch wacht, gestorben oder verschollen, ohne daß er Nachfolger erhalten hat; ja die Wallfahrten der Parzen hierher sind ganz ins Stoden gerathen und die heiligen Flammen dienen theilweise dazu.

Kessel einer großen Fabrikanlage zu heizen, die sich dicht neben dem Tempel erhebt und wo Naphtha raffinirt wird, aber wer könnte trotz alledem ohne Bewegung diesem Naturschauspiel zusehen, das einst für die vielen Millionen Befenner einer heute fast ausgestorbenen erhabenen Religion — es war die edelste, die der arische Stamm hervorgebracht hat! — ein Sinnbild des höchsten, waltenden Wesens war, Muramazdas, des Vaters des Lichts, des Gebers aller guten Gaben vom Himmel!

Eine Pflicht will ich bei der Berührung von Baku nicht verjäumen: die des herzlichsten Dankes für die große, nach unseren westeuropäischen „degenerirten“ Begriffen übergroße Gastfreundschaft und das freundliche Geleit, die mir in Baku vom deutschen evangelischen Pfarrhause zu Theil geworden sind. Ihnen beiden, Herrn Pastor Zimmermann und seinem Gehilfen, dem ausgezeichneten Kenner des kaukasischen Landes und der kaukasischen Geschichte, Herrn Pastor Bergmann, schüttele ich hiermit noch einmal über Land und Meer in herzlichem dankbaren Gedenken die Hand.

Tiflis! Auch hier wiederum ist das deutsche Pfarrhaus für mich, wie für so viele andere Wanderer Ruhepunkt und Standort gewesen. Ich werde noch darauf zurückzukommen haben, was ein evangelischer Pastor in Transkaukasien ist; für jetzt aber zum Aufbruch nach dem zweiten, nun dem Hauptziel meiner Reise: nach Armenien! Jetzt hört die Verbindung mit Eisenbahnen und Dampfschiffen auf; ins Hochland fährt man mit Pferden, mit der berühmten russisch-kaukasischen Post. Ich kann es mir aber nicht versagen, auch noch außer der unvergeßlichen Fahrt über die große sog. kaukasische Transitstraße von Tiflis nach Erivan, in Kürze wenigstens, auch das Riesenwerk der „grusiniischen Militärstraße“ zu schildern, die über den eigentlichen Kaukasus von Wladikawkas am Nordfuß des Gebirges nach Tiflis im Süden führt. Auf ihr habe ich den ersten Eindruck der neuen Welt erhalten, die mich nun auf Monate umfangen halten sollte, und für den, der nicht wie ich mußte, erst seitwärts übers Kaspijsche Meer nach Turkestan will, bilden die Militärstraße und der Transitweg auch eine große zusammenhängende Route nach Armenien.

(Fortsetzung folgt).

Zur Flottenfrage.

Von

W. G.

Von einer Nation, die zu ihrer Einigung Jahrhunderte gebraucht, wird schwerlich nach weiteren 26 Jahren schon erwartet werden dürfen, daß sie sich in alle ihre neuen Aufgaben eingelebt hat; ebensowenig kann man von einem erst vor 50 Jahren politisch mündig gewordenen Volke die politische Reife solcher Nationen verlangen, die seit Jahrhunderten gewohnt sind, ihren öffentlichen Angelegenheiten Ziel und Richtung zu geben. Mehr als für das Schicksal des Einzelmenschen gilt für große Völker das Wort, daß Gottes Mühlen langsam mahlen. Darum will es uns nutzlos erscheinen, wenn in der Fehde um die kommende Marinevorlage von Seiten der Flottenfreunde mit Uebereifer und theilweise sogar mit Erbitterung gekämpft wird. Freilich ist es oft schwer, sich gegenüber den immer wieder in Umlauf gesetzten, auf die Urtheillosigkeit der großen Menge berechneten Schlagworten zorniger Aufwallung zu erwehren. Aber sie ist zwecklos und zum Theil schädlich, denn nur zu leicht verleitet sie dazu, dem „deutschen Michel“ in die Schuhe zu schieben, was doch die natürliche Folge unserer nationalen Entwicklung ist. Wir dürfen nach der ganzen Befensversichtlich erwarten, daß es auch seinen Art werden wird, wenn es nur erst innerlich ist. Diese innerliche Vorbereitung aber wird alle Diejenigen, die unsere künftige Entvermögen, nicht müde werden, laut und eisen und Denen entgegenzutreten, die aus

irgend welchen Gründen, sei es Furcht vor dem Militarismus, Scheu vor den Geldopfern, Anglomanie oder blinde Liebe für die Armee die naturgemäße Ausgestaltung unserer Seemacht zu hemmen versuchen. Mit Begeisterung, Zorn oder Entrüstung ist da wenig zu machen. Gründliche, leidenschaftslose, ja rein nüchterne und geschäftsmäßige Erörterung der streitigen Ansichten führt allein, aber auch sicher zum Ziele. Sie wird auf den etwas schwerfälligen, nachdenklichen Charakter der Deutschen ihre Wirkung nicht verfehlen, selbst dann nicht, wenn der Gegner, wie wir später zeigen werden, große Namen und strategische Beweisstücke ins Treffen führt. Es steckt zu viel kaufmännischer Sinn in unserem Volke, als daß es nicht schließlich einsehen sollte, daß die von anderen großen Handelsnationen eingeschlagenen Wege auch ihm das Ziel näher bringen müssen. —

Wir möchten nun in Folgendem einige Irrthümer aufklären, die gerade in den letzten Wochen über die Flottenfrage verbreitet wurden, und glauben, unseren Erörterungen keine bessere Grundlage geben zu können, als indem wir zunächst die Aufgaben der deutschen Kriegsflotte betrachten. Wir gehen dabei von dem selbst von Marinegegnern als gültig anerkannten Satze aus, daß der Besitz einer Seeküste auch die Nothwendigkeit einer Kriegsflotte bedingt; nur über deren Größe und Zusammensetzung gehen die Meinungen auseinander.

Gemeinhin rechnet man zu den Aufgaben unserer Kriegsflotte:

1. den Schutz der Küste gegen Landungen feindlicher Heere sowie gegen Beschießung und Brandschatzung der Küstenstädte.
2. den Schutz des schwimmenden Nationaleigenthums und der Deutschen im Auslande und
3. den Schutz unserer Kolonien.

Ueber den zuerst genannten Zweck der schwimmenden Streitmacht ist schon viel geschrieben und gesprochen worden, und doch herrschen gerade in Bezug auf ihn die verworrensten Begriffe in unserem Volke. Man fragt sich: wozu dienen denn die Küstenforts, wenn nicht zur Vertheidigung der Küste? Aber man denkt nicht daran, wieviele Hunderte solcher kostspieligen Festungsanlagen erforderlich wären, um auch nur die wichtigsten Theile der Küste zu sichern. Würden die vielen Tausende, die allsommerlich unsere Seebäder bevölkern, die sprüchwörtliche Langeweile des Strandlebens einmal dazu benützen, über diese Dinge nachzudenken, so wäre schon viel gewonnen. Sie würden dann auch die so oft ausgesprochene Ansicht, unsere Nordseeküste sei gar nicht und der

Dijsestrand nur schwer zugänglich, auf ihre Richtigkeit prüfen. Der Augenschein würde sie belehren, daß beide Küsten eine ganze Reihe von Punkten aufweisen, an denen eine gut ausgerüstete Transportflotte in wenigen Stunden eine größere Heeresabtheilung landen kann. Nun soll Moltke gesagt haben, eine solche Landung sei unmöglich in Anbetracht unserer zahlreichen Küstenverteidigungsmannschaften. Der große Feldmarschall hat dies in der That einmal ausgesprochen, doch sprach er dabei nicht von Landungen großen Stils, sondern nur von den Landungskorps, die ein feindliches Geschwader aus seinen Besatzungen bilden kann, also von 1000—1500 Mann, die allerdings von unseren überlegenen Küstenstreitkräften zurückgeworfen werden können. Solche Operationen können immer nur kleine Theilzwecke verfolgen und zwar großen Schaden anrichten, aber auf den Gesamtkrieg in den meisten Fällen wenig Einfluß ausüben. Allein wie viel anders liegt der Fall, wenn Frankreich seine ausgezeichnete, schon im Frieden zwischen seinen Mittelmeerhäfen und Algier-Tunis trefflich geschulte Transportflotte, oder wenn Rußland seine sogenannte „Freiwillige Flotte“ dazu benutzen, große Truppenmassen unter dem Schutze eines starken Geschwaders an unserer Küste zu landen?

Ein angesehenener Militärchriftsteller schrieb vor einiger Zeit: „Wenige, an geeigneten Eisenbahnpunkten bereit gehaltene Divisionen sichern gegenwärtig Deutschland gegen jeden Versuch einer Invasion von der Seeseite.“ Das klingt so überzeugend und doch trifft es nicht zu, denn der betreffende Gewährsmann rechnet nicht mit der Leichtbeweglichkeit moderner Transportflotten, die, von Wind und Strom wenig beeinflusst, die ganze deutsche Küste in 1½ bis höchstens 2 Tagen abdampfen können. „Wenige Divisionen“ würden daher wahrscheinlich immer zu spät kommen; und wollten wir für diesen Kriegszweck mehrere Armeekorps verzetteln, so liegt doch die Frage nahe, ob wir nicht mit einer Flotte, die wir auch für andere Zwecke dringend gebrauchen, billiger und zugleich sicherer zum Ziele kommen; billiger in Bezug auf die Menschen, denn eine Flotte kostet zwar auch viel Geld, aber verhältnißmäßig sehr wenig Menschen und sicherer, weil jede Landung, sei sie groß oder klein, so lange ein unendlich gefährliches Unternehmen ist, als feindliche schwimmende Streitkräfte in erreichbarer Nähe sich befinden. Sind dagegen Letztere nicht zu fürchten, so ist mit einer Landung unter dem Schutze der eigenen Kanonen keine erhebliche Gefahr verknüpft, denn man wird sich bald darüber klar sein, ob man den

an Land befindlichen Streitkräften gewachsen ist und wird im schlimmsten Falle die Landung unter dem Schutze der Flotte wieder aufgeben und an geeigneter, vom Feinde nicht vorauszu sehender Stelle wiederholen können. Wie leicht lassen sich auch Scheinlandungen mit einer beabsichtigten Unternehmung verbinden. Der wirklich gelandeten Macht kann dann kein Einhalt geboten werden, weil die Vertheidigungs-Divisionen nach einer anderen Richtung dirigirt sind. Es ist seltsam, daß von den meisten, auch von den militärisch geschulten Schriftstellern die auffallende Besonderheit des Seekrieges übersehen wird, daß der angreifende Gegner von jenseits des Horizontes kommt, und daß Ort und Zeit des Angriffes auf die Küste je nach der Sichtigkeit der Luft nur auf wenige Stunden von den zunächst Betheiligten vorauszu sehen sind.

Es giebt auch Punkte genug an unseren Küsten, an denen sich ein feindliches Korps unter dem Schutze der eigenen Flotte jeder Zeit erholen kann.

Das Auftreten starker feindlicher Heeresabtheilungen im Verein mit Schlachtfлотten ist heute, wo sich Millionenheere an den Grenzen zusammendrängen, viel wahrscheinlicher als früher. Daß aber ein in dieser Weise ausgeführter Flankenstoß auf eine Stellung, die sich auf Küstenstellungen stützt, verhängnißvoll werden kann, liegt auf der Hand.

Sind wir dagegen Herren in unseren eigenen Gewässern, so werden die jetzt für die Küste erforderlichen Heeresheile für den Landkrieg verfügbar.

Giebt man aber nach Vorstehendem zu, daß zur Verhinderung einer Landung großen Stils nur eine starke eigene Flotte die erforderliche Sicherheit bietet, so kommt man auch sehr bald zu einem Schlusse, wie groß diese Flotte sein muß. Es nützt gar nichts, zu sagen, Deutschland müsse eine Flotte soundsovielen Ranges besitzen. Vor kurzer Zeit hat ein ausgezeichnete Marineschriftsteller*) an der Hand von Vergleichstabellen nachgewiesen, daß es nur eine Flotte ersten Ranges, die englische, und eine zweiten Ranges, die französische, gebe und daß von den Flotten dritten Ranges Deutschland erst die fünfte Stelle einnehme. Man sieht daraus, daß die Rangordnung keinen Anhalt zur Beantwortung unserer Frage geben kann, sondern nur das eigene Bedürfniß. Nach dem oben Gesagten aber verlangt dieses gebieterisch eine Flotte, die in den

*) Georg Wislicenus. Der Werth der Kriegsflotten. Grenzboten I. 1897.

eigenen Gewässern den Kampf mit der feindlichen Flotte mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen, also in diesen Gewässern die Seeherrschaft ausüben kann.

Wenn nun behauptet wird, zur Ausübung der Seeherrschaft in der Ostsee — genüge eine der russisch = baltischen Flotte gewachsene Kriegsmarine, so trifft dies keineswegs zu. Angenommen, die deutsche Flotte befinde sich während eines Krieges gegen den Zweibund im östlichen Theile dieses Meeres, wer würde das französische Nordgeschwader hindern, in dasselbe einzulaufen und uns zwischen zwei Feuer zu bringen? Schon die Möglichkeit dieses Falles mühte unsere Streitkräfte im Westen festhalten und die ganze östliche Küste den Unternehmungen Rußlands preisgeben.

Dasselbe aber gilt für die Nordsee, den „german ocean“, wie bezeichnender Weise nicht wir, sondern die — Engländer sagen. Wie kann auch Jemand im Ernst sagen, daß die deutsche Flotte sich auf die Ostsee beschränken solle, während doch unsere größten Seeinteressen vor der Elbe und Weser zu schützen sind!

Wenn von der Gefahr der Beschädigung unserer Küstenstädte gesprochen wird, so pflegen Marinegegner auf die angeblich starke Befestigung unserer wichtigsten Küstenpunkte hinzuweisen. Dem gegenüber ist festzustellen, daß mit Ausnahme der Weser- und Elbe-Befestigungen, der Werke von Wilhelmshaven, Kiel und allenfalls noch derjenigen von Swinemünde, die gesammte Küste keinen nennenswerthen Schutz aufzuweisen hat und daß die genannten Anlagen nur zum geringsten Theil modernen Ansprüchen genügen.

Was endlich die Brandschädigung offener Städte betrifft, auf die wir ja bekanntlich im Kriege mit unseren westlichen Nachbarn ziemlich sicher rechnen dürfen, so wird, besonders von denen, die in der Armee allein das Heil Deutschlands erblicken, geltend gemacht, daß aller in dieser Weise entstehende Schaden bei der Festsetzung der Kriegskostenentschädigung ausgeglichen werden könne. An sich ein bequemes und billiges Auskunftsmittel, nur muß man sicher sein, daß die Armee auch siegreich sein wird. Und auch dann, wenn diese Voraussetzung zutrifft, kann mit Zug und Recht bezweifelt werden, ob die Zerstörung von Städten, wie Hamburg — die Elbbefestigungen allein werden einen energischen Gegner nicht daran hindern — überhaupt in dieser Weise gut zu machen ist, denn ihr Werth dürfte der gesammten französischen Kriegs-

entschädigung gleich kommen. Wer aber daran zweifelt, daß mit derartigen gewaltsamen Unternehmungen des Feindes gegen unsere Küsten gerechnet werden muß, der möge sich doch die Fachliteratur ansehen und auch das Bismarcksche Wort „Saigner à blanc“ nicht vergessen.

Fassen wir alles bisher über die erste Aufgabe der deutschen Kriegsflotte Gesagte zusammen, so kommen wir zu folgendem Schlusse: Eine Küstenvertheidigung kann nur dann erfolgreich ausgeübt werden, wenn unsere Gesamtsflotte — wir setzen dabei den günstigen Fall, daß der Kaiser-Wilhelm-Kanal dauernd offen bleibt — der zu erwartenden feindlichen Flotte gewachsen ist. Dies würde bedeuten, daß wir der Vereinigung des französischen Nordgeschwaders mit der russisch-baltischen Flotte mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten können. England, dessen Ueberlegenheit zur See unbestritten ist und bei allen absehbaren politischen Möglichkeiten auch bleiben wird, können wir dabei außer Betracht lassen.

Wenden wir uns nun zu der zweiten der genannten Aufgaben unserer Flotte, dem Schutze des deutschen Seehandels. Man hat im Hinblick auf diesen Zweck die für die Marine aufgewendeten Geldmittel mit Recht eine Versicherungsprämie des Seehandels genannt. Und in der That beruht schon im Frieden die Sicherheit desselben vielfach auf dem Schutze durch die Kriegslagge. Das haben nicht nur zahlreiche Fälle bewiesen, in denen unsere Kriegsschiffe der konsularischen Thätigkeit in überseeischen Staaten den nöthigen Nachdruck verschaffen mußten; das erhellt auch aus den lebhaften Beschwerden der betreffenden Handelskreise, sobald einmal unsere Marine aus irgend welchen Gründen nicht im Stande ist, eine der auswärtigen Stationen zu besetzen. Darüber braucht kaum ein Wort verloren zu werden, denn selbst eingefleischte Marinegegner pflegen in solchen Fällen ihre Stimme für die Entsendung von Kreuzern zu erheben. Die kürzlich einmal in der Presse aufgetauchte Idee, dieser Theil des Handelschutzes beruhe auf dem „Flaggenzeigen“ und dazu seien auch alte, minderwerthige Kreuzer brauchbar, kann wohl kaum ernst genommen werden. Mit Ausnahme einiger Südjseeinseln giebt es jetzt keine „exotischen“ Staaten mehr, die sich durch Bogelscheuchen einschüchtern ließen, wohl aber begegnen unsere Kreuzer in Ostasien, in den beständig unruhigen mittel- und südamerikanischen Staaten und anderwärts modernen Kriegsfahrzeugen, denen gegenüber nur leistungsfähige Schiffe überhaupt einen Werth besitzen. Denn es kommt nicht nur darauf an, die

Flagge zu zeigen — das ist nur ein bildlicher Ausdruck — sondern es ist vor Allem erforderlich, daß hinter der Flagge eine hinreichende Macht steht, die durchsetzen kann, was sie will und nöthigen Falls Repressalien ergreifen kann. Immer bleibt aber zu bedenken, daß für jede ernstere Forderung, die wir in der berechtigten Wahrung unserer Interessen zu stellen haben, die Stärke unserer heimischen Flotte allein maßgebend ist. Alle einzelnen Schiffe im Auslande, so wichtig sie sind, stellen doch nur die Vorposten unserer heimischen Kraft dar. Daß diese heimische Kraft, unsere Schlachtflotte, der Faktor ist, der bei der Wahrung unserer wirthschaftlichen Interessen im Auslande allein „ausschlaggebend ins Gewicht fällt, das muß erkannt werden. Nur Macht schafft uns unser Recht.“

Unklarer sind dagegen die Ansichten über den Handelschutz im Kriege.

Einige bezweifeln, daß durch einen Krieg der Seehandel in seiner Gesammtheit und dauernd großen Schaden leide, weil doch der Telegraph die Kriegserklärung mit Blitzesschnelle über die ganze Erde verbreite und die Mehrzahl der Schiffe, dadurch, daß sie in neutralen Häfen blieben, sich der Gefahr entziehen könnten; nur die auf hoher See befindlichen seien der Wegnahme ausgesetzt. Nach dem Kriege aber würden die unterbrochenen Handelsbeziehungen ohne Weiteres wieder aufgenommen.

Gewiß hat der moderne Schiffer dadurch, daß er den Ausbruch des Krieges früher als in alten Zeiten erfährt, mehr Aussicht der Wegnahme zu entgehen. Allein einerseits ist das Bedürfniß des eigenen Landes nach Aufrechterhaltung des Seeverkehrs auch während des Krieges, wie wir gleich sehen werden, heutzutage weit dringender als früher und andererseits giebt die immer mehr zunehmende Dampfschiffahrt dem modernen Seefahrer weit größere Aussicht den feindlichen Kreuzern zu entgehen, als dies zur Seglerzeit der Fall war und endlich können moderne Kreuzer nicht wochen- und monatelang auf dem Ocean herumjagen, seitdem auch sie lediglich dampfen können und Kohlen ergänzen müssen — gewichtige Gründe, die es unwahrscheinlich machen, daß die Mehrzahl unserer Schiffe bei Ausbruch des Krieges ihre Fahrten einstellen wird.

In der Zeit, da die Windkraft allein zur Fortbewegung der Schiffe Verwendung fand, waren diese von den großen Luftströmungen unseres Planeten abhängig und darum an ganz bestimmte Wege gebunden, auf denen sie der feindliche Kreuzer mit großer Sicherheit des Erfolgs erwarten konnte. Heutzutage dagegen, wo

der Kurs des Dampfers nur wenig von Wind, Wetter und Strom beeinflusst wird, wo er beliebige Umwege wählen kann, müßte die Zahl der Kreuzer, und seien sie noch so schnell, verzehnfacht werden, um auch nur einen annähernd so großen Fang zu machen, wie uns die Berichte aus der Zeit der großen französischen Freibeuter oder des Sezessionskrieges melden.

Das gesteigerte Bedürfniß des Landes nach Aufrechterhaltung des Seehandels auch während eines längeren Krieges aber erklärt sich in erster Linie aus der Schwierigkeit der Volksernährung während desselben. Die unaufhaltjame und schnelle Entwicklung unserer Industrie entvölkert das platte Land, und schon in Friedenszeiten reichen die Hände zu seiner Bestellung kaum noch aus. In einem längeren Kriege aber, in dem auf die letzten Jahrgänge der Landwehr zurückgegriffen werden muß, wird sich dieser Uebelstand in weit höherem Maße fühlbar machen. Vermindert sich also auf der einen Seite die Zahl der produktiven Arbeitskräfte, so steht auf der anderen die Aufgabe, ein unproduktives Millionenheer längere Zeit zu verpflegen; die Nachfrage hat also beträchtlich zugenommen, während das einheimische Angebot sich stark vermindert hat.

Ein Schriftsteller wandte kürzlich dagegen ein, man könne schon dadurch, daß man die Fabrikation von Kornbranntwein und die Fütterung des Viehes mit Korn verbiete, allen Schwierigkeiten begegnen; und dann lieferten Oesterreich-Ungarn, Rumänien und Serbien, Italien u. s. w. mehr als genug, um den Ausfall zu decken. Gegen das erste Hülfsmittel ist zu sagen, daß man in einem großen Staate doch nicht wie in einem Bataillon oder einer Schiffsbesatzung derartig schroffe Maßregeln ohne die äußerste dringendste Noth wird anordnen können. Und ist es nicht fraglich, ob dann, wenn man sie anordnen wird, also in der letzten Phase eines unglücklichen Krieges, sie den erhofften Erfolg haben wird? Wahrscheinlich denkt dann ohnedies Niemand mehr daran, Schnaps zu brennen oder Vieh mit Getreide zu füttern.

Daß aber die angeführten Länder uns aushelfen können, ist zahlenmäßig bis jetzt nur für Friedenszeiten erwiesen. Gerade in einem großen kontinentalen Kriege wird weder Oesterreich-Ungarn noch Italien Getreide für uns übrig haben und selbst — aus denselben Gründen wie wir — sich nach Ersatz aus ihren Nachbarländern umsehen.

Ebenjowenig ist der Einwand stichhaltig, daß dann dem ausländischen Getreide der Weg über Belgien, Holland und Zütland übrig bleibe. Zütland hat keinen großen Importhafen, und die Einfuhr durch Belgien und Holland wird Frankreich un schwer unterdrücken können, denn es hat es ja ganz in der Hand, durch Blockirung ihrer Häfen oder durch Besetzung des Landes deren gesammten Handel lahm zu legen, falls sie trotz des Verbotes uns Lebensmittel zuführten.

Nun sagt man auch, England, das hierbei in seinem Frachtgewerbe gestört werde, könnte derartige Maßregeln nicht zulassen. Wer aber Englands Charakter kennt, wer seine Politik in den letzten zweihundert Jahren verfolgt hat und außerdem aus den täglichen Aeußerungen seiner Presse wie seiner öffentlichen Vertreter weiß, daß es in Deutschland seinen stärksten wirthschaftlichen Gegner erkannt hat, wird unmöglich annehmen, es werde eine Maßregel zu hindern suchen, die uns vernichten könnte.

Zu der mangelnden Zufuhr von Lebensmitteln könnte in einem unglücklichen Kriege der Verlust produzierender Bodenfläche im Osten und industriellen waffenliefernden Gebietes (Essen, Solingen u. s. w.) im Westen treten.

Alle diese, in ihrer Summe vernichtenden Uebelstände werden nur dann zu ertragen sein, wenn unser Seehandel ohne bedeutende Störung bleibt.

Und noch eins: Zum Kriegführen gehört bekanntlich dreimal Geld. Was werden wir im Kriege allein für das auf gefahrvollen Wegen eingeführte Getreide, das schon in Friedenszeiten die enorme Masse von täglich 6227 Tonnen beträgt, bezahlen müssen? Und wo soll dies Geld herkommen, wenn Handel und Wandel stocken? Industrie und Handel umfassen nach Sidmann zur Zeit 360000 Betriebe mit zusammen $7\frac{1}{2}$ Millionen Arbeitern. Von letzteren stehen im Kriege etwa $\frac{1}{7}$ im Felde; die übrigen 6 Millionen müssen arbeiten, um zu leben und sind auf die Einfuhr von Rohstoffen und die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse angewiesen. Was sollte aus dem Staate werden, wenn ein großer Bruchtheil dieser Bürger erwerblos würde? Der Staat athmet gewissermaßen mittelst seiner Grenzen, und da der Seeverkehr so viel umfangreicher ist als der über die Landgrenzen gehende, so kann man den Seehandel die Lungenathmung eines Landes nennen. So lange sie nicht oder nur wenig behindert ist, so lange pulst das Leben spendendes Blut in den Adern des Organismus; mit ihrem Aufhören sterben auch

dessen Funktionen rasch ab. Darum ist es auch verständlich, daß das im ersten Anlaufe niedergeworfene Frankreich uns noch monatelang standhielt und noch Ströme deutschen Blutes zu seiner Zwangung vergossen werden mußten. Und darum kann auch kein Zweifel darüber herrschen, daß mit dem Stocken unseres gegenwärtig auf 6 Milliarden zu bewerthenden Handels die ernstesten Störungen im innern Leben des Staates eintreten müssen.

Die Behauptung, daß moderne Kriege wie die Gewitter nur von kurzer Dauer seien, mußte erst noch bewiesen werden. Wir sind vielmehr überzeugt, daß der nächste Krieg dazu bestimmt sein wird, die seit Jahrzehnten aufgesummten Spannungen wirtschaftlicher Art zu entladen und auszugleichen, daß er wegen der gegenwärtig über die ganze bewohnte Erde reichenden und sich kreuzenden Interessen der Völker einen Umfang, eine Dauer und eine Verwickeltheit der Verhältnisse aufweisen wird, die nur in den langen Kämpfen Englands, Frankreichs und Spaniens um die Seeherrschaft im 17. und 18. Jahrhundert ihresgleichen finden werden. Erst wenn einer oder mehrere der am Streite mitbetheiligten Gegner verblutet sind, wenn sie als selbständige Nationen zu existiren aufgehört haben, wird man einen neuen Gleichgewichtszustand, nicht mehr ein europäisches, sondern ein Weltgleichgewicht auf wirtschaftlicher Basis festzustellen bemüht sein.

Nachdem wir uns von der Nothwendigkeit des Handelschutzes im Kriege überzeugt haben, müssen wir nun auch die Möglichkeit seiner Ausübung prüfen. Man sagt mit Recht, es sei unmöglich, daß dem weitverzweigten Handel überallhin der Schutz der Kriegssflagge folge. Das ist aber auch nicht nöthig. Jede Zeit muß die ihren Hilfsmitteln angepaßte Form des Handelschutzes finden. Wie wir schon oben erwähnten, waren die Segelschiffe früherer Zeiten aus technischen Gründen an wenige Wege gebunden. Somit lag es nahe, sie zu Flotten zu vereinigen und ihnen eine Bedeckung von Kriegsschiffen, den Convoi, mitzugeben. Da nun heutzutage, wie wir an der selben Stelle ausgeführt haben, die Sicherheit des Dampfers gegenüber dem Kreuzer in der Möglichkeit, einen beliebigen Kurs zu wählen, beruht, kann von einem Zusammenhalten der Schiffe nicht mehr die Rede sein. An einem Punkte müssen aber auch in der Jetztzeit die getrennten Wege zusammenführen, nämlich vor den Einfahrten unserer Häfen, bezw. in der Nordsee, im Kanal und auf der Linie Skagerrack-Schottland. Hier wird also auch der Feind, will er nicht seine Kräfte zersplittern, die Handels-

zerstörer aufstellen, und bis hierhin bezw. von hier aus bis zum Hafen werden wir unsere Handelschiffe schützen müssen, sei es nun, daß wir sie zu Convois vereinigen, sei es, daß wir durch Aufstellung starker Streitkräfte die See so wirksam beherrschen, daß kein feindlicher Kreuzer sich in ihren Gewässern dauernd aufhalten kann. Eine dauernde Sicherheit wird für den Handel naturgemäß erst erreicht sein, wenn durch Niederkämpfung der feindlichen Schlachtflotte den gegnerischen Kreuzern der Rückhalt entzogen ist. Alle Kapereien außerhalb der geschützten Zone werden kaum vermieden werden können; sie werden aber wenig zahlreich sein und den Gesamthandel nicht ernsthaft stören können.

Wir sehen also auch an der Hand dieser Ueberlegung, daß das A und O der Flottenfrage die Gewinnung der Seeherrschaft in unseren Gewässern ist und daß alle Aufwendungen für die Marine nutzlos sind, so lange mit ihnen dieses Ziel nicht erreicht werden kann. Auf halbem Wege stehen bleiben, hieße ein Haus ohne Dach bauen.

Ehe wir das Gebiet des Handelschutzes verlassen, möchten wir auch die Bedeutung der Kriegsmarine für die im Auslande lebenden Deutschen betrachten. Ihr Schutz ist kurz identisch mit dem Handelschutz im Frieden. Die Erhaltung ihres Deutschtums aber ist eine ideale Aufgabe der Marine, die sie unausgesetzt zu erfüllen hat. Wer noch zu Anfang der siebziger Jahre das Ausland bereiste, weiß, daß unsere Landsleute draußen nichts Eiligeres zu thun hatten, als in Sitte, Gewohnheit und Sprache möglichst rasch Alles abzulegen, was sie von den konkurrierenden Engländern, Spaniern und Portugiesen unterschied. Das ist, Gott sei Dank, anders geworden, seitdem unsere Flagge in allen Meeren weht. Jeder Deutsche im Auslande ist gewissermaßen der Vertreter einer größeren Interessengruppe in der Heimath. Seine Einwirkung auf fremde Staatswesen kann aber nach Zahlen überhaupt nicht angegeben werden; sie zählt zu jenen Imponderabilien, die in Manchester unterschätzt zu werden pflegen.

Wenn wir nun zu der dritten Aufgabe unserer Flotte, dem Schutze der deutschen Kolonien übergehen, so müssen wir unseren Ueberlegungen zunächst dadurch einen festen Ausgangspunkt verschaffen, daß wir eine Vorfrage beantworten, nämlich: Brauchen wir Kolonien? Manchen wird die Frage müßig erscheinen; aber in einem Lande, in dem einst der höchste Beamte im Parlament den Ausspruch that: „Je weniger Afrika, desto besser“ und damit lebhaft Zustimmung

auf der einen Seite des Hauses erntete, darf man sich nicht scheuen, Eulen nach Athen zu tragen. Darum lassen wir es uns auch nicht verdrießen, trotzdem der Mehrzahl der Leser dieser Zeitschrift die Aufsätze des scharfsinnigen Oesterreichers Dr. Alexander Peez bekannt sein dürften, auf dessen Ideen über die künftige wirthschaftspolitische Entwicklung zurückzukommen, um so mehr, als eine große Zahl namhafter deutscher Nationalökonomien ihnen heute zustimmen und sie auch unsere künftigen Aufgaben klar erkennen lassen.

Nach Peez wird künftig die Grundbedingung der Existenz aller Großstaaten ein genügender Besitz an Kolonien sein, die der heimischen Industrie eine gesicherte Einfuhr von Rohstoffen und dauernden Absatz ihrer Erzeugnisse verbürgen. Daß hierzu gerade die eigenen Kolonien berufen sein werden, leitet er aus drei Erscheinungen her, die sich anscheinend mit unwiderstehlicher Gewalt langsam, aber sicher vollziehen: die Entstehung eines allamerikanischen Staatenbundes, die wirthschaftliche Eroberung Zentral- und Ostasiens durch Rußland-Sibirien und die Bildung eines größeren Britanniens.

Es ist bekannt, daß eine Reihe bedeutender Männer der Vereinigten Staaten, darunter ihr derzeitiger Präsident, darauf hinarbeiten, die europäische Industrie von dem Gesamtkontinent Amerika auszuschließen. Dazu soll einerseits eine rücksichtslose Zollpolitik und andererseits der wirthschaftliche Anschluß der mittel- und südamerikanischen Freistaaten an die große Schwesterrepublik dienen. Auf dem allamerikanischen Tage 1889/90 hat man sich hierüber im Allgemeinen verständigt und die Gründung einer den ganzen Kontinent von Nord nach Süd überspannenden Eisenbahnlinie, sowie die Schaffung subventionirter Dampferlinien zwischen den verschiedenen Ländern ins Auge gefaßt. Alles, was seitdem in wirthschafts- und handelspolitischer Hinsicht in den Vereinigten Staaten geschehen ist, deutet nur zu merklich darauf hin, daß man das genannte Ziel hartnäckig verfolgt.

Ein zweites, riesiges Absatzgebiet, Zentral- und Ostasien mit dem Dreihundertmillionen-Reich China, scheint bestimmt, in absehbarer Zeit die wirthschaftliche Beute Rußlands, Frankreichs und Japans zu werden. Schon naht sich der Tag der Vollendung der großen Sibirischen Bahn, die sich nicht umsonst in ihrem östlichen Theile der chinesischen Grenze nähert und, gleich Wurzeln, Zweiglinien in das Reich der Mitte sendet. Daneben ist das Zarenreich unermüdlich

bestrebt, seine Seeschifffahrt zu heben und unter Aufbietung aller Kräfte seiner Schiffbauindustrie eine machtvolle Kriegsflotte zu entwickeln, deren Auftreten im fernen Osten von Jahr zu Jahr selbstbewußter und rücksichtsloser wird.

Die dritte Erscheinung, die Peez vor Jahren voraussagte, sehen wir in unseren Tagen zur Wahrheit werden, den Zusammenschluß aller britischen Kolonien zu einem Zollbunde, dessen Spitze sich gegen die Industrien des europäischen Kontinents und der Vereinigten Staaten richtet.

Daß im Vorstehenden kein Phantom, sondern eine, wenigstens in den Hauptzügen wirklich vorhandene Entwicklung der Weltwirtschaft skizziert wurde, beweist der unverkennbare Drang aller seefahrenden Nationen nach Erlangung oder Erhaltung eigener Kolonien; er läßt die Spanier wie verzweifelt um Kuba und die Philippinen kämpfen, er trieb Italien in das seine Kräfte übersteigende erythraische Unternehmen und er war es auch, der unsere westlichen Nachbarn veranlaßte, ohne unnötiges Aufheben davon zu machen, die unendlich fruchtbaren, aufnahmefähigen und militärisch gesicherten Kolonien Algier und Tunis zu gründen und neuerdings Madagaskar zu erwerben. Während dessen bildete sich ein Theil der deutschen Presse ein, die Franzosen sähen starr nach den Vogesen; im Gegentheil, der nüchtern denkende Franzose — nicht der Pariser Schreier — hat kein größeres und hartnäckiger verfolgtes Ziel, als die Entwicklung seines Kolonialreiches und seines Welthandels.

Kann gegenüber diesen Thatfachen noch ein Zweifel darüber bestehen, daß unsere unaufhaltsam wachsende Industrie in nicht allzuferner Zukunft an ihrer eigenen Produktion ersticken wird, wenn es nicht gelingt, uns Absatzmärkte zu sichern, an deren Grenzen Amerika, Großbritannien und das Zarenreich keine Zäune errichten können? Die Entwicklung der schon in unserem Besitze befindlichen Kolonien, die Erwerbung noch weiterer und die Sicherung einer ununterbrochenen Verbindung derselben mit dem Mutterlande wird unter diesem Gesichtswinkel eine Aufgabe, deren Bedeutung von keiner der uns heute beschäftigenden Fragen der inneren oder äußeren Politik übertroffen wird. Aber nur ein Deutschland mit starker Flotte wird ihr gewachsen sein, denn es wird überall bei unseren Mitbewerbern auf Widerstand stoßen und sie werden nur zu geneigt sein, wie England es sich anläßlich der Transvaal-depesche herausnahm, durch Mobilisirung von fliegenden Geschwadern

uns zu drohen. Dazu ist nicht nöthig, eine der englischen Flotte gewachsene Marine zu besitzen, wohl aber muß sie eine Stärke haben, mit der jene als mit einem nicht zu übersehenden Faktor rechnen muß. Gründliche Kenner Englands haben es ausgesprochen, daß die maßlose Empörung der Briten über unseres Kaisers Glückwunsch an Ohm Krüger nur darin ihre Erklärung finde, daß man nicht begriff, wie ein Land mit so geringer Marine sich herausnehmen könne, an des meerbeherrschenden Englands strupellosem Vorgehen in Südafrika Kritik zu üben. Hätten Frankreich, Rußland oder die Vereinigten Staaten dasselbe Telegramm abgesandt, die Wirkung würde eine wesentlich gelindere gewesen sein, trotzdem auch diese Staaten England zur See nicht gewachsen sind.

Die Erörterung des Werthes unserer derzeitigen und künftigen Kolonien wäre nicht vollständig, würden wir nicht auch darauf hinweisen, daß Deutschland bei seiner jährlichen Bevölkerungszunahme von 500 000 Köpfen alle Ursache hat, die hierdurch veranlaßte Auswanderung nach Ländern zu leiten, in denen sie dem Mutterlande in irgend einer Weise erhalten und nutzbar bleibt.

Wir haben in dem bisher Gesagten versucht, die Nothwendigkeit einer unserem Bedürfnisse angepaßten Schlacht- und Kreuzerflotte nachzuweisen. Es bleibt uns nur noch übrig, eine Anzahl Einwände zu widerlegen, die neuerdings gegen den Ausbau unserer derzeitigen Marine vorgebracht werden.

Man sagt, da sich der deutsche Seehandel ohne Hilfe einer großen Flotte zum zweitgrößten der Welt entwickelt habe, sei es unsinnig, nun post festum eine solche zu bauen. Man verschweigt aber dabei, daß diese rapide Entwicklung unseres Seehandels undenkbar gewesen wäre ohne die außergewöhnliche, rastlose Thätigkeit unserer Marine. Keine Nation sendet verhältnißmäßig so zahlreiche Schiffe ins Ausland wie wir; keine Marine nutzt ihre Fahrzeuge so intensiv aus wie die deutsche. Den zahlenmäßigen Nachweis des Antheils zu führen, den unsere Marine an der Entwicklung unseres Seehandels zu leisten hatte, ist natürlich nicht möglich, aber kein Rheber und keine Handelskammer wird bestreiten, daß er ein sehr großer war. Und wenn dies der Fall war, so würde doch Deutschland, wollte es dem Einwande Rechnung tragen, dem Fabrikanten gleichen, der seine Werkstätten beständig vermehrt, den Zuwachs aber um deswillen nicht gegen Feuer versichert, weil bisher Alles gut gegangen ist.

Man sagt ferner, die durch den Seekrieg hervorgerufene Unter-

brechung der Handelsbeziehungen mit fremden Ländern schade nicht viel; nach dem Frieden würden sie wieder angeknüpft. Das letztere traf aber nur in einzelnen Fällen zu, z. B. bei den Südstaaten im Sezessionskriege, denn England konnte damals diesen riesigen Baumwollenmarkt nicht entbehren. Im Austausch der Industrieerzeugnisse aber spielt die Gewohnheit eine sehr gewichtige und auch begreifliche Rolle, und der Handel, der sich an andere Wege und neue Beziehungen hat gewöhnen müssen, pflegt an diesem mit großer Hartnäckigkeit festzuhalten. Aber wie wir oben gesehen haben, ist auch der Vordersatz nicht zutreffend, sondern wir haben ein sehr dringendes Bedürfnis, auch während des Krieges unseren Handel aufrecht zu erhalten.

Auch die Vereinigten Staaten müssen zuweilen zu dem Beweise herhalten, daß wir keiner starken Kriegsflotte bedürften, weil sie trotz einer riesigen Seeküste nur eine verhältnismäßig kleine Marine besäßen. Dem gegenüber ist hervorzuheben, daß die Vereinigten Staaten keinen, ihrer Küstenentwicklung entsprechenden eigenen Seehandel besitzen, den sie zu schützen hätten, daß sie keine unmittelbaren Nachbarn besitzen, an deren Thüren vorbei ihr Seehandel passieren müßte, wie der unserige im Kanal und Skagerrack und endlich, daß dieser Staatenbund eifrig dabei ist, sich eine leistungsfähige Marine zu schaffen. Allein in den Jahren 1896/97 sind fünf große Schlachtschiffe vom Parlament bewilligt worden und wir glauben in der Annahme nicht fehl zu gehen, daß in den nächsten Jahren die Kriegswerften der großen Republik noch eine erheblich lebhaftere Thätigkeit entwickeln werden. Dafür spricht der Mangel an Zurückhaltung, den Onkel Sam seit einiger Zeit in seinen diplomatischen Lebensäußerungen zeigt und der nur dann erklärlich ist, wenn auch der feste Wille, sich um jeden Preis zur Geltung zu bringen, dahinter steht.

Ferner wird die Möglichkeit in Zweifel gezogen, durch eine maßvolle Vermehrung unserer Seestreitkräfte den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Man sagt, das Ausland würde jede Bewilligung unseres Reichstages mit der gleichen oder einer größeren Verstärkung seiner Flotten beantworten. Dieser Einwand würde doch nur Sinn haben, wenn wir mit unserer Marine aggressive Tendenzen verfolgten, wenn wir einen Angriffskrieg gegen England oder gegen den Zweibund vorbereiteten, nicht aber, so lange wir uns auf die Verteidigung unseres Handels, unserer Kolonien und auf die Abwehr von Landungen beschränken. Für diese Zwecke kann unser eigenes,

klar erkanntes Bedürfniß den Maßstab abgeben, oder aber wir müssen überhaupt auf unsere Selbsterhaltung verzichten.

Nun giebt es auch platonische Marinefreunde, die von der Nothwendigkeit einer Kriegsflotte überzeugt zu sein vorgeben, aber um die für sie thätige Geldfrage dadurch herumzukommen trachten, daß sie sagen, wir hätten ja keine Leute zur Besetzung einer größeren Flotte; schon jetzt betrage die Zahl der in der Marine dienenden Landbewohner 46 Prozent. Auch sie täuschen sich über die thatsächlichen Verhältnisse. Schon in der Segelschiffszeit war die Mannschaftsfrage nicht so schwerwiegend. Mahan sagt in seinem Werke über den Einfluß der Seemacht auf die Geschichte mit Recht: „Ein bedeutendes schwimmendes Schiffsmaterial beschäftigt außer seinen Bemannungen noch eine Menge Volkes, welches die zur Erleichterung der Herstellung und Ausbesserung des Schiffsmaterials nothwendigen Handwerke betreibt oder anderen Berufen nachgeht, welche mehr oder weniger mit dem Wasser und mit Fahrzeugen jeder Art zu thun haben.“

„So geartete Berufe aber verleihen zweifellos von Anfang an eine Geeignetheit für den Seedienst. Eine Anekdote zeigt die merkwürdige Einsicht eines der ausgezeichnetsten englischen Seeleute, Sir Edward Pellew, bezüglich dieses Gegenstandes. Als 1793 der Krieg ausbrach, trat der übliche Mangel an Seeleuten ein. Begierig, in See zu gehen, und außer Stande, seine Besatzungen anders als durch Landbewohner aufzufüllen, instruirte er seine Offiziere, nach Bergleuten aus Cornwallis zu fahnden. Er ging dabei von dem Gedanken aus, daß die Verhältnisse und die Gefahren ihres Berufes, den er persönlich kannte, sie geeignet für die Forderungen des Seelebens machten. Der Erfolg zeigte das Treffende dieser Meinung, denn indem er so einem sonst unvermeidlichen Aufschub entging, hatte er das Glück, die erste Fregatte in diesem Kriege im Einzelkampfe zu nehmen. Was noch besonders lehrreich ist, ist die Thatsache, daß die schweren Verluste auf beiden Seiten gleich waren, obgleich er nur wenige Wochen, sein Gegner aber über ein Jahr im Dienst war.“

So lagen also die Verhältnisse in der reinen Segelschiffszeit, in der die Leistung eines Kriegsschiffes ganz wesentlich von der Seetüchtigkeit seiner Besatzung abhing. Wie viel günstiger haben sich die Verhältnisse heutzutage gestaltet, wo einerseits unsere mastlosen Dampfschiffe nur einen kleinen Stamm von Seeleuten für Anker- und Bootsmanöver bedürfen, im Uebrigen aber die Gewöh-

nung an die Bewegungen des Schiffes und die Bedienung der Waffen und Maschinen Alles ist, was von der Mannschaft verlangt wird und andererseits unsere stetig zunehmende Hochseefischerei und die Arbeiterbevölkerung der Industriebezirke uns einen jeder Anforderung gewachsenen Erfaß liefern.

Daß wir aber nicht die Zeit hätten, unseren Mannschaftsbedarf für die neu zu bauenden Schiffe auszubilden, wird Niemand ernsthaft behaupten wollen. Freilich dauert die Erziehung eines Landbewohners zum Seemann ein Jahr und die Ausbildung eines Offiziers 3–4 Jahre. Aber liegt denn nicht schon in der geringen Zahl unserer Baumerften und in der Jahre dauernden Bauzeit der Schiffe eine genügende Sicherheit dagegen, daß wir ein Tempo in unserer Entwicklung einschlagen könnten, aus dem Bemannungs-schwierigkeiten entstehen könnten?

Endlich sagt man, Deutschland müsse nach Moltkes Ausspruch fünfzig Jahre lang die Errungenschaften des letzten Krieges gegen das Ausland vertheidigen. Und da es vorwiegend eine Kontinentalmacht sei, so falle diese Aufgabe der Armee zu. Wir haben aber gelegentlich der Besprechung der Küstenvertheidigung gezeigt, daß der Armee einerseits durch die Bereitstellung von Küstenvertheidigungsmannschaften ein nicht unbeträchtlicher Theil ihrer Streitkräfte entzogen wird, die bei der Entscheidung schwer entbehrt werden können, und daß andererseits trotzdem die Gefahr der Flankenbedrohung bestehen bleibt. Die Küste wird daher immer die Achillesferse unserer Landesvertheidigung bleiben, so lange nicht eine ihrer Aufgabe gewachsene Marine bereit gestellt sein wird.

Somit bliebe nur noch die Geldfrage zu lösen übrig, die schwierigste bei einem Volke, das zur Zeit noch manchesterlichen Ideen mehr als irgend ein anderes zugänglich ist. Es ist ja nur natürlich, daß man sein Geld nicht gern hergiebt, wenn man den unmittelbaren Nutzen nicht sieht und fühlt, und nur längere Erfahrung kann ein großes Volk lehren, welche Wege ihm zum Heile dienen. Aber so lange die eigene Erfahrung fehlt, sollte man die Lehren der Geschichte beachten, welche zeigt, daß die für Kriegsflootten angewendeten Mittel noch immer reiche Früchte getragen haben.

Was sollen angesichts dieser Wahrheit die Rechenkünste beweisen, die darthun sollen, daß Deutschland seit 1872 prozentualiter mehr für seine Marine ausgegeben habe wie andere Staaten, die bereits eine ihren Bedürfnissen angepaßte Marine besaßen? Was bedeutet

die Zahl von $1\frac{1}{3}$ Milliarden, die es für seine Flotte in diesem Zeitraum aufgewendet haben soll? Wenn man einem kleinen Beamten mit zahlreicher Familie den Vorwurf machte, er habe in der gleichen Zeit 50000 Mark für Essen, Trinken und Wohnung ausgegeben, so wird er vielleicht keinen gelinden Schreck bekommen, und doch weiß er, daß er jeden Groschen zweimal umdrehte, ehe er ihn ausgab. Mit solchen Zahlenkunststücken sollte man eine so wichtige Frage nicht abthun wollen.

Ebenso bedenklich ist es, alle Diejenigen in Harnisch bringen zu wollen, die bisher vergeblich auf eine Gehaltsaufbesserung warten mußten, oder das berühmte warme Abendbrot der Armee oder die Ausgaben, welche die Armee später noch verursachen wird, als Gegen Gründe gegen die Flottenverstärkung ins Feld zu führen. Alle zur Zeit unerfüllbaren Wünsche werden in Zukunft um so sicherer erfüllt werden, je mehr uns eine starke Marine auf die gedeihliche und ununterbrochene Fortentwicklung unseres Seehandels rechnen läßt. Zur Zeit aber liegen die finanziellen Verhältnisse des Reiches derartig, daß die Durchführung einer in den Grenzen unseres Vorschlages gehaltenen Vermehrung der Marine keinerlei Schwierigkeiten bereitet und auch die Erhöhung des Ordinariums im Marinehaushalt durchaus angängig ist.

Denen aber, die das Schreckgespenst einer hierdurch inaugurierten deutschen Weltpolitik ängstigt, sei gesagt, daß wir dann nur so stark sein werden, um uns unserer Haut wehren zu können.

Bettel- und Vagabundenwesen in Schlesien vom 16. bis 18. Jahrhundert. *)

Von

Dr. Paul Frauenstädt,
Amtsgerichtsrath zu Breslau.

Von allen sozialen Fragen der Gegenwart kann sich keine eines höhern Alters rühmen, als die Bettel- und Vagabundenfrage. Schon Karl der Große hat sich vielfach mit ihr beschäftigt und durch Anbahnung einer den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen seines Reiches angepaßten Armenpflege selbstthätig-organisirend in das bereits zu seiner Zeit im Schwange gewesene Bettel- und Vagabundenthum eingegriffen. Er verpflichtete die Kirche, den Zehnten zu Wohlthätigkeitszwecken zu verwenden, zog in Nothjahren die hohe Geistlichkeit, seine Grafen und Lehensleute zu einer nach dem Umfange ihres Grundbesitzes abgestuften Armensteuer heran und legte den von ihm abhängigen Grundherren die Pflicht auf, ihren hilfsbedürftigen Hinterlassenen und Hörigen aus den Einkünften der Grundherrschaft den nothdürftigen Unterhalt zu gewähren und das Bettelgehen nicht zu gestatten. Ausdrücklich verbot er, vagabundirende Bettler, außer wenn sie sich zu einer Arbeitsleistung erböten, mit Gaben zu unterstützen**).

Der Versuch, im Gesetz- und Verwaltungswege gegen das Bettelwesen einzuschreiten, ist von den Nachfolgern des großen Organisations

*) Uebernommen aus der Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft. 17. Bd. 4—5. Heft. Berlin, Guttentag.

***) Capitulare I, 118. Capitulare tert. de 805 Leges C. M. 95. Die Armenpflegevorschriften Karls des Großen kommen noch im Rechte der Spiegel zum Ausdruck. Siehe Schwabenspiegel (Läßberg) c. 71.

nicht fortgesetzt worden. Weder Staat noch Kirche, so Großes die letztere in Werken der Barmherzigkeit leistete, trafen Sorge für die Ordnung der Armenpflege, und auch die Privatwohlthätigkeit, die niemals reger war als im Mittelalter, indem besonders die Begüterten in der Almosenspende und in frommen Werken bis zur sinnlosen Verschwendung mit einander wetteiferten, läßt jede Spur einer geregelten Armenfürsorge vermissen. Der Gedanke, den Hilfsbedürftigen die Möglichkeit einer selbständigen Arbeit und Ernährung zu verschaffen, lag diesem Wetteifer gänzlich fern. Wäre das Mittelalter zu einem systematischen gemeinnützigen Wirken auch besser veranlagt gewesen, als es thatsächlich der Fall war, so würde dennoch der Versuch, Armuth und Noth durch eine planvolle Armenpflege einzuschränken, schon deshalb unterblieben sein, weil es in Folge der kirchlichen Lehre von der Verdienstlichkeit der Almosenspende als des besten Weges zur Erwerbung des ewigen Seelenheils, im religiösen Interesse des Gebers lag, daß ihm die Möglichkeit der Almosenspende häufig geboten wurde*).

Obwohl unter der Pflege solcher religiösen Anschauungen, bei der nach der Unterstützungsbedürftigkeit des Almosenempfängers wenig gefragt wurde, die Zahl kräftiger, aber arbeitsscheuer Individuen, die aus Hang zum Müßiggang und ungebundenem Leben die spekulative Ausbeutung der Wohlthätigkeit zu ihrem Gewerbe machten, sehr rasch ins Ungeheure wuchs und der vagabundirende wie der betrügerische Bettel in üppigster Blüthe stand, war man behördlicherseits dennoch weit entfernt, mit Verboten und Strafen gegen die Bettelei einzuschreiten. Die Bettelordnungen, welche seit Ende des 14. Jahrhunderts in den verkehrstreicheren Städten erlassen wurden, dürfen hierüber nicht täuschen. Nicht den Bettel selbst wollte man damit treffen, vielmehr handelte es sich für die städtischen Behörden nur darum, einige Ordnung in das Bettelwesen zu bringen und die einheimischen Bettler vor der Konkurrenz der hausenweise von auswärts Zuströmenden zu schützen, indem man Bestimmungen traf, wer zum Bettel in der Stadt berechtigt war und von welchen Voraussetzungen diese Berechtigung abhing.

Zur Verminderung der Bettelplage trugen diese Ordnungen gar nichts bei; im Gegentheil stärkten sie den Bettel, indem sie ihn legalisirten. Nur insoweit zeigt sich allmählich ein Fortschritt, als man mit dem Eintritt des Reformationszeitalters die Bettelkonzession

*) v. Eiden, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. Stuttgart 1887. S. 508 ff.

Grundherrschaften sich die Aussetzung eines Altheils für der Auszügler anlegen sein ließen*).

Neben dem mehr lästigen als gefährlichen Bettelwesen der Ortsarmen und der einheimischen Elemente ging seit dem frühen Mittelalter ein Landstreicherthum von größter Ausdehnung und Gefährlichkeit einher. Es war eine aus den verschiedenartigsten Gattungen erwerbsloser und verkommener Subjekte zusammengestellte Masse, wie nur die Rechts- und Wirthschaftszustände des Mittelalters sie hervorbringen konnten. Jede größere Stadt entledigte sich ihrer schlechtbeleideten Subjekte durch periodische Austreibung. Grobe Verbrecher, denen man das Leben schenkte, wurden ausgepeinigt oder verstümmelt und dann fortgejagt. Daneben hatte sich in den Städten für eine Mannigfaltigkeit von Vergehungen schon frühzeitig die Strafe der Stadtverweisung ausgebildet, die den Verurtheilten den Zwang, vorübergehend oder für immer das Stadtgebiet zu verlassen, von allen diesen Ausweisungsarten wurde überall der umfassendste Gebrauch gemacht und in den solchergestalt auf die Landstrasse hinausgestoßenen und ihrer meistens illegitimen Nachkommenschaft eine heimatlos-, berufs- und beschäftigungslose Bevölkerung heran gezüchtet, welche, eine ehrliche Erwerbsquelle weder heiligend noch auffuchend, im Umherziehen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land bettelnd und stehlend ihr Leben fröhlich zugeht. Zigeuner, fahrende Schüler, fuchende Handwerksburschen, herumgekommene Edelleute, durch Fehde oder Mißwachs zu Grunde gerichtete Bauern usw. halfen diese ruhelos hin- und herwogende Masse vermehren. Selbst von den bessern Elementen waren es immer nur Vereinzelte, die mit der Wiederkehr günstigerer Verhältnisse in die Heimath und zu ihrer Beschäftigung zurückkehrten. Der größte Theil, durch das unstäte Leben arbeitscheu geworden und verwildert, besaß weder die Lust noch die Kraft, aus dem großen Vagabundenstrom sich emporzuarbeiten.

In diesen Strom der Landfahrer, in welchem Gaunerthum und gewerbsmäßige Bettelei untrennbar zusammenfloßen**), mischte sich mit dem Aufkommen der Söldnerheere ein neues, höchst gefährliches Element. Es war alte Gewohnheit, die zum Landesvertheidigung gehaltenen Söldner auf die Dörfer zu den Bauern zu legen. Diese

*) Brachvogel, Kais. u. Kgl., Das Erbherzogthum Schlesien, concurrenz Privilegia, Statuta et Sanctiones Pragmaticae. I. Theil S. 29.

**) Die Spigbubensprache, das sogenannte „Nothwellsch“, wurde damals von den Landstreichern gesprochen und hieß sogar die „Landfahrer- und Bettler-“

sie ein Dorf aufgefressen, so legten sie sich in einem andern ein. Hieraus entwickelte sich der Brauch, daß die von einem Hauptmann entlassenen, zeitweilig herrenlosen Landsknechte in den Dörfern umherzogen, von den Bauern ein Zehrgeld oder Lebensmittel erheischend, und was ihnen nicht gutwillig gegeben wurde, mit Gewaltthätigkeiten erpreßten oder heimlich sich aneigneten*). So verlockend und einträglich war das Geschäft, daß bald eine Menge Bagabunden- gesindel, das nie einen Feind gesehen, in der Tracht der Landsknechte und wie diese einen Spieß auf der Schulter tragend, mit einem Weibe hinter sich, „gartend“ (garten = betteln) die Dörfschaften heimsuchte**). Ein sehr anschauliches Bild von dem Treiben dieser „Gartknechte“, „Gartbrüder“, wie sie allgemein im Reiche hießen, entwirft ein Erlaß des Herzogs Julius von Braunschweig aus dem Jahre 1584, in dem es heißt:

„Wir sind in glaubwürdige Erfahrung gekommen, welcher gestalt etliche muthwillige Buben, so sich für Landsknechte ausgeben, aber wohl niemals einen Kriegszug gethan oder ein Fähnlein im Felde fliegen gesehen, sondern zum Theil Müßiggänger, Handwerksburjchen aus den Städten, die zur Arbeit keine Lust haben, auch sonst mit losen Weibern, die sie an sich hängen, umherlaufen und den Leuten das Ihre nehmen und sich alles Muthwillens gebrauchen, eine Zeitlang her und sonderlich in den Dörfern auf die Gart gehen und unseren armen Unterthanen übermäßigen großen Drang und Beschwerung thun, indem sie sich unterstehen sollen, wenn sie vor einen Hof kommen und denselben zugemacht finden, die Pforten und Thore mit Gewalt aufzustoßen, und wenn sie auf den Hof kommen und das Haus zugemacht ist, auch ihnen nach eines jeden Vermögens gereicht wird, sie sich daran nicht genügen lassen, sondern werfen die Hausthüre mit Gewalt ab, brauchen alle Praktiken und Gewalt, daß sie sich das Haus öffnen, schlagen Kisten und Kasten auf, nehmen daraus, was ihnen gefällig, ja, wofern der Hauswirth nicht einheimisch, (d. h. von Hause abwesend), langen sie selbst das Fleisch und die Würste vom Wiemen und fangen die Hühner weg, lassens auch dabei nicht bleiben, sondern da man

*) Neun armer Landsknecht zogen aus,
Und garteten von Haus zu Haus,
Diemeil kein Krieg im Lande war.

Hans Sachs, I, 494.

***) „Ein jeder, der sonst nirgend töcht (taugt), auch kaum ein Vaterunser beten und fünf zählen kann, igund muß ein Landsknecht sein, einen Spieß auf der Achsel und ein Weib hinter ihm treten haben und die Dörfer gartende besuchen“ (Bettel- und Gart-Teuffel.)

auf schwache und gebrechliche Personen einzuschränken begann. Den Anstoß hierzu gaben, aus ihrer vielhundertjährigen Unthätigkeit auf dem Gebiete der Armenpflege sich emporraffend, Kaiser und Reich. Auf dem Reichstage zu Lindau (1490) wurde verordnet, daß das Betteln nur schwachen und mit Gebrechen behafteten Personen zu gestatten sei, und der Reichstagsabschied von 1530 erweiterte diese Bestimmung, die Bettelberechtigung Schwacher und Gebrechlicher unberührt lassend, dahin, daß jede Stadt und Kommune ihre Armen selbst ernähren und unterhalten solle, vorbehaltlich jedoch der Befugniß der Gemeindebehörden, ihre Ortsarmen mit Bettelpässen auf den auswärtigen Bettel zu schicken, wenn die Gemeindemittel zur örtlichen Armenpflege nicht ausreichten.

Unter den schlesischen Städten war Breslau die erste, die ihr Armen- und Bettelwesen nach diesen Grundsätzen ordnete. Durch zwei Erlasse von 1521 und 1524 wurde fremden Bettlern ohne Unterschied der Bedürftigkeit der Aufenthalt und das Betteln in der Stadt nur noch auf die Dauer von 24 Stunden gestattet, einheimischen Arbeitsfähigen dagegen bei Strafe des Halsseisens und der Ausweisung gänzlich untersagt. Den arbeitsunfähigen Einheimischen blieb es zwar auch fernerhin gestattet, sich ihren Unterhalt mit Betteln zu verschaffen, jedoch mußten sie die Genehmigung dazu beim Rath besonders einholen und durften das Gewerbe nicht von Haus zu Haus oder an selbstgewählten Standorten, sondern nur vor den Kirchenthüren ausüben; auch legte ihnen der Erlaß von 1542 die Verpflichtung auf, der Predigt beizuwohnen, an bestimmten Tagen zur Kommunion zu gehen und nicht müßig vor der Kirche zu sitzen, sondern sich mit Spinnen oder Nähen zu beschäftigen. Jeder konzeßionirte Bettler erhielt als Erkennungszeichen seines Privilegs ein Blechschild mit dem Buchstaben W. Noch in verschiedenen, die Bettelei betreffenden Rathserlassen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts begegnet man diesem behördlicherseits genehmigten Bettel arbeitsunfähiger Einwohner. Jeder Bewerber um die Bettelkonzeßion hatte sich an einem bestimmten Wochentage (Donnerstag) im Allerheiligen-Hospital einzufinden, um sich daselbst, wie es in den Erlassen heißt, „seiner Schwachheit bescheiden zu lassen“, und empfing gegen Vorzeigung dieses Attestes beim Magistrat ein Bettelabzeichen, das ihn berechtigte, Mittwochs und Sonnabends vor den Thüren um milde Gaben zu bitten.

solche Bettelkonzeßionen waren in ganz Schlesien gebräuchlich. Isämter und Magistrate waren befugt, den arbeitsunfähigen

Armen ihres Bezirks Bettelpässe zum Almosen sammeln in den Nachbarbezirken und Bettlerzeichen zu ertheilen. Viel wird in den Bettelordnungen über den Unfug geklagt, der mit den Pässen und Abzeichen theils durch Fälschung, theils von den Empfängern dadurch getrieben wurde, daß sie die Urkunden an Stromer verkauften oder Unbefugten zum Gebrauche überließen. Nichtsdestoweniger erhielt sich die Einrichtung bis zur Unterwerfung Schlesiens unter preussische Herrschaft. Der einzige Schritt, zu dem die Gesetzgebung sich emporraffte, bestand in einer Vorschrift der Bettelordnung von 1719, derzufolge die Bettelpässe ein Signalement des Inhabers enthalten und die Abzeichen in einer vor Nachahmung schützenden Weise hergestellt werden sollten. Das königliche Staatsarchiv zu Breslau bewahrt neben andern das damalige Bettelwesen betreffenden Schriftstücken ein offenbar im Anschluß an diese Bestimmung aufgenommenes Protokoll über eine im Jahre 1720 im Schwert-Kretscham zu Tschepine (Breslauer Vorort, jetzt Friedrich-Wilhelmstraße) veranstaltete Bettlerheerschau nebst einem Verzeichniß der, wie es im Protokoll heißt, „zum gemachten Bettelzeichen für tüchtig erkannten Personen“*). Aus dieser Urkunde wird ersichtlich, daß, obwohl in Breslau bereits im Jahre 1700 im Einverständniß mit der gesammten Bürgerschaft und den Zünften und Zechen unter Leitung des Magistrats ein ständiges Armenverpflegungsamt ins Leben gerufen worden war, daneben der gewerbsmäßige Bettel nicht nur stillschweigend geduldet, sondern ausdrücklich gestattet wurde, was nicht gerade günstige Vorstellungen von der Organisation der örtlichen Armenpflege erweckt. Noch viel schlimmer war es um dieselbe bei den Landgemeinden bestellt. Die seitens der Territorialgesetzgebung wiederholt eingeschärfte Vorschrift des Reichstagsabschieds von 1530, jede Gemeinde solle ihre Ortsarmen selber erhalten, fand so gut wie gar keine Beachtung. Noch die schlesische Bettelordnung vom 6. November 1700 bezeichnet es als „einen durchgehends im Lande verspürten Mißbrauch“, daß die alten „verlebten“ Bauern, Gärtner und Unterthanen, wenn sie zur Verrichtung ihrer Robot- und Feldarbeit alters- oder krankheits halber untauglich geworden waren und ihre Stellen verkauft oder an ihre Kinder abgetreten hatten, sich auf den Bettel verlegen mußten, weil eine geregelte Ortsarmenpflege nicht bestand und die wenigsten

*) Rgl. Staatsarchiv V, 5a—d, Fürstenthum Breslau.

Grundherrschaften sich die Aussetzung eines Auentheils für den Auszügler angelegen sein ließen*).

Neben dem mehr lästigen als gefährlichen Bettelwesen der Ortsarmen und der einheimischen Elemente ging seit dem frühen Mittelalter ein Landstreicherthum von größter Ausdehnung und Gefährlichkeit einher. Es war eine aus den verschiedenartigsten Gattungen erwerbsloser und verkommener Subjekte zusammengeballte Masse, wie nur die Rechts- und Wirthschaftszustände des Mittelalters sie hervorbringen konnten. Jede größere Stadt entledigte sich ihrer schlechtbelemundeten Subjekte durch periodische Austreibung. Grobe Verbrecher, denen man das Leben schenkte, wurden ausgepeitscht oder verstümmelt und dann fortgejagt. Daneben hatte sich in den Städten für eine Mannigfaltigkeit von Vergehungen schon frühzeitig die Strafe der Stadtverweisung ausgebildet, die den Verurtheilten zwang, vorübergehend oder für immer das Stadtgebiet zu verlassen. Von allen diesen Ausweisungsarten wurde überall der umfassendste Gebrauch gemacht und in den solchergestalt auf die Landstraße Hinausgestoßenen und ihrer meistens illegitimen Nachkommenschaft eine heimaths-, berufs- und beschäftigungslose Bevölkerung herangezüchtet, welche, eine ehrliche Erwerbsquelle weder besitzend noch auffuchend, im Umherziehen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land bettelnd und stehend ihr Leben fristete. Zigeuner, fahrende Schüler, fachtende Handwerksburschen, heruntergekommene Edelleute, durch Fehde oder Mißwachs zu Grunde gerichtete Bauern usw. halfen diese ruhelos hin- und herwogende Masse vermehren. Selbst von den bessern Elementen waren es immer nur Vereinzelte, die mit der Wiederkehr günstigerer Verhältnisse in die Heimath und zu ihrer Beschäftigung zurückkehrten. Der größte Theil, durch das unstäte Leben arbeitscheu geworden und verwildert, besaß weder die Lust noch die Kraft, aus dem großen Vagabundenstromen sich emporzuarbeiten.

In diesen Strom der Landfahrer, in welchem Gaunerthum und gewerbsmäßige Bettelerei untrennbar zusammenschloßen**), mischte sich mit dem Aufkommen der Söldnerheere ein neues, höchst gefährliches Element. Es war alte Gewohnheit, die zum Landeschutz unterhaltenen Söldner auf die Dörfer zu den Bauern zu legen. Hatten

*) Brachvogel, Kais. u. Kgl., Das Erbherzogthum Schlesien, concernirnde Privilegia, Statuta et Sanctiones Pragmaticae. I. Theil S. 299.

**) Die Spigbubenprache, das sogenannte „Nothwelsch“, wurde damals von allen Landstreichern gesprochen und hieß sogar die „Landfahrer- und Bettlersprache“.

sie ein Dorf aufgefressen, so legten sie sich in einem andern ein. Hieraus entwickelte sich der Brauch, daß die von einem Hauptmann entlassenen, zeitweilig herrrenlosen Landsknechte in den Dörfern umherzogen, von den Bauern ein Zehrgeld oder Lebensmittel erheischend, und was ihnen nicht gutwillig gegeben wurde, mit Gewaltthätigkeiten erpreßten oder heimlich sich aneigneten*). So verlockend und einträglich war das Geschäft, daß bald eine Menge Vagabundengefindel, das nie einen Feind gesehen, in der Tracht der Landsknechte und wie diese einen Spieß auf der Schulter tragend, mit einem Weibe hinter sich, „gartend“ (garten = betteln) die Dorfschaften heimsuchte**). Ein sehr anschauliches Bild von dem Treiben dieser „Gartknechte“, „Gartbrüder“, wie sie allgemein im Reiche hießen, entwirft ein Erlaß des Herzogs Julius von Braunschweig aus dem Jahre 1584, in dem es heißt:

„Wir sind in glaubwürdige Erfahrung gekommen, welcher gestalt etliche muthwillige Buben, so sich für Landsknechte ausgeben, aber wohl niemals einen Kriegszug gethan oder ein Fähnlein im Felde fliegen gesehen, sondern zum Theil Müßiggänger, Handwerksburjschen aus den Städten, die zur Arbeit keine Lust haben, auch sonst mit lojen Weibern, die sie an sich hängen, umherlaufen und den Leuten das Ihre nehmen und sich alles Muthwillens gebrauchen, eine Zeitlang her und sonderlich in den Dörfern auf die Gart gehen und unseren armen Unterthanen übermäßigen großen Drang und Beschwerung thun, indem sie sich unterstehen sollen, wenn sie vor einen Hof kommen und denselben zugemacht finden, die Pforten und Thore mit Gewalt aufzustoßen, und wenn sie auf den Hof kommen und das Haus zugemacht ist, auch ihnen nach eines jeden Vermögens gereicht wird, sie sich daran nicht genügen lassen, sondern werfen die Hausthüre mit Gewalt ab, brauchen alle Praktiken und Gewalt, daß sie sich das Haus öffnen, schlagen Ritzen und Klaffen auf, nehmen daraus, was ihnen gefällig, ja, wofern der Hauswirth nicht einheimisch, (d. h. von Hause abwesend), langcu sie selbst das Fleisch und die Würste vom Wiemen und fangen die Hühner weg, lassens auch dabei nicht bleiben, sondern da man

*) Neun armer Landsknecht zogen aus,
Und garteten von Haus zu Haus,
Dieweil kein Krieg im Lande war.

Hans Sachs, I, 494.

***) „Ein jeder, der sonst nirgend töcht (taugt), auch kaum ein Vaterunser beten und fünf zählen kann, isund muß ein Landsknecht sein, einen Spieß auf der Achsel und ein Weib hinter ihm treten haben und die Dörfer gartende besuchen“ (Bettel- und Gart-Teuffel.)

ihnen sobald nicht geben will, was sie fordern, dürfen sie wohl Frauen, Mägden und Knechten oder auch dem Hauswirth selber das Rohr auf die Brust setzen und sie darnieder schlagen, daß man ihnen also geben muß, was sie begehren; sollen daneben auch wohl mit einer Hand die Gabe zu sich nehmen und mit der andern Hand eine Maulschelle zur Dankagung austheilen und dazu den armen Leuten, wenn man ihnen durch die Zäune oder Pforten etwas reichen will, nach den Fäusten oder Beinen stechen und in Summa solchen Muthwillen treiben, daß schier kein Hauswirth, wenn er gern mit seinem Gesinde zur Arbeit gehen wollte, sein Weib und Kinder allein im Hofe lassen dürfe“*).

In Schlessien wendeten sich schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts verschiedene Fürstentagsbeschlüsse und Landtagsabschiede gegen die Plackereien der Bauern durch die unter der Maske von dienst- und herrenlosen Landsknechten „rottenweise und in ganzen Haufen“ im Lande umherstreichenden Bettelbrüder, deren Treiben ganz der obigen Schilderung entsprach. Sie lagerten für gewöhnlich auf freiem Felde, vertheilten sich von da in die umliegenden Ortschaften und waren, wenn sie sich einmal in einem Kreise festgesetzt hatten, schwer wieder fortzubringen. In einem Bittschreiben, mit dem sich im Jahre 1589 die Gemeinde Schimmelwitz (Meißner Kreises) hilfes flehend an ihren Landesherrn, den Fürstbischof von Breslau, wendete, wird angegeben, daß, ungerechnet die anderen Bettler, sich manchen Tag 20 bis 30 solcher Gesellen von der schlimmsten Sorte im Dorfe einfänden.

Die Maßregeln zur Beseitigung dieser Landplage waren durchaus unzulänglicher Natur. In erster Reihe sollten die bedrängten Gemeinden sich durch bewaffnete Abwehr helfen, und, wenn eine zur Vertreibung der Strolche sich zu schwach fühlte, durch Lanten der Sturmglöcke oder auf andere geeignete Weise die Nachbargemeinden zur Unterstützung herbeirufen. Daneben unterhielt die Landesregierung eine Anzahl von Reißigen, sogenannte „Einspänner“, denen es oblag, die Straßen zu bereiten und das schlimmste Gesindel zur Verschickung auf die venetianischen Galeeren einzuliefern. Einestheils aber war die Truppe viel zu schwach, als daß sie Er-

*) Noch ausführlicher findet sich das gewaltthätige Treiben und die Nothlage der ländlichen Bevölkerung geschildert im „Theatrum Diabolorum“ von dem Magdeburger Pfarrer Ambrosius Pape, in dessen Schrift vom „Bettel- und Garten-Zwiesel“ (1590) u. a. gesagt ist: „obwohl sich auch unter dem andern die Dörfer anlaufenden Bettelvolke doppelte und vierfache Schälte befänden, seien sie doch mit den Gartbrüderm nicht zu vergleichen.“

flechtliches hätte leisten können, anderseits erfolgte die ohnedies kärgliche Besoldung der Leute, die ihre Ausrüstung mit Roß, Panzer und Feuergewehr sich auf eigene Kosten zu beschaffen hatten, so unregelmäßig, daß sie ihre Funktionen sehr lässig betrieben und zeitweilig bis zur Bezahlung der Soldrückstände gänzlich einstellten*).

In diese Zeit fällt auch ein Versuch der Einrichtung von Verpflegungsstationen. Durch einen Fürstentagsbeschuß von 1577 wurde die Verabreichung von Almosen an gartende Knechte untersagt. Jeder bettelnde Landsknecht, mochte er nun ein wirklicher Kriegsmann sein oder nur in der Maske eines solchen herumlaufen, sollte an den Dorfschulzen gewiesen und von diesem mit einer Wegzehrung von 2 Hellern aus einer von der Dorfgemeinde im Umlageverfahren zusammenzubringenden Summe abgefertigt werden. Obwohl den Gemeinden mit dieser Einrichtung, welche anfänglich nur für einige Monate gelten sollte, sich aber bald zu einer ständigen ausbildete, eine große Last aufgebürdet wurde, indem manches Dorf, ungeachtet die Menge anderer Bettler, im Jahre 60 Thaler und darüber allein für dieses Gefindel zusammenschießen mußte, wurde dadurch in der Nothlage der Landbevölkerung trotzdem nicht eben viel gebessert. Wie aus Berichten aus der Niederlausitz und der Mark Brandenburg, woselbst man gegen das Ende des 16. Jahrhunderts eine gleiche Einrichtung getroffen hatte, hervorgeht, ließen sich die Gartknechte dadurch vom Bettel nicht abhalten und drohten, wenn man sich auf das Verbot berief, mit dem „rothen Hahn“, eine Drohung, die bei den Bauern niemals ihre Wirkung verfehlte. So sehr hatte im Beginn des dreißigjährigen Krieges das gewaltthätige Treiben des Vagabundengefindels und einer verwilderten Soldateska überhand genommen, indem nicht nur die abgedankten, sondern auch die aktiven Soldaten von ihren Garnisonen aus das Landvolk in der unerhörtesten Weise brandschatzten — man lese nur die Schilderung in dem Fürstentagsbeschlusse vom 7. März 1624 (Verhandlungen und Korrespondenzen der schlesischen Fürsten und Stände. Bd. V. S. 231 f.) — daß die Landesregierungen zu den schärfsten Strafandrohungen und Abwehrmitteln schritten. Jeder den Bauer

*) Allerdings machte auch die Strafjustiz den Dienstleuten der Einspänner geradezu illusorisch: Sie arbeiteten sozusagen „pro nihilo“. Der Breslauer Liber Proscriptionum vom Jahre 1582—1609 (Handschrift des Breslauer Stadtarchivs über die in der angegebenen Zeit aus der Stadt und dem Fürstenthum Breslau-Neumarkt Verwiesenen) enthält Fälle von den Einspännern schaarenweise eingelieferter Lands- und Gartknechte, die der Rath, nachdem er sie einige Tage in Ketten hatte arbeiten lassen, häufig auch nur gegen Urfehde, wieder auf freien Fuß setzte.

vergewaltigende und ihm etwas abnöthigende Gartknecht und Landstreicher sollte ohne alles Bedenken und Verzögerung von den Scholzen und Kreischmern zur Haft gebracht und von der Ortsobrigkeit ohne Urtheilspruch an den nächsten Baum oder Galgen gehängt werden. Die hierin lässigen Gerichtsherren wurden mit hoher Geldstrafe bedroht und die Einspänner angewiesen, auf den Straßen und in den Dörfern auf die Gartgesellen zu fahnden und dieselben in die nächsten Städte oder Dörfer zur Bestrafung mit dem Strange einzuliefern*).

Nach einem Patent des Herzogs von Liegnitz vom 20. September 1627 sollte jeder ohne Paßzettel auf offener Straße betroffene Gartknecht niedergemacht, jedem gartenden Soldaten das Gewehr genommen und er seinem Obersten zur Bestrafung überliefert werden. Indessen nahm sich die Sache für das Gesindel gefährlicher aus, als sie in Wirklichkeit war, denn wie so häufig in der damaligen Gesetzgebung, blieb es beim Mangel einer ihre Befehle durchsetzenden Disziplinar- und Exekutivgewalt bei der bloßen Drohung. Auf die Dorfgerichte und Patrominialgerichte war kein Verlaß und anstatt, wie der Fürstentag von 1624 beschlossen hatte, die Zahl der Einspänner zu erhöhen, beschloß man einige Jahre später die gänzliche Auflösung der Truppe, „weil sie bei diesen trübseligen Zeiten doch nichts leisten könne.“

Das Treiben der abgedankten Soldaten und des in diejer Verkleidung umherlaufenden Bettlergesindels setzte sich auch nach beendigtem Kriege fort. Den Bauer und den Edelmann unterschiedslos heimsuchend, bilden ihre Plackereien eine stehende Rubrik in den Bettlerordnungen und den das Bettelwesen betreffenden Erlässen der nächstfolgenden Zeit. Am 14. Januar 1679 wendet sich der Guts- und Erbherr Moriz Wilhelm von Rhediger auf Strieje mit folgendem Schreiben beschwerdeführend an den Landeshauptmann des Fürstenthums Breslau: „Ew. hochgräfliche Gnaden und dem Kgl. Amt werde ich hiermit gehorjamsft beizubringen genöthigt, was maßen gestrigen Tages ein umblaußender unbekannter Bettler und dem Ansehen nach gewesener Soldate zu mir nach Strieje kommen

*) Acta Publica, Verhandlungen und Korrespondenzen der schlesischen Fürsten und Stände. Bd. V. S. 196, 289. Im Jahre 1620 wurden von Brieg in das Breslauer Stockhaus 27 Personen aus dem Polnischen — Warschau, Krakau Thorn und andern Orten — eingeliefert, darunter ein Rittmeister, zwei Lieutenants, ein Paufer, ein Pfeifer und ein Führer aus Larnowitz. Scheint eine Rote gartender Soldaten gewesen zu sein, denn es heißt von ihnen: „Wurden in vigilia Ascensionis „ohne Trost und Brieser“ aufgehängt.“ Akten des Kgl. Staatsarchivs zu Breslau, V, a, Fürstenthum Breslau.

und von meiner Frau ein Almosen begehret, welche ihm auch ein Größel gereicht, so er aber nicht annehmen wollen, sondern ihr vielmehr mit diesen schimpflichen Worten: „Was dieses von Einer vom Adel vor eine Gabe sei“, verwiesen, zurückgeworfen, mit viel schimpflichen Anzögerungen davongegangen, sodann an einem kleinen Mägdelein vom Hofe, so er im Schnee herumgewälzet, wie auch an einem Weibe, einer Unterthanin, nach welcher er mit bloßem Degen gehauen und sie, wenn ihr inmittelst nicht Hülfe geschehen wäre, ohne allen Zweifel verletzt haben würde, seine Bosheit ausgelassen, nachgehends aber wieder zurück und zu meiner sich allein und auch schweren Leibes sich befindenden Frauen in die Stuben kommen, zwei Silbergroßchen von ihr zu einer Gabe begehret, und nachdem sie ihm seinen Frevel verwiesen, sie mit dem Ezelan gewaltsam übergegangen, aus der Stube damit gejaget, als ich aber zu diesem Tumult gekommen, mich nicht allein mit Worten höchlich geschmähet, ein Stück Geld von 10 Silbergroßchen aus dem Sacke genommen und mir schimpflicher Weise geben, ja auch gar mit obigem Gewehre mich wirklich übergehen wollen, sondern auch, nachdem ich ihme mit Gegenwehr begegnet und nach wohlverdienten etlichen Streichen zu gefänglicher Haft bringen lassen müssen, sich bedrohlicher vernehmen lassen, mir nicht allein einen rothen Hahn aufzusetzen, sondern auch sonst mich also, daß ich daran gedenken sollte, zu richten wolle u. s. w.*).

Besonders schlimm gestalteten sich die Verhältnisse nach dem Ryswiker und dem Carlowiker Frieden. Infolge des massenhaft entlassenen Kriegsvolks zogen sich Schaaren von wirklichen und verkappten Bettelsoldaten in das Land. Die geschlossenen Städte konnten sich vor dieser Ueberfluthung allenfalls schützen, das offene Land war ihr schutzlos preisgegeben. Eine im Kgl. Staatsarchiv zu Breslau aufbewahrte Handschrift**), welche noch unter österreichischer Herrschaft entstanden ist und augenscheinlich von einem genauen Kenner der Verhältnisse herrührt, bestätigt, daß, wenn dieses Bettelvolk seiner Meinung nach nicht reichlich genug beschenkt

*) Hediger stellt im Weiteren dem Landeshauptmann die Entschließung über diesen Menschen anheim, bemerkt aber, daß er ihn aus seinen Gerichten anders nicht entlassen werde, als wenn ihm wegen der gethanen Androhungen *cautio de indemnitate sua* geschehen und der Ausfolgung wegen genugsam gültige Reversales ertheilt sein würden, daß dieser gewaltsame Frebler Andere zum Abscheu und Exempel nachdrücklich bestraft werden würde, widrigenfalls er sich vermöge seiner Obergerichte selber helfen werde. Akten d. Kgl. Staatsarchivs zu Breslau, V a, Fürstenthum Breslau.

**) E. 50d.

wurde, es den Bauer mit den größten Schmähungen überschüttete, ihn mit Schlägen traktirte und mit Feueranlegen drohte, so daß „aus diesen Ursachen Niemand im Dorfe sich unterstehen durfte, dergleichen Leuten das Geringste zu versagen, geschweige denn ihnen ihre Insolenz zu verweisen“. „Die Landleute“ — so heißt es dann weiter — „könnten nicht wagen, der Feldarbeit wegen ihr Haus zu verschließen und allein zu lassen, müßten vielmehr immer einen Hüter darin lassen, weil sie sonst riskirten, daß ihnen der beste Hausrath: Betten, Kleider, Enten, Gänse usw. von Zigeunern, Bettelsoldaten und anderm Bagabundengefindel gestohlen würde. In Schlesien sei kein Dorf, das nicht in dieser Weise heimgesucht werde. Die Zahl der beständig im Lande umherlaufenden Bettelsoldaten wird in der Handschrift auf viele Tausende beziffert, von denen öfters an einem einzigen Tage 30 bis 40 und noch mehr in einem Dorfe vorsprächen. Die meisten darunter seien lüderliches, arbeitscheues Gesindel, das mit falschen Pässen, fingirten Blessuren, Krücken und andern Krüppelgeräthschaften als abgedankte oder beschädigte Soldaten herumliefe. Bei genauer Untersuchung würden kaum 1500 wirklich Unterstützungsbedürftige darunter zu finden sein.“ Hinsichtlich dieser Letzteren verfehlt allerdings der Verfasser der Handschrift nicht, mißbilligend zu bemerken, wie es die Verwunderung aller in Breslau sich aufhaltenden oder durchreisenden Fremden erzeuge, daß alte bleisirte Soldaten, nachdem sie Gut, Blut und Gesundheit im Dienste des Vaterlandes verloren, sich mit schändlichem Bettel behelfen müßten.

Die neu publicirte Bettelordnung vom 29. November 1719*) mußte freilich auch hier keinen andern Rath, als daß die außerhalb Landes geborenen Bettelsoldaten über die Grenze geschafft, die einheimischen dagegen durch Verabfolgung eines nummircirten Zeichens von Blech zum Almosenjammeln legitimirt werden sollten. In dessen wurden doch wenigstens in einigen Theilen von Schlesien Versuche zur Aufbesserung der bedauernswerthen Lage dieser Hilfsbedürftigen gemacht. So unterbreiteten im Jahre 1720 die Stände des Fürstenthums Breslau dem Königlichen Oberamt den Vorschlag, die in kaiserlichen Diensten bleisirten oder wegen anderer Gebrechen entlassenen Bettelsoldaten, soweit sie aus Dörfern des Fürstenthums und des Neumarkter Reichbildes stammten, in ihre Heimathsorte zu legen und ihnen ein tägliches Verpflegungsgeld von

*) Braehvogel a. D. III. u. IV. Band S. 1280.

zwei Silbergraschen oder sechs Kreuzern aus der Steuerkasse zu gewähren, wofür der Empfänger verpflichtet sein sollte, sich nicht allein selbst alles Betteln zu enthalten, sondern auch den ihm angewiesenen Aufenthaltsort vom Umlauf anderer Bettler oder fremder Blesfirter rein zu halten und die betreffenden Individuen entweder selbst abzutreiben oder dem Dorfgerichte anzuzeigen. Schneller als gewöhnlich wurden diese Vorschläge ins Werk gesetzt, die Verpflegungsberechtigten festgestellt und noch in demselben Jahre mit einer Aufnahme- und Zahlungsverfügung des Steueramts an ihre Hei-mathsbehörde dirigirt, dagegen allen nicht aus dem Fürstenthum stammenden Blesfirten, deren sich eine namhafte Anzahl in und um Breslau aufhielt — es befanden sich darunter Leute von aller Herren Länder: Polen, Westphalen, Brandenburger, Bayern, Mecklenburger, Leute aus der Pfalz, aus Hamburg, Danzig, Augsburg und auch mehrere im Felde geborene Soldatenkinder — der fernere Aufenthalt im Lande untersagt. Die Sache lief aber nicht ohne mancherlei Irrungen ab. Ein Theil dieser Ausgesperrten ließ verlauten, sie würden lieber das Aeußerste erwarten, als den Umlauf im Lande lassen, man solle denn gleichfalls für sie, und prügelten die privilegirten Bettelsoldaten, wenn diese Almosens halber ihre Blechzeichen anlegten. Ein anderer Theil wendete sich beschwerdeführend an den Landeshauptmann mit der Anfrage, wohin sie sich denn nun wenden sollten? In ihre Länder könnten sie nicht mehr zurück, und hier würden sie als Ausländische nicht mehr geduldet. Auch von einer Menge Breslauer Stadtkinder, die in die Vorstädte gezogen waren, ließen Beschwerden beim Landeshauptmann ein. Die unter das Fürstenthum und das Domkapitel gehörenden Blesfirten bekämen jetzt in den Dörfern ihre gehörige Verpflegung, sie aber als Breslauer Stadtkinder habe das Kaiserliche Kriegskommissariat in die Stadt Breslau nebst den dazu gehörigen Dörfern gewiesen und auf ihre wiederholte Meldung auf dem Rathhause seien sie dahin beschieden worden: „man könne ihnen nicht helfen, sie möchten sich ihr Almosen auf den Stadtdörfern erbetteln.“ In den Dorfgemeinden, welche mit ortszugehörigen Bettelsoldaten belegt waren, sträubten sich wiederum die nicht bäuerlichen Gemeindeglieder hartnäckig gegen die Zahlung des auf sie entfallenden Beitrages zu dem Bettelsoldaten-Traktament und mußten vielfach erst durch Gefängnißstrafe dazu gezwungen werden*).

*) Kgl. Staatsarchiv zu Breslau. Fürstenthum Breslau V 5b. So bittet Wolf Sigismund von Rothkirch, Erbherr von Lampersdorf wegen der Rentenz

Nachdem im Jahre 1724 das Generalschubspatent, von dem noch ausführlicher zu reden sein wird, erlassen worden war, erging im darauffolgenden Jahre ein kaiserliches Dekret, welches die Bettelsoldatenfrage in einheitlicher Weise regelte. Danach sollten die im Lande geborenen oder darin geworbenen, sowie die ausgetauschten Bettelsoldaten nicht mehr in ihre Geburtsorte, sondern in geschlossene Städte gelegt werden, und zwar die unruhigen und unbändigen Elemente „zu schärferer Aufsicht und Korrektion“ in Städte mit Militärbesatzung. Invalidenpensionen oder Verpflegungsgelder wies aber die kaiserliche Regierung so wenig wie früher an, und da man anderseits doch auch den Städten diese Armenlast nicht aufbürden konnte, sollte der Fonds zur Unterhaltung der abgedankten Soldaten an den Kirchen- und Wallfahrtsörtern, bei Kirchweihfesten, Hochzeiten, Kindtaufen und wo sonst das Volk zusammenströmte, durch bestellte Almosenjammler, zu welchen „wohlverhaltene und bescheidene“ abgedankte Soldaten genommen werden sollten, in geschlossenen Büchsen gesammelt werden. Jede mit abgedankten Soldaten belegte Stadt erhielt daneben die Erlaubniß, an Wallfahrtstagen, Kirchmessen oder bei andern ländlichen Festlichkeiten Jemanden zum Almosenjammeln auf die umliegenden Dörfer zu schicken. Die Besizer von Wirths- und Kaffeehäusern und Billardstuben erhielten den Befehl, auf ihre eigenen Kosten Büchsen anzuschaffen und für die abgedankten Soldaten bei den Gästen zu sammeln*).

Wie der kriminalistische Typus des 17. und des 18. Jahrhunderts überhaupt, erinnert besonders das Vagabundenthum dieser Zeit in seiner Buntheit und Mannigfaltigkeit weit mehr an mittelalterliche als an neuzeitliche Zustände. Noch stand der betrügliche Bettel überall, vornehmlich auch in Schlesien, in voller Blüthe. Viele der alten Betteltypen, wie sie in der Chronik des Pfalzgrafen Friedrich I. von Matthias v. Kemnat († 1476)**) und in

seiner Unterthanen, die sich mit Ausnahme der vier bäuerlichen Wirthsweigerten, den auf sie repartirten Kreuzer zu zahlen, beim Landeshauptmann um Abordnung einiger Landesdragoner, um die Penitenten auf etliche Tage in den Thurm zu Neumarkt zu sperren, „ändern zum Ueblichen und Exempel.“

*) Schreiben des Oberamts zu Breslau vom 24. Mai 1726 an den Landeshauptmann des Fürstenthums Schweidnitz-Jauer. Kgl. Staatsarchiv zu Breslau. A. 26 V, 7.

**) Quellen und Erörterungen zur Baierschen und Deutschen Geschichte, II. Bd. 2. Abt. München 1862 S. 101 bis 108. „Furbas will ich hie sagen von einem besondern vold und seck, die dan gewonlich zu meiner zeit regnirt hait in besunder bosheit. Und das geschlecht ist von art und natur fule (faul), freßfig, dorg (träge) schnode, lügenhaftig, betrogenpiler, geutler, gotschwerer,

dem bekannten „Liber Vagatorum“ geschildert sind, lassen sich aus den Beschreibungen zeitgenössischer Schriftsteller über das Bettlerthum ihrer Tage unschwer herauserkennen; namentlich gilt dies von den zahlreichen Bettlerklassen, die aus der täuschenden Nachahmung von allerhand Ekel und Mitleid erregenden Krankheiten und körperlichen Gebrechen einen reichlichen Gewinn zogen. Von den auf den katholischen Kirchenglauben zugeschnittenen Schwindeleien hatten allerdings nicht wenige seit der Reformation einen Theil ihrer Zugkraft verloren; dafür aber traten andere, den Zeitverhältnissen angepaßte an ihre Stelle. Mit der Gegenreformation zogen sich Haufen vagabundirenden Volkes ins Land, die unter dem fälschlichen Vorgeben, daß sie wegen ihres Glaubens aus der Heimath Vertriebene (propter religionem exules) seien, die protestantischen Kreise in Kontribution setzten*). Eine andere zahlreiche Bettlerklasse gab sich für aus der Gefangenschaft entsprungene Christensklaven aus, machte unter Stöhnen und Schluchzen eine klägliche Beschreibung von ihrer Ausplünderung und Gefangennahme, raffelte dazu mit den Ketten, die sie angeblich noch von der Gefangenschaft her an Händen und Füßen trugen, zeigten die Striemen der Schläge, die sie als Sklaven empfangen haben wollten, und sammelten Almosen, um, wie sie sagten, ihre bei den Türken, Korsaren, Sarazenen zurückgelassenen Brüder und Freunde aus der Sklaverei loszukaufen. Ein fürstbischöfliches Patent aus Meisse vom Jahre 1659 wendet sich nachdrücklich gegen die „fremden Bettler, die in Gestalt türkischer Gefangener mit den Eisen (Ketten) herumgehen und bisher ohne alles Bedenken auch in die Städte eingelassen worden seien“. Bis tief ins 18. Jahrhundert hinein hat sich dieser Bettel auf sogenannte „Türkenranzion“ unter verschiedenen Formen im Schwange erhalten. Im Jahre 1726 waren die Dörfer des Strehlemer und Nimptscher Kreises von Italienern in braunen und grauen Kutten überschwemmt, die für gefangene Christen bettelten. In Kotten bis zu zehn Mann und darüber überliefen sie die Dorffschulzen, verlangten von denselben eine Gemeindebesteuer, und wenn sie keine solche erhielten, liefen sie von

diebe, räuber, morder, vast gesund und stark betragen sich (besteißen) allein des Bettelns und geilens und haben gefonden den fundt, daß sie one alle arbeit betruglichen den pfenningt und das Brott gewinnen mit mustig gehen. Und sie geben iren orden und setz so manchen nollischen namen und haben ir besunder deutsch und sprach, daß sich irer einer vor dem andern selbst nit mage gehuten, und nennen ire sprach rottwelsch oder keimisch.“

*) Acta Publica V, 289 de 1624.

Hof zu Hof und gingen den Bauern nicht eher vom Halse, als bis sie nach ihrer Meinung reichlich genug beschenkt waren. Nach einem im Königl. Staatsarchiv aufbewahrten amtlichen Bericht wurden die Dorfschaften von diesen legitimationslosen Bettlern „unglaublich ausgezogen“^{*)}. Noch in einem Reglement Friedrichs des Großen vom Jahre 1779 geschieht desselben Bettels Erwähnung. Danach sollte den für türkische Gefangene Bettelnden das Geld weggenommen und an die Zuchthauskasse abgeliefert werden.

Neben der aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Menge von Bettelsoldaten, verstellten Siechen und Krüppeln, Bettlern auf Glaubensverfolgung und Türkenranzion, wimmelte es von Landstreichern in geistlicher und weltlicher Kleidung, die sich für Einwohner aus dem Reich und andern weit entlegenen Orten ausgaben und unter Vorzeigung gefälschter Atteste für ausländische Kirchen oder Klöster und für durch Feuersbrunst zerstörte Städte und Dörfer fremder Länder milde Gaben sammelten, während eine andre, vornehmer auftretende Klasse vagabundirender Abenteurer dem betrügerischen Bettel unter der Maske abgedankter Offiziere und abgebrannter oder aus anderen Ursachen um ihr Vermögen gekommener Edelleute nachging. Zu Fuß, zu Pferde, ja selbst zu Wagen, in verbrämten Kleidern und mit Bedienten hinter sich im Lande umherschweifend, sprachen sie mit Vorliebe in abligen Häusern vor und erhoben, wenn sie sich wehrlosen Personen, besonders Damen ohne männlichen Schutz gegenüber wußten, in zudringlichster, unverschämtester Weise Anspruch auf sogenannte „Ritterzehrungen“, d. i. standesgemäße Bewirthung und Beispendung.

Für die öffentliche Sicherheit war neben den Zigeunerhorden gerade diese Klasse besonders gefährlich. Es bestand die Vermuthung, daß hinter den „bewaffneten und berittenen Bettlern“, wie die Bettlerordnung von 1719 diese Abenteurer nennt, sich Räuber und Spießbuben verbargen, denn man wollte dieselben Leute nachgehends in Haiden, Büschen und Wäldern Versammlungen haben abhalten sehen. Thatsächlich trieb um dieselbe Zeit eine Spießbubenbande, welche die „schwarze“ oder „Kavaliërbande“ hieß, in Niederschlesien ihr Wesen. In einem Schreiben des königl. Oberamts zu Breslau aus dem Jahre 1710 wird dem Landeshauptmann des Fürstenthums Schweidnitz-Jauer mitgetheilt, es seien in einem der dortigen Dorfkretschams vier oder fünf vermuthlich zu jener Bande

gehörende Männer eingekehrt, hätten daselbst ihre alten Pässe zer-
rissen und sich andere gefertigt*). Wie beträchtlich die Zahl dieses
berittenen Vagabundengefindels war, ergibt sich aus der Bettel-
ordnung von 1719, in der angeordnet ist, daß, wenn die Land-
dragoner mit demselben nicht fertig werden könnten, die nächste
Dorfgemeinde und auf geschehene Anmeldung auch die Nachbar-
dörfer das Gefindel verfolgen helfen, auch nach Beschaffenheit
der Umstände militärische Hülfe requirirt oder aus der nächsten
Stadt die Jüngsten aus der Bürgerschaft herangezogen werden
sollten, um es mit gesammter Hand über die Grenze zu jagen oder
einzufangen.

Ueberhaupt war der Strom der Vagabunden, die sich vom
betrügliehen Bettel nährten, auch noch im 17. und 18. Jahrhundert
von größter Ausdehnung. Ungeachtet der schwierigeren Kommuni-
kationsverhältnisse zeigt das damalige Vagabundenthum einen Zug
von Internationalismus, den es in solchem Grade heut zu Tage
nicht mehr besitzt. Es trieben sich ebenso viel französische und
italienische Gauner in Deutschland umher, als umgekehrt deutsche in
Frankreich und Italien; auch gab es in Deutschland keine Art des
betrügliehen Bettelns und keine Bettlerklasse, der man nicht ebenso
im französischen, englischen, spanischen und italienischen Bettlerthum
begegnete. Hier wie dort dieselben Typen, dieselben Lebens- und
Geschäftsgewohnheiten, dieselben Kniffe und Schliche**). Ein schle-
sischer Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, Samuel Butschky,
weiland Pfarrer an der Christophorikirche zu Breslau, macht in
seinem Buche „Des 1630er Hunger- und Kummerjahres Gedenk-
mahl“ (Leipzig 1633) über die Bohémiens seiner Zeit folgende
Bemerkung: „Sie nennen den Bettel das güldene Handwerk, das
lassen sie ihnen meisterlich angelegen sein, indem sie gleich darauf
wandern, lauffen von einem Lande zum andern, erlernen dabei
ihre mancherlei Sprachen, verjäumen keinen Jahrmarkt, wo sie nur
wissen, daß einer gehalten wird, ingleichen auf den Dörffern keine
Kirchmesse, wie dann auch auf dem Lande keine adeliche Begräb-
nisse und Hochzeiten gehalten werden, sie sind nicht weit davon***).

*) Rgl. Staatsarchiv Breslau A. 26 V. 7.

**) Eine treffliche Schilderung der „Bohémiens“ mit Abbildungen nach alten
Volschnitten und Stichen bei: Laeroix: Moeurs, Usages et Costumes au
Moyen Age et a l'époque de la Renaissance. Paris, Firman Didot et
Cie. S. 489 bis 516.

***) Butschky, S. 132 fg., woselbst auch eine anschauliche Beschreibung der noch
ganz an die Schilderungen des Mathias von Kemnat und des Liber Vagatorum
erinnernden Betrugsarten.

. . . . Solchergestalt mag das Betteln das güldene Handwerk genannt werden; fintemal gedachte Gartbrüder überall und allezeit, zumal wo sie bekannt sind, ihren gedeckten Tisch haben können, auch ihr stetiges Losament und gewöhnliche musicam; wie man von unsern gemeinen Bettlern erfahret, daß sie in den Krügen ihr Gesäuffe halten, ihre Tänze hegen, mit einem Haufen Betteln sich schleppen und die größte Unzucht treiben.“

Wie die oben erwähnte Handschrift des Staatsarchivs konstatirt, waren auch noch ein Jahrhundert später die Dorf- und Straßenkretschams die Sammelplätze, wo das Bagabundengefindel seine Gelage und Orgien feierte, wie denn ein Theil der Besitzer dieser Schenken selber dem betrüglischen Bettel oblag. Wer das Auge der Obrigkeit zu scheuen hatte, fand, wenn er dem Kretschmer ein Schuggeld zahlte, bei demselben stets bereitwillig Aufnahme und Hinterhalt.

Neben den beiden Bettelordnungen von 1700 und 1719 sind seitens des Königl. Oberamts zu Breslau in dem hundertjährigen Zeitraume von 1630—1729 nicht weniger als 26 Patente und Kurrenden zur Beschränkung des Bettel- und Bagabundenwesens ergangen*), wozu noch etwa ein Duzend Erlasse betreffend die Ausrottung der Zigeuner tritt. Die Menge dieser amtlichen Erlasse und der darin getroffenen Anordnungen ist der bündigste Beweis, wie schwer das Landstreicherwesen auf dem Lande lastete und welche Mühe man sich behördlicherseits gab, wenigstens die Ueberfluthung mit ausheimischen Bettlern zu beschränken und die Stromer der schlimmsten Sorte sich vom Halse zu schaffen. Nachdem man das Institut der Einspänner während des dreißigjährigen Krieges wegen Mangel an verfügbaren Geldmitteln hatte eingehen lassen, wurde es durch ein Patent von 1677 erneuert. Standesherrn und Städte sollten „Juxta proportionem et amplitudinem sui territorii“ eine Anzahl sogenannter „Landdragoner“ oder Straßenbereiter auf eigene Kosten anstellen und sich in Fällen, wo das Bagabundengefindel bei der Verfolgung Widerstand leistete, einander gegenseitig mit diesen Sicherheitsorganen unterstützen. Die Patente gegen den Bettel sollten, damit Niemand mit Unwissenheit sich entschuldigen könne, öffentlich in den an den Landstraßen gelegenen Wirthshäusern vorgelesen und angeschlagen werden. Die Regierung ließ an den Landesgrenzen Säulen und Warnungs-

*) Dieselben sind zu finden im Kgl. Staatsarchiv zu Breslau: Friedenbergs Codex Silesiacus. Pars IV—IX.

tafeln errichten, auf denen dem Gefindel der Eintritt und die Rückkehr in das Land bei empfindlicher Leibesstrafe verboten wurde*). Zur Abschreckung der Zigeuner, welche seit 1703 für vogelfrei erklärt waren, wurden in allen Grenzorten Tafeln aufgestellt mit Abbildungen der ihnen drohenden Strafe des Hängens und des Todtschießens. Im Jahre 1706 schickte man zur Vertilgung des Bagabunden- und Diebesgefindels sogar eine Anzahl von Scharfrichtern mit ihren Gehülfen im Lande herum, denen man, um ihren Eifer anzuspornen, die Erlaubniß gegeben hatte, sich Alles anzueignen, was sie bei dem abgefangenen Gefindel fanden**). Bald darauf erging ein Patent, dem zu Folge alle gefunden und starken Bettler in die von der Pest infizirten Gegenden zur Wartung der Erkranken und Beerdigung der Pestleichen verschickt werden sollten. Kurzum, es blieb kein noch so drastisches Mittel unversucht, um sich das Gefindel vom Halse zu schaffen, ohne daß man etwas Wesentliches damit erreichte, denn die Behörden blieben lau im Vollzuge der Verordnungen, die Gutsherrschaften gestatteten im Interesse der bessern Ausnutzung ihres Krugsverlags dem Gefindel ungehinderten Verkehr in den Dorfwirthshäusern, und die Landdragoner machten es um nichts besser. Wenn sie bei Visitation der Wirthshäuser freie Zehrung erhielten, erstatteten sie von dem verdächtigen Verkehr in demselben keine Anzeige und ließen gegen ein Trinkgeld das unterwegs aufgegriffene Gefindel wieder laufen.***)

Da alle Mittel nichts fruchteten, wurde durch ein Patent vom 13. Januar 1724 ein Generalschub ins Werk gesetzt. An sämtliche Ortsobrigkeiten Schlesiens erging der Befehl, am 7. Februar eine Razzia auf alle Bettler ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters zu veranstalten. Die einheimischen und nicht transportfähigen sollten am Orte verbleiben, die übrigen in bestimmte Sammelplätze transportirt und von da durch eigens dazu bestimmte Kommisariaten theils in ihre Heimath, theils, wenn es sich um Ausländer handelte, über die Grenze abgeschoben werden. Die Einrichtung war so getroffen, daß in jeden Sammelplatz bestimmte Kategorien von Ausländern abzuliefern waren: die Bettler aus Böhmen, die

*) Eine sehr gedankenlose Einrichtung, da die meisten Landstreicher lesenunkundig waren.

***) Handschrift des Kgl. Staatsarchivs E 50 d. „Man dankte sie aber wieder ab, weil man davon mehr Verdruß als gute Wirkung verspürte.“

***) Oberamts-Patent vom 3. Februar 1706, Friedenberg, C. S. VII 208, Bettelordnung von 1719.

aus der Grafschaft Glatz, die Oberösterreicher, die Tiroler, die Bayern, die Pfälzer, die Franzosen und die Bettler aus dem Reich, soweit sie in Niederschlesien eingefangen waren, nach Schweidnitz, soweit sie in Oberschlesien eingefangen waren, nach Brieg und Frankenstein; die polnischen Bettler nach Guhrau, Bittsch und Bielitz, die brandenburgischen nach Grünberg, die Sachsen und Lausitzer nach Sagan und Bunzlau, die Ungarn und Slowaken nach Teschen, die Mähren, Niederösterreicher, Steyrer und Italiener nach Freudenthal. Noch im September desselben Jahres erging jedoch ein kaiserliches Dekret, wonach diejenigen Bettler, welche von der augsbургischen Konfession sich zur katholischen Religion bekehrt und über die *Professio fidei* glaubwürdige Atteste vorzuzeigen hätten, nicht außer Landes in ihre unkatholische Heimath abgeschoben, sondern im Lande geduldet werden sollten.*)

Was wir über die Ergebnisse des Generalschubs wissen, beschränkt sich auf einige Listen (sogenannte „Integral-Konfignationen“) von den aus Brieg, Glatz und Bunzlau abgeschobenen Bettlern. Die Brieger Liste**) ist eine Bestätigung der Thatsache, daß die Grundherrschaften für ihre Ortsarmen keine Fürsorge trugen und ihre Bauern, wenn sie deren Arbeitskraft in hartem Frohndienst frühzeitig erschöpft hatten, dem Glende überließen. Der größte Theil der in Brieg zusammengebrachten Bettler stammte aus schlesischen Dörfern und stand im vorgerückten Lebensalter, 31 im Alter von 51 bis 60, 50 im Alter von 61 bis 70, 44 im Alter von 71 bis 80, 11 im Alter von 81 bis 90 Jahren. Freilich darf aus diesen Zahlen nicht gefolgert werden, daß der Bettel nur von ältern Personen betrieben wurde, im Gegentheil befand sich unter den Bettlern und Landstreichern auch sehr viel jüngeres, müßiggängerisches Volk. Ein Transport von 75 von Glatz***) nach dem Sammelplatz Frankenstein abgeschobenen Landstreichern männlichen und weiblichen Geschlechts bestand nur aus Leuten im Alter von 18 bis 36 Jahren ohne jeden körperlichen Defekt. Ebenso überwiegen in einer Liste von 23 in Bunzlau†) aufgesammelten und von da über die Grenze geschafften Individuen bei weitem die jüngern Lebensalter. Sämmtliche in der Glatzer und Bunzlauer Liste aufgeführten Bettler waren Schlesier, zum Theil von weit her: aus Köln am Rhein, aus

Grünberg, C. S. IX, 475. Staatsarchiv, Fürstenthum Brieg, V, 5r.

Staatsarchiv, Fürstenthum Brieg, V, 5a.

Grasschaft Glatz V, 2b.

Fürstenthum Schweidnitz-Jauer V, 7.

der Oberpfalz, aus Bayern, Salzburg, Mittenwald bei Innsbruck, aus Sulz am Neckar, aus Schwaben. Unter den in der Brieger Liste verzeichneten Individuen befand sich eine Bettlerin aus Konstanz am Bodensee im Alter von 70 und eine andre aus Feldkirch im Bregenzer Wald (Vorarlberg) im Alter von 90 Jahren. Viele, darunter auch Bettler in höherem Lebensalter, wußten den Ort ihrer Herkunft nicht anzugeben, schienen sich daher von Jugend auf vagabundirend umhergetrieben zu haben.

Nach einem Bericht des Bunzlauer Magistrats an den Landeshauptmann waren sämmtliche von da außer Landes geschaffte Vagabunden auf einem andern Weg über die Quaißbrücke wieder nach Schlesien zurückgekehrt. Anlässlich dieses Berichts, aus dem hervorgeht, daß die angeordneten Landesvisitationen und Abschübe ganz wirkungslos waren, gab der Landeshauptmann der Oberamtsregierung zur Erwägung, ob nicht die dem Bettel nachgehenden jungen und gesunden Mannspersonen, falls sie zu Kriegsdiensten tauglich seien, auch wider ihren Willen den Werbeoffizieren zu überliefern wären, was oberamtlicherseits auch sofort genehmigt wurde. Obwohl man sich daher an maßgebender Stelle sehr bald überzeugte, daß die Generalschübe gegen die Invasion der ausländischen Bettler keinen Schutz gewährten und auch dem Bettel der Einheimischen durch den Abschub derselben in ihre Heimath beim Mangel einer geordneten Armenpflege nicht gesteuert wurde, wiederholten sich dennoch die Landesvisitationen noch einige Male und bildeten sich unter preußischer Herrschaft zu einer ständigen Einrichtung aus. Nach einer Instruktion Friedrichs des Großen vom 14. Dezember 1747 sollten jährlich wenigstens zweimal und wenn erforderlich noch öfter General-Landesvisitationen zur Austreibung des Spitzbuben- und Vagabundengefindels abgehalten werden, und noch im Jahre 1772 nahm der König Veranlassung, dieses Edikt unter Erlaß einer näheren Instruktion von Neuem einzuschärfen. Ueberhaupt macht sich seit dem Wechsel der Herrschaft ein strafferes und planmäßigeres Vorgehen gegen das Bettelwesen bemerklich. Gleichzeitig mit der Instruktion vom 14. Dezember 1747 wurde in Breslau die städtische Armenpflege neu organisiert, die Zahl der städtischen Bettelwögte vermehrt und vom 1. Januar 1748 ab im ganzen Lande der Bettel auf den Straßen, vor den Klöstern, auf den Kirchweihen und Wallfahrten schlechthin verboten. Es wurden Anordnungen zur Organisation der ländlichen Armenpflege unter Heranziehung der Grundherrschaften zur Leistung von Beiträgen getroffen, beide, Grund-

herrschaft wie Gemeinde, für jeden ausgelaufenen und mit Schub zurückgebrachten Ortsarmen in Strafe genommen, auf die Aufgreifung jedes vagabundirenden Bettlers eine Prämie von 16 guten Groschen gesetzt, die Verabreichung von Almosen an solche mit einer Strafe von 10 Thalern bedroht und den Bauern, Gärtnern und Häuslern auf dem Lande die nächtliche Beherbergung von Bettlern bei Geldstrafe von 2—3 Thalern verboten. Gegen die aufgegriffenen Landstreicher ließ der König Arbeitshausstrafe nicht unter 2 Jahren, die sich bei jedem Rückfall um weitere 2 Jahre steigerte, und gegen die nach ausgestandenem Arbeitshause über die Grenze geschafften Ausländer im Falle des Bannbruchs Zuchthausstrafe auf 6—10 Jahre eintreten. Indessen vermochten diese Maßregeln nur wenig gegen den vagabundirenden Bettel. Alle Strafandrohungen und jeder Ansporn zur Aufgreifung der Vagabunden scheiterten, wie ein Reglement des Königs vom 1. Dezember 1782 bekennt, an der Furcht des Bauern vor der Rachsucht des Gesindels*).

In den „Schlesischen Provinzialblättern“ vom Jahre 1800 befindet sich ein Aufsatz „Ueber die Bettelei in Niederschlesien“ aus der Feder eines ungenannten Landpfarrers. Nachdem der Verfasser zuvörderst ein recht anschauliches Bild von den mannigfachen, die Landbevölkerung brandschazenden Vagabudentypen und ihrem gewalthätigen Treiben entworfen, macht er, übergehend auf jene Furcht der Landleute, folgende Bemerkung: „Was ist der mächtige Hebel, der dem Landmann, der sich sonst auch nur gegen zwei Silbergroschen neuer Auflagen fürs ganze Jahr so störrisch wehrt, das Geld immer und immer wieder aus dem Beutel und dem Bettler in die Hand hebt? Welches ist das Lüftchen, das seinen Zorn kühl, wenn der bettelnde Bube wegen der Gabe, weil sie ihm zu gering scheint, statt ihm zu danken, höhnt und schimpft? Es ist der rothe Hahn, den ihm der Landstreicher über sein Dach fliegen lassen könnte, wenn er dessen Rache reizte. Wenigstens halb so viel, als der Bauer dem Staate an Steuern entrichten muß, entrichtet er willig der Betteldemokratie; und wenn jene Steuer die Arme erhält, so erhält diese das Heer derer, die gegen nichts in der Welt streiten, als gegen gute Zucht und Ordnung. Die Summe, welche jene Drohnen von den Arbeitsbienen nur durch alle Dörfer Niederschlesiens ziehen, läuft, wenn man die Naturalien mit zu Gelde schlägt, jährlich in die Hunderttausende von Reichsthalern.“ Der

*) Die betreffenden Instruktionen, Erlasse und Reglements sind abgedruckt in
 115 Ediktenammlung.

Verfasser schloß seinen Aufsatz mit dem Wunsche, es möge, wenn das jetzige Jahrhundert sein greises Haupt zum ewigen Schlafe niederlegen will, ein rüstiger bettelnder Landfahrer vor der Thür des Landmanns eine so seltene Erscheinung sein, wie zu Anfang des Jahrhunderts ein Bauer, der ihn abwies.

Der Wunsch hat sich leider nicht erfüllt. Es giebt Erscheinungen und Zustände des sozialen Lebens, auf welche die Zeit, die ja sonst an Allem modellt, keinen Einfluß zu haben scheint. Zu diesen Zuständen gehört anscheinend auch das Vagabundenwesen. Es fehlen nur noch wenige Jahre, dann hat jener Aufsatz über die Bettelei in Niederschlesien ein hundertjähriges Alter erreicht, und doch tragen die Schilderungen und Betrachtungen des Verfassers so bekannte Züge, als wären sie der Gegenwart entlehnt. Die bunte Mannigfaltigkeit, in der sich das Vagabundenthum der Vergangenheit präsentirte, ist dahin, aber zur seltenen Erscheinung ist der rüstige, bettelnde Landfahrer deshalb so wenig geworden, als sein Gang zur Gewaltthätigkeit. Seine Gepflogenheiten sind ihm treu geblieben, und geblieben ist auch dem Bauern die Furcht vor dem „rothen Hahn“*).

*) Um eine sichere Unterlage für die Verhandlungen über die Vagabundenfrage zu gewinnen, hatte sich der Ausschuß der Rheinisch-Westphälischen Gefängniß-Gesellschaft im Mai 1881 an die Oberbürgermeister, Bürgermeister und Amtsmänner der Rheinprovinz und Westphalens mit der Anfrage, betreffend die über die Zunahme des Vagabundenthums von ihnen in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen gewandt. In einem der eingelaufenen Berichte heißt es u. a.: „Das Publikum ist hier vollständig von den Landstreichern eingeschüchtert, genügt den Ansprüchen derselben, die häufig unter Androhungen erhoben werden, macht aber niemals Anzeige. Die Schöffen aus dem Bauernstande fürchten sich vor jedem Vagabunden, weil er ihnen womöglich später den rothen Hahn aufs Dach setzt. (Sturberg, „Die Vagabundenfrage.“ Düsseldorf 1882, S. 7.)

Bau und Entstehung der Korallenriffe.

Von

Dr. Karl Camillo Schneider,
Wien.

Dem Reichthum der Landsauna entsprechend, hatte man früher auch für die Tropen ein außerordentlich reiches Meeresleben angenommen. Indessen zeigten exakte Untersuchungen, daß dem Aequator zu in den obersten Meeresschichten zwar an Thierarten Auswahl genug ist, daß aber die Menge der einzelnen Formen gar nicht verglichen werden kann mit der Ueberfülle von Wesen, wie sie so oft in gemäßigten warmen, selbst in subarktischen Meeren beobachtet wird. Man lernte von einer Planktonarmuth der heißen Meere reden. Vielleicht ging man hierin vielfach aber schon zu weit. Denn bei Betrachtung der großen Korallenriffe, wie sie allen Tropen zukommen, kann wohl nichts bezeichnender sein, als das Staunen über den ungeheuren Reichthum an Thieren, die die Riffe erbauten und sie an den fortwachsenden Stellen überdeckten; zugleich kommt die Frage, wodurch ernähren sich diese zahllosen Kolonien, denen wir in unseren Meeren nichts vergleichen können? Muß nicht der Ozean unermessliche Schaaren kleiner Organismen, vor Allem Krebschen, immer aufs Neue erzeugen, um die heißhungrigen Mäuler dieser stark beschäftigten Baumeister, die aus ihrem Körper den Riffkalk abscheiden, stopfen zu können? Eins zieht aber das Andere nach sich, und so dürfte die große Enttäuschung, die schon manche Forscher aus den Tropen meldeten, zum Theil auf ein Vermaß der Erwartung, zum Theil auf die Wahl ungünstiger Monate für die Beobachtung zurückzuführen sein. Doch selbst,

wenn auch die heimischen Meere in Hinsicht auf freischwimmende Organismen den tropischen überlegen sein sollten, so enthalten letztere noch andersartige Schätze genug, die dauernd die Forscher anziehen werden. Zu jenen gehören in erster Linie die Korallenriffe. Sie sind uns um so interessanter, als an ihnen Darwin zum ersten Mal Gelegenheit fand, seine Fähigkeiten zu erweisen, indem er durch eine bestechende Hypothese die räthselhafte Entstehung so mancher eigenartiger Korallriffbildungen zu erklären versuchte. Für und gegen ihn erhoben sich zahlreiche Stimmen und noch jetzt sind die Streitfragen nicht gelöst. Doch hat man inzwischen sehr viel gelernt und vermag an vielen Stellen ein sicheres Urtheil abzugeben. Diesen Stand der Korallrifffrage in einem übersichtlichen Bilde festzuhalten, ist der Zweck des vorliegenden Artikels.

Korallenriffe können nicht überall entstehen. Es benöthigt dazu vor Allem einer mittleren Meerestemperatur von nicht unter 20° Celsius, sowie in zweiter Linie der Meeressbrandung; der ersteren um den riffbildenden Formen die Existenz überhaupt zu ermöglichen, der zweiten, um das Geformte wieder in Trümmer zu schlagen und durch deren Anhäufung die solide, das Meer überragende Riffmasse zu bilden. Denn man darf nicht etwa denken, — wie es Manchem, der in Museen die schönen Stöcke der Steinkorallen sah, wohl scheinen möchte, — daß ein Riff an seiner Oberfläche mit diesen graziösen oder bizarren Gebilden überzogen ist; vielmehr bedecken letztere nur die unter Wasser gelegenen Rifftheile bis zu einer Tiefe von 15—25 Meter hinab und nur besonders tiefe Ebben legen für kurze Zeit hochgelegene Korallgebilde an Stellen, wo die Brandung nur wenig auftritt, bloß. Alles, was sich zu hoch wagt, wird von der nie rastenden Brandung abrasirt und als Schuttkegel aufgeschüttet, allmählich durch kalkige Cemente verkittet und bildet nun den eigentlichen Riffkern, der dem Meere, allerdings auch nur bis zu einer Höhe, welche die Brandung erreicht, entragt. Wie wichtig die zerstörenden Vorgänge für die Riffbildung sind, ersehen wir daraus, daß es auch bis zum kalten Tiefseewasser hinab in den Meeren Steinkorallen und darunter auch massige Formen, wie die Dendrophyllien, Lophohelien und Amphihelien giebt, die aber in ungehinderter Entfaltung, da in der Tiefe eine lebhaftere Wasserbewegung fehlt, nur locker gestellte Stöcke, keine soliden, zusammenhängenden Riffe zu entwickeln vermögen. Wir wollen uns nun zunächst ein Riff näher betrachten,

um für die Besprechung der verschiedenen Bildungstheorien eine sichere Grundlage zu gewinnen.

Man hat lange geglaubt, daß die Korallen in der ärgsten Brandung am wohlsten sich befänden, da ihnen hier aus dem Ozean direkt immer frische und reiche Nahrung zugeführt werde. Die neuesten Beobachtungen bestätigten diese Annahme nicht und erwiesen, daß es weder in den Lagunen der Riffe an Nahrung fehlt, noch daß die Korallen die Brandung suchen. Die meisten Korallen siedeln sich in leichtem Wasser an, nur wenige gehen unter 30 Meter hinab, dabei an Ueppigkeit des Wuchses wesentlich verlierend. Sie können also nur an flachabfallendem Strande sich ausbreiten, für den die alte Erfahrung gilt, daß die See sich lange vorher erschöpft, ehe sie das Ufer erreicht, sie „rollt sich auf“. Innerhalb der Strandzone mit gemäßigter Wellenbewegung gedeihen nun die Stöcke aufs Lebhafteste. Felsgrund bildet die geeignete Basis für fast alle Arten; auf Schlammgrund dagegen erscheinen nur bestimmte Formen (z. B. Stylophoren), die sich an Steinen oder Trümmern anheften, sich ausbreiten, tiefer in den Schlamm einsinken und anderen Arten später zur Grundlage dienen. Die Niedrigwassergrenze setzt dem vertikalen Wachstum der Stöcke eine Grenze, da die Thiere ein Trockenliegen bei der Ebbe nur ganz kurze Zeit vertragen; dafür dehnt sich die Riffanlage in die Breite und nach Außen hin aus, aber auch hier durch die zunehmende Tiefe beschränkt. Ehe sie aber so das ihr gesteckte Maß des Umfangs erreicht, ist das typische Riff längst gebildet. Denn je weiter die Stöcke nach außen hin sich verbreiten und hier, einer auf der Leiche des andern, emporstreben, desto mehr gelangen sie unfreiwillig ins Bereich der kräftigen Brandung, die ihnen bei Stürmen aufs Uebelste mitspielt, in Minuten losreißt, was Monate oder Jahre aufbauten, und die Trümmer landeinwärts wirft, wo sie sich nach und nach bis zur Höhe der Fluthlinie aufstauen. Je gewaltiger also die Brandung, desto weniger hoch werden die der Tiefengrenze nahen Stockmassen sich im Wasser erheben können; daraus erklärt sich das sanfte Absteigen der äußeren Kante eines der Luvseite (der Wetterseite) zu wachsenden Riffes bis zum Meeresboden, zum RiffFuße hinab, während der Leeseite zu, wo nur sanftere Wellen anbränden, die Riffkante bis zur Niedrigwassergrenze steil, überhängend vorspringen kann. Der Fuß ist der wichtigste des Korallenriffes. Hier wuchern die Stöcke am Ueppigsten so lange nicht größere Tiefe ihnen Schranken setzt, und

lassen hinter sich eine Masse loser oder verfestigter Trümmer, in deren Lücken zwar auch Korallen wachsen, ohne jedoch der Sandströmungen wegen zusammenhängende Massen bilden zu können. Denn die über die Plattform, den Schuttkegel, stürmenden Fluthen tragen feinere Brocken dem Lande zu, bilden hier eine weite Sandfläche, den Sandstrand, und führen durch die Unterströmungen wieder Sand mit zum Meere zurück, wo sie vor dem Fuße, als sogen. „Talus“ in der Tiefe zum Absatz kommen. In solch unreinem Wasser, — wozu noch Flußmündungen ihre Schlammpartikeln gefellen — können Korallen nicht gedeihen; daher ergiebt sich am konstantesten eine seichte Vertiefung des Riffes längs des Sandstrandes, die Strandlagune, welche für den Bootsverkehr der Eingeborenen von unersehblicher Bedeutung ist.

Um es kurz zu recapituliren, haben wir vom Land aus zunächst den Sandstrand, dann die Lagune, die Trümmerplattform (das eigentliche Riff) mit ihren Kanälen, die Riffkante, den Fuß und schließlich zu äußerst in der Tiefe den Talus als korallogene Bildungen vor uns. Natürlich giebt jedes Riff einen speziellen eigenartigen Anblick, wie es durch die Küstenbeschaffenheit und durch die Arten der riffbauenden Korallen bedingt wird. Ueber die Bildner wollen wir nun zunächst sprechen. Es gehört wohl zu den schönsten Momenten des Lebens, wenn der Beobachter bei glatter See, die in den Tropen nur sehr selten eintritt, an der Riffkante entlang fahrend die vom Fuße aufwärts wachsenden Korallenbeete durch die völlig durchsichtige blaue Fluth hindurch betrachten kann. Schon in unseren Meeren, besonders in dem klaren Mittelmeer, bietet die Betrachtung eines etwa 5 Meter tiefen Grundes herrliche Blicke, und doch sehen wir nur bald weiß, bald grün, bald röthlich mannigfaltig gestaltete, baum-, blatt- oder blasenförmige Algenmassen ausgebreitet, zwischen denen schwarze Seeigel oder rothe Schwämme scharf sich abheben. An den Riffen vertreten die Korallenstöcke die Algen, obgleich auch diese nicht fehlen und zur Mannigfaltigkeit des Bildes mit beitragen können; das Wesentliche des Bildes doch, einen Blumengarten, wo dicht nebeneinander die intensivsten Farben und reizvollsten Formen sich immer neu zusammenstellen, bilden die Steinkorallen, zwischen deren ruhige Blütenbedeckung bunte Fische, Seewalzen, Muschelthiere, Würmer, all die so verschiedenartigen Kommensalen eines Riffes, das regste Leben hineintragen. Man muß Saville Kents monochromatische Tafeln gesehen haben, um einen Begriff von dem bezaubernden

Farbenreichtum eines Korallenriffes zu gewinnen; wer nie das Meer näher studirt hat, hält eine derartige Pracht überhaupt für unmöglich. Aber nur wenigen Sterblichen war bislang der volle Anblick eines Rifffußes, wenigstens in den fast immer stark bewegten pacifischen Regionen, vergönnt; ja selbst die Eingeborenen wurden, wie A. Krämer von einer günstigen Gelegenheit bei Samoa erzählt, durch die plötzlich dargebotene Schönheit derart überrascht und gaben ihrem Erstaunen so lauten Ausdruck, wie es sonst nur bei Anblick eines guten Gewehrs zu geschehen pflegt. Zumeist muß der Beobachter sich mit den Riffkanälen begnügen, wo an günstigen Punkten allerdings auch eine bestrickende Fülle herrlicher Einzelheiten sich darbietet. Saville Kents großes Werk giebt uns eine Menge ausgezeichnete Photographien solcher Rifftheile während tiefer Ebbe. Viele Stöcke entragen dann kürzere Zeit dem Wasser und erregen, wenn auch anscheinend ihrer lebenden Bildner beraubt, da diese sich in die Wohnkammern vollständig zurückgezogen haben, doch durch die zartesten und ungewöhnlichsten Formen Bewunderung. Wer hat nicht schon die blendendweißen Skelette der Steinkorallen in Museen gesehen und sich nicht der außerordentlichen Unterschiede in der Gestalt und feineren Struktur erfreut, sowie die Größe der im Einzelnen zerbrechlich zart erscheinenden Stücke angestaunt? Was sind aber all die in Museen angehäuften Stockexemplare gegen eine einzige Bank, wie sie an jedem Riff zu Tausenden bei einer tiefen Ebbe bloßgelegt werden und die doch nur einen verschwindenden Theil gegen jene Hauptmengen von Stöcken darstellen, die nie aus dem Wasser hervortreten? Wie quält sich der Forscher ab, wenn er aus gesammelten Exemplaren und nach Literaturangaben die Zusammengehörigkeit oder Verschiedenheit zweier etwas aberranter Formen erweisen will, während ein Blick auf die bloßgelegte Bank ihm diese und noch unzählige andere besondere Gestaltungen zum Formencyklus einer Art gehörig zeigt! Das Meer wird immer das Paradies der Zoologen, und das eingehende Studium des Lebenden an Ort und Stelle seines Gedeihens Vorausbedingung jeder einen Abschluß erstrebenden Untersuchung bleiben. Von großer Bedeutung sind daher Darstellungen, die die natürlichen Verhältnisse vollständig getreu wiedergeben, wie es besonders für Korallenbänke, deren wunderbare Formentfaltung kein Maler festzuhalten vermag, durch die photographischen Aufnahmen Saville Kents erzielt ist; ich gestehe, daß ich bei erster Betrachtung derselben vollständig überrascht war und mir sagte.

noch nie etwas gleich Schönes gesehen zu haben. Es dürfte daher auch manch Anderem eine kurze Skizze dieser Mannigfaltigkeit, so wenig sie hier auch erschöpft werden kann, willkommen sein und das Interesse für diese Meereschätze wachrufen.

Wenn am großen australischen Barrièreriff bei glatter See Ebbe eintritt, tauchen wunderbare Formen in Menge aus den durchsichtigen Fluthen herauf. Durch das Wasser schauend, gewahrte man erst greifbar nahe eine üppig prunkende Blüthe neben der anderen, grün, gelb, lila, braun, aber die Form des Blüthenträgers blieb unbestimmt. Da erscheint eine zierliche Spitze, andere folgen rasch und in wenigen Minuten sehen wir wie auf einem Blumenteller dicht aneinandergestellt die zartesten Steingebilde, wie die Steinblumen an gothischen Kirchen, und das ganze von einem schlanken Stiel, wie ein Bouquet, emporgetragen. Aber wo sind die eben noch angestaunten Blüthen hin? Wie sie den Wasserspiegel erreichten, verkürzte eine nach der andern die schmalen Blüthenblätter (die Tentakel) und zog sich in ihren Wohnraum in der Korallenmasse so tief zurück, dabei eine Schleimkruste über sich abcheidend, daß die glühende Sonne während der Viertel- oder halben Stunde der Bloßlegung (sehr tiefer Ebbestand) dem zarten Organismus nichts anhaben kann. Wir blicken uns nun um; aber welche Veränderung hat sich vollzogen? Wo erst der Rahm ungehindert auf smaragdnen Fluthen glitt, ist das Riff gleich dem bezauberndsten Garten aufgetaucht und ein Bouquet mit seinem phantastischen Zacken-, Finger-, Dorn- oder Geweihbesatz dicht neben dem andern oder mit neuen, gleich seltsamen Gebilden untermischt, schafft den Eindruck solch überraschender Fülle und Leppigkeit bei zartester Form im Einzelnen, daß man sich in einem Märchenlande glaubt. Statt in Farben ist ein Wettstreit der zierlichsten Formen eingetreten, und vermißt man erstere ungern, so genügt ein Blick neben dem Rahne hinab, um aus der Lagune, darin er gefangen schaukelt, aus diesem schönsten und leider nur zu kurze Zeit uns einschließenden Kerker, alle Kolorite in zarter Dämpfung durch das kristallene Wasser heraufglühen zu sehen. Studieren wir das Bild nun etwas näher. Wir befinden uns auf einem der Madreporariffe, die zu den schönsten unter allen gehören. Jede Zacke der steinernen Blumenteller zeigt eine Menge kleiner Oeffnungen, aus denen die Thiere sich im Wasser hervorrecken, dabei die den Mund umgebenden Tentakel schlank ausdehnend und mit solchem gefährlichen Armkranze jede sich nähernde

Beute festhaltend und zum Munde hinführend. Das ganze Bouquet repräsentirt nur einen einzigen Thierstock, durch Knospung aus einer einzigen, weichen Einzelblüthe hervorgegangen, die sich zuerst am Grund anheftete, sich ein Corallum (Steingehäuse) baute und dann Tausende von Nachkommen trieb, wie das Keimblatt einer geradnervigen Pflanze eine ganze Riesenpalme aus sich entwickelt. Unserer *Madrepora convexa*, die am reichsten in jener Lagune vertreten ist, schließt sich eine ungeheure Menge verwandter Formen an. Allein die Gattung *Madrepora* zählt über 200 Arten, von denen z. B. die *Madrepora surculosa* weit ausgedehnte, leicht vertiefte Schalen bildet, deren zierlicher Spitzenbesatz die zartest gefärbten Blumen trägt, während bei *M. hebes* dagegen die oberen Zacken ausschließlich vorhanden sind und zu außerordentlicher Entfaltung kommen, so mit locker-buschigem Wuchse einen dichten Rasen lebhaft verzweigter, geweih-, nadel- oder tannengebüschähnlicher Formen darstellend. Die *Madreporarien* sind Glieder der Familie der *Perforata*, jener Korallen mit fein durchlochter Wand ihres Wohnraumes, zu denen auch die mit viel größern Einzelthieren versehenen baumartigen *Dendrophyllien*, die, wie Eingangß gesagt wurde, in großen Tiefen vorkommen, gehören; weitere Vertreter sind die Siebkorallen, z. B. *Porites*, eine der wichtigsten riffbauenden Formen, die trotz ihrer nahen Beziehung zu den besprochenen *Madreporen* äußerlich vollständig verschieden aussehen. Sie bilden knollige oder solide, rundliche Blockmassen von oft mehreren Metern Durchmesser, die, bei exponirter Lage, längst in ihren oberen, bei Ebbe stundenlang entblößten Partien abgestorben sind, während die tieferen seitlichen Zonen immer neue Kalkschichten anhäufen. Auf ihrem Rücken siedeln sich neue Formen an, für welche eine Entblößung weniger verderblich ist, z. B. verschiedene achstrahlige Korallarten, von denen wir noch sprechen werden. Im Gegensatz zu den *Madreporen*, welche die Außenzonen der Riffe bevorzugen, finden sich die *Astraeiden* besonders in den inneren Zonen, in den Lagunen und Kanälen. Die meisten scheinen auf den ersten Blick hin wenig interessant, in der Form oft den ungeschlachten *Poriten* ähnelnd; aber genaueres Zusehen enthüllt Details von bewundernswürdiger Schönheit. Man betrachte sich nur eine kugelfunde *Orbicella*. Diese blendend weiße Kalkmasse erscheint durch die aufs regelvertheilten kreisrunden Kammeröffnungen, in welche gegen die Außenwelt hin mit mathematischer Genauigkeit angeordnet, sechs zarte

Hauptsepten und zwischen diesen noch zartere Nebensepten vorspringen, so den Wohnraum des lebenden Thieres in eine Menge von Unterabtheilungen zerlegend, — erscheint wie von einem außers Kunstvollste gearbeiteten Gazejchleier überkleidet, wie in einer Stoffgewandung von so reizendem Muster, daß seine Verwerthung für Damenkleider, Stickereien u. a. großen Erfolg haben müßte. Bei verwandten Arten ergeben sich durch Umformung der Wohnkammern neue überraschende Anblicke. Einige *Goniastreae*-Arten zeigen eckige Kammerumrisse, bei andern ziehen sie sich in die Länge, gewundenen Verlauf annehmend, bei *Mäandrina* und *Mussa* kommt es zur Verschmelzung der Kammern untereinander und der Korallblock erscheint dann durch seltsam gewundene, feine oder gröbere, an räthselhafte Schriftzeichen gemahnende Kelchthäler überzogen, in welche die Septen in schwer durchschaubarer Anordnung vorspringen.

Ein Riff solcher Korallen macht bei Ebbe den seltsamsten Eindruck. Neben einander plumpe Steinmassen gelagert, die doch alle bei näherem Zusehen als so überaus fein struirt sich darstellen; unter Wasser leuchten sie außerdem in lebhaften Farben, z. B. *Prionastreae* in brillant grasgrünem Tone mit dunkelbraunem Septalringe. Eigenartige Körper sind in die Blöcke eingebettet. Wir sehen einen zickzackförmigen Spalt zwischen zwei gelben Schalenträndern und daraus herrlich verschiedenartig gefärbte Fleischtheile hervorleuchten; sie gehören einer Muschel (*Tridacna compressa*) an, welche sich jung auf dem Korallstock ansiedelte und von ihm unter eigenem Wachsthum allmählich umschlossen ward, so daß nur der Schalenpalt noch hervorblickt. *Goniastreae eximia* vermag sich bei Ebbe so tief in die Kammern zurückzuziehen, daß der Block fast weiß, wie abgestorben erscheint; doch ruft die nach längerer Pause wiederkehrende Fluth alle die prächtigen bunten Blüthen wieder hervor. Was wirklich todt ist, wird von flechten- oder blattartigen Gebilden, z. B. apfelgrünen oder goldbraunen *Sarcophyton glaucum*, deren Einzelthiere unter lebhaftem Farbenwechsel gelb bis licht cadmium-roth schimmern, überzogen. Wir lernen in letzterer Form eine achtstrahlige (mit acht, nicht sechs, Hauptsepten versehene) Korallart von weicher, lederartiger Beschaffenheit (*Alcyonaceen*) kennen, die vom Sonnenbrand weniger zu leiden hat, als die empfindlichen Steinkorallen. Zwischen den *Alstraeen*blöcken finden sich noch viele andere interessante Arten. *Montipora* bildet blattartige Stöcke, die an die Korallenalgen unserer

Meere erinnern; solitäre Formen, wie die fuchsenformartigen Jungien blühen intensiv glänzend in den zahlreichen Tümpeln; Turbinarien bilden riesige Kelche; Büsche von *Millepora ramosa* gleichen unter Wasser einem verfilzten Fadenwerk oder weitmaschigen Schwammenskeletten; *Lophoseris cristata* entwickelt aufrecht stehende rund begrenzte Lamellen, die sich unregelmäßig durchsetzen und an die Zweigenden von *Thuja* erinnern; so zart diese Blätter erscheinen, ein Bootstoß lehrt doch ihre bedeutende Widerstandsfähigkeit gegen mechanische Injulte. Ganz wundervoll ist *Galaxea*, deren Wohnkammern von einem flachen selbst geschaffenen Teller einzeln aufragen, so daß hier der Vergleich mit einem Blumenrasen besonders zutrifft. Wenn Madreporen und Poritesblöcke sich mischen, so sieht es aus, als lägen auf raugem Schlachtfeld zurückgelassen die Köpfe der Krieger. Sehr häufig finden sich auch Maschen- und Augenkorallen verstreut; Stöcke von *Pocillopora damicornis* gleichen Häufen noch mit dem Bast bedeckter Rehgehörne; *Seriatopora corvina* bildet äußerst dichte, fein gespitzte Büsche; *Stylopora palmata* hat dagegen mehr knollige Zweiggebilde; die Farben der lebenden Thiere sind bei Allen wundervoll intensiv, zart rosa, lilablau, blaß purpurn u. a. m. Oft sind Riffe vollständig von fleischigen Alcyonaceen *A. murale* überzogen, deren glatte Flächen und wulstartige Verdickungen, wie Würste an den Blockrändern herabhängend, täuschend an manche Lavafelder gemahnen; wie seltsam, wenn man so bei Ebbe bald über Schlackengebilde, bald über Blumenbeete wandert, die doch alle von lebenden Organismen bewohnt und gebildet sind! Manche Bänke erinnern in den Umrissen an lebende Wesen, so z. B. das Hundes-Riff, wo eine wenig vorragende Korallmasse aufs genaueste den Kopf eines großen schwimmenden Hundes nachahmt. Erwähnenswerth sind noch die Orgelpfeifenriffe, deren Bildner: *Tubipora musica*, nebst *Heliopora coerulea*, die einzigen Alcyonarien darstellen, welche ein Steinskelet entwickeln. So wenig äußerlich die Orgelpfeifenriffe besonders bestechend wirken, so zierlich sind doch die mit 8 gestederten Tentakeln versehenen grünen Polypen und das eigenartige Skelet, das aus lauter schlanken, lebhaft rothen durch Querlamellen verbundenen Pfeifen besteht. *Heliopora* erinnert äußerlich an die soliden Poritesstöcke, doch entbehrt die Außenfläche lebhafter Farben und feinerer Struktur, während das Innere schön tief blau gefärbt ist. Kaum je gelingt es, die dieser Art zugehörigen Polypen nach Uebertragung der Koralle in kleine Tümpel zum Zweck näherer

Studiums zu Gesicht zu bekommen. Dagegen strecken sich, wie Kent berichtet, aus den meisten Kelchöffnungen 2 tentaklige Würmer: *Leucodore ciliata*, hervor, so daß der betreffende Beobachter anfangs von ihnen die Stockmassen gebildet glaubte, bis ein glücklicher Befund ihn belehrte. — Zu den Riffbildnern gehören schließlich noch die Milleporiden, deren bald knollige, bald geweihartige Stockmassen indessen nicht von Korallarten, sondern von einfacher organisirten Hydropolypen abgetrennt werden. Unter den winzigen Kelchöffnungen läßt die Lupe zweierlei Größen unterscheiden, die einen größeren für die Freepolypen, die kleineren, zu einem Kranz um erstere angeordnet, für die Dactylozoide, die mundlosen Wehrthiere bestimmt.

In den Tümpeln, Lagunen und Kanälen wimmelt es nun noch von Thieren aller Art, deren Anwesenheit am australischen Barrièreriff für Lucensland von großer volkswirthschaftlicher Bedeutung ist: repräsentirt doch das von den Riffen gewonnene Kapital über 100000 Lstr. jährlich! In erster Linie kommt da die Perlmuschel (*Meleagrina margaritifera*) für Gewinnung von Perlen und Perlmutter in Betracht, deren Ausbeutung durch Anlage geeigneter, nicht tiefer Behälter noch wesentlich gesteigert werden könnte. Normalerweise findet man die Muscheln in einer Tiefe von 7—8 Faden (12 · 15 Meter). Aустern gibt es an den Riffen in Unmenge und es bedarf nur einer geeigneten Pflege, um statt der kleinen, unjchön geformten Schalen, wie sie naturgemäß durch allzubaldige Anhäufung entstehen, große regelmäßig geformte Exemplare zu erhalten. Die Trepangfischerei wird mit großem Schwung betrieben; zur Verwendung kommen Arten von *Stichopus*, *Actinopyga* und *Holothuria* (Seewalzen), die von Feuer und Sonne geschmort für die Chinesen solche Leckerbissen sind. An Fischen fehlt es natürlich auf den Riffen auch nicht; weiterhin wichtig für den Handel ist die schwarze Koralle, umsomehr als die Ausbeute daran im rothen Meer fast erschöpft ist. Allerdings handelt es sich nicht um die echte Art (*Plexaura antipathes*), die eng mit unserer Edelkoralle verwandt ist, sondern um *Antipathes arborea* (den Secanemonen nahestehend); doch liegt der Unterschied nur in einer etwas rauheren Oberfläche des Skeletstabs, welcher die Thiere trägt und von ihnen an der Basis abgetrennt wird. — Auf die vielen noch vorkommenden Thiere, wie Schnecken, Muscheln, Krebse u. einzugehen, würde hier zu weit führen; wir

wollen uns daher nun zum Schlußkapitel, zur Schilderung der über die Entstehung mancher Riffe aufgestellten Theorien wenden.

Nicht alle Riffe sind so durchsichtigen Baues als das Eingangs unseres Artikels beschriebene, für welches die Bezeichnung: Strandriff verwendet wird. Das Wesentliche an letzterem ist die innige Beziehung zu einem seichten Strande, daraus sich Gewißheit über die Entstehung sehr leicht ergibt. Wie erklären sich aber andere Korallenriffe, die aus größeren Tiefen heraufragen, und entweder eine Küste, durch einen weiten, tiefen Kanal getrennt, begleiten (Barrièreriff) oder ganz selbständig, meist als geschlossenes kreisförmiges oder längliches Gebilde (Atoll) im Ozean verstreut vorkommen? Wissen wir doch aus Obigem, daß fast alle Steinkorallen nur in geringer Tiefe üppig gedeihen, daß außerdem die Brandung zur Entstehung eines Riffes nöthig ist. Entweder muß deshalb jedem Barrièreriff eine Sandbank und jedem der unzähligen Atolle ein unterseeischer Krater zu Grunde liegen, auf denen sich die Korallen ansiedelten, oder durch allmähliche Senkung des Landes fanden die Korallenstöcke eines Strandriffs Gelegenheit, immer aufs neue, eine auf der andern, dem sich erhebenden Meerespiegel nachzuzufolgen, sodaß ihr Fuß schließlich in große Tiefen zu liegen kam, während zugleich der Abstand vom Lande, durch Verschwinden desselben zunahm (Barrièreriff). Bestand letzteres aus einer rings von Strandriffen umgürteten Insel, so blieb, falls diese ganz unter Wasser tauchte, nichts übrig als der Riffgürtel, in dessen Mitte sich eine mehr oder weniger tiefe Lagune entwickelte (Atolle). Letztere von Darwin aufgestellte Erklärung hat etwas ungemein Bestechendes und ist zweifellos auch für Entstehung mancher oder vieler Riffe richtig. So für das riesige australische Barrièreriff (1250 englische Meilen lang), dessen breiter, 30 Seemeilen vom Lande entfernter Fuß an Tiefen von 100—1000 Faden grenzt; wo wir zugleich wissen, daß ausgiebige Senkungen stattgefunden haben müssen, da ursprünglich Australien und Neuzeeland zusammenhingen und auch jetzt noch durch relativ mäßige Tiefen verbunden sind. Auch für andere Orte, wo der Küstenabsturz am Außenrand des Riffes bis unter die normale Grenze hinab korallige Beschaffenheit zeigt, wie von Wharton im Rothen Meer an dem kleinen Eiland von Majamarhu nachgewiesen wurde, darf die Senkungstheorie erwiesen gelten; zweifelhaft bleibt sie für die zahlreichen Vorkommnisse von Atollen, obgleich besonders für Atolle von riesigem Durchmesser (bis 80 Seemeilen), die dicht

nebeneinander zu großen Inselgruppen gehäuft liegen und oft beträchtliche Tiefe der Innenlagunen aufweisen, keine andere Bildungstheorie als die Darwinsche von vornherein zur Lösung aller Schwierigkeiten geeignet erscheint. Ursprünglich glaubte man die Ränder unterseeischer Krater als Basis des Riffandes annehmen zu müssen, indessen konnte die vorausgesetzte ungeheure Weite solcher Feuerschlunde, sowie die oft sehr stark längs ausgezogene Form des Atolls mit den Beobachtungen an irdischen Krateren nicht in Einklang gebracht werden. Nur der große Krater von Halcalala auf Hawaii erreicht 45 km im Durchmesser; er findet sich aber nur in Gesellschaft kleinerer Krater, die außerdem kreisförmig geformt und von ganz verschiedener Höhe sind. Wer hieße es nicht ein durchaus unwissenschaftliches Vorgehen, wollte man damit rechnen, daß alle, einer Atollgruppe unterliegenden — nur angenommenen! — Krater in gleicher Weise nur bis dicht unter den Meeresspiegel emporragten, so daß sich bequem Korallen auf ihnen ansiedeln konnten! Da klingt Darwins Ansicht zunächst viel plausibler, nach welcher eine umfangreiche Gebirgskette allmählich unterjank und jeder entschwindende Berg sich mit einem Korallgürtel umgab, der schließlich allein, höher und höher wuchernd, das Niveau des Meeresspiegels wahrte, während an Stelle des eingeschlossenen Berggipfels die Lagune trat.

Aber für viele Fälle kann die Senkungstheorie nicht acceptirt werden, aus dem einfachen Grunde, weil keine Senkung, weder eine jetzige, noch eine frühere, nachweisbar ist. Es muß überhaupt als äußerst unwahrscheinlich bezeichnet werden, daß fast der ganze pazifische Ozean, wie es der außerordentlichen Verbreitung von Atollen wegen anzunehmen nöthig ist, ein Senkungsfeld, das um einige tausend Meter absank, darstellen soll. Geologische Beobachtungen weisen vielmehr auf ein uraltes Bestehen des stillen Ozeans, der allerdings zeitweise und noch jetzt eine Stätte außerordentlich lebhafter vulkanischer Thätigkeit bildete und bildet und dessen westlicher Saum zweifellos wesentliche Formveränderungen durchmachte — müssen doch einst Australien, die Molukken, Neu-Guinea, Neu-Seeland und andere Inseln mit Madagaskar in Zusammenhang gestanden haben, wie die so auffällige Uebereinstimmung der Fauna und Flora, sowie geologische Befunde erweisen —; indessen scheinen die zentralen Theile gerade eher in einem Zustande leichter Hebung, statt in Senkung begriffen zu sein. Guppy fand Hebung auf den Salomoninseln, Semper

auf den Palaos, Lister auf Tonga, Wallace u. A. auf Neu Guinea, Dana für Tahiti, Baumutu, Hervey, Plurutu, Savag, Ellice, Sandwich, Gilbert, Loyalty Inseln u. a. m., also gerade für die Atollregionen; zuletzt hat Krämer für Theile der Samoa Inseln Hebung bestätigt. Höchst bedeutungsvoll sind auch die Berichte über altgeologische Ablagerungen von Korallenkalk auf der Erde; z. B. über die miocänen Bänke von Plewna und Sao Vicente (Madeira) über die oligocänen, eocänen und Jurakorallen der Alpen, des Balkans, des Tura und anderer Orte, auch über die paläozoischen Schichten gleicher Beschaffenheit; aus allem ergibt sich eine nur geringe Mächtigkeit der echten Korallenbauten (unter 30 m), im Widerspruch zur Theorie Darwins, nach der Riffe von über 1000 m Dicke nichts Seltenes sein dürften. Der mächtige alpine Schlerndolomit galt lange für eine echte Korallenbildung, neuere Untersucher wie Gumpel und Miß Dgilvie, vor Allem aber Rothpleß, kamen zu verneinenden Ansichten. Schließlich spricht noch gegen die Senkungstheorie die vulkanische Entstehung der weitaus meisten Erhebungen im pazifischen Ozean, denn bei Senkung eines alten Festlandes müßten die Gipfel großer Theils aus paläozoischen Gesteinen aufgebaut sein.

Fassen wir all diese Thatfachen zusammen, so wird zwar für einzelne Fälle, wo Senkung sicher nachgewiesen wurde, die Entstehung der Barriere- und Atollriffe im Sinne Darwins nicht zu bestreiten sein; allein für die weitaus größte Zahl derartiger Gebilde müssen andere Ursachen gesucht werden. Das wurde auch bereits von verschiedenen Seiten, allerdings ohne besonderen Erfolg, versucht. Ein Barriereriff kann ja sehr gut entstehen, wenn die Küste in einiger Entfernung von einer Sandbank begleitet wird; es ist dann eben eine durchaus selbständige Bildung. Da gegen bleibt, die gleiche Grundlage für ein Atoll angenommen die Entstehung der Innenlagune des Atolls, vor Allem tiefer Lagunen, ein Räthsel. Die Ansicht Murray's, nach welcher die Korallen einwärts von der Riffkante sich schwächer entwickeln sollen ist ebenso unhaltbar, wie die, daß die innern Partien eines flächenhaft angelegten Riffes, seien es nun Korallenstöcke selbst oder Trümmer, aufgelöst würden. Alle neueren Beobachtungen sprechen dagegen. Krämer fand auf Samoa die Korallen in den Lagunen und am seichten Strand üppig gedeihend, während unmittelbar daneben, wo Berge an die Küste herantreten und der Meeresgrunde steiler abfällt, keine Riffe zu Stande kamen. So blieb als einziger

Möglichkeit, der eigenthümlichen Atollform so vieler Riffbildungen gerecht zu werden, eine Rückkehr zur ältesten Anschauung, welche als Grundlage eines jeden Atolls einen Kraterwall annahm; nur suchte man den von Seiten Darwins, Dana's u. a. gemachten Einwürfen zu begegnen. Krämer kam auf Grund genauen Studiums der Strömungsverhältnisse im Stillen Ozean zu folgenden Zusammenstellungen und Ansichten. Die großen Atollgruppen (Paumotu, Biti, Tonga, Ellice, Gilbert, Marshall-Inseln und Carolinen) sind durch mäßigerer Tiefen getrennt, als die aus reinen Lavafegeln aufgebauten Inseln, wie z. B. Samoa, Tahiti und Marquesas; eine Anhäufung loser, vulkanischer Aschen und Sande, wie sie jede Eruption emporwirft, zu Kraterwänden ist aber bei geringerer Meerestiefe, wie neuzeitliche Bildungen so beschaffener Inseln beweisen, wohl möglich. Das lose Material unterliegt jedoch dem Einflusse der Strömungen, die gerade in der äquatorialen Region des pazifischen Ozeans lebhaft und konstante sind. Die das ganze Jahr hindurch wehenden Passate erzeugen 2 von Ost nach West ziehende Strömungen zu Seiten der Calmenzone des Äquators, während in letzterer der Äquatorialgegenstrom die aufgestauten Wasser ausgleichend wieder zurückführt. Nun läßt sich in sehr ausgesprochenem Maße eine Beziehung der Atollformen zur Strömungsrichtung nachweisen. Die Atolle sind längs ausgezogen und zwar liegt die Längsachse im Sinne der Strömung; die Ellice-, Union-, Phoenix- und Gilbertinseln, die in der reinen, von OS nach WW wehenden Passatdrift sich befinden, zeigen eine gleiche Stellung der Längsachsen. Die Paumotu trifft außerdem von NO ein quer einlaufender Strom und demgemäß stellen sich die nordöstlich gelegenen Atolle rechtwinklig zu den südwestlich gelegenen. Die Marshallinseln befinden sich gerade an der Umbiegungsstelle des nördlichen Stromes in den Gegenstrom am Äquator und zeigen die Atolle in der Form dieser bogenförmigen Stromrichtung angepaßt. Die drei nördlichen Atolle der Palaoinseln bilden Hufeisen, die nach Süden zu, von wo ein starker Strom kommt, geöffnet sind. Noch andere Beispiele ließen sich anführen; aus allen läßt sich eine Abhängigkeit der Atollformen von den Strömungsrichtungen sicher folgern und wir dürfen vielleicht annehmen, „daß bei submarinen Eruptionen das Aschenmaterial nicht zu rein kreisförmigen Kratern, wie auf der Erde, sondern eher zu langausgezogenen und umfangreicheren sich aufstaut, daß also die Beschaffenheit irdischer Krater nicht für

die Beurtheilung submariner, deren Existenz Niemand bestreitet, dienen kann.“ Auch die so auffallende Thatsache, daß alle als Grundlage der Atolls angenommenen Krater in gleicher Weise nur bis dicht unter die Meeresoberfläche reichen sollten, dürfte aus der starken Einwirkung der Meereswellen auf lose, in die Brandungslinie eintretende Aschenmassen sich erklären. Vorausgesetzt die Richtigkeit all dieser Annahmen dürfte also der Darwinschen Theorie zur Erklärung der Atollbildung nicht benötigt werden.

Sichere Beweise können aber erst Bohrungen an zahlreichen Atollen geben, durch welche die Dicke der korallogenen Kiffschichten festgestellt wird. Sinkt der Bohrer hunderte von Metern durch Korallentalk, so muß Senkung für die Atollentstehung, wenigstens im gegebenen Falle, angenommen werden; trifft der Bohrer jedoch bald auf vulkanische Gesteine, so erscheint die Theorie von der Kiffbildung auf Kraterrändern gestützt. Wahrscheinlich werden sich Beispiele für beide Ansichten ergeben. Ehe aber solch zeitraubende und kostspielige Bohrungen in genügender Zahl vorgenommen sein werden — bis jetzt sind sie nur von den Engländern für die Ellice-Inseln geplant — hat vielleicht ein genialer Kopf eine neue Theorie aufgestellt, die alle Schwierigkeiten von selbst löst.

Nachtrag:

Nach neuesten Mittheilungen mußten die auf den Ellice-Inseln begonnenen Bohrungen wieder eingestellt werden, da sich das Gestein zu bröcklig erwies. So bleibt also die Frage, ob der Korallentalk an diesem einen Atoll in größere Tiefen reicht oder schon in geringer Tiefe auf andersartigem Gestein auflagert, leider noch unentschieden und die Bestätigung oder Widerlegung der Senkungstheorie der Zukunft überlassen.

Landeskulturbehörden.

Von

Regierungsrath **Paul Waldhefer** zu Bromberg.

In neuerer Zeit geht der Wunsch der beteiligten Kreise auf eine Zusammenfassung und Ausgestaltung aller, die Landwirthschaft berührenden Rechtsverhältnisse zu einem besonderen Agrarrecht, das der Natur des ländlichen Grundbesitzes nach deutschrechtlicher Anschauung entspricht. Mit einer Ausbildung des Agrarrechts muß Hand in Hand gehen die Ausbildung der Agrarbehörden, wir meinen der Generalkommissionen; denn diese sind die eigentlichen landwirthschaftlichen Behörden im preußischen Staate. Bei der gegenwärtigen Bewegung der landwirthschaftlichen Bevölkerung, bei der anerkannten Nothlage des landwirthschaftlichen Gewerbes muß auch Alles, was mit der Pflege der Landeskultur zusammenhängt, nicht zuletzt die Organisation der damit betrauten Behörden, erhöhte Bedeutung gewinnen. „Die Landwirthschaft ist,“ wie Fürst Bismarck sagte, „das erstgeborene Gewerbe und dasjenige, was doch noch heute die relative Majorität unter allen Gewerbetreibenden im deutschen Reiche hat. Sie ist aber bei Weitem nicht das erstberücksichtigte.“ Mögen die Worte nun widerlegt werden!

Was sind Generalkommissionen? Man kann kurz sagen: Generalkommissionen sind diejenigen Behörden, welche mit der Ausführung der materiellen Agrargesetzgebung beauftragt sind (sog. Auseinanderseßungsbehörden).

Die Frage, was denn eigentlich Generalkommissionen seien, konnte man früher vielfach hören, auch von solchen, welche zu den Gebildeten zählten. Heute ist das etwas Anderes. In Folge der

Kontingutzgesetz sind die Generalkommissionen in den Mittelpunkt der Tagesfragen gestellt. Es ist jetzt wohl keine Behörde da, welche in gleichem Maße die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, in Folge der ihr übertragenen sozialen Aufgaben. Und deshalb ist die Frage gerechtfertigt: Sind die Generalkommissionen bei ihrer heutigen Verfassung und Stellung im Stande, voll und ganz unter den veränderten Umständen ihren Zweck zu erfüllen?

Um das zu beantworten, müssen wir kurz auf die Entstehungsgeschichte der Generalkommissionen zurückblicken und ihre weitere Entwicklung in den letzten Jahrzehnten darlegen. Aus diesem Rückblick ergibt sich die Folgerung für die Zukunft.

Die Generalkommissionen waren ursprünglich — durch das Regulirungsdekret vom 14. September 1811 ins Leben gerufen — dazu bestimmt, die gutsherrlich-bäuerliche Regulirung, also ein bloß vorübergehendes Geschäft, durchzuführen. Außerdem sollte nach dem Landeskulturedikt vom 14. September 1811 in jedem Regierungs-Departement ein besonderes Kollegium eingesetzt werden, welches die Landes-Oekonomie und Kultur-Sachen ausschließlich bearbeiten und mit Rätthen besetzt werden sollte, die mit vollkommener Qualifikation für solche wissenschaftliche Bildung verbänden. Um dieses Kollegium desto wirksamer zu machen, sollte ihm die Ausübung der Polizeigewalt bei Gegenständen seines Ressorts anvertraut werden. Zu dem Ende und um die Verbindung mit den übrigen Verwaltungszweigen zu erleichtern, sollte es eine Deputation der Provinzialregierung bilden, dabei aber doch in seinen Beschlüssen von dem übrigen Kollegio unabhängig sein.

Das Ressort des in jedem Regierungs-Departement zu errichtenden Landesökonomiekollegiums sollte die Beförderung der Landeskultur, die Gemeinheitstheilungen, die Verwaltung und Veräußerung der Domänen und Forsten, sowie die land- und forstwirtschaftliche Polizei umfassen, sodaß aus dem Ressort der Regierungen namentlich ausscheiden sollten:

- alle Landeskulturangelegenheiten,
- Gemeinheitstheilungen,
- Abbau und Verschlagung größerer Güter,
- Verwandlung von Diensten in Abgaben,
- Abfindung von Servituten,
- Vorfluth- und Entwässerungsangelegenheiten,
- Landesmeliorationen, Urbarmachung von Forsten, Verwallungen u. dgl.,

die Domänensachen, soweit sie technische Bearbeitung erforderten, insbesondere die Verpachtung, Verwaltung und Veräußerung, sowie die Bauangelegenheiten,

die Remissionsfachen und

die Gefäll- und Steuerrepartitionen bei Dismembrationen. (Blasel, die preußische Agrargegesetzgebung, in der Zeitschrift für die Landeskultur-Gesetzgebung, Band 32, Heft 2, S. 242).

Zur Errichtung von Landesökonomiekollegien ist es leider nicht gekommen. Nachdem ein solches Kollegium zunächst für Ostpreußen errichtet war, wurde die Organisation dieser Behörden wegen angeblicher Schwierigkeiten, welche die Absonderung der Verwaltungszweige von denen der Regierungen machte, fallen gelassen. Die Verordnung vom 30. April 1815 wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialbehörden hob die Landesökonomiekollegien wieder auf und fielen sämtliche Gegenstände, die den Landesökonomiekollegien übertragen werden sollten, den Regierungen wieder zu. Den Generalkommissionen blieb nur die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, mit der Erweiterung aus der Deklaration vom 29. Mai 1816, daß sie auch die mit solcher Regulierung verbundenen Gemeintheilungen zu bearbeiten hatten. Die Generalkommissionen waren also nach der damaligen Auffassung nach wie vor nur vorübergehende Behörden; die in so großartigem Maße beabsichtigte Organisation der Landeskulturbehörden war in nichts zurückgesunken. Wir werden unten sehen, inwieweit wir hier an die Vergangenheit anzuknüpfen haben.

An die ursprüngliche Aufgabe schlossen sich für die Generalkommission nach und nach weitere Aufgaben.

Dieselben sind in der Hauptsache durch die gesetzlichen Bestimmungen der Gemeintheilungsordnung vom 7. Juni 1821 in Verbindung mit dem Ergänzungsgesetze vom 2. März 1850, durch das Gesetz vom 2. April 1872, betreffend die Ausdehnung der Gemeintheilungsordnung vom 7. Juni 1821 auf die Zusammenlegung von Grundstücken, welche einer gemeinschaftlichen Benutzung nicht unterliegen, sowie durch das Ablösungsgesetz vom 2. März 1850 in Verbindung mit dem Gesetze vom 27. April 1872, betreffend die Ablösung der den geistlichen und Schulinstituten, sowie den frommen und milden Stiftungen u. s. w. zustehenden Realberechtigungen bedingt.

Die gestellten Aufgaben umfaßten also:

- Die Durchführung der Separation bei denjenigen Feldmarken, wo eine solche noch nicht stattgefunden hatte, und die wirthschaftliche Hebung der Feldmark durch die Aufhebung der gemeinschaftlichen Hütung und durch bessere Schlageintheilung; die Theilung gemeinschaftlicher Flächen;
- die wirthschaftliche Zusammenlegung derjenigen Feldmarken, bei welchen die Nothwendigkeit hierzu sich herausstellte, unter Anschließung aller erforderlichen Meliorationen, insbesondere Anlage eines geordneten Wege- und Grabennezes;
- die Beseitigung der durch die Gemeinheitstheilungsordnung vom 7. Juni 1821 und durch das Ausführungsgezet vom 2. März 1850 als schädlich erkannten Servitute, wie Weide-, Holzungs-, Rohrnuzungs-, Torfstreu-, Fischereigerechtfame, durch vollständige Durchführung der Ablösung;
- die Befreiung des Grundbesizes von den darauf haftenden Reallasten, sowohl den aus gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnissen herrührenden, als auch insbesondere den Pfarr-, Kirchen- und Schullasten, durch Ablösung unter Vermittlung der Rentenbanken;
- die Ausstellung der Unschädlichkeitsatteste zwecks lastenfreier Abschreibung der Trennstücke von dem Stammstück beim Kauf, Tausch oder bei unentgeltlicher Abtretung zu öffentlichen Zwecken, nach dem Gesetze vom 3. März 1850, 27. Juni 1860, 15. Juli 1890;
- die Durchführung des Verwendungsverfahrens in allen Fällen, sowohl als Theil der Ablösung und Gemeinheitstheilung, als auch außerhalb dieses Verfahrens nach Ausstellung von Unschädlichkeitsattesten u. s. w.

Außerhalb des Auseinanderjegungsverfahrens kann auch auf dem Gebiete des Landesmeliorationsverfahrens nach § 77 des Gesetzes vom 1. April 1879 betreffend die Bildung von Wassergenossenschaften die Leitung des Verfahrens zur Bildung einer öffentlichen Wassergenossenschaft der Auseinanderjegungsbehörde übertragen werden. Den Generalkommissionen ist aber, abgesehen vom Vorstehenden und von der Mitwirkung für Gewährung von Darlehen zu Drainirungsanlagen nach dem Gesetze vom 13. Mai 1879, das Gebiet der mit der Landeskultur eng zusammenhängenden Wasserpolizei außerhalb eines Auseinanderjegungsverfahrens verschlossen geblieben und bei den Regierungen belassen.

Neue Aufgaben stellte die Zeit. Es handelte sich um Schaffung eines Mittelstandes, eines kräftigen Bauernstandes in den Gegenden, wo ein solcher fehlt, durch Bildung von Rentengütern, unter Gewährung des Staatskredits vermittelt der Rentenbanken. Allein die Generalkommission als die nach ihrer ganzen Zusammensetzung geeignete Behörde konnte als das zur Durchführung der Rentengutsgeetze zu bestellende staatliche Organ in Frage kommen. In der That ist denn auch in dem Rentengutsgeetze vom 7. Juli 1891 der Generalkommission eine umfassende Mitwirkung zugewiesen worden.

Die Generalkommissionen sind gleichzeitig Verwaltungs- und richterliche Behörden zur Entscheidung aller Streitigkeiten, welche in dem anhängigen Auseinanderetzungs- oder Rentengutsverfahren vorkommen. Sie haben das Auseinanderetzungsverfahren mit Ausschluß der ordentlichen Verwaltungsbehörden zu Ende zu führen, haben die landespolizeilichen Interessen und die der Landeskultur dabei wahrzunehmen.

Die Generalkommissionen haben kollegialische Verfassung. Sie bestehen einschließlich des Vorsitzenden aus mindestens 5 Mitgliedern. Die Generalkommissionen setzen sich zusammen aus Juristen, früheren Spezialkommissaren, welche in Folge ihrer Beschäftigung sich in einer langen Reihe von Jahren mit der Landwirthschaft vertraut gemacht haben, aus einem Mitgliede aus der Klasse der Oekonomiekommissare, meistens ein Landwirth mit einer höheren wissenschaftlichen Ausbildung, aus dem Vermessungsinspektor der Generalkommission, aus dem Meliorations-Bauinspektor der Provinz.

Den Generalkommissionen unterstellt sind die Spezialkommissare, denen Landmesser, die durchweg die Qualifikation als Kulturtechniker haben, zur Seite gestellt sind.

Die Spezialkommissare bearbeiten die ihnen übertragenen Sachen an Ort und Stelle, unter Oberaufsicht der Generalkommission. In Prozessen tritt während der I. und II. Instanz an die Stelle des Prozeßgerichts im gerichtlichen Verfahren nach altpreußischem Recht der Kommissar als beauftragter Richter; der Generalkommission bleibt aber die Befugniß, das Verfahren des Kommissars zu leiten. Das Gesetz vom 18. Februar 1880, betreffend das Verfahren in Auseinanderetzungssachen führt zwar an Stelle der Allgemeinen Gerichtsordnung die Vorschriften der Zivilprozeßordnung ein, jedoch unter Beibehaltung des für das Auseinanderetzungsverfahren unentbehrlichen Offizialbetriebes. Es gelten daher nicht diejenigen

Vorschriften der Zivilprozeßordnung, welche sich auf den Parteibetrieb, die Verhandlungsmaxime, die mündliche Verhandlung vor dem erkennenden Richter und den Anwaltszwang beziehen. Der Kommissar instruiert alle vorkommenden Streitigkeiten zur Entscheidung der Generalkommission. Die Erkenntnisse ergehen in nicht öffentlicher Sitzung durch die letztere, in der Berufungsinstanz durch das Ober-Landeskulturgericht, in der Revisionsinstanz durch das Reichsgericht. Das Ober-Landeskulturgericht erkennt im altländischen Verfahren, wovon an dieser Stelle allein die Rede ist. (das Hannoversche Verfahren wird unten besprochen werden) in Landeskulturstreitsachen, z. B. bei Festsetzung eines Auseinandersetzungsplanes, als Obergericht höchster Instanz, über andere — außerhalb einer Auseinandersetzung, zum ordentlichen Rechtsweg gehörige Streitsachen als Berufungsgericht an Stelle des Oberlandesgerichts oder des Landgerichts. Das Rechtsmittel der Revision beim Reichsgericht ist nur für solche Streitigkeiten zulässig, die auch ohne Rücksicht auf die Agrargesetze und außerhalb einer Auseinandersetzung hätten entstehen können und dann in den ordentlichen Rechtsweg gehört hätten.

Die Spezialkommissare erhalten nach etwa dreijähriger Thätigkeit die sog. technische Qualifikation, d. h. die Befugniß, als landwirthschaftliche Sachverständige zu fungiren, also selbständig Gutachten landwirthschaftlicher Art abzugeben, so daß es in Auseinandersetzungsachen neben dem kommissarischen Gutachten des Gutachtens eines anderen Sachverständigen nicht bedarf.

In Rentengutsachen ist, um dieselben wirksamer zu machen, durch Erlaß des Herrn Ministers bestimmt, daß bei Begründung von Rentengütern die Kommissare der Regel nach über alle den wirthschaftlichen Bestand bedingende Verhältnisse, insbesondere über eine Reihe im Erlaß näher bezeichneter Punkte sich des Beiraths derjenigen Personen bedienen sollen, welche der Generalkommission auf ihr Ersuchen von dem Vorsitzenden des Kreisauschusses als hierfür geeignet bezeichnet werden, und daß ferner in allen Fällen, wo außerhalb einer im Zusammenhang gebauten Ortschaft eine Renten-güterkolonie angelegt werden soll, vor Entscheidung über die erhobenen Einwendungen bezw. vor Ertheilung der Genehmigung zur Anlegung der Kolonie der Kreisauschuß unter Mittheilung der Einwendungen und unter Vorlegung eines Planes, in welchem die Ordnung der Gemeinde-, Kirchen- und Schulverhältnisse nachzuweisen, gutachtlich darüber zu hören ist, ob und welche Gründe

der Anlegung der Kolonie oder der beabsichtigten Regelung der öffentlichen Verhältnisse entgegenstehen. Es handelt sich hier, wohl gemerkt, nur um gutachtliche, die Generalkommission nicht strikt bindende Aeußerungen.

Hat sich schon vielfach vor den Rentengutsgesetzen die Ausgestaltung der Generalkommissionen als nothwendig erwiesen, so ist dieselbe jetzt immer mehr ein dringendes Bedürfniß geworden. Schon vorher waren den Generalkommissionen Aufgaben nicht nur vorübergehender Natur, sondern auch solche zugewiesen worden, welche eine dauernde amtliche Thätigkeit erfordern; hierher gehören schon die Servitutablösungen, die Gemeinheitstheilungen und die Grundstückszusammenlegungen. Jetzt ist den Generalkommissionen in der Leitung der Rentengutsbildungen eine weitere Aufgabe von dauernder, sozialpolitischer Bedeutung übertragen worden. Gegenüber diesen jetzt vorhandenen umfassenden, das Staatswohl unmittelbar berührenden Aufgaben bestehen aber zur Zeit mehrfach noch Generalkommissionen für mehrere Provinzen, so die Generalkommission zu Bromberg für die Provinzen Westpreußen und Posen, die Generalkommission zu Frankfurt a. O. für die Provinzen Brandenburg und Pommern, die zu Hannover für Hannover und Schleswig-Holstein, die zu Münster für Westphalen und die landrechtlichen Kreise der Rheinprovinz.

Die ganze heutige Lage, die Nothwendigkeit der eingehendsten Kenntniß aller Verhältnisse und aller Theile des Bezirks zwingt aber, Generalkommissionen kleineren Umfangs, und zwar für jede Provinz am Sitze des Oberpräsidenten eine Generalkommission zu errichten. Der Oberpräsident hat schon jetzt die Aufsicht über die Generalkommissionen; durch die Errichtung der Generalkommission am Sitze des Oberpräsidenten würde ein innigeres Verhältniß mit dem letzteren erreicht werden.

Aber hierbei möchten wir nicht stehen bleiben. Preußen besitzt seit dem Jahre 1848 wohl eine Zentralbehörde, in welcher alle landwirthschaftlichen Angelegenheiten zusammenlaufen: Das Ministerium für Landwirthschaft, Domänen und Forsten. Es besitzt aber, nachdem der im Jahre 1811 genommene Anlauf gescheitert war, keine entsprechenden Provinzialbehörden. Gegenwärtig sind es im Wesentlichen 3 Kategorien von Behörden, denen die Pflege der Landeskultur anvertraut ist: 1) die Bezirksregierungen (Regierungs-Präsidenten), 2) die Selbstverwaltungskörper, Kreis-, Bezirks-Ausschüsse u., 3) die Generalkommissionen. Die Bezirksregierungen

amtiren als die ordentlichen Landeskulturbehörden, sie haben grundsätzlich alle diejenigen Angelegenheiten zu erledigen, welche nicht anderen Behörden besonders überwiesen sind. Diejenigen Landeskulturfachen, welche vor die Selbstverwaltungskörper gehören, werden in dem Zuständigkeitsgesetze vom 1. August 1883 speziell aufgeführt (Wasser-, Deich-, Fischerei-, Feld- und Forstpolizei u. s. w.) Die Generalkommissionen endlich sind -- ebenfalls durch Spezialgesetze -- mit den oben genannten Geschäften betraut worden. Bei der unbestreitbar hohen Bedeutung der Landwirthschaft für den Staat ist, wie Glaziel in der voraufgeführten Schrift sagt, als Ziel eine Reform hinzustellen, nach der ihre Interessen, wie an der Zentralstelle, auch in den Provinzen mit derjenigen Umsicht und Stetigkeit wahrgenommen werden, die allein von einer besonderen, nach Organisation und Zusammensetzung geeigneten Behörde zu erwarten ist. Eine solche Behörde darf nicht für bestimmte einzelne Angelegenheiten der Landeskultur zuständig sein, sodaß sie gehindert oder doch nicht amtlich veranlaßt wäre, auch andere, wenngleich verwandte Gegenstände in den Kreis ihrer Aufmerksamkeit und Thätigkeit zu ziehen; sie muß vielmehr die verfassungsmäßig ausgesprochene Aufgabe haben, die Gesamtheit der landwirthschaftlichen und landeskulturellen Interessen wahrzunehmen, und wird dann mit um so größerer Einsicht auch alle einschlagenden einzelnen Gegenstände zu behandeln vermögen. Eine solche Provinzialbehörde fehlt zur Zeit. Die Sache liegt daher so: Die Behörden, welchen jetzt die einzelnen Landeskulturangelegenheiten zum größten Theil überwiesen sind, die Generalkommissionen und die Selbstverwaltungsbehörden, haben sich um die Landeskultur im Allgemeinen nicht zu kümmern; die Regierungen aber, denen diese Fürsorge obliegt, vermögen sie in ausreichendem Maße nicht zu leisten. Sie können, ganz abgesehen von anderen Voraussetzungen, jener Aufgabe gegenwärtig deshalb nicht gerecht werden, weil ihnen eben alle diejenigen einzelnen Angelegenheiten entzogen sind, die den Generalkommissionen und den Selbstverwaltungsbehörden übertragen wurden. Es mangeln ihnen folgerweise hinsichtlich umfangreicher Gruppen von Landeskulturangelegenheiten genaue Sachkenntniß und vollständige Uebersicht, die nur durch fortdauernde praktische Uebung und Erfahrung gewonnen werden können.

Die Grenze der Zuständigkeit der einzelnen Behörden ist in Folge der geschilderten eigenartigen Verhältnisse keine durchaus ge-

sicherte. Welcher Zweifel wurde erhoben, als es hieß, die Generalkommission habe in Rentengutsachen mit Ausschluß der ordentlichen Verwaltungsbehörden die Ansiedelungsgenehmigung nach dem Gesetze vom 25. August 1876 zu ertheilen! Und doch muß die Generalkommission zur Erfüllung der ihr in Rentengutsachen gestellten Aufgaben Alles thun, was zur Begründung eines Rentenguts nöthig ist, also auch die Voraussetzung der Besiedelung feststellen. Zu welchen unerträglichen Konsequenzen würde die Annahme des Gegentheils führen! Bis in den Landtag wurde die Streitfrage getragen. Erst das Reskript der Herren Minister des Innern, der Justiz und der Landwirtschaft, Domänen und Forsten vom 24. Juli 1892 machte dem Streit definitiv zu Gunsten der Generalkommission ein Ende.

Zahlreich waren auch die Differenzen mit den Gerichten über die Stellung der Generalkommissionen als ausführende Behörden in den Rentengutsachen, ob die Thätigkeit der Generalkommission mit der formellen Bestätigung des Rentengutsvertrages unbedingt aufhöre oder ob die Generalkommission nicht zur Herbeiführung geordneter Zustände die Ausführung in Händen behalten müsse.

In der That, wenn man dieses Alles sich vor Augen führt, so sind die jetzt bestehenden Zustände unhaltbar.

Der Vorschlag des Präsidenten Glagel geht dahin: Die Generalkommissionen zu Provinzialbehörden für die Landeskultur umzugestalten.

Diesen Vorschlag möchten wir hier wieder aufnehmen und weiter verfolgen.

Nach der jetzigen Lage ist in Ostpreußen unter der Generalkommission der Spezialkommissar lediglich als deren Abgesandter in der Provinz thätig, und zwar kraft Auftrags. Der Kommissar nimmt die Verhandlungen auf, leitet das ganze Verfahren, hat neben sich den Oberlandmesser, bonitirt in den Zusammenlegungs- und Gemeinheitsheilungssachen mit den zugezogenen Kreisboniteuren, taxirt in Rentengutsachen mit den Kreisverordneten, nimmt den Separationsrezeß und den Rentengutsvertrag auf, instruiert die vor kommenden Prozesse zur Entscheidung der Generalkommission. Die letztere hat die Leitung des ganzen Verfahrens, sie versteht den Kommissar in den einzelnen Theilen des Verfahrens mit Anweisung. Die Generalkommission ist in Ostpreußen das Gericht I. Instanz.

Verschieden hiervon ist das Verfahren in der Provinz Hannover. Die Theilungssachen — ein allgemeiner Name für alle

Auseinandersetzungsfachen — gehören hier in Ansehung der Leitung, Entscheidung und Ausführung in I. Instanz vor einzelne Kommissare. Der Kommissar steht nach ausdrücklicher gesetzlicher Bestimmung den Amtsgerichten gleich. Die Entscheidungen werden von dem Kommissar als I. Instanz entweder zu Protokoll eröffnet oder schriftlich an die Betheiligten erlassen; der Kommissar ist sehr häufig in der Lage, nach Aufnahme der Behauptungen und Gegenbehauptungen der Parteien sofort im Termine das Erkenntniß den Parteien zu Protokoll eröffnen zu können. Jedoch gehören in der Provinz Hannover Streitigkeiten über Berechtigungen, welche unabhängig von einer Theilung hätten entstehen können, und dann in den Weg Rechts gehört haben würden, vor das ordentliche Gericht. Die Generalkommission bildet die II. Instanz in Theilungsfachen, soweit sie nicht ausnahmsweise als I. Instanz zu entscheiden hat. Das Ober-Landeskulturgericht zu Berlin bildet die III. Instanz. Was über Theilungsfachen gilt, gilt auch von Rentengutsfachen.

Die Stellung des Kommissars in der Provinz Hannover ist nach dem Gefagten eine viel selbständigere, als in den altländischen Provinzen des preußischen Staats. Die Gesetzesbestimmung: „Die Theilungsfachen gehören in Ansehung der Leitung, Entscheidung und Ausführung in I. Instanz vor einzelne Kommissare“ bildet eine ganz bestimmte Grundlage. Diese Vorschrift sichert den Auseinandersetzungsfachen in der Provinz Hannover den ungemein raschen Verlauf.

Wir bauen unsere Vorschläge auf dieses hannoversche Verfahren auf; wir wollen eine wesentliche Dezentralisation der Behörden, welche gerade in Rentengutsfachen so sehr nothwendig ist. Wir wollen ferner dem Laienelement die in Auseinandersetzungs- und vornehmlich in Rentengutsfachen zweckmäßige Betheiligung gewähren. Vorschläge nach dieser Richtung hin sind schon verschiedentlich gemacht worden, so z. B. auch von dem Herrenhausmitgliede Grafen Udo von Stolberg dahin gehend, die Generalkommissionen für die östlichen Provinzen in gemischte Ansiedelungskommissionen zu verwandeln, unter dem Vorstehe des Oberpräsidenten, zu welchen die Laienmitglieder von den Landwirthschaftskammern gewählt werden sollten.

Wir fassen unser Vorschläge, wie folgt, zusammen:

Die erste Instanz bildet der Spezialkommissar mit zwei Landwirthen, welche vom Kreisauschusse gewählt werden, als Bei-

sitzern, und dem Oberlandmesser der Station. Die Behörde, welche den Titel führen müßte: „Kgl. Landeskulturamt“, ist kollegialisch. Die Beisitzer sind in bestimmten Stadien, wo es sich um Fragen landwirthschaftlicher Art, wie bei der ersten örtlichen Besichtigung des Objekts bei Gelegenheit der Aufnahme der Generalverhandlung, bei Einleitung der Bonitirung, Vorlegung derselben, bei dem Planprojekte, Planvorlegungsstermine, bei Prozessen, in welchen landwirthschaftliche Fragen vorkommen, in Rentengütsachen bei Aufnahme der Lage, beim Theilungsprojekt, bei der Frage betreffs Lebensfähigkeit der Rentengüter u. s. w. zuzuziehen. Das Landeskulturamt entspricht dem Kreisauschuß. Doch sind die Beisitzer nur über landwirthschaftliche Gegenstände zu hören und haben sie Stimmrecht lediglich in Prozessen, in welchen es sich um landwirthschaftliche Streitfragen handelt; in Prozessen über nur juristische Streitfragen hat der Kommissar allein in I. Instanz zu entscheiden. Der Oberlandmesser hat nur Stimmrecht in landmesserischen Sachen. Ihm untergeordnet sind die Landmesser der Station. Die Aufsicht über die Beamten des Landeskulturamtes führt der Kommissar, die Disziplin hat die Generalkommission (Landesökonomie-Kollegium). Das Landeskulturamt hat die Sachen, welche ihm von dem Landesökonomie-Kollegium übertragen werden, zu bearbeiten, auszuführen, in bestimmten Stadien dem Landesökonomie-Kollegium zur Genehmigung vorzulegen, die vorkommenden Streitigkeiten in der obengeschilderten Weise in I. Instanz zu entscheiden, und die Entscheidung sofort im Termin zu Protokoll zu verkünden, oder schriftlich in Ausfertigung den Parteien zuzustellen. Die Verbindung von Verwaltungs- und richterlichen Behörden muß bei den Landeskulturbehörden bleiben. Die Zuständigkeit des Landeskulturamtes muß sich aber, entgegen dem hannoverschen Verfahren, auf alle Streitigkeiten, welche in nothwendigem Zusammenhang mit dem schwebenden Verfahren stehen, erstrecken. Denn mit Recht sagt Glagel a. a. O.: „Die Beurtheilung sämmtlicher eine Auseinandersetzung betreffenden Streitigkeiten durch einen und denselben Richter fördert die Einsicht und die Uebersicht und erhöht die Gewähr für eine zutreffende Entscheidung. Die Zuständigkeit eines Richters für alle Streitigkeiten macht auch die gemeinsame Erörterung derselben möglich und trägt erheblich zur Vereinfachung und Beschleunigung des Verfahrens bei.“

Auch der Offizialbetrieb ist grundsätzlich beizubehalten. Die kommissarische Instanz I. Instanz ist also, unabhängig von den

Parteiانträgen, von Amtswegen einzuleiten und zum Erkenntniß zu bringen.

Wegen der Beweisaufnahme und der freien Beweiswürdigung gelten die Vorschriften der Zivilprozeßordnung.

Die Spezialkommissare (wir wollen diesen Namen hier der Kürze halber beibehalten) bleiben 10—12 Jahre in ihrer Stellung, erlangen dadurch eine vielseitige Ausbildung als landwirthschaftlich und juristisch geschulte Beamte und sind so befähigt, alsdann als Mitglieder der II. Instanz, des Landesökonomie-Kollegiums der Provinz, dem größeren Verbands ihre Dienste mit Erfolg widmen zu können.

Die II. Instanz, zu welcher wir damit kommen, bildet die Generalkommission, welche zu betiteln wäre: „Landesökonomie-Kollegium der Provinz N“. Ein solches Landesökonomie-Kollegium ist für jede Provinz am Sitze des Oberpräsidenten zu bilden. Es ist eine Provinzialbehörde, der Vorsitzende ist der Oberpräsident, sein Stellvertreter der Präsident des Landesökonomie-Kollegiums. Es hat, wie jetzt auch die Generalkommission, bei allen von ihm geleiteten Angelegenheiten das landespolizeiliche und auch das fiskalische Interesse und das Obergerichtsrecht des Staates über Korporationen und öffentliche Anstalten wahrzunehmen. Die Thätigkeit des Landesökonomie-Kollegiums ist aber zu erweitern und zwar auf alle Gegenstände der Landeskultur: Alle Auseinandersetzungssachen, alle Meliorationsachen, alle Wasserangelegenheiten, die Domänen- und Forstachen. Das Landesökonomie-Kollegium besteht aus den mit der landwirthschaftlichen Gewerkslehre vertrauten Regierungsräthen (den früheren Spezialkommissaren), einem Regierungs- und Landesökonomierath (einem Landwirth mit höherer Ausbildung), dem Vermessungs-Inspektor, dem Meliorations-Bauinspektor der Provinz, zwei erwählten Mitgliedern der Landwirthschaftskammer der Provinz, bezw. aus zwei vom Oberpräsidenten berufenen Landwirthen in denjenigen Provinzen, wo Landwirthschaftskammern nicht existiren.

Die zweite Abtheilung des Landesökonomie-Kollegiums bearbeitet unter Zuweisung der erforderlichen Forst- und Domänenbeamten die Domänen- und Forstachen, die erste Abtheilung alle übrigen Landeskultursachen.

Für Prozesse bildet das Landesökonomie-Kollegium die II. Instanz, im Uebrigen ist dasselbe Aufsichtsinstanz der Lokalbehörde, dem Landeskulturamt gegenüber. Das Landesökonomie-Kollegium

hat die Leitung des Verfahrens, die Bestätigung der Rezepte und der Rentengutsverträge, Prüfung der Ent- und Bewässerungsstatute u. s. w.

Für die Prozesse II. Instanz (Berufungsinstanz) ist in der I. Abtheilung des Landesökonomie-Kollegiums ein besonderes Spruchkollegium -- nach Analogie des Bezirksausschusses -- zu bilden. Das Spruchkollegium besteht aus 5 Mitgliedern, nämlich dem Präsidenten des Landesökonomie-Kollegiums, zwei juristischen Mitgliedern des letzteren, dem Regierungs- und Landesökonomierath und einem Mitgliede der Landwirthschaftskammer. Die Erkenntnisse II. Instanz ergehen ohne mündliche Verhandlung vor dem erkennenden Richter auf Grund der kommissariischen Instruktionsverhandlungen II. Instanz und auf Grund des Vortrags aus den Akten seitens des Berichterstatters. Es gilt auch hier freie Beweiswürdigung.

Dem Vermessungsinspektor unterstellt ist das geodätisch-technische Bureau des Landesökonomie-Kollegiums, welches die geometrischen Arbeiten der Landmesser des Landeskulturamts revidirt und sonstige geometrische Arbeiten ausführt.

Die III. Instanz bildet das Ober-Landeskulturgericht als Revisionsinstanz für alle in Landeskulturangelegenheiten vorkommenden Streitigkeiten, und zwar für alle Streitigkeiten, bei welchen jetzt nach der Zivilprozessordnung die Revision zulässig ist; in Rechtsstreitigkeiten über vermögensrechtliche Ansprüche ist daher die Zulässigkeit der Revision durch einen den Betrag von 1500 M. übersteigenden Werth des Beschwerdegegenstandes bedingt. Es beschränkt sich die Beurtheilung des Ober-Landeskulturgerichts auf die Prüfung, ob die Vorentscheidung auf einer Verletzung des Gesetzes beruhe.

Das Ober-Landeskulturgericht besteht aus 7 Mitgliedern.

Die Entscheidungen ergehen in nicht öffentlicher Sitzung auf Grund des Vortrags zweier Berichterstatter aus den Akten.

Wird die Generalkommission zu einem Landesökonomie-Kollegium der Provinz, also zu einer Landeskulturbehörde im eigentlichen Sinne, so wächst auch der Umfang des Ober-Landeskulturgerichts als der obersten Centralstelle für die Rechtsprechung in allen landwirthschaftlichen Angelegenheiten.

Unterstellt sind die Landeskulturbehörden im Aufsichtsinteresse dem Ministerium für Landwirthschaft, Domänen und Forsten.

*

*

*

Wird die Reorganisation der Landeskulturbehörden nach vorstehenden Andeutungen ausgeführt, so werden wahrhaft landwirthschaftliche Behörden geschaffen, die der Landwirthschaft zum Segen gereichen. Es werden Behörden geschaffen, die im Rahmen der Verwaltungsbehörden stehen und nicht mehr losgelöst sind von dem übrigen ordentlichen Verwaltungsorganismus. Die landwirthschaftlichen Behörden des preußischen Staates können erst dann ihre Aufgaben voll und ganz leisten.

Auch ist offenbar, daß die weitere Entwicklung des Agrarwesens dem Staate neue Aufgaben stellen wird, zu deren Lösung in den neuen Landeskulturbehörden mit ihren landwirthschaftlich, kulturtechnisch und landmesserisch geschulten Beamten der Staat ausgezeichnete Organe besitzt. Es wird eine Neubelebung, eine neue Strömung eintreten. Zu den weiteren Aufgaben der Landeskulturbehörden rechnen wir: die Pflege des ländlichen Kreditwesens, des ländlichen Genossenschaftswesens, die Pflege der landwirthschaftlichen Hauptzweige und des ländlichen Nebengewerbes, die Wege- und Wasserwirthschaft, insbesondere sind auch die gesammten wasserwirthschaftlichen Angelegenheiten der Provinz an Stelle des in dem „Entwurfe eines preußischen Wassergesetzes“ vorgezeichneten Wasseramts dem Landesökonomie-Kollegium zu überweisen, es fallen demselben daher auch die jetzt von den Regierungen bearbeiteten Meliorationen zu. In den Rentengutsachen würde das Landesökonomie-Kollegium der Provinz nicht nur die Leitung der Bildung von Rentengütern haben, sondern auch selbständig Güter zur Ansiedelung ankaufen dürfen. Hierher gehört ferner die weitere Ausdehnung der Arbeiter-Rentengüter, ev. aus den Domänen, Rentifizierung der Hypotheken, Einführung der Verschuldungsgrenze — alles Aufgaben der Zukunft. Das Landesökonomie-Kollegium hat die Auerbengutskataster bei Renten- und Ansiedelungsgütern und in denjenigen Landestheilen, wo das Auerbenrecht durch Gesetz aus alter Sitte herstammend, wieder fixirt wird, zu führen. Das Landesökonomie-Kollegium für die Provinz Westpreußen und das für die Provinz Posen hat nach dem Aufhören der Kgl. Ansiedelungskommission für die genannten Provinzen deren Geschäft abzuwickeln. Dem Landesökonomie-Kollegium sind ferner zu übertragen alle Unschädlichkeitsatteste, alle Enteignungssachen, alle Besiedelungssachen nach dem Gesetz vom 25. August 1876, die Deich-, Feld- und Forstpolizei, die Vertheilung der öffentlichen Lasten bei Grundstückstheilungen u. s. w.

Es ist schon viel gethan in den letzten Jahren für die Hebung der Landwirthschaft. Möge man den Ausbau der landwirthschaftlichen Behörden nicht vergessen.

Hierzu soll durch diese Zeilen die Anregung gegeben werden. Wir wollen uns dabei keineswegs an die vorstehend gemachten Ausführungen im Einzelnen anklammern und jeder Diskussion über diesen oder jenen Punkt ausweichen. Im Gegentheil! So kann man darüber anderer Ansicht sein, ob die Domänen- und Forstverwaltung als eigentlich fiskalische Behörden mit den Landeskulturbehörden zu vereinigen sind, obwohl sie in technischen Fragen Vieles mit diesen gemein haben. Ferner kann man darüber streiten, ob in I. Instanz die Laien, wie beim Kreisauschuß, nicht auch in rein juristischen Prozessen mitzusprechen haben sollen. Und endlich möchten wir noch einen Punkt im Besonderen hervorheben.

Sollten sich nämlich dagegen Bedenken erheben, die Kompetenz in Streitigkeiten I. Instanz unbeschränkt auf den Kommissar (mit oder ohne Zuziehung der Laien) zu übertragen und das Ober-Landeskulturgericht aus einem Berufungs- zu dem Revisionsgericht zu machen, und will man, daß die Revision beim Reichsgericht verbleibt, nicht bloß, um den äußeren Zusammenhang mit der ordentlichen Gerichtsbarkeit festzuhalten, sondern vor Allem, um die Rechtssprechung der Landeskulturbehörden durch die Rechtssprechung des Reichsgerichts befruchten zu lassen und vor Stagnation zu schützen, so würde nach dieser Richtung hin folgender Vorschlag zu machen sein: Dem Kommissar wird nach Analogie der Amtsgerichte die Entscheidung I. Instanz bei Objekten unter 300 Mark überlassen. Die Berufung gegen diese Entscheidungen I. Instanz geht an die Provinzialbehörde, das Landesökonomie-Kollegium der Provinz, während dieses letztere in größeren Sachen als I. Instanz mit Berufung an das Ober-Landeskulturgericht zu erkennen hat. Letzteres entscheidet alsdann, wie es bisher schon im altpreußischen Verfahren der Fall war, in den eigentlichen Auseinandersetzungsprozessen in letzter Instanz, während im Uebrigen für solche Streitigkeiten, die auch außerhalb einer Auseinandersetzung hätten entstehen können und dann in den ordentlichen Rechtsweg gehört hätten, die Revision beim Reichsgericht zulässig ist.

Auf jeden Fall ist die Zuständigkeit des Ober-Landeskulturgerichts dahin zu erweitern, daß ihm in allen, den Landeskulturbehörden zu überweisenden Geschäften diejenigen materiellen Aufsichtsrechte (Entscheidung auf Beschwerden, Bestätigung von Ge-

noffenschaftsstatuten 2c.) übertragen werden, die jetzt dem Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten zustehen. Dadurch wird ein unmittelbarer Verkehr des Ober-Landeskulturgerichts mit den Provinzialbehörden angebahnt, an dem es jetzt fehlt.

Will man ferner, nachdem nach den vorstehenden Vorschläge die Landeskulturbehörden in den ordentlichen Verwaltungsorganismus des preussischen Staats eingereiht sind, das kgl. Ober-Landeskulturgericht als besonderen Gerichtshof in Wegfall bringen so würden wir es für sehr ersprießlich halten, wenn das Ober-Landeskulturgericht dem Ober-Verwaltungsgericht, etwa als besonderer Senat, angegliedert wird.

So lassen sich, wenn man den Einzelheiten nachgeht, verschiedene Erwägungen anstellen, und bei den weiteren Erörterungen werden ja auch die abweichenden Ansichten zur Sprache kommen. Im Großen und Ganzen wird aber in den heiligsten Kreise in dem einen Ziele: Der Schaffung von Landeskulturbehörden mit ausgedehnter Kompetenz und unter Zuziehung des Laienelements Uebereinstimmung herrschen.

„Was uns Recht ist, — uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern,
Aber das ist unser Theil,
Daß wir gründen für die Spättern.“

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Anton E. Schönbach, Ueber Lesen und Bildung. 5. stark erweiterte Auflage. Graz. Leuschner und Lubensky. 1897. XIV, 333 S.

Ein vortreffliches Buch, das schon seit dem Jahre 1887 seinen sicheren Gang durch die Welt gemacht hat, aber doch wohl zu Manchem, der Freude und Nutzen davon haben könnte, noch nicht gekommen ist. Der Inhalt ist aus einzelnen Vorträgen und Aufsätzen allmählich erwachsen und in Folge dessen nicht recht einheitlich.

Dem Titel entsprechen eigentlich nur die drei ersten Vorträge (1. Zustände der Gegenwart. — 2. Ziele. — 3. Mittel und Wege), die ein Ganzes für sich bilden. Hier wird das gegenwärtige geistige Leben der deutschen Gesellschaft in all seiner Verfaahrenheit geschildert, dann die Aufgabe wahrer Bildung vorgezeichnet und endlich nach Mitteln gesucht, die zu einer Besserung helfen könnten. Der Verfasser zeigt sich scharf im Beobachten und entschlossen im Urtheil; und, was noch mehr ist, er versteht es, seine Gedanken mit feiner Nuancirung und doch kräftig auszudrücken, in einer Sprache, die durchweg eigenthümlich anmuthet ohne gesucht oder gekünstelt zu sein. Unter den Mitteln zur Bildung werden Reise und Theater kurz besprochen, die heute weniger als sonst wirksam seien, dann wird als wichtigstes und zugleich bequemstes die Lektüre hingestellt. In welchem Umfange man lesen solle, zu welchen Zeiten, wie man es ohne Bedanterie einrichten könne um die Lektüre fruchtbar zu machen, alle diese Fragen werden eingehend erörtert. Auf die letzte und schwerste („Was sollen wir lesen?“) geben die am Schluß des Bandes abgedruckten Bücherlisten Antwort, die, auf ungewöhnlich vielseitiger Belesenheit beruhend, eine reiche Auswahl des Besten oder doch Guten darbieten. Daß sich ein subjektiver Zug in ihnen fühlbar macht, ist kein Schade; denn eben dadurch haben sie mehr Sinn und innere Uebereinstimmung als ähnliche Zusammenstellungen, die man, bei uns wie im Auslande, durch eine Art von Plebiszit zu Stande gebracht

hat. Der Ausdruck eines einzelnen charakteristischen Gesichtes ist erfreulicher und lehrreicher als eine Durchschnittsphotographie mit ihren verwaschenen Konturen.

Wer nun weitere Auskunft begehrt, um in der Fülle des Lesenswerthen sich zu orientiren und einen Stoff zu finden, der nicht bloß an sich würdig, sondern gerade der eigenen Geistesart des Suchenden angemessen ist, dem kann nichts Erwünschteres geboten werden als die vier anderen Aufsätze des Bandes. Der erste von ihnen („Ralph Waldo Emerson und sein Kreis“) bemüht sich, einem in Deutschland noch zu wenig bekannten Denker und Schriftsteller Freunde zu gewinnen. Vortrefflich klar und anschaulich ist die Geistesart des großen amerikanischen Essayisten geschildert, z. B., um nur eine Probe zu geben, in dem Vergleich mit „jener Kristallsäule auf der ‚Minneburg‘ des altdeutschen Gedichtes, die in weiter offener Halle sich langsam dreht und in deren spiegelnden Flächen Alles sich abbildet, was im fernsten Umkreis geschieht oder sichtbar wird.“ Auch die Grenzen von Emersons Begabung werden scharf bezeichnet. Auch wer ihn nur aus Schönbachs Charakteristik kennen lernt, wird verstehen, daß bei ihm mehr Fülle der Anschauungen als Ordnung und Sichtung der Gedanken zu finden ist, und wird danach ermessen können, ob er sich seiner Führung anvertrauen will.

Die beiden folgenden Aufsätze behandeln „die neue deutsche Dichtung“ und „den Realismus“. Schon diese Gegenüberstellung zeigt, daß die „neue“ nicht die neueste sein soll. Der Verfasser handelt hier von den Männern, deren „Lebensarbeit schon abgeschlossen oder doch ausgereift“ ist: Theodor Storm, Gottfried Keller, Paul Heyse, Anzengruber u. v. a., aber auch Mörike und Geibel. Ueber jeden wird etwas Gutes und Treffendes gesagt, manches einzelne Werk mit wenigen geschickten Griffen an den rechten Platz und in die rechte Beleuchtung gerückt. Daß hier, bei aller Freude an der frischen Art des Verfassers, auch Gelegenheit, ja Aufforderung zum Widerspruch nicht ausbleibt, ist natürlich. Wildenbruchs Verdienst ist ebenso über Gebühr gesteigert, wie das von Konrad Ferdinand Meyer unterschätzt. Daß von Otto Ludwig und Hebbel gar nicht die Rede ist, wird durch die lebenswürdige Selbstanklage des Verfassers, der darauf hinweist, doch nicht gerechtfertigt. Um so weniger, wenn nachher Ferdinand von Saar ausführliche Würdigung findet. Aber ein lebendiges Buch hat eben wie ein lebendiger Mensch die Fehler seiner Tugenden. Was der Verfasser vom Dichter sagt, man müsse etwas von dem Geschmack der heimischen Erde in seinen Werken spüren, das gilt doch im Grunde von jedem Schriftsteller, der zugleich ein wenig Künstler ist; und so wollen wir uns das österreichische Element in Schönbachs Gedankenwelt gern gefallen lassen.

Unter den gemeinamen Merkmalen der besprochenen Gruppe von Dichtern weist der Verfasser als wichtigstes das Streben nach, „die Poesie

zum vollkommeneren Ausdruck der vorwiegend ernst aufgefaßten Wirklichkeit des Lebens zu bringen“. Damit ist schon der Uebergang zum heutigen Realismus vorbereitet, der nicht ein Bruch mit der Vergangenheit sei wie analoge Erscheinungen in früheren Perioden der Geistesgeschichte, sondern „eher eine verwegene Fortbildung einer schon bestehenden Bewegung“. Unter diesem Gesichtspunkt werden nun die Hauptvertreter des jüngsten Deutschlands und ihre Geistesverwandten oder Vorgänger bei anderen Nationen, besonders die Franzosen, besprochen. Die Menge des Unsechtbaren ist hier naturgemäß noch größer als in dem vorigen Kapitel. Von Sudermann wird selbst ein so abstoßendes Werk wie „die Geschwister“ mit freundlichem Verständniß aufgenommen, gleich darauf Gerhard Hauptmann mit der geschickt aber ungerecht verhaltenden Wendung eingeführt: er dürfe „nicht ungenannt bleiben, wo man den Gewinn aus der jüngsten Bewegung deutscher Literatur vorläufig überschlagen will“. Am wenigsten verständlich ist mir die Härte, mit der der Verfasser über Zola spricht, wenige Seiten vor Beginn des prächtigen letzten Aufsatzes, der einem der größten unter den Modernen, Henrik Ibsen, allein gewidmet ist. Dessen Werke werden in chronologischer Folge mehr psychologisch als ästhetisch erläutert; und daran schließt sich eine zusammenfassende Charakteristik des Dichters. Die nicht nur klar, sondern fast durchweg überzeugend ist. Gegen zwei Schlagworte hauptsächlich wird gekämpft, mit denen Viele ihn abthun wollen, daß Ibsen ein Naturalist, und daß er ein Pessimist sei. Schönbach bekennt: „Ich habe kein Werk dieses Dichters gelesen, ohne etwas von dem kraftvollen Schwunge seines sittlichen Pathos mitzuempfinden, ohne mich ergriffen und zugleich erhoben zu fühlen.“ In der weiteren Ausföhrung dieses Gedankens, besonders nachher in den Schlußworten des Ganzen, ist vielleicht die positive Seite an Ibsen etwas zu stark hervorgekehrt. In der Hauptsache aber ist es gewiß richtig: Ibsen zeigt sich pessimistisch nur in der Beurtheilung dessen was ist, aber er besitzt einen gewaltigen, beschämenden Optimismus in der Vorstellung dessen was sein kann und sein soll. Und damit gehört er freilich eben zu den Menschen, von denen gestört, aufgerüttelt, gehoben zu werden den „kummervollen und belasteten Geschlechtern unseres niedergehenden Jahrhunderts“ am meisten noththut.

Hlensburg, 24. 6. 97.

Paul Cauer.

G e s c h i c h t e.

Die materialistische Geschichtsauffassung zum ersten Male systematisch dargestellt und kritisch beleuchtet von Dr. Ottomar Lorenz, Superintendent in Weiffenfels. Leipzig (Buchhandlung des Ev. Bundes von Carl Braun). 1897. VI u. 109 S. 1.50 M.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verfassers, durch den Abdruck eines Vortrages, den er im Frühjahr 1896 vor der Evangelisch-Sozialen

Konferenz in Halle a. S. hielt, weitere Kreise mit der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung bekannt zu machen und eine unbefangene Kritik zu versuchen. Zählt diese Auffassung doch auch außerhalb der sozialdemokratischen Partei, der sie Glaubenssache geworden ist, mehr oder minder entschiedene Anhänger. Wenn beispielsweise W. Sombart in seiner jüngst hier gewürdigten Schrift*) von den sozialen und den nationalen Gegensätzen als den Angelpunkten der Weltgeschichte spricht und dann mit einem derben Vergleiche fortfährt, „die Menschheitsgeschichte sei entweder ein Kampf um den Futterantheil oder ein Kampf um den Futterplatz auf unserer Erde“, so finden wir in dieser Behauptung nicht etwa wie der „Reichsbote“**) eine „satanische Irrlehre“, sondern doktrinären Geschichtsmaterialismus, dessen Unhaltbarkeit von jedem Kenner der Geschichte und der Psychologie mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit nachgewiesen werden kann. Die psychologischen Gesichtspunkte sahen wir daher in den kritischen Ausführungen des Verfassers gern schärfer hervorgehoben: diese allein können u. E. auf Leute Eindruck machen, die von der christlichen Weltanschauung nichts wissen wollen. Wir hoffen bei einer anderen Gelegenheit deutlicher zeigen zu können, was wir meinen.

Die Anlage der Schrift ist zweckentsprechend. Der Verfasser schildert zuerst die Entstehung der Lehre, vergleicht dann die beiden Fassungen, die ihr Marx einerseits, Engels anderseits gegeben haben, und zeigt, daß sie zugleich Philosophie, historische Methode und sozialrevolutionäres Programm sein will. Naturgemäß kann er auf so beschränktem Raume seinen Stoff nicht erschöpfen, aber die wichtigsten Thatsachen sind angeführt und die unmittelbar zugehörige Literatur hinreichend benutzt, worüber die Anmerkungen S. 101 ff. Auskunft geben. Wir bedauern, daß die tief eindringenden Bemerkungen von Tönnies im Archiv für Geschichte der Philosophie***) nicht beachtet wurden: sie sind namentlich methodisch werthvoll. Anderes ist dem Verfasser vielleicht zu spät zugänglich oder gar nicht bekannt geworden, da es leider z. B. keine Zeitschrift giebt, die sich ganz den historischen Theorien widmet, und man nicht weiß, wo man sich über alle einschlägigen Neuerscheinungen unterrichten kann. Wir erwähnen vor Allem die Einwirkungen französischer Sozialisten, die P. Barth (in den Jahrbüchern für Nationalökonomie 1896) und A. v. Wenzelstein („Marx“, 1896) klargelegt haben. Sehr eigenartig ist die Fortbildung des Geschichtsmaterialismus in Italien durch Antonio Labriola, an dessen Formulierung sich schon eine kleine Literatur knüpft. Einzelne Aufsätze im Pariser „Devenir social“ und in der „Neuen Zeit“, darunter Wiederabdrücke beziehungsweise Uebersetzungen älterer Arbeiten und bisher fast

*) Vgl. Bd. 87, S. 319 ff.

**) Nr. 15 vom 19. Januar 1897.

***) VII Bd. 1894 S. 486 f.

unzugänglicher brieflicher Äußerungen von Marx und Engels waren gleichfalls heranzuziehen.

Wenn der Verfasser am Schluß dem Materialismus vorwirft, daß er „die Brandfackel des sozialen Krieges ins Volk geschleudert habe“, so überschätzt er u. E. den Einfluß der Idee innerhalb der sozialistischen Bewegung bedeutend und verfällt damit in ein anderes Extrem. Materielle Antriebe waren darin entscheidend, wenn auch längst nicht die einzigen, und die materialistische Geschichtsauffassung erscheint demnach als eine falsche Verallgemeinerung einer praktischen Erfahrung, als der theoretische Ausdruck für ein in erster Linie auf materielle Ziele gerichtetes Geschehen.

Karlruhe.

A. Cartellieri.

Medizin.

Zur Abwehr.

Im Juliheft dieser Jahrbücher hat Herr Geheimer Medizinalrath Hüpeden in Hannover die im Verlag von Schall und Grund in Berlin erschienenen „Medizinischen Streiflichter“ von Dr. Arthur Sperling einer eingehenden Besprechung unterzogen. Einige Kapitel, die Herr Hüpeden als Spezial-Fachmann kritisiert, haben scheinbar gut gefallen, denn auf S. 146 heißt es: „Der unter V und VI gegebene Ueberblick über die Zustände unseres Medizinalwesens, die öffentliche Gesundheitspflege und die Stellung der Regierung zu denselben wird nicht allein von Ärzten, sondern auch von weiteren Kreisen mit Nutzen und Anerkennung gelesen werden.“ Es bleibt nur zu bedauern, daß die Besprechung auf diesem Gebiete nur ganz kurze Zeit verweilt; der Bewegung, die unter dem Namen „Medizinalreform“ seit Jahrzehnten in vieler Leute Mund herumgeht, die so dringend der Förderung und Durchführung bedürfte, und die zur Zeit wieder auf schlechten Wegen stecken geblieben ist, ihr hätte damit vielleicht ein neuer Anstoß gegeben werden können, um sie aus dem Verahrensein und der Rathlosigkeit der Lenker des Fahrzeuges ein wenig herauszuretten.

Fast zwei Drittel der sechs Seiten langen Besprechung beschäftigen sich indeß mit zwei andern Kapiteln, welche „Gegner ohne Grund“ und „Natur und Heilkunde“ betitelt, nachzuweisen versuchen, daß gewisse Spaltungen und Gegensätze in der heutigen Medizin im Interesse des Gesamtwohls wie der Ärzte besser aus der Welt geschafft würden. Herr Hüpeden dagegen will diese Gegensätze aufrecht erhalten und die Spaltungen noch vergrößert wissen; er ist durchaus ein Gegner von allen Bestrebungen, welche einen guten Theil der heute sogenannten „Naturheilkunde“ in den Dienst der wissenschaftlichen Medizin gestellt wissen wollen, und er nennt es „das

unvereinbarste vereinen“, wenn der Verfasser der „Streiflichter“ behauptet, daß man ein vortrefflicher Arzt sein kann, wenn man neben der Arzneimittellehre der Universitätschule auch die homöopathische Arzneimittellehre beherrscht, und sie in geeigneten Fällen anwendet. Es ist wohl richtig, wenn Herr Hüpeden sagt (S. 149), daß „jeder verständige Arzt den genannten Heilfaktoren“ — d. h. denen, die von der „Naturheilkunde“ besonders protegirt werden: Diät, Licht, Luft, Wasser — „von jeher seine Aufmerksamkeit zugewendet hat“ — gewiß; es hat auch Leute gegeben, die ganz ohne Schulbildung sehr tüchtige Männer geworden sind. Dadurch wird aber nicht der Vorwurf gegen die herrschende medizinische Schule entkräftet, den der Verfasser so oft wie möglich erhebt, daß sie die methodische Belehrung der Aerzte in diesem Sinne fast vollkommen vernachlässigt hat, so daß es im Laufe der Zeit möglich wurde, daß ein in dieser Richtung Gesundes großes Publikum gezwungen wurde, sich an Kurpfuscher zu wenden, welche die im ärztlichen Wissen und Können allmählich entstehende Lücke geschickt benutzten, um sich auf Kosten des Ansehens und des Geldbeutels der Aerzte zu bereichern. Und wenn Herr Hüpeden sagt, es liege die Sache oft so, „daß eine Beeinflussung der Verhältnisse und der Lebensweise des Patienten seitens des Arztes ausgeschlossen erscheint, weil dieselben überhaupt der Aenderung nicht zugänglich sind, entweder aus sachlichen Gründen oder wegen Mangels an gutem Willen der Patienten“, so treffen doch diese Voraussetzungen nicht zu für alle Kranken, welche eben aus den genannten Gründen ihr eigenes Heim verlassen, um sich in den staatlich unterhaltenen Krankenhäusern, die gleichzeitig der Ausbildung des jungen ärztlichen Nachwuchses dienen, einer besseren ärztlichen Fürsorge zu erfreuen. Wenn Herr Hüpeden (S. 149) nicht leugnen will, „daß den von der Naturheilkunde benutzten Heilfaktoren nicht immer die Aufmerksamkeit zugewandt wird, welche sie verdienen, so gebraucht er damit wohl einen sehr milden Ausdruck, wenn er allein den Vorwurf in Betracht zieht, den ich der herrschenden medizinischen Richtung gemacht habe, daß sie sich nicht zu jener im Interesse der Gesammtheit liegenden Vorurtheilsfreiheit des Denkens hat aufschwingen können, um auch nur auf einer einzigen deutschen Universität ein Institut zu gründen, welches die Wasserheilkunde ausübt, erforscht, lehrt — ja nur eine der Hydrotherapie gewidmete Abtheilung an eine bestehende Klinik anzugliedern, wie es ganz neuerdings Prof. Bierordt in Heidelberg mit der Universitäts-Poliklinik versucht hat.

Ähnlich liegt die Sache mit der Homöopathie. Herr Hüpeden (S. 147) giebt selber zu, „daß bei der Komplizirtheit der Lebensvorgänge im gefunden sowohl wie im kranken Körper trotz allen Forscherfleißes die Kenntniß der Heilmittelwirkungen im Allgemeinen eine höchst lückenhafte und unvollkommene geblieben ist.“ Ich kann Herrn Hüpeden nur lebhaft zustimmen.

Aber wenn das der Fall, so darf diejenige Wissenschaft, welcher es ohne die Kultivirung irgend welcher Nebenabsichten allein um die Sache, um die Sicherstellung gewisser Thatfachen zu thun ist, nicht Methoden der Forschung verachten, welche nur deshalb verachtenswerth erscheinen, weil sie zufällig nicht von der herrschenden medizinischen Richtung, sondern von einer Nebenrichtung ausgebildet sind. Eine solche Forschungsmethode ist die Prüfung der Arzneimittel an gesunden Menschen. Sie gehört der Homöopathie, und ihre Einführung und Ausbildung ist und bleibt Hahnemanns unsterbliches Verdienst. Zu erforschen, welche kleinste Gabe eines Arzneimittels auf einen gesunden Menschen, auf viele Individualitäten eine Wirkung und welche hervorbringt, und die Kenntniß dieser Wirkungen zur Heilung von kranken Menschen zu verwenden, in irgend welcher Art — diese Idee ist an und für sich so gesund und so vernünftig, daß ich an ihrer Weiterausbildung und Verwerthung im Laufe der allernächsten Jahre garnicht zweifeln darf. Sie ist doch zur Feststellung gewisser Thatfachen brauchbarer als die Prüfung von Arzneimitteln an Thieren.

Der Verfasser der Streiflichter hat auf S. 160 geschrieben: „Das erste Prinzip der Homöopathie lautet: Jedes Arzneimittel muß, bevor es am Krankenbett zur Verwendung kommt, zuerst am gesunden Menschen erprobt werden.“ Die folgenden Seiten enthalten Betrachtungen über dieses Prinzip. Dabei wird das Urtheil von Mademacher, Voeder, Jörg und Schroff über den Arzneiverfuch am gesunden Menschen herangezogen und nicht in letzter Reihe von Geheimrath Hugo Schulz in Greifswald. Letzterer äußert sich darüber (S. 161): „Für die rein wissenschaftliche Arbeit ist der Thierverfuch nun und nimmer zu entbehren, für die Ausnuzung am Krankenbett ist sein Werth aber ein begrenzter. Hier ist als letztes Glied der Kette der Verfuch am gesunden Menschen mit Nothwendigkeit einzufügen.“ Auf S. 164 ist schließlich davon gesprochen worden, daß die Beobachtung der individuellen Verschiedenheiten, welche sich bei den Versuchen an gesunden Menschen herausstellen, für den Arzt eine gute Schule zur individuellen Behandlung bilden muß.

Auf derselben Seite 164 beginnt dann die Besprechung des zweiten homöopathischen Prinzips, welches unter dem Namen „Similia Similibus“ allgemein bekannt ist.

Diese Seiten 160 bis 164 der „Streiflichter“ scheint Herr Hüpeden vollkommen übersehen zu haben — denn auf Seite 149/150 seiner Besprechung sagt er: . . . „als sie (die Homöopathie) . . . zwei mystische Elemente in die von ihr verordneten Mittel einfuhrte, als erstes die im Verhältniß zur geringeren Quantität der Arznei (Verreibung und Verdünnung) potenzierte Steigerung der Wirkung, dann die Behauptung, daß diese minimalen Quantitäten jene Krankheiten

zu heilen im Stande seien, deren Erscheinungen durch ihre Anwendung bei Gesunden hervorgerufen würden (*Similia Similibus*).“ Herr Hüpeden setzt sich also absichtlich zu meiner Darstellung in Gegensatz, um von der bei den prinzipiellen Feinden der homöopathischen Lehren üblichen Darstellung nicht abzuweichen. Die Prüfung der Arzneimittel an Gesunden vor ihrer Anwendung am Krankenbett ist die Basis der Homöopathie, die so gesunde und vernünftige Basis, mit der sich Ärzte und Laien einverstanden erklären müßten. Werz nicht glaubt, daß dieses Prinzip thatsächlich das Fundament der Homöopathie bildet, der möge sich die sechs Bände der „Reinen Arzneimittellehre“ von Hahnemann ansehen und alle diesbezüglichen großen und kleinen Studien der homöopathischen Ärzte, die sicherlich fünf Sechstel der homöopathischen Litteratur ausmachen. Unstreitig ist dann das „*Similia Similibus*“ das zweite Hauptprinzip; für Herrn Hüpeden steht es seiner Rechnung nach in letzter Linie. Die kleinen Arzneimitteltaben, welche er als erstes und Hauptprinzip aufgeführt hat, haben zwar für Hahnemann selbst noch größere Bedeutung besessen, während die durch die Errungenschaften der fortschreitenden Medizin geklärte Homöopathie, wie sie auch von dem Verfasser der *Streiflichter* unter diesem Namen verstanden wird, in dieser Beziehung weitherzigeren Anschauungen hulldigt. Mit Recht würde die Homöopathie lächerlich sein, wenn ihre heutigen Vertreter so wenig zugelernt hätten, daß sie den Hahnemannschen Standpunkt aufs Hartnäckigste vertheidigend, in der „Homöopathie“ eine unabänderliche Größe erblickten, die aus Pietät und aus Prinzip keine Wandlung erfahren darf.

Herr Hüpeden kritisiert die homöopathischen Lehren so, wie er sie von Alters her zu kritisiren gelernt hat, und so, wie er es seinen Freunden und Anhängern schuldig ist. Seine Kritik ist aus Prinzip und Methode, nicht aus selbstgewonnener Ueberzeugung hervorgegangen.

Der Verfasser der „*Streiflichter*“ muß gestehen, daß er vor sechs bis sieben Jahren keine viel bessere Meinung von der Homöopathie hatte, wie Herr Hüpeden, wenn er sich auch nicht dazu hätte verstehen können, eine Ansichtssache zu einer Frage der Ethik zu machen und nicht die autoritative Stellung besaß, um die homöopathischen Ärzte des unlauteren Wettbewerbes zu bezichtigen (S. 150), um sie als „nicht ernsthaft zu nehmende Kollegen“ und als „Charlatanz“ (S. 147) bezeichnen zu dürfen. Die Verantwortung dafür mag der Herr Geheime Medizinalrath selber tragen.

Der Verfasser der „*Streiflichter*“ war damals durch das Ergebnis eigener Arbeiten auf dem Gebiete der Elektrizität in ihrer Anwendung zu Heilzwecken fast gezwungen worden, der Homöopathie näher zu treten. Nach langen und umfassenden Studien ist er dann aus einem Feinde — lieber soll es heißen aus einem Nichtkenner — der Homöopathie zu ihrem Freunde und Anhänger geworden. Und wenn er heutzutage die Lehren der Homöopathie vertheidigt, da wo sie sich in Folge der Ergebnisse

gründlicher Forschung in Verbindung mit den Resultaten praktischer Erfahrung und der Kritik des gesunden Menschenverstandes vertheidigen lassen, so geschieht dies im Gegensatz zu Herrn Hüpedens prinzipieller Ablehnung auf Grund mühevoll selbstgewonnener Ueberzeugung.

Es würde zu weit führen, wollte ich in Herrn Hüpedens Besprechung die vielen Widersprüche mit meiner Darstellung und mit seinen eigenen Behauptungen, sowie mancherlei den Thatfachen nicht entsprechende Unrichtigkeiten einer ausführlichen Widerlegung unterziehen. Der Verfasser fürchtet, daß eine im Interesse der Sache gebotene Nichtigstellung dadurch persönlichen Charakter annehmen könnte, was hin und wieder, hervorgerufen durch des Herrn Kritikers scharfen, fast beleidigenden Ton nicht vollkommen zu vermeiden war.

Indessen sehe ich mich genöthigt, einer Behauptung des Herrn Hüpeden mit besonderem Nachdruck entgegenzutreten, weil sie einen Irrthum verbreiten könnte. Er bezeichnet mich wiederholentlich als „Homöopathen“. Auf S. 179 der „Streiflichter“ habe ich meinen Standpunkt festgestellt: „Ich finde, daß es sich in der Praxis ausgezeichnet vereinen läßt, im Sinne der Universitätsmedizin und der Homöopathen zugleich Arzt zu sein. Ich für meine Person werde mir jedenfalls diesen Standpunkt nicht rauben lassen. Die Homöopathie ist doch nur eine besondere Form der Arzneimittellehre; um aber „Arzt“ zu sein, muß man verstehen, Kranke zu untersuchen, Diagnosen zu machen, die Behandlung je nach individuellem Bedürfnis zu handhaben — wenn es zweckmäßig erscheint, auch mit Arzneimitteln. Ob der Arzt sich entschließt, dieselben in allopathischer oder homöopathischer Form zu verabreichen, das ist für ihn gegenüber den vielen erwähnten höchst wichtigen Funktionen eine Frage zweiter Ordnung, denn zuerst — ich betone es nochmals — ist er Arzt und dann erst Rezeptschreiber. So wenig es also rationell ist, zwischen Ärzten und Homöopathen einen künstlichen Unterschied zu konstruiren, der gar nicht bestehen soll und darf, so wenig scheint es mir zweckmäßig, die Arzneimittellehre der Zukunft in eine allopathische und in eine homöopathische Richtung zu spalten. Es giebt — wissenschaftlich gedacht — eben nur eine Arzneimittellehre, welche sich für den ganzen Umfang von allem über die Arzneimittel Wissenswerthen zum Organ macht. Thut sie das heute noch nicht, so kennt sie nicht vollkommen ihre Pflicht; in der Zukunft soll sie das Versäumte nachholen. Und sie wird es auch.“

Diese Feststellung des eigenen Standpunktes hat Herr Hüpeden ignoirt. Er ist doch Homöopath — behauptet er. Versteht der Herr Kritiker unter einem Homöopathen jeden Arzt, der, wenn es ihm gut scheint, ein Rezept in homöopathischer Form verschreibt, so hat er freilich Recht; denn der Verfasser der „Streiflichter“ giebt in der That den nach homöopathischer Vorschrift bereiteten Medikamenten aus verschiedenen Gründen, die er öfters, in den „Streiflichtern“ sowohl wie an anderen Stellen erörtert hat,

den Vorzug. Aber mit gleichem Recht müßte er jeden Arzt, der, wo und wann es ihm gut scheint, die Massage ausübt, einen Masseur nennen.

Wenn Herr Hüpeden dagegen als Homöopathen einen Arzt bezeichnet, der mit der Homöopathie durch Dick und Dünn geht und sich aller Verordnungen, außer in homöopathischer Form, enthält, so hat er Unrecht. In diesem Sinne bin ich allerdings weit davon entfernt, Homöopath zu sein. Als Arzt beanspruche ich für mich in ausgedehntestem Maße das Recht, mich in allen Disziplinen des ärztlichen Wissens und Könnens zu bewegen, und mich zu Gunsten meiner Kranken aller Hilfsmittel zu bedienen, die im Bereich meiner Kenntnisse stehen — auch der homöopathischen Medikamente. Herr Hüpeden hat selber zugegeben, daß Einseitigkeit und Engherzigkeit in dieser Beziehung der Fehler des Verfassers nicht wäre (S. 149), andererseits hat er die Homöopathen, welche außer ihren Mitteln auch noch eine gute Dosis Opium gelegentlich verschreiben, des unlauteren Wettbewerbs bezichtigt (S. 150). So möge er es mir denn weder als Fehler noch als unlauteren Wettbewerb anrechnen, wenn ich mich neben allen Heilmitteln, deren Anwendung Herr Hüpeden dem Arzt als berechtigt zugestehen will, auch weiterhin anderer Mittel bediene, deren Werth ihm zwar unverständlich mir aber durch besondere Studien erschlossen ist. Und ich will hoffen, daß die Zeit nicht fern ist, in der eine große Anzahl von Ärzten in der Lage ist, auf dem gleichen Standpunkt zu stehen wie der Verfasser der „Streiflichter“.

Berlin, im August 1897.

Dr. Arthur Sperling.

Politik.

Wachsender Wohlstand.

Daß im letzten Menschenalter eine außerordentliche Vermehrung des Wohlstandes in Deutschland erfolgt ist, wird wohl von keiner Seite mehr geleugnet. Mögen gewisse Kreise der Landwirtschaft nicht nur nicht mitfortgeschritten, sondern sogar zurückgegangen sein, so ist darum die Zunahme an anderer Stelle um so größer gewesen. Welche Schichten der Gesellschaft haben den größeren Fortschritt gemacht? Sind etwa die Reichen immer reicher, die Armen aber noch ärmer geworden? Selbst die doktrinären Sozialdemokraten wagen das nicht mehr zu behaupten. Die oberen sowohl wie die mittleren, wie die unteren Schichten haben gewonnen; es handelt sich nur noch um die Frage, wer am meisten gewonnen hat.

Der Aufsatz eines rheinischen Industriellen über „die Aera der wirtschaftlichen Kartelle“ in unserem letzten Heft hat beiläufig den statistischen Nachweis erbracht, daß die industriellen Arbeitslöhne seit 1871 (bis 1893) um 9 Prozent gestiegen, während die Preise der meisten Verbrauchsartikel

gefallen sind. Der Vergleich mit 1871 giebt aber einen nur mangelhaften Maßstab, da die Löhne wie die Preise unmittelbar vorher einen Ruck gemacht hatten. Der Verfasser hat deshalb die Lohnlisten noch möglichst weiter zurück verfolgt, und ist damit bis zu den Jahren 1861, 1854, 1853 und mit einer Liste bis 1824 gelangt. Nehmen wir etwa die Jahre 1853/56, für die drei Listen verglichen werden können, so ergibt sich Folgendes:

In der Fabrik A ist (Seite 316) nach dem „Rhein. Industriellen“, der Lohn von 0,80 im Jahre 1856 (und 0,74 im Jahre 1845) auf 2,54 im Jahre 1893 gestiegen, also auf das Dreifache.

In der Fabrik B von 1,66; 1,70; 1,20 im Jahre 1854 auf je 2,95; 3; 2,30 Mk. im Jahre 1893, also nicht ganz das Doppelte.

In einem landwirtschaftlichen Betriebe von 125; 87; 105; 59 Mk. Jahreslohn im Jahre 1853 auf je 366; 210; 300; 183 Mk. — also etwa auf das Dreifache. Da das jedoch nur der Baarlohn neben der freien Verpflegung ist, so darf man wohl auch hier im Ganzen und Großen eine reichliche Verdoppelung ansetzen.

Der städtische Diensthoten-Lohn ist nach den uns gewordenen Mittheilungen nicht in diesem Maße gestiegen. In einer pommerschen Stadt erhält ein Dienstmädchen, das 1850 etwa 20 Thaler Baarlohn jährlich bekam, jetzt etwa 40 Thaler und in Berlin damals 40—45, heute 60—100, im Durchschnitt 80 Thaler. Das Verhältniß zwischen der Provinz und Berlin ist also fast dasselbe geblieben. Daß der ländliche Lohn in noch höherem Maße gestiegen ist als der städtische, wird sich dadurch erklären, daß Freizügigkeit und Eisenbahnen die Anziehungskraft der Städte, namentlich Berlins vergrößert haben und das Land nur durch stärkere Lohnerhöhung einigermaßen das Gleichgewicht hat herstellen können.

Vergleichen wir hiermit die Steigerung des Gehaltes einiger Beamtenklassen.

Das Anfangsgehalt eines Kreisrichters (heute Amts- oder Landrichters) betrug von 1847 bis 1863 1500 Mk., bis 1873 1800 Mk.; bis 1897 2400 Mk., und 360 bis 900 Mk., im Durchschnitt 492 Mk. Wohnungsgeldzuschuß, also 2892 Mk.; seit dem 1. April 1897 3000 + 492 = 3492 Mk.

Vergleichen wir den Anfang der 50er Jahre mit 1893, wie oben, so ergibt sich ungefähr eine Verdoppelung.

Das Maximalgehalt der Kreisrichter betrug von 1850 bis 1873 3000 Mk.; bis 1879 4992 Mk. (inkl. des durchschnittlichen Wohnungsgeldes); bis 1897 6492 Mk.; seitdem 7092 Mk.

Hier beträgt also die Erhöhung in dem entsprechenden Zeitraum mehr als das Doppelte.

Für die Gymnasiallehrer existirte vor 1863 kein Normal-Stat. Eine Verordnung von 1852 bestimmte nur „zu einigem Anhalt“ gewisse Maxima

z. B. für den jüngsten ordentlichen Lehrer 1500 Mark. Thatsächlich war es oft weniger. 1863, als das Anfangsgehalt der Richter auf 1800 Mark wurde, wurde es für den jüngsten ordentlichen Lehrer an staatlichen Anstalten auf 1500 Mk. festgesetzt. 1872/73 bis 1886 1800 Mk. + durchschnittlich 298 Mk. Wohnungs-Zuschuß = 2098 Mark. Bis 1892 durch Erhöhung des Wohnungszuschusses 1800 + 492 = 2292 Mark. Bis 1897 2100 Mark und 360 bis 900, durchschnittlich 492 Mark Wohnungszuschuß, zusammen 2592 Mark. 1897 Erhöhung auf 2700 + 492 = 3192 Mark.

Das Minimalgehalt der Gymnasial- (jetzt Oberlehrer) hat sich also ziemlich analog dem der Richter bewegt.

Das Gehalt des ersten Lehrers betrug nach der Verordnung von 1852 höchstens 2400 Mark. 1863 bis 1872/73 3000 bis 3900 Mark (je nach der Größe der Städte, ausgeschlossen Berlin und Pforta); bis 1892 4500 (in Berlin 5100) und durchschnittlich 492 Mark Wohnungsgeld; bis 1897 5400 Mark und Wohnungsgeld, zusammen 5892 Mark; 1897 Erhöhung auf 6492 Mark.

Das Maximalgehalt der Lehrer ist also in etwas anderen Stappen und unter zeitweiligem Vorausschreiten (1863 bis 1872) oder starkem Zurückbleiben (seit 1879), zuletzt aber in ähnlicher Proportion wie das der Amtsrichter mehr als verdoppelt worden.

Es ist werthvoll, hiermit wieder das Einkommen einer Klasse zu vergleichen, die zu den Höchstgebildeten gehört, aber weder mit Kapital arbeitet, noch das Gehalt einer Beamtenstellung genießt, wir meinen die Aerzte. Wie hoch die Einnahmen der Aerzte mit der Praxis in den wohlhabenden Familien sich beläuft, ist nicht zu berechnen und ergiebt auch keinen Vergleich. Aber es läßt sich ein Typus konstruieren, der wohl mit dem Amtsrichter zusammengestellt werden kann. Der Amtsrichter bildet die unterste Stufe der Richterhierarchie. Stellen wir uns einen Arzt vor, der ausschließlich aber vollständig mit einer von den Arbeiter-Krankenkassen honorirten Praxis beschäftigt ist, so ist das etwas Analoges. Die Zeit, wo der Arzt noch keine Praxis hat, die ihn voll beschäftigt, dürfte mit der des hier und da mit Diäten bedachten unbesoldeten Assessors und auch älteren Referendars zu vergleichen sein; der Arzt, dem es gelingt, Praxis in wohlhabenden Familien zu erwerben, ist mit dem Richter zu vergleichen, der in die oberen Instanzen avancirt. Mag es in der Wirklichkeit einen Arzt, der ausschließlich Krankenkassen-Praxis hat und zugleich von dieser vollständig in Anspruch genommen ist, selten geben, so wird man doch für den wirtschaftlichen Vergleich den Typus wohl gelten lassen.

Wie viel verdient ein solcher Normal-Kassen-Arzt, wie wir ihn umschrieben haben?

Aus einer Großstadt Mitteldeutschlands wird uns von einem Arzt darüber Folgendes mitgetheilt:

„In der Sprechstunde kann ein gesunder Arzt von Kassenpatienten täglich (den Sonntag ausgenommen) bei sog. gemischter d. h. allgemeiner (nicht Spezialisten-) Praxis durchschnittlich etwa 30 Konsultationen und außerdem etwa 20 Besuche bewältigen. Hier wird die Konsultation mit etwa 35 Pf. und der Besuch mit 50 Pf. bezahlt. Das ergibt für den Tag 20,50 Mk.“ Mehr als 270 Arbeitstage wird man, da ein Mann dieser Bildungsstufe außer den Sonntagen auch einmal Ferien haben muß, nicht rechnen dürfen. Die Jahreseinnahme beträgt also brutto 5 535 Mk.; ziehen wir davon die Ankoßen (Sprechzimmer, Fuhrkosten, Instrumente) 235 Mk. und für den Vortheil, den der Beamte durch die Sicherheit und die Penſionsberechtigungen genießt, 25 Prozent ab, so ergibt sich als vergleichbare Einnahme (5300—1325 =) 4210 Mk. Der vollbeschäftigte Kassenarzt dieser Stadt (wohlgemerkt einer Großstadt) steht also wenig besser als der jüngste Amtsrichter und erheblich schlechter als der ältere Amtsrichter, welcher eo ipso durch die bloße Anciennetät allmählich in die höheren Gehaltsklassen einrückt.

Ein Feldwebel der Linieninfanterie bezog im Jahre 1858 450 Mk. Löhnung und durchschnittlich 21 Mark Verpflegungszuschuß, 36 Mark Brotgeld, 108 Mark Servis, Summa 616 Mark, dazu 51 Mark für Bekleidung, die in natura gewährt wurde. Nach dem Etat 1897/98 bezieht er 720 Mark Löhnung und durchschnittlich 86 Mark Verpflegung, 40 Mark Brotgeld, 169 Mark Servis, Summa 1015; dazu 77 Mark für Bekleidung (in natura). Es fehlt also sehr viel an einer Verdoppelung.

Noch viel mehr fehlt bei den kommandirenden Generalen; sie bezogen Anfang der fünfziger Jahre neben freier Dienstwohnung mit Mobiliarausstattung, Feuerungsmaterial und 8 Fourage-Rationen 12000 Mark Gehalt und 15000 Mark Dienstzulage. Die Dienstzulage wurde 1868 auf 18000 Mark erhöht und seitdem ist Alles unverändert geblieben. Ähnlich ist es den Ministern in Preußen ergangen: ihr Gehalt, neben dem sie freie Dienstwohnung erhalten, ist nur einmal, im Jahre 1868, von 10000 auf 12000 Thlr. erhöht worden.

Die Preise der Lebensbedürfnisse sind in den 50er und 60er Jahren stark gestiegen, so daß ein größeres Einkommen in diese Zeit eine verbesserte Lebenslage noch nicht bedeutet; seit dem Jahre 1873 aber sind sie im großen und ganzen nicht mehr gestiegen, resp. nur noch für einzelne Bedürfnisse gestiegen, für andere gefallen, so daß sich das etwa ausgleichen wird. Ein gesteigertes Einkommen bedeutet also von diesem Zeitpunkt an gesteigerte Ansprüche, d. h. gesteigerten Wohlstand.

D.

Politische Korrespondenz.

Konservative und Sozialdemokratie.

Der klaffende Gegensatz zwischen diesen Parteien ist in besonders schneidender Schärfe beim Begräbniß des „kleinen Sozialistengesetzes“ wieder einmal zum Ausdruck gekommen. In dieser Thatsache liegt nun allerdings nichts der Besprechung Werthes; sie ist so selbstverständlich wie die Gegensätzlichkeit zwischen Schwarz und Weiß, Ja und Nein.

Wohl aber ist die Art und Weise, wie der Gegensatz sich äußerte, der Aufmerksamkeit werth. Deutlich trat dabei das hervor, was die konservative Partei überhaupt kennzeichnet, und zwar nicht zu ihrem eigenen Vortheile und leider nicht zum Wohle des Landes.

Hier war es zufällig die Sozialdemokratie, der sich die konservative Partei gegenüberstellte, früher war es und nächstens wird es eine andere geistige Bewegung sein; gleichviel, immer und überall läßt sich der Inhalt des Gegensatzes zusammenfassen in die kurze Formel: Alte und neue Zeit, Stillstand und Fortschritt.

Dem Leserkreis der Preussischen Jahrbücher und auch Anderen ist es vielleicht nicht uninteressant, darüber die Gedanken eines Mannes zu lesen, der durch Geburt und Erziehung, Familienüberlieferung und Standesanschauung zu den Konservativen gehört.

Die konservative Partei ist die Partei des preussischen, evangelischen Adels, und zwar des ost-elbischen Adels, also desjenigen Standes, den man gemeiniglich in unfreundlicher Absicht als „Junkerthum“ bezeichnet.

Das ist eine Thatsache, an der dadurch nichts geändert wird, daß auch Bürgerliche und auch Adelige aus dem Westen in der konservativen Partei sitzen.

Die „Junker“ sind ein berechtigter und hochehrenwerther Stand, dem Preußen und die Hohenzollern viel, sehr viel verdanken.

Es ist ein Stand, in dem Glaubensstreue, Königstreue, echt ritterliche, vornehme Gesinnung, zähe Arbeitskraft, Opierwilligkeit, Familieninn

erblich sind. Diese Erbllichkeit giebt ihm das eigenthümliche, feste Gefüge und Gepräge, das ihn meist schon in der äußern Erscheinung seiner Mitglieder von allen andern Ständen wesentlich unterscheidet.

Im Sohne und in der Tochter des alt-adeligen Hauses — die neugeborenen Barone, Freiherren und Grafen zählen nicht — sind Jahrhunderte alte Anschauungen, ein von Geschlecht zu Geschlecht überlieiertes Herkommen lebendig und verkörpert.

Das Bewußtsein, einer Familie anzugehören, die nachweislich durch Jahrhunderte hindurch mit diesem oder jenem Landestheile aufs engste verwachsen ist, durch Grundbesitz buchstäblich in ihm wurzelt, die in der Geschichte ihrer engeren Heimath stets eine hervorragende, an Ehrungen reiche Stellung eingenommen hat, deren Lebensgewohnheiten und äußere Lebensführung grundsätzlich stets die gleichen waren, deren Anschauungen vom Wechsel der Zeiten und den Zufälligkeiten der Tagesereignisse unberührt geblieben sind, die ihren Mitgliedern, wenn auch nicht immer große Mittel, so doch stets einen auch heute noch gesellschaftlich werthvollen Titel mit auf den Lebensweg giebt, die durch Abstammung und Verschwägerung einem großen Kreise gleichgearteter Familien angehört: dies Bewußtsein erzeugt naturnothwendig eine ganze eigenartige, eben nur im alten Adel sich findende innerlich geschlossene, einheitliche Gesinnung und Denkart; es entwickelt von Jugend auf und fast unbewußt das Gefühl, etwas Besonderes, oder besser, etwas Anderes, als die übrigen Menschen zu sein; es ruft mit fast zwingender Gewalt ein ausgeprägtes Standesbewußtsein hervor, den „Adelstolz“ im guten Sinne — nicht Adelshochmuth — und eine feste Abgeschlossenheit.

In diesen Beiden, dem Adelstolz — es giebt auch einen Bürgerstolz — und der Abgeschlossenheit liegt die Stärke des Adels, aber auch seine Schwäche, nach dem Grundsatz: *omne nimium vertitur in vitium*, frei übersetzt: allzu scharf macht schartig.

Durch diese beiden Eigenschaften, d. h. durch ihre zu starke Betonung, ist der Adel als Stand und der Adelige als Glied seines Standes der schweren Gefahr ausgesetzt, abseits vom Wege stehen zu bleiben, Blick und Verständniß zu verlieren für die treibenden Kräfte der jeweiligen Zeit, einem politischen und sozialen Quietismus sich hinzugeben.

Der ost-elbische Adel, d. h. die konservative Partei, krankt an diesen Grundübeln, und die Krankheit hat weit um sich gegriffen.

Engherzigkeit, Beschränktheit, Mangel an gründlicher, allseitiger Bildung, Einseitigkeit, Verbohrtheit: das ist leider der Ballast, den der ost-elbische Adel in seiner Mehrtheit zum eigenen größten Schaden, zum Schaden des Landes und der übrigen Stände und Interessen mit sich schleppt. Und kein Anzeichen liegt vor, daß die Führer des konservativen Schiffes energische Versuche machen, sich des todtten, hemmenden Gewichtes für freie Fahrt zu entledigen.

Ich weiß mich der Zeit noch wohl zu erinnern — und ich gehöre nicht zu den „Alten“ — da die meisten meiner Standesgenossen das Gymnasium vor dem Abiturientenexamen verließen, oft schon auf Tertia und Quarta; da viele aus ihnen mit der deutschen Rechtschreibung auf sehr gespanntem Fuße lebten. Diese Zeit ist ja Gott sei Dank vorüber. Auch der Adelige besitzt heutzutage größtentheils akademische Bildung. Aber eine starke Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaft, die sich nicht selten zur souveränen Verachtung steigert, ist in weiten Adelskreisen noch immer verbreitet. Vor Allem sind es die Stammherren, die Familienhäupter — sie sind meistens Herrenhausmitglieder — die in solcher geistigen Verfassung leben. Sie sitzen auf ihren Gütern, bewirthschaften sie tant pis que mal, leben als grand Seigneurs, jagen, reiten und — lesen die Kreuzzeitung. Die übrige Welt interessiert sie wenig. Auf die Demokraten, Juden und Unversitätsprofessoren wird kräftig geschimpft; fast jedes neue, dem Zuge der Zeit angepaßte Gesetz, besonders auf sozialpolitischem Gebiete, ist ihnen ein Dorn im Auge und eine Regierung, die solche „verderbliche“, „umsstürzlerische“ Gesetze vorschlägt, ist nicht werth, daß sie existirt. Geistige Bewegungen, aus der Volkseele entspringend und sie mächtig erregend, müssen, ihrer Ansicht nach, mit Gewalt unterdrückt werden. Sie halten das Christenthum hoch, aber es muß ihr Christenthum sein, mit den von ihnen gebilligten Formen und Aeußerlichkeiten; ob es evangelisch, d. h. vom freien, lebendigen Hauche des Geistes Christi durchweht ist, oder ob ihr „Christenthum“ vielmehr die auf der Unwissenheit aufgebaute konjessionelle Unduldbarkeit ist, kümmert sie nicht. Ihr Christenthum ist ihnen nicht die freie Religion, die soziale That — ich bin weder christlich noch national-sozial —, sondern es ist ihnen das ererbte, mächtige Mittel, das Volk im altgewohnten Geleise zu erhalten. Ihr Haß gegen die „liberale Theologie“, der recht eigentlich ein blinder ist, da die Herren wegen Bildungsmangel gar nichts davon verstehen, entspringt nicht der Sorge, diese Theologie möchte der religiösen Innerlichkeit, dem christlichen Leben schaden — wie kläglich sieht es oft in adeligen Kreisen mit dem christlichen Leben aus —, sondern es ist die instinktive Vertheidigung des Althergebrachten, die Furcht: jede Beseitigung der ererbten religiösen Formen und Aeußerlichkeiten legt Breche in unsern sozialen und wirthschaftlichen Bestzustand.

Gewiß leugne ich nicht das Vorhandensein echt innerlichen Christenthums in adeligen Kreisen. Es giebt dort nicht wenige christliche Musterefamilien. Das hindert aber nicht die Wahrheit des Gesagten. Selbst der innerlich christliche Adelige als Parteimann denkt und vor Allem handelt, als ob auch das Christenthum Parteisache und zwar ausschließlich konservative Parteisache sei.

Das ist, mutatis mutandis, die geistige Atmosphäre, die über den meisten Schlössern und Landitzen des konservativen Adels lagert. Daß sie nicht die geeignete Luft ist für neue Triebe, liegt auf der Hand.

Dazu kommt noch ein Anderes: die fast ausschließliche Herrschaft der „Kreuzzeitung“. Keine Menschenklasse giebt es, die im Zeitungslesen derartig konservativ ist, wie der Adel. Viele „Funker“ entbehren auf Reisen oder sonst lieber jede Zeitung, als daß sie ein anderes Blatt, als die „Kreuzzeitung“ auch nur einmal in die Hand nehmen. Diese Treue gegen das Parteiblatt hat viel Gutes und Schönes, ist aber, durchgeführt, wie hier, bis zum Aeußersten, ein schweres Uebel: es erzeugt die vollendetste, verbohrteste Einseitigkeit.

Der junge Adelige wächst heran mit dem festen unerschütterlichen Glauben, die Kreuzzeitung sei die Verkörperung der Bornehmheit, der Sachlichkeit, der Wahrheit, sie sei — das ist der gewöhnliche Ausdruck — das „anständigste“ Blatt Deutschlands. Nur die Kreuzzeitung findet sich auf dem Familientisch; was sie sagt ist wahr, was sie bestreitet ist unwahr, was sie nicht bringt, existirt überhaupt nicht. Sie ist für den konservativen Adel das politische, soziale, wirtschaftliche Evangelium. Das Wort von der Brille, durch die man Welt und Dinge sieht, paßt nirgend mehr, als auf den konservativen Adel, er hat schlafend und wachend die Kreuzzeitungsbrille auf der Nase.

Ich spreche da aus langjähriger eigener Erfahrung. Auch in meinem elterlichen Hause herrschte die Kreuzzeitung, auch für mich war sie die Zeitung. Aber trotz der echt konservativen Gesinnung, die ich aus dem Elternhause auf die Universität mitnahm, ging sie bei mir nicht so weit, mich luftdicht gegen die übrige Welt abzuschließen. Ich las auch andere Zeitungen, ich verglich sie mit der Kreuzzeitung und ich fand bald, daß die Kreuzzeitung ein Parteiblatt ist, gerade so gut und gerade so schlecht wie die übrigen auch, daß sie für Parteizwecke der gleichen Mittel sich bedient, wie die „liberalen“, „jüdischen“ Blätter: einseitige Darstellung, Verschweigen, Bertuschen. Weiter fand ich, daß die Kreuzzeitung hierin nicht unerreicht ist, daß sie unter dem Scheine ruhiger Sachlichkeit und gelassener Bornehmheit geradezu fanatische Voreingenommenheit und Parteilichkeit, unter Verletzung von Wahrheit und Recht, betreibt.

Es ist das gerade für dieses Blatt eine doppelt schwere Schuld, weil es, wie schon hervorgehoben, in zahlreichen, einflußreichen Familien die einzige politische, geistige Nahrung bildet, weil sein Inhalt von weiten Kreisen angelesen wird als das getreue, richtige Bild der Welt, der vaterländischen Interessen, der leitenden Personen, der thatsächlichen Verhältnisse. Und doch: Quantum distat ab illis!

Allerdings findet sich auf den adeligen Landstößen neben der Kreuzzeitung auch hie und da der „Reichsbote“ und in den letzten Jahren zahlreich die „Deutsche Tageszeitung“. Allein ihr Einfluß ist viel geringer, als der der Kreuzzeitung. Der eigentliche Leserkreis des „Reichsboten“ ist die Geistlichkeit; der der „Tageszeitung“ die Agrarier, und Agrarier und

Konservative sind schon lange nicht mehr einunddasselbe. Beim adeligen Großgrundbesitz ist nach wie vor die Kreuzzeitung Alleinherrscherin.

Das, was die Kreuzzeitung bringt — ganz abgesehen davon, wie sie es bringt: parteiisch gefärbt u. s. w. — ist nicht geeignet, den geistigen Horizont zu erweitern. Als Parteiblatt ist sie gut geleitet und geschrieben — in der Ära Hammerstein war sie es noch besser, als jetzt — als Bildungsmittel — und das soll eine Zeitung doch gewiß auch sein — steht sie sehr tief. Nur das legt sie ihren Lesern vor, was deren ererbten Anschauungen entspricht. Bezeichnend für ihre geistige Enge ist die Redaktionsbemerkung, die sich ständig am Kopfe des „Bücherverzeichnisses“ findet: „an den meisten der eingesandten Werke habe die Redaktion nur ein geringes Interesse“. Und doch finden sich darunter die bedeutendsten Erzeugnisse der deutschen Wissenschaft auf allen Gebieten. Aber das lebendige, pulsirende Leben der Gegenwart vorzuführen, ist gar nicht Zweck der Kreuzzeitung. Sie steht und fällt mit der Abgeschlossenheit des Standes, für den sie schreibt; die Abgeschlossenheit zu erhalten, ist ihre Hauptaufgabe.

Damit bin ich so ziemlich wieder zum Ausgangspunkt zurückgekehrt: alte und neue Zeit, Fortschritt und Stillstand.

Ist meine Schilderung der geistigen Mängel des konservativen Adels richtig — und sie ist es —, dann ist es leicht erklärlich, daß der konservativen Partei jedes Verständniß fehlt, nicht nur für die Sozialdemokratie, sondern überhaupt für jede Bewegung, die auf fortschreitender Entwicklung beruht. Solche Konservativen können nur nach der Polizei rufen, um Ideen zu bekämpfen.

Ein Jammer! Das vielgeschmähte „Junkerthum“ besitzt vortreffliche Eigenschaften, oben habe ich sie aufgezählt; aus seinen Fehlern könnte seine Größe und Fruchtbarkeit erwachsen. Aber es muß sich dazu verstehen, Fenster und Thüren seiner Ahnenstube weit, weit aufzumachen. Frische Luft muß in die abgeschlossenen Räume, Verständniß für die Zeit und ihre Bedürfnisse, sonst geht es dem Adel, wie es so vielen seiner Burgen und Schlösser gegangen ist: er wird zur Ruine.

Der preussische Adel und der deutsche Adel überhaupt nehme sich ein Beispiel am englischen Adel. Ich weiß wohl, daß gerade dieser englische Better das höchste Mißfallen der „Junker“ erregt, aber er ist ein politisch und wirtschaftlich nützlich-lebendiges Glied, während unser Adel anfängt, das Gegentheil zu werden. In England ist der Adel keine an Indien erinnernde Kaste, kein Stand, der sich abschließt; dort steht er in innigster Wechselbeziehung mit den übrigen Ständen durch Heirath, Beruf und gesellschaftlichen Verkehr, und bleibt doch was er ist: Adel.

Fürst Bismarck ist ein „Junker“ bis auf die Knochen. Hätte er seine Großthaten ausgeführt, wenn er zeitlebens mit Scheuklappen durch die Welt gegangen wäre und zum Frühstück nur die Kreuzzeitung gelesen hätte?

Man gebe sich in der konservativen Partei keiner Täuschung hin; auch die agrarische Bewegung ist ein Kind der neuen, fortschreitenden Zeit. Auch die Scholle ist lebendig geworden; und der Bauernpflug, für den der Kampf entbrannt ist, wird — wenn die konservative Partei bleibt, was sie jetzt ist, d. h. eine Versteinerung — durch die Parks und Wildgehege der adeligen Magnaten keine Furchen ziehen, auch ohne Sozialdemokratie und ohne Umsturz.
v. S.

Ecrasez l'infame!

In Nr. 93 der von Chr. Schrempf in Stuttgart herausgegebenen Halbmonatsschrift „Die Wahrheit“, findet sich eine Reifestudie von Paul Göhre, die den Titel führt: „Ein Besuch auf einer Oberbruchdomäne“ und mit den Worten beginnt: „Mein Freund aus Süddeutschland war gekommen, Berlin und Ostelbien kennen zu lernen.“

— Ostelbien! —

Ich hasse das Wort, weil die alten geographischen Bezeichnungen für die östlichen Theile der Monarchie präziser sind, und weil sich hinter ihm eine politische Atrappe verbirgt. — Man liebt es ja neuerdings, geographische Namen zu bilden, um damit politische Systeme zu bezeichnen. Ist dann die neue Wortbildung witzig und treffend, wie z. B. „Puttkamerun“ für Hinterpommern, so läßt man sich den Scherz gefallen; fehlt aber der Humor bei der Sache und deckt sich vollends nicht Wort und Begriff, so ist die Wortbildung nichts werth und der Name läßt sich höchstens als politisches Schlagwort verwerthen.

Was mit der Bezeichnung Ostelbien ausgedrückt werden soll, ist ja im Allgemeinen bekannt. Es ist damit nicht etwa der ganze weite Osten des preußischen Staats mit seinen großen Kultur-Zentren, mit seinen Handels- und Industriestädten, Seelägen und Werften gemeint, sondern ausschließlich das weite, nach allen Seiten hin verzweigte Ländergebiet, in dem der Großgrundbesitz mit seinen Fideikommissen, Majoraten, Rittergütern und besitzlosen Landarbeiterschaften vorwiegt oder doch stark vertreten ist — kurz, um mit den partikularen Zeitungen Süddeutschlands und der Kölnischen Zeitung zu reden, das Herrschaftsgebiet des preußischen Junkerthums.

Daß in Wirklichkeit der ritterschaftliche Großbesitz mit seinen eigenthümlichen, nur geschichtlich zu erklärenden Begleiterscheinungen auch in großen Landstrichen westlich von der Elbe stark vertreten ist — man denke nur an weite Distrikte der Provinzen Sachsen, Hannover, Hessen und Westfalen, sowie an Braunschweig, Anhalt und Thüringen — während andererseits wiederum die östlichen Provinzen mannigfache wirth-

schaftliche, soziale und geschichtliche Unterschiede, ja Gegensätze aufzuweisen haben, das Alles thut dem Wortgebrauch keinen Abbruch, denn wer nimmt es da, wo es sich um politische Schlagworte handelt, mit derartigen Subtilitäten so genau, und schließlich bleibt ja trotz alledem doch der Osten das klassische Land des Großgrundbesitzes!

So ist es denn nachgerade dahin gekommen, daß in den Augen weiter Volkstheile, — vorab in Süddeutschland — der ganze landwirthschaftliche Osten wie eine große, gleichartige, zum Glück durch die Elbe vom gebildeten und fortschrittsfreudigen Deutschland geschiedene Sand- und Kiefernfläche erscheint, in der Preußen, Litthauer, Kassuben, Wenden, Polen, Schlesier und Niedersachsen einander das fragwürdige Glück des Daseins bestreiten, während ein brutales Herrenvolk die kümmerlichen Arbeits-Erträge der versklavten und verelendeten Bewohnerschaft an sich reißt und verprast.

Wer da meint, ich übertreibe, den werden meine weiteren Ausführungen eines Besseren belehren und darüber aufklären, daß nicht nur in Süd- und Westdeutschland solche Ansichten vertreten sind!

Aber freilich, es giebt ja auch draußen im Reiche kritische und feinere Naturen, die sich persönlich von den preussischen Zuständen überzeugen wollen; was Wunder daher, wenn sich hier und da ein wißbegieriger Wanderer aufmacht, um ein eigenes Urtheil darüber zu gewinnen, wie es sich denn in Wirklichkeit mit jenem vielberüchtigten „Ostelbien“ verhalte, und ob die über das dortige brutale Herrenvolk verbreiteten Sagen und Legenden wahr seien oder nicht?

Von den Erlebnissen und Wahrnehmungen einer solchen Wandererschaft handelt nun der gedachte Göhre'sche Artikel in der „Wahrheit“, der — natürlich seines romantischen Zaubers gründlich entkleidet — in zahlreichen Zeitungen Aufnahme gefunden und berechtigtes Aufsehen erregt hat.

Es sei mir zunächst gestattet, seinen wesentlichsten Inhalt wiederzugeben.

Herr Göhre, damals wohl noch Pastor in Frankfurt a. O., begleitet seinen süddeutschen Freund auf dessen Wanderungen durch die Mark und sieht sich mit ihm Land und Leute an.

In warmen, fatten Farben schildert nun Göhre zunächst den Charakter der märkischen Landschaft und wird ihren Reizen und Schönheiten, wie ihren profanen Eigenthümlichkeiten nach jeder Richtung hin gerecht. Die Kunst, mit wenigen Strichen anschaulich zu skizziren, kommt ihm, wie in jeder seiner Schriften, so auch hier zu statten. — Die von wallenden Morgennebeln überhauchten Wiesen und Weiher treten uns eben so malerisch entgegen, wie die von der Abendsonne in kupferfarbiges Gold getauchten Kieferstämme mit ihren blaugrünen Baumkronen und die in düstere Wälder eingebetteten Landseen — die melancholischen Augen der märkischen Landschafts-Physiognomie. Aber wir folgen den wandernden Freunden auch

durch weite, schattenlose Roggenfelder, wo die Halme bisweilen so einsam stehen, daß man sie zählen zu können meint, und begleiten sie auf meist baumlosen Wegen zu den Ansiedelungen der Menschen, weil erst diese einer Landschaft das lebendige Gepräge geben und die Wanderung lohnend machen. So kommen wir denn an einförmigen Gutshöfen mit weitläufigen Stallungen und unschönen, einstöckigen Herrenhäusern vorüber, werfen einen Blick auf das Duzend armseliger Arbeiterkathen, die sich, wie Küchlein um ihre Henne, gehorsam und willenlos um das Gehöft legen, durchschreiten hier und dort ein etwas behäbiger aussehendes Bauerndorf mit der kleinen, alten Kirche aus rothem Backstein, und lernen so nachgerade auch die Leute des Landes kennen, ihre stille, ernste, harte Arbeit, ihre Zähigkeit und eiserne Willenskraft, ihre Genügsamkeit und Bereitschaft, immer zu arbeiten, sich zu mühen und zu gehorchen, ihre starke, starre Liebe zu diesem sandigen Land. Und so verstehen wir auch einigermaßen das Geheimniß der unaufhaltsam wachsenden Macht der Hohenzollern.

Aber Göhre führt seinen Freund aus diesem Lande des Sandes und der Kiefern auch in eine bessere, fruchtbarere Gegend, nämlich nach dem Oderbruch, jenem reichen Landdreieck an der Oder, nördlich von Frankfurt zwischen Lebus, Rüstzin und Freienwalde.

Welcher plötzliche Wechsel der Szenerie aus der Höhenregion in dieses Land des fetten Humusbodens, der mit Obstbäumen bepflanzten Chaussees, des wogenden Aehrenmeeres und der saftigen Alee- und Rübenfelder! Und mitten darin behagliche, volkreiche Dörfer, mächtige Gutshöfe, Domänen mit hochragenden Fabrikschlotten — kurz, eine aus Sumpf und Morast durch königliches Genie in sechs arbeitsvollen Jahren geschaffene Kornkammer, die noch heute wie vor hundert Jahren reiche Ernteüberschüsse an das Land abgibt.

Aber nicht nur Bauerndörfer und Kolonistenstellen schuf Friedrich der Große, sondern er reservirte auch dem Staate einen ausgedehnten Dominialbesitz, und auf eins dieser Staatsgüter führt Pastor Göhre seinen Freund, um ihm auch die Verhältnisse eines gedeihlichen östlichen Großbetriebs zu zeigen und so das wirtschaftliche Bild Ostelbiens zu vervollständigen.

Es ist mir ganz verständlich, wie eine konservative Berliner Zeitung darin schon an sich etwas Ungehöriges finden und von einem unberechtigten Einschleichen in fremdes Gebiet reden kann. Daß es junge Leute giebt, die für solche Dinge Interesse haben und die sich nicht nach Art moderner Sommerfrischler damit begnügen, weite Landstrecken zu durchfliegen, um dann Rast in einer romantischen Gegend zu nehmen, ohne mit deren Bewohnern auch nur in die flüchtigste Berührung zu kommen, das ist Gottlob ein hocherfreuliches Symptom praktisch-sozialer Gesinnung bei unserer Jugend, die wir mit Freuden begrüßen müssen. Was man von Land und Leuten lernen kann, das hat uns ja mein alter Lehrer W. S. Kiehl so einleuchtend gezeigt, daß es keines Beweises mehr bedarf. Ueberdies aber hat sich ja Göhre,

wie aus seiner Erzählung hervorgeht, ganz vorschrittmäßig an den Hof-auffeher gewandt, der sich ihm dann freiwillig zum Führer anbot, und ihm wie seinem Begleiter nicht nur die stolze, kraftstrotzende und behäbige Gutswirtheft, sondern auch die Wohnungen der Inftleute und Tage-löhner zeigte.

Der Anblick, der sich den Wanderern dabei bot, war freilich in mehr-facher Hinficht ein unerfreulicher. Die Domäne, eine mit Zuckerrabrik und Brennerei verbundene Großwirtheft, war durch den herrschenden Ar-beitermangel gleich zahllofen anderen Wirtheften genöthigt gewesen, für den Sommer fremde Arbeitskräfte — sogen. Sachfengänger — einzustellen, deren Heimath an der Brandenburgifch-Pofenfchen Grenze in noch deutlicher Gegend lag. Die Leute — ihre Zahl nennt Göhre nicht — waren in einem abfeits von der Gutswirtheft liegenden, ehemaligen Bauernhaufe einquartiert. Zwei große, fenfterreiche Räume dienten zur Unterkunft an Regentagen und zur Unterbringung der mitgebrachten hölzernen Truhen, die mit zwei blechernen Deckenlampen das einzige Mobiliar des Hauptraums bildeten. Keine Gardine, kein Tiſch, kein Stuhl, geſchweige denn ein Sopha war darin zu finden, nur ſauber gehaltene Dielen und ein ſchmales, an den Seiten hinlaufendes Wandbrett, auf das die Fremdlinge ihre mitgebrachten Armseligkeiten, eine Taſſe, einen kleinen Spiegel, eine Photographie und dergleichen geſtellt hatten, machten den Anblick des großen Wohnraums einigermaßen erträglich. — Weniger gut ſah es ſchon in der zweiten, halbgroßen Nebentube aus. Sie war angefüllt mit Kleider-Bündeln, Kar-toffelfäcken, Arbeitsgeräthen und bildete zugleich Vorrathsraum und Garde-robe der Leute, war aber doch immer noch komfortabel zu nennen im Vergleich zu den Schlafräumen, von denen Göhre eine ſehr draſtiſche Schilderung entwirft.

Sie beſtanden aus drei, unmittelbar unter dem ſchrägen, unverſchalten Dache belegenen, drückend heißen Räumen, deren kleinſter 4 Ehepaaren zum gemeinſchaftlichen (!) Schlafräume diente, während in den beiden an-deren, hinter einander gelegenen und nur einen gemeinſchaftlichen Ausgang beſitzenden die liebe Jugend untergebracht war: im Vorderraume die Burſchen und im hinteren, unverſchließbaren die Mädchen! — Bettſtellen gab es nicht; das Nachtlager beſtand aus je einem Strohfack, leinenem Lafen, Kopfkiffen und Oberbett. Einen eignen Zugang hatte der Mädchenraum nicht; jedes Mädchen, das zu Bett gehen oder zur Nachtzeit ja einmal den Schlafräum verlaſſen wollte, mußte den Männer-Raum paſſiren, ja, bei der Engigkeit der Kabuſe ſaß über einzelne der Burſchenbetten hinweg-ſteigen! — —

Der Reſt iſt Schweigen!

Verlaſſen wir dieſe unheimliche Stätte nächſtlichen Glends und ſehen wir uns zum Schluß noch flüchtig in den Wohnungen der ſchäbſten Ar-beiter und Tagelöhner um. Auch hier findet Göhre Vieles zu tadeln; die

Räume sind ihm zu klein, niedrig und eng; er vermißt eine brauchbare Küche, findet das Nebengemach unordentlich und mit Gerümpel überladen, dazu dumpf und muffig in Folge der Gewohnheit der Arbeiter, unter demselben eine Art von Vorrathskeller anzulegen. Kein Zweifel, daß die Wohnungen der Arbeiter dem sonst so freundlichen, ja stolzen und reichen Bilde des Gutshofes nicht entsprechen, und darum auch kein Wunder, daß Göhre die Leute selbst schmutzig, mißgelaunt, wortkarg und scheu findet. Verstimmt verabschiedet er sich von ihnen und hat die Lust am Weiterwandern verloren. —

Ich habe die Schilderungen Göhres leidenschaftslos wiedergegeben und ohne Zwischenbemerkungen auf meine Leser wirken lassen. Es würde daher nunmehr meine Aufgabe sein, die Schlüsse zu beleuchten, die Göhre aus dem Wahrgenommenen ziehen zu müssen glaubt, wenn ich mir nicht sagen müßte, daß meine Leser ein Interesse daran haben werden, zuvor von mir auf Pflicht und Gewissen zu erfahren, ob ich die vorstehenden Schilderungen für richtig beobachtet erachte und ob ich ihnen einen typischen Charakter beimesse. —

Darauf habe ich in aller Offenheit zu antworten, daß ich Göhres Beobachtungsgabe und Wahrheitsliebe gut genug kenne, um von der Richtigkeit seiner Darstellungen und Angaben hinreichend überzeugt zu sein. Göhre weiß, wie seine früheren Schriften beweisen, auch da scharf und richtig zu sehen, wo sein Blick nicht tendenzfrei ist, wo er vielmehr, wie im vorliegenden Falle, mit bereits fertigen Ansichten und Urtheilen an die zu schildernden Objekte herantritt. — Was etwa gegen die Richtigkeit der Darstellung bedenklich machen könnte, z. B. die Anwendung des in Preußen nicht üblichen Titels „Domänenrath“ und die Erwähnung einiger mir unbekannter Gewohnheiten der Sachsenländer und Arbeiter wiegt jedenfalls gegenüber der Unmittelbarkeit und Frische der Schilderung, die offenbar Selbsterlebtes und Selbstbeobachtetes zur Darstellung bringt und die jedem mit dem Landleben Vertrauten ähnliche Eindrücke in die Erinnerung rufen wird. Ich zweifle daher gar nicht, daß die Beherbergung der Wanderarbeiter auf besagter Domäne so oder ähnlich gewesen sein mag, wie sie Göhre schildert und bin auch überzeugt, daß es in den Häusern und Hütten der Instleute und jetzhaften Arbeiter ungefähr so ausgesehen haben mag, wie er sagt. — Keineswegs will ich das Alles auch irgendwie beschönigen oder als genügend hinstellen, will vielmehr schon an dieser Stelle — freilich nicht ohne Selbstanklage über manches früher in der eigenen Wirthschaft Versäumte — mit allem Freimuth bekennen, daß mich die Göhresche Schilderung mit tiefer Kummerniß erfüllt hat.

Dennoch bedarf sie nach mehreren Seiten hin einer Ergänzung.

Zunächst nämlich würde es durchaus irrig sein, wenn man annehmen wollte, der ländliche Arbeiter links der Elbe wohne im Allgemeinen besser und behaglicher, als der in der Mark, in Mecklenburg und anderen öst-

lichen Gegenden deutscher Zunge. Die ländlichen Wohnungsverhältnisse lassen fast überall, selbst bis in die kleinbäuerlichen Kreise hinein, sehr viel zu wünschen übrig, und wo es sich um kinderreiche Familien handelt, geht es aller Orten in den meisten Fällen knapp genug zu. Als einigermaßen mildernd ist es dabei höchstens anzusehen, daß der ländliche Arbeiter fast aller Orten einen kleinen Hausgarten, häufig auch eine Art von Hofraum bei seinem Hause hat und daß er sich des nicht gering zu veranschlagenden Vortheils erfreut, seine Hütte nicht mit Nachbarn theilen zu müssen, sondern mit seiner Familie allein zu bewohnen! —

Da freilich, wo das nicht der Fall ist, vornehmlich also da, wo das Scharwerkerthum in Uebung steht und die Familie ihre paar Räume noch mit einem oder zwei Hofgängern, zu deren Unterbringung sie verpflichtet ist, theilen muß — da herrscht meistens wirkliche Wohnungsnoth im vollen und wahren Sinne. —

Wie es in derartigen Hütten aussieht, welche sittlichen Gefahren damit verbunden sind und wie sehr eine Besserung der Verhältnisse vor Allem dort zu wünschen ist, darüber besteht, im Grunde genommen, keine Meinungsverschiedenheit unter den Sachkennern. Man lese darüber nach, was man wolle, man wird in der ganzen Literatur keinen Berichtersteller finden, der sich zu einem Vertheidiger oder gar Lobredner derartiger Wohnungsverhältnisse gemacht hätte. — Ein sicherlich unverdächtiger Zeuge, der konservative Freiherr von der Holz, sagt darüber: „Die Wohnungen der Gutstapelöhner sind nur ausnahmsweise so eingerichtet, daß darin ein gemietheter, nicht zur Familie gehöriger Diensthote ein angemessenes Unterkommen, namentlich eine angemessene Schlafstelle findet. Die Nothwendigkeit, einen (oder gar zwei! D. B.) Scharwerker zu halten, macht das Familienleben der Gutstapelöhner ungemüthlich, legt ihnen große materielle Opfer auf und leistet der Unsittlichkeit Vorschub. Die starke Aus- und Abwanderung der Zustleute hat zum Theil ihren Grund darin, daß diese den Zwang zur Haltung von Scharwerkern als einen unerträglichen empfinden.“ — Und ein anderer genauer Kenner dieser Zustände sagt ergänzend: „Es wäre nichts gerechtfertigter als ein Gesetz, das die Haltung von Hofgängern verböte, sobald nicht mindestens eine Stube und zwei Kammern als Schlafräume vorhanden sind.“ —

Derartigen trüben und unerfreulichen Zuständen gegenüber hat es Gott sei Dank etwas Beruhigendes, wenn man wahrnimmt, daß sie mehr und mehr als Nachtseiten des ländlichen Lebens erkannt werden und daß der Ruf nach Besserung und Abhülfe immer lauter wird. Daß dies thatsächlich der Fall ist, daß die ländliche Wohnungsfrage in denkenden Kreisen immer mehr Beachtung findet und daß auch in dieser Hinsicht die Zeit des *laissez-aller* nachgerade besserer Einsicht weicht, darüber könnten Herr Göhre die Verhandlungen des deutschen Landwirthschaftsraaths und die Jahresberichte der landwirthschaftlichen Centralvereine in recht erfreulicher

Weise aufklären. So hat sich bereits 1891 in Posen ein Verein von ländlichen und städtischen Arbeitgebern gebildet, der sich u. A. auch die Einwirkung auf die zweckmäßige Einrichtung der Arbeiterberufswohnungen zur Aufgabe gemacht hat, und in einem Jahresberichte der Provinz Sachsen aus den letzten Jahren heißt es: „Ohne Zweifel sind unter den für die Wohlfahrt der ländlichen Arbeiter in Betracht kommenden Bestrebungen diejenigen, welche sich auf die Verbesserung der Wohnungen beziehen, in wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und sittlicher Hinsicht von ganz besonderer Bedeutung.“ Der Kreisverein Hörter — übrigens recht weit im Westen der Elbe gelegen — bekennt ganz offen (1889): „Ein Uebelstand sind die traurigen Wohnungsverhältnisse vieler Landarbeiter. Es sollte in jedem Dorf auf Staatskosten das Muster eines Arbeiterwohnhauses errichtet werden . . . Die Liebe zur Heimath wird durch eine gute Wohnung gestärkt und erhalten.“ — Ebenso heißt es in einem früheren Jahresberichte des Kreises Merzig: „Auf bessere Wohnungen mit Gartenstückchen, welche ein Hauptbedürfnis sind, nebst dem Erwerb von einigen Grundstücken und einer Kuh . . . müßte vor Allem hingewirkt werden, damit ein solides Fundament für die Familie zur gesicherten Existenz bei den verschiedenen Wechselfällen geschaffen würde“ u. f. w. u. f. w.

Ich könnte die Verweise dafür, daß man in landwirthschaftlichen Kreisen das Uebel mehr und mehr als solches anerkennt, beliebig vermehren, aber ich kann meinen Lesern noch mehr bieten, ich kann ihnen die Versicherung geben, daß auf diesem Gebiet in den letzten Jahrzehnten zur Rechten und Linken der Elbe auch bereits manches Erfreuliche geschehen und zur That geworden ist. Will sich Herr Göhre davon persönlich überzeugen, so möchte ich ihn bitten, zur Vervollständigung seiner Kenntnisse gelegentlich doch noch einige andere ostelbische Domänen — ich nenne aufs Gerathewohl Alt-Landsberg — aufzusuchen, um sich davon zu überzeugen, wie die dortigen Arbeiter wohnen, und um dann den Befund mit den Arbeiterwohnungen Berlins oder anderer großer Fabrikstädte unparteiisch zu vergleichen. —

Aber nicht nur auf königlichen Domänen, sondern auch auf vielen Rittergütern sind die Wohnungsverhältnisse mit der Zeit wesentlich besser geworden, wie ich dies aus eigener persönlicher Wahrnehmung bezeugen kann und wie es auch von der Holz in seinem Buche: „Die Landarbeiterfrage im nordöstlichen Deutschland“ mit den Worten bestätigt: „Betreffs der Gutstagerlöhner ist hervorzuheben, daß die für sie im letzten Menschenalter neu gebauten oder an Stelle von alten errichteten Wohnungen im Durchschnitt sowohl geräumiger, wie gegen Wind und Wetter mehr geschützt sind, als es bei den anfänglich für sie hergestellten der Fall war.“

Die Entwicklung dieser Verhältnisse ist ihrer Natur nach eine langsame und wird zur Zeit durch die langandauernde landwirthschaftliche Krisis ungünstig beeinflusst. Und zwar ist das diesseits wie jenseits

der Elbe der Fall, wie ich denn überhaupt nochmals wiederholen will, daß man mangelhafte Arbeiterwohnungen keineswegs als eine spezifische Eigenthümlichkeit der östlichen Provinzen ansehen darf. — Ebenso wenig aber des platten Landes überhaupt! Es ist thatsächlich ein Pharisäismus der schlimmsten Art, wenn sich plötzlich in Folge des Göhrlichen Aufjages liberale Blätter dieser Dinge bemächtigen und mit einer Art von Gewissenserleichterung ausrufen: „Wohl uns, daß solche Zustände nicht bei uns in den Städten herrschen!“ — Quos ego! möchte ich diesen Herren Bourgeois zurufen; denn nicht um Haaresbreite sind die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter in den großen Städten besser als auf dem Lande, und den durch das Hofgängerthum verschärften Uebelständen steht mehr als ebenbürtig das Schlafstellen-Wesen in den Großstädten gegenüber! Fürwahr, wenn bei der Wahl des Berufs und Aufenthaltsortes allein die Wohnung das Entscheidende wäre, so meine ich, daß noch immer gar Mancher mit seiner Familie eine alte ländliche Kathe mit Gemüsegarten, Ruh und Kartoffel-land einer großstädtischen Hofwohnung im dritten oder vierten Stock schmuziger Miethskasernen vorziehen würde. —

In der That, hier giebt es für Stadt und Land nichts zu beschönigen und zu vertheidigen; vielmehr gilt es, rüftig die Hand anzulegen und zu bessern — dießseits und jenseits der Elbe! Treibt dazu nicht Humanität und Bruderverliebe, so wird es der soziale Gedanke thun; ist auch dieser nicht mächtig genug, so wird das eigene, wohlervogene Interesse der ländlichen Arbeitgeber und die wachsende Arbeiternoth dazu führen, es den Arbeitern heimlicher und wohliger zu machen in Haus und Umgebung, als bisher.

So gewiß wir dahin streben wollen und müssen, wieder bessere und mehr geordnete ländliche Arbeiter- und Betriebsverhältnisse zu bekommen, so gewiß werden wir dieses Ziel verfehlen, wenn wir es nicht verstehen werden, unsere ländlichen Arbeiter wieder irgendwie organisch für den Gang und das Gedeihen des Betriebes zu interessiren und durch Darbietung gesunder Wohnungen mit Gärten und Feld wieder an das Land zu fesseln. Nur dadurch vermögen wir sie jener sich schon jetzt vielfach anbahnenden Stimmung zu entreißen, die man vielleicht nicht bewußte Unzufriedenheit, aber doch freudlose Indolenz nennen darf und die schließlich mit Nothwendigkeit dazu führen müßte, daß alle einigermaßen lebensfrohen, wagemuthigen jungen Leute einer Heimath den Rücken kehren würden, die ihnen das Familienleben verbittert und jede äußere und innere Empfindung häuslichen Behagens versagt.

Was hier von den Wohnungen der Gutstagselöhner und Instleute gesagt ist, gilt natürlich in sinngemäßer Weise auch von den Unterkunfts- und Schlafstätten der sogenannten Sachsgänger und Wanderarbeiter. Dabei ist freilich zu erwägen, daß die häufige und umfangreiche Inanspruchnahme von Wanderarbeitern doch eigentlich nichts weiter als ein beklagenswerther Nothbehelf ist und daß eine verständnißlose, allzu gut-

herzige Förderung dieser Arbeitsform weder im sozialen noch im politischen und nationalen Interesse liegt. Auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, sage ich daher frei heraus, daß es nicht gut sein würde, wenn diese Sachhengänger, die um des nackten Strebens nach baarem Geldgewinne willen Familie und Heimath Monate lang verlassen und den Teufel danach fragen, ob sie nicht durch ihre Bereitwilligkeit, jederzeit und überall vor den Riß zu treten, die geordneten Arbeitsverhältnisse zerstören, berechnigte Lohnansprüche hintertreiben und den Standard der sesshaften Bevölkerung herabdrücken, wenn — sage ich — diese Leute besser wohnen und haufen würden, als die Instleute, Tagelöhner und das Gesinde! Wenn irgendwo, so ist hier Sentimentalität am falschen Plage; vielmehr sind hier vorwiegend die Gebote der Hygiene, der Sittlichkeit und des unbedingten Bedürfnisses zu berücksichtigen. Wird man diesen gerecht, so darf man überdies sicher sein, daß die Leute mindestens ebenso reinlich, geräumig und behaglich gebettet sind, als daheim!

Was Göhre freilich von den Schlafräumen auf der Oberbruch-Domäne erzählt, ist so abschreckend und geht so sehr wider das Christengefühl, daß man unwillkürlich fragen möchte: ist denn, wenn der Herr Amtsrath dazu keine Zeit hat, keine Gutsherrin, keine Wirthschafterin, kein Inspektor, kein Seelforger und kein Landrath, ja schlimmiten Falles kein Gensdarm da, der sich um solche Dinge bekümmert?

Zum Glück kann ich übrigens auch hier aus guter Kenntniß der Verhältnisse heraus Herrn Göhre versichern, daß die von ihm geschilderten Zustände wenigstens in ihrem schimpflichsten Theile nicht, oder doch nicht mehr typisch sind. Die Aufsichtsbehörden fordern bereits seit Jahren allerorten eine strenge Trennung der Geschlechter während der Nachtzeit, so daß ich bis auf bessere Belehrung hin einwäilen glauben muß, daß die von Göhre beobachtete Zusammenpferchung von vier Ehepaaren in einer Kammer nur auf Grund sträflicher Umgehung der darüber erlassenen Polizeiverordnungen möglich gewesen ist.

Aber auch daß jeder Schlafraum einen besonderen, verschließbaren Ausgang ins Freie oder zur Treppe haben muß, wird die Aufsichtsbehörde fordern dürfen, und darf sie es noch nicht, so wird es Zeit, eine bezügliche Polizeiverordnung zu erlassen, zu der vielleicht Göhres Ausruf die Veranlassung bietet. —

Nun aber zur Hauptsache! Nehmen wir an, Göhre habe im Wesentlichen richtig geschildert und auch seine Sekundanten in der „Zeit“ hätten Recht, wenn sie das von ihm Gesehene und Dargestellte kurzweg als typisch bezeichnen, was ich, wie gesagt, nicht ohne Einschränkung kann. Was ist dann aus dem Allen zu lernen und was ist zur Hebung der unbestreitbaren Uebelsände im ländlichen Wohnungsverwesen zu thun?

Sicherlich das, daß die Frage zunächst mehr und mehr in den Vordergrund der Diskussion geschoben wird, daß die königlichen Domänen über-

all praktisch vorgehen und an die Spitze der Bewegung treten und daß der Herr Landwirthschaftsminister unverzüglich durch die Kreisphysiker und Kreisbaumeister die Wohnräume der ständigen Arbeiter und der Wanderarbeiter auf seinen Domänen prüfen läßt und dann das Weitere veranlaßt. Vielleicht könnte man auch weiter gehen und die Landwirthschaftskammern zu einem Gutachten auffordern, und vielleicht könnten gar die Provinzialkonsistorien ihren Kreissynoden — man erschrecke nicht — das Proponendum zur Berathung geben: „Entsprechen die ländlichen Arbeiterwohnungen des Synodalbezirks den Anforderungen der Sittlichkeit und eines christlichen Familienlebens?“ Das Alles und noch viel mehr wäre hierbei in Vorschlag zu bringen, etwa auch Genossenschaften zum Bau ländlicher Arbeiterwohnungen und andere praktische Dinge. Hätte das Göhre gethan, so würden wir darüber mit ihm reden können und würden ihm dankbar sein, den Stein ins Rollen gebracht zu haben.

Aber er fordert mehr und gelangt zu Schlüssen, die wir aus seinem eigenen Munde hören müssen.

„Wir grübelten“ — so sagt er gegen Schluß seines Aufsatzes — „wie diesen armen Menschen zu helfen wäre. Aber wir fanden keinen rechten Weg zu helfen. Die, welche die Ersten dazu wären, die „Herren“, wollen nicht oder können nicht. Und selber vermag sich das arme Volk erst recht nicht zu helfen.“ Er erörtert nun die verschiedenen Möglichkeiten der Hilfe. Aufklärung durch Lektüre oder durch Agitatoren — das Alles geht nicht an! „Es giebt“, so schließt er, nur eine Erlösung für dies arme Volk: Das ist die wirthschaftliche und politische Vernichtung ihrer „Herren“, dieses brutalen, ostelbischen Herrschervolkes, das solche Zustände verschuldet und duldet. Erst, wenn diese wirthschaftlich und politisch gebrochen sind, wird dieses arme, verflaute und verelendete Landvolk frei sein. Und wer an diesem Befreiungskampfe mit Theil nimmt, wird sich für Zeit und Ewigkeit einen Gotteslohn verdienen!“

— Soweit Thomas M — —, wollte jagen Paul Göhre! Man traue seinen Augen nicht, wenn man das liest. Ist denn das wirklich von Göhre geschrieben, oder ist es einem sozialistischen Flugblatte des deutschen Bauernkrieges nachgebildet? Ich beginne mich thatsächlich nicht, irgendwo ein aufreizenderes, die Vernichtung und Aushungerung eines großen politisch wie wirthschaftlich noch immer bedeutenden Standes schroffer forderndes Wort gelesen zu haben.

Noch niemals habe ich auch eine große und gute Sache von dem, der sie anregt und für sie eintritt, so diskreditirt gesehen wie in diesem Falle! Man denke nur! Göhre findet auf einer preussischen Domäne — also nicht einmal bei einem Gliede jenes brutalen Herrschervolkes — ungenügende Arbeiterwohnungen und eine höchst mangelhafte, jagen wir getrost unwürdige Beherbergung der Wanderarbeiter,

und daraus folgert er nicht nur ohne Weiteres die Nothwendigkeit einer Vernichtung des brutalen ostelbischen Herrschervolkes, das solche Zustände verschuldet und duldet, sondern er verheißt sogar Jedem, der an dieser Vernichtung Theil nimmt, einen Gotteslohn in diesem wie in jenem Leben! — — —

Wie würde sich wohl ausnehmen, wenn man diese Diatribe auf itädtische Verhältnisse umschreiben wollte? Etwa wie folgt: „Ich kam im Juli nach Berlin, um die Wohnungsverhältnisse zu studiren. Ich ging durch die lauschigen, baumbepflanzten, wohlbesprengten Straßen des Westens mit ihren blühenden Balkonen vor den kühlen und hohen Wohnräumen. Aber ich fand die Jalousien verschlossen — die Herrschaften waren in der Sommerfrische und die prächtigen Räume standen leer. Hinten aber in den kleinen, stickigen Höfen herrschte Leben — da hausten und schufteten — ein beliebtes Götterisches Wort — in engen, heißen und dunstigen Räumen vor klappernden Nähmaschinen die Frauen und Töchter der Arbeiter, und als es Abend wurde, als die Männer abgespant aus den Fabriken kamen, da brachten die Mütter in der Küche die Strohfläcke in Ordnung, weil das Wohnzimmer an Schlafgäste vermietet war, die mit beginnender Dunkelheit mürrisch und scheltend einrückten. — Ich grübelte nach, wie diesen armen Menschen zu helfen wäre, aber ich fand kein Mittel. Es giebt nur eine Erlösung für dieses arme Proletariervolk, das ist die wirtschaftliche und politische Vernichtung ihrer Herren, dieses brutalen, faulbrütigen Herrschervolkes, das solche Zustände verschuldet und duldet!“ —

Wäre das noch die Sprache eines sozialen Reformers oder eines demagogischen Revolutionärs? Diese Frage mag sich Herr Göhre selbst beantworten, für mich bedarf es des Weiteren nicht!

Daß Göhre den ausgedehnten Großgrundbesitz des Ostens für einen bedenklichen Faktor in unserem modernen Staatsleben hält, das ist Sache seiner politischen Ueberzeugung; daß er die wirtschaftlichen und sozialen Zustände des Ostens scharf kritisiert, ist sein unbestreitbares Recht; daß er die sogenannten ostelbischen Junker haßt — und ich glaube, daß er sie haßte, ehe er sie kannte — das ist eine Empfindung, die er mit vielen Liberalen der schärferen Schattirung theilt; daß er aber die preußischen Großwirthe ein „brutales ostelbisches Herrschervolk“ nennt, das um der Befreiung des elenden und versklavten Volkes willen „wirtschaftlich und politisch vernichtet“ werden müsse — das reißt in meinen Augen nach Form und Inhalt eine der wesentlichsten Schranken nieder, die ihn bisher von der Sozialdemokratie trennte und läßt zu meinem tiefen und schmerzlichen Bedauern für unser beiderseitiges praktisches Wirken auf sozialem Gebiet einen gemeinsamen Raum mehr übrig. —

Robbe.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Barth, Dr. Paul.** — Die Philosophie der Geschichte als Sociologie. 8°. (XVI 396 S.) 8 M. Leipzig 1897, O. R. Reisland.
- Braun, Dr. Heinrich.** — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. 10. Bd. 6. Heft. Berlin, Carl Heymann's Verlag.
- Doren, A.** — Entwicklung und Organisation der Florentiner Zünfte. 8°. (XI. 114 S.) 2,80 M. Leipzig, Duncker Humblot.
- Guntram Schutheiss.** — Der Kampf um das Deutschthum. München 1897, Lehmann.
- Handelskammer.** — Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für Unterfranken und Aschaffenburg. Würzburg 1897, Stahl.
- Kähler.** — Die Preussischen Kommunalanleihen mit besonderer Rücksicht auf eine Zentralisation des Kommunalkredits. Von Dr. Wilh. Kähler. Jena 1897, G. Fischer.
- Philippi, Adolf.** — Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen Nr. 1—5. Die Kunst der Renaissance in Italien. Zweites Buch: Die Frührenaissance. 8°. (312 S.) 3 M. Leipzig 1897, E. A. Seemann.
- Poultney-Figelow.** — History of the German struggle for liberty. London, Osgood, 1896 Mc. Ilvaine & Co.
- Savrazin, Prof. Jos.** — Frankreich. Seine Geschichte, Verfassung und staatliche Einrichtungen. 8°. (V. 348 S.) 5,50 M. Leipzig 1897, O. R. Reisland.
- Schmoller, G.** — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. XXI. Jahrg. 8°. (378 S.) 8,40 Mk. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Verlagskatalog der photographischen Union in München. London 1897, Wilh. Laks.
- Willing.** — Die Thaten des Kaisers Augustus, von ihm selbst erzählt. (Monumentum Ancyranum). Uebersetzt von L. Willing. Halle a. S. 1897, Hendel.

Zur Beachtung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 31, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W.
Magdeburger Strasse 27.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 31.
Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 81/82.

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.



Inhalt:

	Seite
Graf Paul v. Hoenßbroech, Berlin: Das kirchliche Bächerverbot	385
Dr. Arthur Drews, Priv.-Dozent der Philosophie an der technischen Hochschule in Karlsruhe: Die Aufgabe und Bedeutung der Metaphysik in unserer Zeit	396
Dr. Ferd. Jakob Schmidt, Berlin: Thomas Carlyle	413
Dr. Paul Rohrbach, Berlin: Aus Turan und Armenien. III	431
B. C.: Zur Flottenfrage	470
Dr. Paul Frauenstädt, Amtsgerichtsrath in Breslau: Vettel- und Bagabundenwesen in Schlesien vom 16. bis 18. Jahrhundert	488
Dr. Karl Camillo Schneider, Assistent am Zoolog. Institut der Univ. Wien: Bau und Entstehung der Korallenriffe	510
Paul Waldhede, Regierungsrath in Bromberg: Landeskulturbehörden	525

(Fortsetzung siehe Innenseite.)



Erscheint jeden Monat.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.



Berlin
Verlag von Georg Stilke
1897.

Notizen und Besprechungen.

Litterarisches. Dr. Paul Cauer, Gymnasialdirektor in Hensburg: Anton G. S. bach, Ueber Lesen und Bildung.

Geschichte. Dr. Alex. Cartellieri, Karlsruhe: Ottomar Lorenz, Die materialistische Geschichtsauffassung.

Medizin. Dr. Arthur Sperling, Berlin: Zur Abwehr.

Politik. Hans Delbrück: Wachsender Wohlstand.

Politische Korrespondenz.

v. S.: Konservative und Sozialdemokratie. — Robbe: Ecrasez l'infame!

Rud. Ibach Sohn

Barmen ⇨ ⇩ Köln a. Rh.

Geschäftsgründung 1794.

Flügel und Pianinos.

Stilgerechte Gehäuse.

Es giebt Absolut Keinen Kahlkopf Mehr.

Für Haar-Erhaltung

ist Lotion Cunibert bis jetzt das einzig zuverlässige Mittel. Garantie: kein Haarausfall —
Völliger Ersatz aller Oele und Pomaden — Verhinderung der lästigen Schuppenbildung —
Stärkung des Haares auf Lebenszeit — Stetige Weichheit und Geschmeidigkeit.

Probe-Zusendung gratis gegen 10-Pfg.-Marke.

General-Depôt **C. Schlechter**, Berlin, Charlottenstraße 38.

Telephon-Amt I, 2717.

KARLSBAD.

Seine weltberühmten Quellen und Quellen-Producte sind das beste und wirksamste

natürliche Heilmittel

gegen Krankheiten des Magens, der Leber, Milz, Nieren, der Harnorgane, der Prostata; gegen Diabetes mellitus (Zuckerruhr); Gallen-, Blasen- u. Nierenstein, Gicht, chron. Rheumatismus etc.

Die

Natürlichen Karlsbader

Mineralwässer, Sprudelsalz, kryst. u. pulverf.

für

Trinkkuren im Hause

sowie die Karlsbader

Sprudelpastillen, Sprudelseife, Sprudellauge und Sprudellaugensalz sind vorrätzig in allen Mineralwasser-Handlungen, Droguerien und Apotheken.

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad (Böhmen).

Verlag von Otto Janke, Berlin SW.

F. v. Zobeltitz,

Die Intriganten.

3 starke Bände. Preis 10 Mark.

Der Roman behandelt die merkwürdige Episode des Betrügers Clement unter Friedrich Wilhelm I. von Preussen und giebt einen *hochinteressanten Einblick in das höfische Intrigen- und Cliquenwesen* am Anfange des 18. Jahrhunderts.

Vaterl. Erzählungen und Romane:

<i>Alexis</i> , Hosen des Herrn v. Bredow	2,- M.
<i>Brachvogel</i> , Der Fels v. Erz	4,- "
—, Der deutsche Michael	4,- "
<i>Bredow</i> , W. v., Die beiden Rittmeister	2,- "
<i>Hesekiel</i> , L., Unterm Sparrenschild	2,- "
—, Deutsche Träumer	2,- "
<i>Ring</i> , M., Schützlinge d. grossen Kurfürsten	0,50 "
<i>Samarow</i> , Römerfahrt der Epigonen	2,- "
<i>Werder</i> , H., Der wilde Reutlingen	7,- "
—, Schwertklingen, 3 Bde.	12,- "

——— Zu beziehen durch jede Buchhandlung. ———

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen**. Seit zwölf Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Brochüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein.

Dr. Carbach & Cie.

*

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Abschied

und andere Novellen

von

Paul Robron.

18 Bog. eleg. ausgestattet M. 8.— eleg. geb. M. 4.—

Eine der *vornehmsten Erscheinungen* der *modernen Realistik*, die in allen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregt. Für jeden literarisch Gebildeten eine Lektüre von *hohem* Genuss.

Sonntagskind

Roman

von

Friedrich Spielhagen.

4. Aufl. Preis brosch. M. 8.—, eleg. geb. M. 4.—

Ausgabe in einem Bande.

Eine *wohlfelle Ausgabe* dieses berühmten Romanes, in welchem der Meister seine *poesiereiche* u. *reizvollste Frauengestalt* geschaffen hat, wird überall freudig begrüsst werden.

Wiesbaden.

Dr. Lehr'sche Kuranstalt Bad Nerothal

Sanatorium für Blut- und Nervenleiden,
Rheumatismus, Gicht etc., Erholungs-Bedürftige.

Dr. Schubert.

Manuscripte

wissenschaftlichen Inhalts

werden von einer angesehenen, rüh-
rigen Verlagsbuchhandlung zu über-
nehmen gesucht.

Offerten sub. A. 3623 durch Rudolf
Mosse, Leipzig.

Verlag von **GEORG STILKE,**
Berlin N.W. 7.

Märchenstrass für Kind und Haus

von **Paul Mohn.**

Quart-Format, 45 Illustrat. in Chromo-
lithographie mit Text, eleg. cart. M. 12.—



Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg-Victor-Quelle** und **Selenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- und Steinleiden, Magen- und Darmkatarrhen**, sowie Störungen der Blutmischung, als **Blutarmuth, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1896 883,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildungen Salz** ist ein künstliches, zum Theil unlösliches Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badelogirhause** und **Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspection der Wildunger Mineralquellen Actien-Gesellschaft.

Verlag von GEORG STILKE in BERLIN.

Kant hippus,

Gute alte deutsche Sprüche

für Schule und Haus.

Kl. 8^o. 11 Bogen eleg. brosch. Mf. 1,50.

do. do. eleg. gebd. „ 2,50.

Den Lesern der „Preussischen Jahrbücher“ ist diese Sammlung wohl bekannt, sie erschien im Juli-August-September-Oktober-Heft vergangenen Jahres.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: Möchte diese Auswahl vor allem der Schule willkommen sein! Ich denke dabei nicht sowohl an die Schüler, als an die Deutschlehrer zunächst, denen am Herzen liegt, wirkliches Deutsch zu lehren. Sie finden hier eine Art Volkskatechismus, eine durch und durch echte, von aller Absichtlichkeit freie Fabel, deren schlichte, leicht behaltbare Texte den Anlaß zu mannichfacher, nicht bloß sprachlicher Belehrung bieten, ein durch das Ansehen unserer Väter geheiligtes Grundbuch deutscher Sitte und Besinnung, nur — davor bewahre uns Gott! — kein „System ethischer Kultur.“



Salzmarkt

Seit 1601
medizinisch bekannt.

Salzbrunner Oberbrunnen



Seit 1601
medizinisch bekannt.

Aerzlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei Magen- u. Darmkatarrh, bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden, Gicht u. Diabetes. Niederlagen in allen Mineralwasserhandlungen u. Apotheken.

Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzburg

Anton Schreiber

Echt nur, wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt.



Natürlicher Biliner Sauerbrunn!

Schutzmarke.



Hervorragender
Repräsentant der
alkalischen (Natron)
Quellen

Korkbrand.



wird bei gichtischen Ab-
lagerungen, Magen-, Nieren- und Blasenleiden, speciell auch
bei Diabetes von Aerzten aller Kulturländer vielfach ver-
ordnet. Besonders als prophylaktisches Mittel gegen alle das
Verdaunungssystem, die Nieren, Galle- und Blasenfunktionen
störenden Einflüsse zu empfehlen.

Wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk, auch mit Wein etc.
gemischt zu nehmen.

In Flaschen circa 1200 gr.	circa 750 gr.	circa 375 gr. enthaltend
bei 1 Flasch. zu 70 Pf.,	zu 50 Pf.,	zu 40 Pf.
„ 10 „ „ 65 „	„ 45 „	„ 35 „
„ 50 „ „ 60 „	„ 42 „	„ 32 „

in unseren Hauptniederlagen in Berlin bei Herren:

Johs. Gerold, J. F. Heyl & Co., Dr. M. Lehmann,
W., Unt. d. Linden 24 W., Charlottenstr. 66 C., Heiligegeiststr. 43/44

und in allen Apotheken und Drogerien erhältlich. — Leere
Flaschen werden à 2 $\frac{1}{2}$ Pf. pro Stück zurückgenommen.

Die aus dem **Biliner Sauerbrunn** gewonnenen

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht
und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen, wirken überraschend bei
Verdaunungsstörungen im kindlichen Organismus und sind bei Atonie des
Magens- und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzu-
empfehlen.

Depots in allen Mineralwasser-Handlungen, in den Apotheken und
Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

GUSTAV FISCHER, Verlagsbuchhandlung in JENA.

Soeben erschienen:

Gottl., Dr. Friedrich, Der Wertgedanke, ein verhülltes Dogma der Nationalökonomie. Kritische Studien zur Selbstbesinnung des Forschens im Bereiche der sogenannten Wertlehre. Preis: 2,— Mk.

Heiligenstadt, Dr. Carl, Die preussische Central-Genossenschafts-Kasse. Preis: brosch. 1,60 Mk., geb. 2,25 Mk.

Verlag von GEORG STILKE, Berlin N.W. 7.

Die Finanzen Russlands

von

Ferdinand Moos.

Gr. 8^o. 10 Bogen elegant brochirt Mk. 4.—.

Nicht um eine Vermehrung der zahlreichen Schriften, welche die kritische Beleuchtung der russischen Finanzen zur Aufgabe haben, handelt es sich, sondern dem **Bankier, dem Nationalökonom und Kapitalisten** wird hier ein **Handbuch, ein unentbehrliches Hilfsbuch** geboten, aus dem er sich ein selbstständiges Urtheil über die finanzielle Lage Russlands bilden kann.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Optisch-oculistische Anstalt

von Josef Rodenstock, H. S. M. Hoflieferant.

Leipzigerstrasse 101-102, Berlin, Ecke der Friedrichstrasse.

Special-Institut für wissenschaftliche Untersuchung der Augen und Zuthellung richtig pass. Augengläser (Brillen, Pincenez, Lorgnetten etc.) mit **Rodenstock's Diaphragmagläsern.**

Eigene Anfertigung

von Fassungen, der Gesichts- und Kopfform entsprechend, **ohne Preiserhöhung!**

Die Untersuchung der Augen geschieht **kostenfrei!** dergleichen werden versandt reichl. illustrierte Preislisten über: Feldstecher, Theatergläser, Fernrohre, Barometer und Thermometer etc. etc. Speciell empfehlen als vorzügliches Reise- und Theaterglas: **Doppelfeldstecher No. 234, complet mit Etui und Riemen zum Umhängen Mk. 12.50.**



ohne

mit

Zum Schutze der Augen und Kopfnerven.

bei Lichtarbeit unentbehrlich ist Optiker **Wolff's hygienischer Patent-Lampenschirm (D. R. P.) „Augenschutz“.** Derselbe verhindert die schädliche Belästigung durch Lampenhitze und giebt für die Augen das angenehmste und beste Sehen.

Stück je nach Grösse Mk. 1.—, 1,25 und 1,50, für kleine, mittlere und grosse Lampen passend.

== **Viele Anerkennungen!** ==

Ein Naturschatz
von Weltruf.

Saxlehner's
Bitterwasser
„Hunyadi János“.

„Das beste Abführmittel“.

Zuverlässig und angenehm.

Von der ärztlichen Welt
mit Vorliebe und in mehr als
1000 Gutachten empfohlen.

Man wolle beachten, dass jede Etiquette die Firma trägt:

„**Andreas Saxlehner**“

Käuflich in allen Mineralwasserhandlungen und Apotheken.

“APENTA”

DAS BESTE OFENER BITTER-WASSER

Gefüllt an den Quellen bei Ofen.

UNTER HOHER WISSENSCHAFTLICHER CONTROLLE.

„Ein stärkeres und günstiger zusammengesetztes natürliches Bitterwasser ist uns nicht bekannt.“

PROF. DR. LEO LIEBERMANN,
Königlicher Rath, Director der Kon. Ung.
chemischen Reichsanstalt, Budapest.

„Dieses Wasser ist zu den besten Bitterwässern zu rechnen und ist auch als eins der stärksten zu bezeichnen.“

GEH. RATH PROF. O. LIEBREICH, Berlin.
„Therapeutische Monatshefte,“ Juni, 1896.

„Ein in seiner Zusammensetzung constantes Wasser. Das Uebermass von schwefelsaurem Magnesium, das Vorhandensein von Eisen in organischer Verbindung, wie das von Lithium und Doppelkohlensäurem Natrium, die Spuren von Brom, Bor, Fluor und Thallium sind alles Vorzüge, welche die Beachtung dieses Bitterwassers von dem Therapeutiker fordern und es dem practisirenden Arzt empfehlen.“

Paris, den 4ten December, 1896.

DR. G. POUCHET,
Professor der Pharmacologie an der Medicinischen Facultät zu Paris.

“APENTA”

DAS BESTE OFENER BITTER-WASSER

„Apenta ist angenehm im Geschmack, kann unbeschadet genommen werden und ist ein ausnahmsweise wirksames Abführmittel.“

BRITISH MEDICAL JOURNAL.

Berücksichtigend die bekannte Natur der ungarischen Bitterwasser-Quellen, ist es der medicinischen Facultät offenbar von Wichtigkeit in autoritativer Weise versichert zu sein, dass die Exploitrung der obigen Quellen in einer für therapeutische Zwecke zuverlässigen Weise geschieht, und nicht nur vom commerciellen Standpunkt aus gehandhabt wird. Aus diesem Grunde stehen die obigen Quellen und ihr Betrieb unter hoher wissenschaftlicher und hygienischer Aufsicht und Controlle.

Käuflich bei allen Apothekern und Mineralwasser-Händlern.

J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 91/92.

Preussische Jahrbücher.

12752

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Neunzigster Band.

Oktober bis Dezember 1897.



Berlin

Verlag von Georg Stilke.

1897.

Inhaltsverzeichnis

des

90. Bandes der „Preussischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
A. D., Besprechung von M. Schubart, Goethes Königsleutenant	520
v. d. Brüggen, Ernst, Besprechung von R. Waliszewski, Pierre le Grand	335
Bücher, Karl, Der wirthschaftliche Urzustand	213
Conrad, Hermann, Heinrich v. Kleists „Familie Ohonorez“	242
C. D., Besprechung von U. C. Wörner, Gerhart Hauptmann	331
Delbrück, Hans, Deutschland und der Ultramontanismus	34
— „— Constantin Köhler	189
— „— Antwort s. Hoensbroech	358
— „— Lamprechts Deutsche Geschichte	521
Drehler, Max, Das verlorene Paradies	377
Ein rheinischer Industrieller, Erwiderung s. Pohle	168
Fürst, Wivius, Vom Herzen	87
Gothein, Eberhard, Jakob Burckhardt	1
Harnack, Otto, Besprechung von A. Schmarjow, Barock u. Koloko	333
Heinrich, Georg, Zur Geschichte der Psyche	390
Heubach, Alfred, Sören Kierkegaard	50
Hoensbroech, Graf Paul, Deutschland und der Ultramontanismus	346
H. C., Besprechung von Eduard Engel, William Shakespeare	149
Kestle, E., Luther und die Vulgata	518
Keumann, Carl, Besprechung von A. Baffermann, Dantes Spuren in Italien	144
Kobbe, Die Sombatische Petition zum Rentengüter-Gesetz	156
K. K., Getreideterminhandel	523
Pannonicus, Rationale Verwaltungspolitik	133
Pohle, L., Zur Frage der wirthschaftlichen Kartelle	160
P., Der Vollzug von Freiheitsstrafen	532
Rathgen, Carl, Besprechung von B. Obrutschew, Aus China	151
— „— Besprechung von Joh. Fr. v. Siebold, Nippon	151
— „— Besprechung von L. Lönholm, Japans moderne Zivilisation	153
— „— Besprechung von Adolf Fischer, Bilder aus Japan	154
Rohrbach, Paul, Aus Luran und Armenien IV, V, VI (Schluß) 101, 280, 437	
Sandoß, Franz, (Xanthippus), D. Martin Luther und der heutige Sarrazinismus	319
— „— Vorläufige Antwort s. Sarrazin	517
— „— Replik s. Kestle	519
Sarrazin, Otto, D. Martin Luther und der heutige Sarrazinismus	505

	Seite
Schneider, R., Besprechung von F. C. Schwarz, Vierhundert Jahre deutscher Zivilgesetzgebung	539
Sombart, Berechnung der Rentenbankrente	345
Whitman, Sidney, Trunksucht ein Symptom	418
Wito, Reinhold Lepsius	524
Wagener, A., Das Begnadigungsrecht des preussischen Königs	311
Wardde, Paul, Emanuel Geibel in seinen Beziehungen zu Berlin und zum deutschen Kaiserhause	486

Besprochene Werke.

Bassermann, A., Dantes Spuren in Italien	144
Daghabaschean, S., Die Gründung des Bagratidenreichs	124
Dorner, A. und Schrempf, Chr., Sören Kierkegaards Angriff auf die Christenheit	50
Engel, Eduard, William Shakespeare	149
Fischer, Adolf, Bilder aus Japan	154
Gaederz, Th., Emanuel Geibel	486
Hoensbroech, Graf Paul, Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bekämpfung	34
Höfßding, Harald, Sören Kierkegaard als Philosoph	50
Lönholm, V., Japans moderne Zivilisation	153
Dbrutschew, B., Aus China	151
Rassow, S., Die deutsche Flotte und das deutsche Volk	371
Sarrazin, Verdeutschungs-Wörterbuch	319
Schmarjow, A., Barock und Rokoko	333
Schubart, Martin, Goethes Königsleutenant	520
Schwarz, F. C., Vierhundert Jahre deutscher Zivilgesetzgebung	539
v. Siebold, Joh. Fr., Nippon	151
Waliszewski, R., Pierre le Grand	335
Wörner, U. C., Gerhart Hauptmann	331

Politische Korrespondenz.

Auswärtige Politik; die hohen Staatsvisiten. Innere Politik; die Parteien und die Flottenfrage. Die National-Sozialen. Herr v. Berlepsch. (D.)	174
Aus Oesterreich (*)	360
Konfliktsbeforgnisse. Die Militärstrafprozess-Ordnung und die Flottenfrage. Die Diskont-Erhöhung der Reichsbank. Das Scheitern der Mission des Senators Wolcott. (D.)	367
Aus Oesterreich (*)	546
Von deutsch-russischen Kämpfen (F. v. Löwenthal)	553
Die Wahl in der Prignitz. Die inneren Widersprüche unseres Volkslebens. Der neue Polenfonds. Der Prozeß Peters. (D.)	567

Jakob Burckhardt.

Von

Eberhard Gothein.

Am Tage nach Jakob Burckhardts Tode erließ der Regierungsrath von Basel eine Kundgebung, „um den Dank für das von dem Verstorbenen der Stadt Geleistete feierlichst zu bezeugen“. „Von dem Glanze seines Namens,“ - so heißt es in ihr, „ist ein Schein auch auf Basel gefallen. Burckhardt ist unter ausdrücklichem Verzicht auf Stätten einer größeren und glänzenderen Thätigkeit seiner Vaterstadt treu geblieben. Er hat ihr und ihrer Universität mit andauernder Hingebung gedient und auf das geistige Leben des Gemeinwesens eine Wirkung edelster Art ausgeübt. Basel wird es darum allezeit unter seine hohen Ehren rechnen, diesen Bürger bejessen zu haben.“

Republiken, die für die Lebenden keine andere Auszeichnung kennen als das Vertrauen, haben es stets gut verstanden, die Todten mit gehaltvollen Worten zu ehren; und dieser kurze Nachruf, gehaltvoller als die Brunkreden, die einst die Republik Florenz aus gleichen Gründen ihren Humanisten halten ließ, ziemt dem Historiker der Renaissance. Hätte er mehr Antheil gehabt an jener Ruhmessehnsucht, in der er eine der mächtigen Triebfedern des modernen Menschen sah, es würde ihn dies ehrende Gedenken seiner Vaterstadt mit besonderem Stolz erfüllt haben.

J. Burckhardts Wirksamkeit hat mit einer kurzen Unterbrechung, während deren er in Zürich am Polytechnikum lehrte, ausschließlich Basel angehört; aber was mehr ist: sein Wesen

wurzelt ganz und gar in seiner Zugehörigkeit zu jener Stadtrepublik, deren ältestem Geschlecht er entsprossen war. Er war weit entfernt von allem engen patrizischen Stolze und eben so weit von der Ueberschätzung republikanischer Staatsformen, aber er fühlte sich im Grunde doch nur da wohl, wo er, der nie den geringsten politischen Einfluß gesucht hat, ein Mitherr war, und nicht ein Fremder und Unterthan zugleich hätte sein müssen. Wenn man mit ihm über politische und wirthschaftliche Dinge sprach, dann kam, so gut er die Aufgaben der Gegenwart zu würdigen wußte, die Gesinnung, die man die eines Alt-Florentiners nennen möchte, zum Vorschein. Daß Basel eine Patrizier-Universität besitzt, in der die Burckhardt, Heusler, Merian, Bernoulli, Hagenbach von Alters her die besten Kräfte gestellt haben, erfüllte ihn, so wenig Wesens er davon machte, doch mit Stolz, und daß das alte Basel mit seiner feinen, traditionellen Bildung, die trotz alles Pietismus doch noch so viel Raum für geistige Freiheit ließ, allmählich auch zu einer modernen Fabrikstadt wurde, sah er mit Besorgniß. So dachte er auch über Italien. Daß der zähe Munizipalgeist der Italiener nicht ins Wanken gerathen ist, war ihm sehr erfreulich, und was die Industrie anlangt, so schrieb er mir einmal: Auch zu seiner Zeit habe man dort allerwärts nach ihr gerufen, aber weder in Italien noch anderswo habe sie sich als der erhoffte Heiland bewährt; zum Glück besäße der Italiener andere Eigenschaften, die dem Volke Gesundheit auch für die Zukunft verbürgten. Diese Ansicht erläuterte er dann mündlich dahin: Die Italiener seien zugleich der bedürfnisloseste und der bei der Arbeit fröhlichste Menschenschlag unter den Europäern; und deshalb würden sie die industrielle Epoche mit der geringsten Einbuße an geistiger und physischer Volkskraft durchmachen.

Zweierlei dankte er seiner Zugehörigkeit zu einer kleinen Republik: die nationale Unbefangenheit und das sympathische Verständniß für die städtische Kultur der antiken Welt und der Renaissancezeit. Er war durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die europäische Kultur das Ergebnis der gemeinsamen Arbeit der sämmtlichen großen Nationen sei: Wechselseitig lästern und hassen könnten sich diese wohl, sagte er einmal, aber zum Glück einander nicht entbehren. Das intime Mitgefühl mit dem alten Bürgerleben von Athen und Florenz war ihm angeboren, er hat es nicht auf dem Wege historischer Reflexion zu erwerben brauchen. Ein wesentliches Stück hiervon war für ihn die altrepublikanische Ein-

fachheit. Er hat ihr in seinem Leben in einer Weise gehuldigt, die zuerst in Erstaunen setzen mochte. Das ästhetische Lebensideal, das vor Allem er so reizvoll gezeichnet: die gesammte Umgebung harmonisch künstlerisch zu gestalten, hat er für sich am Wenigsten zur Anwendung gebracht. Ein wahrer Philosoph in der Dachstube, wohnte er in einem dürftigen Hause mit halzbrechender Treppe, auf der er den Besuchenden wohlmeinend ermahnte, sich zu bücken, um nicht mit dem Kopf anzustoßen, in ein paar Zimmern von mehr als spartanischer Schlichtheit, ohne Fenstervorhänge, Teppich und Tischdecke; und der Schreibtisch von Tannenholz, von dem der Blick ungehindert über die Giebel der Stadt nach den schönen, geschwungenen Linien des Blauen schweifte, hatte ihm gewiß schon in seinen Schülerjahren Dienste geleistet. Wer aber hier neben ihm hat sitzen und der oft hinreißenden Gewalt seiner Rede hat lauschen dürfen, dem kam die Ahnung, daß dieser immer ringende und arbeitende Geist keine andere Umgebung als eine ganz gleichgiltige vertragen konnte. So war er auch im Verkehr. Im einzelnen Gespräch schloß er sich, wenn auch bisweilen nicht ohne Schroffheit, doch rasch und leicht auf, Gesellschaften aber floh er, um des Abends dafür mit schlichten Baseler Bürgern oder mit badischen Beamten aus dem Wiesenthal, die auch mehr nach den vernünftigen patriarchalischen Zeiten des alten Hebel als nach der Renaissancekultur der Medicäer aussahen — einem von ihnen hat er sogar den Konstantin gewidmet —, in Ruhe einen Schoppen Weltliner zu trinken.

Wo er öffentlich auftrat, sei es auf dem Katheder, sei es auf der Rednerbühne, da stand ihm das zündende Wort sofort zu Gebote, so sehr er allen rhetorischen Schmuck verschmähte, da bezauberte die plastische Klarheit der Form und die Fülle seiner Gedanken. So konnte der zurückgezogene Mann ein Menschenalter hindurch der Beherrscher des geistigen Lebens seiner Vaterstadt sein und jeder Baseler unterschreibt wohl das Wort Nietzsche's, mit dem er Burckhardt als den Erzieher rühmt, der unserer Zeit Noth thue und betont, daß ihm allein Basel seinen Vorrang an seiner geistiger Bildung verdanke. Der „Köbi“, wie er in ganz Basel hieß, genoß denn auch selbst bei denen, die von seinem Schaffen keine Ahnung haben konnten, eine berechnete Popularität. Ehrfurchtsvoll machte man ihm Platz, wenn er in den letzten Lebensjahren, als ihm das Asthma hart zusetzte, sich auf der Straße auf seinem kleinen Feldstühlchen nieder setzte.

Burckhardt hat in einer kurzen Skizze seines Lebensganges,

die nach seiner Bestimmung statt einer Leichenrede an seinem Grabe verlesen wurde, für sich nur das Bewußtsein der Pflichttreue in Anspruch genommen, so stolz bescheiden wie Leonardo da Vinci, der Künstler, Denker und Lebensvirtuose, den er unter Allen am höchsten verehrt hat, als er sich seine Grabchrift setzte: *Perogi quod potui, veniam da posteritas*. Aber wie Leonardo hätte er für sein Leben das andere, ergänzende, an sich höhere Prinzip, das aber für sich allein ohne vorhergehende Erfüllung jenes ersten nicht wohl bestehen kann, in Anspruch nehmen können: das Streben nach der vollständigen, geistigen Unabhängigkeit. Er begab sich nicht einmal in die Abhängigkeit von seinen eigenen Werken. Er kehrte nicht zu ihnen zurück, wenn er für sich nichts mehr aus der Arbeit an ihnen zu lernen fand; er machte auch keine Studien, um ein Buch zu schreiben, sondern er schrieb seine Bücher nur aus der vollen Kenntniß einer Zeit heraus, die er um seinetwillen ganz mit durchgelebt hatte. Darum hat seine Arbeitsweise etwas Sprunghaftes an sich. Ueberraschend schnell hat er seine bedeutendsten Werke ausgearbeitet, weil er in ihnen nur längst Erlebtes niederzuschreiben hatte; und dann hat er wieder Jahrzehnte lang gerastet. Dafür aber sind auch seine Bücher Stücke seines Lebens; und so sorgsam er in ihnen bedacht ist, seine eigene Persönlichkeit zu verbergen, so ziehen sie doch gerade durch sie am meisten an. Zumal der Reiz des Cicerone beruht ganz auf dieser Eigenschaft.

Ist der Untergrund seines Wesens der schweizerische gewesen, so gehörte sein Denken und Schaffen doch ganz der allgemeinen deutschen Kultur an. Der Geschichte der eigenen Heimath hat er, so viel ich weiß, nur ein einziges kleines Schriftchen, das die letzten Baseler Konzilspläne behandelt, gewidmet. Wie bei all den großen Schweizern, die in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ihrer Heimath einen Einfluß auf das deutsche Geistesleben verschafft haben, wie sie ihn nie zuvor bejessen hat, vereinigte sich in ihm dieses doppelte Heimathsgefühl. Die Nothwendigkeit, keinen Zwiespalt bei sich selber aufkommen zu lassen und das eine wie das andere so tief und innig wie möglich zu fassen, hat eben dem Wirken dieser Männer das Gepräge verliehen; und es ist gut für unsere Kultur, daß des Deutschen Vaterland doch immer noch viel größer ist als das deutsche Reich.

Jakob Burckhardt hat in seiner Berliner Studienzeit die bestimmenden wissenschaftlichen Eindrücke empfangen. Eine spezifisch preußisch-patriotische Gesichtsbetrachtung war für ihn, den Schweizer,

freilich nur Gegenstand einer, übrigens wohlwollenden Kritik. Mit köstlichem Humor hat er mir einmal geschildert, wie der alte Lantzenolle preussische Geschichte vortrug, wobei er immer wechselseitig den Freimuth mit der Loyalität und die Loyalität mit dem Freimuth entschuldigt habe. Der Typus, meinte er, sei seitdem derselbe geblieben, nur seine Vertreter seien begabter. In Berlin aber fand er, der als Sohn des Baseler „Antistes“ natürlich von der Theologie ausgegangen war, vor Allem die Erfüllung seiner Sehnsucht nach der Kunst und der Kunstgeschichte. Mit Franz Kugler verband ihn dort bald wissenschaftliche und dichterische Freundschaft; in seinem Verhältniß zu ihm war er in kurzer Zeit aus dem Schüler der Mitarbeiter geworden. Paul Heyse hat in der Vorrede zu seinem italienischen Liederbuche, das er dem älteren Freunde gewidmet hat, die Erinnerung an diese Zeit festgehalten; er schildert in ihr, wie Burckhardt am Klavier den Freunden die italienischen Volkslieder vorgetragen und ihnen das Verständniß dafür erschlossen habe, und er schließt sie mit einem schönen Ritornell, in dem er der Sehnsucht Ausdruck leiht, den Freund im ewigen Rom wiederzufinden.

Den tiefsten Eindruck auf Burckhardt hat aber doch, wie er hervorhob, Ranke gemacht. Ich glaube nicht, daß er ihm persönlich je nahe getreten ist, und Niemand wird Burckhardt zu Ranks Schule rechnen, aber gerade die Seiten in Ranks Wirken, die bei seinen eigentlichen Schülern ziemlich spurlos vorübergegangen sind, haben bei ihm reiche Frucht getragen. Hier zog ihn der große Blick auf das Allgemeine, das Gleichgewicht zwischen der Ideenentwicklung und der Schilderung der Thatfachen an; vor Allem aber wußte er die Anschaulichkeit Ranks, die plastische Klarheit des Einzelbildes, zu rühmen. Um des Reichthums an diesen willen, galt auch ihm die Geschichte der Päpste als das bedeutendste historische Werk, und gern beruft er sich, z. B. bei der Schilderung des Kunst-Dilettantismus Papst Julius III. auf das Bild, das Ranke von dem Menschen entworfen. Es ist vielleicht nicht überflüssig, heute ausdrücklich zu betonen, daß unser größter Kulturhistoriker seinen Ausgang von Ranke genommen hat und sich ausdrücklich zu Ranke bekannte.

Uebrigens war er einer Aussonderung der Kulturgeschichte nichts weniger als hold. Als ich mich vor Jahren in eine Polemik über die Aufgaben der Kulturgeschichte einließ, die ich auch jetzt noch für nützlich halte, weil der Gegner die Mühe lohnte und mit

Rede und Gegenrede die Sache abgethan war, schrieb mir Burckhardt doch sehr verstimmt: Ehe ihm nicht Jemand ein völlig abgesondertes Gebiet der Kulturgeschichte aufweise, müsse er auch besondere Aufgaben derselben ablehnen. Um so mehr aber trat er für die möglichst große Erweiterung des historischen Horizontes ein, der das Größte wie das Kleinste zu umfassen habe. Er selbst hat gleichzeitig, ohne deshalb eine Verschiebung in der relativen Bedeutung der historischen Faktoren sich zu Schulden kommen zu lassen, die staatsbildenden oder staatszerlegenden Mächte und die Formen des geselligen Lebens, ebenso die Werke des künstlerischen Genius, wie den dekorativen Schmuck des Geräths zu ergründen verstanden. In der Werthung der wirtschaftlichen Mächte ist er freilich entsprechend dem unentwickeltesten Zustand der deutschen Nationalökonomie in seiner Lehrzeit etwas knapp gewesen. Ich weiß aus Erfahrung, welches Interesse er auch solchen Arbeiten, wenn sie ihm gelegentlich näher traten, entgegenbringen konnte; aber er suchte diese Gedankengänge nicht von selber auf, und er hätte mit Recht lebhaft protestirt, wenn ihm Jemand die Weltgeschichte als einen Wirtschaftsprozeß hätte vordemonstriren wollen. Denn Jakob Burckhardt war von Grund aus ein idealistischer Historiker; und das wird seine Stellung in der Entwicklung unserer Wissenschaft bleiben, daß er mehr als irgend ein Anderer den grundlegenden Ideen eingeräumt, die Geschichtsbetrachtung von ihnen abhängig gemacht hat; oder wer an dem Worte Ideen Anstoß nimmt, sage: den durchgehenden Zeitströmungen, Gedankenrichtungen, Lebenszielen, Weltanschauungen. Wenn irgend Einer, so war er ein philosophischer Historiker, aber eben deshalb hielt er sich von aller geschichtsphilosophischen Konstruktion weit entfernt. Er lauschte auf die Stimme der Geschichte, er wollte ihr aber nicht seine Meinung diktiren. Sein Lebenszweck war, dem Werdegang des Denkens, Empfindens und Schaffens in der Kultur der einzelnen Nationen nachzuspüren, aber er zog sich hieraus die Lehre, daß sich dieser unendlich reiche Organismus nicht nach Formeln deduziren lasse, und daß, wenn es historische Gesetze giebt, sie nicht mit den groben Werkzeugen vermeintlich sicherer ökonomischer und psychophysischer Doktrinen festzunageln sind.

Versuchen wir nun eine Würdigung dieses Lebenswerkes, dessen letzte und vielleicht bedeutsamste Aeußerungen uns erst die Zukunft zeigen wird, so müssen wir in unserer Betrachtung den Geschichtsschreiber und den Kunsthistoriker von einander trennen, so eng in

Burckhardts Geiste selber auch diese beiden einander unterstützenden Thätigkeiten zusammengehangen haben.

Auf zwei Hauptwerken beruht sein Ruhm und Einfluß als Geschichtsschreiber: auf dem Zeitalter Konstantins und auf der Kultur der Renaissance. Als Burckhardt den Konstantin erscheinen ließ, lag außer Tschirnners wesentlich theologischer Schrift über den Fall des Heidenthums immer nur Gibbon's großes Werk vor. Gibbon ist wohl bis heutigen Tages als der größte Erzähler unter den Historikern zu bezeichnen, zumal wenn man weiß, aus welcher Art von Quellen diese Erzählung geschöpft ist; er ist zugleich der größte rationalistische Kritiker des vorigen Jahrhunderts, und so weit eine Kritik dieser Art eine Zeit begreifen kann, die unter dem Einfluß religiöser Stimmungen und kirchlicher Organisation steht, hat er auch hier das Mögliche geleistet, nur daß die Grenzen dieses Möglichen eben enge gesteckt sind. Hier hat Burckhardts Konstantin eingegriffen; er hat uns das Verständniß erschlossen für jene Zeit des Verfalls, in der doch wieder die Keime einer völlig neuen Kultur liegen. Man mag vielleicht finden, daß er nicht allen Seiten dieses schwierigsten Problemes gleichmäßig gerecht geworden ist. In vorzüglicher Weise sind die einzelnen Schichten der Soldatenkaiser charakterisirt: die afrikanischen, syrischen, dalmatinischen Dynastien, die Schule bedeutender Generale seit Valerian, das starke Hervortreten der Provinzen, ebenso wie die Stellung des Senates, über den Burckhardt zu einem billigeren Urtheil als das übliche gelangt. Der Gestalt Diokletians gehören seine Sympathien, soweit er solche überhaupt mitsprechen läßt, am meisten; man hat wohl gefunden, daß er Konstantin von diesen zu wenig entgegengebracht hat. Bei Diokletian zieht ihn ebenso die räthselhafte, komplizirte Gestalt dieses letzten bedeutenden Heiden an wie das merkwürdige, halb geglückte, halb mißlungene Werk der Neuordnung von Staat und Gesellschaft nach beispielloser Zerrüttung. Was nun aber schon diese politisch-historischen Abschnitte auszeichnet, ist die Betonung der starken religiösen Motive, die bei allen diesen Männern mitsprechen, und die in ihren Abstufungen und verschiedenen Richtungen mit feinem psychologischen Takt bezeichnet sind. So hat er erst für die Syrer und für Diokletian ein Verständniß ermöglicht; erst seitdem kommt uns ein Bild, wie es Gibbon von Alexander Severus entwerfen konnte, ein rationalistischer Philantrop der Aufklärungszeit auf dem Kaiserthron, absurd vor.

Auf die Höhe seiner Betrachtung erhebt sich Burckhardt, wo

er diesen geistigen Wandlungsprozeß als solchen schildert: die Unsicherheit der antiken Kultur, ihr Zweifeln an sich selber, das unruhige Laften nach neuen Gottesdiensten, die Mysterien der Unsterblichkeit, überhaupt die übermächtige Sehnsucht nach einem persönlichen Fortleben, das jetzt erst recht die Menschen ergreift, sodann im engen Zusammenhang hiermit die neuen Lebensideale der Askese in ihren verschiedenen heidnischen wie christlichen Aeußerungen. Man beachte nur, wie vorher am Mithrasdienst herumgeheimnißt wurde, und wie er ihn zuerst in seiner Bedeutung als asketisch-mystische Soldatenreligion erfaßt hat! So ist die eine Seite der Zersetzung der antiken Welt von ihm in der größten Weise behandelt worden: die allmähliche Orientalisirung des Glaubens. Die Abrechnung stellt sich vielleicht im Einzelnen etwas anders, und Manches ist, seit den Werken Rohdes und Dieterichs in weit frühere Zeit zurückzudatiren: die Hauptsache aber bleibt, daß Burdhardt erwiesen hat, wie diese Formen des Gemüthslebens zur Herrschaft gelangt sind, wie sie damals erst weltgeschichtliche Bedeutung erlangt haben. Die andere Seite jener Zersetzung: die fortschreitende Barbarisirung der Gesellschaft ist, obwohl überall angedeutet, daneben etwas zu kurz gekommen; hätte er sie ebenso zusammenfassend dargestellt, vielleicht wäre uns dann eine Auffassung erspart geblieben, die sie mit einer bevölkerungsstatistischen Spielerei zu lösen sucht.

Neben dieser Darstellung der Wandlungen des Heidenthums tritt nun die entsprechende Ergänzung, die Entwicklung des Christenthums, auffallend zurück. Burdhardt ist ihr wohl etwas aus dem Wege gegangen, weil hier wieder eine ganz andere Art gelehrter Kritik, die ja auch erst seitdem ihre Ausbildung erlangt hat, nöthig war, obwohl seine tief einschneidende Kritik des Eusebius zeigt, daß er zur Noth auch hier seine Klinge zu führen mußte. Die Christianisirung erscheint überall als das Schlußresultat. Die neue Religion erlangt den Sieg, weil sie die Lösung der Probleme so überaus vereinfacht, wie er bei dem Anlaß der Unsterblichkeitsmysterien einmal bemerkt; wie sie aber selber hierzu gelangt ist, erfahren wir kaum hie und da, alle eigentliche Kirchengeschichte ist nach der Absicht des Verfassers ausgeschlossen; das Werk wäre als Kulturgeschichte vollständiger geworden, hätte er auch sie berücksichtigt; an Originalität würde es eher eingebüßt haben.

Es liegt nahe, bei Burdhardts Konstantin an das andere große Werk zu denken, in dem ein deutscher Gelehrter die Kultur des späteren Alterthums, obgleich im Durchschnitt einer etwas früheren

Epöche, behandelt hat: an Ludwig Friedländers Sittengeſchichte Roms. Burckhardt hat als Hiſtoriker, Friedländer als Philologe geſchrieben, und die beiden Werke können recht eigentlich als Zeichen dafür gelten, wie ſich dieſe beiden Wiſſenſchaften ergänzen ſollen. Friedländer giebt ein bewundernswerthes Moſaikbild, aus unzähligen Steinchen mit ſo fein abgewogenem Geſchmack zuſammengeſetzt, daß wir darüber ſogar die Mühsamkeit der Arbeit völlig vergeſſen; er beſißt die philologiſche Tugend der Vollſtändigkeit, die für den Hiſtoriker, der nur das Weſentliche erfaßt, das beſtimmend in die Entwicklung eingreift, überflüſſig, bisweilen auch ſchädlich iſt. Ein Rangstreit iſt da überflüſſig; ſchließlich wird ſich hier Jeder nach ſeinem Faſche entſcheiden.

Burckhardt ließ dem Zeitalter Konſtantins die Kultur der Renaissance folgen: nach der Zerſetzung des Alterthums ſeine Wiederbelebung und den Aufbau einer neuen Kultur mit ſeiner Hilfe. Die chriſtlich-mittelalterliche Epöche hat er überſprungen und im Ganzen aus ſeiner Abneigung gegen ſie kein Hehl gemacht, obwohl ſeine erſte bedeutende Schrift einen Kirchenfürſten des Mittelalters, der freilich auch der Gründer des Kölner Domes iſt, Konrad von Hochſtaden, zum Gegenſtand hat. Ich vermuthe aber ſagt, daß er an dieſem, übrigens trefflichen Werkchen ein für allemal die mittelalterliche Quellenarbeit, in der man aus dem geiſtloſeſten Material, den Urkunden, ſich bemühen muß, ein Bild der Perſönlichkeit zu erhalten, ſatt bekommen hat. Er betont wenigstens öfters und in zu ſtarkem Maße die Unfähigkeit des Mittelalters, die Perſönlichkeit auszubilden, ſie zu würdigen und zu ſchildern.

Einen „Verſuch“ hat Burckhardt ſein klaſſiſches Werk beſcheiden genannt; aber in dieſem Titel liegt auch das Bewußtſein, daß er mit ihm eine Bahn der Geſchichtſchreibung einſchlug, auf der er ſich vergeblich nach irgend einem Vorbild hätte umſehen müſſen, wenn man nicht Rankes öſmanische und ſpaniſche Monarchie hierher rechnen will. Auch ſeitdem iſt ihm auf ihr eigentlich nur Zaine gefolgt, der ſich von Burckhardt, in dem er den größten deutſchen Hiſtoriker ſah, ſtark beſtimmen ließ. Es iſt dieſe Bahn der hiſtoriſchen Analyſe, die als ſolche der gewöhnlichen ſynthetiſchen Geſchichtsdarſtellung entgegengeſetzt iſt. Die „Kultur der Renaissance“ iſt die Analyſe einer Zeitepöche in ihren vielfachen, auf grundlegende Eigenſchaften zurückgeführten Erſcheinungen, die Analyſe eines beſonderen Menſchentypus und zwar des modernen Menſchen

überhaupt in seiner ersten und vollständigsten, jedenfalls rückwärtsloseten Manifestation.

Mehr will sie nicht sein, vor Allem keine Darstellung der Renaissancezeit in ihren sämtlichen, vorübergehenden oder bleibenden Leistungen, noch weniger eine Geschichte ihrer Entstehung und Entwicklung. Diesem ihrem Zweck ist — man darf sagen — jeder Satz angepaßt. Deshalb kann Burckhardts bedeutendstes Werk trotz der vollendeten Schönheit seines Styles nicht eigentlich populär werden. Einer fortlaufenden Erzählung kann schließlich jeder folgen; man kann in ihr sogar ganze Kapitel überschlagen und wird sich doch wieder zurecht finden; um aber einer Darstellung Geschmack abzugewinnen, in der alle Thatfachen in einen bestimmten Gedankengang eingereiht sind, in der sie als Züge eines zusammenhängenden psychologischen Kunstwerks dienen, dazu gehört neben eigener Phantasie auch eine gewisse Schulung der Reflexion. Ich habe es oft mit Bedauern gesehen, wie selbst Hochgebildete Burckhardts Werk als zur Einführung zu schwer erklärten und sich an das gleichmäßig schwungvolle Pathos von Gregorovius, das im Grunde doch ein schlechter Styl ist, hielten.

Und doch ist der erste und augenfälligste Vorzug der „Kultur der Renaissance“ die Fülle der feinen Charakteristik, der abgerundeten Bilder, die in wenigen Worten gegeben sich unauslöschlich einprägen. Auch wer dem Werke als Ganzem Anfangs nicht gerecht zu werden vermag, nimmt wenigstens hier eine Fülle der Anregung mit sich. Und wer sie empfangen, der kehre nur getrost inmer wieder zum Ganzen zurück; es wird vor seinen Augen wachsen.

Burckhardt geht aus von der Betrachtung des staatlichen Lebens der Italiener; er hat ihm sofort die einzig fruchtbare Seite abgewonnen. Es liegt ja ein gewisser Widerspruch darin, daß diese politische Entwicklung unser lebhaftes Interesse herausfordert, wie sie auch von jeher die bedeutendsten Darsteller gefunden hat, während sie doch für den Gang der Geschichte im Großen völlig bedeutungslos ist. Zudem nun Burckhardt jedem dieser kleinen Staatswesen seine Eigenart abzugewinnen weiß, betrachtet er sie im Ganzen als das große Experimentierfeld politischen Lebens. Sie sind Produkte einer politischen Zersetzung und tragen deshalb in sich selber gar nicht die Gewähr eines dauernden Bestehens; die Illegitimität und damit auch eine fast vollständige Voraussetzungslosigkeit ist ihnen allen eigen; so entsteht der Staat als Kunstwerk, als gewollter, berechneter, immer wieder veränderter und verbesserter

Mechanismus. Das sind Staatsformen, die an sich nicht haltbar sind, die aber die Schulung für Diplomatie, für Verwaltung, für Finanzen dem ganzen andern Europa geben. Vor unsern Augen enthüllt sich der verhängnisvolle Widerspruch, wie es gekommen, daß Italien zum Spielball der fremden Nationen wurde, und daß eben diese Nationen die Italiener als politische Lehrmeister nicht entbehren konnten. Und weiter hinaus sehen wir, wie der große Irrthum vom konstruirbaren Staat, von der ausgeklügelten Musterverfassung hier entstehen mußte, wie er als eine Erbschaft der italienischen Renaissance dem übrigen Europa mitgetheilt wurde. Mit wenigen Worten erhält Macchiavelli seine Stellung angewiesen, aber wie viel besagen sie! Wie trifft sofort die eine Bemerkung, daß seine Schwäche vornehmlich in der Phantasie bestanden habe, die er nur mit Mühe habe bändigen können! Sein Bestes in diesem Abschnitt hat Burckhardt aber in der Schilderung der beiden historischen Staatswesen geleistet, die inmitten dieser ewigen Gährung stehen: Venedigs, in dem nach dem vielen Trefflichen, was die größten Historiker geschrieben, er doch den entscheidenden Zug, das eigenthümlich religiöse, staatskirchliche Wesen, nachweist, und des Kirchenstaates, von dem er auf wenigen Seiten, die noch dazu die feinsten abgewogenen Charakterschilderungen der einzelnen Päpste enthalten,*) erweist, wie er in den Strudel der Tyrannis für ein Jahrhundert mit hineingezogen wird, und wie der höchste Verfall und die höchste Blüthe mit diesem Zustand zusammenhängen.

Für den Historiker wird dieses Kapitel immer ein Musterstück sein, wie man einen schier unübersehbar mannigfaltigen und verworrenen Zustand in der Darstellung zusammendrängen kann — unter allen Künsten der Geschichtsschreibung die schwerste; es soll ihm auch eine Mahnung sein, daß man politische und Kulturgeschichte nicht willkürlich von einander löstrennen darf. Hier ist der Staat als Bedingung des Kulturlebens gefaßt, ist gezeigt, wie in diesen zersetzten Staatsgebilden, die doch wieder an den Einzelnen die höchsten Anforderungen stellen, der einzelne Mensch sich entwickeln mußte; man kann natürlich, je nach der besonderen Aufgabe, die Sache auch umkehren und die Einwirkung des übrigen Kulturlebens auf den Staat verfolgen, nur muß man hier wie dort immer die Wechselbeziehung beider vor Augen behalten.

Der Schlüssel des ganzen Werkes ist der zweite Abschnitt, der

*) Man beachte nur, wie hochsinnig und kritisch zugleich die Gestalt Bius II. erfaßt ist und vergleiche dann Voigt hüben und Pastor drüben!

die Befreiung des Individuums, die Ausbildung des Renaissance-Menschen zum Gegenstand hat. Er trägt am meisten philosophischen Charakter, und wenn wir irgendwo von einer historischen Psychologie reden können, so ist hier ihr erstes Probestück gegeben. Hier zeigt sich, wie man zu einer solchen gelangen kann: nur durch die vielseitigste Anempfindung, die in entgegengesetzten Aeußerungen doch den gemeinsamen Grundzug des Bestrebens, das durchgehende Kolorit des Charakters, wiederzufinden vermag. Der Durst nach persönlicher Ausbildung, der sich bei den Größten zu einem genialen Eroberungsdrang in der Welt des Wissens und Leistens steigert, der Trieb nach persönlicher Auszeichnung und die unbedingte, bis ins Maßlose gesteigerte Werthschätzung des Individuums, die Ruhmessehnsucht als die große Triebfeder in ihren Abstufungen vom Erhabenen zum Lächerlichen, das ästhetische Lebensideal, das Leben zum Kunstwerk zu gestalten, und nicht zuletzt jener Zug des Denkens, den die Renaissance der ganzen modernen Zeit mitgetheilt hat, daß sie die Theorie der Praxis, das Erkennen dem Schaffen voraussetzt — das sind einige der wesentlichsten Züge jenes Bildes. Sie sind uns heute Allen geläufig geworden; sie sind sogar Eigenthum der schönen Literatur geworden, zumal durch K. F. Meyer, den man fast als einen Schüler seines Landsmanns Burckhardt bezeichnen könnte; und wir haben fast vergessen, mit welchen Platitüden man sich vor Burckhardt mit der Sinnesweise der Renaissance abfand, zumal wenn es galt, die deutsche Reformation in einen recht glänzenden Gegensatz zum welschen Heidenthum zu bringen. Wie nun aber diese in der That ganz neue Form individualistischer Bildung als Typus des „modernen Menschen“ weiter gewirkt hat, wie sie sich verschmolzen hat mit anderen überlieferten und ebenso starken Formen der Bildung, kurz wie auf dem Grunde der Renaissance sich die weitere Kulturentwicklung vollzogen hat, das hat der Meister wohl angedeutet, es auszuführen lag nicht auf seinem Wege. Wollen wir wirklich Schüler Burckhardts und Ranke's und nicht blos ihre Epigonen und allenfalls Virtuosen sein, so muß diese Aufgabe die eigentliche der Kulturgeschichtsschreibung werden.

Als das große Mittel der Befreiung des Individuums erscheint bei Burckhardt das Zurückgreifen auf die antike Bildung, die eigentliche Renaissance des Alterthums. Man hatte bis dahin dem Einfluß des Griechenthums einen übertriebenen Werth beigemessen; Burckhardt hat ihn auf sein richtiges Maß zurückgeführt und ge-

zeigt, daß es sich wesentlich um eine lateinische Renaissance handelt. Er selbst glaubte bescheiden hinter Voigts gelehrter Behandlung zurücktreten zu müssen; mit Unrecht; denn authentische Nachrichten darüber, welche Codices der Alten den einzelnen Humanisten bekannt waren, oder welche sich auf sie zurückführen, wird der Philologe bei Burckhardt doch nicht suchen; was aber andererseits der Humanismus war, und was das Alterthum in seiner Hand bedeutete, das zu begreifen wird man sich eben nur an ihn und nicht an Voigt oder gar an Paulsen wenden. Meines Erachtens hätte Burckhardt nur den Einfluß der großen Gedankensysteme des Alterthums schärfer charakterisiren können; unter ihnen behandelt er nur den Platonismus in tiefsinnigen Worten aber doch sehr kurz, schon was die große durch Cicero und Horaz vermittelte Debatte der Stoa und des Epikuräismus für die Renaissance bedeutete, kommt kaum bei Petrarca gelegentlich zur Sprache, und ganz vermißt man den großen Einfluß, den die Ethik und Politik des jetzt erst recht verstandenen Aristoteles auf der einen Seite, den der skeptische Spott Lucians auf der andern ausgeübt hat. Burckhardt liebte es nicht, den Stammbaum der einzelnen Gedanken in dem Sinne, wie es die Geschichte der Philosophie thun muß, zu verfolgen. Wie aber der Humanismus aus der antiken Literatur sich die Lebensanschauungen gefogen, wie er die einzelnen Kunstformen der Poesie und Prosa ihr abgelernt hat, wie aus einem Nachleben und Nachbilden des Alterthums auch eine Alterthumswissenschaft entsteht, das hat er erwiesen.

Sein Kapitel über die Wiederbelebung des Alterthums ist einigermassen eine Schutzrede für den Humanismus, so wenig er die banalen und billigen Angriffe, denen dieser von jeher — und in Deutschland gegenwärtig mehr als je — ausgesetzt war, beachtet und so wenig er selber seine bösen Schwächen bemäntelt. Die Schutzrede liegt einfach darin, daß uns auf Schritt und Tritt der fördernde Einfluß begegnet, den die klassische Bildung auf Literatur und Kunst Italiens ausgeübt hat. An Dichtern wie Sannazaro, die der neulateinischen wie der italienischen Literatur angehören, an ganzen Kunstgattungen wie Satire und Epigramm hat er dies gezeigt. Das eben ist die Größe der italienischen Kunst, daß sie völlig frei und doch mit Schonung der Eigenart die ihr kongenialen Elemente des Alterthums zu verwerthen wußte. Wer sieht nicht bei Ariost die feine humanistische Bildung überall durchschimmern, und wo fände sich irgend ein übel angebrachter antiker

Flicken auf dem reichen originellen Gewand seiner Dichtung? Daß mit Trifflino und Tasso das Verhältniß zum Alterthum so viel un- freier wird, ist eben ein Zeichen, daß die Hochrenaissance sich zu Ende neigte. Wir in Deutschland haben erst spät, erst zur Zeit unsrer großen Klassiker solchen Vortheil aus einer neuen Wieder- belebung des Alterthums gezogen. Daß dem so war, ist ein Blatt in der geistigen Leidensgeschichte unsrer Nation: ob aber die Huma- nisten daran die Schuld tragen, daß die klassische Bildung zuerit ein Joch und keine Schnellkraft unsrer Kultur wurde, das wäre doch noch auszumachen. Oder sollte wirklich Erasmus für Frank- reich, Spanien und England ein großer Förderer und nur grade für sein Vaterland Deutschland ein großes Hemmniß gewesen sein?

Unter Allem, was die Renaissance der modernen Welt geleistet hat, bleibt das Größte, daß sie überhaupt erst wieder die Möglich- keit geschaffen hat, die Gegenstände der Natur und die Vorgänge des menschlichen Lebens objektiv zu erfassen. Das hat Burckhardt in dem genialen Kapitel, das er nicht ohne Stolz „Die Entdeckung der Welt und des Menschen“ überschrieben hat, uns erschlossen. Gewiß, er war ungerecht gegen die Gedankenarbeit des Mittel- alters, die scholastische Philosophie. Er sah sie mit derselben Ver- achtung an wie die Bahnbrecher der Renaissance selber. Uebrigens, wie viele Vertreter der mittelalterlichen Geschichte giebt es denn wohl, die wenigstens einmal den Thomas von Aquino und den Raimundus Lullus — eine Mindestforderung für das Verständniß mittelalterlichen Geisteslebens —, durchgearbeitet haben? Die Scholastik hat uns die unentbehrlichen Formen unsres Denkens, die wichtigsten Bestandtheile unsrer Begriffswelt, mit denen wir hantiren ohne es zu wissen, zurechtgeschnitten; sie liegt noch immer unserm systematischen Denken zu Grunde, und sie hat sogar mehr Einfluß auf die obersten Probleme, auf Alles, was Metaphysik ist, als wünschenswerth ist —; das alles wollte Burckhardt, auch im persönlichen Gespräch, nicht zugeben. Aber die Scholastik war zu- gleich völlig unfähig, zu den Sachen vorzudringen. Mit allem ihrem Reden über die *causae materiales* hat sie nie eine solche wirklich zu erfassen vermocht. Sie bleibt ein großartiges Spiel des Geistes mit sich selber, sie ist kindisch schwach und unkritisch in allen von Außen genommenen Fundamenten. Zu schöpferischer Kritik der Erscheinungen, die sie schlecht und recht in ihrer Eigenart zu erfassen, in ihrer Tragweite zu beurtheilen vermag, hat erst die Philologie, hat der Humanismus die Bahn eröffnet.

Es ist ein Irrthum, als ob die Mathematik für sich allein zu einem solchen Dienst befähigt gewesen wäre; ihr Denken ist hierzu viel zu starr, zu unbiegsam, ihre Verwandtschaft mit der Scholastik zu groß; sie vermochte es so wenig, als sie heute vermag die Grundlage einer menschlichen Erziehung zu geben.

Es lag nicht in Jakob Burckhardts Plan, eine Geschichte der Entstehung der Naturwissenschaft zu schreiben; er wollte hier in der That nur das schildern, was wir nach dem Vorgang Taines jetzt gewöhnlich das Milieu nennen, die geistige Vorbereitung der Naturwissenschaften. Er wollte zeigen, wie der freiere Blick in die Natur, die Fähigkeit sie zu schildern, ihr ihr Bild zu rauben, sie nachzuschaffen, erworben wurde. Und wenn wir hiermit jenen allgemeinen Zug der Zeitbildung zusammenhalten, die Praxis auf die vorhergehende Theorie zu gründen — nicht wie es die Scholastik that, um einer vermeintlichen Theorie willen von aller praktischen Ausführung abzusehen —, dann ergiebt sich folgerichtig die Neigung zum Experiment, auf das alsdann die großen Genies, die in diesem Feld nöthiger sind als auf jedem andern, endlich die Wissenschaft gebaut, mit dem sie die Frucht der Zeit gepflückt haben.

Mit dieser Entdeckung der äußeren Welt geht für Burckhardt die der inneren parallel. Am Mittelalter stößt ihn die Unfähigkeit ab, die Seelenvorgänge anders als nach dem festen Maßstab überlieferter Dogmatik, überlieferter Psychologie zu messen, die Ungeschicklichkeit, sie überhaupt darzustellen. Ausnahmen wie Gottfrieds Tristan und Holde machten ihn nicht irre. An der Renaissance schätzt er deshalb besonders diese Fähigkeit; mit Vorliebe behandelt er ihre Kunst der Biographie und Autobiographie und unter den Formen der Dichtung das Sonett, das in seiner scheinbaren Starrheit — das vierzehnzeilige Prokrustesbett der Gefühle hat er es selber genannt —, doch ein unvergleichliches Hilfsmittel ist, ein Seelengemälde, ein feines Miniaturbild eines Gemüthsvorganges zu geben. Burckhardt wußte wohl, daß alles Höchste in der Kunst auf dem hinreißenden Drang des Genius beruht, der im Moment des Schaffens das Schwergewicht der Reflexion abstreift, aber hier handelt es sich auch für ihn in der Dichtung nur um das Werkzeug der Seelenergründung.

In diesem Zusammenhang gelangt er auch zur Würdigung Dante's. Er ist ihm vor Allem der große Entdecker, der Eroberer ungeahnter Gebiete der äußeren und inneren Welt. Gegenüber

dem unbestimmten Naturgefühl der Troubadours und Minnesinger, das über das Behagen am schönen Wetter selten hinauskommt, rühmt er jene unvergleichliche Fähigkeit Dante's, mit wenigen Strichen das Bild der Naturzene, wie in dem herrlichen ersten Gesang des Purgatorium, hervorzuzaubern; „das große höllische Genrebild von den Betrügern“ gilt ihm mit Recht als die erste und wohl auch vollendetste Darstellung eines bewegten äußeren Vorgangs: von der *Vita nuova* an, — also demjenigen Werke, das sich am Strengsten in den überlieferten Formen mittelalterlicher Lyrik bewegt — datirt ihm eine neue Epoche des Verhältnisses des Menschen zu sich selber. Er, der so selten Töne der Begeisterung anschlägt, schreibt von ihr die emphatischen Worte: „Wenn man diese Sonette und Kanzenen und dazwischen diese wunderbaren Bruchstücke des Tagebuches seiner Jugend aufmerksam liest, so scheint es, als ob das ganze Mittelalter hindurch alle Dichter sich selber gemieden, er zuerst sich selber aufgejucht hätte.“ Ich zweifle trotz Allem, ob diese Art gelobt zu werden, Dante's Beifall gefunden hätte.

Eine Ruhepause in diesen tief sinnigen Erörterungen bildet das Kapitel über die Geselligkeit und die Feste, das stylistisch vielleicht das Vollendetste ist, was er geschrieben. Es weht darüber ein Hauch Goethe'scher Anmuth, der Hauch des Südens, der das Herz des Deutschen vielleicht noch weit mehr als das des Italieners mit Wonne und unauslöschlicher Sehnsucht füllt. Für die Renaissance hat diese bunte Außenseite des Lebens eine weit größere Bedeutung als ihr sonst zukommt; denn an ihr bewährt sich erst der Grundsatz: das Leben zum Kunstwerk zu gestalten; sie war zugleich die nothwendige Voraussetzung für das künstlerische Schaffen. Burckhardt hat sich selber in der Vorrede beschuldigt, eine große Lücke, die er noch mit einem eignen Werke auszufüllen gedenke, gelassen zu haben, weil eine besondere Behandlung der Kunst mangle. Er that, als ob er gar keinen „Cicerone“ geschrieben hätte; freilich stieß er auch diesen seinen Erstgeborenen Ismael, in die Wüste, wo ihm hilfreiche Hände nur zu viel des Wassers gespendet haben. Wie aber die Kunst aus dem Leben entsprang und das Leben verschönerte, das hat er dargestellt, und nicht minder die Formen des Gespräches, aus denen die Novelle erwächst, des neckenden Freundesverkehrs, dem die Burleske ihren Ursprung verdankt, die Theorie der virtuellen Lebensführung bei Castiglione wie die der bürgerlichen Haushaltung bei Pandolfini.

Nur die Musik kommt etwas zu kurz, obwohl er grade hier Kenner und Bewunderer war. Als er mich noch mit seinem ermunternden Zuspruch bei meinem unsicheren Tasten nach einem wissenschaftlichen Wege begleitete, legte er es mir besonders ans Herz, wenn ich wieder einmal auf Südtalien zurückkomme, ja nicht die bahnbrechende Bedeutung der Neapolitaner Komponisten zu übergehen. Das war nun freilich bei mir verlorene Mühe. Ein Zug der Sehnsucht nach dem Festesjubel der goldenen Tage von Florenz, eine leise Wehmuth zittert durch diese glänzenden Schilderungen, und mit ihm läßt er sie ausklingen in einer herrlichen Strophe aus Lorenzo Medici's Canti Carnaleschi. So lenkt er den Geist wieder zu ernsteren Betrachtungen zurück.

Das Schlußkapitel über Religion und Sittlichkeit, das diese enthält, hat Burckhardt selber nicht völlig befriedigt. Das scheint zunächst unberechtigt; denn es enthält des Herrlichen genug. Die Worte über Savonarola, über Contarini, über die großen Volksprediger, die Schilderung der tiefen Unbefriedigung der Besten unter den Humanisten, die des feimenden Theismus, die Erörterung des inneren Zusammenhangs des individualistischen Ideals mit Sittlichkeit und Unsittlichkeit sind immer gerade so, wie sie Jeder wünschen möchte gedacht zu haben. Und doch hat er Recht. Es zieht sich durch alle seine Erörterungen der Zweifel, ob es überhaupt möglich sei, über das sittliche Leben eines Volkes, einer Zeit zu festen Ansichten zu gelangen. Die Deutschen, und namentlich die deutschen Gelehrten, sechten ja für gewöhnlich solche Zweifel nicht an. Es ist ja so außerordentlich leicht, moralische Urtheile zu fällen, zumal über die italienische Renaissance und die französische Aufklärungszeit, und so dankbar ist es dazu. Denn Schloffer hat ja seiner Zeit nicht seinen großen Verdiensten, sondern seiner Moralpoltereie und Gervinus vollends der Karikatur sittlicher Schulmeisterwürde die Popularität zu danken gehabt, und selbst bei Treitschke erbauen sich vielfach die Besten an jenen Eigenschaften, die wohl von männlicher Willensstärke, aber doch auch von der Neigung zum harten Abprechen zeugen. Es mag ja sein, daß man so nur nützlich auf die Mehrzahl der Gebildeten wirken kann, obwohl sich eigentlich die Kanzel über diese illoyale Konkurrenz des Katheders beklagen sollte; Treitschke mag auch Recht haben, daß es ein Unglück für Deutschland wäre, wenn eine Gesinnung wie die von Rankes Päpsten allgemein würde; — ja gewiß, es ist gut so für eine Nation, deren größte Männer die drei Haßgewal-

tigen, Luther, Stein und Bismarck waren, denn die Kraft des Hasses und die Macht der Liebe verbürgt Jugend und Thatkraft: für alle jene Geister aber, die das Erkennungszeichen der Goethe-Bildung an sich tragen, bleibt die zarte Scheu bestehen, einzudringen in das innerste Geheimniß der Menschenseele und mit dem hausbakenen Gegensatz „Gut und Böse“ die Spreu vom Weizen zu scheiden. Für den Historiker sollte über allen Grundjahren der Ethik als der oberste stehen: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Deshalb ist das Schwanken und die halbe Unsicherheit Burckhardts in Wahrheit ein ehrender Vorzug. Und doch beruht sie auf einem Gefühl der Schwäche! Nur mag es von ihm und von Ranke, der ja bei den Gefinnungstüchtigen in der gleichen Verdammniß ist, gelten, was der Apostel von sich sagt: „Soll ich mich aber rühmen, so will ich mich meiner Schwachheit rühmen.“

Etwas Anderes kommt hinzu, um den letzten Abschnitt weniger ergebnisreich zu machen als die früheren. Für Italien in der Renaissancezeit sind die sittlich-religiösen Probleme nicht die entscheidenden; es hat auf ihrem Gebiete nicht so bahnbrechend, neugestaltend wie auf anderen gewirkt; es haben sich die Weiten wohl auch hier die höchsten Probleme gestellt, aber sie haben sie nicht gelöst, und die ganze Herrlichkeit der Renaissancebildung ist rathlos und selbstverzagt in sich zusammengebrochen, als mit furchtbarer Gewalt die religiösen und sittlichen Mächte wieder auf die Weltbühne traten. Man muß nach Deutschland und nach Spanien gehen, um jene in ihrer Machtentfaltung an der historischen Arbeit zu sehen; Italien ist selber den von hier und dort kommenden religiösen Einflüssen fast willenlos unterlegen. Diese Unterjochung mochte Burckhardt nicht anstellen. Die ganze Epoche der Gegenreformation, die er kunsthistorisch so fein gekennzeichnet hat, war ihm doch im Uebrigen gründlich unsympathisch; schon Tasso schließt er deshalb von seiner Betrachtung aus; und vollends das spanische Wesen war ihm zuwider; er hat es schon bei der Behandlung Süditaliens, wie er mir gern einräumte, zu scharf angesehen und sein Schlußurtheil war immer: Spanien hat Italien zuerst umgebracht, aber es ist selber darüber zu Grunde gegangen.

Es ist kein Fehler des Werkes, es war einfach sein Plan, daß die Entstehungsgeschichte der italienischen Kultur nicht behandelt wird. Wo Burckhardt einmal gelegentlich das italienische Mittelalter streift, geschieht es immer nur zu dem Zweck, Spuren der nahenden, noch schlummernden Renaissance zu entdecken. Er hat

dabei auch keine glückliche Hand. Die Goliardenpoesie hat er doch nur deshalb irrtümlich auf Italien zurückgeführt, weil er sich einen so lebensdürftigen Libertinismus im Norden nicht denken konnte. Und auf diese Geringschätzung der nördlichen Länder, überhaupt der gemeinsamen europäischen höflichen Bildung führt sich auch der einzige schwere Mangel des Werkes, die Verkennung dessen, was diese ritterliche Kultur, namentlich die der Provence, für Italien bedeutet hat, zurück. Hier findet auch seine halbe Abneigung gegen Dante ihren Grund. Alles, was Scholastik an Dante ist, d. h. aber auch Alles, was sein Weltbild ausmacht und ihm selber das Wichtigste war, berührt Burckhardt peinlich. Er hat nur ein Beispiel aus dem Paradiſo genommen, und auch dies nur, um gerade zu betonen, daß Dante der letzte große Mariendichter Italiens gewesen sei, er urtheilt, daß in der Hölle jener bittere Haß, der das Unglück Italiens gewesen, doch vorwiegend zum Ausdruck komme, er findet wohl ein Wort der Bewunderung für die ungeheure Charakterstärke des Dichters, der dies Riesenwerk der göttlichen Komödie im gleichen Strom der Terzinen sich bis zum Schluß steigend durchgeführt habe, keines für die grandiose Geschlossenheit des Planes, und gegen die bedingungslosen Bewunderer Dantes richtet er, zum einzigen Mal in seinem Werke, ein Wort der Ironie: „Es würde nicht schwer sein, Jedem von ihnen den Platz in der Hölle zu zeigen, denen ihnen ihr Dichter angewiesen haben würde.“ Gerade der größten Individualität, die Italien hervorgebracht, ist er, der Lobredner der Individualität, nicht ganz gerecht geworden, weil sie noch eine halb mittelalterliche war. Burckhardt hat den dauernd bestimmenden Einfluß Dantes auf die Italiener nicht ganz zugeben wollen, und doch gilt von diesem jenes Wort Machiavellis vom „ritornar al segno“. Italien wird sich in absehbarer Zukunft immer ebenso an Dante wie England an Shakespeare, Deutschland an Goethe orientiren müssen! So war es von Michel Angelos Zeit an über die der Alfieri und Foscolo, bis zu denen Carduccis. Gewiß war Dante im Grunde eine unharmonische Natur; daß er mit seinem Herzen einer Welt angehört, die zu überwinden er mehr als irgend ein Anderer beigetragen, daß er die Ideale einer zurückliegenden Zeit erst recht verherrlicht hat mit der Fülle der Kunstmittel, die er selber für eine neue Zeit schuf, das ist seine historische Größe, die ihn zur einsamsten und erhabensten Gestalt der Weltliteratur macht. Und daß er den nachfolgenden Geschlechtern seines eigenen Volkes, die zugleich das Alterthum und

hn grenzenlos bewunderten, den besten geistigen und sittlichen Erwerb des Mittelalters über die Hochfluth des Individualismus gerettet hat, das ist vielleicht der größte Dienst, den er ihnen geleistet hat. Diese Bedeutung aber wollte Jakob Burckhardt nicht anerkennen. Dante ging in seiner Rechnung nicht auf, die den scharfen Trennungsstrich zwischen Mittelalter und Neuzeit zieht. Doch wie wollte man ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er einen Rest von Antipathie gegen Dante nicht überwinden konnte; es ist doch ganz genau die zwischen Bewunderung im Einzelnen und Abneigung im Ganzen schwankende Stellung Goethes, die auch er einnahm!

Jakob Burckhardt hat die analytische Geschichtsschreibung zugleich geschaffen und auf ihren Höhepunkt erhoben. Es versteht sich von selber, daß er nicht jede andere Möglichkeit der Analyse auch nur für die von ihm behandelte Zeit erschöpft hat. Man kann sich ebenjowohl eine Analyse vorstellen, die die Wirthschafts-, Rechts- und Staatsverhältnisse, die von ihm seinem Zweck gemäß doch nur skizzirt sind, zum Mittelpunkt machte, oder auch eine solche, die die wissenschaftliche Gedankenbewegung, deren Voraussetzungen er nur gegeben hat, zum Leitfaden nähme. Und nach alledem würde immer wieder die synthetische Darstellung, die das Werden und Vergehen einer Epoche begleitet, ihr ebenso hohes Recht behalten. Die Bahn aber, die er eröffnet hat, darf nicht wieder geschlossen werden; seine „Kultur der Renaissance“ darf nicht „ein Versuch“ bleiben; sie muß ein Markstein in der Geschichte der deutschen Geschichtsschreibung werden.

Burckhardt hat nach diesem Hauptwerk keine historische Arbeit mehr erscheinen lassen, sondern nur noch den Konstantin neu herausgegeben. Aber unablässig war er mit der Aufgabe beschäftigt, die seinen eigenen Absichten nach wohl sein abschließendes Lebenswerk werden sollte, einer griechischen Kulturgeschichte. Immer und immer wieder las er die griechischen Klassiker, durchdachte und durchlebte sie. Wenn er sonst rasch abschloß, so konnte er sich mit diesem Werk selber nie Genüge thun. Wie es heißt, liegt es in seinen wesentlichen Bestandtheilen abgeschlossen vor; und darum können wir jetzt sagen: Noch hat der Historiker Burckhardt sein letztes Wort nicht gesprochen. Diese griechische Kulturgeschichte wird nun wohl nicht die Bahnen, die neuestens Philologie und Archäologie gemeinsam eingeschlagen haben, verfolgen und nicht versuchen, in die Frühzustände der griechischen Kultur einzudringen, ihren Zusammen-

hang mit den orientalischen Kulturen und ihre Abzweigung von ihnen zu erhellen, auch wird er wohl kaum für die Zustände der homerischen Zeit eine eingehende Analyse bieten, unzweifelhaft aber werden wir eine solche der klassischen Griechenzeit, ihres religiösen und künstlerischen Empfindens, ihrer Lebensgrundlagen erhalten: eine Bilanz des griechischen Lebens, wie er sich wohl ausdrückte. Ich glaube nicht zu irren, daß diese Bilanz bei ihm nicht eigentlich günstig ausfällt. Er sah im Alterthum keineswegs jene Lebensfreudigkeit, die sich die Renaissance und unsere Klassiker daraus gezogen haben, als herrschende Stimmung. Die pessimistisch angehauchte Auffassung des Lebens, wie sie die antiken Tragiker in ihren tiefsten Bekenntnissen aussprechen, hat ihm wohl als das Höchste gegolten, wozu die griechische Kultur gelangt ist, gelangen konnte. Hoffentlich binnen Kurzem wird diese letzte reife Frucht seines Sinnes vor unseren Augen liegen; noch einmal wird dann sein Geist leuchtend, vielleicht führend in unsere Mitte treten.

Fragen wir nun nach der Wirkung, die Jakob Burckhardt auf die Wissenschaft ausgeübt hat, so möchte man zunächst erstaunen, daß sie bisher doch im Ganzen bescheiden ist. Es ist dies aber ganz erklärlich, denn er war durchaus Geschichtsschreiber, die Geschichtsforschung stand ihm im Dienste der Geschichtsschreibung; nur diese aber ist universitätsgemäß, kann in Seminaren gelehrt und gelernt werden; sie allein hat eine feste Methode. Er selber hat es gewiß für etwas weit Höheres gehalten, ein Menschenalter hindurch das geistige Leben einer Universität und einer Stadt, die zugleich ein Staat ist, zu leiten, als in dieser Zeit einige Duzend Dissertationen arbeiten zu lassen. Die Einwirkung, die er übte, war am stärksten auf solche Naturen, die scheinbar fertig gerade im beginnenden Mannesalter die tiefsergehende Nachgährung durchmachen. Durch einen solchen, den man vor allen seinen Schülern nennen kann, hat er einen weit kräftigeren Einfluß auf das Denken unserer Gebildeten erlangt als durch seine eigenen Schriften: durch Friedrich Nietzsche. Nietzsche hat Burckhardt überschwänglicher gepriesen, als dessen ruhig sachlicher Eigenart, zu der der Prophetenton gar nicht paßte, entsprach; er hat ihn vielleicht allein unmandelbar gelobt, als er schon sein troßiges Vergnügen darin fand, Alles mit seinen Hammer schlägen zu zertrümmern, was er früher verehrt hatte. Er hat guten Grund hierzu gehabt; denn ihm ist Burckhardt das gewesen, als was er ihn pries, der Erzieher. Burckhardt hat den seltsamen Lebensgang seines jüngeren Freundes, diese Tragödie

des schrankenlosen Individualismus, mit Liebe und zuletzt mit wachsender Sorge betrachtet; ihr Ausgang hat ihn tief erschüttert. Wie das Verhältniß dieser beiden erlesenen Geister im Einzelnen war, das kann man, da es auf täglichem Verkehr und nicht auf einem Briefwechsel beruhte, natürlich nicht verfolgen; ich glaube seine Spuren schon in Nießsches tiefsinniger Abhandlung vom Nutzen und Schaden der Geschichte zu erkennen. Die moralische Skepsis, jozusagen der Quiétismus, zu dem seiner Ansicht nach die begreifende und verzeihende Geschichte gelangen muß, hat er doch wohl am ersten bei Burckhardt gefunden. In der nächsten, der glücklichsten Epoche des wandlungsreichen Philosophen ist auch Burckhardts Einfluß am stärksten gewesen. Nicht als ob er je die harte Lehre von der Mitleidslosigkeit getheilt; sie hat Nießsche, um sich von Schopenhauer zu befreien, aus Spinoza genommen, in dem er wohl mit Recht einen geheimen Grundzug der Grausamkeit witterte, Burckhardt huldigte zu sehr dem „*Nil humanum a me alienum puto*“, um mit ihr zu sympathisiren. und so war ihm auch Nießsches gekünstelte Vorliebe für den Orient ganz fremd; was er Nießsche gegeben, das ist die eigenthümliche Weltanschauung, die er sich aus der Renaissance herausgelassen hat: die Betonung der Lebensfreudigkeit, die Erhöhung der Persönlichkeit, der grenzenlose Trieb zur Macht, jene Lebensauffassung, die man einen stark entwickelten Optimismus nennen würde, wenn sich nicht mit diesem ein tiefes Mißtrauen verbände gegen die menschliche Natur, wie gegen die feststehenden Ideale. Die Milde des Skeptikers, wie sie in der „fröhlichen Wissenschaft“ und in „Menschliches, Allzumenschliches“ waltet, entspricht Burckhardts Auffassung wohl am meisten. Man thut dem Philosophen des Individualismus doch Unrecht, wenn man statt dieses Einflusses nach jener Richtung hin den des geschmacklosen Cynikers Stirner setzt. Paradoxen, wie die Beherrschung des Cäsar Borgia, wie sie dann später als Skarifikatur des Renaissance-Ideals bei Nießsche erschienen, wird wohl Burckhardt ruhig auch in die Rubrik: „Menschliches, Allzumenschliches“ verwiesen haben; denn bei ihm erscheint alles das, was Nießsche absolut ausspricht, als historisch bedingt. So weit dann auch, wie schon bemerkt, von Burckhardt der Orakelton und bacchische Hymnenschwung des Zarathustra ablagen, so ist doch sehr wohl möglich, daß auch in dieser großen philosophischen Rhapsodie ein Nachklang seines Wesens athmet; vielleicht hat er die Züge zu dem Idealbild des unabhängigen einsamen Weisen

gegeben, des Erziehers, der die „höheren Menschen“ um sich sammelt, mit dem Nießsche gleichsam eine verbesserte Auflage des antiken Sokrates-Ideals hat liefern wollen, das ihm zu plebejisch geworden war.

Jakob Burckhardts Popularität bei dem größeren gebildeten Publikum beruht weit mehr auf seinen Leistungen als Kunsthistoriker. Hier kommt er freundlich Jedem entgegen, bietet ihm die führende Hand, während er als Kulturhistoriker seine schweren Forderungen an den Leser stellt. Dieser Einfluß ist um so segensreicher gewesen, je breiter er ist. Es giebt überhaupt nur noch ein Beispiel, den Engländer Ruskin, im Uebrigen in Allem der diametrale Gegensatz zu Burckhardt, daß ein einzelner Kritiker und Darsteller so tief auf den Geschmack einer Nation, d. h. derer, die überhaupt Geschmack zu haben im Stande sind, gewirkt hat. Burckhardt ist wirklich, wie der Titel seines kunsthistorischen Hauptwerkes besagt, ein Cicerone geworden — unser Geschmacksvormund, wie R. Justi, der neben ihm am meisten dazu beigetragen, der Kunstgeschichte auch eine Kunstform zu geben, einmal mit einem Anflug von Ironie sagt. Jeder Einzelne hat es oft an sich erprobt, daß der Kunstweisheit Anfang in Italien darin besteht, zu lernen mit Burckhardts Augen zu sehen und ihr Ende, nachdem man sich lange im selbständigen Sehen und Urtheilen geübt hat, in der Freude, sich wieder auf seinen Ausdruck als den kürzesten und erschöpfenden zurückgeführt zu sehen. Kein Samenkorn ist aus diesem Buche gefallen, das nicht Frucht getragen hätte; und es ist amüsant, aus den gelehrten Werken des In- und Auslands nicht minder wie aus den Spalten der Zeitungen und den Rubriken der Reisehandbücher immer wieder die wohlbekannten Züge des Cicerone herausblicken zu sehen. Hier aber beruht, was doch nur selten in der Literatur begegnet, diese Wirkung in der Breite wirklich auf den Vorzügen des Mannes und seines Werkes.

Burckhardt ist ausgegangen von Kugler und Schnaase, er ist dieser Richtung in gewissem Sinne immer treu geblieben. Die technischen Fragen und die Kunstkritik, die sich auf diese allein gründen kann, standen für ihn nicht im Vordergrund. Er hat selten ein Kunstwerk einem Künstler ab-, einem andern zugesprochen; wo er dies einmal that, wie als er den Schleifer der Tribuna Anfangs für ein Werk der Renaissance erklärte, kostete es ihn auch keine Ueberwindung, diese gelegentliche Meinung wieder fallen zu lassen und den Leser besonders hierauf aufmerksam zu machen. In

seiner herrlichen Analyse der antiken Plastik hat er, um jeder Streitfrage aus dem Wege zu gehen, von aller „Kunstlergeschichte“ abgesehen und sie nach den idealen Typen gegliedert, die von der griechischen Kunst gestaltet worden sind. Er wußte, daß er so dem Leser am sichersten die Pforten zum ästhetischen Genuß erschließe, und er sagte sich, daß die Bedeutung der griechischen Kunst, namentlich aber ihre Wirkung auf die Nachwelt eben darin bestanden hat, daß sie in mehr oder minder unvollkommenen Abbildern ihr doch ein Reich typischer Gestalten und Szenen hinterlassen hat, während es für diese Wirkung ganz gleichgiltig ist, ob die Niobidengruppe auf Skopas oder Praxiteles oder auf alle Beide oder auf keinen von Beiden zurückzuführen ist.

Auch in der neueren Kunstgeschichte verfuhr er, wo sich die Gelegenheit bot, nach demselben Grundsatz. Wo er den einheitlichen Styl einer Schule sah, da interessirte es ihn wenig, die kleinen individuellen Nuancen, die sich innerhalb desselben noch geltend machen, peinlich zu verfolgen, denn gerade in dem imposanten Eindruck der Gleichartigkeit beruht die Bedeutung solcher Gruppen. Wie er diesen herauszuarbeiten verstand, dazu braucht man etwa nur seine Schilderung der Nachfolger Giotto's zu lesen, die ein ganzes Jahrhundert italienischer Kunst auf wenigen Seiten umfaßt.

Jakob Burckhardts Ziel war immer, den geistigen Gehalt eines Kunstwerkes zu kennzeichnen und ihm dadurch seine Stellung in der geistigen Gesamtentwicklung anzuweisen. Besteht das Problem, das in einen bestimmten Augenblick dieser Entwicklung dem Künstler gegeben ist und sich ihm gleichsam aufnötigt, in der tieferen Begründung und Wiedergabe der körperlichen Gestalt oder des äußeren Geschehens, so wird er auch dieses mit aller gebührenden Gründlichkeit erörtern, aber er wird alsbald darauf hinweisen, daß bei der weiteren Verfolgung einer solchen Richtung das Höchste erst dann erreicht wird, wenn sie sich bemüht, den geistigen Gehalt ihres Gegenstandes mit ihren Mitteln, so kurz aber auch so eindringlich wie möglich, zum Ausdruck zu bringen. Das ist der Sinn, den er mit seiner ursprünglichen, meisterhaften Schilderung der Frührenaissance verband; darum galt sie ihm mit Recht nur als eine Vorstufe. Darauf beruht der Vorzug, den er durchweg der florentinischen Malerei vor der venetianischen einräumt. Schlecht fahren bei ihm nur die effektvollen Virtuosen, und daß Italien rettungslos gerade ihnen verfiel, gilt ihm eigentlich als der Grund alles Uebels. Wo er selbst bei dem größten Künstler etwas wie

Bravour wittert, kann er deshalb geradezu ungerecht werden; Zeugniß dafür ist seine Behandlung Michel Angelo's, und vor Allem die Correggios, bei dem er die, immerhin reichlichen, Worte der Anerkennung erst seiner Abneigung abnöthigen muß.

Es tritt überhaupt das biographische Element bei Burckhardt ganz zurück; die Künstler mit stark ausgeprägtem individuellen Charakter ziehen ihn weniger an als die, welche den langgetragenen Idealen den endgiltig schönen Ausdruck verleihen, die den Stempel der Vollendung auf das drücken, was andere vorher erarbeitet haben. Daher seine unbedingte Verehrung für Rafael; er vermißt nichts bei ihm, er scheint ihm immer gerade das geleistet zu haben, was die Andern leisten wollten, und er mochte es nicht Wort haben, daß doch unter allen großen Meistern der heutige Künstler am wenigsten von Rafael lernen könne. Nach diesen Richtungen war die Ergänzung Burckhardts nöthig; denn zum abschließenden Verständnis bedürfen wir für das Kunstwerk doch die eingehende Kenntniß des Menschen selber. Kunst- und Literaturgeschichte können unter allen Zweigen der Geschichte am wenigsten die Biographie entbehren, und nicht leicht kann grade hier die Biographie ihren Rahmen zu weit spannen.

Burckhardt ist als Kunsthistoriker merkwürdig früh in Berlin gereist, nachdem ihm die Heimath wohl die großen Kunsteindrücke, Holbein, das Baseler und Freiburger Münster, aber gar keine Belehrung hatte bieten können. Schon in seinen beiden aus den Jahren 1842 und 1843 stammenden Erstlingschriften ist die Uebersetzung über Schnaase und Kugler zu erkennen. In der einen, die die romanischen Kirchen des Niederrheins behandelt, tritt zwar noch die Behandlung der Konstruktion, in der wir jetzt den eigentlichen Werth der romanischen Architektur in ihrer etwas langsamen aber um so bedeutenderen Entwicklung sehen, zurück, um so feiner zeigt sich sein Verständniß für ihren materiellen Werth und die Bedeutung der Dekoration in ihr entwickelt. In der Schlußanmerkung wird wie beiläufig bereits ein Prinzip aufgestellt, das weiter in seinen Händen höchst fruchtbar geworden ist: der Begriff des Moskoto, — später würde er gesagt haben: des Barock. Er findet, daß es in der spielend dekorativen Verwendung von Formen besteht, die ihren alten konstruktiven Sinn eingebüßt haben; jede Stylepoche habe deshalb auch ihr eigenes Moskoto.

In der anderen Arbeit über die Kunstwerke Belgiens besitzen wir bereits, auch in der äußeren Form, einen Vorläufer zum

Cicerone. Er giebt sie bescheiden nur als eine Ergänzung zu Schnaases niederländischen Briefen, die ja wirklich die Bahn für das Verständniß dieser Kunst gebrochen haben; aber man braucht nur zu sehen, wie er Schnaases ziemlich vager und falsch begeisteter Schilderung des Antwerpener Domes eine andere, ein Musterstück der ästhetischen und historischen Analyse eines Bauwerks, gegenüberstellt, um das Verhältniß der beiden zu würdigen. Noch steht er in dieser Schrift ganz auf dem Boden der nordischen Kunst; ein organischer Styl — ein Begriff, den er hier zuerst genauer entwickelt hat, — gilt ihm noch als jedem andern überlegen, der Kölner Dom ist ihm noch das größte Architekturwerk der Welt schlechthin; aber man sieht im Hintergrund schon den Kritiker dieser Kunst, der binnen Kurzem der Prophet Italiens werden sollte. So verfährt er z. B. gegen die überaus zierliche aber auch spielende belgische Renaissance etwas hart, denn die Verwendung der großen Bauglieder der italienischen Kunst zu kleinlicher Tändelei stört ihn; dagegen spricht er unter Rubens Hülle bereits nach Paolo Veronese, und sieht in ihm, übrigens in zu hohem Maße, denjenigen, dessen Einfluß Rubens zur Vollendung geführt habe. Aus dieser niederländischen Epoche hat Burckhardt eine unbedingte Verehrung für Rubens behalten. Ich habe im Gespräch den Eindruck gewonnen, daß ihm Rubens als das größte rein malerische Genie überhaupt, als ein „Held“, wie wohl Anselm Feuerbach sagte, galt. Hier war er bereit Alles zu entschuldigen; denn selbst die Geschmacksünden seiner Zeit habe Rubens in persönliche Tugenden umgewandelt; nur die Damen, so setzte der alte Junggeselle scherzhaft warnend hinzu, solle man erst garnicht versuchen zu Rubens zu befehren. Unter den Aufsätzen seines Nachlasses, die er selber noch zur Herausgabe bestimmt hat, befindet sich denn auch ein solcher über Rubens.

Im Jahre 1855 erschien dann der Cicerone, eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens, wie der Titel besagte, in Wahrheit die erste durchgeistigte Kunstgeschichte Italiens mit der Beschränkung auf jene Werke, die in der alten Heimath geblieben sind. Diesen Ehrenplatz hat der Cicerone bis heute behauptet, aber leider hat Burckhardt zugelassen, daß in den späteren Auflagen jener praktische Zweck immer mehr hervorgekehrt wurde. Nach einer Seite hin war allerdings eine Erweiterung nöthig. Er hat mir selber erzählt, daß er nie südlicher als bis Västum gekommen sei, und er empfand die mangelhafte Kenntniß Süditaliens lebhaft

als eine Lücke; er freute sich selbst mehr als billig, wenn Jemand den Versuch machte, an solchen Punkten mit einer Ergänzung einzuzusetzen. Der Cicerone in seiner ursprünglichen Gestalt war ein edles, fein abgewogenes Kunstwerk, und dieser Eindruck wurde dadurch nicht beeinträchtigt, daß der Text sich auch schon ursprünglich in einzelne Bemerkungen beinahe auflöste; im Gegentheil erwuchs eben hieraus der Eindruck einer beständigen Konversation mit dem geistreichsten Kenner. Es ist ja nun einigermaßen undankbar, über eine Verarbeitung zu schelten, die man fortwährend und im Einzelnen immer gern benützt, trotzdem findet man sich beständig geärgert, indem man sich über Kunstwerke unterrichten will, ein Kunstwerk der Darstellung zerstört zu sehen. So schloß sich früher in ungezwungener Weise in der Entwicklung der Architektur Glied an Glied, von den Tempeln von Pästum bis zum Barockbau; die Gothik erschien hier ganz nach Burckhardts Sinne als eine kurze Unterbrechung der großen einheitlichen Entwicklung, die vom Alterthum über die „Protorennaissance“ zur eigentlichen Renaissance reicht, als eine Art nothwendigen konstruktiven Abenteuers. So war es auch mit der Darstellung der anderen Künste bewandt; ganz äußerliche Gründe der praktischen Brauchbarkeit haben den späteren Herausgeber, Bode, veranlaßt, diese Anordnung umzustürzen. Er ist auch vor tieferen sachlichen Aenderungen nicht zurückgeschreckt. Gewiß ist Bodes Kenntniß der Plastik der Frührenaissance viel gründlicher, als die Burckhardts je sein konnte, war es deshalb aber nöthig, die geistreiche und durchdachte Auffassung Burckhardts in ihr Gegentheil zu verkehren und stylistisch dadurch völlig zu zerstören, daß doch wieder einzelne Fragmente der alten Fassung stehen blieben? Denn Burckhardt bewunderte die Frührenaissance, zumal Donatello, keineswegs so unbedingt, wie es bei den Liebhabern dieses herben Weins jetzt üblich ist. Da der Cicerone doch immer wieder neue Auflagen erlebt, könnte auch einmal ein solche für die Freunde des alten Textes hergestellt werden, die an ein kunstgeschichtliches Werk andere Ansprüche stellen als an ein Lehrbuch der Chemie, das den jeweils neuesten Ueberblick der gesammten Kenntnisse liefern will.

Der Gehalt des Cicerone aber bleibt unverlierbar. Es ist die schärfste Probe, der eine Kunstbeschreibung ausgesetzt sein kann, daß man sie vor dem Kunstwerk selber zu wiederholen vermag — ich sehe dabei freilich von der unter den Reisenden aller Nationen zahlreich vertretenen Spezies der Wiederfäuer ab, die von vorn-

herein einen Genuß darin finden, abwechselnd dem Künstler und dem Kritiker seine Lektion abzuhören. Burckhardt hält diese Probe aus, weil er immer nur den springenden Punkt heraushebt und jeder Phrase abhold ist. Erörterungen, wie die über die Stanzan Raffaels, zu denen jetzt der Herausgeber, als ob es sich um einen Gfells-Fels handle, die aus einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkt geschriebenen Erörterungen Hettners zu Nutz und Frommen, d. h. zur Verwirrung des Publikums, zugefügt hat, oder über jene Kunststrichtung Venedigs, die er so treffend die Existenzmalerei genannt und die er von den etwas pedantischen Aufzählungen Gentile Bellinis über die naive Plauderei Carpaccios bis zu der vollendeten Wiedergabe eines buntbewegten, aber in jeder Linie, jeder Farbennüance harmonischen Lebens bei Paolo Veronese geschildert hat, bleiben unübertroffen. Soll man abwägen, so wird man jedoch den Abschnitten über die Architektur den Preis zusprechen. Sie hat Burckhardt noch in einem zweiten Werk, das er zum Unterschied von Cicerone in späteren Jahren bei erneuter Auflage nochmals ergänzt und umgearbeitet hat, einer „Geschichte der Renaissance“ behandelt. Dieses Buch erscheint zunächst schwer lesbar in dem Gewand eines paragraphirten Systems mit Text und erläuternden Fußnoten, aber es ist eine der reifsten Früchte seines Genies, eine Analyse aller Grundbedingungen und aller Einzellelemente der Renaissancekunst. Es enthält die tiefsten Aussprüche, die er über die Kunst überhaupt gethan; es ist ein Werk, das in dieser tiefgrabenden Art, das Verwickelte aufzulösen und die zusammengefügten ästhetischen Empfindungen in ihre Elemente zu zerlegen, überhaupt nur noch eines seines Gleichen hat: Semper's Styl.

Hier mögen nur einige der Errungenschaften dieser Werke, die oft Entdeckungen genannt werden können, angeführt werden. Burckhardt hat die italienische Gothik, das unschmackhafteste Erzeugniß der Kunstentwicklung der Halbinsel, auf das die Italiener selber so viel Schmach gehäuft haben, obwohl fast alle großen Nationalkirchen ihr angehören, zuerst in ihrem Werth richtig erkannt. Er hat nämlich gezeigt, wie dieser Schritt vom Wege abseits die nothwendige konstruktive Schule für die Renaissance wurde, wie es dieser Gothik nur auf das Eine ankommt, was freilich so ungothisch wie möglich war: weite Binnenräume mit wenig Stützen durch große Bogen zu überspannen — ein Problem, das uns jetzt mehr für einen Bahnhof als für eine Kirche nöthig erscheint —, wie

deshalb in ihr alle gothische Dekoration sinnlos war und gleichgültig behandelt werden mußte. Burckhardt legt seiner ganzen Betrachtung jene Unterscheidung zu Grunde, die durch ihn allgemein geworden ist und erst seit Kurzem etwas modifizirt wird, zwischen einem organischen und einem Raumstyl. Im organischen entwickelt sich das Ganze aus der gegebenen Funktion des einzelnen Baugliedes, aus den Grundmotiven gleichsam naturgemäß, so daß jede Einzelheit auch ihren konstruktiven Zweck hat und keine etwas Anderes scheint als sie ist; im Raumstyl ist eine solche innere Nöthigung nicht vorhanden, sondern durch die harmonische Vertheilung der Räume, durch die gefällige Gliederung der Flächen und das Zusammenstimmen der herrschenden Linien wird der ästhetische Eindruck hervorgerufen. Er hat die Berechtigung und die Nothwendigkeit eines solchen Raumstyles in einer Zeit, wo in Deutschland noch alles griechisch oder gothisch gefinnt war, siegreich erwiesen und zugleich mit Semper, der in Zürich sein Kollege war, die große Schwenkung der deutschen Kunst zur Renaissance am stärksten gefördert. Darüber aber war er nicht im Zweifel, daß auch die Renaissance ihr Höchstes erreicht habe, wo sie ein organisches Kunstwerk schuf, im Zentralbau, im Kuppeldome. Daß Michel Angelo den lichtstrahlenden Tambour der Peterskirche und die wunderbar über den Pfeilern schwebende Kuppel mit ihrer einzig schönen Umrisslinie geschaffen, gilt ihm als seine höchste That. Seine weltgeschichtliche Stellung, meint er wohl, beruht auf dem, was er in den verschiedensten Künsten geleistet, die Sehnsucht der ganzen Renaissancezeit aber habe er mit diesem Werke erfüllt. Und doch vergißt er selbst bei St. Peter nicht zu bemerken: Der traumhafte Eindruck des Schwebens, den der Aufenthalt unter der Kuppel hervorbringe, beruhe auf dem Zusammenstimmen der vielen verschiedenartigen Kurven, die diese mannigfachen Binnenträume überwölben.

Der Raumstyl, wie er ihn erfaßt und gepriesen hat, beruht also ganz und gar auf dem schönen Schein, der freilich kein falscher Schein sein darf. Falsch aber wird er vor Allem dann, wenn er Wahrheit heuchelt — ein Prinzip, das für die Dichtung bereits unsere Klassiker mit besonderem Eifer vertreten haben. Uebrigens ist der Italiener, der eine bald naive bald raffinirte Freude an allen Arten von Kunststücken hat, selbst in der Zeit der Hochrenaissance immer gern geneigt gewesen, diesen Schritt von der Kunst zur Burleske zu machen, man beachte nur das kindliche Be-

hagen, mit dem Basari alle gelungenen Taufendkünsteleien und Taschenpielereien der Kunst registriert. Ein anderes, schwereres Bedenken erhebt sich. Wo die zarte Grenzlinie verläuft, wo der Schein aufhört erlaubte Schönheit zu sein und wo er falsche Affektation, wo er Lüge wird, das läßt sich kaum im Einzelnen sagen. Die Fassade der Cancelleria mit ihren feinen Pilastern zwischen gedämpfter Rustika ist schließlich ebenso unwahr, wenn man auf die Funktion der Pfeiler in ihrem Verhältniß zur Fassade hinauskommen will, oder sogar noch unwahrer als die Säulenbündel und Nischen der Fontana Trevi, die uns die Masquerade eines Triumphbogens vorgaukeln, und doch wird man die eine ein Muster edlen Raumgefühls, die andere ein üppiges, blendendes Bravourstück nennen.

In Jakob Burckhardts Rechtfertigung des Raumstyles liegt zugleich auch die Rechtfertigung des Barock —, darüber kann kein Zweifel sein. Er ist dieser Konsequenz auch nicht aus dem Wege gegangen. Sein Herz zieht ihn freilich weit mehr zur Frührenaissance, die zugleich so ehrlich und so heiter ist, die die strengen Rustikapaläste thürmt, aber über Pfeiler, Thüren und Wölbungen der Kirchen das Füllhorn ihrer feinen Dekoration ausgießt, in der frohen Zuversicht, daß sich immer Beschauer finden werden, die Muße genug haben, allen diesen steigenden Ranken, diesen verschlungenen Greifen und pickenden Vögeln mit den Augen nachzufolgen; seine volle Begeisterung gehört der maßvollen Schönheit der Hochrenaissance, die im Vollbesitz aller Kunstmittel so weise mit ihnen Haus zu halten versteht; aber sein Bedeutendstes hat er demungeachtet in der Schilderung des Barock geleistet. Wenigstens diesen Abschnitt hat er auch in den späteren Auflagen des Cicerone nicht aus den Händen gegeben.

Als Burckhardt zum ersten Mal diese Darstellung veröffentlichte, herrschte bei Gebildeten und Künstlern noch eine Auffassung der Barockkunst, die nicht genug Worte der Verachtung finden konnte. Ich weiß nicht, wie damals diese Darstellung aufgenommen worden ist, die gar nicht begeistert ist, die mit scharfen Worten alle wirklichen Schwächen und alles falsche Raffinement dieser Kunst aufdeckte, die eben nur sorgfältig analysierte und dabei, selbst wo sie Mißbrauch feststellte, noch auf Schätze künstlerischer Weisheit stieß. Das aber kann man sagen, daß sie vereint mit Rankes Päpsten überhaupt erst ein Verständniß für die Zeit der Spätrenaissance erschlossen hat. Unzähligen muß erst seitdem die Reise nach Italien ein Vergnügen geworden sein; man kann sich früher den Zustand

Derer, die da glaubten in das Land des idealen Geschmacks gekommen zu sein und sich zu dem verzweifeltsten Versuch genöthigt sahen, die sparjamen Brocken der Antike und der Hochrenaissance aus der Fluth des Barock herauszufischen, jetzt nur noch schwer vorstellen. Freilich hat der Umschwung der Meinung, den jene Kapitel des Cicerone eingeleitet, seitdem zum entgegengesetzten Extrem geführt. Burckhardt hätte dies am wenigsten gebilligt; denn indem er alle Mittel auseinandersetzte, mit denen die Barockkunst ihre Effekte erzielte, indem er selbst den tollsten Wagemüthen oft noch eine humorvolle Seite abzugewinnen wußte, vergaß er doch nie zu betonen, daß sie eben nur eine effektvolle, meist effektloschende Kunst sei. Sehr schön hat er z. B. den malerischen Werth der Barock-Architektur und selbst ihrer Plastik, der er sonst gründlich abgeneigt ist, hervorgehoben, aber er dringt immer wieder darauf, daß man nicht den malerischen Eindruck mit dem selbständigen Kunstwerth verwechseln soll. Bisweilen macht ihn sogar ein besonders poetisch-malerischer Anblick etwas mißtrauisch, und in einem Falle, bei San Marco in Venedig, sogar ungerecht. Da aber, wo ein Künstler durch die Anpassung an einen gegebenen Raum ohne Verzicht auf architektonische Wahrheit zugleich den höchsten malerischen Eindruck erzielt, wie Peruzzi in seinen römischen Stadtpalästen, ist er des Lobes voll. Ich sehe noch seine Entrüstung, als ich ihm, eben aus Italien wiederkehrend, Bericht erstattete, wie jetzt Palazzo Massimo und Palazzo Vinotte an breiten Straßen stünden. Den Dom von Mailand mochte er überhaupt nicht leiden, seitdem er aber, seiner malerischen Umgebung entkleidet wie eine Zuckertorte auf dem Präsentirteller steht, haßte er ihn, und das Schiedsrichteramt über die neuen Fassadenentwürfe, das ihm die italienische Regierung anrug, hat er rundweg abgeschlagen.

Jakob Burckhardt hätte nicht in erster Linie der Kulturhistoriker sein müssen, wenn er nicht auch in der Kunst gern ihren Beziehungen zum Leben, ihren feineren Verzweigungen im täglichen Dasein nachgegangen wäre, wo sich ihre bildende Kraft erst recht zu bewähren hat. Noch aus seinem Nachlaß werden mehrere Aufsätze über das Publikum und über die Sammler der Renaissancezeit erscheinen. Vor Allem aber interessirte ihn die Dekoration. Fast ein Drittel seiner Geschichte der Renaissance hat er ihr gewidmet, und es ist dies das originellste des ganzen Werkes. Jeder Stoff, ob edel oder unedel, jede Aufgabe, vom Majolikateller und der Hauslaterne bis zu Palladios idealer Theatergenrie

kommt hier zur Geltung, ohne daß er sich je in den Kleinram verlöre, der sonst die Erbünde der kunstgewerblichen Literatur ist. Und auch hier hat er einer der stärksten Geschmacksrichtungen unserer Tage vorgehend die Wege gewiesen. Was er auch im Kleinsten noch suchte und fand, war die maßvolle Schönheit, die sich mit dem Erreichbaren bescheidet. So lehnte er die vielbewunderten Majoliken von Urbino in ihren Versuchen, Rafael für Teller und Schüsseln und noch dazu ohne Rücksicht auf Rand und Deckel zu verarbeiten, als geschmacklos, als eine Verkennung der Grenzen der Gattung, ab und hob die mit einfachen, richtig vertheilten Ornamenten verzierten hervor. Auch hier mag man sagen: es war das Erbtheil Goethe'scher Kunstauffassung, das er antrat.

Lag es nun hieran, daß er, der das rastlose unbefriedigte Vorwärtstreben des Individuums als Grundzug der Renaissancekultur erwiesen hat, sich peinlich berührt fühlte, wo er diesem Zuge, „dem dämonischen“, in der Kunst begegnete? Nur vor Leonardo, in dem er den Idealmenschen der Renaissance erblickte, dessen Umrisse man immer nur von Weitem werde ahnen können, schwieg auch dieses Bedenken. Schon Mantegna gegenüber ist er aber merkwürdig kühl; er ist ihm zu sehr Experimentator, und Correggio hat er wohl im Grunde für einen frivolen Kunstverderber gehalten, er hatte einen tiefen Argwohn gegen seinen künstlerischen Charakter und hat ihn einmal mit dem härtesten Wort als „verbuhlt“ bezeichnet. Anders steht er Michel Angelo gegenüber, dem „Mann des Schicksals“, wie er ihn nennt. Er bewundert ihn, aber er liebt ihn nicht; es erfüllt ihn mit Groll, daß er alle Grenzen der Künste verrückt, daß er sie bei seinem Scheiden verwirrt und rathlos gelassen, weil er eine neue willkürliche Formensprache, die kein Anderer nach ihm handhaben konnte, für seinen Gebrauch geschaffen. Burckhardt war der Ueberzeugung, daß Michel Angelo die Hauptschuld am Verfall der italienischen Kunst trage, daß er ihr das Mark ausgezogen habe. Aber das Alles faßte er als ein unvermeidliches Schicksal; das ist das Loos der Titanen. Wer möchte leugnen, daß ein groß Stück Wahrheit in dieser Kennzeichnung liegt? Nicht sie wird man Burckhardt bestreiten, sondern grade hier einmal die Beurtheilung des Einzelnen. Rückhaltslos giebt er sich nur dem Eindruck der Decke der Sixtina hin, vom Weltgericht aber spricht er fast wie Pietro Aretino. „Der brutale Ruf nach Vergeltung“ — man sieht, es ist dieselbe Antipathie wie gegen Dante's Hölle, durch die das Wild inspirirt worden ist. Selbst das Lob, das er dann spendet:

„Vom malerischen Standpunkt sei das Werk ewiger Bewunderung werth“, will nicht recht passen, da doch Michel Angelo eben hier auf die wichtigsten Mittel malerischer Darstellung verzichtet. Weniger noch hat ihn Michel Angelo als Bildhauer angesprochen, in der Kunst, die er eigentlich als die seine bezeichnet hat. Ich muß gestehen, daß das die einzigen Stellen bei Burckhardt sind, die ich ungern lese, findet sich doch hier sogar die einzige Geschmacklosigkeit, die er sich hat zu Schulden kommen lassen: Er räth, den David durch ein Verkleinerungsglas anzusehen.

Doch wir würden selbst das Verkleinerungsglas am unrechten Orte anwenden, verweilten wir bei dieser Schwäche. Und hängt sie nicht zusammen mit dem Edelsten, was er geleistet? Ihm war theatralische Pose zuwider, und unzweifelhaft hat Michel Angelo eine Anlage zu solcher; man sehe seinen Adonis, seinen Apollo, seinen Sieg und das Urbild aller theatralischen Revolutionäre, seinen Brutus! Das ist Alles wohl Natur, aber forcirte Natur. So hat es Michel Angelo etwas verschuldet, daß ihn die Nachwelt und vielleicht schon die Mitwelt selber in die Theaterpose verjetzt hat. Dagegen lehnte sich bei Burckhardt sowohl der Skeptizismus wie das Schönheitsgefühl, wie die historische Gerechtigkeit auf, und der Widerspruchsg Geist führte ihn etwas zu weit. Für ihn war die Kunst ein Reich der Schönheit und des Ebenmaßes, — der Bahnbrecher des modernen Geschmacks hat wirklich Zeit Lebens dieser altmodischen Ansicht gehuldigt —; er glaubte an die großen Ideale, die der Künstler zu verwirklichen berufen ist, die aber über ihn hinausreichen; und wir mögen uns, wenn er gegen Michel Angelo wirklich ungerecht war, damit trösten, daß er in dieser Kunstgesinnung mit ihm zusammentraf, dessen ästhetisches Glaubensbekenntniß darin bestand, daß der Künstler keine Gestalt schaffe, die nicht der Marmor zuvor in sich enthalte, und deren Seele er nicht aus dem Gestein mit dem Stahl in der Hand lösen müsse.

Deutschland und der Ultramontanismus.

Von

Gans Delbrück.

Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bekämpfung. Von Graf Paul von Hoensbroech. Berlin, Verlag von Hermann Walther (Friedrich Bechly). 318 S. 4 M.

Seitdem Graf Paul von Hoensbroech im Mai 1893 in diesen „Jahrbüchern“ seinen „Austritt aus dem Jesuitenorden“ erklärte und begründete, ist er ein regelmäßiger Mitarbeiter unserer Zeitschrift geblieben und hat unsern Lesern über das innere Leben der heutigen katholischen Kirche und die Beziehungen dieser Kirche zur übrigen Welt nach den verschiedensten Richtungen Aufschlüsse gegeben und Belehrung geboten. Seine Beiträge werden unsern Lesern stets ein ganz besonderes Interesse gewährt haben und sie mußten einen um so größern Eindruck machen, als trotz der allmählich immer tiefer und breiter werdenden Kluft zwischen dem ehemaligen Ordensmann und seiner ehemaligen Kirche und ehemaligen Freunden die Schriften des Grafen nach wie vor, bei aller Entschlossenheit des Kampfes, doch frei von jeder persönlichen Gehässigkeit, stets ein ruhiges, sachliches Urtheil bewahrten und nie durch Leidenschaft, sondern immer nur durch die Wucht der Thatfachen und die Logik der Schlußfolgerung zu gewinnen suchten.

Graf Hoensbroech hat sich nunmehr entschlossen, seine Auffassung von dem Wesen des Ultramontanismus und dem Verhältniß, in dem das deutsche Reich zu ihm steht und sich zu ihm stellen sollte, systematisch auszuarbeiten und in einem handlichen Buche der politischen Welt Deutschlands vorzulegen. Vieles davon

ist den Lesern der „Preussischen Jahrbücher“ bereits bekannt, noch sehr viel mehr aber ist an dieser Stelle zum ersten Male ausgesprochen und verdient allseitige Beachtung und sorgfältigste Prüfung.

Graf Hoensbroech geht aus von der prinzipiellen Unvereinbarkeit der heutigen katholischen Kirche mit der Staatsordnung. Der Herrschaftsanspruch dieser Kirche ist so unbeschränkt und absolut, daß schlechterdings kein selbständiger Staat, kein selbständiges Recht neben ihm bestehen kann, sobald die Kirche die Macht erlangt, ihren Anspruch durchzusetzen. Graf Hoensbroech belegt diesen Satz mit einer Fülle authentischer Erklärungen der Päpste und unbestrittener Thatsachen und unter historisch und politisch gebildeten Persönlichkeiten kann darüber überhaupt kein Streit herrschen: die Lehre der heutigen katholischen Kirche schließt prinzipiell jede selbständige Staatsgewalt aus. Dieser Herrschaftsanspruch der Kirche aber, sagt Graf Hoensbroech weiter, ist nicht ein Ausfluß der katholischen Religion, im Gegentheil, er ist ein Mißbrauch, eine sehr weit zurückgehende Mißbildung, das Widerspiel der Religion. Es giebt katholische Religion ohne diesen Herrschaftsanspruch; denn es hat sie viele Jahrhunderte gegeben. Erst vom 8. und 9. Jahrhundert an hat sich die Kirche in diese falsche Bahn reißen lassen. Aussprüche älterer Päpste, namentlich Gelasius I. und Gregors I., die der Autor nicht unterläßt, zum Besten katholischer Leser wörtlich anzuführen, verdammen die Einmischung der Kirche in die weltlichen Dinge ausdrücklich und in der stärksten Weise. Die Kirche muß sich von diesen ihren weltlichen Gelüsten wieder befreien; die heutige katholische Kirche ist in Wahrheit nicht katholisch, diesen Namen darf man ihr nicht zugestehen, sie ist ultramontan.

Ähnliche Sätze sind schon oft ausgesprochen worden, aber ebenso oft ihnen die Behauptung entgegengesetzt, daß die ultramontane Kirche mit Papst und Hierarchie, und die katholische Religion eine untrennbare Einheit bilde; es gäbe keine katholische Religion ohne das Priesterthum und kein Priesterthum ohne seinen Herrschaftsanspruch. Wer den Ultramontanismus bekämpfen und bloß ihn bekämpfen wolle, bekämpfe darum doch immer und ohne es vermeiden zu können, den Katholizismus und die katholische Religion.

Die Wahrheit ist, daß beide Behauptungen, so entgegengesetzt sie einander sind, einander doch nicht völlig ausschließen. Graf Hoensbroech geht darin zu weit, daß er die heutige „ultramontane“

Kirche für eine bloße Mißbildung erklärt. Sie ist allerdings erst seit dem 9. Jahrhundert so geworden, aber eine durchaus konsequente und historisch nothwendige Ausbildung der katholischen Grundgedanken. Die Jahrhunderte und nun gar die Jahrtausende irren sich nicht so sehr: eine so große, so alte, so mächtige Thatsache wie die römische Kirche ist schon sich selbst ihr Beweis ihrer eisernen, unerbittlichen Nothwendigkeit.

Trotzdem ist sie nicht identisch mit der katholischen Religion. Sie lebt in einem inneren Widerspruch, zu dem ihre eigene Entwicklung sie geführt hat: der Papst will der Statthalter Christi sein, der gesagt hat, „mein Reich ist nicht von dieser Welt“, und beansprucht doch direkt ein weltliches Königreich, den Kirchenstaat für sich und indirekt ein Oberkönigthum über die ganze Erde und alle anderen Könige. Wer da sagt, nur auf jenen Ausspruch Christi ist unsere Religion aufzubauen, muß zu dem Schluß kommen, daß in der heutigen katholischen Kirche überhaupt keine Religion, daß sie zum Widerspiel der Religion ausgeartet sei. Wer weiter sagt: die unbedingte Anerkennung des päpstlichen universalen Oberkönigthums ist ein integrierender Bestandtheil der katholischen Religion, muß zu dem Schluß kommen, daß kein getreuer Unterthan eines anderen Königs, überhaupt kein treuer Bürger irgend eines selbständigen Staates Katholik sein kann. Prinzipiell ist diese Antinomie unlösbar: praktisch wird sie gelöst. Der Herrschaftsanspruch des Papstes ist so weit von der Verwirklichung entfernt, daß die Menschen leben, glauben und sterben können, ohne von beiden Seiten zugleich in Anspruch genommen zu werden. So bildet sich die Vorstellung einer katholischen Religiosität, die nur einen Theil, einen kleineren oder größeren, vielleicht nur einen sehr kleinen Theil des hierarchischen Herrschaftsanspruches thatsächlich gelten läßt. Mag die Inkonsequenz noch so groß sein — die Menschheit lebt überhaupt in, ja man darf vielleicht sagen, von der Inkonsequenz. So giebt es auch inkonsequente Katholiken, das heißt Katholiken, in denen der hierarchische Gedanke das Christenthum nicht erstickt hat, Katholiken, die im Staate und mit denen der Staat leben kann. Es ist fast spaßhaft, zu lesen, wie Graf Hoensbroech die Inkonsequenz der katholischen Politiker in Deutschland schildert. „Peter Reichensperger und Graf Landsberg-Wehlen wissen nicht, was eine päpstliche Verurtheilung bürgerlicher Staatsgesetze zu bedeuten hat; Windthorst weiß nicht, daß der Ausdruck „Schwesterkirche“, auf die evangelische Kirche angewandt, eine „Ketzerei“ ist. Freiherr von Loë

weiß nicht, daß die römische Inquisition die schwersten Strafen bis zur grausamsten Todesstrafe über „Keger“ verhängte; Dr. Dittrich weiß nicht, daß der Staat dem Ultramontanismus gegenüber keine wahre Selbständigkeit besitzt und daß die Schule ausschließlich der ultramontanen Kirche gehört; Kaplan Dasbach weiß nicht, daß der Ultramontanismus das Recht beansprucht, Fürsten abzusetzen; die Herren Gröber und Rintelen wissen nichts von den wichtigen Bestimmungen des ultramontanen Ehrechts.“ Der Nachweis dieser „Unwissenheiten“ ist zum Theil z. B. Professor Dittrich gegenüber in unseren „Jahrbüchern“ geführt worden und hat in der ultramontanen Presse kein Wort des Widerspruch erfahren: Beweis genug, daß man sich in unentrinnbarer Verlegenheit befindet; man wagt mit der Sachkenntniß dieses Gegners den Kampf garnicht aufzunehmen.

Soll der Staat, soll im Besonderen das deutsche Reich sich nun mit solchen Staatsbürgern, ihrem Gehorsam und ihrer Treue aus Inkonsequenz oder „Unkenntniß“ zufrieden geben?

Um vor dieser Politik zu warnen, hat Graf Hoensbroech sein Buch geschrieben. Es ist richtig, sagt er, daß Rom gegen alle die Irrlehren und Ketzereien, die die deutschen katholischen Parlamentarier vortragen, um die Rolle guter deutscher Staatsbürger spielen zu können, schweigt und sie ruhig hingehen läßt, aber nur um den richtigen Augenblick abzuwarten, wo die wahre katholische Lehre im Sinne Roms ihr Haupt zu enthüllen hat. Die Ideen haben ihre Konsequenz, die sich wohl eine Zeit lang verbergen, aber nicht dauernd unterdrücken läßt. Mit unfehlbarer Sicherheit wird der Tag einmal kommen, wo alle jene Versuche der Abschwächung, der Vermittelung, der Vertuschung bei Seite geworfen und den deutschen Katholiken die ganze Folgerichtigkeit der päpstlichen Lehre abverlangt wird. Dann sind sie viel zu tief in das ultramontane System verfangen, zu sehr verstrickt in den Banden des kirchlichen Gehorsams, um sich dem Gebot des Vaters der Gläubigen entziehen zu können, dann müssen sie sich gefallen lassen, zu den Sturmkolonnen gegen den protestantischen deutschen Kaiser, der nicht anerkennen will, daß Alles was getauft ist, dem Papste angehört, zusammengeballt zu werden.

Dieser Gefahr vorzubeugen, ist die höchste Aufgabe der deutschen Politik. Nichts ist falscher, als die große Zukunfts-Gefahr des deutschen Reiches in der Sozialdemokratie zu sehen: so groß diese Gefahr sein mag, sie ist verschwindend gegen die Gefahr des

Ultramontanismus. Der Abschnitt, in dem Graf Hoensbroech diese beiden Bewegungen miteinander vergleicht, bildet meines Erachtens den Höhepunkt der Darstellung. Mit unausweichlicher Logik und in hinreichender Sprache führt er Punkt für Punkt, nach Prinzipien, äußerer Erscheinung, realer Macht, Supposition eines Sieges den Vergleich der beiden Tendenzen durch, um unwiderleglich zu zeigen, daß der Ultramontanismus der bei Weitem böfere und gefährlichere Feind des deutschen Reiches ist.

Vor 25 Jahren wäre eine solche Darlegung in Deutschland mit einem Sturm des Beifalls begrüßt worden: heut ist es die Stimme eines Predigers in der Wüste. Selbst die alte Garde des Kartells von 1887, wenn sie gegen das reichsfeindliche Zentrum zum Sammeln bläht, magt doch nicht so weit zu gehen, daß sie die sozialdemokratische Gefahr dagegen für die mindere erklärt: sie will gegen beide zugleich schlagen -- um desto sicherer in die Luft zu treffen. In Wahrheit ist auch der Kampfesmuth sehr gering: schon seit Langem wird gar keine positive Forderung mehr aufgestellt, sondern nur noch negativ Abwehr des wachsenden ultramontanen Einflusses verlangt. Ja in dem Kartell-Reichstag von 1887 selbst dauerte der Zusammenschluß gegen das Zentrum ja nur einen Moment; wenige Monate nach dem Zusammentritt war — bei der großen Frage der Erhöhung der Getreidezölle — das Zentrum bereits wieder der Herr der Situation und der Abgeordnete Windthorst der Führer des Parlaments.

Um eine Liga zur Bekämpfung und Unterdrückung des Ultramontanismus zu bilden, muß vor Allem ein positives Programm aufgestellt, ein System von Maßregeln vorgeschlagen werden, das geeignet erscheint, den Drachen zu überwältigen. Einfach auf die alte Kulturkampfgesetzgebung zurückzugreifen, ist in jeder Beziehung ausgeschlossen und wird von Niemand entschiedener verworfen als von Graf Hoensbroech. Auch er schließt sich der allgemeinen Meinung an, daß der Kulturkampf ein verlorener Krieg des Fürsten Bismarck gewesen sei und will, indem er den Kampf wieder aufnimmt, daß er in ganz anderer Art geführt werde.

Ob die Mittel, die er vorschlägt, zum Ziel führen würden und durchführbar sind, darauf kommt es an. Aber ehe wir darauf eingehen, müssen wir noch ein Wort über den Kulturkampf reden.

Der Inhalt der kirchlichen Gesetzgebung von 1874/75 war, dem katholischen Klerus durch ein staatliches Miterziehungsrecht ein solches Maß nationaler Bildung zu sichern, ihn in seiner welt-

lichen Stellung nicht bloß vom Bischof abhängen zu lassen, sondern ihn auch unter einen gewissen Einfluß des Staates zu bringen und auch den einzelnen katholischen Kirchengemeinden eine gewisse Unabhängigkeit von den geistlichen Oberen zu gewähren. Durch alle diese Einwirkungen sollte der starre ultramontane Geist des neueren Katholizismus abgestumpft und eingedämmt, ein von Rom einigermaßen unabhängiger, deutscher katholischer Klerus erzogen und so die katholische Hälfte des Volkes mit der evangelischen zu einer Annäherung gebracht und zu einer engeren, durch die religiöse Spaltung weniger gefährdeten nationalen Einheit verbunden werden.

Den größten Theil dieser gesetzlichen Bestimmungen hat man fallen lassen müssen. Statt einer Annäherung der katholischen Bevölkerung an die evangelische, statt der Anbahnung einer trotz konfessioneller Verschiedenheit doch im Grunde einheitlichen christlichen Gesinnung ist eine schärfere Spannung zwischen Protestanten und Katholiken eingetreten, als seit Jahrhunderten. Enger als je sind die deutschen Katholiken mit Rom verbunden und durch sie ist der Papst eine Art Mitregent in Deutschland; ein Viertel bis ein Drittel der deutschen Volksvertretung gehorcht ihm. In dieser Richtung also hat der Kulturkampf sein Ziel völlig verfehlt und es ist nur natürlich, daß der Krieg schlechtweg als ein verlorener gilt.

Es giebt Leute in Deutschland, die meinen, der Kulturkampf sei nur deshalb verloren worden, weil man nicht lange genug ausgehalten habe; ja die Katholiken seien bereits nahe daran gewesen, sich zu unterwerfen, als der Staat plötzlich anfang, weich zu werden. Diese Anschauung darf wohl einfach als eine naive bezeichnet werden; man kann die Wirklichkeit der Dinge nicht stärker verkennen, die richtigen Begriffe nicht mehr verwirren, als durch solche Lustspiegelungen von angeblich nahen Erfolgen.

Ganz anders lautet das Urtheil eines so eingeweihten Sachkenners wie des Grafen Hoensbroech. Der Kulturkampf ist nicht bloß verloren gegangen, er mußte verloren gehen, sagt er, weil er auf eine ganz falsche Weise geführt wurde. Das Programm war zwar richtig und vom Fürsten Bismarck selber deutlich und bestimmt bezeichnet: den Ultramontanismus, d. h. die hierarchische Gewalt zu bekämpfen und die katholische Religion zu schonen, aber es ist nicht eingehalten worden. Man hat thatächlich die Katholiken in ihrer Religion angegriffen und verletzt und das hat den stärksten Widerstand hervorgerufen, dessen die menschliche Natur überhaupt

fähig ist. Dieser religiöse Widerstand der festgeschlossenen Masse der deutschen Katholiken war unüberwindlich. Graf Hoensbroeck meint, wesentlich die bureaukratische Ungeschicklichkeit des preußischen Beamtenthums in der Formulirung wie in der Durchführung der Maigeetze sei schuld gewesen an dieser großen Verirrung, die in die Niederlage führte.

Sollen wir aber wirklich glauben, daß Fürst Bismarck sich so sehr von seinem Beamtenthum ins Schlepptau nehmen ließ? daß er gar nicht beachtet und gemerkt habe, daß er einen ganz anderen Weg geführt wurde, als er wollte? daß in dem Jahre langen Kampf der Fehler ihm nie zu Bewußtsein gekommen, oder daß er nicht mehr im Stande gewesen sei, sich auf den rechten Weg, den er doch prinzipiell mit solcher Sicherheit bezeichnet hatte, zurückzufinden? Er selber hat unter den zahlreichen Maskenscherzen, mit denen er in den letzten Jahren die Welt unterhalten, wohl auch einmal die Lämmlein-Miene angenommen, aber wer es erlebt hat, weiß, was das zu bedeuten hat.

Wenn ich den Fürsten Bismarck recht beurtheile, ist er sehr weit entfernt, zuzugestehen, daß der Kulturkampf mit einer einfachen Niederlage des preußischen Staates geendigt hat; deshalb, weil er sich niemals der Illusion hingeeben hat, daß er durch den Zwang der Gesetzgebung die deutschen Katholiken mit einem neuen Geiste erfüllen könne. Der Kampf ist ihm nie etwas anderes als eine politische Aktion gewesen. Es kam ihm nicht darauf an, irgendwie den kirchlich-religiösen Sinn der deutschen Katholiken zu beeinflussen, sondern es kam ihm darauf an, ihnen als den Feinden der neuen Reichsbildung unter preußischer Führung eine Schlacht zu liefern. Als es ihm gelungen war, Herrn von Mühler zu stürzen und er sich nach einem neuen Kultusminister umschaute, da verlangte er nach „einem Saupacker auf Schwarzwild“. Wie dieser Kampf im Einzelnen geführt wurde, war ihm gleichgültig; nur Schärfe, immer größere Schärfe verlangte er vom Kultusministerium. Diese Katholiken hatten dem Neubau des Reiches entgegengearbeitet: nun wohl, sie sollten fühlen, was es heiße, „Reichsfeind“ zu sein.

Vom modernen Standpunkt erscheint es unter allen Umständen als ein Fehler, daß man sich nicht auf die Unterdrückung und Unterbindung der kirchlichen Herrschaftsmittel beschränkte, sondern auch in das innerste Herzensgebiet der religiösen Ueberzeugung eingriff. Aber dieser Vorwurf ist leichter erhoben als vermieden. Es ist damals durchaus nicht zugegeben worden (vielleicht einzelne Fälle

ausgenommen) daß man die Gewissen bedränge oder gar bedrängen wolle und wenn es geschah, so hieß es, das sei nicht Schuld der Staatsgesetze, sondern der katholischen Hierarchie, die sich diesen Gesetzen nicht unterwerfen wolle, sondern gegen sie rebellire und dadurch die geordnete Seelsorge verhindere. Nicht der Staat störe die Religion, sondern die Kirche treibe Politik.

Ist aber Religion von Kirche und Kirche von Politik überhaupt abzuschneiden? Es ist eine zwar sehr verbreitete, aber sehr oberflächliche Vorstellung, daß das möglich sei. Die Religion ist nicht bloß etwas Subjektives, sondern hat ihre Wurzeln in dem tiefsten menschlichen Gemeingefühl. Die Menschheit schließt sich nicht bloß in dem einen Verband zusammen, den wir Staat nennen, sondern hat zugleich den Trieb auf eine zweite Vereinigung, die in ihrem Wesen grundverschieden ist, die religiöse. In welchem Verhältniß diese beiden geistigen Organismen, Staat und Kirche, zu einander stehen, wie sie zusammen, wie sie gegeneinander wirken, darauf beruht, neben dem Gegensatz der Nationen, ganz wesentlich der Fortgang der Weltgeschichte. Die Wirthschaftsformen, die gewisse moderne Pseudo-Historiker in den Mittelpunkt stellen wollen, bilden nur die materielle Grundlage. Ist es wahr, daß die Kirche oder ganz allgemein die religiöse Genossenschaft nicht bloß eine Aeußerung oder ein Bedürfniß des Individuums ist, sondern auf die Allgemeinheit hinstrebt, so ist damit gesagt, daß sie ihrer Natur nach und nothwendig ein politisches Element in sich schließt. Die vielverlangte absolute Trennung von Religion und Politik ist also ein Unbegriff: noch nie ist es Jemand gelungen, die Grenzen zwischen Beiden aufzuzeigen. Der Vorwurf, daß der preußische Staat durch die Maigesetzgebung der Religion zu nahe getreten sei, löst sich daher auf in den Streit um die Grenze: der Staat setzte sie anders als die Kirche; der Staat hat in der That die religiösen Gefühle der Katholiken verletzt, aber nicht deshalb, weil er gewisse natürliche Grenzen, sondern weil er die von der katholischen Kirche gesetzten Grenzen der Religion überschritten hat. Hätte er das nicht gethan, so hätte er überhaupt keinen energischen Kampf führen können. Auf einen wirklichen, energischen Kampf aber kam es an; nicht bloß Uebergriffe und Anmaßungen zurückzuweisen, sondern Wunden, schmerzende, schwere Wunden zu schlagen, war die Absicht des Führers, der Befehl des Feldherrn. Bedrängniß der Gewissen? Wohl, das Gewissen ist ein besonders empfindliches Organ — drückt schärfer, dann werden sie bald Frieden

anbieten. Der humane Sinn des Jahrhunderts ließ ohnehin keine wahrhaft grausamen Mittel zu und nach der religiösen Auffassung des Protestantismus waren es noch gar keine Gebiete des Gewissens, in die man eindrang.

Was ist unter diesem Gesichtspunkt der Erfolg des Kampfes gewesen? Zunächst der, daß eine brauchbare Reichstags-Majorität zusammengeschweift wurde. Seit 1866 stand die Regierung ja auf dem Kompromiß-Fuß mit den Nationalliberalen. Aber noch hatte diese Partei die alten politischen Unarten des Liberalismus keineswegs völlig abgelegt und überwunden. Das Wohlgefühl Opposition zu sein, wollte man nicht sogleich ganz entbehren: wie Vielen schienen eigentlich Liberalismus und Opposition identische Begriffe! Auf das Heftigste wurde bei dem neuen Strafgesetzbuch darum gekämpft, ob die Todesstrafe abgeschafft werden solle. In der Grundfrage des neuen Staatsgebildes, der Sicherung des Bestandes der Armee, war die nationalliberale Partei nicht weiter zu bringen, als bis zu einer provisorischen Lösung und noch heute schleppen wir uns mühselig von einer Septennats-Station zur andern. Trotz allen Gegenjazes gegen den Kumpf der in der unentwegten Opposition verharrenden Fortschrittspartei konnte man sich doch nicht entschließen, dem Ideal der großen allumfassenden liberalen Partei zu entsagen. Erst der Kulturkampf ist es gewesen, der trotz Allem die nationalliberale Partei zu einer brauchbaren Regierungspartei erzogen hat. Die unbedingte Nothwendigkeit, im Kampfe gegen den katholischen Obskurantismus mit der Regierung zusammenzugehen, machte die Partei auch auf den anderen Gebieten des politischen Lebens gefügig und da nun im Kampfe gegen die katholische Kirche sogar die Fortschrittspartei Anwandlungen von Regierungsfreundlichkeit empfand — ist es doch Herr Birchow gewesen, der das Wort „Kulturkampf“ geprägt hat — und die Konservativen als protestantisch Orthodoxe sich zur Gefolgschaft verpflichtet hielten, so kamen Reichstage mit zwar nicht ganz geschlossener, aber verwendbarer Majorität zusammen. Was ist es, was die Leute vermiffen, wenn sie heut von Versumpfung des Parteilebens sprechen? Was sie vermiffen, ist der große Gegner, gegen den sie sich ereifern, gegen den sie sich zusammenscharen, auf den sie herzhast loschlagen können. Einen ordentlichen Gegner zu haben, ist immer einer der ersten Grundsätze der Bismarckschen Staatskunst gewesen: erst die Liberalen, dann die Ultramontanen, dann die Sozialdemokraten, zuletzt versuchte er es mit den Polen.

Als er 1871 aus dem Kriege zurückkam, fand er das neugebildete Zentrum vor: er konnte sich nichts Besseres wünschen: die Kampfesleidenschaft gegen das Zentrum schuf ihm das kampfesfähige parlamentarische Heer.

Noch größer aber war der Erfolg bei dem Zentrum selbst. Kein Zweifel, daß das Zentrum, als es gegründet wurde, „reichsfeindlich“ war. Heute ist dieses Wort so gut wie verschollen. Zwar nehmen die konservativen und die nationalliberale Partei für sich in besonderem Maße in Anspruch, „nationale Parteien“ zu sein und sprechen damit dem Zentrum diese Eigenschaft ab, aber das ist nur noch eine indirekte Achtung. Direkt wird dem Zentrum die „Reichsfeindlichkeit“ nicht mehr vorgeworfen. Wie wäre es auch möglich, da das Zentrum bei der Schaffung der Zölle, „zum Schutze der nationalen Arbeit“, für die soziale Gesetzgebung, für die nationale Rechtsinheit des bürgerlichen Gesetzbuches so wesentliche Hülfe geleistet hat? Noch fehlt zwar viel, daß das Zentrum in den entscheidenden Fragen, den Fragen der Wehrmacht, irgend welche Zuverlässigkeit zeigte, aber von der prinzipiellen, partikularistischen Opposition der 70er Jahre hat es sich weit entfernt: durch Niemandes Anderen Verdienst, als des Fürsten Bismarck und des Kulturkampfes. Das scharfe Schwert des ersten Kanzlers hat in diesem Kampfe die Partei so lange verfolgt, bis sie auf den Boden des Reiches hinüber getrieben war. Aus dem Kulturkampf heraus zu kommen, gab es kein anderes Mittel, als dem Reiche bei einer großen Aufgabe der nationalen Politik einen dankenswerthen Beistand zu leisten. Das geschah zuerst bei der Zollgesetzgebung im Jahre 1879. Seitdem ist Schritt für Schritt das Zentrum weitergegangen und zu einer Partei geworden, mit der man paktiren kann. Der jüngst abgehaltene Katholikentag in Landshut ist wahrhaft übergeflossen von Versicherungen nationaler Geinnung und Verehrung für den Kaiser.

In diesem politischen Zusammenhang verschwindet die Niederlage, die der Staat im Kulturkampf erlitten haben soll und die ganze Aktion erscheint als eine Kette von Triumphen der Bismarckschen Staatskunst. Er hat die Gesetze, die er der katholischen Kirche aufzuerlegen suchte, zum großen Theil wieder fallen lassen müssen: gewiß — aber diese Gesetze waren ihm nicht Zweck, sondern Mittel. Die Nachgiebigkeit, die er gezeigt hat, war in seinen Augen eben so wenig eine Niederlage, wie das Indemnitätsgesetz und all die Nachgiebigkeit, die er nach 1866 den Liberalen erwies,

mit denen er sich in der Konfliktzeit so furchtbar geschlagen hatte. Einmal war es Lasfer, einmal Windthorst, mit dem er verhandelte; in seinen Augen machte das keinen wesentlichen Unterschied. Nur durch die Katastrophe im März 1890 ist verhindert worden, daß der Strategie des Kulturkampfes in eine noch viel engere Beziehung zu dem alten Gegner trat. Wer auch die Initiative bei seiner Besprechung mit dem Centrumsführer gehabt haben mag und was auch der thatsächliche Gegenstand dieser Besprechung gewesen ist, die „Norddeutsche Allgem. Zeitung“ sprach bereits eine sehr deutliche Sprache. Vor den Stichwahlen hatte sie die Konservativen und das Centrum zusammen gepriesen, als „die beiden großen Parteien, welche sich auf den Boden der deutschen Wirthschaftspolitik und Sozialreform gestellt haben.“ (24. Febr.) Am 12. März war der Besuch Windthorsts bei dem Fürsten gewesen; am 13. rechnete das offiziöse Blatt aus, daß die Konservativen mit dem Centrum und seinem Anhang die Mehrheit in dem neugewählten Reichstag hätten, und fügte hinzu, wer sich damit „vertröste, die Aspirationen des Centrumes seien derart, daß die Mehrheit der Konservativen sich mit ihnen nicht verständigen könnte,“ der „besitze nicht den Muth, der Zukunft ins Auge zu sehen.“

So ist durch die politische Pädagogik des Fürsten Bismarck der merkwürdige Widerspruch entstanden, daß gleichzeitig die katholische Bevölkerung Deutschlands mehr als je früher und mehr als die katholische Bevölkerung jedes anderen Landes vom Geiste des Ultramontanismus erfüllt und in ihm zusammengefaßt ist — und doch eben diese Bevölkerung sich der Regierung als Stütze für eine deutsch-nationale Politik anbietet. Graf Hoensbroech hat, wie wir oben zitierten, ausgeführt, welche Unkenntniß die angesehensten Führer der deutschen Katholiken häufig über die Grundlehren ihrer Kirche gezeigt haben. Man mag es dahingestellt sein lassen, wie weit diese Unkenntniß unbewußt ist — genug, daß diese Herren sich allenthalben bemühen, die schärfsten Spigen der ultramontanen Doktrin für den praktischen Gebrauch in Deutschland abzubiegen, zu überkleiden oder wenigstens zu verleugnen. So lange und so weit sie bei diesen Lehrmeinungen verharren, mag man sogar sagen, daß der Kulturkampf es erreicht habe, den ultramontanen Geist zu dämpfen und die religiös-sittliche Grundanschauung der deutschen Katholiken einigermaßen derjenigen ihrer evangelischen Volksgenossen anzunähern.

Aber wie lange wird das dauern? Muß der innere Wider-

spruch, die innere Inkonsequenz nicht einmal nothwendig herausbrechen? Wenn nun Rom eines Tages erklärt, daß es jene Kezereien nicht länger dulde? Sollte der Jesuiten-Orden wieder in Deutschland zugelassen werden, so wird vielleicht mit dem Tage seines Einzuges dem katholischen Latitudinariertum ein Ende gemacht werden.

Sollen wir diesen Moment sorglos herankommen lassen? Graf Hoensbroech warnt davor und verlangt die systematische Bekämpfung des ultramontanen Geistes, die im Kulturkampf verfehlt worden sei. Neben gesetzlichen Maßregeln, die den älteren ähnlich sind, wie Verschärfung des „Kanzelparagraphen“, Ausschluß der Orden, die er aber nur als Beiwerk aufgefaßt haben will, sind es hauptsächlich zwei, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Das eine ist die prinzipielle Nicht-Anerkennung der weltlichen Stellung des katholischen Klerus und insbesondere des Papstes mit allen ihren äußeren Ehren, Rang, Titeln, Orden, gesellschaftlicher Präponderanz. Merkwürdig viel Gewicht legt der Autor auf diesen Punkt und nennt ihn geradezu „Durchschneidung der ultramontanen Wurzel“. Er behauptet aus seiner Kenntniß der katholischen Welt heraus, daß diese äußere Ehrenstellung des Klerus, das „Kirchenfürstenthum“ und Dinge wie z. B. das Schiedsgericht des Papstes im Karolinenstreit von unermeßlicher Bedeutung für die Herrschaft über die Menge seien. Die ausführliche Darlegung dieser Verhältnisse bildet das eigentliche Hauptstück des Buches. Immer wieder versichert der Autor, daß man sich in protestantischen Kreisen gar keine Vorstellung mache, wie viel dieser äußere Aufbau, diese anscheinend bloße Dekoration der Kirche bedeute. Gegen eine solche Behauptung ist schwer zu streiten; man mag es dem Sachkenner auch glauben, daß die amtliche und gesellschaftliche Ignorirung und Unterdrückung der hierarchischen Herrlichkeit die religiösen Gefühle der wahrhaft frommen Katholiken nicht verletzen, sondern eher befriedigen, daß also damit der Fehler des Kulturkampfes vermieden und die hohe autoritative Stellung des Klerus in der Bevölkerung wesentlich vermindert werden würde — aber wie es sich auch damit verhalte, sicher ist, daß das deutsche Reich schlechterdings nicht in der Lage ist, auf diesem Gebiete irgend etwas zu thun. Wirksam wäre ein solches Verfahren nur, wenn es von allen Staaten gleichmäßig und durch Generationen hindurch beobachtet würde. Daran aber ist garnicht zu denken: im Gegentheil, nichts ist sicherer, als daß, wenn ein Staat, z. B. Deutschland, dem Papste die üblicher:

Ehren als Souverän, die ja als solche zur Religion nicht gehören, versagte, andere darin nur um so eifriger sein würden, um sich die Bundesgenossenschaft der katholischen Hierarchie in einem Konflikt mit Deutschland zu sichern. Die Maßregel würde also unwirksam sein.

Ganz anders steht es mit dem zweiten, durchaus neuen Vorschlag. Alle Maßregeln, die den Charakter einer Feindseligkeit gegen die römisch-katholische Kirche haben, wie sie heute einmal besteht, werden in der Geburt erstickt werden durch den Gedanken, daß keine parlamentarische Möglichkeit für die Durchführung existirt. Unsere Verhältnisse haben sich ja seit 1871 wesentlich verändert. Das Zentrum, damals auf allen Seiten, bei Liberalen wie Konservativen, feindlich angesehen, hat sich jetzt allenthalben Freunde erworben. Die Sozialdemokraten, seitdem eine mächtige Partei geworden, stehen ihm bei in dem Kampf gegen jede Ausnahmegesetzgebung. Die Konservativen sehen sich mit ihm verbunden durch das agrarische Interesse. Die Liberalen, und nicht bloß die „Freiinnige Volkspartei“, sind ihm dankbar für die Abwehr der jüngsten Attentate auf die bürgerliche Freiheit durch die verschiedenen sog. Umsturzgesetze. Fast einstimmig pflegt ja der Reichstag schon lange die Aufhebung des Jesuitengesetzes zu fordern. Wie ist unter solcher Konstellation an eine systematische Gesetzgebung gegen den Ultramontanismus oder auch nur an die Zerstörung der gesellschaftlichen Stellung des Klerus zu denken? Du lieber Gott — wir sind in Deutschland so sehr entfernt von solchen Bestrebungen, daß wir ganz umgekehrt zu fragen haben, was für Konzessionen uns nächstens noch bevorstehen und wie wir bei dem nächsten unvermeidlichen do - ut - des - Geschäft vielleicht noch am billigsten wegkommen möchten.

Hier eröffnet nun der Vorschlag des Grafen Hoensbroeck eine eritaunliche Perspektive. Er zeigt ein Verfahren auf, das nach seiner Ansicht dem Ultramontanismus den schwersten Abbruch thun, nichtsdestoweniger aber von der katholischen Kirche nicht als ein Akt der Feindseligkeit, sondern als eine dankenswerthe Konzession aufgefaßt werden würde. Das ist durchaus nichts von vornherein Unmögliches. Mancher Waffenstillstand im Kriege beruht ja darauf, daß jede von den beiden Parteien glaubt, ihr würde er den größeren Vortheil bringen: der Erfolg entscheidet endlich, wer richtig gerechnet hat.

Graf Hoensbroeck untersucht, weshalb der katholische Klerus

in Frankreich, Italien, Spanien, Portugal einen so auffallend geringen Einfluß auf die Bevölkerung ausübe, und erklärt, der Grund liege in der isolirten Erziehung des priesterlichen Nachwuchses. Wir verlangen von unsern katholischen Theologen, daß sie mit der übrigen Jugend des Landes das Gymnasium besuchen und sich die allgemeine deutsche Bildung aneignen, dann gehen sie auf die Universität, und wenn auch unter strenger Aufsicht und Absonderung von der übrigen akademischen Jugend, bleiben doch zahlreiche Beziehungen und Berührungen mit der *universitas literarum* und der Welt. Der junge romanische Geistliche geht nicht in die allgemeine Schule und nicht auf die allgemeine Universität, sondern lebt von seinem Knabenalter an innerhalb der Mauern der bischöflichen Seminarien und verliert dadurch so sehr das Verständniß für die Außenwelt und die allgemeinen menschlichen Interessen, Gefühle und Bedürfnisse, daß er die richtigen Handgriffe, auf sie einzuwirken, nicht mehr anzuwenden vermag. Wir statten durch die vom Staat erzwungene allgemeine Bildung unsere Gegner selber mit den Waffen aus, mit denen sie uns bekämpfen. Verzichte der Staat darauf, lasse er die Illusion fahren, daß er im Stande sei, katholischen Klerikern eine nationale Gesinnung einzupflanzen, die sie doch nicht haben, und übergebe sie ohne jeden Vorbehalt dem Bischof. Er wird sich Fanatiker erziehen — vielleicht; aber Priester, die keine Fühlung mehr mit der Volksseele haben, die deshalb keine Volkspriester mehr sein und keinen politischen Einfluß mehr ausüben werden.

Wir scheint dieser Gedankengang von einleuchtender Richtigkeit. Schon heute wird ja in katholischen Kreisen allenthalben die Inferiorität der katholischen Bildung empfunden. Professor Schell hat es offen ausgesprochen; Professor von Hertling hat ihn deshalb angefeindet, aber die Thatsache ebenfalls zugegeben. Eine katholische Zeitung klagte neulich, es sei jetzt nicht mehr ein Nachtheil, sondern ein Vortheil, Katholik zu sein, wenn man im Staatsdienste Karriere machen wolle, aber das nütze nichts, da zu wenig akademisch gebildete Katholiken vorhanden seien. In der bayrischen Kammer der Reichsräthe wurde auf die Klagen über Imparität in der Besetzung der Professuren erwidert, es sei wohl so, aber leider nothwendig, da man qualifizierte Katholiken für die Neubesetzungen schlechterdings nicht gefunden habe.

Ist es unser Interesse, dem Bildungs-Defizit des Ultramontanismus aufzuhelfen? Ueberlassen wir ihn seiner geistigen

Verarmung. Es ist das einzige Mittel, das einmal den gesunden Instinkt unseres Volkes zur Reaktion gegen diese Priesterherrschaft treiben wird. Die Dürftigkeit der „katholischen Wissenschaft“ ist bereits heute so groß, daß sie nicht einmal auf dem Gebiete der Theologie mehr Früchte zu treiben vermag. Mit der Naturwissenschaft lebt sie in einem prinzipiellen Krieg; in der Geschichte nährt sie sich von mehr oder weniger geschickt arrangirten Advokaten-Kunststücken. Madonnen-Erscheinungen, heilige Wässer, geweihte Medaillen, Teufelsaustreibungen, stigmatisirte Jungfrauen, Freimaurer-Enthüllungen sind ihre Lieblingsobjekte. In der Philosophie bin ich schon vor 25 Jahren von einem Gelehrten examinirt worden, der die Unfehlbarkeit des Papstes mit Gründen der Metaphysik bewies.

Einige wenige Namen, Willmann, Denifle, Pastor halten mühsam die schmale Brücke des Zusammenhanges mit der wahren Wissenschaft aufrecht; unser Schade wird es nicht sein, wenn sie einmal ganz einbricht. Auch von der Wissenschaft, nicht bloß von der Religion gilt der Spruch: Gott läßt sich nicht spotten. Der Fluch, den die römische Kirche einmal auf sich lud, als sie Galilei zum Widerruf zwang, lastet auf ihr fort und fort und wird nie wieder von ihr genommen werden.

Jede Gewaltmaßregel des Staates verstärkt das Ansehen der Hierarchie beim Volke: sich selbst überlassen, wird ihre innere Armuth erst den gebildeten Theilen und dann auch breiteren Schichten der Bevölkerung offenbar werden. Ich knüpfe damit an einen Gedanken, den es mir vor Jahren schon gelungen ist, zur That werden zu lassen: ich meine das Gesetz, durch das die Parität zum ersten Male durchbrochen wurde, indem es die katholischen Theologen von der Wehrpflicht befreite und die protestantischen nicht. Fahren wir auf dieser Bahn fort: je weiter die katholische Geistlichkeit sich von den nationalen Institutionen und von der nationalen Bildung entfernt, desto mehr muß sie allmählich die Fähigkeit verlieren, mit der Nation zu empfinden, und nur wer mit der Nation empfindet, vermag auch über den nationalen Geist eine Herrschaft auszuüben.

Deutschland steht vor großen Entscheidungen, es nützt nichts, sich in Vermuthungen und Weissagungen zu ergehen, in welche Prüfungen die konfessionelle Spaltung noch einmal unser Volk stürzen wird. In diesem Augenblick sind wir in der Lage, daß das Centrum für ein ordnungsmäßiges, konstitutionelles Regiment

in Deutschland nicht zu entbehren ist. Der *modus vivendi*, der durch den Abbruch der Maigesetzgebung allmählich geschaffen wurde, muß fortgebildet werden. Es handelt sich darum, Formen zu finden, die die Gefahr des konfessionellen Konflikts für Deutschland in der Zukunft nicht vermehren, sondern vermindern; Konzessionen zu machen, von denen wir hoffen dürfen, daß die innere Ueberlegenheit der protestantischen Bildung, die ja unermesslich ist, sie einmal zu unseren Gunsten wendet.

Es ist eine sehr äußerliche Auffassung, die die Macht nach der Ausdehnung der Funktionen mißt. Wir haben einen Fall in der nächsten Nähe, wo eine äußerliche Konzession das Gegenteil der Absicht bewirkt hat. Die Zivil-Ehe ist eine Errungenschaft des Liberalismus; man hoffte von ihr eine Minderung des kirchlichen Einflusses. In Wahrheit hat nichts den kirchlichen Einfluß so sehr gestärkt, die ernste Auffassung vom Wesen der christlichen Ehe erneuert, als die Einführung der staatlichen Eheschließung und die völlige Freigebung der kirchlichen. An dieses Beispiel halte man sich, wenn es jetzt umgekehrt gilt, mit dem Ultramontanismus zu paktiren: man gebe ihm, was er will, an den Stellen, wo wir sicher sein dürfen, daß sein eigener Wille ihn in die Wüste führt. Der Vorschlag des Grafen Hoensbroech ist ein Fingerzeig, der, wenn unsere leitenden Staatsmänner ihn verstehen, von der höchsten Bedeutung für die Zukunft Deutschlands werden kann.

Sören Kierkegaard.

Von

Alfred Henbaum.

Harald Höfding: Sören Kierkegaard als Philosoph. Mit einem Vorworte von Christoph Schrempf. Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff.) 1896. X. 170. br. 1,50 M.

Sören Kierkegaards Angriff auf die Christenheit von A. Dorner und Chr. Schrempf. Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff.) 1896. XXIV. 632. br. 8,50 M.

Der Mann, von dem die folgenden Seiten reden, erweckt unjer Interesse nicht durch gewaltige Thaten, welche die überragende Mächtigkeit einer nach außen wirkenden schöpferischen Persönlichkeit aussprechen; er fesselt uns auch nicht eigentlich durch harmonische, in sich abgerundete Geisteswerke, in denen sich die klare und friedvolle Schönheit einer gleichgestimmten Seele wieder spiegelt. Selbst die buntbewegte Mannigfaltigkeit äußerer Lebensvorgänge, den bedeutenden Reichtum tief eingreifender Ereignisse suchen wir in seinem Dasein vergebens. Von alledem ist bei Sören Kierkegaard nichts zu verspüren. Sein Leben läuft in stillen Bahnen und von äußeren Stürmen nicht bewegt dahin; nur dem leise lauschenden Ohre klingt von dem tiefen Grunde ein dumpfes Gurgeln und Strudeln herauf. Die Schöpfungen seines Geistes sind von einer viel zu leidenschaftlichen Seele bewegt und zeigen zu viel Spuren eines kämpfenden und zerrissenen Lebens, als daß sie uns den erquickenden Genuß friedvoller, abgeklärter Schönheit gewähren könnten. Keine große geschichtliche That, die ihre Segensfülle über Mit- und Nachwelt ausbreitet oder wenigstens das Staunen über die Größe einer überragenden Persönlichkeit erweckt, hinterläßt sein Dasein der Epoche,

da es dieser Erde angehörte. Was uns an dem Manne anzieht, das ist seine Innerlichkeit, die eigenthümliche Art, das Leben zu ergreifen, die staunenerregende Energie, mit der er für sich das dunkelste aller Räthsel zu lösen versucht, sich ein eigenes anpassendes Dasein zimmern will. In diesem glühend zehrenden Nachsinnen, Sich-in-sich-selbst-versenken, das ihm das Mark vor der Zeit austrocknet, erinnert er an Gestalten wie Rousseau, Kleist, Leopardi und Nietzsche. Auch sonst zeigt sein Wesen eine Reihe von Zügen, die ihm mit jenen gemeinsam sind und uns diesen Typus der Menschennatur immer klarer und unverkennbarer vor Augen führen.

Von der wirklichen Welt unbefriedigt, abgestoßen von ihren Forderungen, unfähig sich den Aufgaben des geschichtlich gewordenen Lebens einzufügen, erheben sie sich kühnen Fluges in ein erträumtes Reich der Ideale und werden nun mit Schrecken den unheimlichen Abstand gewahr, in dem sich von ihrer selbst erschwungenen Adlerhöhe herab die gemeine Wirklichkeit der Dinge ihrem Blicke bietet. Ihr Denken, jeder irdischen Schwere des geschichtlich lebendigen Daseins enthoben, strebt in schrankenloser Willkür in das uferlose Meer einer phantastischen Traumwelt und ergeht sich in den gewagtesten Spekulationen, die an den harten Thatfachen jämmerlich zershellen müßten. Eine eminente dialektische Begabung reißt sie in die Gefahr einer trügerischen Sophistik, die der besonnenen Prüfung leidenschaftslosen Denkens nicht Stand zu halten vermag. Aber es ist unverkennbar, daß gerade diesem Mangel des ruhig und stetig fortschreitenden, an den Thatfachen des Lebens sich orientirenden Denkens der mächtige Elan und die siegesichere Kraft des Gedankens entspringt, wodurch sie die Geister in Bann schlagen und dem nicht vorsichtig Prüfenden zu einer Gefahr werden können. Dies trifft auch auf Sören Kierkegaard zu, und nur wenn wir uns dessen deutlich bewußt bleiben, werden wir ihn ganz und recht würdigen können.

I.

Kierkegaard ist mit der ganzen Kraft seiner Seele bemüht, sich das Leben für sich zu deuten. Man kann fast sagen, von dem Augenblicke an, da er wirklich zu denken beginnt, ist er nur auf den einen Punkt hingerrichtet, was das Dasein für ihn sei. Was er sinnt, was er immer schreibt, dreht sich nur um diese eine Frage. Mit unglaublicher Energie strebt er in seiner ganzen Schriftstellerei zu dem einen Punkte zurück; und seine ganze literarische Thätigkeit

ist die große Variation des einen Themas: Was ist für mich das Leben, wie muß ich es mir gestalten, daß es mir lebenswerth ist. In diesem Sinne nennt er sich einen Denker, nicht einen, wie er hinzusetzt, der viele Bücher lese, oder der, wie er in seiner Art sagt, das Katheder als Privatdozent zu besteigen gedenke. Ihn beschäftige in seinem Sinnen nicht das Syrochaldäische oder Elamitische, nur das Dasein selbst, in dem er existirt. Wie alle nur auf einen Punkt gerichteten Geister, übertreibt er hierin, bezeichnet diese Erkenntniß als die einzig werthvolle und setzt jede andere, die nicht unmittelbar auf das Leben Bezug hat, unverhältnißmäßig herab. „Was ich brauche, sagt er in seinem Tagebuche schon als 22jähriger Jüngling mit völliger Klarheit über die Aufgabe seines Lebens, was ich brauche ist das, daß ich mit mir selbst darüber ins Klare komme, was ich thun soll. Nicht was ich erkennen soll, ist für mich die Frage — außer sofern jedem Handeln ein Erkennen vorausgehen muß — vielmehr handelt es sich für mich um das Verständniß meiner Bestimmung, daß ich sehe, was die Gottheit eigentlich von mir will. Es gilt, eine Wahrheit zu finden, die Wahrheit für mich ist, die Idee zu finden, für die ich leben und sterben will.“

Dieses in stiller Stunde abgelegte Gelöbniß ruft das ähnliche einer durchaus anders gearteten Natur in Erinnerung. Auch Schleiermacher hat in gleichem Alter — es war an seinem 24. Geburtstag im Dohnaschen Hause — einen ähnlichen Voratz geäußert und in seiner Schrift über den Werth des Lebens die Summe seines bisherigen Daseins und die Richtlinien der Zukunft zu ziehen versucht. „Was ist gesammeltes Nachdenken über das Ganze des Lebens mir für ein großes Bedürfniß!“ Und doch bei aller Verwandtschaft in der frühen Konzentration auf das eigene Innere, bei allem gemeinsamen Streben nach Klarheit in der ersten und wichtigsten Frage über sich selbst und die eigene Stellung im Leben, welch ungeheurer Unterschied zwischen den beiden! Hier freudiges Zutrauen, bewußte Kraft und Sicherheit, eine ruhige Gleichmäßigkeit der ganzen Erscheinung, und dort ein unaufhörliches Ringen, eine ewige Unruhe und Furcht: eine Natur, die nirgends ein Genüge findet und sich von Augenblick zu Augenblick wiederzugewinnen trachten muß, um sich in der Gefahr einer fürchterlichen Skepsis nicht gänzlich zu verlieren. Angst und Beben, Furcht und Zittern: das sind die Stimmungen, die Kierkegaard an mit einer Gewalt und Ausdauer erlebt hat, wie sie wohl nur

noch Luther in den trüben Tagen seiner klösterlichen Einsamkeit mit Schmerzen erfuhr.

Wie bei allen stark aufs Innere gerichteten Naturen, verläuft auch Kierkegaards äußeres Leben in den einfachsten Formen. Gleich Spinoza und Kant hat er nie die engeren Grenzen seiner Heimath überschritten. Nur selten verließ er Kopenhagen, um auf den melancholischen Heiden Seelands für sein düsteres Temperament Nahrung zu suchen. In der Stadt war er eine bekannte Größe. Eine genau geregelte Lebensweise widmete ganz bestimmte Stunden des Tages dem Aufenthalte auf der Straße. Hier wandte er seinem großen Vorbilde Sokrates getreu dem einfachen Manne aus dem Volke eine hingebende Aufmerksamkeit zu. Er ließ sich mit ihm in Gespräche ein, lauschte seinen Unterhaltungen und erquickte sich an den kernigen und echten Naturlauten seiner Sprache, die er hie und da für seinen Ausdruck zu verwerthen suchte. Auf der Straße für Jedermann zugänglich, schloß er sich in seinen häuslichen Räumen wieder hermetisch gegen die Außenwelt ab. Diese Stunden gehörten nur seinem Nachdenken. Niemand wurde zu ihm gelassen.

In seiner Zimmerflucht wandelte er meditirend auf und ab. Alle Vorkehrungen waren getroffen, um sofort jeden Gedanken, jeden Einfall festhalten zu können. Bis zu kleinlicher Peinlichkeit war diese Fürsorge getrieben, wie denn überhaupt in Kierkegaards Charakter die Extreme dicht bei einander lagen. In jedem Raume standen Papier und Tinte bereit, um die Eingebungen des Augenblicks sofort aufzuzeichnen. Sein Denken war stoßweise und dichterrischer Inspiration ähnlich. Im Selbstgespräche verbrachte er den größten Theil des Tages; und mancher Gedanke leuchtet aus dem Dunkel eines uns nicht mehr ganz faßbaren Zusammenhangs plötzlich auf wie ein Stern in der Nacht, den wir keinem System einreihen können.

Mitten im blühenden Leben, im jagenden Getriebe der Stadt schuf sich Kierkegaard künstlich eine Klausur für seine stille Thätigkeit, um „einem Verliebten gleich, den Gedanken nachzuhängen und sich mit der Sprache zu unterhalten, wie ein in sein Instrument verliebter Künstler sich mit diesem unterhält.“

Mit seiner ganzen Person wollte er sich seinem Streben widmen, und er hielt sich von allen Verpflichtungen frei, die das Leben dem Menschen auferlegt. Er bekleidete kein Amt, um keine „patriotische Einklemmung“ erfahren zu müssen. Ein kleines

Erbe vom Vater gestattete ihm die Unabhängigkeit seiner Person, und das Schicksal war ihm hold, daß es ihn, eben als er den Rest seines Vermögens aufzuzehren im Begriffe stand, aus dem Leben hinwegrief. Er starb 1855 in dem noch jugendlichen Alter von 42 Jahren. Menschen dieser Art sind von dem innerlichen Leidenskampfe aufgerieben, wenn andere nach außen wirkende, schöpferisch arbeitende Naturen ihren Lauf erst beginnen. Aber trotz des frühen Todes hinterläßt Kierkegaard kein unfertiges Bild; ein einheitliches, in sich völlig abgeschlossenes Dasein liegt vor uns. Was er selbst als den höchsten Ruhm des wahrhaft vollendeten Lebens bezeichnet hatte, das gilt von dem seinigen: es ist *uno tenore*, ein Athemzug, in Einem auszusprechen.

Nicht überall im Leben ähnlich gearteter Menschen zeigt sich die eigenthümlich schwere Art, das Dasein zu nehmen, so deutlich als eine Folge äußerer Umstände und Erlebnisse wie es bei Kierkegaard der Fall ist. Die überwiegende Ursache seines schwermüthigen Temperaments liegt in der gänzlich verfehlten Erziehung, die ihm sein Vater angedeihen ließ.

Es ist ja ein schöner Beweis der innigsten Pietät, wenn wir Kierkegaard sein ganzes liebevolles Andenken dem Vater widmen sehen. Wir aber, die wir hier nur die Thatfachen zu beurtheilen haben, wie sie sind, müssen es doch als ein Unglück für ihn bezeichnen, daß dessen imponirende Persönlichkeit so stark auf ihm gelastet hat. Schauen wir sonst in der jugendlichen Entwicklung hervorragender Menschen das dramatische Spiel herber Gegensätze, ja theilweise leidenschaftlicher Kämpfe mit der im Vater verkörperten Lebensauffassung der früheren Generation — und wem fiel hier nicht Luther, Lessing, Schleiermacher ein! — so zeigt uns Kierkegaards Jugend das friedliche Bild innigster Uebereinstimmung und Harmonie mit dem Willen des Vaters. Er denkt und fühlt nur im Sinne des väterlichen Geistes und will und kann sich von dem Banne der übermächtigen Persönlichkeit nicht losmachen. Mit der ganzen Wucht eines in eigenen harten Kämpfen festgewordenen Charakters lastet der Alte auf der biegsamen Seele des zarten Knaben; und als der Greis im Alter von 85 Jahren starb, hatte der Sohn schon die Mitte der Zwanzig überschritten.

Aus den Andeutungen Kierkegaards steigt uns das Bild eines strengen, düstern, puritanisch gesinnten Alten auf, der den Jüngsten, seinen Liebling, in das Meer seiner furchtbaren religiösen Zweifel hineinzerrt, ihm in dem Wahne, das Beste an ihm zu thun, die

sorglosen Stunden der Kindheit raubt und den in seiner Anlage nachdenklichen Knaben vor der Zeit in die Unnatur einer quälenden Selbstbeobachtung und unheilvollen Reflexion hineinzieht, die ihn dann keinen Augenblick mehr loslassen soll und die Stunde jeder Lust mit eigensinnigem Krittel mindert. Was es heißt, sich ganz dem Augenblicke hingeben, nur in der Gegenwart leben und über einem Genuße des Moments alles vergessen: das hat Kierkegaard von dem Tage an, da sein Denken erwachte, nicht kennen gelernt. Was für ein schmerzliches Geständniß doch, das er selbst in seinem „Gesichtspunkt für seine Wirksamkeit als Schriftsteller“ ablegt! „Als Kind wurde ich streng und ernstlich im Christenthum erzogen, menschlich geredet, unsinnig erzogen: an Eindrücken, worunter der schwermüthige Greis, der sie auf mich legte, selbst erlag, hatte ich mich schon in frühester Jugend erhoben. Ich war ein Kind, dem unsinniger Weise die Rolle eines schwermüthigen Greises zugemuthet wurde. . . . Ich war einmal nicht Mensch; das war von Geburt an mein Unglück, und dieses Unglück wurde durch meine Erziehung erst vollständig. Wenn man aber Kind ist — und die andern Kinder spielen, scherzen, oder was sie sonst thun; ach, und wenn man Jüngling ist — und die andern Jünglinge lieben, tanzen, oder was sie sonst thun: da Geist zu sein, obgleich man Kind und Jüngling ist — fürchterliche Qual!“

Und nun hatte in der regen Phantasie des Knaben ein unerwarteter Blick, den er in die Seele des ringenden Vaters gethan hatte, unheimliche Dimensionen angenommen. Während seines ganzen Lebens schwebte ihm dieser Moment vor, dessen Vertrauter er ungesucht geworden war. Er hat den tiefen Eindruck, den er davon empfangen, in der poesievollen Erzählung von Salomos Traum aufbewahrt. Salomo ist vom höchsten Glücksgeföhle bejeelt, den zum Vater zu haben, der der Auserwählte, der Ausgezeichnete, die Stärke des Volkes, der Stolz des Landes, die Freude Gottes, die Verheißung der Zukunft ist. Da erwacht er eines Nachts von einem Geräusch. Schrecken packt ihn. Er fürchtet, es ist ein Schurke, der David morden will. Er schleicht näher und — er sieht David in Zerknirschung des Herzens, er hört den Schrei der Verzweiflung, der sich der Seele des Neuen entringt. Diese furchtbare Erfahrung, die Kierkegaard an seinem Vater machte, legte sich wie ein Alp auf seine Seele. Wie mußte es ihn im tiefsten Innern erschüttern, als er den sonst so Sicheren

und Festgefühten in geheimer unbelauschter Stunde wie ein der Angst erliegendes Kind zusammenschauern sah!

Von nicht minder tiefem Einflusse auf Kierkegaards ganzes Denken und Empfinden, ja auf die äußere Form seines schriftstellerischen Gestaltens ward die Geschichte seiner Verlobung, wenn auch Brandes in seinem Buche über den dänischen Denker weit über die Schnur gehauen hat, indem er dessen ganze Schriftstellerei nur als die Variation dieses einen Ereignisses zu behandeln versuchte.

Der ganze Hergang lehrt uns auch das Wesen des feltjamen Menschen von einer neuen Seite kennen. Mir fällt dabei das Wort Nießches ein: „Es ist sehr selten, daß eine höhere Natur soviel Vernunft übrig behält, um Alltagsmenschen als solche zu verstehen und zu behandeln.“ Das klingt, als wäre es eigens auf diesen Vorgang in Kierkegaards Leben gesagt. Der Mann, der mit „Skaldenblick“ in die entlegensten Motive menschlichen Handelns eindrang, vergriff sich völlig in der Beurtheilung und Behandlung einer jugendlichen, unerfahrenen Mädchenjeele; und der hochgepannte Idealist entlockt uns ein Lächeln, wenn wir ihn einen ungeheuren Apparat von Reflexion und Gefühl aufwenden sehen, wo wenige Worte die thatsächlichen Verhältnisse geklärt hätten. Er hat uns selbst im dritten Theile seiner „Stadien auf dem Lebenswege“ unter einem Pseudonym einen ausführlichen Bericht über den Wechsel seiner Stimmungen in der vollendetsten Form einer künstlerischen Sprache in Gestalt eines Tagebuches gegeben.

Die Präliminarien bis zur Verlobung, die er auch, und zwar zum Theil in recht anmuthiger, bisweilen schalkhafter Darstellung schildert, können wir uns schenken. Im Wesentlichen sind sie von den üblichen Stimmungen, welche die Anbahnung dieses Verhältnisses nun einmal mit sich führt, nicht verschieden: leise Annäherung, Sehnsucht, kleine Enttäuschungen, kurz, das ganze Meer wogender Empfindungen bis zur siegesfrohen Gewißheit des sicheren Besizes. Kierkegaard war 27 Jahre alt, als er sich mit der jugendlichen schönen Regina Olsen verlobte.

Und nun genoß er nur kurze Zeit des beglückenden Verkehrs einer jungaufblühenden Liebe, da wurde er, wie sich ihm das Mädchengemüth immer mehr in seiner sonnigen Heiterkeit und dem Frohsinn sprudelnder Lebenskraft erschloß, mit Schrecken der eigenen Schwere und Düsterteit bewußt. Immer tiefere und dunklere Schatten nahm das eigene Wesen an, und nicht was er

gehofft, begab sich: daß ihn des Mädchens lachende Leichtigkeit emporzuheben vermöchte, sondern das drückende Gefühl begann ihn zu peinigen, daß er durch sein Gewicht das unschuldige Geschöpf in seine Macht hineinziehen möchte. Es begann nun für ihn ein harter Kampf zwischen der Neigung und dieser ihm immer klarer werdenden Ueberzeugung. Er suchte Widerlegungen seiner Gedanken, die immer stärker auftauchten, er malte sich den dünnen Schimmer trügerischer Hoffnung hin. „Mein Vater war doch verheirathet, und er war doch der schwermüthigste Mensch, den ich gekannt habe. Aber den ganzen Tag war er froh und ruhig; er brauchte eine Stunde des Nachts, um gleich Lokes Hausfrau die Schale der Bitterkeit auszuleeren, dann war er wieder geheilt. Soviel Zeit brauche ich nicht einmal. Ich brauche nur einen Augenblick nach Zeit und Gelegenheit, so geht alles ordentlich. Alle Bitterkeit der Schwermuth wird zu einer Lebensfreude, einer Sympathie, einer Innerlichkeit destillirt, die gewiß keinem Menschen das Leben verbittern kann.“

Aber der Trost hielt nicht vor. Er begann an der Echtheit seiner Gefühle zu zweifeln, da ihm der unendliche Abstand der Temperamente immer deutlicher wurde. „Was ist das, was will das sagen? Ich bin so bewegt, wie das angstvolle Wanken des Waldes im Unwetter. Was ist das für eine Ahnung, die mich zusammenpreßt? Ich kenne mich selbst nicht wieder. Ist dies Liebe? O nein?“ Und dann läßt ihn doch wieder die Hoffnung nicht los. Gänzlicher Verzicht wird ihm zu schwer. „O wenn es möglich wäre, wenn es möglich wäre! Großer Gott, jeder meiner Nerven streckt sich gleichsam tastend in das Dasein, ob es nicht so sein könnte, daß wir doch noch für einander paßten.“ Endlich aber wurde es ihm zur unumstößlichen Gewißheit. „Nein, ich kann es doch nicht anders verstehen, als daß ich sie unglücklich mache. Es ist und bleibt ein klaffendes Mißverständnis zwischen uns; sie versteht mich nicht, und ich verstehe sie nicht; sie kann sich nicht freuen an dem, was mich freut, und kann nicht trauern über das, worüber ich trauere.“

Die Trennung von seiner Braut ward für ihn nun beschlossene Sache. Aber in der Art, wie er diesen Schritt vollzog, mag sie auch in ihren letzten Gründen dem edlen Motive entspringen, seiner Geliebten den Schmerz einer verrathenen Liebe zu ersparen, müssen wir ihm doch unsere Zustimmung gänzlich vorenthalten: so ungereimt und sittlich verworren muthet sie uns an. Methodisch

legte er es durch sein Betragen darauf an, ihre Neigung zu ihm in ihrer Brust zu ertöden. Er wollte ihr als ein verderbter Mensch erscheinen, der keine Liebe verdiene!

Wie weit sich hierin in der späteren schriftstellerischen Darstellung freilich Wahrheit und Dichtung mischten, wie ihm die Lust am dialektischen Spiel der Empfindungen die Erinnerung an das Selbsterlebte verwirrte: wer will es untersuchen, und was kümmerts uns hier? Genug, die Verlobung wurde aufgelöst. Kierkegaard war nun nicht nur von Amt und Würden, sondern auch von Weib und Kindern frei, und er konnte nun sein Leben ganz sich selbst, dem Einzelnen, widmen. Wie er diesen Zustand empfand, hat er in seinen Stadien ausgesprochen: „Eine solche Individualität ist eine unglückliche. Er ist nämlich wie jene eine Fee, die ihr Schwankenkleid verlor und nun verlassen dasteht, trotz aller Anstrengung vergebens zu fliegen verjucht. Er hat die Unmittelbarkeit verloren, die den Menschen durchs Leben trägt. — Wie es traurig ist, das Elend jener einen Fee zu sehen, so ist es auch traurig, die Gedankenanstrengungen eines solchen Menschen zu sehen, gleichviel ob sein Leiden stumm ist oder ob er mit dämonischer Virtuosität im Reflektiren seine Nacktheit mit sinnreichem Wort zu decken weiß.“ Wie klar stand doch Kierkegaard sein ganzes Wesen vor seinem geistigen Auge!

II.

Kierkegaard ist in seinem innersten Wesen der Antipode jener natürlichen und weltbejahenden Lebensauffassung, die ihren tiefsten und vollendetsten Ausdruck in den großen Dichtern und Denkern um die Wende dieses Jahrhunderts gefunden hat. Goethe, Schiller, Schleiermacher, Humboldt streben nach einer harmonischen Vereinigung von Geist und Natur. Es ist das Ideal dieser Epoche, die in der Welt vorhandenen Gegensätze in einen allumfassenden Zusammenhang aufzulösen. Die Welt erscheint als ein Kunstwerk, in dem die vorhandenen Widersprüche durch ihre Beziehung auf einen höchsten gemeinsamen Zweck sich dem tieferen Blicke zu harmonischem Gleichmaß gestalten. Vernunft und Natur, die so weit auseinander liegenden Mächte, treten unter diesem Gedanken zu einträchtigem Wirken zusammen. In dem phantasievollen Denken jener Tage spielt sich dieser Verlauf als ein großes Drama ab, in dem die beiden uranfänglich unbewußt zur Einheit zusammengeschmolzenen Kräfte allmählich im Gange der Geschichte ausein-

andertreten, um nun mit bewußtem Streben der Menschheit wieder dem Ideale einer Vereinigung entgegenzueilen. Der Geist des Menschen, der sich von der mit ihm einst vereinten Natur gleichsam losgerißen hat, sucht nun die Flichende wieder zu erhaschen, und wenn er dies am Ende der Tage erreicht hat, ist auch das von ihm erstrebte Ideal in Erfüllung gegangen. Im Entwicklungsgange der Menschheit sieht der siegesfreudige Optimismus jener Epoche die Vernunft ihre Kraft und Herrschaft über die Natur immer gewaltiger entfalten. Immer mehr verliert sich das Blinde, Gewaltthätige, Chaotische der Natur, indem sie tiefer und tiefer vom vernünftigen Handeln der Menschen durchdrungen zu immer vollendetem Gestalten und gesetzmäßigerer Ordnung emporsteigt und so durch diesen fortschreitenden Entwicklungsgang den Menschen mit dem tröstlichen Bewußtsein einer gänzlichen Vereinigung der beiden Mächte erfüllt.

Diese metaphysische Deutung des kosmischen Geschehens ist der ins Unendliche projizirte Gedanke des ethischen Ideals, das in der innigen Verschmelzung der beiden sich im Menschen befindenden Gegenätze der Sinnlichkeit und Sittlichkeit seinen Inhalt hat. Nicht die Unterdrückung der natürlichen Triebe, nicht die asketische Vernichtung der Leidenschaften, nicht die harte Ausrottung aller Neigungen und Freuden, die den Menschen zur Creatur und zur Welt hinziehen, ist das Ziel, dem man nachzustreben hat. Es giebt etwas Höheres, ungleich Werthvolleres und Vollkommneres: wenn sich beide Anlagen des Menschen: seine sinnlichen Triebe und seine geistigen Zwecke zu schöner, freudiger Ausföhnung gestalten, wenn der Ausdruck des heiteren Gleichmaßes und der friedvollen Harmonie die Stirn krönt.

So ist dies Ideal nicht in der Abkehr von der Welt, in der Verachtung der irdischen Güter zu erreichen. Ihm darf man sich nur zu nähern hoffen, wenn man alles Kreatürliche in sein Wollen mit aufnimmt und nach dem Ausspruche des alten Dichters nichts Menschliches sich fremd sein läßt. Kunst, Wissenschaft, Staat, Kirche gewinnen in dieser Anschauungsweise einen unendlichen Werth für den Menschen, weil sie dem Einzelnen erst ermöglichen, innerhalb gemeinschaftlicher Organisationen an der Erreichung des Höchsten mitzuwirken, denn das Ideal ist nicht etwas Starres, außerhalb jeder geschichtlichen Entwicklung Liegendes; sondern es ist in seinen Anfängen bereits vorhanden und jeder Antheil, jedes Wirken des Menschen an den gemeinsamen Gütern bezeichnet einen

Schritt näher zu ihm hin, und indem ihm so die Mitarbeit an den höchsten Zielen der Menschheit ermöglicht wird, erhöht und vollendet er selbst sein eigenes Wesen. Eine Absonderung des Menschen bedeutet für diese Lebensauffassung die Verleugnung seiner höchsten Aufgaben. Unter all den Genannten hat Niemand mit schärferem Nachdruck diesen Gedanken ausgesprochen und in seinem Leben auch vorbildlich dargestellt als Schleiermacher. Und nicht bloß den großen Institutionen des Staats, der Kirche, der Wissenschaft und Kunst hat er ihr Recht und ihren unvergänglichen Werth zuerkannt; auch Allem, was sonst das Leben des Menschen schmückt und veredelt, der Freundschaft, Familie, dem Beruf hat er in theilweise begeisterter Rede unendliche Bedeutung zugesprochen. Es hat ein um so höheres Interesse, hier neben Kierkegaard wieder an Schleiermacher zu erinnern, als doch beide im höchsten Sinne des Wortes religiöse Naturen sind. Und doch kann man sich keinen schärferen Gegensatz der Lebensauffassung denken.

Für Kierkegaard treten die beiden Seiten des menschlichen Wesens, die in dem Denken und Leben des deutschen Theologen eine innige harmonische Vereinigung erleben, aufs Schroffste auseinander. Sinnlichkeit und Sittlichkeit schließen sich nach Kierkegaard völlig aus. Dem Menschen bleibt nur die bange Wahl, sich für eins von beiden zu entscheiden: entweder die Welt oder das Kloster, entweder die Hölle oder den Himmel, entweder den Teufel oder Gott. Aber thörichte und eitle Einbildung ist es zu meinen, daß man in der Welt beider theilhaftig werden könne, ihrer Freuden sich erfreuen und seinen Idealen nachstreben könne. In den Gütern der Erde wohnt das Ideal nicht. Was hier dem Menschen geboten wird, verstrickt ihn tief in die Endlichkeiten. Sehet die Ehe an: sie verzettelt ihn in die Tausend Kleinigkeiten und Unwichtigkeiten der nichtigsten Lebensbedürfnisse, sie stürzt ihn in ein Meer von Sorgen, die den Geist von seiner wichtigsten Angelegenheit abziehen. Schauet auf den Beruf mit all seinen Beschönigungen! Zwingt er nicht doch am Ende den Menschen, seinen erhabensten Zielen untreu zu werden, indem er ihn in die kleinlichsten Pflichten des Tages hineinzwängt. Ist es nicht nur Selbstbespiegelung und was vielleicht noch schlimmer ist, der sich über die Leere des Berufs hinwegzutäuschen, wenn er seine Vorzüge in beredten Zungen preist. Sind das auch ausdrückliche Worte Kierkegaards, so ist der Sinn doch in seiner Ausdrücke anzutreffen, und die Verachtung des

Gemeinschaftslebens, wie es in Familie, Freundschaft, Beruf zum Ausdruck gelangt, ist immerwährend zwischen den Zeilen zu lesen.

Und doch ist das nicht die Stimmung des Mönchs, der die Güter der Erde flieht, um die Sünde zu fliehen, und in einer reineren und höheren Gemeinschaft seine Aufgaben erfüllen zu können meint. Kierkegaard haßt in dem geselligen Streben der Welt nicht die Sünde, er fürchtet nicht die Befleckung durch das Kreatürliche: was ihn mit Unwillen erfüllt, ist das Verlogene und Unlogische, was er in allem wirklichen Geschehen zu erblicken meint. In den Einrichtungen, die die Menschheit in Staat, Kirche, Beruf sich geschaffen hat, sieht er nur erbärmliche Kompromisse, hergerichtet, um die Schwächen der menschlichen Natur zu verdecken und zu beschönigen, in die Luft gebaut, um das Ideal und das ernste Streben nach demselben als die Illusion ein Paar eitler Thoren hinzustellen, ausgedacht, um die Begeisterung für das Unbedingte zu erlöschen. „Alle menschliche Weisheit liegt in dieser herrlichen und goldenen Mittelstraße: „bis zu einem gewissen Grade“, „mit Maßen“, oder in dem „sowohl — als auch“, „das eine thun und das andere nicht lassen“. Auch ihn erfüllt wie Nietzsche und ja auch schon im vorigen Jahrhundert Rousseau, diesen europäischen Typus jeder kulturfeindlichen Stimmung, ein gerechter Abscheu vor dem philiströsen Muckertthume, das sich mit Halbheiten und Kompromissen befriedigt, in feiger Selbstzufriedenheit die Konsequenzen sich zu ziehen scheut und die idealen Ziele in den Koth zerzt, um sich nicht zu ihnen emporzuschwingen zu brauchen.

Mit beißendem Spotte charakterisirt er diese Gesinnung in den Worten: „Ich habe gesehen, daß die Bedeutung des Lebens darin besteht, ein Brot, eine Versorgung zu bekommen, das höchste Ziel darin, Justizrath zu werden; daß das heiße Verlangen der Liebe darauf hinausgeht, eine gute Parthie zu machen; daß der itetige Genuß der Freundschaft so viel heißt, als einander in Geldverlegenheiten auszuhelfen, daß die Weisheit nichts weiter ist als was eben die meisten dafür gelten lassen: daß Herzlichkeit bedeutet, nach einem Diner zu einander: Wohl bekomms, gesegnete Mahlzeit! zu sagen; die Frömmigkeit darin, ein Mal im Jahre zum Abendmahl zu gehen. Das habe ich gesehen, und ich lache.“

Aber indem sein dunkles Auge nur die Rehrseite der Dinge sieht, erscheint ihm die Mattigkeit, die Laueheit, das Verderben als das Wesenhaftste, und in fanatischer Einseitigkeit wirft er mit

den Schlacken auch die Edelmetalle bei Seite und verliert den Sinn für die wahre und unvergängliche Bedeutung des geschichtlich gewordenen Seins.

Wie Nietzsche haßt daher auch Kierkegaard die Menge, die Gemeinschaft, die Herde, wie jener sagt, und das der Gemeinschaft Entstammende. In ihr ist die Unwahrheit; in ihr verbirgt sich die Feigheit. Wo sie ist, giebt es nur Exemplare, die der Art und Gattung dienen; das Individuum existirt in ihr nicht. Nirgends wird die verwandte Stimmung der beiden Geister deutlicher als in dem folgenden Aphorismus, in dem Kierkegaard die ganze Schale seines Zornes über die Menge ausschüttet: „Laß andere darüber klagen, daß die Zeit böse sei: ich klage darüber, daß sie jämmerlich ist, denn sie ist ohne Leidenschaft. Die Gedanken der Menschen sind dünn, zart und hinfällig wie Spitzen, welche selbst so bemitleidenswerth sind wie die armen Spitzenweberinnen. Ihre Herzensgedanken sind zu erbärmlich, um böse und sündhaft zu sein. Für einen Wurm würde es vielleicht als Sünde gelten können, solche Gedanken zu hegen, nicht für einen Menschen, welcher nach Gottes Bilde geschaffen ist. Ihre Lüste sind gemessen und mattherzig, ihre Leidenschaften schläfrig. Sie thun ihre Pflicht, diese Krämerseelen, erlauben sich aber doch, hierin den Juden ähnlich, die Gold- und Silbermünzen ein bißchen zu beschneiden; sie meinen, daß, auch wenn unser Herrgott noch so ordentlich Buch führe, man dennoch insgeheim ihn schon ein wenig anführen könne. Psui über sie! Daher wendet meine Seele sich immer zum Alten Testamente und zu Shakespeare zurück. Da empfindet man doch, das sind Menschen, die da reden; da haßt man, da liebt man, bringt seinen Feind um, verflucht seine Nachkommen durch alle Geschlechter hindurch; da sündigt man.“

Schwäche, Muthlosigkeit und Verlogenheit sind ihm wie Nietzsche die Anzeichen des Geschlechts. Es fehlt den Menschen die Kraft der Begeisterung und die Macht des Ernstes für das Ideal. Sie scheuen sich ihm klar ins Auge zu sehen, sie fürchten wie der Gläubige des Alten Bundes beim Anschauen Jahwehs den Tod, sie suchen die Spitzen und Ranten abzustößen, sich das „Unbedingte“, wie Kierkegaard sein Ideal nennt, ihrem Bedürfniß entsprechend zurechtzustutzen. Sie verlangen ein Ideal, „das sich mit ihrem ganzen übrigen Dasein in Einklang bringen läßt und der Veränderung sich anschmiegt, die mit der Menschheit oder doch

jedenfalls mit deren Elite, dem gebildeten Publikum, dank der steigenden Aufklärung und Bildung und der Emanzipation von allem unwürdigen Druck vorgegangen ist.“

Neben dieser abschätzigen Beurtheilung der Güter des Lebens steht eine andere unserem Empfinden mehr entsprechende, die sich auf den ersten Blick mit jener ersten kaum zusammenreimen läßt. Und doch müssen wir versuchen, darüber ins Klare zu kommen, wie zwei so durchaus entgegengesetzte Ansichten von demselben Manne ausgehen konnten, wenn wir nicht darauf verzichten wollen, die wenn auch von Widersprüchen nicht freie Persönlichkeit Kierkegaards als einheitliche Individualität zu begreifen.

In einem Abschnitte der „Stadien auf dem Lebenswege“, der „Verschiedenes vom Ehestande und den Einwendungen dagegen“ überschrieben ist, gewinnen alle vorher verneinten Güter eine ganz unvermuthete Bedeutung. Daß sich der Mensch in der Zeitlichkeit Ziele setze, als Bürger am Staatswesen mitarbeite, wird hier geradezu gefordert; und die nothwendige Voraussetzung hierfür, so weit geht jetzt sogar unser Philosoph, ist die Ehe. Denn „welche Interessen kann der für die Idee des Staates, welche Liebe zu seinem Vaterlande, welchen bürgerlichen Patriotismus haben, der die Ehe nicht will Realität haben lassen?“ Wir meinen uns mit einem Male in die Gedankengänge eines Ethikers wie Schleiermacher verlegt. Jetzt wird das Leben als glücklich gepriesen, in dem alles Bedeutung hat, das göttlich, weltlich, bürgerlich zugleich ist, das dem Ewigen und dem Staat, dem Vaterlande, den gemeinsamen Interessen der Mitbürger gilt. Und nicht genug findet er des Ruhmens, daß die wahre Möglichkeit für diese schöne Pflichterfüllung in der Verwirklichung der Ehe liegt; denn in ihr fühlt der Mensch „kein Sehnen nach dem Ewigen, denn es ist bei ihm in der Zeit.“

Sa, sie ist die wahre Vollendung der Menschennatur, sie entspricht seinem eigentlichen auf das Gesellige und Sympathische gerichteten Wesen; denn „die Menschen sind nun einmal zeitlich und ewig.“ Und giebt es ein Mittel, den natürlichen Trieb der Mittheilung und Sympathie erquickender und vollendeter zu befriedigen als in diesem Verhältniß? Hungrige speisen, Nackte kleiden, Sterbende trösten ist wohl eine schöne Aufgabe; aber es ist doch nur der Beweis, daß die Sympathie des Menschen den tiefsten Ausdruck sucht, ohne ihn zu finden. Und nun gar dieses Bedürfniß der Theilnahme lebendig fühlen und nicht befriedigen können: ist

das nicht furchtbar? „Erstickt werden ist fürchterlich, aber Sympathie haben und ihr nicht Lust schaffen können, ist ebenso fürchterlich.“ Es erinnert uns an die prachtvollen Worte im Eingang zu Nietzsches Zarathustra: „Du großes Gestirn! Was wäre dein Glück, wenn du die nicht hättest, denen du leuchtest!“ wenn Kierkegaard dann in herrlichen tiefempfundenen Gleichnissen den Schmerz einer in ihrem eigensten Streben und Ausathmen gleichsam behinderten Natur ausspricht: „Wenn der Thau des Himmels nicht auf das Gras fallen dürfte, wenn er nicht die Freude haben dürfte, die Blumen durch seine Frische erquickt zu sehen, wenn er sich über das weite Meer ausbreiten oder verdampfen müßte, ehe er die Blumen erreichte, wäre das nicht fürchterlich? Und so ist es mit dem Menschen, dessen Sympathie keine Hausfrau sehen darf, in den gesegneten Garten der Sympathie gepflanzt, grünen wie ein Baum, nicht sehen darf den Baum blühen und seine Frucht tragen. die unter der Fürsorge der Sympathie reift!“ Wahrlich, man kann die Bedeutung und den Segen dieses Verhältnisses nicht verständnißvoller und überzeugender zum Ausdruck bringen.

Wie aber erklärt sich nun das merkwürdige Paradoxon! Wie ist es möglich, daß derselbe Mann, der mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung auf das gemeinschaftliche Streben so hinblickt, doch wieder so herzzgewinnende Töne über denselben Gegenstand zur Verfügung hat? Ich kann mich unmöglich der Anschauung Höfdings anschließen, hierin nur den theoretischen Versuch einer Charakteristik verschiedener Lebensanschauungen zu sehen. Alle Aeußerungen unseres Denkers entspringen ureigenstem subjektiven Empfinden und spiegeln uns den tiefsten Grund seines Erlebens wieder. Es heißt die innerste Natur des merkwürdigen Menschen verkennen, wenn man in ihm einen ruhigen, objektiven Forscher sehen will, der die verschiedenen Weisen das Leben zu nehmen, mit ernster Gewissenhaftigkeit nebeneinander stellen will. Kierkegaard war eine Dichterseele, die sich in die verschiedensten Stimmungen mit leidenschaftlichem Durchleben versenkte. Und sie ver-rathen uns die Spuren des Leidensweges, den er zurückzulegen hatte, um dem ihm vor-schwebenden Ideale nahe zu kommen. Da trat ihm wohl in einzelnen Stunden das Leben mit all den be-zeligenden Reizen und Glücksgefühlen nahe, die es dem Menschen zu bieten vermag, wenn er aus seinen Bahnen nicht hinausstrebt, und er konnte sich wohl zu dem Paradox versteigen, daß die Ehe das höchste Ziel des individuellen Daseins sei. Nie empfand er

die Unseligkeit seines Lebens stärker als in solchen Augenblicken, wo er sich bei vollem Verständniß für die Schönheit der Lebensgüter seiner ganzen Unfähigkeit für ihren Genuß mit qualvoller Deutlichkeit bewußt wurde. Es wäre sicher nicht richtig zu meinen, daß Kierkegaard mit den festen Schritten des siegesgewissen, in seinem Ziele unbeirrbaren Eroberers seinem höchsten Ideale entgegengegangen sei. Er hatte einen viel zu feinen Sinn für das Liebliche und Anmuthende, eine dem Mildeu und Freundlichen zugewandte Seite, daß er nur nach herben Bitternissen und drangsalsvollen Beklemmungen endlich dorthin kam, was ihm nun doch einmal als das Werthvollste alles Strebens erschien. Man wird nicht irre gehen, wenn man gerade in diesem verständnißinnigen Gefühle für die werthvollen Eigenschaften des Daseins auch die letzten Gründe für seine vorher entwickelten Ausfälle und abschätzigen Urtheile über Staat, Familie, Freundschaft zu finden meint. Er log sich in einen übertriebenen Haß gegen sie hinein, und suchte mit Behagen ihre Rehrseite, um sich Dinge durch sein Denken zu entfremden und zu verleiden, die seinen Empfindungen sicher nicht ganz gleichgültig waren. So haben wir hier wieder wie nicht selten grade bei tief veranlagten Naturen den tragischen Fall, daß sie sich im Streben nach einem ihrer innersten Natur doch fremden Ideale in unheilvolle Widersprüche mit sich selbst und in verzehrende Kämpfe stürzen. Auch sein Leben erklärt das tieftraurige Wort, das Nietzsche von sich gesagt hat: „Unsere Mängel sind die Augen, mit denen wir das Ideal sehen.“

Also schließlich bleibt es für Kierkegaard doch dabei, daß die Welt dem Menschen in seinem Streben nach dem Höchsten nur hinderlich ist. Keine Gemeinschaft kann ihm nützen, schon die Zweifelhelt ist dabei zu viel. Der Einzelne muß es ganz für sich zu erreichen suchen. So will Kierkegaard ganz wie Rousseau den Menschen völlig aus dem ihn umgebenden Erdreich herausgraben und mit allen Fibern und Fasern von der Welt loslösen, um ihn nur auf sich selbst zu stellen. In diesem Sinne bezeichnet er den Einzelnen als die Kategorie, durch die in religiöser Hinsicht die Zeit, die Geschichte, das Geschlecht, kurz ein Jeder hindurch muß. „Der Einzelne ist die Kategorie des Geistes, der geistigen Erweckung und Belebung und ist der Politik so sehr als wohl überhaupt möglich ist, entgegengesetzt. Irdischer Lohn, Macht, Ehre u. s. f., ist mit ihrer rechten Anwendung nicht verbunden.“

Ebenso vermag der Mensch nur als Einzelner zu einer eigenen auf Sicherheit und Wahrheit begründeten Ueberzeugung zu gelangen. Kierkegaard bestreitet aufs Lebhafteste die Möglichkeit einer allgemeinen, für die Vielheit geltenden Lebensauffassung. Das Wahre an dieser Behauptung ist freilich eine alte, oft verkündete Weisheit. Kein Zweifel, daß für den Menschen nur Werth und Bedeutung erlangt, was er in sich erfahren und erlebt, nicht nur von außen sich angewöhnt hat; nur auf dem geheimnißvollen Boden des Individuums erwächst die Macht der Ueberzeugung, die ihn in seinem Wesen und Bestande sichert und seinen eigenthümlichen Werth ausmacht. Und Kierkegaards Subjektivität ist nichts anderes als Hans Denks inneres Licht und Schleiermachers unübertragbares Gefühl. Aber der gefährliche und paradoxe Satz, daß die Subjektivität die Wahrheit ist, fließt doch nicht minder, wie seine Beurtheilung aller anderen Werthe des Daseins, aus der ganzen geschichtslosen Grundanschauung Kierkegaards, die den Menschen am liebsten aller Beziehungen zum historischen Werden entkleidete.

III.

Dringen wir nun zum innersten Kern von Kierkegaards Lebensauffassung vor, so sehen wir doch ein paar Fäden zu jener mächtigen Geistesbewegung hinlaufen, von der ihn, wie wir oben bemerkten, eine tiefe Kluft in der Schätzung der Lebensgüter abtrennt, und wir dürfen nicht ganz darauf verzichten, diesen scheinbar so weit abseits stehenden und kaum noch im historischen Zusammenhange erfassbaren Denker in den Verlauf geschichtlicher Entwicklung einzureihen. Denn mit den letzten Fasern seines Wesens jaugt auch er, nicht minder als Schopenhauer und auch Nietzsche, seine Nahrung aus dem großen Strome der Geistesbewegung, die in der transcendentalen Epoche um die Wende dieses Jahrhunderts ihren Ursprung nimmt. Im Gegensatz zu der eudämonistischen Lebensanschauung der früheren Epoche, deren höchstes Ideal die Glückseligkeit und Freiheit vom Leiden ist, gewinnt in dem idealen Sinne Schillers, Goethes und des kongenialen Interpreten dieser deutschen Geistesbewegung, den England in Carlyle aufzuweisen hat, das Leiden als eine eigene und selbständige Größe einen hervorragenden Werth; und während es das Zeitalter der Theodiceen durch einen gewagten Relativismus aus dem Kosmos hinwegzudeuten versuchte, wird es in dem hochsinnigen Streben jener Denker und Dichter eine für das Menschendasein bedeutungsvolle Macht, der

Menschheit bestes Theil, das uns zwingt, in unsere Tiefe zu steigen und uns Schätze entdecken lehrt, die uns ohne die Beigabe des Leidens ewig verborgen blieben. „Kein Mensch hat, wie Carlyle sagt, ein Recht, ein Rezept für das Glück zu verlangen; er kann ohne das Glück fertig werden; es giebt etwas Besseres als das . . . Wenn man mich fragt, was denn dies höhere Etwas sei, so kann ich nicht sofort antworten, aus Furcht, mißverstanden zu werden. Es giebt keinen Namen dafür; doch wehe dem Herzen, das es nicht fühlt; in einem solchen Herzen ist keine Kraft. Einst nannte man dies Höhere das Kreuz Christi: sicherlich kein Glück.“ Hier verklärte sich der tiefste Schmerz und die herbste Prüfung des Schicksals mit dem rosigem Schimmer einer sittlichen Nothwendigkeit. Hier fand auch schon das tiefste Leiden, das in dem unseligen Widerspruche des eigenen Selbst, in dem Mißverhältniß von Wollen und Können liegt, einen ergreifenden Ausdruck in der erhabensten Dichtung Goethes und den tiefempfundenen Klagen Schillers über die Flucht und unerreichbare Ferne der Ideale.

Nie aber ist grade diese Empfindung so ausschließend betont, ja mit leidenschaftlicher Wonne erlebt worden wie von Kierkegaard. Wenn er fragt, wer der Unglücklichste ist, so lautet seine Antwort: „Der, dessen Ideale, der Reichthum seines Lebens, der Inhalt seines Bewußtseins, sein eigentliches Wesen außerhalb seines Ich liegt.“ Er hat schwer an der Unseligkeit dieser widerspruchsvollen Eigenthümlichkeit seines Wesens getragen; aber er hat es auch ertragen und sich schließlich nicht geschaut, diesen Widerspruch zu bejahen und als den Sinn seines Lebens zu ergreifen. Gewiß hat er darunter gelitten, furchtbar gelitten und erschütternd geklagt: „Mein Leben ist wie eine ewige Nacht. Sterbe ich einmal, so kann ich mit Achilles sagen: Du bist vollbracht, Nachtwache meines Daseins“. Er hat den Tod als den großen Erlöser gepriesen und im Leben das ärgste Unglück gesehen. „Ja, gäbe es einen Menschen, der nicht sterben könnte, wäre es wahr, was von jenem ewigen Juden erzählt wird, — er und kein Anderer wäre der Unglücklichste.“ Wie zum Troste hat er das Leid in allen seinen tausendfältigen Gestalten aufgesucht, sich in überreizter Begierde wie mit einem narkotischen Gifte durch die Phantasien über das Leid berauscht, im Bilde des Unglücklichen, von tiefem Leide Beschwerten, der keine Ruhe findet, so daß seine Schritte in der Stille der Nacht wiederhallen, mit furchtbarer Lust sein eigenes Schicksal geschildert. Er hat sich tief in das Leiden der Welt

hineingewühlt, so tief hineinversenkt, daß er es als das Wesen des Daseins und die Pflicht des Menschen ergriff.

Das ist vielleicht das Merkwürdigste an diesem eigenthümlichen Menschen. Er sah nicht bloß das Leid mit seinen dunklen Augen, er verstand es nicht bloß mit kongenialer Empfindung, er verklärte es nicht nur in dem Sinne eines den Menschen erziehenden Schicksals: er empfand es als Pflicht, das Leid aufzusuchen, er stellte die Forderung, daß der Mensch ein Blutzuge, ein Märtyrer zu werden strebe. In dieser unglaublichen, alles Bisherige weit überspannenden Forderung verkörperte sich sein Ideal. Und dieses Ideal entsprang ihm aus der Erfahrung der urchristlichen Verkündigung, an deren unumstößlicher, auch in ihren Einzelheiten für alle Zeiten gültiger Wahrheit er keinen Augenblick zweifelte. Nur die Menschen, die der großen religiösen Umwälzung geschichtlich unmittelbar nahe standen, haben noch in diesem extremen Sinne die urchristliche Verkündigung verstanden und die Forderung des Märtyrertums aus ihren Sätzen herausgehört. Alle Askese der späteren Jahrhunderte ist nur ein matter Abglanz dieser Leidenssehnsucht, einer Leidenssehnsucht bis zum Tode selbst.

In Jesu Leben und Lehre sah er dieses Ideal für alle Zeiten vorbildlich hingestellt. Hier war das Absolute, das Unbedingte, die göttliche Offenbarung ein für allemal in die Welt gekommen. Es liegt etwas unheimlich Dämonisches in der Energie, mit der er immer und immer wieder auf dieses Vorbild in der ihm eigenthümlichen Auffassung hinweist und mit ergreifender und machtvoller Rede, die vom Feuer reinsten und edelsten Begeisterung durchglüht ist, den schlichten Ernst und die erhabene Größe des Evangeliums aber auch seine furchtbare Strenge heraushebt. Man mag über die Art, wie er die urchristliche Verkündigung begriff, denken, wie man wolle: mit allem Nachdrucke muß jedenfalls betont werden, daß die strenge und ernste Erfassung des christlichen Ideals nur die höchste Bewunderung vor der sittlichen Hoheit und mächtigen Wahrheitsliebe Kierkegaards einzulösen vermag.

In Christus steht ihm das höchste Vorbild aller Schmerzen und Nothe, der geistigen wie leiblichen, deutlich vor Augen. Er war arm und niedrig geboren, unterdrückt, von den Mächtigen verfolgt, er wußte nicht, wo er sein Haupt hinlegen sollte, er wurde gefangen, gepeinigt, verhöhnt, gekreuzigt. Aber er war

auch versucht, von seinem wahren Ziele abzukommen. „Wenn Andere von Anfang an mit ungeheurer Anstrengung dafür kämpfen, um Könige, Herrscher zu werden, er mußte gleich von Anfang an unendlich mehr Anstrengungen aufbieten, um sich der Erwählung zum König und Herrscher zu erwehren“. Er sieht voraus, welches Feuer seine Lehre anzünden wird auf Erden; er fühlt auf Schritt und Tritt Unverständniß und Unglaube, selbst bei denen, die ihm am nächsten stehen. So zeigt sein ganzes Erdendasein nur ein Bild des Jammers und des Leids. Und dieses Dasein war ihm nicht etwa aufgezwungen, nein, er wählte dies Dasein, er wählte die Armuth. „Er war nicht einer, der menschliche Ehre und Ansehen suchte, aber mit einem Leben in Niedrigkeit sich begnügen oder vielleicht Verkennung und Verleumdung sich gefallen lassen mußte; nein, er wählte die Erniedrigung.“

Es war Kierkegaards sehnlichster Wunsch, das Martyrium auf sich zu nehmen; und doch fand er in sich nicht die Kraft dazu, freilich fehlte es ja auch an jeder Gelegenheit, und so wünschte er etwas Unmögliches. Aber keine Entschuldigung vermochte ihn über diesen Mangel hinwegzutrusten. Denn das war ihm nun einmal unumstößliche Gewißheit, daß der Mensch nur auf dem Pfade des Leidens zum Heile emporwandeln könne. Dies in den Umständen und der Eigenart seiner Natur begründete Mißverhältniß war die Ursache seiner Unseligkeit; aber mit echt Kierkegaard'scher Dialektik hat er selbst noch in diesem Mißverhältniß eine Ahnung seines Glückes gefunden. Deutlich hat er sein eigenes Bild in dem Jüngling gezeichnet, „der begeistert das Martyrium suchte. Im Geiste sah er sich ans Kreuz genagelt und den Himmel offen; aber die Wirklichkeit war ihm zu schwer, die Begeisterung hörte auf, er verleugnete seinen Herrn und sich selber. Er wollte eine Welt tragen, aber er verhub sich an ihr; sein Herz ward nicht zerrissen, aber es brach; sein Geist wurde matt, seine Seele erlahmte. Wünscht ihm Glück, er war unglücklich. Und doch ward er glücklich, denn er ward ja, was er hatte werden wollen, ein Märtyrer, wenn auch sein Martyrium ein anderes wurde, wie er sich gewünscht hatte; er ward nicht ans Kreuz geschlagen oder wilden Thieren vorgeworfen, sondern er ward lebendig verbrannt, langsam von einem schwachen Feuer verzehrt.“

IV.

Wie sehr auch Kierkegaard seine eigenen einsamen Wege geht, wie wenig er sich auch um die Dinge in der Welt kümmert und nur der Einkehr in sich selbst und der Aufklärung über sein inneres Wesen zu leben scheint; in einem Falle hat er sich doch mit größtem Freimuth und unbarmherziger Kritik an den öffentlichen Angelegenheiten betheiliget und durch die heftigsten und leidenschaftlichsten Angriffe in den letzten Jahren seines Lebens einen Sturm heraufbeschworen, dessen Wirkungen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus zu verspüren gewesen sind: da, wo seine heiligsten Ueberzeugungen in ihrem Lebensmarke berührt wurden. Das war in dem Falle, wo die Kirche des Staates, das Christenthum seiner Gegenwart den Forderungen seines Stifters getreu zu verfahren vermeinte. Nie läßt er seiner zornwüthigen Leidenschaft mehr die Zügel schießen, nie wird der Spott bitterer, die Ironie vernichtender, als wenn er von dem, was seine Zeit für Christenthum ausgiebt, auf das wahre Christenthum blickt. In jenem sieht er Dichtung und Lüge, die gräßlichste Unwahrheit, gräßlich, weil man Gott zum Narren halte, als wäre ihr Christenthum das Jesu und seiner Jünger, als wäre ihr Leben eine Nachfolge ihres Leidens und Sterbens. Augenverblendung, Sinnestäuschung nennt er es, wenn sie sich schmeichelnd selbst belügen: der Weg, auf dem sie wandeln, sei der rechte zum christlichen Ideale. Jeder muß einsehen können, meint er, „daß offizielles Christenthum nicht das neutestamentliche Christenthum ist. Es gleicht diesem nicht mehr als das Quadrat dem Kreise, nicht mehr als das Genießen dem Leiden, als die Selbstliebe dem Geist gegen sich selbst, als weltliches Streben der Weltentfagung; nicht mehr als die selbstzufriedene Einbürgerung in der Welt dem gleicht, daß man ein Fremdling und Pilger in dieser Welt ist, nicht mehr als der Gang aufs Bureau, zum Tanz und auf die Brautschau der Nachfolge Christi gleicht — nein, nicht mehr!“

Wie David Friedrich Strauß entscheidet auch Kierkegaard die Frage, ob wir noch Christen sind, im verneinenden Sinne. Während aber jener die urchristliche Weltanschauung im Verhältniß zur Kultur des 19. Jahrhunderts herabsetzt und in ihr „ein geradezu kulturfeindliches Prinzip“ erblickt, das seinen Bestand heute nur noch durch die Korrekturen fristet, die eine weltliche Vernunftbildung an ihm anbringt, sieht Kierkegaard gerade im Urchristenthum das sittlich Ueberlegene, das einzige und höchste Ideal, dessen Spitzen und Schärfen die

schwacherherzige Menschheit immer mehr abgebrockelt und abgeschliffen hat, so daß nur noch ein Popanz übrig geblieben ist. „Das Endliche und das Unendliche, das Ewige und das Zeitliche, das Höchste und das Niederste ist bei uns so miteinander verquickt, daß man nichts mehr unterscheiden kann; d. h. der ganze Zustand ist der einer undurchdringlichen Zweideutigkeit. Im dichtest verwachsenen Urwald durch einen Durchhau einen Ausblick zu schaffen wäre leichter, als dem hellen Licht der Ideale Zutritt zu verschaffen in diese Zweideutigkeit, wo wir „zwischen Tag und Dunkel“ dahin leben, wo wir uns gegen die Ideale auch dadurch gesichert halten, daß wir eine verständige Betrachtung zwischen uns und sie hineinschieben, so daß wir einander wohl in jedem höheren Streben verstehen, das Vortheil bringt, ein wirkliches höheres Streben aber, das auf die Vortheile verzichtet, für die allerlächerlichste „Ueberpanntheit“ halten würden.“

Wer kann leugnen, daß Kierkegaard hiermit einer weit verbreiteten Stimmung das Wort redet! Sagt nicht auch Tolstoi wieder und wieder, daß die sich Christen nennen, den Lehren und Gebeten Christi gar nicht entsprechend leben, ja ihnen entsprechend zu leben sich nicht einmal bemühen? Daß die seinen Namen fortwährend im Munde führen, in ihrem Handel und Wandel so thun, als hätte Jesus die bedeutungsvollsten, einschneidendsten, paradoxesten Worte nur so gesagt, ohne ein Leben darnach zu verlangen? (Vgl. „Wahrheit“, III, 952 ff.). Und um einen Mann aus ganz anderem Holze zu nennen, bemerkt nicht auch John Stuart Mill spöttisch in seinem Werkchen über die Freiheit, daß die Menschen an all die Vorschriften des Evangeliums nur so weit glauben, als sie von ihnen selbst nicht betroffen werden, daß sie wohl glauben: man solle nicht richten, um nicht gerichtet zu werden; man solle nicht schwören, seinen Nächsten lieben wie sich selbst, dem, der einem den Rock nimmt, auch den Mantel geben; man solle, um selig zu werden, seinen Besitz den Armen geben: daß sie daran aber nur glauben, wie man an Dinge glaubt, die stets gelobt und nie in Frage gestellt worden sind. Und wie viele Tausende, die es nicht aussprechen oder drucken lassen, sind derselben Meinung! Gewiß hat hier Kierkegaard den Finger auf eine der klaffendsten Wunden unseres modernen Christenthums gelegt.

Aber ist es denn gar so etwas Neues: diese Beobachtung des Widerspruchs zwischen religiösem Ideal und der Leistung? Hat man nicht zu allen Zeiten, hat nicht mit besonderer Energie unser

Luther darauf hingewiesen? Aber wie, man höre und, könnte man auch hier fortfahren, und staune! Für den Reformator trat auch dieser Abstand der sittlichen Leistung und idealen Forderung gänzlich unter den Gesichtspunkt eines Mittels der göttlichen Gnade, dessen sie sich bedient, um dem Menschen sein Unvermögen in der erschreckendsten Gestalt deutlich zu machen: wie wohl ein Arzt einen übermüthigen Kranken etwas thun heißt, was diesem unmöglich ist, um ihn zur Erkenntniß seines Leidens zu führen und dann zu helfen! Wo und wann aber je vorher ist die in diesem Verhältniß liegende Unwahrhaftigkeit so deutlich zum Ausdruck gekommen wie seit den Tagen Kierkegaards? Und ist es nicht eine Unwahrhaftigkeit, wenn man sich sittlicher Ideale und Forderungen rühmt, die man zu erfüllen auch nicht den geringsten Anfang macht. Wo ist heute der Christ, der seinem Nächsten auch den Mantel giebt, wenn ihn dieser um den Rock bittet, der die linke Backe darbietet, wenn seine rechte geschlagen wird, der für den folgenden Tag nicht sorgt, weil Gott für das Seine sorgt, der nicht schwört, nicht richtet, der die Feindesliebe stets und ohne Ausnahme zu befolgen sich bemüht? Der ist nirgends, kann und darf nirgends sein, wenn er den Bestand der Gesellschaft nicht gefährden will.

Keine Frage: Kierkegaard setzte sich gewaltig ins Unrecht, wenn er, ohne Sinn und Verständniß für den großen Gang der geschichtlichen Entwicklung der Jahrhunderte seit Christus, die radikale Restitution des ganzen urchristlichen sittlich-religiösen Ideals in all seinen Einzelheiten verlangte. Seine Forderung annullirte alle staatlich-sozialen Grundlagen und verkündete den trassesten Nihilismus. Aber wir dürfen nicht ungerecht werden und vergessen, daß dies nicht etwa blos Ausbrüche einer willkürlichen Laune oder eines unglücklichen Temperamentes waren; sondern schließlich zog er doch nur konsequent die Folgerungen aus den Voraussetzungen, die unhaltbar mit den Ideen einer neuen Zeit verquickt in dem Christenthum seiner Tage ihm vor Augen lagen. Man braucht sich seinen Forderungen nicht anzuschließen und wird ihm doch Dank wissen müssen, daß er diesen Widerspruch aufdeckte und sich hier Klarheit und Wahrheit zu schaffen bemühte.

Kierkegaard ist sich auch keinen Augenblick selbst darüber im Unklaren geblieben, daß seine Ideale für die Allgemeinheit nicht ausführbar seien. Es nimmt Wunder, wie diese leidenschaftliche er doch mit der kältesten Miene von der Welt, sich und ihr von streng und ehrlich beurtheilen konnte.

Seinem Pseudonym in den „Stadien auf dem Lebenswege“, dem Frater Taciturnus, hat er seine Selbstkritik ohne Umschweife mit den Worten in den Mund gelegt: „In menschlichem Sinn kann sich Keiner nach mir bilden, und noch weniger bin ich in historischem Sinne vorbildlich für irgend Einen. Ich bin eher, was in einer Krise gebraucht werden könnte, eine Probestatur, welche das Dasein braucht, um zu klären. Ein Mensch, der halb so reflektirt wie ich wäre, könnte für Mehrere Bedeutung bekommen, aber grade weil ich ganz durchreflektirt bin, bekomme ich keine.“ Seine eigentliche Leistung hat er also darin erblickt, daß er auf die im offiziellen Christenthum herrschende Zweideutigkeit hinwies. In diesem Streben sah er sich als ein auserwähltes Rüstzeug Gottes, um der Wahrheit die Wege zu bahnen; in dieser Aufgabe fühlte er sich ganz eins mit dem göttlichen Willen; und nicht Spott, nicht Mißachtung hat ihn darin irre zu machen vermocht. Voll und selig war er davon überzeugt, daß sein Wagen Gott gefällig sei und seine Zustimmung habe. „Dagegen sage ich nicht, daß ich für das Christenthum etwas wage. Nimm es an, nimm an, ich würde ganz buchstäblich ein Opfer, so würde ich doch nicht ein Opfer für das Christenthum, sondern blos dafür, daß ich Redlichkeit wollte.“ Seine ganze Thätigkeit drängt sich in dem Worte zusammen: Redlichkeit will ich, und zu dem Ende will ich wagen.

Nirgends verräth sich die Stärke und Schwäche seiner Beanlagung so deutlich wie in diesen Aeußerungen. Ich habe ihn oben eine religiöse Natur genannt; und er war es sicher in dem Sinne, daß sein ganzes Streben auf das Ziel einer auf christlichem Grunde erwachsenen Lebensauffassung gerichtet war. Aber Kierkegaard war kein schöpferischer Genius wie Luther oder wie Schleiermacher. Er entbehrte dazu der wichtigsten Eigenschaft aller wahrhaft schöpferischen Geister: des großen geschichtlichen Sinns, der das Lebendige anerkennt und zum Ausgangspunkte seiner Verbesserungsabsichten macht. Ihm fehlte die Fähigkeit, im Boden des geschichtlichen Seins Wurzel zu fassen und wie der Riese Antäus aus der Berührung mit der wirklichen Erde die staunenerregenden Kräfte zu saugen, die eine Zeit über sie selbst hinaustragen. Kierkegaards Genie war seine kritische Begabung; und kaum darf man sagen, daß es ihm gelungen ist, für sich selbst eine Lebensauffassung zu gewinnen: eine Lebensauffassung, nach der er wirklich hätte leben können.

V.

Wir fahren nun in der Darstellung von Kierkegaards Beurtheilung des Lebens fort. Entweder den Himmel oder die Hölle, Gott oder den Teufel, die Welt oder das Kloster: hatte Kierkegaard gesagt. Ein Mittleres gab es für ihn nicht. Haben wir ihn beobachtet, wie er das Trachten nach dem Höchsten erfaßte, so sehen wir nun, wie er der zweiten allein seiner Ansicht nach noch konsequenten Lebensführung ein nicht minder eingehendes Studium widmet. Er hat sie die sinnlich-erotische genannt. Freilich ist nur der erste Eindruck der eines ungeheuren Gegensatzes. Bei näherem Zusehen entspringen beide Lebensauffassungen: die eben genannte wie die religiöse, die seines Daseins Kern und Stern war, aus derselben Grundanschauung von der Stellung des Menschen zur lebendigen Welt. Hier wie dort liegt das Streben nach souveräner Unabhängigkeit von den Mächten der Wirklichkeit und der Trieb einer schrankenlosen Willkür zu Grunde, welche die Dinge und Güter des Daseins nur als Spielball der Einzelpersonlichkeit werthet.

Unzweideutig ergiebt sich das aus dem Abschnitte seines Werkes „Entweder — oder,“ den er als „Wechselwirthschaft“ betitelt. Wieder taucht hier das Ideal des Einzelnen auf, diesmal aber nicht mit der schmerzlichen Krone des Martyriums geschmückt, sondern glühend vor Sehnsucht nach voller Befriedigung der sinnlichen Triebe. Warnte er dort, sich in die Welt zu verstricken, weil man dadurch von seinen geistigen Idealen abgezogen werden könnte, so ermahnt er hier zur selben Vorsicht, sich den von den Menschen geschätzten Gütern der Freundschaft, der Familie, dem Beruf, dem Staat ganz hinzugeben, weil sie den wahren Sinnengenuß gefährden. „Man renne sich niemals fest.“ Denn die echte Befriedigung des sinnlichen Menschen besteht in der leichten, heiteren, nirgends haftenden und doch alles streifenden Flüchtigkeit. Alles Genießen hat nur Werth, solange man genießt. Mit dem Reize schwindet der Genuß; und Uebel tritt an die Stelle der Lust, wenn das, was sie noch eben erregte, über den Augenblick ihres Aufhörens hinweg fort dauert. Daher ist der höchste Genuß, sich die Realitäten des Lebens dadurch zu gleichgiltigen Erscheinungen zu machen und seine Herrschaftstellung ihnen gegenüber sich dadurch zu wahren, daß man willkürlich mit ihnen wirthschaftet. „Das ganze Geheimniß (alles Genießens) liegt in der Willkür.“ Das ist die kalte und liebeleere Weisheit des begeisterungsleeren, nur

auf sich selbst bedachten Hedonikers, der nur, um keine Unruhe zu erfahren, sich den Dingen und dem Leben nicht hinzugeben wagt. Es bedarf kaum besonders betont zu werden, daß in dieser Betrachtung des Daseins alle Andern zu Mitteln für die Förderung der eigenen Lust herabgewürdigt werden; und das Prinzip der Selbstheit wird in dieser Lebenstheorie zu einer Schärfe gesteigert, die von den Vertretern des schrankenlosesten Egoismus sich nur noch um wenige Grade entfernt. Aber das sind nicht etwa von Kierkegaard vorher unbedachte Konsequenzen, die ihm plötzlich über den Hals fielen, nein, die sieht er selbst; auch auf sie zeigt er mit der anhaltenden Energie und Konsequenz hin, die überhaupt eine Eigenthümllichkeit seines Denkens ist. Ja, er malt dies sinnliche Ideal in so glänzenden und berückenden Farben, er nimmt so viele Mittel des Ausdrucks zu Hülfe, um es in seiner ganzen verführerischen Schöne darzustellen, er ergeht sich mit solchem Behagen in der Ausmalung der kleineren und kleinsten Details dieser Lebensansicht, daß uns die merkwürdige Doppelseitigkeit seiner Neigungen und Anlagen nicht genug Wunder nehmen kann und die ungemaine Fähigkeit, sich in die Irrungen menschlicher Leidenschaften zu versenken, mit Staunen vor der Kraft dichterischen Hineinempfindens in die entgegengesetzten Stimmungen erfüllen muß.

Man hüte sich vor einer tiefen und ernsten Freundschaft, heißt es in der Wechselwirthschaft, ohne doch ganz darauf zu verzichten. „Nur daß man immer, auch wenn man eine Weile die Bewegung theilt, davon laufen kann.“ Man begeistere sich für keinen Beruf, um sich nicht in die große Staatsmaschine hineinziehen zu lassen. Doch soll man deswegen nicht unthätig sein, sondern man treibe allerhand brotlose Künste. Noch unangenehmer ist die Ehe, da sie ein festeres Band als alle anderen Verhältnisse zwischen Menschen knüpft. Und unvermeidlich ist es, daß man durch sie „in eine höchst fatale Kontinuität mit Sitten und Gebräuchen“ kommt, der man sich beim besten Willen nicht mehr entziehen kann. Aber deswegen auf die Liebe überhaupt verzichten? Durchaus nicht.

In welchem Sinne sich dies Kierkegaard von dem bezeichneten Standpunkte aus verwirklicht denkt, zeigt eine seiner glänzendsten Schriften, die er „*In vino veritas*“ genannt hat: ein Muster anmuthiger Schalkhaftigkeit, beißender Ironie und lustigen Spottes, deren wesentlichen Inhalt ich im Folgenden wiederzugeben versuche.

Sie weist in ihrer ganzen Anlage und Fragestellung auf Platos Symposion als ihr Vorbild hin.

Die Szenerie versetzt uns in die melancholische Stille eines Waldes einige Meilen von Kopenhagen. Es ist Sulmonat; und fünf Freunde haben sich die späte Abendstunde zu ihrer Zusammenkunft ausersehen. Ueber Allem liegt der unbestimmte Flor des Geheimnißvollen und Märchenhaften. Nichts gemahnt an die gemeine Wirklichkeit der Dinge. Der Saal, der zum Festmahle, um ein solches handelt es sich hier, bestimmt ist, ist durch Dekorationen unkenntlich gemacht. Die Theilnehmer sind ein junger Mann, Anfang der Zwanzig, schlank, zart und dunkel, ein Modewaarenhändler aus Kopenhagen mit den Allüren des Gecken, stark parfümirt und nach Eau de Cologne duftend. Drei der Freunde treten unter den Namen der auch sonst aus Kierkegaards Werken bekannten Pseudonyme Johannes mit dem Beinamen des Verführers, Konstantin Konstantius und Viktor Eremita auf.

Als sie alle zugegen waren, öffneten sich die Thüren des Saales. „Die Wirkung der strahlenden Beleuchtung, die Kühle, die ihnen entgegenströmte, des Wohlgeruchs gewürzte Bethörung, der Zurichtung reicher Geschmack überwältigte einen Augenblick die Eintretenden; und da zugleich vom Orchester die Töne des Ballets im Don Juan erklangen, verklärten sich die Gestalten der Eintretenden.“ Sie setzten sich, und das Mahl nahm seinen Anfang. Bald hatte das Gespräch seinen schönen Kranz um die Gäste geflochten, als säßen sie da bekränzt. Als sich das Mahl seinem Ende näherte, machte einer der Theilnehmer den Vorschlag, daß Jeder sich über die Liebe äußern sollte.

Der junge Mensch begann als der Jüngste: Er entschuldigte sich zunächst, daß er über eine Sache rede, von der er noch keine Erfahrung hätte, rechtfertigte aber seine Absicht damit, sich durch seine Ueberlegung über die Liebe im Voraus Klarheit verschaffen zu wollen.

Wir folgen ihm in seinem Nachdenken; und wir bemerken, wie er in diesem Verhältniß zwischen Mann und Weib auf ungelöste Widersprüche stößt, die wie jeder Widerspruch, höchst komisch wirken.

Fragt man einen der Liebenden nach dem Grunde der Neigung, so vermag er keine Auskunft zu geben. Es ist wohl der einzige Fall im Menschenleben, wo man sich ohne Ursache zufrieden giebt und das Unerklärliche auf sich beruhen läßt. „Wer würde nicht
s Mangelnde fühlen, wenn die Menschen um einen her, bald der,

bald jener umfielen und plötzlich stürben nach konvulsivischen Zuckungen, ohne daß Jemand die Ursache erklären könnte! Aber so greift die Liebe gerade in das Leben ein, nur daß man nicht ängstlich wird, da die Liebenden selbst es als das höchste Glück ansehen?"

Nicht minder widerspruchsvoll und komisch wirkt nach der Meinung des jungen Mannes auch, daß sich ein im höchsten Sinne geistiges Verhältniß in die kraffteste Sinnlichkeit umsetzt und daß ein sinnliches Symbol, wie der Kuß oder die anderen Gebärden, kurz, die ganze „Freimaurerei“ der Liebe in gar keinem Zusammenhang mit dem Geistigen steht. Wie komisch das verliebte Gebahren der Liebenden wirkt, beweist der Umstand, daß Kinder darüber lachen. „In der Regel müssen Kinder über ein Liebespaar lachen und läßt man sie erzählen, was sie gesehen haben, kann gewiß Keiner das Lachen lassen.“

Der dritte widerspruchsvolle Punkt in dem Verhältniß der Liebe, den übrigens auch Schopenhauer in seiner Metaphysik der Geschlechtsliebe behandelt hat, ist der Umstand, daß in dem Augenblick, wo sich die Individuen für die Ewigkeit anzugehören schwören, die Gattung über sie triumphirt.

Alles zusammen genommen, kann man, so schließt der Jüngling, dieser Natureinrichtung nicht gerade Sinn und Vernunft nachrühmen. So will er der Liebe entsagen, um sein Denken zu retten.

Während so den ersten Redner die Konsequenz seines Denkens hindert, sich am Liebesgenusse zu erfreuen, findet der zweite einen Gesichtspunkt, unter dem es ihm möglich wird, mit dem Weibe in ein Verhältniß zu treten. Man dürfe es nie ernst auffassen, sondern man müsse die ganze Sache als einen Spaß betrachten. Interessant und dabei ungefährlich wird es, wenn man mit ihr Komödie spielt. Man idealisire sie und erhalte sie in dem Wahne, daß sie etwas wie ein göttliches Wesen sei. In einem Wilde von köstlichem Humor sagt er: „Sie unter eine Luftpumpe bringen und die Luft auspumpen, ist Sünde und gar nicht spaßhaft; aber ihr Luft zupumpen, sie aufpusten zu übernatürlicher Größe, sie all die Idealität besitzen lassen, welche eine kleine Jungfrau von 16 Jahren sich einbilden kann, haben zu wollen, ist der Beginn der Vorstellung und der Beginn einer höchst unterhaltenden Vorstellung.“ Erhebt man sie so in höhere Regionen und behandelt sich dementsprechend dürftig und klein, so ist der Spaß unendlich, denn nun kommen ganz unbewußt alle Fehler und Schwächen und die in ihr liegenden Widersprüche zum Vorschein. Nicht nur in

intellektueller Hinsicht spiele man fortwährend den Sklaven, auch in erotischer halte man sie bewundernd „auf der Spitze einer Julia“. Da leistet sie sich alle nur erdenkbare Romantik der Gefühlschwelgerei und will vor Wehe bei dem Gedanken sterben, daß sie sich vielleicht von dem Geliebten trennen müßte. Und da giebt's einen Hauptspaß, wenn man der „Verstorbenen“ plötzlich am Arm eines Anderen wieder begegnet. Der Redner schließt seine Auseinandersetzung mit der bissigen Bemerkung: „Gut ist es für die Mädchen, daß sie nicht gleich jedesmal begraben werden, wenn sie sterben; haben die Eltern die Jungen für die theureren Kinder gehalten, so könnten die Mädchen leicht noch theurer werden“.

Nun hebt Viktor Eremito an. Wie Plato den Göttern einst dafür dankte, als Zeitgenosse des Sokrates geboren zu sein, so dankt er ihnen, daß er als ein Mann, und nicht als Weib geboren ist. Das wäre so schlimm, weil sich ihr Wesen in Illusion und Phantastik bewegt. Es ist ihr Unglück, daß sie sich in keinem Augenblicke ihres Daseins völlig über sich klar wird. Eben wird sie noch wie eine Göttin gefeiert, und gleich darauf sinkt sie zur Sklavin herab. „Faßt man eine weibliche Existenz in ihren entscheidenden Momenten zusammen, so macht sie einen durchaus phantastischen Eindruck. . . . In Tiecks romantischen Dramen findet man zuweilen eine Person, die früher König in Mesopotamien war und nun Syruphändler in Kopenhagen ist. Grade so phantastisch ist jede weibliche Existenz. Heißt das Mädchen Juliane, so ist ihr Leben Folgendes: Weiland Kaiserin in der weitausgestreckten Trist der Liebe und Titularkönigin aller Uebertreibungen der Fajelei, jetzt Madame Petersen an der Ecke der Badstubenstraße.“

Freilich bringt das Weib die Idealität in das Leben. Es begeistert den Dichter zu unvergänglichen Schöpfungen, es spornt den Helden zu unsterblichen Thaten an. Wohlgermerkt das Weib, nicht aber die Frau, denn „er wurde nicht Genie durch das Mädchen, welches er bekam, denn mit ihr wurde er nur Staatsrath, er wurde nicht Held durch das Mädchen, welches er bekam, denn durch sie wurde er nur General, er wurde nicht Dichter durch das Mädchen, welches er bekam, denn durch sie wurde er nur Vater; er wurde nicht Heiliger durch das Mädchen, welches er bekam, denn er bekam gar keine und wollte nur eine haben, die er nicht bekam, gleichwie jeder von den andern Genie und Held und Dichter wurde durch das Mädchen, das er nicht bekam.“

Verhält sich aber so, dann ist es gut, in kein positives Verhältnis zum Weibe zu treten. Und das Weib kann dem Manne keinen besseren Dienst erweisen, als ihm im rechten Augenblicke seines Lebens zu erscheinen, „aber das Größte, was sie für den Mann thun kann, kommt dann, nämlich, daß sie ihm je eher je lieber untreu wird.“

Mit einer an Cynismus streifenden Verächtlichkeit und Satire läßt sich der Modewaarenhändler vernehmen, der als der vierte Redner in der Reihe auftritt. Sein Thema ist die Macht der Mode, die sie über das Weib ausübt. „Glücklich der Mann, der sich nicht mit dem Weibe einläßt, sie gehört ihm doch nicht, wenn sie auch keinem anderen Manne gehört; denn sie gehört jenem Phantom: der Mode.“ Dieser Macht unterliegen alle, auch die Besten. Ihrer verführerischen Gewalt können sie nicht widerstehen. Nur einer kann sich wahrhaft rühmen, sie zu beherrschen, das ist der Modewaarenhändler. Und vermag er es nicht in eigener Person, sie diesem Ideal zu unterwerfen, so hegt er ihre Geschlechtsgenossen auf sie, und „wie man Ratten abrichtet, Ratten zu beißen, so ist der Biß des fanatisirten Weibes wie Tarantelbiß.“

Nach diesen Leichenbittern — so nennt sie der fünfte und letzte Redner wegen ihrer trübseligen und kläglichen Aeußerungen — beginnt er nun selbst in feuriger Rede in seiner Art das Lob und den Preis des Weibes zu singen. In einem geistreich erdachten Mythos sucht er ihre Bedeutung und die Fülle ihrer Macht zu verdeutlichen: Die Götter hatten den Mann geschaffen, und wie er nun in seiner Herrlichkeit und Kraft vor ihnen stand, begannen sie vor dem Werke ihrer Hände selbst Furcht zu empfinden und fannen auf eine List, wie sie seiner Begierde und Leidenschaft eine Richtung gäben, wo er ihnen nicht schadete. Sie schufen das Weib, daß es den Mann von seinen himmelwärtsstrebenden Gedanken abziehe in das Reich des Endlichen, Nichtigen, daß es ihn in die Kleinlichkeiten und Nebensächlichkeiten des irdischen Daseins zettete. Die List gelang den Göttern vortrefflich; die meisten gingen in die Falle. Nur wenige merkten den Betrug; nur sie haben das eigentliche Geheimniß des Lebens erfaßt. „Sie leben üppiger als die Götter, denn sie speisen beständig nur, was köstlicher ist als Ambrosia, und trinken, was lieblicher ist als Nektar; sie speisen den verführerischsten Einfall des listigsten Gedankens der Götter; sie essen beständig nur Lockspeise; o Wollust ohnegleichen! o selbige Lebensweise! Sie essen immer nur Lockspeise und werden

niemals gefangen. Die andern Männer greifen zu und essen die Lockspeise, wie der Bauer Gurkensalat ißt und werden gefangen.“

Und nun schildert er in dithyrambischen Tönen die Vollendung ihrer Gestalt, für das Auge in den Wellenlinien der Schönheit schwellend, die Reinheit ihres Wesens, das in Unwissenheit der Unschuld verborgen ist, ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit, eine schärfere Scheidewand als Alladins Schwert, das ihn von Gulnare trennte, und doch dahinter ferngeahnt alle Lust des Begehrens. „Bewunderliche Natur, wenn ich dich nicht bewunderte, würde das Weib es mich lehren, denn sie ist das Venerabile der Natur. Herrlich bildetest du sie; aber noch herrlicher ist, daß du nie die eine wie die andere bildetest. Bei dem Manne kommt es auf das Wesentliche an, und das ist immer dasselbe; bei dem Weibe ist das Zufällige das Wesentliche und so eine unerschöpfliche Verschiedenheit.“

Dieser Redner ist der Vertreter jener Lebensauffassung, der Kierkegaard neben der ersten religiösen allein noch den Vorzug der Konsequenz und Folgerichtigkeit einräumt. Sie zeigt nicht die Physiognomie grober physischer Sinnlichkeit, ihres eigentlichen Wesens Kern ist vielmehr die spielende Lust, die sich im unersättlichen Genuß einer Idee berauscht. Das geistige Moment überwiegt entschieden das Sinnliche. Für die sinnliche Liebe, sagt Kierkegaard im Zusammenhang seiner geistvollen Betrachtungen über den Helden von Mozarts Don Juan, in dem er ihren hervorragendsten Typus findet, „ist das Wesentliche die ganz abstrakte gefasste Weiblichkeit, höchstens noch in mehr sinnlich markirter Differenz.“ Und wie dies näher zu verstehen ist, wird unzweifelhaft aus einer Stelle im Tagebuche Johannes des Verführers, wo er seiner Freude darüber Ausdruck verleiht, „wie sich die Sonne der Weiblichkeit in unendlich vielen Strahlen bricht.“ „Nie wird mein Auge müde, fährt er dann fort, all die zerstreuten Emanationen weiblicher Schönheit zu betrachten. Jeder einzelne Strahl hat seine besondere Schönheit, jeder hat das Seine.“ Und nun folgt die reiche Skala individueller Eigenthümlichkeiten weiblicher Schönheit. Auch sein Leben, sagt Johannes in den Stadien, drückt eine Idee aus, auch er hat dem Dasein ein Geheimniß abgelauscht und dient dem Göttlichen. Es ist ein Egoismus sublimirtester Art. Indem sich der Sinnenmensch nie völlig der Welt hingiebt und sie doch in all ihren Erscheinungen zu genießen strebt, macht

er sich zum Gott der Dinge, da er sich in seinem Innern jeden Augenblick von allen Banden frei weiß. Unverkennbar verrathen diese Aeußerungen den Einfluß des romantischen Ideals der ironischen Weltauffassung, dem sich Kierkegaard so wenig wie seine Zeitgenossen zu entziehen vermochte. In ihr nahm das Prinzip der Individualität eine Wendung, durch welche die geschichtliche Lebendigkeit und Wirklichkeit völlig negirt wurde.

Es hat doch auch ein tieferes psychologisches Interesse, wenn wir hier nochmals darauf hinweisen, daß zwei scheinbar sich gänzlich ausschließende Lebensauffassungen sich gegenseitig so nahe berühren konnten; und wüßten wir nichts Bestimmteres darüber, so dürften wir wohl vermuthen, daß in der seelischen Verfassung ihres Urhebers Ursachen dafür vorhanden waren, die dieses merkwürdige und auffallende Verhältniß verständlicher machen. Gerade in einer sinnlich stark ausgeprägten Individualität können wir den Umschlag in das Extrem einer die Welt verneinenden Anschauung häufig genug beobachten; grade sie wird, weil sie von ihren sinnlichen Trieben Gefahr für ihre Existenz fürchtet, in das schärfste Gegentheil sich wenden. Nun hat es Kierkegaard später selbst gesagt, daß er sich entweder hätte in den Taumel der Sinnlichkeit stürzen oder die Welt ganz aufgeben müssen. Was er für seine Person zu wählen hatte, ist ihm nicht lange zweifelhaft gewesen.

Wie sehr sein ganzes Denken von diesem Gegensatz der beiden Anschauungen beherrscht wurde, zeigt sich auch in der Art seiner geschichtlichen Betrachtungen des Verlaufes der europäischen Kultur. Auch diese mußte sich sofort in das Schema des sinnlichen und religiösen Gegensatzes fügen. Christus bildet den großen Wendepunkt in der Geschichte. Mit ihm tritt das Moment der Reflexion in die Welt. Das Heidenthum ist die Verkörperung der naiven Sinnlichkeit. In ihm herrscht das Spiel der natürlichen Regungen, Gefühle, Neigungen und Leidenschaften, das Spiel der unmittelbaren Kräfte, jener dichterisch besungenen Herrlichkeit im Lachen oder in Thränen, wie er in seinen Predigten über das Leben und Walten der Liebe sagt. Im Christenthum kam der Zwiespalt hinein in die menschliche Natur. Die Sinnlichkeit verlor ihren ursprünglichen, unmittelbaren, naiven Charakter; sie wurde zur Sünde gestempelt. „Im Griechenthum wurde die Sinnlichkeit von der schönen Erscheinung eines Individuums beherrscht.“ Sie widerstand nicht der Natur des Menschen, sie war nicht sein Feind, nicht ein

Empörer, der unter Ruthe und Zucht gehalten werden müsse: „sie war freigelassen zu Leben und Freude mit und an der schönen Erscheinung.“ Geist und Sinnlichkeit waren hier noch eins. Erst durch das Christenthum wurde sie verneint, und dadurch gewann sie die Bedeutung eines besonderen, für sich bestehenden Prinzips, einer selbständigen Kraft. „Richtig verstanden wird jener Satz aber nur, wenn man ihn als identisch mit seinem Gegensatz versteht, daß das Christenthum es ist, welches die Sinnelust aus der Welt verjagt oder ausgeschlossen hat.“ Sie muß von dem im Christenthum herrschenden Geiste überwunden und ertödtet werden.

In dieser ganzen Betrachtung erkennen wir denselben freundlichen Irrthum von der reinen und vollkommenen harmonischen Erscheinung des Menschen im Alterthum, die durch das Christenthum in einen Kampf der Gegensätze verstrickt wurde, wie ihn die Zeitgenossen Schillers und Humboldts pflegten. Es ist ganz dieselbe ungeschichtliche Art, die das mächtige Geschehen zweier Jahrtausende in eine einfache Formel zu bringen versuchte.

VI.

Es würde ein wichtiger Zug in dem Bilde Kierkegaards fehlen, wenn wir nicht noch besonders seiner künstlerischen Begabung gedenken wollten. Von der plastischen Kraft und Bildlichkeit seiner Sprache haben schon die gegebenen Proben zum Theil Zeugniß abgelegt; und die oben angeführte Bemerkung, daß er einem Verliebten gleich sich mit der Sprache unterhielt, wie ein in sein Instrument verliebter Künstler sich mit diesem unterhält, verräth das Wohlgefallen an der Form und Einkleidung seiner Gedanken. Kierkegaard verlangte, daß man seine Werke laut läse: er war sich des Wohllauts und der eindringlichen Klangwirkung seiner Sprache bewußt. Anschauliche Bilder und kühne Gleichnisse verleihen seiner Diktion eine ungemeine Lebendigkeit: kein Ringer kann seinen Gegner so fest umklammern, wie das Gebot der Nächstenliebe die Selbstliebe umklammert. Wie sich das Raubthier auf seine Beute stürzt, wie der Adler auf das Thier herabstößt, das er jagen will, so muß sich der entscheidende Gedanke auf das werfen, was er zur Entscheidung bringen will. Entweder-oder ist das Wort, vor dem die Flügelthüren aufspringen und die Ideale sich zeigen. Nur kurz mag daran erinnert werden, welche Mannigfaltigkeit ihm im Ausdruck wechselnder Stimmungen zu Gebote steht: beißender Spott, bittere Ironie, anmuthiger Scherz

und heitere Laune, hehheitvoller Ernst und leidenschaftliches Pathos, auch derber Cynismus, wo er am Platze ist.

Ebenso bewunderungswürdig ist der Reichthum schriftstellerischer Formen, die Kierkegaard anwendet, und wieder mit der bewußten Absicht des Künstlers variiert, dem die äußere Darstellung von ebenso hohem Werthe wie der Inhalt ist. Wie feilt er an seinen Diapsalmata, wie spitzt er sie immer schärfer zu, wie kehrt er die Antithese immer deutlicher heraus! Durch sie reiht er sich in die Zahl der großen Meister des Aphorismus, der Pascal, Larochefoucauld, Nietzsche. Mit sichtbarem Vergnügen bedient er sich zu wiederholten Malen der Briefform und weiß eine Stimmung und Grazie darüber zu breiten, daß wir eine Dichtung wie den Werther zu lesen meinen. Das vornehmste Prosafunktwerk der Griechen, Platos Symposion, hat er mit demselben künstlerischen Verständniß für die Eigenart dieser Dichtung nachgebildet wie es Shaftesbury in seinen Rhapsodien, Schleiermacher in seiner Weihnachtsfeier gelungen ist. Eine ganz besondere Virtuosität der Empfindung entfaltet er in den Vorreden und Einleitungen, in denen er die Pseudonymität seiner Werke illustriert; und ich wäre nicht abgeneigt, einzelne unter ihnen, wie namentlich die Bekanntmachung vor der Leidensgeschichte des Frater Taciturnus zu dem Stimmungsvollsten zu rechnen, was Kierkegaard überhaupt geschaffen hat.

Eigenthümlich ist seiner Schriftstellerei die Pseudonymität, mit der er sich zu umschleiern liebt. Doch hat sie nicht den Zweck, ihn zu verbergen; sie dient ihm vielmehr als poetisches Mittel, verschiedene Anschauungen zum Ausdruck zu bringen, wie Plato die Gestalten seiner Dialoge. Seine gesammten schriftstellerischen Werke lassen sich einem großen Drama vergleichen, in denen in Pseudonymen wie Konstantin Konstantius, Johannes, Frater Taciturnus u. s. f. die Vertreter verschiedener Ansichten vor unserem Auge vorüberziehen. Mit wunderbarer Elastizität des Geistes weiß er sich in die verschiedenen Charaktere hineinzudichten, wenn man auch nicht zugeben kann, daß seine Kraft der Charakteristik besonders geeignet wäre, scharf ausgeprägte und lebendige Gestalten auszuarbeiten. Ueber Allem, was uns bei ihm an Poesie gemahnt, liegt überhaupt etwas allgemein Unbestimmtes, Verschwimmendes. Kräftige Farben stehen ihm nicht zur Verfügung. Er liebt nicht die festumrissene Zeichnung mit den markigen, das Wesentliche heraushebenden Strichen. Nur in großen Zügen verlaufend wie sein idealisches Denken ist auch die Kunst seiner Dar-

stellung. Hier wie dort ist es ihm nur um die allgemeinsten, das Typische andeutenden Merkmale zu thun. Man erkennt auch darin unschwer den Schüler der Romantik.

Die volle Entfaltung seines dichterischen Talentes leidet unter einer starken dialektischen Anlage des Denkens. Er zerplittert und zerfasert die Begriffe, bis er schließlich nichts mehr zwischen den Fingern behält. Er wägt auf der Goldwaage des Verstandes die Gedanken hin und her, hier noch ein überflüssiges Körnchen entfernend, dort wieder eine Verschiedenheit ausgleichend und so unaufhörlich, bis jede positive Größe verschwunden ist. An jedem Eindruck, den er wiedergiebt, setzt sich die Reflexion fest und zerstört seine reine Wirkung wie die Schmarotzer die Lebenskraft der Organismen. Er schildert den Ort im Griebss-Wald, wo das Gastmahl, von dem oben die Rede war, stattfinden soll. Es ist eine Stelle, der Achtwegewinkel genannt, ihn findet nur, wer würdig sucht, denn keine Karte giebt ihn an. An den Achtwegewinkel hängt sich nun sein Denken. „Wie kann das Zusammentreffen von acht Wegen einen Winkel bilden, wie kann das Betretene und Unbetretene sich einen mit dem Abgelegenen und Versteckten?“ Und weiter zieht ihn sein Gedanke hinweg von dem eigentlichen Zweck der Schilderung, und er beginnt mit den Worten zu spielen, die den Sinn des Einsamen enthalten. „Was der Einsame flieht, wird ja schon nach dem Zusammenstoß dreier Wege genannt: Trivialität; wie trivial muß da nicht der Zusammenstoß von acht Wegen sein?“ Freilich findet er sich immer wieder zum Ausgangspunkte zurück, aber so viele Nebengedanken, plötzliche aufblühende Einfälle, künstlich herbeigeführte Wendungen verdunkeln das ursprünglich gesteckte Ziel, daß der Genuß vielfach dadurch verkümmert wird. Und es ist bedauerlich, daß die stellenweise zu großer Schönheit sich erhebende stimmungsvolle Darstellung einen einheitlichen und reinen Eindruck nicht aufkommen läßt, um so bedauerlicher, als ihm wirklich eine herrliche Gabe inne wohnt, besonders Naturschilderungen mit einer wunderbaren Poesie zu umkleiden. Wie anschaulich zaubern seine weichen Töne die melancholische Stille der Abendlandschaft vor die Seele, wie sie daliegt, „wenn die Herbstsonne Vesper hält und der Himmel schmachkend sich blaut; wenn die Schöpfung nach der Hitze aufathmet, wenn die Kühle sich naht und die Blätter auf der Wiese wohligh zittern, während der Wald sächelt; wenn die Sonne an den Abend denkt, sich im Meere zu baden, wenn die Erde sich zur Ruhe schickt

und an ihren Dank denkt, wenn sie vor dem Abschied einander verstehen in dem weichen Zusammenschmelzen, das den Wald dunkler und die Wiese grüner macht."

Endlich dürfen wir zum Schlusse eine Eigenthümlichkeit von Kierkegaards Schriftstellerei nicht unerwähnt lassen, die das Verständniß seiner Werke nicht unerheblich erschwert. Die Art seiner Gedankenbewegung hat bisweilen etwas Traumhaftes, indem plötzlich, scheinbar ohne jeden Zusammenhang, Gedanken auftauchen. Es ist, als ob man Jemand im Schlafe reden hörte; es fehlen uns die ergänzenden Vordersätze zu deutlichem Verständniß. Die Ursache hierfür habe ich oben schon gestreift. Sein ganzes Leben war ein einziges Sinnen über einen Gedanken, und so kamen wohl aus dieser beständigen Meditation ganz plötzlich und unvermittelt einzelne Ueberlegungen zu Papier, die auf uns den Eindruck des Zusammenhanglosen und Abgerissenen machen müssen. Erst in zweiter Linie war Kierkegaard seine schriftstellerische Thätigkeit das Mittel auf Andere zu wirken, zuerst und im ganz besonderen Grade diente sie wie ja auch seine umfangreichen nachgelassenen Tagebücher beweisen, seiner eigenen Entwicklung, worin er sich, wie er es wiederholt gesagt hat, selbst auf seine Idee, seine Aufgabe tiefer und tiefer besinnen wollte.

Von welcher Seite wir uns also auch diesem merkwürdigen Menschen zu nähern versuchen, immer wieder kommen wir darauf zurück, daß es ihm doch im Wesentlichen um die Erkenntniß seines eigenen Wesens zu thun war. Solche Gestalten sind, mögen auch die Resultate, zu denen sie ihr Denken treibt, unannehmbar sein, ihres Strebens und Wahrheitstriebes wegen vorbildlich und tragen einen Ewigkeitsgehalt in sich, vor dem die Macht der Zeit wie Rauch vergeht.

So interessirt auch Kierkegaard nicht bloß in historischem Sinne, sondern als lebendige Kraft; und immer wieder taucht der Versuch auf, die Eigenart dieses merkwürdigen Menschen zu erfassen. Zuletzt unternahm es Höffding in Kopenhagen, dessen Buch, erst nur in dänischer Sprache erschienen, jetzt auch in einer deutschen Uebersetzung von Dorner vorliegt. Freilich kann man, wie ich das schon zum Ausdruck gebracht habe, seiner Auffassung nicht in allen Punkten beipflichten; der ringende Mensch verschwindet zu sehr hinter dem ruhig forschenden Denker; und es unterbleibt der Versuch, Kierkegaard aus einem Punkte heraus in seinen mannigfaltigen Aeußerungsweisen zu begreifen.

Von der größten Bedeutung für das Verständniß dieses Mannes ist eine kürzlich erschienene Zusammenfassung einer Reihe von Schriften aus den letzten Jahren 1851—55, die zum ersten Male in dieser Vollständigkeit ins Deutsche übertragen sind. Ihre Uebersetzer sind Dorner und Chr. Schrempf, von denen dieser überhaupt in den letzten Jahren das Meiste für die Verbreitung Kierkegaardscher Ideen in Deutschland gethan hat und in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift: „Die Wahrheit“ den tiefen Einfluß zu erkennen giebt, den dieser Denker auf ihn geübt hat. Ich wünsche, daß es ihm gelingen möge, seinen Plan einer eingehenden Darstellung Kierkegaards auszuführen. Niemand möchte in so hohem Grade wie er die Voraussetzungen zu dieser Aufgabe besitzen.

Vom Herzen.

Von

Elvius Fürst.

„Das Herz ist nichts als ein Pumpwerk!“ Mit diesen Worten, die er mit gewohnter Emphase ausrief, pflegte der geist- und würdevolle Physiolog Ernst Heinrich Weber sein Kolleg über die „Lehre vom Gefäßsystem“ einzuleiten; und er berührte damit, wie es schien, eine Seite, die den jungen Studenten lebhaftere Erinnerungen an manche Finanzklemme wachrief; denn es zog ein verständnißvolles Lächeln über ihre Gesichter. „Ein Pumpwerk, bestehend in einem Hohlmuskel.“ Diese Definition des berühmten Naturforschers faßte klar und bündig das Wesentlichste vom Herzen zusammen. Fragt man eine junge Dame: „Was ist das Herz?“, so wird sie freilich viel eher darauf antworten: „Ein kleines, närrisches Ding in unserer Brust, welches plötzlich lebhaft zu klopfen anfängt, wenn sich ihm ein geliebter Gegenstand nähert oder irgend eine glückliche Botschaft uns erfreut.“ Und der Dichter wird uns sagen: „Es ist ein kleines Schatzkästlein, das die höchste Wonne und den tiefsten Schmerz, den stolzesten Aufschwung zu allem Edlen und Schönen, aber auch die niedersten Leidenschaften der menschlichen Natur in sich birgt.“ Mr. Harpagon aber, der sich von seinen ererbten oder zusammengescharrten Schätzen nicht trennen kann und lieber einen armen Teufel vor sich verhungern sehen, als ihm beistehen würde, erklärt ganz einfach: „Herz? Diesen „Luzus“ kenne ich überhaupt nicht. Existirt für mich nicht. Und wenn ich eins haben sollte, ist es von einem dreifachen, einbruchsficheren Stahlpanzer umgeben.“

Man sieht, die Ansichten über das Herz sind recht verschieden,

je nachdem man es vom anatomisch-physiologischen Standpunkt oder vom symbolischen und ästhetischen aus betrachtet. Daß es das lebenswichtigste Organ ist, ohne dessen regelmäßige Zusammenziehungen der Strom in unseren Blutgefäßen bald stocken und mit ihm das Leben zum Stillstande kommen würde, hat ihm von jeher die Aufmerksamkeit der Forscher zugewandt und die eigenthümlichen Verhältnisse seiner Innervation, die so leicht durch Reiz und Hemmung zu beeinflussen ist, haben bis in die neueste Zeit noch Stoff zu Experimental-Studien geboten, durch welche allmählich die Lösung mancher bisher noch räthselhaften Fragen erreicht werden wird. Aber auch der Laie hat von jeher für das Herz ein ganz besonderes Interesse gehabt; denn ihm verkörpert es Seele, Gefühl, Empfindung, während er alle Verstandesarbeit in das Gehirn verlegt. Kopf und Herz sind durch den Sprachgebrauch in einen Gegensatz gekommen, der gleichbedeutend ist mit Verstand und Gemüth. Gewiß ist das Interesse für das Herz schon ein sehr altes. Wenn es die Bibel wiederholt ausspricht, daß Gott „Herz und Nieren des Menschen prüft“, so will sie damit sagen: Das Innere des Menschen, die verborgensten, für sein Dasein wichtigsten Organe des Körpers entgehen seinem prüfenden Blicke nicht. Und wenn die alten Etrurischen Haruspices oder Hieroskopien die Eingeweide der Opfethiere prüfend beschauten, um daraus dem abergläubigen Volke zu weissagen, während sie sich, nach Cato, innerlich über die „Dummen, die schon damals nicht alle wurden,“ amüsirten, so galt ihre Aufmerksamkeit neben der Leber ganz besonders dem Herzen. Ein Nest dieser „Divinatio“ ist das heutige „Gedankenlesen,“ welches neben dem Muskelgefühl darauf beruht, die Beeinflussung der Innervation des Herzpulses zu erkennen und ihre feinere Veränderung zu anscheinend übersinnlichen, unerklärlichen Schlüssen zu verwerthen.

Wenn wir das Herz anatomisch betrachten — und dazu genügt für den Nichtarzt ein naturgetreues, zerlegbares Wachspräparat, wie es jede Lehrmittel-Handlung bietet —, so sehen wir, daß es aus zwei Hälften besteht, deren jede eine Vorkammer und eine Herzkammer besitzt. Wir können daran und an Bildern verfolgen, wie das kohlenjäurehaltige Blut aus den Nerven des Körpers nach und nach mittelst zweier großer Adern sich zum rechten Herzen begiebt, von da durch die Lungenschlagader in die Lungen; wir können sehen, wie sich hier die Gefäße in immer feinere Zweige, schließlich in Haargefäße auflösen, wie das bläulichrothe Blut in den Lungen-

bläschen die Kohlenäure ausscheidet, bei der Einathmung Sauerstoff aufnimmt und wieder hellroth wird. Vier Venen geleiten es nun aus der Lunge zum linken Herzen und eine große Arterie führt es aus diesem weiter. Tausende von Verzweigungen senden es dann durch den Körper, überall den Herzpuls als Arterienpuls fortpflanzend, alle Gewebe des Körpers ernährend, alle Drüsen zur Funktion anregend, nachdem sie sich wieder in Haargefäße aufgelöst hatten. Und wieder vereinigen sich diese zu feineren, immer stärker werdenden Venen, bis schließlich die größten Sammelrohre das Blut, zum Theil auf einem Umwege durch die Leber, wieder dem rechten Herzen zuführen. Und dieser wunderbare Kreislauf, der selbst in den feinsten Kapillarnetzen nicht stockt, wird von einem nicht minder wunderbaren Organ aus in Gang erhalten, und zwar mit einer fast rührenden Treue und Regelmäßigkeit. Obwohl das Herz des kleinen Kindes sich etwa 120—130 Mal in der Minute zusammenzieht, läßt doch diese Häufigkeit des Herzpulses mit den Jahren nach; beim Erwachsenen ist sie auf 72—80 in der Minute gesunken, ja bei manchen Menschen — und das sind keineswegs die Phlegmatischen, beträgt sie nur 60. Nehmen wir nun als Mittel etwa 76 Schläge in einer Minute und als mittlere Lebensdauer nur ganz bescheiden, 50 Jahre, erinnern wir uns ferner, daß in dieser ganzen Zeit das pflichtgetreue, fleißige Herz nicht eine Minute sich Ruhe gönnen darf, weil sonst die schwerste Lebensgefahr eintreten würde, so müssen wir diese Leistung bewundern. Wir dürfen aber um so weniger verwundert sein, wenn an dem feinen Mechanismus dieses Gebildes nach und nach Alters-Veränderungen auftreten, wenn bei Einem oder dem Anderen sich eine Störung zeigt. Es giebt kein Gebilde von Menschenhand, was so regelmäßig und exakt etwa 4560 Mal in der Stunde, 110 040 Mal an einem Tage seinen Dienst als Pumpwerk ausführen würde, und dies mindestens 18250 Tage lang ohne Unterbrechung. Und diese Arbeit nugt es nicht wesentlich ab; im Gegentheil, wie jede Muskelarbeit, stärkt und kräftigt sie die Muskelfasern. Nur wenn sie längere Zeit übertrieben wird, entsteht eine Hypertrophie derselben, ganz wie an den Armen des Athleten oder an den Beinen der Tänzerin; ist sie zu gering, wie beim Tragen und Bequemen, der sich „keine Bewegung macht,“ dafür aber desto opulenter und unzweckmäßiger ißt und trinkt, so erschlafft oder versettet der Herzmuskel und nur im Beginne können dann heilgymnastische Bewegungen sowie Terrain-Kuren und dergl. die unheilvollen Zustände, die sich

aus der Herzschwäche ergeben, aufhalten oder heilen. Man muß dabei an Jean Pauls Worte denken: „Das tugendhafte Herz wird, wie der Körper, mehr durch Arbeit, als durch gute Nahrung gesund und stark,“ und muß dem alten Ovid Recht geben, wenn er sagt: „Die belebende Kraft ist im Herzen.“ Mit einer Regelmäßigkeit, die Staunen erregen muß, treibt es durch seine Zusammenziehungen das Blut in 15,2 Sekunden durch das gesammte Gefäßsystem des Körpers, wobei es einmal an den entlegensten Stellen desselben, ein anderes Mal in der Lunge noch sogenannte Kapillar-Gebiete überwinden muß. Seine feinen, zarten Klappen, die durch dünne Fäden fixirt und sinnreich angeordnet sind, — das Vorbild der ingeniossten Ventile — hindern den Rücktritt des Blutes und nöthigen es, vorwärts, immer vorwärts zu strömen. Seine Innervation, die zugleich eine Selbst-Regulirung ausführt, wie sie bei den Tausenden von Störungen, die dem Herzen stündlich drohen (Gemüthsbewegungen, Verdauung, Temperaturschwankungen zc.) höchst nothwendig ist, erhält es im Ganzen und Großen in seinem regelmäßigen Rhythmus und erst nach längeren oder heftigeren Störungen tritt statt dessen eine Arrhythmie oder ein Aussetzen des Herzpulses auf.

Gewiß war es in hohem Grade überraschend, als man zuerst fand, daß das vom Willen unabhängige Herz aus quergestreiften Muskelfasern besteht, während sich solche sonst nur in willkürlich zu gebrauchenden Muskeln finden, und alle Organe, die sich ohne unser Zutun bewegen, glatte Muskelfasern besitzen. Nicht minder überraschend war es, als man durch sinnreiche physiologische Versuche am Froischherzen entdeckte, daß dasselbe, auch ausge schnitten und isolirt, noch weiter schlägt, ja, daß selbst Theile des zerstückelten Herzens, mit Ausnahme der nervenlosen Herzspitze, automatisch fort pulsiren. Man fand ferner, daß das Herz des Menschen und der höheren Thiere eine ganz eigenartige Nerven-Versorgung zeigt. Dieselbe wird zunächst durch Gangliengeflechte gebildet, welche selbständig (d. h. unabhängig vom Gehirn und Rückenmark) theils rhythmische Kontraktionen (Herzpuls), theils Hemmung derselben vermitteln. Es ergab sich, daß diese Ganglien besonders von zwei Stellen der Herzsubstanz aus in die Muskelfasern ihre Ausläufer entsenden, einmal nahe der Hohlvene und sodann zwischen Vorhof und Kammer. Hier sitzen die Nerven-Centra des Herzens; von hier aus erfolgt der Impuls zu seinen Kontraktionen. Weitere Versuche lehrten

aber, daß der Nerven-Reiz allein hierzu nicht genügt, daß vielmehr die Muskelkontraktionen des Herzens nur dann zu Stande kommen, wenn es von Blut oder wenigstens von einer warmen Flüssigkeit durchströmt wird, welche Sauerstoff, Serum-Albumin und Salze enthält, also dem Herzen gewissermaßen Blut vortäuscht. Erst ein solches Durchströmen regt den Herzmuskel zu rhythmischen Zusammenziehungen an, die, von Ruhe- und Erholungspausen unterbrochen, so lange fortbauern, wie dieser Strom währt und die Ernährung der Herzmuskulatur nicht leidet. Geschieht das freilich, wie nach gewissen Krankheiten, so ist plötzlicher oder allmählicher Stillstand des Herzens, trotz seines Blutgehalts die Folge.

Die Kontraktionen des Herzmuskels können beim Menschen nur durch Vermittelung der Ganglien zu Stande kommen. Eigenthümlicher Weise ist die Muskulatur des Herzens niederer Thiere nicht an dies Gesetz gebunden. Eine ganglienlose Stelle des Froschherzens, das nervenlose Molluskenherz pulsirt lediglich durch Muskelaktion, ein Vorgang, der für uns noch unerklärt ist.

Das wäre nun Alles ganz schön und gut und unser Herz könnte mit seinen Ganglien und seinem Blutstrom ungestört und ruhig seine regelmäßigen Puls-Verpflichtungen erfüllen. Aber da ist noch ein Störenfried vorhanden, der seine Hand mit im Spiele haben möchte: Der vom Gehirn ausgehende Doppelnerv „Vagus“. Er führt seinen Namen „herumschweifender Nerv“ mit Recht, denn er ist von einer Art unruhiger, agitatorischer Natur. Seine fast unheimlich vielseitige Thätigkeit, seine Sucht, sich in Alles zu mischen, auf Alles einen Einfluß zu üben, stempeln ihn nicht nur zu einem harmlosen Vagabunden, sondern zu einem Faktor, mit dem man rechnen muß. Er enthält Bewegungsfasern, welche Schlund, Speiseröhre, Magen u., auch den Kehlkopf versorgen; er besitzt Hemmungsfasern, womit er ihm unerwünschte Bewegungen zu unterdrücken versteht. Empfindungsfasern sendet er zu Schlund, Speiseröhre und Lunge, Gefühlfasern zum Magen. Zahlreiche Reflexe weiß er zu bewirken; vom Schlund aus Erbrechen, vom Kehlkopf aus Schluckbewegungen oder Schlingbeschwerden; auch Athemstillstand. Letzteres kann er auch bei Reizung der Luftröhre verursachen. Vom Magen aus befördert er die Speichel-Sekretion. Das Erbrechen bei Kopf- und Gehirnleiden ist sein Werk. An der Ursprungsstelle gereizt, schließt er die Stimmbänder; zentral geschwächt, hindert er den Verschluß der

Stimmriße, so daß der Mensch nicht mehr Töne erzeugen kann und sich „verschluckt“. Als hätte er nun mit alledem noch nicht genug, mischt er sich noch in die Herz-Thätigkeit ein. Wird er gereizt, so verlangsamt oder schwächt er den Herzpuls, ja bringt ihn ganz zum Stillstand; wird er gelähmt oder durchschnitten, so beschleunigt er die Herz-Aktion, wobei ihn gewisse Fasern, die man Acceleratoren nennt, unterstützen. Wie ein geladener Akkumulator oder ein stets zu Impulsen bereiter Mensch ist er immer tonisch erregt, immer in Spannung und bereit, bald da bald dort einzugreifen, jezt die Zügel locker zu lassen, jezt sie straffer anzuziehen. Sein oberster Chef, das Gehirn, kümmert ihn wenig; die mit Beamten-Gemissenhaftigkeit arbeitenden sensibeln und motorischen Rückenmarksnerven ignoriert er. Ueber den Kopf seines Abteilungs-vorstandes, der Herz-Ganglien, hinweg verfolgt er eigenmächtig, selbständig, unabhängig seine Pläne, unterstützt von seinen Agenten, den Acceleratoren. Wie ein gefürchteter „Kommissarius“ hat er die Fäden in der Hand und schaltet ziemlich unabhängig. So arbeitet denn das Herz anscheinend selbständig und doch stets vom Vagus beeinflusst. Wie es arbeitet, das haben uns Marey, Ludwig und dessen Schüler gezeigt, indem sie es nöthigten, seine Arbeit selbst zu notiren. Die Kurven des Kardiographen, jener ingeniosen Schreibvorrichtung, welche das An- und Abschwellen der Blutflüssigkeit und der Herz-Muskulatur durch die Bewegungen eines auf Ersterer schwimmenden Stiftes und durch seine Hebel auf eine Drehtrommel überträgt, gaben uns nicht nur ein Bild seiner Thätigkeit im normalen Zustande, sondern zeigten uns auch, welchen Einfluß Gifte und sonstige Einwirkungen auf die Herz-Kontraktion üben.

Von dem Momente an, wo wir beim Hühnchen im Ei zum ersten Male an den Uranlagen des Gefäßsystems eine leichte Krümmung und Aufstreibung mit dem Mikroskop entdecken, welche regelmäßig zuht und so die erste, winzige Anlage des künftigen Herzens bildet — jenes punctum saliens, den springenden Punkt, den man später zum geflügelten Wort erhob —, bis zu dem Augenblicke, wo es für immer still steht, liegt ein langes, wechselvolles Menschenleben. Herder drückt dies poetisch-schön in den Worten aus:

„In ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz;
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz.“

Ja, das Herz begleitet des Menschen Schicksale getreu mit; wir fühlen es bei aufgelegtem Finger unterhalb der linken 5. Rippe an die Brustwand anschlagen, wir hören seine Töne deutlich, wenn wir das Ohr an diese Stelle legen; die von ihm fortgeleitete Blutwelle erkennen wir überall am Körper, wo Arterien dicht unter der Oberfläche und über Knochen verlaufen; denn „alle unsre Pulse schlagen“; und wir bemerken selbst in der äußersten Fingerspitze dies Pulsiren und wenn diese entzündet ist, das schmerzhaftes Klopfen.

Daß aber neben den eigenen Nerven=Centren, welche dem Herzen automatisch, unabhängig von unserem Willen, also auch im Schlafe, seinen gewohnten Gang sichern, auch die Hirn=Nerven auf diesen einwirken, daß jeder stärkere Affekt, je nach seiner Natur, bei den meisten Menschen eine Beschleunigung oder Verlangsamung, ein Stärker= oder Schwächerwerden, eine Störung des Rhythmus sowie ein Aussetzen des Herzpulses bewirken kann, ist bekannt. Allerdings hängt dies von der individuellen Erregbarkeit des Gehirns und von der durch häufige, ähnliche Affekte ausgebildeten höheren Leitungsfähigkeit der Nervenbahnen, die zum Herzen führen, ab. Schon Sappho singt: „Seh' ich Dich, so pocht mir das Herz im Busen“ und Horaz: „Et corde et genibus tremit“, „Herz und Knie erbeben“ bei seelischer Erregung. Jeder hat es schon hundertfach an sich selbst erfahren, daß eine solche Erregung, mag sie nun plötzlich und unerwartet erfolgen oder lange Zeit auf das Gemüth wirken, mag sie freudiger, erhebender oder trauriger, niederdrückender Art sein, das Herz beeinflusst. Nur ausnahmsweise vermag die Willenskraft diesen Einfluß zu hemmen oder ein philosophischer Gleichmuth dem psychischen Reiz ein Gegengewicht zu bieten. In der Regel ist er so mächtig, daß wir nicht in der Lage sind, dem Herzen seine Ruhe zu sichern und Rückerts Mahnung zu befolgen:

Es kann ein Menschenherz viel Glück und Unglück fassen;
Doch ist's am glücklichsten in seiner Ruh gelassen.

So hat sich bei uns durch Ererbung und eigene Erfahrung eine feste Gedanken=Assoziation gebildet zwischen seelischen Erregungen und Empfindungen einerseits und der Herz=Thätigkeit andererseits. Man fühlt bei Furcht oder freudiger Erwartung das Herz heftiger gegen die Rippen schlagen und schneller pulsiren; man fühlt bei einem unerwarteten Schreck, einer schlimmen Nachricht, einem furchtbaren Ereignisse das Herz momentan fast stillstehen, bei einem „Hangen und Bangen in schwebender Bein“ seinen

Rhythmus wechseln, im Zustande schwerer Depression durch Kummer, Sorge und Noth seine Kraft und die Zahl seiner Schläge abnehmen. Sa selbst subjektive schmerzhaft empfindungen treten in solchen Fällen am Herzen auf, wie Stiche, Druck, Spannung.

„O wie mir schweren Dranges
Das Herz im Leibe bebt,
Wenn sie so leichten Ganges
An mir vorüberschwebt“

läßt Bodenstedt sehr treffend den Verliebten klagen. Selbst lebhaftere Träume, mögen es nun angenehme oder schlimme sein, bewirken vom Gehirn aus — ohne unser Bewußtsein — starke Beeinflussung der Herzaktion, so daß wir unter Umständen mit heftigstem Herzklopfen jählings erwachen und es deutlich empfinden, wie sich Traum und Wirklichkeit vermischen. Sa es kommt vor, daß Jemand, der von irgend einer heroischen That, z. B. einem Kampfe mit Räubern träumt, während sein Ohr direkt dem Rissen aufliegt, die in das Gehörorgan fortgepflanzten mächtigen Schläge des Herzens deutlich hört und daß sich, wenn er weiter schläft, daraus wieder eine neue Traumvorstellung entwickelt, als poche Jemand kräftig gegen die Thür.

Das Herz ist also ein sehr empfindliches Reagens für unser Fühlen und Empfinden. Wie ein fein abgestimmtes Galvanometer alle Nuancen des elektrischen Stromes durch Ablenkung der Magnetnadel anzeigt, so giebt das Herz die Nervenregungen, welche vom Gehirn ausgehen, deutlich wieder. Man könnte es die Bouffole unserer Psyche nennen. Recht wohl läßt sich danach verstehen, daß das Volksbewußtsein und der Sprachgebrauch seit alten Zeiten die Seele, das Gemüth als gleichbedeutend mit dem Herzen betrachteten, in dieses alle seelischen Regungen verlegten und daß die Dichter aller Völker vom Herzen sangen und sagten. Liebe und Haß, Glück und Unglück, Hoffnung und Freude, Enttäuschung und Gram — Alles dies kommt nach der volksthümlichen Vorstellung aus dem Herzen, geht zum Herzen, fliegt von Herz zu Herz. Dies ist der Quell und Born alles Hohen und Niederen, alles Edlen und Schlechten geworden. Wir lauschen, um mit Herder zu reden, auf „die leise Sprache des Herzens“; Goethe hat auch dafür den unvergleichlich schönen Ausdruck gefunden:

„Ach, daß wir doch dem reinen, stillen Winke
Des Herzens nachzugehn, so sehr verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an
Was zu ergreifen ist und was zu fliehen.“

Wohlvertraut ist uns die „Stimme des Herzens“, der „Zug des Herzens“ für uns „des Schicksals Stimme“; denn das Gefühl lehrt uns oft besser, als der Verstand, den rechten Weg einzuschlagen. Ein getreuer Eckard, der uns warnend zur Seite steht, wird es vom Dichter mit den Worten gepriesen:

„Es horcht ein stilles Herz
Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung.“

Fehlt ihm auch, nach Virgil, die Prophetengabe; denn „Menschliches Herz! Unkundig des Schicksals, welches bevorsteht!“ ruft er aus, so hat es oft ein richtiges Voraus-Ahnen zukünftiger Ereignisse. Auch des Menschen Hoffen wird in das Herz verlegt:

„Daß es hoffe von Tag zu Tag,
Das ist des Herzens Wellenschlag. —
Hoffnung auf Hoffnung geht zu Scheiter,
Aber das Herz hofft immer weiter.“

Im Herzen wohnen Glück und Unglück nahe bei einander, sein Glück ist freilich, wie alle Freude dieser Erde, oft nur flüchtig; rasch vergänglich.

„O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner
Und, kaum begrüßt, verlorn
Unwiederholter Augenblick.“

Während demnach das Glück des Herzens nur zu rasch entschwindet, auch wenn wir Venaus Melancholie nicht als maßgebend betrachten, findet andererseits der Schmerz stets im Herzen des Menschen einen Widerhall. Wer dächte dabei nicht der Rückert'schen Worte:

„Wenn du willst im Menschenherzen
Alle Saiten rühren an,
Stimme du den Ton der Schmerzen,
Nicht den Klang der Freuden an.“

Aber dieser dem Herzen eigene Hang zu ernster Wehmuth veredelt es wieder in der Schule des Lebens: „Es ist ein Herz mit seinen Wunden mehr werth, als eins, das niemals litt.“ Aus ihm erwacht die Liebe und die Begeisterung.

„O sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenslägt.“

Für alle wechselnden Empfindungen der Liebe hat das Herz die Resonanz. Gretchen ist in ihrer ersten Liebe glücklich und fragt

das Blumenorakel: „Er liebt mich von Herzen“ —, aber sie ist auch tief unglücklich und wieder spricht sie: „Meine Ruhe ist hin, mein Herz ist schwer“. Gerade für Liebende und Poeten ist das Herz stets der Gegenstand ihrer Klagen, ihrer Wehmuth, ihres Entzückens und ihrer Sehnsucht gewesen. Im Herzen ertönte das Echo ihrer Lieder, wenn

„Des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Aber nicht immer sprachen diese Gefühle Liebestrauer aus, wie z. B. in dem Volksliede: „Herz, mein Herz, warum so traurig?“ oft auch Sehnsucht in die Ferne, nach den Bergen des Hochlandes, oder dem schönen Land Italien; nach der Heimath zieht es das Herz, oder hinaus in den herrlichen Frühling: „Die Fenster auf, die Herzen auf!“ Oder die Sehnsucht nach dem Meere und nach fernen glückseligen Inseln erfüllt es:

„Mensch, du gleichst dem Schiff,
Dein Herz den schwellenden Segeln.“

Alle edlen, göttlichen Empfindungen wurzeln im Herzen: Vaterlandsliebe, Ruhm, Ehre, Tapferkeit, Selbstlosigkeit und Opferfreudigkeit, Menschenliebe und Barmherzigkeit. „Es giebt noch schöne Herzen“ — singt Schiller — „die für das Hohe, Herrliche erglühn.“

Diese Blumenlese aus Dichternworten, die sich noch hundertfach vermehren ließe, möge genügen, um zu zeigen, welchen Umfang die Symbolik des Herzens gewonnen und wie die Volksphantasie es verstanden hat, alle Register des Empfindens, alle Schwingungen und Stimmen der Seele auf jenem eigenartigen Instrument ertönen zu lassen. Alle Eigenschaften schreibt sie ihm zu. Man spricht von einem frohen und traurigen, einem kühnen und zaghaften, einem starken und schwachen Herzen; man nennt es bald warm, bald kalt; man bezeichnet es als hart oder weich, als offen oder verschlossen und obwohl dies Charakter-Eigenschaften oder Stimmungen sind, projizirt man sie gewissermaßen auf das Herz, dem sie doch von Haus aus völlig fremd sind. Ein treues und ein falsches Herz, ein menschenfreundliches und humanez, ein menschenfeindliches und abstoßendes Herz sind also nur eine Umschreibung für ein gleiche Eigenschaften darbietendes Gemüth. So Manches wird dem Menschen zur „Herzenssache“ oder zu einer „Herzens-Angelegenheit“ und oftmals spricht er direkt sein Herz

an, wie z. B. der Page in der Ballade: „Schweig stille, mein Herz!“ oder Byron in den Worten: „My foolish heart, be still or break“.

Eine ganz besondere Rolle spielt bei sehr unglücklich Liebenden oder solchen Dichtern, die sich so anstellen, das „gebrochene, zersprungene, zerrissene“ Herz, das in solchen Fällen sich auch „langsam zu verbluten“ pflegt. Dies Bild ist nun äußerst kühn und gewagt; denn in Wirklichkeit ist eine Ruptur des Herzens etwas höchst seltenes, dann aber absolut Tödliches; sie kann sich wohl durch einen Stoß oder eine Verwundung ereignen, aber nie durch die Leiden einer unerwiderten Liebe. Doch ist es ja nur eine poetische Lizenz, ebenso wie die kleine, reizende Figur „Amor als Schmied“ aus der königlichen Manufaktur zu Meissen, welche den Liebesgott beim Ausbessern eines solchen Risses zeigt, eine künstlerische Freiheit ist. Wie das Märchen einem hartherzigen Menschen ein Herz zuschreibt, mit dem man Diamanten schneiden könnte wie der Dichter, verführt durch die Reime Herz und Schmerz, obwohl sich denselben doch auch eigentlich Scherz zugesellt, mit Vorliebe elegische Töne und triste Bilder gebraucht, und der Anbeter sein Herz gern als von Pfeilen durchbohrt oder von Flammen verzehrt, darstellt, so schneidet ein Liebespaar ein Doppelherz in die Baumrinde, unbekümmert darum, daß die Natur ein solches Doppelgebilde nicht kennt. Ihm ist dies aber ein so sprechendes Symbol, wie die Coeur-Dame oder der Coeur-Bube denen, die aus der Spielkarte zu prophezeien verstehen. Vielfach hat die Bildersprache sich an normale oder krankhafte Zustände des Herzens angelehnt. Man spricht von einem herzlosen Menschen und in der That giebt es unglückliche, verkümmerte Geschöpfe — Acardiaci — die freilich auch nicht lebensfähig sind, weil ihnen das Herz fehlt. Es giebt Individuen, bei denen thatsächlich das Herz nicht auf dem richtigen Fleck liegt, sondern in Folge einer Transposition aller inneren Organe rechts. Man spricht von einem großen Herzen, das alle Menschen liebend umfassen, gewaltige Pläne ausführen möchte und wir besitzen thatsächlich eine Hypertrophie des Herzens und im Gegensatz zu dieser Weitherzigkeit kennen wir eine angeborene Kleinheit, Atrophie und Stenose des Herzens, die an den Ausdruck „Engherzigkeit“ gemahnt. Natürlich sind dies Alles nur zufällige Uebereinstimmungen. Mehr thatsächlichen Hintergrund haben schon andere vom Herzen gebrauchte Wendungen. „Zwei Herzen und ein Schlag“, das schöne

Bild der völligen Uebereinstimmung zweier Liebenden, hat freilich nur poetische Bedeutung, denn es haben zwei Herzen ebensowenig einen ganz gleichen Schlag, wie es dem berühmten kaiserlichen Uhrmacher im Kloster gelang, den Pendelschlag zweier Uhren in gleichem Gange zu erhalten. Mit der „Unruhe“ der Uhr ist das Herz, dessen regelmäßiger Schlag ja sehr daran gemahnt, oft verglichen worden, ein treffendes Gleichniß, das in Löwes herrlicher Ballade „Die Uhr“ so rührend schön durchgeführt worden ist. Die geschlossene Form des Herzens hat dazu geführt, es mit einem kleinen, verborgenen Schränkchen zu vergleichen, in dem ein zartes Geheimniß oder einzig und allein das Bild der Geliebten ruht: „Verloren ist das Schlüssellein! Soll Niemand drin wohnen, als Du allein“, während das betende Kind sein kleines Herz nur von Gott bewohnen läßt. Auch mit dem Mühlstein hat das thätige, emsige Organ einen dichterischen Vergleich erfahren. „Beide werden herumgetrieben“ und wenn „es nichts zu reiben hat, dann wird es selbst zerrieben“. Herzkrampf und Herzasthma, übermäßiges Herzklopfen und Praecordial-Angst sind allbekannte nervöse Zustände, welche gar häufig im Gefolge psychischer Erregungen auftreten. Daher preßt der Erregte instinktiv die Hand auf's Herz, gewissermaßen auf den Sitz seiner Seelenschmerzen hindeutend oder das heftig schlagende Herz dadurch beruhigend. Allerdings hat die Bezeichnung „Hand auf's Herz“ auch die Bedeutung einer ernstlichen Versicherung, welche durch das Legen der Hand auf die Stelle, wo das Herz schlägt, eine besondere Bekräftigung erfahren soll. Herzfehler erinnern uns auch an ethische Fehler und Gebrechen, die ihren Gipfelpunkt im „falschen Herzen“ erreichen. Die Arhythmie des Herzens gemahnt uns an die wechselnden Gefühle der Liebe, an das „Glück ohne Ruh“, und wenn das Herz in schweren Lebenskämpfen oder nach heftigem Ringen des Menschen um seine Existenz unzählbar schnell sich müde und matt gearbeitet, so hört auch das rasendste Tempo schließlich auf, das arme Herz steht still und hat nun endlich seine Ruh' gefunden — für immer.

So hat sich gerade das „Herz“ in Wahrheit und Dichtung zu einem der Gebilde gestaltet, das wir, auch wenn wir nicht „das Herz auf der Zunge“ tragen, täglich erwähnen, fast ohne es zu wissen. Wir „herzen“ ein Kind, unser Herz „fliegt einem geliebten Wesen entgegen“ und der feiche Lieutenant, „der die Herzen der Damen im Sturm erobert“, ist fast sprichwörtlich geworden. Trotzdem der Dichter mahnt: „Nicht an die Güter hänge

Dein Herz", thun wir es doch, und selbst der Idealist prüft „ob sich das Herz zum Herzen findet.“ Wenn wir politisiren, so suchen wir den „Herzschlag der Zeit“ zu ergründen und wenn wir im öffentlichen Leben stehen, freuen wir uns seines mächtigen „Pulsirens“. Selbst Abends im Theater wird uns vorgeführt, wie ein junges Mädchen „ihr Herz vergessen“ oder „das Herz entdeckt hat“, wie ein kühner Referendar eins „stiehlt“ oder ein schüchternen Kandidat das feine „verliert“. Und noch im Tode spielt es seine Rolle. Wer erinnert sich nicht der schauerlichen Romanze, in welcher der eiferjüchtige Ritter, nachdem er den Troubadour getödtet, dessen Herz in verdeckter Schüssel der ahnungslosen Gattin vorsetzt? Und wer wüßte nicht, mit welchem Pomp manchmal das Herz eines dahin geschiedenen Fürsten in kunstvoller goldener oder silberner Kapsel nach einer Kapelle übergeführt und dort gesondert beigelegt wird, ein pietätvoller Akt, der bisweilen vor dem Hinscheiden ausdrücklich angeordnet wird, um darzuthun, „mein Herz soll dort ruhen, wo ich am liebsten weilte oder wo für mich ein heiliger, gottgeweihter Platz ist.“

Glücklich preisen wir einen Menschen, der es verstanden hat, sich die innere Harmonie und das Gleichgewicht zwischen Intellekt und Empfinden zu wahren, wie es Schiller treffend ausdrückt:

„Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber;
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt!“

Ein solches schlichtes, normales, im ruhigen Gleichmaß schlagendes Herz ist glücklich; es erstrebt nicht zu viel, erleidet deshalb auch seltener herbe, bittere Enttäuschungen und ist mit Wenigem zufrieden:

„Laßt uns die Götter bitten um ein einfach Herz,
Gar leicht erträgt sich dann ein einfach Loos.“

Ein solches Herz freut sich mit den Fröhlichen, trauert mit den Betrübten, nimmt an allem Schönen und Edlen Antheil, lebt ebenso gern in der Idealwelt wie in der Wirklichkeit, fühlt mit dem Leidenden und Hülfbedürftigen, ohne daß es sich „streng und kalt zuschließt in den Jahren des Gefühls“. Es bleibt glücklich in sich, „geduldig in Trübsal“ und bis ins höchste Alter jung. Kein Organ unseres Körpers ist so, wie das Herz, das wunderbar konstruirte Centrum seiner physischen Existenz und, obwohl nicht selbst denkend, fühlend und Impulse gebend, wie das Gehirn, doch durch seine eigenartigen Nervenverbindungen zugleich das Barometer

unserer Empfindungen und seelischen Regungen. Von den ersten Geistern der Naturwissenschaft durchforscht, von den Dichtern aller Nationen besungen, vom schlichtesten Manne aus dem Volke verstanden, war es stets wie geschaffen zum Symbol. Und so mögen denn auch diese Betrachtungen in einige (leicht variirte) Worte Luthers ausklingen:

Es sei dein Herz gleich einem Schrein,
 Geduld in Leiden leg' darein;
 Gut für Arges thu' dazu,
 Fröhlich in Armuth. — Nun schleuß' zu!

Aus Turan und Armenien.

Studien zur russischen Weltpolitik.

Von

Paul Rohrbach.

IV.

Nach Armenien! Wer in das transkaukasische Hochland reisen will, dem stehen drei Wege offen: über das Schwarze, über das Kaspiische Meer und über den Kaukasus. Sie vereinigen sich alle an dem Eingange eines Thales, das sich genau in der Mitte zwischen Batum und Baku, bei der Station Akstafa der transkaukasischen Bahn, fast rechtwinklig auf die lange Einsenkung öffnet, die durch den Lauf der Flüsse Rion und Kura bezeichnet wird. Durch dieses Thal kommt von Süden her, vom Hochlande, die reißende Akstafa herabgeströmt, und ihrem Lauf folgt die große „kaukasische Transitstraße“ nach Alexandropol, Kars und Erivan.

Wer solange als möglich europäischen Komfort beim Reisen nicht missen will, wird bis Odeffa, Sewastopol oder Noworossisk am Schwarzen resp. bis Petrowsk am Kaspiischen Meer die Eisenbahn benutzen, sich alsdann auf einem guten Dampfer einschiffen, in Batum oder Baku landen, bis Akstafa mit der Eisenbahn fahren und dann erst in den Postwagen steigen. Ich hätte es für eine Kulturbarbarei gehalten, trotz der frühen Jahreszeit anders als durch das Hochgebirge zu fahren, mit der Post über die berühmte „grusinische Militärstraße“ von Wladikawkas nach Tiflis. Fünf Tage und fünf Nächte hatte die Eisenbahnfahrt von Berlin bis an den Fuß des Kaukasus gedauert. Man denke sich darnach das Gefühl, mit dem ich in Wladikawkas die Füße im gastfreien Hauje

des Pastorsasmus, des Seelorgers der kleinen deutschen Ortsgemeinde, unter den Tisch streckte und die Aussicht auf ein Bett genoß, das übrigens für achtundvierzig Stunden wiederum das einzige seiner Art für mich sein sollte. Um drei Uhr Nachmittags am nächsten Tage begleitete mich der Pastor auf die Poststation, ich nahm meinen Platz auf dem offenen Vorderstz des Wagens ein, neben dem dolchbewaffneten Kondukteur, einem bildschönen, gesprächigen Kosaken in Tscherteifenuniform, das Posthorn schmetterte markdurchdringend durch die Straßen, und fort ging es den Bergen zu, auf einer hohen Brücke über den im Steigen begriffenen, schäumenden und brausenden Terek und dann auf die prachtvoll im Stande gehaltene Chaussee hinaus: die ersten Augenblicke auf der Fahrt in eine neue Welt.

„Von den nördlichen Nomaden führt drei Tage lang ein beschwerlicher Weg bergauf; darnach folgt ein enges Flußthal mit einem nur für Menschen passibaren (abwärts führenden) Wege von vier Tagen.“ Mit diesen Worten beschreibt Strabo das berühmte, 200 Kilometer lange Defilée zwischen dem weiten Kessel von Wladikawkas, einem einstigen Seebecken, dessen nördliche Umwallung der Terek bis auf den Grund durchgenagt und es so trocken gelegt hat, im Norden, und der Erweiterung des Kur-Thales, an der Stelle, wo die Aragma von links her mündet, im Süden. Sieben Tage nahm also vor 2000 Jahren dieser Weg über den Kaukasus in Anspruch. Heute durchfährt ihn die Schnellpost, die kein Nachtlager macht, in 28 Stunden, falls kein unvorhergesehener Aufenthalt eintritt, was im Frühjahr und Winter leicht passiren kann; die große Postkutsche dagegen ist mit Nachtlager fast 36 Stunden unterwegs. Diese Schnelligkeit der Passage mitten durch den Zentralkaukasus wird durch das Riesenwerk der 1861 vollendeten Wojenno-grusinskaja Doroga ermöglicht, einer unvergleichlich großartigen Heerstraße, an der ein Menschenalter gebaut worden ist und die Rußland den Besitz von Transkaukasien sicherte, solange die russische Flotte nicht das Schwarze Meer beherrschte. Erst jetzt wird durch den Bau einer Bahn von Petrowsk nach Baku, längs der Westküste des Kaspi, die Bedeutung der Militärstraße endgültig verringert werden, denn sobald eine ununterbrochene Schienenverbindung aus den europäischen Militärbezirken in das Land jenseits des Gebirges führt, ist der schnelle Massentransport von Truppen und Kriegsmaterial auch in dem Falle gesichert, daß eine überlegene feindliche Seemacht durch die Marmara-Meerengen

hindurch gelangt und die russische Flotte in die Pontushäfen einschließt oder vernichtet. Selbst nach Vollendung der Eisenbahn wird die grusinische Militärstraße aber noch eine äußerst wichtige Hülfslinie zur Verbindung zwischen den Gebieten dieffseits und jeneseits des Kaukasus bleiben.

Dichter, schwerer Nebel verhüllte die ganze Kette des Hochgebirges, als ich von Wladikawkas ausfuhr; nur die unmittelbar an die Stadt heranreichenden Vorberge tauchten in schattenhaften Umriffen aus dem grauen Schleier hervor. Nach anderthalb Stunden waren wir in Balta, der ersten Station, wo Pferdewechsel stattfand. Bis hierher steigt die Straße nur wenig, 135 Meter auf die 13 Kilometer seit Wladikawkas; zu beiden Seiten des Weges dehnen sich noch breite, mit Gras, Buschwerk und allerhand steifen, hohen Kräutern bewachsene Landstreifen aus; nur zuweilen tritt hier und da eine schroffe Felsmasse an die Straße heran und zwingt sie zu einer Kurve. Zur Linken in ziemlicher Entfernung schäumt der Terek, in einem breiten, von mächtigen Geröllmassen bis an den Rand erfüllten Bett vielfach getheilt, mit grollendem Geräusch sein trübes Wasser und die Steine auf dem Grunde vorwärts schleudernd und wälzend. In der nebligen frischen Luft dampften die Pferde, und wie weiße Wolken drang es aus ihren Nüstern, wenn sie schnaubten; ich wickelte mich fester in meinen Plaid und ließ mir zum dritten Male vom Kondukteur versichern, jenseits Balta, wo die Steigung sich verstärkt, würden wir aus dem Nebel herauskommen, der erfahrungsgemäß um diese Zeit sich nur in einer wenig mächtigen, aber dichten Schicht an den Fuß des Gebirges zu legen pflege — allerdings mehr als genügend, um dort, wo er liegt, jede Aussicht illusorisch zu machen. Gleich hinter Balta passiert man eine Kosakenbesetzung, das Fort Dscherachowskoje, das aber keine militärische Bedeutung mehr hat, sondern als sommerlicher Lagerplatz für die Garnison von Wladikawkas dient. Die Zeiten sind lange vorbei, wo die Ueberwachung der Route Wladikawkas-Tiflis auch eine militärische Aufgabe war. Von Balta ab änderte sich die Szenerie und mein Kosak behielt Recht: das Nebelmeer, auf dessen Grunde wir bisher gefahren waren, besaß keine große Tiefe, sondern bildete nur eine flache Schicht, über deren wallender Oberfläche leuchtender Sonnenschein und klare Himmelsbläue lagen. Unvergeßlich, unbeschreiblich war das allmähliche Emporfahren aus der feuchten, kalten, schattenhaft verschleierten Tiefe mit ihren unklaren Berg- und Felsilhouetten

und dem unter qualmend sich zusammenbrauenden Nebelballen unheimlich rauschenden Fluß. Noch ahnte man mehr, als daß man es sah, wie es dem Lichte entgegen ging, man ahnte auch, daß etwas Großes, die Sinne und die Seele Ueberwältigendes ringsum schon da sei, das mit dem ersten Sonnenstrahl von oben dem Auge sichtbar werden mußte. Da endlich zerriß der Wind nun wirklich die bereits ganz dünn gewordenen weißgrauen Massen, lange Streifen wie Kulissen an den Thälwänden entlang schiebend — die letzten in die Berge hineinragenden Fetzen des Dunstmantels, der über der Tiefe lag; eine himmelhohe Wand tauchte plötzlich hart vor uns auf, und als das Sechsgespänn in scharfem Trabe die enge Kurve der Straße um den Felsen herum nahm, öffnete sich mit einem Male der Blick in die mächtige Tereskschlucht von Lars. Hier ist von einem eigentlichen Thal schon nicht mehr die Rede: tausend Meter hohe, zum Theil lothrechte Felswände schließen die unten vielleicht fünfhundert Schritt breite Kluft ein, durch die der Teres hinabschießt. Am Fuße der einen Wand ist die Straße in den Felsen gehauen, so breit, daß zwei Wagen mit je vier nebeneinander gespannten Pferden sich an jeder Stelle bequem ausweichen können; eine Mauer von Brusthöhe mit Durchlaßöffnungen für das Regen- und Schneewasser, das von den Bergen herab auf die Straße stürzt, dient als feste Barrière gegen den Abhang zum Fluß hin. Die ganze Sohle der Thalschlucht ist von Rand zu Rand erfüllt mit einer mächtigen Aufschüttung von Geröll, das aus allen möglichen Felsarten besteht, die der Teres und seine Zuflüsse zertrümmert und herabgeführt haben. Durch diese Steinwüste jagte der Fluß seine trüben, sich überstürzenden Wellen und Strudel mit der Geschwindigkeit des fliegenden Pfeils hindurch, hier und da in den aufgeschütteten Massen scheinbar fast verschwindend, dann mit mächtigem Schwall hervorbrechend und in ein zeitweiliges Bett geeint, aber bald wieder in viele wirbelnde Arme getheilt, die sich über den ganzen weiß und bunt im Sonnenschein schimmernden Trümmerstreifen hin vertheilten. Ofters ragten mächtige, zungenförmige Aufschüttungen von cyklopischen Blöcken in das Strombett hinein, um den Anprall des Wassers von der den Straßenkörper tragenden Felsenböschung abzuhalten — sie treten erst dann in rechte Wirksamkeit, wenn die heiße Sonne des Sommers die Schneefämme und Gipfel bearbeitet und der Teres volles Hochwasser bekommt.

Von Balta bis zur Station Lars beträgt die Steigung ca.

300 Meter auf 18 Kilometer und die Wagen fahren noch ohne Aufenthalt in gutem Trabe, so daß man nicht volle zwei Stunden für die Strecke braucht. Die Terekschlucht dringt immer tiefer in das eigentliche Hochgebirge ein; die Felswände zu beiden Seiten wachsen rasch zu immer imponirenderen Höhen empor: wir näherten uns der prachtvollsten und zugleich schrecklichsten Stelle auf der ganzen Heerstraße, dem berühmten Engpaß des Darjal, den alten Portae Sarmaticae. Diese wahrhaft furchtbare Kluft spaltet die nördliche Vorkette des Zentralkaukasus, deren Kamm- und Gipfelhöhen aber beträchtlicher sind, als die der dahinter liegenden Hauptkette, bis auf 1250 Meter über den Meeresspiegel quer durch; in ihr bahnt sich der Terek, mit gewaltigem Brüllen in einer fortlaufenden Reihe von Stromschnellen und Kaskaden herabstürzend, seinen Weg, und mit höchster Kunst geführt, schmiegt sich in fallenden und in steigenden Windungen und Kurven die in den Fels gesprengte Straße den Wänden der Schlucht in wachsender Erhebung an.

Unheimlich ist die Szenerie beim Eintritt in den Darjal. Im Vordergrunde, dort wo die Fahrt hingehet, schließen sich die Wände der Schlucht scheinbar ganz zusammen, so daß es aussieht, als ob die Straße geradewegs auf den Fuß der senkrechten Felsen losliefe und bei ihrem plötzlichen Aufhören die Pferde sich an dem Gestein die Köpfe einrennen müßten. Zur Rechten ist ein großer Bergsturz von der Höhe in den Terek niedergegangen und am Fuß der beängstigend steilen Schutthalde mit ihren großen und kleinen scharfkantigen Felsblöcken, die aus dem kleineren Gestrümmer hervorragen, läuft der hier direkt aus dem Strombett hoch aufgemauerte Körper der Straße, so daß man stellenweise zur Linken das Wasser jenseits der steinernen Brüstung nur noch brausen hört, aber es nicht mehr sieht, während zur Rechten bei weit zurückgebogenem Kopf das Auge in schwindelnder Höhe den Ursprung des vermeintlich jeden Augenblick dem Losbruch drohenden Steinstroms zu erblicken glaubt. Nimmt man dazu, daß von unten nach oben jeder unwillkürlich die Steilheit des Abhanges überschätzt und daher der Eindruck, daß der Bergsturz nur momentan zum Stillstand gekommen zu sein scheint, sich steigert, so wird man sich eine Vorstellung von dem beklemmenden Gefühl an dieser Stelle machen können.

Plötzlich eine scharfe Wendung — eine Brücke, über die der Wagen jagt — wir sind auf dem rechten Ufer des Flusses und im selben Moment thut sich der eigentliche Darjal, aus dem der Terek

hervorstürzt, in seiner ganzen wilden und erhabenen Großartigkeit vor dem überwältigten Auge auf. Die Kurve der Straße hat den Eingang des Engpasses bisher den Blicken entzogen; um so größer ist der Eindruck: förmlich, als ob sich im Augenblick der tiefe Schooß des Gebirges erst spaltet und in furchtbarem Klaffen aufthut, so wirkt das plötzlich auftretende Bild bei der Einfahrt in das Defilée. Die Wände des Darjal sind zwar nicht durchweg so steil, wie manche Schilderungen es darstellen, sondern nur an einigen Stellen wirklich annähernd senkrecht, aber die Großartigkeit des Ortes beeinträchtigt das nicht. Unten auf dem Grunde stoßen die Seiten der Schlucht in einem spitzen Winkel so hart zusammen, daß neben dem in förmlichem Sichüberschlagen vorwärts tobenden Terak kein Fußbreit Boden übrig bleibt, sondern aus dem Bett des Flusses steigen die Felsen unmittelbar 1200 - 1600 Meter jäh in die Höhe. Denselben Charakter behält die Straße mehr als eine deutsche Meile bei, indem sie auf dieser Strecke sich etwa 500 Meter an den Thälwänden in die Höhe arbeitet. Die Passage durch den Darjal wirkt auf schwächere Naturen deshalb am meisten so schauerlich, weil der Weg sich in ganz scharfen, in den Fels gesprengten Kehren vom Grunde der Schlucht immer höher emporarbeitet. Dabei sieht man über sich zur Rechten den senkrecht scheinenden Felsen und zur Linken hinter der Brüstung nichts als den leeren, bodenlos gähnenden Abgrund, aus dem das Toben des Flusses heraufstönt, drüben aber in wenigen hundert Metern Entfernung die jenseitige Wand der Kluft in ihrer furchtbaren Höhe und zerklüfteten Schroffheit — an vielen Stellen aber kann man ihren Fuß wegen der Steilheit des Absturzes auf dem Grunde der Schlucht nicht gewahr werden, es sei denn, daß man sich weit aus dem Wagen hinausbeugt, um über die Barriere hinweg in die Tiefe zu blicken. Sperrt nun ein vortretender Felsen, um den die Straße herumbiegen muß, den Blick nach vorn, so sieht es aus, als ob der Weg keine Fortsetzung mehr hätte und der nächste Augenblick den Sturz geradeaus ins Bodenlose bringen müßte: da plötzlich läßt eine rasche Kurve unter der überhängenden Felsmasse hindurch ein neues Stück der zwischen einem schmalen Streifen Himmelsblau und dem Dunkel der beschatteten Tiefe in die Flanke des Absturzes hineingemeißelten Straße sichtbar werden. Trotz dieses beklemmenden Anblickes ist die Fahrt auf der grusinischen Heerstraße vollkommen über, bis auf einen Punkt: die Lawinen. Die gefährlichsten Stellen durch 3. Th. viele hundert Meter lange, hölzerne Ueberdachungen

geschützt, in denen es vollkommen finster ist und daher stets Laternen brennen, aber diese Vorrichtung kann keinen Schutz gegen die furchtbaren Eis-, Schnee- und Steinmassen gewähren, die bisweilen von den Bergen losbrechen und, in die Terekschlucht hineinstürzend, einen häuserhohen Damm auf dem Grunde der Kluft quer vor den Strom legen. Es ist vorgekommen, daß durch solch einen Laminensturz der Teresf Tage lang aufgestaut wurde und der schließliche Ausbruch der angesammelten Wassermassen Meilen weit abwärts die ganze Straße überall dort zerstörte, wo sie so tief hatte gelegt werden müssen, daß der Wasserichwall sie erreichte. Solche große Katastrophen bewirken aber fast nie ein unmittelbares Unglück, sondern verhindern nur auf Tage, ja selbst Wochen hinaus den Verkehr. Vor und auf allen Kurven, welche die Straße macht, schmettert das Horn des Kondukteurs laut und anhaltend, um etwa auf der anderen Seite des Felsvorsprunges entgegenkommende Equipagen zu warnen. Trotzdem aber und trotz der fabelhaften Gewandtheit der Kutscher ist die Fahrt durch den Darja! so verrufen, daß z. B. Damen selten zu bewegen sind, das Innere der Kutsche, wo ihnen die ganze Aussicht verloren geht, zu verlassen, und unser Kondukteur erzählte mir, er habe vor Kurzem eine offene Poitequipage geführt, deren einer Insasse, ein Beamter, solche Zufälle bekam, daß er, mit dem Gesicht nach unten, auf den Gepäckwagen gelegt und festgebunden werden mußte, bis die beängstigendsten Stellen passiert waren. Mich hat, so lange wir im Darjal waren, nur ein Gefühl beherrscht: mir war zu Muthe, als ob alle die anderen Thätigkeiten des Leibes und der Seele auf eine Weile in Ehrfurcht vor der Größe dieser Natur in das Dunkel des Unbewußten zurückgetreten wären und mein ganzes Ich in ein einziges Organ verwandelt: zu treuem andächtigem Anschauen und Aufnehmen der großen Werke Gottes!

An der Stelle, wo die großartigste Strecke des Weges zu Ende ist, am südlichen Ausgange des eigentlichen Darjal, erweitert sich die Schlucht für eine kurze Strecke etwas und zur rechten Hand tritt ein oben künstlich abgeflachter, hoher, wenn auch im Vergleich zu den Thälwänden nur unbedeutend erscheinender Felsriegel weit in das Thal hinein vor; nahe bei ihm liegt auf dem Grunde der Schlucht ein modernes Fort. Jener Felsen trägt die Trümmer einer alten Befestigung: die sog. Tamaraburg. Dieses Felsenchloß im Paß durch den Kaukasus kennt schon Strabo, und auch die arabischen Autoren des Mittelalters erwähnen es mehrfach. Chosru

Ruschirwan, der größte der Saffaniden, der Gegner Justinians I., befestigte die ganze Kaukasuslinie, vor allem den Paß von Derbend am Kaspischen Meer und den Darjal. Das Schloß der Tamara hieß damals Bab-Allan, das Thor der Alanen, nach dem heute Dsjeten genannten Bergvolk nördlich des Kasbek. Bis hierher reichten der Dienst Auramaszdas und das Gebot der neuperzischen Könige. Heute tragen die Ruinen ihren Namen nach der im ganzen Kaukasus berühmten Königin Tamara, die am Ende des 12. Jahrhunderts über Georgien herrschte und der die meisten alten Bauwerke auf der Südseite des Gebirges zugeschrieben werden — wie in Turkestan alles Alexander dem Großen. Die Befestigung war in früheren Zeiten sicher uneinnehmbar; unterirdische, in den Felsen gehauene Gänge versorgten sie mit Wasser aus dem Terek und eine Handvoll Leute genügten an diesem sturmfreien und auch von den Thalwänden aus mit Geschossen nicht zu erreichenden Platze, um den Paß gegen jede denkbare Kriegsmacht zu halten. Bei dem früheren Zustande des ganzen Weges, bevor die Russen die grusinische Militärstraße bauten, konnten große Menschenmassen, vollends mit Troß, sich hier überhaupt nicht bewegen, sondern alle großen Völkerzüge im Alterthum und im Mittelalter sind durch die „Kaspischen Pforten“, das Thor von Derbend, gegangen. Längs dem Schwarzen Meere ist der Weg bis heute vollends ungangbar.

Die dritte Station des Weges liegt bei dem Dorfe Kasbek, am Fuße des berühmten, über 5000 Meter hohen Schneeberges. Hier hat sich die Straße bereits zu 1750 Meter Meereshöhe erhoben und wir befinden uns in einem wilden Hochthal, das östlich und westlich von zwei Querriegeln abgeschlossen, zwischen der nördlichen, von der Darjalschlucht quer durchgehenden hohen Vorkette und dem mittleren Hauptkamm des Kaukasus sich hinzieht. In diesem west-östlich gerichteten Thal strömen der Terek und ein Nebenfluß desselben einander entgegen; wo sie sich vereinigen, liegt das Dorf Kasbek und ebendort öffnet sich nordwärts der Darjal als Ausgang für den Fluß. — Heller Mondschein lag auf den schneebedeckten Kämmen und Abhängen, aber auch hart neben der Straße schimmerten bereits große Schneeflecken weiß durch die beginnende Nacht: Die erreichte Höhe und die Frühe der Jahreszeit machten sich sehr bemerkbar. Wunderbar war der Anblick des gewaltigen Kasbek in dieser Beleuchtung. Langsam zogen einzelne helle Nebelstreifen um das Haupt und die Flanken des Giganten, aber sie waren nicht mächtig genug, die Konturen des Berges zu verdecken, sondern wie lautlose

Züge erstorbener Geisterwesen bewegten sie sich gespenstisch, körperlos in der silbern durchleuchteten Todesstarre schwebend, um die Eispyramide dort oben im Aether.

Prometheus! Hier am Felsengipfel des Kasbek war im ewigen Eise der Titane angeschmiedet, der den Menschen das lebenspendende Feuer vom Himmel Jupiters geholt hat, und die Adler des Kaukasus fraßen an seinen Eingeweiden. Einst, vor Jahrtausenden, war hier für den tief sinnigen Mythos der Hellenen das Ende der Welt. Noch weiter nach Norden, jenseits des Gebirges, waren das Chaos und die Finsterniß. Und jetzt! Weit, weit gen Mitternacht thront nun der doppelköpfige Adler von Byzanz; von Norden her hat er das Gebirge überflogen und bereit seine Fänge zum Horsten in den Gipfel des Olympus wie in den Götterberg Meru, der über Indien liegt, zu schlagen, schwebt er über dem ganzen Morgenlande von den Gestaden Homers bis zur Ganga und den heiligen Strömen des Rigveda. Ein verfallenes Kloster schaut vom Abhang des Kasbek zu dem Vorbeifahrenden herab: ein Denkmal des schon vor einem Jahrtausend hier mächtig gewesenen Christenthums, damals, als die Könige von Georgien bis tief ins Gebirge hinein herrschten. Noch heute sind die Osseten, ein iranischer, hierher versprengter Volksstamm, dem Namen nach meist Christen, nur ein kleiner Theil Muselmänner, und es wird ihnen sogar von Priestern des rechtgläubig = morgenländischen Ritus Gottesdienst in ihrer Sprache gehalten, aber es ist ein seltsames Christenthum bei diesem Volk. Sie feiern noch heidnische Opferfeste und erzählen, als Gott seinen Sohn Jesus Christus als kleines Kindlein auf die Erde sandte, habe er lange nach einem Orte ausgeschaut, den noch nie eines Menschen Fuß entweicht hatte. Keine Stelle dieser Art fand sich auf der weiten Welt, als allein der Gipfel des Kasbek, und darum brachte der Herr seinen Sohn hierher, damit er in Reinheit aufwüchse. Er legte ihn in eine goldene Wiege, gab ihm ein Schaf als Ernährerin und eine Taube, damit sie die Wiege schaukele, und zur Nahrung für die Thiere schüttete er eine Menge Weizen aus. Als Jesus erwachsen war, stieg er herab vom Kasbek und predigte den Menschen; die Wiege aber, das Schaf und die Taube sind bis zum heutigen Tage auf dem Berge geblieben.

Zwei starke Stunden nach der Station Kasbek folgt Kobi, bereits 2000 Meter hoch gelegen. Von hier an führen wir durch tiefen Schnee, wie zwischen zwei hohen Mauern, denn der Weg

hatte, stellenweise mehrere Meter tief, in die Schneemassen eingegraben werden müssen. Jetzt verläßt die Straße den Terak und erhebt sich in starker Steigung zum Uebergang über die Hauptkette des Gebirges, den Kreuzbergpaß. War die Vorkette in der Spalte des Darjal bis ins Innere hinein geborsten und hatte so dem Wege eine tiefe Scharte geöffnet, so galt es jetzt, in einer weit flacheren Einsattelung den eigentlichen, wasserscheidenden Hauptkamm des Hochgebirges zu überwinden. In Kobi wurden außer den sechs für die Bergfahrt vorschritzmäßigen Pferden noch zwei weitere zur Ueberwindung der Paßhöhe vorgelegt. Ein halbwüchsiges Junge ritt auf dem rechten Vorspannpferd als Lenker. Ueber der Abfahrt war es fast Mitternacht geworden und bald fing ein feiner Nebel an mit dem Mondlicht zu kämpfen. Die thauenden Schneemassen erfüllten die Luft mit kaltem, feuchtem Dunst und allmählich verwandelte sich die leuchtend helle Scheibe des Mondes am Himmel in einen verwaschenen hellen Fleck; die scharfen, schwarzen Schlagshatten der Berge verschwammen in dem allgemeinen düsteren Grau, das sich um Höhen und Tiefen legte, und statt der wilden Größe der Natur um den Terak umging uns die Einsamkeit und Tede eines typischen Hochthales. Gegen ein Uhr Nachts waren wir auf der Paßhöhe, 2432 Meter oder nach russischer Rechnung 7770 Fuß über dem Meere. Um uns völliger Winter. Ich stieg aus, um bei dem schwachen Licht des verhüllten Mondes die beiden großen Steinkreuze zu besehen, die auf der Höhe standen, während der Wagen hielt und die Vorspannpferde mit noch zwei anderen losgemacht wurden, um von dem kleinen Postillon nach Kobi zurückgeritten zu werden. Zum ersten Male stand ich auf der Grenzscheide zweier Welten. Wenn auch der mit abgezogener Mütze sein Trinkgeld erbittende Bursch mich daran erinnerte, daß noch einiges Gemeinsame zwischen Europa und Asien bestehen blieb, wenn auch seit lange schon das asiatische Element immer stärker bemerkbar und von Wladikawkas ab eigentlich herrschend geworden war, so behielt der Schritt, der mich nun wirklich auf den jenseitigen Abhang des berühmten Gebirges hinüber brachte, für mich als einen nicht blasirten Menschen eine gewisse Bedeutung im Leben. Und der Kaukasus ist nun doch einmal für unsere Phantasie mehr, als der Thüringerwald.

Selbst in der beträchtlichen Höhe, in der wir uns befanden, ragten die Berge noch zu beiden Seiten über 1000 Meter hoch in langen geschlossenen Zügen empor, überall dort von dichtem

Schnee bedeckt, wo es die Steilheit der Abhänge nicht verhinderte. Allmählich ermüdeten Körper und Geist von der Menge der noch ungewohnten Eindrücke; die Leblosigkeit und Dede in dem kalten, nebelgefüllten, schneebedeckten Paß trug das Ihrige zur Abspannung des ganzen Organismus bei. Ich hatte mir aber einmal vorgenommen, die Tour bis Tiflis ohne Nachtlager oder Raft zu machen und beschloß daher, auszuhalten. Ich entfinne mich an einen Gedanken, der mich in jener Nacht bei der Weiterfahrt durch den Kreuzbergpaß, als der Weg sich zu senken begann, beschäftigt hat. Vor Jahren hatte ich einmal eine Fahrt auf der Narowa gemacht, die vom Peipussee zum Finnischen Meerbusen hinabströmt. Zur Linken lag Esthland, die nördlichste Landschaft der einstigen deutschen Kolonie Livland, die der Deutschorden mit dem Schwert sich erwarb; zur Rechten Ingermannland, eine alte Eroberung des slavisch-russischen Groß-Nowgorod. Dort sah ich eine wirkliche, scharf gezogene und sichtbare Grenze zwischen zwei Welten, zwischen Rußland und Westeuropa — obwohl seit bald zweihundert Jahren beide Ufer der Narowa demselben Szepter gehorchen. Auf der livländischen Seite zahlreiche Gehöfte, bestellte Acker, behäbige Bauernschaften, gepflegte Landstraßen, mit einem Wort: eine alte Kultur — gegenüber wechselten mächtige Waldbestände und sumpfige Wiesen bis zum Meere hinunter mit einander ab. Dort schied ein schmaler Fluß, durch ein von Natur auf beiden Ufern gleichgeartetes Land fließend, zwei so sehr verschiedene Kulturgebiete; hier thürmte sich ein wolkenhohes Gebirge empor und doch war nirgends etwas wie eine merkbare Grenzscheide zu spüren, die über das rein Physikalische hinaus in die Tiefe des Kulturlebens gegriffen hätte. Vor vielen Jahrhunderten war es einmal so gewesen!

Die Einsenkung des Passes geht allmählich in das südwärts geöffnete Thal der Aragwa über, eines Nebenflusses des Stroms von Georgien, des Kur. Bei Gudaur werden wiederum Pferde gewechselt; dann kam die nächst dem Darjal berühmteste Strecke des Weges: der in zahllosen Serpentinaen geschlängelte Abfall der Heerstraße nach Mlety. Gudaur und Mlety sind in der Luftlinie nur wenige Kilometer entfernt, aber der Höhenunterschied beträgt 700 Meter. Dadurch wächst die Länge des Weges auf 15 Kilometer, die auf mehr als sechzig große und kleine Windungen vertheilt sind. In ganz unglaublich tollem Sagen ging es vom oberen Thalrand bis fast an das Aragwabett selbst hinunter, wo die

Station Mlety liegt, ein Dorf mit bereits georgischer Bevölkerung. Es folgen Passanaur, nur noch 1050 Meter hoch, Ananur mit einer der ältesten christlichen Kirchen, die es giebt und einer verfallenen georgischen Festung, dann Duschet, endlich Tzilkany. Das Thal der Aragwa wird immer breiter, die Berge niedriger, die Luft milder; südliche Vegetation tritt auf, blühende Mandel- und Aprikosenbäume, Oleandersträucher und Maisfelder: Wir sind jetzt im eigentlichen Georgien. Vierundzwanzig Stunden nach der Abfahrt von Wladikawkas erreicht man die letzte Station vor Tiflis, Mtschet, einst die Hauptstadt des Königreichs der Iberer oder Georgier, heute ein kleiner Flecken mit einer berühmten Kathedrale. Bei Mtschet mündet die Aragwa in den Kur; auf der Felszunge zwischen beiden Flüssen stand die uralte Königsburg Arma-Tzighe, das Schloß des Ormuzd oder Auramazda, Strabos Harmozika, von dem noch einige Trümmer sich erhalten haben.

Mit dem Thal des Kyros — georgisch Kur, russisch Kura — betritt man das ethnographisch und kulturhistorisch wichtigste Gebiet des eigentlichen kaukasischen Isthmus. Die Menschen, die es bewohnen, sind vielleicht das älteste lebende Volk. Die Russen nennen die Georgier, die um Tiflis wohnen, Grusiner oder Grusier, das Land Grusien; die westwärts, jenseits der Wasserscheide zum Pontus hin wohnenden Stämme der Imeretier, Mingrelier, Swanen und Gurier, die von den Byzantinern unter dem Namen Lazen zusammengefaßt wurden, bilden aber mit den Grusiern eine ethnographische Einheit, die auch sprachlich größtentheils eng zusammenhängt. Im Alterthum unterschied man Kolchis, das Land vom Schwarzen Meere bis an die Quelle des Phasis (Rion), und Iberien, das sich von dem Gebirgszug, der den Kaukasus mit dem südlichen Hochlande verbindet, bis an den Fluß Alajan erstreckte (Alazonius bei Strabo). Jenseits desselben wohnten die Albaner bis zum Kaspiischen Meere, und südlich von den drei genannten Ländern und Nationen lag Armenien. Es ist bisher noch nicht mit völliger Sicherheit gelungen, die Georgier nach ihrer ethnographischen Hingehörigkeit zu bestimmen. Sie selbst nennen ihr Land Karthli und dieser Name ist unter der Form Karthalinien in den sog. „großen Titel“ des Kaisers von Rußland aufgenommen. Wahrscheinlich ist das Volk ein Ueberbleibsel der „alarodischen“ Rasse, zu der auch die früheren Bewohner des jetzt von dem arischen Stamme der Armenier eingenommenen Landes gehörten. Wenn es sich sicher bestätigen sollte, daß einige Inschriften am See von Wan in Groß-Armenien alarodisch und

mit dem Georgischen verwandt sind, so siele von hier aus Licht auf eine räthselhafte Bemerkung eines alten armenischen Geschichtschreibers, der von einer Zeit redet, „da die Georgier und Armenier noch dieselbe Sprache redeten.“ Zwischen dem Georgischen und dem heutigen Armenisch existirt keine Aehnlichkeit, aber wenn die Vorfahren der Georgier einst auch das armenische Hochland besessen haben und von dort durch die einwandernden Haik (so nennen sich die Armenier selbst) verdrängt worden sind, so würde sich der Ausdruck erklären, nur daß er sich nicht auf die arischen, sondern auf die vorarischen Armenier bezöge. Nach neueren Forschungen scheint es aber, daß die alarodische Sprache mit den alten Sprachen von Sumir und Akkad (Südbabylonien) und mit dem Elamitischen (Elam ist das spätere Susiana) verwandt ist. Damit würde das Georgische unter allen lebenden Sprachen den ältesten Stammbaum erhalten und das Volk als ein Ueberbleibsel der fernsten Vergangenheit anzusehen sein, denn die sumerischen Denkmäler reichen noch Jahrtausende hinter die semitische Epoche Vorderasiens zurück und sind selbst älter als die ältesten ägyptischen Texte. Der Name des alarodischen Reiches ist uns durch assyrische Keilinschriften erhalten; es hieß Urartu und seine Hauptstadt Tuspa lag auf dem Burgfelscn von Wan, das möglicherweise der älteste ununterbrochen bewohnte Ort der Erde ist. Der Name Urartu ist noch fast unverändert erhalten in der Bezeichnung der Landschaft und des Berges Ararat am mittleren Araxes. Einige georgische Worte mögen hier als Proben der Sprache stehen: Eins heißt jorti, zehn ati, Auge twali, Brod puri, Bruder sma, ich me, wir tschwcn, Burg tzighe, die Stadt Tiflis Tbilisi, roter Fluß tzechal-tzitheli.

Im VI. Jahrhundert v. Chr. drangen die arischen Haik, die von den Persern (in der Inschrift des Darius zu Bagistana) Armina genannt wurden, aus bisher unbekanntcn Sigen (vielleicht die Tauruslandschaften von Nordsyrien und Cilicien) in das Land der Alarodier, drängten sie als Nation aus dem Hochlande und der Araxesebene nordwärts zurück und assimilirten sich wahrscheinlich den etwa sitzengebliebenen Rest. Seitdem bewohnen die Reste der Alarodier das Gebiet des Phasis und des oberen Kyros, wo sie in der griechischen und römischen Zeit als Kolcher und Iberer oft genannt werden. Einzig der Name des wie gesagt gleichfalls georgischen Stammes der Swanen hat sich von Strabos Zeiten bis heute erhalten, aber während sie der Zeitgenosse des Augustus als ein Volk von 200000 Kriegern schildert, machen sie jetzt vielleicht

noch 20000 Köpfe aus. Sie wohnen nördlich vom Rion, im Thale des Flusses Ingur.

Die persischen Großkönige, sowohl die Achämeniden als die Saffaniden, haben zeitweilig ihre Machtsphäre bis über Georgien ausgedehnt gehabt. Schon der alte Name von Mächet — Burg Muramazdas — deutet darauf. Diese Feste deckte den Eingang ins Land von Armenien her; zugleich war sie die Königstadt der Iberer. Pompejus eroberte sie, als er den Mithridates verfolgte, und die Ueberlieferung führt auch die alte Brücke über den Kur, die unter Nikolaus I. abgerissen wurde, um einer neuen Platz zu machen, auf den großen Römer zurück. Einige spärliche Reste sind von dem leider vernichteten Bauwerk noch übrig. In der Kathedrale von Mächet liegt der letzte König von Georgien begraben, Georg XIII., der Nachfolger des Zaren Irakli, der sein Land schon dem Kaiser Paul von Rußland vermacht hatte, nachdem er die Macht des furchtbaren Persers Nadir-Schah, der ihn als Vasallen bis Indien schleppte, und seine eigene Unfähigkeit, Land und Volk zu schützen und christlich zu erhalten, erprobt hatte.

Es war Nachmittag geworden und glühend heiß im Flußthal, durch das die Straße nach Tiflis nun weiter führt. Ich hatte des Nachts nur wenige Viertelstunden losen Halbschlummers auf meinem Sitz gehabt und die Müdigkeit des Körpers wurde nun größer, als das Verlangen des Geistes, immer fort und fort die neuen Bilder aufzunehmen und auf dem Grunde der Erinnerung festzuhalten, sodaß ich die letzten zwei Stunden bis zum Ziel recht apathisch zubrachte und auch erst am nächsten Tage von der „stromdurchrauschten Kyrosstadt“ einen richtigen Eindruck erhielt. Wem fielen nicht Mirza Schaffy ein, wenn er von Tiflis hört!

„So soll durch alle Lande nun,
Mirza Schaffy! Dein Lied ertönen —
Für alles schöne Sein und Thun
Ist es ein Widerschein geworden!

Du sandtest Deine Jünger aus
Und es geschah, wie Du verheißten:
Berühmt ist Tiflis durch Dein Lied
Rom Kyros bis zum Rhein gemorden!“

Für mich wurde Tiflis freilich keine Stätte beschaulichen, oder auch fröhlichen Genusses, wie einst für Mirza Schaffys deutschen Freund, sondern die Tage, die ich in der Stadt zubrachte, waren dem Bestreben gewidmet, das fremde Volksthum, um dessentwillen

ich über den Kaukasus gekommen war, sowohl in seinen eigenen Angehörigen, als auch nach dem Urtheil Fremder kennen zu lernen. Ich will daher auch nicht damit anfangen, Tiflis zu preisen (wiewohl mir mancher Tropfen Kachetinerwein darin geschmeckt hat), die Stadt ist ost und zur Genüge beschrieben.

Tiflis ist heute, obwohl seit vierzehn Jahrhunderten die Hauptstadt von Georgien und in einer fast nur von Georgiern bevölkerten Landschaft gelegen, eine zum größeren Theil armenische Stadt. Wie das gekommen ist, darin liegt die jetzt im Kaukasus sogenannte innere armenische Frage enthalten. Begreiflicher Weise war ich sehr gespannt darauf, welch ein Urtheil über das armenische Volk sich mir bilden würde, sobald ich es bei sich zu Hause kennen lernte. Eine richtige Anschauung von der Entwicklungsfähigkeit und Begabung, vom Charakter und den nationalen Eigenthümlichkeiten des heutigen armenischen Volkes, vor allen Dingen vom Werth und Wesen seiner Kirche, kann man nur unter den russischen Armeniern gewinnen — aus dem Grunde, weil sie allein seit längerer Zeit unter annähernd normalen Verhältnissen, relativer Bewegungsfreiheit und der Möglichkeit, sich einigermaßen zu entwickeln, gelebt haben. Es wäre überflüssig, hier erst den Nachweis zu führen, daß dort, wo das Alles nicht der Fall war und noch nicht ist, wo einem Volke Rechtschutz weder für Leben und Eigenthum, noch für geistige und religiöse Güter garantirt war, und das durch viele Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag, wie bei den türkischen und mehr oder minder auch bei den persischen Armeniern bekanntlich der Stand der Dinge war und geblieben ist — daß da für keinen verständigen Menschen die richtigen Grundlagen für die Beurtheilung oder Verurtheilung einer Nation als solcher gegeben sind.

Als ich in den Kaukasus kam, war wieder einmal seit einiger Zeit, und ganz besonders in Tiflis, eine heftige Bewegung gegen die Armenier im Gange. Die Träger derselben waren einerseits gewisse russische Kreise, andererseits die Georgier oder Grusinier.*) Eine heftige Agitation in einer Reihe von russischen und grusinischen Zeitungen verfolgte das Ziel, alle Armenier, insbesondere den armenischen Theil der Einwohnererschaft von Tiflis, als eine Gesellschaft von systematischen Ausbeutern, Eindringlingen, Hals-

*) Ich will mich fortan, um in den folgenden Erörterungen auch in Russland leicht verständlich zu bleiben, dieses spezifisch russischen Volksnamens bedienen.

abschneiden zu kennzeichnen. Ein *videant consules* über das andere erging an die Adresse der russischen und grusinischen Gesellschaft, der Statthaltererschaft, der Regierung in St. Petersburg; alle möglichen Maßregeln, um das Armeniethum abzuwehren, zurückzudrängen, zu hemmen, wurden vorgeschlagen; die armenischen und auch einige in russischer Sprache erscheinenden Organe polemisirten dagegen und vertheidigten sich nach Möglichkeit. Die Zensur ließ vorläufig beide Theile in ihren Auslassungen gewähren.

Im Allgemeinen können über eine Nation als Ganzes kaum absprechendere Urtheile gefällt werden, als es den Armeniern gegenüber von allen Denjenigen geschieht, die mit ihnen in Berührung kommen. Ob man im Kaukasus mit Russen, Deutschen, Grusiniern oder sonst Jemand über die Armenier spricht — überall hört man sie einstimmig als gewissenlose Betrüger schildern. Bekannt ist die Steigerung der Schlechtigkeit, die man im Orient häufig zu hören bekommt: zwei Juden geben einen Griechen, zwei Griechen einen Armenier, zwei Armenier einen Teufel — indeß will ich nicht verschweigen, daß in dieser Reihe der Platz unmittelbar vor dem Teufel den Armeniern nicht einstimmig zugebilligt wird, öfters rangiren sie auch vor den Griechen und zwei Griechen geben direkt einen Teufel. Nicht minder als die verschiedenen Nationalitäten sind alle Stände in ihrem Urtheil über das Volk einig. Als ich einem deutschen Prediger im Kaukasus gegenüber meinen Wunsch äußerte, die Armenier näher kennen zu lernen, bemitleidete er mich gewissermaßen wegen dieses traurigen und undankbaren Vorhabens. Ein junger russischer Offizier, ein äußerst liebenswürdiger Mensch, mit dem ich einen halben Tag zusammen auf der Post unterwegs war, knüpfte einmal mit dem Postillon ein Gespräch an, über Weg, Pferde, Wetter u. s. w., und fragte ihn, von welchem Volke er sei. „Armenier, Herr“, antwortete der Mann. „Pfui, Du . . . , der Teufel mit Dir“, fuhr es dem Lieutenant in ungeheuchelter Entrüstung heraus, und er würdigte den Kutscher keines Wortes weiter. Wer zu einem armenischen Kaufmann in den Laden tritt, um etwas zu kaufen, thut es ungefähr mit dem Gefühl, mit dem man ein Terrain voll Fußangeln und Fallgruben beschreitet, und wenn man nach Hause gekommen ist, müssen sämmtliche guten Freunde und getreuen Nachbarn das gekaufte Stück begutachten, bevor man sich überzeugt giebt, daß nicht irgend eine armenische Hinterlist bei der Sache gewesen ist. So ist das allgemeine Urtheil. Trotzdem

prosperirt wirthschaftlich im ganzen Kaukasus*) Niemand so, wie der Armenier.

Mir ist es interessant gewesen, zu beobachten, wie diese ausgesprochene Abneigung, ja Mißachtung gegen die Armenier auf eine einzige Grundursache zurückgeht, und diese liegt lediglich auf wirthschaftlichem Gebiet. Das A und O der Klagen über die Armenier ist immer und immer wieder derselbe Punkt, und von etwas Anderem hört man in der Sache kaum reden: die mit eminenter geschäftlicher Schlaueit gepaarte Unredlichkeit beim Erwerb, die Strupellosigkeit, der unterschiedslos alle Mittel recht sind, sich einen Vermögensvortheil zu verschaffen, sie sind der beständige Gegenstand des Vorwurfs gegen die Armenier. Daß man auf ihr enges Zusammenhalten unter einander und ihre stete gegenseitige Hülfsbereitschaft hinweist, ist schließlich kein eigentlicher Vorwurf, wenn es auch öfters als solcher gemeint wird. Außerdem hört man noch öfters tadelnd hervorheben, daß zu Gunsten eines Volksgenossen der Armenier kein Bedenken trägt, einen anderen Menschen zu schädigen.

Ich habe öfters in Deutschland die Meinung aussprechen gehört, es verhielte sich mit der Abneigung im Orient gegen die Armenier ähnlich, wie bei uns mit dem Antisemitismus. Ohne Weiteres ist das durchaus nicht richtig. Wenn man unter Antisemitismus geüffentlich nichts Anderes verstehen will, als die Abneigung gegen das Judenthum, die aus der Strupellosigkeit und Unlauterkeit seines geschäftlichen Gebahrens fließt, dann mag der Vergleich allerdings zutreffen. Der Antisemitismus des kleinen Kaufmanns und Handwerkers, der vom jüdischen Kapital, von der jüdischen „Gerissenheit“ und Geschäftsschlaueit, nicht minder auch von dem nüchternen, sparsamen Wesen des erst in die Höhe arbeitenden Juden und von dessen festem Zusammenhalten mit Seinesgleichen, überflügelt wird und sich nun als radikaler Antisemit geberdet, weil ihn die überlegene geschäftliche Konkurrenz des Juden in seiner wirthschaftlichen Existenz bedroht, dieser Antisemitismus ist in der That eine Analogie zu der Armenierfeindschaft im Orient.

Weiterhin kommt aber ein großer Unterschied. Beim Antisemitismus ist die wirthschaftliche Seite nur der eine Theil der Frage, und sicher nicht der wichtigere. Mindestens ebenso ernst-

*) Ich bemerke, daß unter Kaukasus im Lande gewöhnlich die ganze Statthalterchaft verstanden wird, nicht allein das Gebirge.

haft ist das Problem der Judenfrage für uns auf dem Gebiet des gesammten geistigen Lebens, in Politik, Kunst, Literatur, Journalistik, Rechtspflege u. s. w. Diese Seite wird am treffendsten zusammengefaßt in das Mommsensche Wort vom Judenthum als „Ferment der Dekomposition.“ Hiervon aber kann bei den Armeniern nicht die Rede sein und ist es auch nicht. Der armenischen Nation oder auch nur dem höher gebildeten Theil derselben oder den Angehörigen der armenischen Diaspora den Hang zum geistigen Skeptizismus und zur Frivolität beilegen zu wollen, die Sucht sich zu zeigen, mit demoralisirendem Luxus zu prahlen oder in unangenehmer Weise sich aufzudrängen, das wird Niemandem einfallen, der die Armenier, selbst von ihren schlechtesten Seiten, kennen gelernt hat. Wo es sich um Geldverdienen handelt, da allerdings betrügen sich womöglich Sohn und Vater, da trägt selten einer Bedenken, sich persönlichen Demüthigungen auszusetzen, zu lügen oder Maß und Gewicht zu fälschen. Wer die ehemals polnischen Landestheile in Rußland kennt, etwa die sog. litthauischen Gouvernements, wird in dieser Beziehung im Kaukasus mit den Armeniern ganz dieselben Erfahrungen machen, wie dort mit den Juden — aber darüber hinaus dem Nationalcharakter der Armenier mehr Schlechtes nachsagen zu wollen, als anderen Völkern, beweist Unkenntniß oder Feindschaft.

Der Trieb des Armeniers zu erwerben, und das Fehlen jeder Scheu, hierbei nach unseren Begriffen höchst unlautere und verwerfliche Praktiken anzuwenden, ist die Ursache davon, daß die Nation ohne Unterschied bei den Angehörigen aller Völker und Stände, die mit Armeniern zu thun haben, in schlechtem Rufe steht. Der armenische Händler, vom kleinen Hausirer bis zum Großkaufmann und Bankier, ist im Kaukasus mit Ausnahme der Gebiete, wo die Bevölkerung überwiegend tatarisch ist, so gut wie ohne Konkurrenz, weil er allen anderen Nationen an geschäftlicher „Tüchtigkeit“ überlegen ist. Die Grusinier und ihre Verwandten sind ein Volk, das zwar einige ritterliche Eigenschaften besitzt, aber im Uebrigen durchweg faul und gnußsüchtig ist. Die Russen sind im Kaukasus überwiegend nur als Ansiedler, Beamte und Militär vorhanden: Tiflis z. B. zählt unter fast 150000 Einwohnern schwerlich mehr als 12000 Russen. Die eigentlichen Bergvölker kommen für den Handel garnicht, für das Gewerbe nur sehr wenig in Betracht und sonst als Händler gleichfalls geschickten Tataren können außer-
 o der Gegenden, in denen sie geschlossen sitzen (vor allem im

Südosten des Landes), schon wegen ihrer geringeren Sprachgeschicklichkeit gegen die das Russische und vielfach auch das Georgische sich leicht aneignenden Armenier den Wettkampf nicht aufnehmen. Daher muß Jedermann, mag er nun einen Sack Kohlen oder ein Haus kaufen oder verkaufen wollen, in neun Fällen unter zehn mit einem Armenier in Verbindung treten, wobei er wahrscheinlich in allen zehn Fällen diesem gegenüber geschäftlich den Kürzeren ziehen wird. Da man also schwerlich im ganzen Kaukasus einen Menschen finden wird, der nicht mindestens einmal in seinem Leben von einem Armenier übervorthelt worden wäre — und wer leitete wohl daraus nicht das Recht ab, zeitweilig alle Armenier für grundsichlechte Kerle zu halten! — so müßte es sonderbar zugehen, wenn man andere als ungünstige Urtheile über die Armenier zu hören bekäme. Die Menschen sind nun einmal so geartet, daß ihnen der Begriff der Heiligkeit und Unverletzlichkeit im Grunde für nichts so geläufig, annehmbar und selbstverständlich ist, wie für das Eigenthum, und am allersebstverständlichsten natürlich für ihr Eigenthum. Ich zweifle nicht daran, daß man sich über die Armenier weit weniger auftragen würde, wenn sie als Spezialität z. B. den Kindesmord oder geheime Menschenfresserei ausübten, als darüber, daß dieses merkwürdige Volk in äußerster und unbegreiflicher Verworfenheit gerade seine Taschen füllen will.

Ich habe über diesen Punkt offen mit gebildeten Armeniern der verschiedensten Berufsclassen gesprochen. Es hat nicht ganz an Versuchen gefehlt, das Uebel überhaupt zu leugnen oder als eine im Grunde harmlose Sache hinzustellen, ebenso die Antipathie gegen die Armenier als eine ganz unbegreifliche Bosheit zu prädiciren

beinahe hätte ich gesagt, als eine Schmach des Jahrhunderts —, eine Bosheit, die in Geschäftsneid, Rassenfanatismus u. ihren Grund hätte, ganz nach bekannten Mustern. Das waren aber Ausnahmen. Gerade meine feste Ueberzeugung von dem tüchtigen Kern, der im armenischen Volke steckt, datirt von da an, wo ich öfters die Beobachtung machte, daß diejenigen Armenier, welche sich europäische Bildung angeeignet hatten, ein offenes Auge und tiefes Bedauern für den großen Schaden ihres Volkes nicht nur äußerlich zeigten, sondern auch wirklich besaßen.

Jedes Urtheil über die Armenier ist von vornherein verkehrt, wenn es nicht davon ausgeht, daß das Volk ein orientalisches, daß jeder einzelne Angehörige desselben, mit vorläufig verschwindenden Aus-

nahmen, ein Orientale nach Geburt, Erziehung und Lebensanschauung ist. Ich sage nicht, daß er es seiner innersten Natur nach ist, denn dann könnte keine deutsche, französische oder sonstige Bildung aus ihm etwas Anderes machen, was doch, wie die Erfahrung lehrt, nicht nur möglich, sondern die Regel ist, sobald der junge Armenier in Europa vor die richtige Schmelde geräth. Was heißt das nun, ein Orientale sein? Ich will die Frage zunächst auf ein besonderes Gebiet beschränken, das des geschäftlichen Verkehrs. Es giebt im Orient von Natur unkaufmännische Völker — die Türken sollen ein solches sein — mit ursprünglich ganz überwiegend kriegerischen Instinkten. Bei diesen mag, auch wo sich einer oder der andere Mann zum Handeltreiben bequemt, auch das alte ritterliche „Sa-ja“, „Nein-nein“ des Kriegers und Räubers noch in ihrem ganzen Gebahren öfters hervortreten. Ich kann darüber nicht urtheilen, da ich den Türken nicht kenne. Sein nächster Verwandter, der Tatar, steht überall in dem Rufe, ein äußerst gewiegter Händler, aber, abgesehen vom Pferdehandel, nicht gerade ein Betrüger von Profession zu sein; außerdem sollen die im Kaukasus in einzelnen Gegenden sehr zahlreichen Wegelagerer, Banditen und Viehdiebe überwiegend Tataren sein. Der Turkmene in Transkaspien, gleichfalls dem Blute nach ein echter Türke, hat es schon gelernt, das Fünffache für einen Gegenstand zu fordern, ehe er ihn wirklich verkauft, aber man trifft dort auch noch solche richtige Söhne der Wüste, die auf ein niedrigeres Gebot, als der von ihnen verlangte Preis, schweigend ihren Teppich zusammenrollen und die Verhandlung als abgebrochen betrachten. Solche Ausnahmen mögen also je nach der Stammeszugehörigkeit wohl vorkommen; im Allgemeinen gilt im Orient für den geschäftlichen Verkehr nur ein Grundsatz, und der lautet: Jeder muß soweit betrogen werden und wird unbarmherzig so weit betrogen, wie seine Dummheit es verlangt. Einen Menschen, der sich moralische Skrupel macht, wo es sich um kaufmännischen Gewinn handelt, den würde der orientalische Händler etwa so ansehen, wie der Kannibale den Samariter, der den verwundeten und gefangenen Feind verbindet und pflegt, statt ihn aufzufressen. Ob es sich da um Griechen, Armenier, Perjer, Bucharen, Grusiner oder sonst Jemand handelt, ist ganz einerlei, ja selbst in Rußland ist der Kaufmannsstand erst in seinen höchsten Spitzen dahin gekommen, abendländische Prinzipien für seine geschäftlichen Operationen zur Richtschnur zu nehmen. Es wird mich

wohl Niemand im Verdacht haben, ich wüßte nicht, daß in unserer Kaufmannswelt außerordentlich weite Kreise gleichfalls im Geschäft ein ganz anderes Gewissen haben, als zu Hause, aber es giebt doch bei uns eine Grenze, jenseits welcher gewisse Handlungsweisen selbst unter Kaufleuten nicht mehr mit dem Mantel der sog. kaufmännischen Moral zugedeckt werden können. Geschäftliche Reellität und Solidität sind bei uns in vielen Fällen gewiß einfache Schlagworte und werden sich wohl fast immer im Vergleich zu einem wirklich ethischen Standpunkt recht fadenscheinig ausnehmen, aber es ist denn doch noch etwas Anderes, wenn der gewöhnliche Kaufmann z. B. in Rußland mit einem geläufigen Sprüchwort es lächelnd zugesteht: Ja, im Handel ist es einmal so — wenn Du nicht betrügst, wirst Du nichts verkaufen! Vollends im eigentlichen Orient sind Betrug und Handel so gut wie identisch, ohne Betrug giebt es so wenig einen Handel, wie zu den Zeiten der Phönizier ohne Menschenraub und Piraterie. Wenn also der Armenier ohne Bedenken jede nur mögliche Unredlichkeit in Handel und Wandel ausübt, so ist er damit um keinen Deut schlechter, als jeder andere Orientale. Woher dann aber der allgemeine Haß gegen ihn?

Der Grund ist sehr einfach: die Armenier sind geistig viel höher begabt, als die Völker, unter denen sie wohnen und schlagen daher im Konkurrenzkampf jene alle mit Leichtigkeit. Man darf aber keineswegs annehmen, daß der Armenier Intelligenz nur in den Dingen zeigt, die den Geschäftsmann ausmachen. Ich glaube, es giebt wenige Völker, die so viel Ehrfurcht vor dem Wissen und einen solchen Trieb zum gründlichen Lernen haben, wie die Armenier. Schon für den kleinen Jungen ist die Schule nichts weniger als ein Ort des Schreckens, und in den Familien des Mittelstandes und überall auf dem Dorfe steht die Schule in der Vorstellung der Leute und der Kinder auf derselben Stufe, was Respekt und Verehrung betrifft, wie die Kirche. Für Schulen etwas thun, gilt direkt als ein religiöses Verdienst; in der Schule faul oder ungezogen sein, wird der kleine Armenier gelehrt, nicht anders anzusehen, als in der Kirche sich ungehörig aufführen. Ich werde weiterhin Gelegenheit haben, über das armenische Schulwesen etwas ausführlicher zu sein; an dieser Stelle kam es mir nur darauf an, die allgemeine Anschauung, die im Volke herrscht, zu kennzeichnen. Bevor ich aber weiter Einiges über das armenische Volk von heute, und besonders über seinen geistigen Zustand, sage, muß ich, um

weiterhin ganz verständlich zu sein, einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Armenier voranstellen. *)

Ich habe bereits erwähnt, daß bis zum VI. Jahrhundert das heutige armenische Hochland eine den Georgiern stammverwandte Bevölkerung gehabt hat, die Urartu oder Marodier, die von den Assyriern und auch im Alten Testament erwähnt werden. Gegen Ende des VII. Jahrhunderts fand der Einbruch der Skyten oder Kimmerier in Vorderasien statt. Wahrscheinlich waren das indogermanische Stämme, die durch den Paß von Derbend aus den Gegenden nördlich des Kaukasus eindrangen. Möglicherweise stehen nun das Verschwinden des Reiches Urartu und die Besetzung des Hochlandes und der Araxesebene durch das von den Persern Armina genannte arische Volk der Haik in Zusammenhang mit den noch nicht aufgeklärten Völkerbewegungen, die sich an den Kimmeriersturm knüpften. Wenn die Vermuthung richtig ist, daß die sog. hittitischen Hieroglyphen, die man zu Sendschirli in Nordsyrien und in Cilicien gefunden hat, nichts Anderes sind, als altarmenische Texte, so wäre die Heimath der jetzigen Armenier ebendortselbst zu suchen, wo sich zur Zeit der Kreuzzüge die letzten Reste der politischen Selbständigkeit Armeniens bis tief ins XIV. Jahrhundert hinein erhielten: in den Tauruslandschaften zwischen dem oberen Euphrat und der cypriisch-cilicischen Meerenge. Antab, Malatia, Zeitun und Adana sind die Hauptzentren dieses noch heute von einer starken armenischen Bevölkerung bewohnten Gebietes.

Von Cyrus an sind die Armenier persische Vasallen und haben in Religion, Sitte und Tracht starke persische Einflüsse erfahren, die sich ja selbst noch über Georgien erstreckten. Alexander hat Armenien nicht eigentlich unterworfen und auch die Seleuciden haben keine faktische Oberhoheit über das Land bejessen, das sich allmählich zu einem festeren Staatswesen konsolidirte. Artaxias I. nahm den Königstitel von Armenien an und ließ sich von dem geflüchteten Hannibal eine feste Residenzstadt, Artaxata, in der Araxesebene, unweit Erivan, erbauen. Tigranes I. vereinigte ganz Armenien, eroberte die Nachbarländer und drang bis ans mittelländische Meer vor; die ersten zwanzig Jahre seiner Regierung, bis zu den Niederlagen durch Lucullus und Pompejus, bezeichnen

*) Den besten Ueberblick über die armenische Geschichte und Literatur gewährt gegenwärtig der Artikel in der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, Bd. II, Leipzig 1897. Die folgende Skizze beruht größtentheils auf dieser hervorragenden und, wie ich mich überzeuge habe, auch von Armeniern anerkannten Arbeit.

die größte Stellung, die Armenien je eingenommen hat. Mit dem großen König Mithridates von Pontus bestand ein enges Bündniß. Pompejus durchzog dann siegreich das ganze Hochland von Armenien, drang in Iberien (Georgien) und Albanien ein und machte dem armenischen Großreich ein Ende. Seitdem blieb Armenien zwar Königreich, gerieth aber stark unter parthischen Einfluß. Zeitweilig bildete es sogar eine Sekundogenitur der parthischen Arsfakiden, und dieses Geschlecht hielt sich in Armenien noch anderthalb Jahrhunderte, nachdem es in Iran bereits dem sassanidischen, neupersischen Reiche hatte weichen müssen. Der Arsfakide Trdat (Tiridates) ließ sich nach langem Widerstande von einem im kappadokischen Cäsaräa erzogenen und dort Christ gewordenen vornehmen Armenier, Gregor, taufen. Tiridates erhob das Christenthum zur Staatsreligion (um 300) — das erste Mal in der Geschichte, daß das geschah — und vernichtete, ähnlich wie später Fürst Wladimir von Kijew unter den russischen Slawen, das Heidenthum, zusammen mit Gregor an der Spitze eines Heeres durch das ganze Reich ziehend, die Tempel und Götzenbilder zerstörend und die Bevölkerung taufend. Gregor, der später den Beinamen „der Erleuchter“ erhielt, wurde in Cäsaräa zum Katholikos oder obersten Bischof von ganz Armenien geweiht; sein Sohn und Nachfolger in der Würde als Katholikos, Aristakes, nahm 325 am Konzil zu Nicäa theil. Der letzte Katholikos aus dem Geschlechte Gregors, Sahak der Große († 439) und sein Mitarbeiter Mesrop begründeten die dauernde nationale Selbständigkeit der armenischen Kirche dadurch, daß sie dem Volke durch die Uebersetzung der Bibel ins Armenische eine eigene Kirchen- und Literatursprache schufen. Das Gelingen dieses Unternehmens entschied im Grunde über den Fortbestand der armenischen Nation bis auf den heutigen Tag, denn keine andere Macht, als ihre Kirche hat die Armenier davor bewahrt, zu etwas Aehnlichem zu werden, wie es beispielsweise die Albanesen, Kurden oder Tscherkessen sind — auch diese sind einst Christen gewesen. Bedeutfam war es auch, daß Mesrop seinem Volk ein eigenes Alphabet schuf (unter Benutzung des griechischen), und nicht eine der im Lande herrschenden orientalischen Schriftarten annahm. In der Kirche hatte bisher das Syrische geherrscht; welcher Schrift sich Regierung und Verwaltung bedienten, wissen wir nicht, wahrscheinlich wird das Persische eine große Rolle im Lande gespielt haben. Auch den Georgiern gab Mesrop eine eigene bis heute bei ihnen im Gebrauch befindliche Schrift und

ebenso den Albanern. Die Albaner sind später aus der Geschichte verschwunden; theils wurde das Volk, dessen Mittelpunkt die Stadt Ganschak, heute Selisawetopol, war, von den Armeniern aufgefressen, theils wurde es von den durchstürmenden Mongolen und von den Tataren, die heute sein ehemaliges Gebiet bewohnen, vernichtet. Bis zu ihrem Verschwinden sind die Albaner meistens Vasallen der Armenier oder der georgischen Könige gewesen, und die alten Bewässerungsanlagen in dem heute größtentheils öden Gebiet, z. B. in der Mugan-Steppe am unteren Kur und Araxes, zeugen von der einstigen Blüthe ihres Landes. Sahaks und Mesrops Thätigkeit fällt bereits unter die Zeit der neupersischen Herrschaft über Armenien. Theodosius überließ den Sassaniden fast das ganze Land, das sich während des IV. Jahrhunderts überwiegend zu Rom gehalten hatte, ohne Kampf. Heraclius brachte Armenien aus der persischen wieder in oströmische Schutzherrschaft (629), aber schon nahte die große Welle des Islam, die das Perserreich verschlang, den Byzantinern ihre asiatischen Besitzungen bis auf die Halbinsel Kleinasien fortriß und auch Armenien überfluthete. Trotzdem begann erst jetzt das eigentliche Heldenzeitalter der Armenier, eine Zeit großer Leistungen der Nation auf religiösem und literarischem, aber auch auf kriegerischem Gebiet. Das VII., VIII. und die erste Hälfte des IX. Jahrhunderts sind voll unaufhörlicher Kämpfe der armenischen Fürsten unter einander, voll von Aufständen gegen die Araberherrschaft und fortwährenden Strafexpeditionen der Khalifen gegen die Rebellen. Es gelang den Arabern weder des Landes je vollkommen Herr zu werden, noch dem Islam Boden zu bereiten; vielmehr mußten sie sich damit begnügen, die großen Dynastengeschlechter, welche Armenien beherrschten — die Königswürde hatte seit 428 aufgehört und das Land zerfiel seitdem in eine große Anzahl einzelner Herrschaften — zur Tributzahlung zu zwingen und einen Generalsteuereinnehmer, der den Titel Ostikan führte, mit einer Militärmacht in Armenien zu stationiren, um den Eingang der fälligen Summen zu überwachen. Die Einheit des Landes und Volkes blieb durch die Kirche und die Katholikoi aufrechterhalten; diese letzteren nahmen eine bedeutende, dem jüdischen Hohenpriestertum in seiner letzten Zeit vergleichbare Stellung ein. Im Jahre 852*) brach wieder ein großer Aufstand der

*) Für das Folgende stütze ich mich auf die vortreffliche Arbeit eines jungen armenischen Gelehrten, Dr. S. Taghbalscan: Die Gründung des Bagratidenreiches. Berlin 1893.

armenischen Fürsten aus. Der Kalif Mutawakkil setzte Bogha, einen ebenso grausamen wie kriegstüchtigen Feldherrn, an die Spitze einer großen Armee und beschloß, diesmal mit Armenien definitiv ein Ende zu machen.

Nach furchtbarem Blutvergießen war das Ende schließlich, daß es dem bedeutendsten der armenischen Theilfürsten, Ašot aus dem Hause der Bagratunier, durch Tapferkeit und geschickte Politik gelang, sich nicht nur in seiner Herrschaft zu erhalten, sondern auch, nachdem seine Rivalen durch Bogha vernichtet und getötet waren, vom Kalifen unter dem Titel „Fürst der Fürsten“ als Regent von ganz Armenien anerkannt zu werden, 855. Dreißig Jahre später erhielt Ašot Bagratuni in Taron die Königskrone vom Kalifen Almutamid zugesandt. So wurde nach dem Falle der armenischen Arjakiden das Land zum ersten Male wieder unter einem Herrscher vereinigt, zunächst allerdings noch in Abhängigkeit vom Kalifat, die bis 913 dauerte.

Die Zeit des Bagratidenreichs (855—1054) hat den Armeniern dann bis auf den heutigen Tag als die ideale Epoche in ihrer Geschichte gegolten, und das mit Recht. Ein geistiges Leben von hoher Blüthe und Achtung erweckenden Leistungen, allerdings ganz überwiegend kirchlichen Charakters, und eine durchaus kraftvolle und lebendige Erfassung des Christenthums haben damals in Armenien bestanden, und wer die imponirenden Ruinen der Bagratidenstadt Ani gesehen hat, wird erstaunt gewesen sein auch über das hohe Maß von technischem Können, das bei den mittelalterlichen Armeniern bestand. Die Bagratiden erreichten schließlich die vollkommene Autonomie Armeniens, aber waren nicht im Stande, im Innern die Zügel der Alleinherrschaft dauernd in der Hand zu behalten. Das Reich zerfiel seit der ersten Hälfte des X. Jahrhunderts in eine Anzahl freier Theilfürstenthümer, deren Herrscher den Königstitel führten; die einander feindlichen Dynastien der Ardsruni und Bagratuni (Bagratiden) waren die bedeutendsten. Die Bagratiden von Ani behaupteten das wichtige Recht, den Katholikos zu ernennen und dieses Amt, das, wie der Name besagt, über ganz Armenien galt, hat stets in gewissem Sinne eine Art von Reichseinheit gewahrt. Dazu kam, daß die armenische Kirche im strengen Sinne des Wortes Nationalkirche blieb, auch von der byzantinischen Reichskirche durch stark empfundene dogmatische Differenzen geschieden, und so stark festigte sich im Laufe der Jahrhunderte das Band zwischen ihr und dem Volke, daß jetzt noch

der Uebertritt zu einer anderen Kirche bei den Armeniern gleichbedeutend mit dem Aufgeben der Nationalität ist. Nur gegenüber den mit Rom unierten Armeniern wird dieser starre Standpunkt nicht mit vollkommener Konsequenz festgehalten, — indeß, ich will hier nicht schon weiter in die Erörterung über die gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse hinein vorgreifen.

Als es mit der Selbständigkeit Armeniens zu Ende war, hat dann das Bagratidengeschlecht in Georgien, das bis zum XI. Jahrhundert in armenischer Klientel stand, noch eine zweite Blüthezeit erlebt. König David IV. Bagratuni († 1130) von Georgien eroberte Albanien und georgische Heere erschienen auf der kleinasiatischen Hochebene; auch die berühmte Königin Tamara war eine Bagratidin, und um dem Leser eine kleine Ueberraschung zu bereiten, will ich ihm nicht vorenthalten, daß Lessings Prinz Heraklius in „Minna von Barnhelm“, bei dem der brave Werner Dienste nehmen will, einer der letzten georgischen Bagratiden ist, Irakli IV., Fürst von Kachetien und Kartalinien (Grußien), der 1789, um sich vor den Persern zu retten, unter russischen Schutz trat, nachdem er es zuvor vergeblich mit mannhaftem Kampf versucht hatte. Unter dem Namen Bagration existirt die Familie noch heute im russischen Fürstenstande und ist wahrscheinlich das einzige Geschlecht Europas, das seinen Stammbaum mit Sicherheit über mehr als ein Jahrtausend zurück verfolgen kann.

Das Vordringen der Seldschuken machte der Blüthezeit Armeniens ein Ende. Im Jahre 1045 übergab der letzte Bagratidenkönig von Ani, Gagik II., seine Krone dem Kaiser Konstantin Monomachos, um sein Land vor der Vernichtung durch die Seldschuken zu retten, aber es war vergebens. Byzanz vermochte den Armeniern keinen Schutz zu bieten und eine ebenso planmäßige wie furchtbare Verwüstung durch die Barbaren versetzte dem politischen und Kulturleben Armeniens den Stoß, der es bis heute niedergeworfen hat.

Eine besondere Rolle hat nach dem Untergange der Ardsrunier und der Bagratiden von Hocharmenien noch bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts das — gleichfalls bagratidische — Königreich Armenien im südöstlichen Kleinasien gespielt. Die Nachkommen des Bagratiden Ruben, der 1180 von Hocharmenien aus sich in dem armenischen Taurus festsetzte; schufen sich hier in dem muthmaßlichen Stammlande der Armenier, wo sie vielleicht noch eine ver-
 ödete Bevölkerung vorfanden und wohin viele Armenier aus dem

Hochlande sich flüchteten, eine nicht unbedeutende Herrschaft, die zu ihrer Blüthezeit ganz Cilicien und die Landschaften bis an den Durchbruch des Euphrat durch die Taurusketten umfaßte. Dieses rubenidische Königreich stand in engen Beziehungen zu den Kreuzfahrerstaaten in Syrien; nach deren Untergang konnte es sich gleichfalls nicht mehr gegen den Islam halten und 1375 verschwand auch dieser letzte Rest der armenischen Selbständigkeit vom Erdboden, durch die ägyptischen Sultane vernichtet.

Nachdem sich die Byzantiner unter dem Vorwande der Hülfe gegen die Selbshuken Groß-Armeniens bemächtigt hatten, begannen sie zunächst nach ihrer Art mit kirchlicher Vergewaltigung der Armenier. Kaiser Romanus Diogenes, Konstantins Nachfolger, zog aus mit dem Schwure, sowohl die Selbshuken, als auch die armenische Nationalkirche zu vernichten, aber er wurde von Sultan Alp Arslan vernichtend geschlagen und Kleinasien fiel bis auf das Gebiet von Trapezunt und einige Landschaften im Westen den neuen Eroberern anheim. Die neuen Selbshukenreiche von Rum (Konion), Haleb, Antakijeh (Nordsyrien), Mosul (das obere Mesopotamien) bedeuteten das definitive Ende der byzantinischen Macht in Vorderasien. Unbedeutende armenische Herrschaften im Innern des Hochlandes behaupteten sich noch längere Zeit, aber das Land war durch Alp Arslan so furchtbar entvölkert und verwüstet worden, daß die Nation auf eine lange Reihe von Jahrhunderten völlig gebrochen war. Dazu kam, daß fortgesetzt neue Stürme über sie hinweggingen. Nach einander ergossen sich die Heere Timurs über das Land; dann übersflutheten es wieder türkische Stämme und gegen Ende des XV. Jahrhunderts wurde Großarmenien persische Provinz. Zu Beginn des XVI. Jahrhunderts rissen die mittlerweile auch der ganzen Balkanhalbinsel mächtig gewordenen Osmanen den größeren Theil Armeniens an sich und ließen Persien kaum ein Drittel, das es dann dreihundert Jahre später fast ganz an Rußland verlor. Gegenwärtig mag insgesammt der dritte Theil der Armenier auf russischem Gebiet leben. Mit Ausnahme dieses Theils hat das armenische Volk nunmehr ununterbrochen seit acht Jahrhunderten ein solches Loos zu tragen gehabt, daß man sich billig darüber wundern muß, wie es überhaupt noch als Nation, und zwar als eine im höchsten Maße lebenskräftige und geistig begabte Nation, sich zu erhalten vermocht hat.

Man bedenke, was allein die Aufrechterhaltung der Nationalkirche und des Christenthums, wenn auch in noch so gesunkener

Form, unter den Verhältnissen, denen die Armenier ausgesetzt waren, bedeutet! Man vergleiche, was die von den Türken unterjochte Bevölkerung der Balkanhalbinsel, in relativ sehr viel günstigerer Lage als die Armenier, geleistet hat. Armenien ist beinahe ein Jahrtausend so gut wie eine Insel im Meere des von Niemandem hier in seiner Gewalt beschränkten Islam gewesen, während auf der Balkanhalbinsel nie mehr als größere oder kleinere eingesprengte osmanische Militärkolonien unter der christlichen Bevölkerung bestanden haben — und dazu begünstigten hier die Nähe Europas, die um fünf Jahrhunderte jüngere politische Herrschaft des Islam, sowie die seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts sichtbare Inferiorität der türkischen Macht gegenüber den benachbarten Großstaaten, ganz anders die Selbsterhaltung der christlichen Balkanvölker. Trotzdem sind die Albanesen und Bosnier und ein Theil der Griechen und Bulgaren vom Islam verschlungen worden. Wenn also die heutigen Armenier in vielfacher Beziehung mit schweren, in die gesammte Nation tief eingefressenen Fehlern behaftet sind, so ist es doch ebenso unverständlich wie ungerecht, ein Kennzeichen mangelnder historischer Ueberlegung oder mangelnder sittlicher Urtheilskraft, über dieses Volk einfach den Stab zu brechen, mit dem Wort: eine nichtsnutzige und verkommene Rasse, die nichts Besseres, als den Türken verdient. Wenn eine Nation, die das Schicksal der Armenier an ihrem Leibe erlebt hat, die unter diesen Umständen staunenswerthe Leistung der Selbsterhaltung aufzuweisen vermag, so hat sie ein Recht darauf, vor allen Dingen respektirt zu werden, und wenn ihre Fehler auf der einen Schale gewogen werden, so darf sie in die andere ihre Leiden werfen. Nur ein ganz herzloser Mensch oder ein vollendeter Thor vermag dies Recht zu ignoriren. Und damit komme ich auf den Eingang gekennzeichneten Grundfehler der Armenier, ihre Gewissenlosigkeit beim Erwerb, zurück. Ich hoffe, ich werde nicht mehr viel Worte zu machen brauchen, um in dieser Sache das richtige Urtheil anzudeuten.

Naturgemäß war der Druck, der auf den Armeniern lag, in der Heimath am stärksten. Zwei Möglichkeiten gab es für den Armenier, seine Lage zu verbessern: Auswanderung oder den Erwerb von Reichthum, der im Lande selbst allerdings immer ein unsicheres und gefährliches Gut blieb. Zu beiden Mitteln wurde nun auch gegriffen. Einerseits verbreitete sich eine nach Hunderttausenden zählende armenische Diaspora über die asiatische und

europäische Türkei, die kleineren Balkanstaaten, Rußland, Oesterreich, Ungarn, ja selbst bis nach Indien und Aegypten. Andererseits konzentrierte sich die ganze Intelligenz und Energie des Volkes auf das Hauptmittel, sein Leben, wo auch immer es geführt wurde, noch am erträglichsten zu gestalten: den Gelderwerb. Natürlich konnte gerade dieses letztere nur auf die demüthigendste, erniedrigendste Weise geschehen — wie soll ein Sklave unter Herren zu Gelde kommen und dabei nicht demoralisirt werden? So haben sich durch viele Jahrhunderte hindurch die geistigen Kräfte des armenischen Volkes nur nach dieser einen unerfreulichen Seite entwickeln können — und die Entwicklung ist eine nur zu vollkommene gewesen — nach allen anderen Richtungen hin war nicht nur von keiner Möglichkeit zur Entwicklung die Rede, sondern es handelte sich für die Armenier nur noch darum, überhaupt unter dem Druck, den sie aushalten mußten, sich irgendwie ihre Nationalität, ihre Kirche, ihre Sprache, ihre historischen Traditionen und den Glauben, daß sie trotz Allem und Allem noch einer Zukunft entgegen gingen, zu erhalten. Das haben sie, ich kann es nicht oft genug wiederholen, geleistet. Einem späteren Abschnitt soll die Erörterung darüber vorbehalten bleiben, ob und inwiefern Dasjenige, was sich im armenischen Volke an höheren Gütern erhalten hat, geeignet ist und ausreicht, den Wurzelstock abzugeben, aus dem, wenn der Boden wieder unter Kultur genommen, gereinigt und rationell bebaut wird, das armenische Volksthum als gesunder und fruchttragender Baum neu emporkwachsen kann. An dieser Stelle will ich aber bereits darauf hinweisen, daß jede Beurtheilung der Armenier nothwendiger Weise schief ausfallen muß, die von den in der Diaspora lebenden Angehörigen des Volkes ausgeht, mag es sich dabei um russische, türkische oder sonstige Unterthanen handeln. Der Armenier in der Fremde ist Arbeiter, Handwerker, Industrieller, Händler, Großkaufmann, Banquier, Häuserspekulant, Großgrundbesitzer, aber nie das, was er in der Heimat ist: ein Bauer. Das armenische Volk ist ein echtes rechtes Bauernvolk, das von seinen Aekern, Heerden und Weinbergen lebt, kein Stadt-, sondern ein Dörfervolk. Etwas größere Städte mit stark überwiegender oder gar ausschließlich armenischer Bevölkerung giebt es äußerst wenige, im ganzen russischen Armenien z. B. nur Alexandropol mit ca. 20000 nichtmilitärischen Einwohnern, und etwa nur noch das viel kleinere Achalkalaki. Im Lande der armenischen Bauern, dort muß man aber das Volk auffuchen, wenn man etwas von

ihm erfahren will. Die Urtheile, welche z. B. in Deutschland über die Armenier gang und gäbe sind, stammen entweder direkt aus trübe beeinflusster Quelle, oder von Europäern, die im türkischen Orient, allenfalls in Rußland, in längere oder kürzere Berührung mit Angehörigen der armenischen Diaspora getreten sind: nur verschwindend wenige Leute sind wirklich in Armenien gewesen, und auch wenn man dort im Lande selbst ist, so kommt noch sehr viel darauf an, wie, mit welchen Absichten und mit welchem Auftreten man reist, welche Möglichkeiten dem Reisenden zu Gebote stehen, wirklich in die armenischen Bevölkerungskreise hineinzukommen, über welche sprachlichen,*) historischen, ethnographischen Kenntnisse er verfügt und welches Interesse er überhaupt daran hat, ein zuverlässiges Bild von dem Volke zu erhalten und zu geben.

Wandert nun ein Armenier aus seiner Heimath dauernd oder zeitweilig aus, so thut er das aus keinem anderen Grunde, als um Geld zu erwerben, abgesehen von den wenigen Leuten, die wissenschaftliche oder sonstige spezielle Zwecke verfolgen. Dadurch allein kommt schon eine eigenthümliche Sichtung des Materials zu Stande, an dem man außerhalb Armeniens überhaupt Erfahrungen machen kann. Es wäre recht interessant, einmal eine Charakteristik der Deutschen nach denjenigen Angehörigen unseres Volkes zu schreiben, die um Geld zu verdienen, aus dem deutschen Reiche nach Rußland gegangen und dort halb oder dreiviertel russifizirt worden sind. Ausnahmen giebt es natürlich auch hier, aber im Ganzen soll mir einer eine Gesellschaft zeigen, der man groben Materialismus, gesellschaftlichen Stumpfsinn, nationale Ver lumpung und Mammonsdiens (ich will nicht zu ausführlich werden) mit mehr Recht vorwerfen könnte, als dieser. Sollten die Russen — sie thun es verständiger Weise nicht — nach diesen Deutschen sich ein Bild von der Deutschen Nation überhaupt machen — wir würden mit Recht in helle Entrüstung darüber ausbrechen! Die Lehre, die daraus folgt, muß man auch den Armeniern gegenüber bedenken.

Das nächstliegende Gebiet für die Auswanderung der nördlichen Armenier ist natürlich das weitere Kaukasusgebiet selbst. Es ist nun von außerordentlicher Bedeutung, daß in den letzten Jahrzehnten der ganze Kaukasus in wirtschaftlicher Beziehung mehr und mehr zu einer armenischen Provinz wird. Für die materielle

*) Ich selbst kann nicht Armenisch und war daher einerseits auf das vielfach im Lande ausreichende Russische, andererseits auf armenische Freunde und Begleiter auf meinen Fahrten angewiesen.

Entwicklung des Landes bedeutet diese Thatsache eine eminente Förderung, denn die Armenier sind das einzige Element, über das Rußland verfügt, um den Kaukasus von Grund auf wirtschaftlich zu erschließen. Ich sehe natürlich von einzelnen Großunternehmungen, die selbst das internationale Kapital herbeigezogen haben, wie Naphtha- und sonstige auf mineralischen Reichthümern des Bodens basirende Industrien ab, aber im Handel in jeder Gestalt, in Fabrikthätigkeit und Gewerbe, im Bankwesen und neuerdings selbst in der rationellen Verwerthung des Bodens im Großen, haben die Armenier im Kaukasus immense Werthe theils geschaffen, theils brachliegende gehoben. Die eingeborene Bevölkerung ist wirtschaftlich untüchtig, der eigentlich russische Unternehmungsgeist fühlt sich von diesen Gebieten sehr wenig angezogen, und so ist, abgesehen von Baku, wo sie übrigens auch stark betheiligt sind, das, was im Kaukasus in den letzten Jahrzehnten im wirtschaftlichen Fortschritte geschehen ist, größtentheils ein Werk der Armenier und des von dieser durch ihre Thätigkeit erworbenen Kapitals. Der Aufschwung von Tiflis zu einer Stadt von über 150 000 Einwohnern beruht auf den Armeniern; hier, wie in den meisten Städten ist Kapital- und Immobilienbesitz ganz überwiegend in ihren Händen; sie beherrschen daher in der ursprünglich georgischen Stadt die Verwaltung und sind vor allen Dingen auch durch Bildung und Talent in der Presse weitaus der bedeutendste Faktor, wenn auch hier die Zensur die Bäume nicht in den Himmel wachsen läßt. Darob herrscht unter den Grusiniern große Erbitterung — sie sehen sich verdrängt und schimpfen unsäglich auf die Armenier, aber ihre Apathie und Genußsucht trägt die Schuld an ihrem Niedergange. Der begabtere Volksstamm überflügelt den zurückgebliebenen — was die Moral in Handel und Wandel anbetrifft, so habe ich schon ausgeführt, daß sich da Armenier, Grusiniern, Perser und was da sonst noch unter der bunten Bevölkerung von Tiflis kreucht und fleucht, einander nichts vorzuwerfen haben.

Für Rußland erwächst nun aus Alledem die große Aufgabe, die fernere Entwicklung der armenischen Nation in solche Bahnen zu lenken, daß Armenien und die Armenier nicht ein hemmendes, sondern einen förderndes Element für die russische Weltpolitik werden. Es steckt eine solche Fülle von Kraft in diesem Volke, daß sich die Gegner Rußlands, vor allem England, zu einer endgültigen Verfeindung der Armenier gegen Rußland mehr gratuliren könnten, als zu irgend welchen anderen Hemmungen des russischen Fortschreitens, etwa durch diplomatische Mißerfolge, durch wirtschaft-

liche Krisen agrarischer oder finanzieller Natur und dem Aehnliches. Niemand zweifelt daran, daß Rußland früher oder später der politische Erbe des Türken in Vorderasien werden will. Die Sicherheit, mit der es an dies Ziel gelangt und mit der es seine gewonnene Position zu behaupten in der Lage sein wird, hängt in erster Linie von der inneren Stellung der Armenier zu Rußland ab. Natürlich kommt in rein militärischem Sinne wenig auf ihre Zuneigung oder Abneigung an; in dieser Beziehung hat Rußland von den Armeniern weder etwas zu hoffen noch zu fürchten, aber ob es leicht oder nur unter den größten Schwierigkeiten die innere Angliederung der dort zu erwerbenden Gebiete an seinen Reichskörper zu Wege bringt — das ist allerdings ganz und gar eine Frage des Verhältnisses zu den Armeniern.

(Schluß folgt.)

Nationale Verwaltungspolitik.

Wie stark auch soziale Fragen die Gegenwart beherrschen, so zeigen doch in beiden Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie die Ereignisse, welche die staatsrechtliche Gestaltung derselben noch immer nicht als abgeschlossen erscheinen lassen, daß der nationale Gedanke auch in der Gegenwart seine Kraft und seine tiefe Wirkung auf die Gemüther der Menschen bewahrt hat. In weit minderem Grade, aber doch lebhaft genug, bewegt auch im Deutschen Reiche die Polenfrage und die Dänenfrage die Geister.

Wenn in Ungarn die nicht zur herrschenden Rasse gehörenden Staatsbürger über die ihnen gegenüber in Anwendung kommende Magharisirungspolitik klagen, so weist man sie auf Posen hin, wo die preussische Regierung den Polen weit weniger Rechte gewähre, als sie Deutsche, Slaven und Rumänen in Ungarn besitzen. Deutsche Patrioten hinwieder fordern gegen den immer kühner sein Haupt erhebenden Polonismus ein ähnliches Vorgehen, wie es in Ungarn zur Amalgamirung der verschiedenen Stämme, „zur Herstellung einer einheitlichen Nation“, in Anwendung kommt.

Nun muß zunächst auf die großen Unterschiede in den Verhältnissen des Deutschen Reiches und Ungarns hingewiesen werden. Dem ersteren gehören Polen, Nordschleswiger und Elsaß-Lothringer erst seit kurzer Zeit an, nachdem sie früher Bürger anderer Staaten gewesen. Ihr Streben nach Erhaltung ihrer nationalen Individualität ist mehr oder weniger intensiv, und mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit eines Erfolges, aber immerhin innerhalb der Grenzen virtueller Möglichkeit, mit dem Wunsche nach Rückkehr in ihre früheren Verhältnisse, nach Loslösung vom deutschen Reichsverbande verknüpft, oder es darf wenigstens diese Annahme bei

der Erwägung der von Staat und Behörden ihnen gegenüber einzunehmenden Haltung stark in die Waagschale fallen.

Anderes in Ungarn. Dort sind Slaven, Deutsche und vielleicht auch Rumänen wenigstens zum Theile eben so autochthon, wie die vor einem Jahrtausend eingewanderten Magyaren. Zum Theil sind sie seit 600, 400, mindestens 200 Jahren Einwohner des Landes. Sie haben entweder nie oder wenigstens nicht seit dem durch Karl den Großen eingeleiteten Gestaltungsprozeß Mitteleuropas selbständige Territorialstaaten gebildet. Als ungarländische Volksstämme sind sie ohne geschichtliche Tradition und auch die geographische Lage ihrer Wohnsitze mit Ausnahme jener der Siebenbürgischen Rumänen läßt den Anschluß an andere Staatsgebiete nahezu als ausgeschlossen erscheinen. Ihre nationalen Interessen stehen nicht naturgemäß im Gegensatz zu ihrer Staatsangehörigkeit.

Es steht sonach die Staatsgewalt in Ungarn den Nichtmagyaren wesentlich anders gegenüber, als im Deutschen Reich gegenüber Polen, Dänen und Elsaß-Lothringern, wobei noch ganz davon abgesehen ist, daß die nicht der herrschenden oder staatsbildenden Klasse angehörenden Elemente in Ungarn mehr als die Hälfte, in Deutschland nur wenige Prozente der Bevölkerung ausmachen.

Geschichtlich, geschlechtlich und sachlich ist sonach das Maß von Rücksicht, welches die nichtdeutsche Bevölkerung des Deutschen Reiches betrefß Geltung ihrer Eigenart und Sprache fordern kann, weitaus geringer, als jenes, auf welches die Nichtmagyaren in Ungarn Anspruch haben.

Das hindert freilich die maßgebenden Gewalten in den Ländern der Stephanskronen nicht im Mindesten, ihr Verhalten ganz so einzurichten, als ob Ungarn eben so ein Nationalstaat wäre, wie das Deutsche Reich. Nur ist das politische und Verwaltungsproblem, welches in Posen, Schleswig und in den Reichslanden nur als Ausnahme von der Regel und in lokal verschiedener Weise zu lösen ist, für die ungarische Regierung eine ganz allgemeine, ja nach ihrer Auffassung gewissermaßen ihre Hauptaufgabe.

Nun ist der national-magyarische Gedanke noch recht jungen Datums. Erst die energischen Germanisationsmaßregeln Kaiser Josephs II., welche Hand in Hand mit seinen Zentralisationsbestrebungen gingen und die Adelsvorrechte der „politischen Nation“ angriffen, weckten neben dem politischen Widerstande auch das nationale Bewußtsein, welches sich bis dahin unter der lateinischen

Verwaltungs-, Gerichts- und Reichstagsprache überhaupt nicht bemerkbar gemacht hatte, und wenn überhaupt vorhanden, unter der sanften und klugen Regierung Maria Theresias vollständig eingeschlummert war. Erst in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts wurde unter Beseitigung des Lateinischen das Magyarische zur Staatsprache erhoben. Die hierbei entwickelte Rücksichtslosigkeit war einer der Hauptgründe der kroatischen, serbischen und slowakischen Erhebung gegen das Magyarenthum im Jahre 1848. Der nach Niederschlagung der an den Namen Kossuths geknüpften Insurrektion von Schwarzenberg und Bach unternommene zweite Germanisierungs- und Centralisierungsversuch von zwanzigjähriger Dauer hat neben dem ungarischen Staatsbewußtsein im Magyarenthume auch die nationale Idee festgeschmiedet. Eine sechsjährige Uebergangszeit zwischen Solferino und Königgrätz, welche das Komitatleben restituirte, hatte einen ganz unglaublichen Aufschwung des magyarischen Nationalbewußtseins zur Folge, neben welchen aber auch die übrigen Nationalitäten, besonders die nach 1849 zu politischer und 1861 auch zu nationaler Gleichberechtigung gelangten Siebenbürger Rumänen sich ihrer Individualität bewußt wurden und dieselbe um jeden Preis zu vertheidigen willens wurden. Vor dem 1867er Ausgleich gaben sich in Folge dessen die politischen Führer der Magyaren die größte Mühe, ein Einvernehmen mit den nichtmagyarischen Landesbewohnern herzustellen und in ihnen das Interesse für die staatliche Selbständigkeit Ungarns durch feierliche Gleichberechtigungsversprechungen zu erwecken, zum größten Theile allerdings ohne Erfolg.

Im Jahre 1867 galt es nun, diese Versprechungen einzulösen und das that Unterrichtsminister Baron Joseph Cötvös durch das Nationalitätengesetz, das den Erwartungen der Nichtmagyaren keineswegs genügte, von der herrschenden Klasse aber je länger je mehr als übertriebene Großmuth betrachtet wird. Im ersten Jahrzehnt staatlicher Selbständigkeit waren die aufeinander folgenden Ministerien Andrássy, Lónyay, Szlavy, Bittó, Wenkheim und Anfangs sogar Tisza noch zu sehr mit der Organisation aller Verwaltungszweige, mit Eisenbahnbauten und mit der Ordnung der Finanzlage beschäftigt, zu frisch war noch die Erinnerung an die vom Absolutismus geübte Germanisation, zu greifbar der Mißerfolg derselben, zu groß die Zahl der übernommenen nichtmagyarischen Beamten, als daß an eine systematische Zurückdrängung der Sprache der Deutschen, Slaven und Rumänen hätte gedacht werden können. Bis zur

Ministerpräsidentschaft Tiszas herrschte in den maßgebenden Regierungskreisen eine theils auf Ueberzeugung, wie bei Cötvös und Szávó, theils auf Gleichgültigkeit beruhende Toleranz in der Zentral-Verwaltung, wobei nicht zu vergessen ist, daß die Komitate einen großen Theil der Verwaltungsgeschäfte zu versehen hatten, ja bis zum Jahr 1872 sogar die Aufgaben der Justiz erfüllten, die erst damals von der Verwaltung getrennt wurde. Dann waren bis zum Jahre 1875 die Nationalitäten, wenn auch nicht entsprechend ihrer Zahl, aber doch halbwegs im Abgeordnetenhause vertreten, und brachten den polyglotten Charakter des Landes auch im Parlamente einigermaßen zum Ausdruck. Ihre Versuche, dort in ihrer Muttersprache zu reden, wurden allerdings schon damals sofort stürmisch zurückgewiesen. Eine Aenderung brachte hierin das neue Wahlgesetz vom Jahr 1874, dessen formalistische Vorschriften mit Raffinement auf möglichst starke Einflußnahme der Behörden, auf Zurückdrängung der oppositionellen Parteien und besonders auf die Erschwerung nichtmagyarischer Kandidaturen gerichtet waren. Der Jubel, welchen die Fusion der Deakpartei mit dem von Coloman Tisza geführten linken Zentrum — ein Waffenstillstand zur Ordnung der trübseligen Finanzlage — in den Kreisen der herrschenden Klasse hervorrief, hatte im Jahre 1875 die letzten wirklich freien Abgeordnetenwahlen in Ungarn zur Folge.

Mit dem fünfzehn Jahre dauernden Regime Tisza begann die zielbewußte Magyarisirungs-Politik, welche von mancher Seite als unabweisliche Staatsnothwendigkeit betrachtet oder wenigstens hingestellt, von den meisten nichtmagyarischen Nationalitäten aber als unberechtigte Beeinträchtigung und Unterdrückung ihrer nationalen Individualität und Kulturentwicklung empfunden und nur mit stärkerem oder schwächerem Widerstreben geduldet wird.

Ueber die gesetzgeberischen Maßregeln auf dem Gebiete des Unterrichtswesens und kirchlichen Lebens, welche die Verbreitung der magyarischen Sprache bezwecken, wollen wir hinweggehen, und nur bemerken, daß nichtmagyarisches Nationalbewußtsein sich nur bei den Nationalitäten erhalten hat, welche entweder eine Nationalkirche besitzen, wie die orthodoxen Serben, Rumänen und siebenbürger Sachsen, oder zum Mindesten kirchlich autonom organisiert sind, wie die protestantischen Slovaken und Deutschen. Die römisch-katholische Kirche läßt ein nichtmagyarisches Nationalbewußtsein gar nicht aufkommen, wenn ihre Hierarchie auch nur mit Vorsicht direkte Magyarisirung betreibt. Die Kirchenpolitik der Kabinette

Beferte und Bányffy hat sie sogar veranlaßt, sich in den letzten Jahren mehr auf die kirchlicher gesinnten Deutschen und Slaven, als auf das konfessionell weit indifferentere Magyarenthum zu stützen. In der griechisch-katholischen Kirche bekämpften sich die nationalen Aspirationen der eine schwache Minderheit bildenden Magyaren mit jenen der ruthenischen und romänischen Bekenner.

Das Gebiet, auf welchem die Regierungsgewalt konsequent die Magyarisirungstendenz verfolgen kann, ist jenes der Verwaltung. Auf diesem werden die wirklichen oder vermeintlichen Postulate der Staatssprache mit unbeugbarer Energie durchgeführt. Da nach der 1848/49er Revolution kein patriotischer Magyare ein Regierungsamt annahm, so war die durchaus deutsche Zentralverwaltung meist in den Händen von Deutsch-Österreichern, Böhmen und Galizianern, neben welchen allerdings ungarische Landesfinder deutscher, slavischer oder romänischer Zunge in großer Zahl in den Beamtenstand eintraten, welcher während der vormärzlichen Komitatsverwaltung in den Händen der „Gentry“, des niedern magyarischen Adels gewesen war.

Als mit dem Abschluß des 1867er Ausgleichs die ungarischen Ministerien organisiert wurden, die Finanz-, Post- und Telegraphenverwaltung von der ungarischen Regierung übernommen wurde, trat in allen Aemtern an die Stelle der deutschen Sprache die magyarische Staatssprache. Die der letzteren unkundigen österreichischen Beamten mußten in Massen über die Leitha und über die Karpathen zurück. Von den Landeskindern bot sich allen, welche mehr oder minder vollkommen magyarisch zu amtiren im Stande waren, leichte Anstellung, den schon im Ante befindlichen rasches Avancement. Das waren nun zum überwiegenden Theile Deutschungarn, bis in die höchsten Stellen hinauf, welche nach Möglichkeit ihre speziellen Nationsgenossen unterzubringen trachteten und dies auch aus dem Grunde mit Erfolg thun konnten, weil an bureaukratisch geschulten Magyaren großer Mangel war, die in den österreichischen Staatsdienst getretenen Slaven und Rumänen aber sich wohl die Aneignung der deutschen, nicht aber jene der magyarischen Sprache hatten angelegen sein lassen. Waren doch die meisten Nationalitäten den Magyaren während der Insurrektion feindlich gegenüber gestanden und wäre es doch ein Jahrzehnt lang als Wahnwitz angesehen worden, an die Auscheidung eines ungarischen Staates aus dem straff zentralisirten und bis zu einem gewissen Grade systematisch germanisirenden österreichischen Kaiser-

reich zu glauben. Nur das deutschungarische Element, vor Allem die Zipser, dann aber auch die südungarischen Schwaben und selbst die Deutschen in den westlichen Grenzkomitatzen hatten mit dem „Freiheitskampf“ des Magyarenthums sympathisiert, ihn mitgemacht und nach Beendigung desselben die magyarische Sprache als symbolischen Protest gegen den unifizirenden Absolutismus eifrig gepflegt.

So wimmelte es denn zu Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre in allen Zweigen der ungarischen Zentralverwaltung von Beamten deutscher Zunge, obwohl schon damals die „Söhne guter Familien“, die Angehörigen der Gentry, sich kräftigster Protektion erfreuen durften. Im Großen und Ganzen gewöhnten sich die Letzteren aber nur allmählich an das Betreten der Beamtenkarriere, beziehungsweise an Fleiß und Pünktlichkeit. Das Deutsche blieb in vielen Aemtern noch lange Zeit hindurch vorherrschende Umgangssprache, wenn auch von oben eifrig darauf hingewirkt wurde, den während einer langen Uebergangszeit auch dienstlich noch vielfach geduldeten Gebrauch desselben thunlichst einzuschränken. So hat der ungarische Staat den größten Theil der sogenannten „Intelligenz“ deutscher Zunge an sich gefesselt, indem alle mit der Beamtenerschaft zusammenhängenden Familien ein thatsächliches oder vermeintliches materielles Interesse an der Entwicklung und Festigung des ungarischen Staatsgedankens gewannen. Dieser Begriff schmolz immer mehr mit dem der Magyarisirung zusammen und die Erkenntniß des großen Nutzens vollständiger Beherrschung der Staatssprache verdrängte gerade in den führenden Klassen des ungarländischen Deutschthums sehr rasch das deutsche Stammesbewußtsein, das unter solchen Umständen auch im Bürger- und Bauernstande immer schwächer wurde. Tentatives Renegatenthum, Magyarisirung des Namens und der Familiensprache, wenn auch noch nicht offiziell gefordert und erwartet, wie dies jetzt bereits der Fall ist, fand doch von Anbeginn an reichen Lohn.

Ein steiferes nationales Rückgrat zeigten zwei Jahrzehnte lang von den ungarländer Deutschen nur die Siebenbürger Sachsen, bis zum Jahre 1876 durch ihre politische Eintheilung vor administrativer Vergewaltigung einigermaßen geschützt und auch nach der rechts- und vertragswidrigen Aufhebung des Königsbodens noch lange Zeit hindurch durch ihre geschichtliche Stellung als ständische Nation Siebenbürgens im Bewußtsein nicht bloß ihrer nationalen

Eigenschaft sondern auch ihrer historisch-politischen Individualität erhalten. Der im Jahre 1890 um vermeintlicher materieller Vortheile willen, zur Sicherung des Verfügungsrechtes über das Nationsvermögen und über das Vermögen der evangelischen Siebenbürgischen Landeskirche mit dem Ministerpräsidenten Grafen Szapary geschlossene Ausgleich und der Eintritt der sächsischen Abgeordneten in die Regierungspartei hat auch die nationale Widerstandskraft der Sachsen auf lange Zeit, und wenn die in jüngster Zeit allerdings Boden gewinnende Reaktion der „Grünen“ gegen den Opportunismus der politischen Führer nicht siegreich durchdringen sollte, auf immer gebrochen. Allerdings wird ihr kirchliches Schulwesen, wenn sie noch die Kraft zur Vertheidigung desselben bewahrt haben, sie noch für längere Zeit nicht auf die niedrige Stufe nationaler Geschlechtslosigkeit herabsinken lassen, auf welche eine kluge Verwaltungspolitik des Magyarenthums die dafür als vortreffliche Patrioten gepriesenen Zipser, süd- und westungarischen Deutschen herabzudrücken verstanden hat.

Es drängt sich nun die Frage auf, warum diese von deutsch-nationalen wie auch vom Standpunkt der reichsdeutschen Politik gewiß sehr bedauerliche, aber vom nationalmagyarischen Standpunkte begreifliche erfolgreiche Assimilationsaktion bei den übrigen Nationalitäten Ungarns auch nicht annähernd gleiche Resultate zu bewirken im Stande war. Denn war auch die Intelligenz der Slovaken, Ruthenen, Serben und Rumänen, von denen nur die letzteren sich noch einige wenige Mittelschulen zu erhalten im Stande gewesen sind, gezwungen, sich die magyarische Sprache ebenso anzueignen und im öffentlichen Leben zu gebrauchen, wie jene der Deutschungarn, so war unter ihnen das Schwinden des nationalen Bewußtseins, nationale Gleichgültigkeit nur in weit geringerem Grade, Abfall von der Nationalität und offenes Renegatenthum nur in ganz seltenen Fällen zu beobachten. Das beruht zum Theil auf dem hochmüthigen Auftreten des Magyarenthums gegen die Angehörigen der von ihm als „minderwerthig“ betrachteten, in der Kultur jedenfalls weit hinter den Deutschungarn zurückstehenden Völker. Dann ließ die panslawistische und dakoromänische Agitation, welche in der magyarischen Phantasie allerdings übermäßige Dimensionen annahm, Beamte der genannten Nationalitäten von vorneherein als politisch nicht zuverlässig erscheinen. In Belgrad, in Bukarest, in Prag interessirte man sich für die Kulturbestrebungen wie für die Leiden der Stammesgenossen und Stammesverwandten

auch in den maßgebenden Kreisen. Im Deutschen Reich dagegen nahm man wohl gelegentlich Antheil an dem Kampfe der Siebenbürger Sachsen, kümmerte sich aber nicht weiter um die Magyarisirung der übrigen Deutschungarn, wohl auch nach dem in diesem Falle doch nur theilweise zutreffenden Sage: „volenti non fit injuria“. Die deutsche Reichsregierung vermied es ängstlich, die Empfindlichkeit der in Ungarn herrschenden Rasse auch nur auf das Leiseste zu verletzen. War es den Führern der letztern doch gelungen, noch vor dem Abschluß des von Bismarck und Andrássy geschlossenen Bündnisses in Deutschland die *fable convenus* feste Wurzeln fassen zu lassen, daß das von unauslöschlicher Abneigung gegen alles Deutsche erfüllte Magyarenthum die festeste Stütze eines guten Verhältnisses zwischen den Reichen der Habsburger und Hohenzollern, beziehungsweise — später — des den europäischen Frieden verbürgenden Dreibundes sei. Die Deutschliberalen Oesterreichs erblickten seit dem Hohenwartschen mißglückten Experiment in den Söhnen Arpáds ihre natürlichen Bundesgenossen gegen Föderalismus und Klerikalismus. Weder in Wien noch in Berlin hat man einen klaren Blick für den Macchiavellismus der mit der polnischen in nächster geistiger Verwandtschaft stehenden magyarischen Politik. So sind denn seit dreißig Jahren — abgesehen von der doch nicht tief greifenden Wirksamkeit des Allgemeinen Schulvereins — die Deutschen in Ungarn sich selbst überlassen geblieben. Und das weiß die öffentliche Meinung und Regierung in Ungarn ganz genau. Beide wissen auch in der Anwendung der systematischen Magyarisirungsarbeit den Deutschen gegenüber, die ja „gute Patrioten“ sind, wie die Elsäffer es seiner Zeit als Angehörige Frankreichs waren, sanftere Formen in Anwendung zu bringen, als gegenüber Slaven und Rumänen, welche sich weit mannhafter ihrer Eigenart wehren. Sprache und Kultur der letztern wird in der Verwaltungsthätigkeit schon aus dem Grunde schärfer unterdrückt, als das Deutsche, weil dieses, zum grimmigen Mißbehagen der Chauvinisten, denn doch noch immer die Kommando- und Verwaltungssprache der gemeinsamen Armee und die Sprache des Hofes ist, ein wie weitgehendes, freilich als selbstverständlich betrachtetes und darum nicht im Mindesten gewürdigtes Entgegenkommen auch der Monarch, die Mitglieder der kaiserlichen Dynastie selbst die Organe der Armee den immer wachsenden magyarischen Forderungen beweisen.

In keinem zivilisirten Lande dürfte sich die Verwaltungspraxis

in so ungeschwungenen Gegensatz zu den bestehenden Gesetzen stellen, wie in Ungarn. So eifrig auch das Abgeordnetenhaus, dessen Mehrheit nicht etwa nach der im „liberalen“ Ungarn sonst eifrig gelehrt und sorgsam befolgten Uebung der formalen Vorschriften des Parlamentarismus das Ministerium macht, sondern von diesem durch eine allen Begriffen von Recht und Gesetz hohnsprechende Wahlbeeinflussung gemacht wird, die Prerogative der Staatsprache auszudehnen geneigt und bestrebt ist, so sind doch noch vereinzelte gesetzliche Bestimmungen in Kraft, welche den Schutz der nationalen Minorität gegenüber der Gesamtheit der Bevölkerung gewährleisten sollen. Aber es wird den Beamten „von Oben“ nicht nur gern nachgesehen, sondern selbst als „patriotischer Verdienst“ angerechnet, wenn sie im Interesse der Staatsprache den Nichtmagyaren gegenüber letzteren günstige Vorschriften ignoriren, oder auch direkt verletzen. Einmal in hundert Fällen kann man da durch eine Klage Remedur erlangen. Damit aber macht der Staatsgedanke keine Eroberungen und unter dem stark aufgetragenen magyarischem Firniß glimmt die durch das verletzte Rechtsgefühl verstärkte Unzufriedenheit und kräftigt sich die Anhänglichkeit an die angeborene Nationalität, hier und da sogar bei Deutschen, wenn sie gar zu starke Stücke „nationaler“ Administration zu schmecken bekommen.

Will man von den geschilderten Verhältnissen eine Nutzenanwendung für die so stürmisch geforderte nationale Politik gegenüber den preussischen Polen ziehen, deren Stellung sich allenfalls mit jener der nichtmagyarischen Nationalitäten in Ungarn vergleichen läßt, während für die Reichslande und für Schleswig Momente der äußeren Politik ins Spiel kommen, welche die Analogie ausschließen, so sprechen die in Ungarn gemachten Erfahrungen für den Erfolg nicht der scharfen, sondern der milden Mittel. Ist das Bewußtsein der nationalen Individualität einmal so fest ausgeprägt, wie bei den Polen, Rumänen oder Serben, so erzeugt jede Beschränkung der freien Bethätigung eine um so intensivere Abwehr jeder Zwangsmaßregel, beziehungsweise eine um so raffinirtere Umgehung als drückend empfundener Vorschriften. Kulturell, sprachlich und wirtschaftlich muß man die „fremden“ Elemente der Bevölkerung sich frei entwickeln lassen, wenn man einen nicht bloß rein nationalen, sondern auch politischen Gegensatz nicht hervorgerufen, oder wo er schon vorhanden ist, tiefgehend steigern will. Das Prinzip strenger Gerechtigkeit in der Verwaltung, nicht bloß

dem Individuum als einzelstem Staatsbürger, sondern auch der Nationalität als solcher gegenüber, ist gleichzeitig die höchste Staatsflugheit. Welch' unheilvolle Folgen unbesonnene administrative Repression haben kann, zeigt das Vorgehen der österreichischen Behörden gegen die Deutschböhmen. Mit der Unvermeidlichkeit lokaler Reibungen in national gemischten Gegenden muß man sich abfinden und — so schwer dies auch manchmal fallen mag — dem schwächeren Theile gegenüber sogar größere Rücksicht üben. Soweit in Ungarn dieses Verhalten der deutschen Bevölkerung gegenüber in Anwendung gekommen ist, hat es den Anschluß derselben an den Staatsgedanken und die Geneigtheit zu allmählicher nationaler Assimilation gefördert; wo der Magyarisirungsgedanke und das Streben nach Unterdrückung des nationalen Bewußtseins in schroffer oder auch nur deutlich erkennbarer Weise von den Behörden zur Geltung gebracht worden ist, hat in den weitaus meisten Fällen eine kräftige Reaktion der Gemüther Platz gegriffen, und es ist, trotz des hier und da scheinbar erreichten äußeren Erfolges, das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erzielt worden, besonders wenn dabei, ob auch ohne Absicht, das religiöse bez. kirchliche Gefühl des Volkes verletzt wurde.

Die Frage nach der Berechtigung der Staatsgewalt, im Interesse des zahlreichern, herrschenden, staatsgründenden und staats-erhaltenden Volkes eine zielbewußte Entnationalisierungspolitik gegenüber einer Minorität von Staatsbürgern zu verfolgen, wird ja, wie schon früher dargelegt, in verschiedenen Ländern je nach den geschichtlichen Grundlagen verschieden beantwortet werden können. Acceptirt man aber auch diese Politik als Staatsnothwendigkeit, so wird man vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit sich doch radikaler Maßregeln enthalten müssen. Vor Allem wird es sich darum handeln, die führenden Elemente nationaler Minoritäten, zu assimilirender fremder Volkssplitter, auch mit ihren materiellen Interessen an das herrschende Regime zu knüpfen und jede Verschärfung der vorhandenen nationalen Gegensätze hintanzuhalten. Den Nutzen der vollständigen Beherrschung der deutschen Sprache wird der preußische Pole ebenso rasch begreifen, wie der Deutsch-ungar den Nutzen der Kenntniß des Magyarischen sofort nach Etablirung des Dualismus eingesehen hat. Lange Zeit hindurch war ja der offizielle Zweck der Unterrichtspolitik in Ungarn den Nationalitäten gegenüber nur der, ihnen die Möglichkeit zu bieten, die Staatsprache zu erlernen. Wo dabei nicht das Streben zu

Zuge trat, die Muttersprache zu verdrängen, fand das Magyarische leicht Eingang. Mit seiner Kenntniß modifizirte sich bald die politische Anschauung der Bevölkerung, und die Brücke zu allmählicher Assimilation war gebaut. Nationaler Uebereifer hat sie dann vieler Orten wieder zerstört. Das immer wieder, wenn auch freilich zu Zwecken des *divide et impera* gegenüber den übrigen nichtmagyarischen Nationalitäten demonstrativ geäußerte Vertrauen auf die Staatstreue der Deutschungarn war ein sehr wirksames Mittel, sie zu einer solchen zu erziehen. Ein ähnliches Zusammenwirken von Staat und Gesellschaft gegenüber den preußischen Polen dürfte seine Wirkung nicht verfehlen. Nur gehört dazu Geduld, der Verzicht auf rasche, in die Augen springende Erfolge, und das entsprechende Maß wirklicher nationaler Toleranz. Zuerst müssen die Polen zu guten Preußen, als solche zu guten Freunden der Deutschen gemacht werden, ehe daran gedacht werden kann, daß sie sich bis zu einem gewissen Grade auch, und dann freiwillig oder halb und halb unbewußt, selbst germanisiren. Das war der Weg, den in Ungarn die maßgebenden Gewalten den Deutschen gegenüber mit Erfolg eingeschlagen haben, der nach anderer Richtung den übrigen Nationalitäten gegenüber eingeschlagene hat sich als verfehlt und wirkungslos erwiesen.

PA. IONICUS.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Alfred Wasser mann, Dantes Spuren in Italien. Wanderungen und Untersuchungen. Mit einer Karte von Italien und siebenundsechzig Bildertafeln. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1897. Ein Band Folio. VII u. 303 S. Text. Mark 40.

Kreuzzüge, Wallfahrten, Reliquienkult hat die katholische Kirche in ein bestimmtes System verdienstlicher Werke geordnet. Der Trieb aber und die Uebung dieser Dinge geht viel weiter und ist ein so menschliches Bedürfniß, daß Pietät, gemischt mit Neugier, Wissens- und Schauensdrang uns immer auf Reisen erfüllen, wo wir den Spuren großer Menschen und Dinge begegnen. Und so ist unser Gewinn ein doppelter. Das Andenken bedeutender Personen und Geschehnisse wird greifbarer und lebendiger, indem wir die Stätten, mit denen sie verknüpft sind, gegenwärtig und in ansehnlichen Ueberresten wohl erhalten finden. Diese Stätten selbst aber gewinnen ein zweites Leben, indem unsere Phantasie, von dem gegenwärtigen Getriebe absehend, sie mit einer Schaar erlebener Geister bevölkert. Ein neues Werk, dessen Verfasser den Spuren Dantes in Italien nachgegangen ist, wird uns vorgelegt und läßt uns an dem Genuß theilnehmen, den der Wanderer auf das Lebhafteste empfunden und auf das Glückliche ausgedrückt hat. Herr B. hat in der Aufgabe, die er gelöst hat, einen berühmten Vorgänger, den Franzosen Ampère. Der *voyage Dantesque* des Zielgereisten, der noch Goethe gekannt hat, ist zuerst 1839 in der *Revue des deux mondes* erschienen, ein geistreiches, trefflich geschriebenes kleines Buch, das, rein literarisch betrachtet, auch heute noch dem Leser großen Genuß zu bereiten vermag. Dagegen kann es, auf seinen wissenschaftlichen Gehalt angesehen, nicht mehr als vollwerthig gelten, und es ist ein Glück für das Buch, daß es über andere Vorzüge verfügt, die es am Leben zu erhalten vermögen. Nicht nur, daß die Kritik der letzten sechs Jahrzehnte das Danteterrain zu einem opferreichen Schlacht-

feld, das mit den Trümmern so mancher geliebter alter Vorstellungen bedeckt ist, gemacht hat: Die literargeschichtliche Forschung folgt jetzt überhaupt anderen Anschauungen und neuen Problemen, und wenn Ampère mit besonderem Genuß das Mondlicht zur Erhöhung der Phantasiemwirkung über die Stätten seiner Wanderung fließen läßt, so fehlt es zwar seinem Nachfolger nicht an Empfindung und poetischem Gefühl, aber er betrachtet die Dinge doch mit Vorliebe im hellen, nüchternen Tageslicht, sieht sie unendlich viel schärfer, stellt genauere Fragen und erhält präzisere Antworten als sein übrigens vortrefflicher Vorgänger.

Für die Frage, welche Orte (zunächst in Italien) Dante betreten hat, nachdem er heimatlos gemacht war und als Verbannter durch das Land zog, für diese Frage eine Antwort in der *Divina commedia* zu suchen, hat ein offenes Interesse für die Biographie des Dichters, die sich nur mit großen Mühen und Sücken aus Zeugnissen und Dokumenten der Zeit zusammensetzen läßt. Weit bedeutender ist das Interesse an dieser Frage, sobald man die poetische Technik Dantes untersucht. Für unsere Vorstellung von dem Künstler Dante, von seiner Phantasiehäufigkeit und seiner Art, zu sehen und zu verarbeiten, hat es das allergrößte Interesse, den Modellen und Anregungen seiner Schilderungen und Gleichnisse nachzuspüren, und so ist die Dantogeographie ein einzelnes, großes Kapitel aus dem umfassenden Thema: Psychologie Dantescher Kunst! Erinnerungen und Erwähnungen italienischer Vertickeiten, wie sie sich in Schilderungen und Gleichnissen der *Divina commedia* finden, erstrecken sich über die ganze Halbinsel, mit dem Alpenwall im Norden beginnend, je mehr aber nach Süden, um so merklicher verdämmend. Der Verfasser hat die Menge dieser geographischen Daten und Anhaltspunkte um größere Zentren gegliedert; er beginnt mit Rom und Florenz, wendet sich von da nach Pisa, Lucca, Pistoja auf der einen, zum Arnothal und Casentino nach der anderen Seite und beschließt, immer weitere Kreise ziehend, seine Wanderungen im Karst und seinen infernalischen Grotten, überall nicht nur bequeme und gepflasterte Wege wandelnd sondern, wo es sein muß, die Mühsal des Bergsteigers und Höhlenforschers in den Dienst des Dantestudiums stellend. Denn eines steht ihm allezeit lebendig vor der Seele: Das Buch der Natur, wie es vor Dante aufgeschlagen lag, muß auch uns gewisse letzte und sicherste Aufschlüsse liefern können über die Art der Eindrücke, die Dante empfing; wenn man Dantes Art und Weise, eine Vertickeit nach gewissen Charakterzügen zu beschreiben, mit der Wirklichkeit, dem Vorbild vergleicht, so muß sich feststellen lassen, ob Dante das Lokal mit eigenen Augen gesehen hat oder nur einer literarischen Anregung folgt. Die Methode dieser Forschungen gehört zu den schwierigsten; denn sie stellt große Anforderungen an die feineren kritischen Vermögen, an Takt und Instinkt. In den Motiven der Danteschen Dichtung gehen ja wohl zu gleichen Hälften literarische Quellen, wie sie aus dem Bücherstudium gewonnen sind, neben solchen her, die unmittelbar aus

Erfahrung und Anschauung geschöpft sind. Und bei einem Dichter von der gewaltigen Phantasie Dantes sind die Elemente literarischer Provenienz nicht todttes Wissensmaterial geblieben, sondern sie sind in lebendige Anschauung umgeschmolzen. Wenn Dante das Fell des Geryon mit den Geweben der Arachne vergleicht oder sein Gefühl der Angst, da ihn Geryon auf seinem Rücken in die Tiefe trägt, mit der Angst des Phaëton oder Ikarus vergleicht, so sind diese Vergleiche zwar nicht allgemein verständlich, aber für den Gebildeten nicht unlebendiger als solche, die aus der Beobachtung des wirklichen Lebens geschöpft sind. Nach dieser Analogie ist auch bei einer geographischen Anspielung die Präzision nicht unbedingt ein Beweis, daß Dante aus eigener Anschauung spricht, wie denn allgemein zugegeben ist, daß Schillers Tell ein sehr deutliches Gefühl der Verträglichkeit giebt, ohne daß des Dichters Fuß je diese Stätten selbst betreten hätte. Der Verfasser des vorliegenden Buches ergreift denn auch die Gelegenheit, auf das Nebeneinander von Anschauungsquellen und literarischen Reminiscenzen aufmerksam zu machen. Wo der Lauf des Minicio und der Gardasee beschrieben wird (Inferno XX), nennt Dante einen Berg Pennino (Apennino nach anderer Lesart), von dem klar ist, daß der Rückgrat Italiens, die Apenninen damit nicht gemeint sein können. Den Namen in jener Gegend hat Dante nicht aus dem lokalen Sprachgebrauch, sondern aus gelehrter Quelle, aus der Geographie des Ptolemaeus (p. 175). Ich bemerke hierzu, was vielleicht nicht beachtet ist, daß auch Strabo den gleichen Namen und zwar in der Form τὸ Ἀπέριννον ὄρος in dieser Gegend erwähnt, und daß diese Stelle den Straboeditoren nicht minderes Kopfzerbrechen macht als die Stelle im Inferno den Kommentatoren Dantes (vgl. die Ausgabe von C. Müller und Dübner p. 172 und Notizen p. 966). Der Verfasser erscheint im Ganzen als ein unbefangener Beurtheiler. Er findet keinen Grund, die Anwesenheit Dantes in Pisa anzunehmen; dagegen neigt er dazu, angezogen durch die Adelsberger Grotte einen Augenschein Dantes für möglich zu halten. Im Kolosseum in Rom entwickelt er die Hypothese (wie sie Ampère für die Arena in Verona vorgeschlagen), das ungeheure Rund dieses Baues mit seinen Zirkelgängen und dem Schacht der Arena möchte dem Dichter zuerst das Bild seiner Hüllentrichter Vorstellung eingegeben haben. Die Bronzethüren des Lateranbaptisteriums helfen vortrefflich, eine bisher schwierige Stelle (Purgat. IX) erklären.*

*) Im Ganzen kann der Verfasser seine Verwunderung nicht unterdrücken, daß das große Rom verhältnißmäßig wenig fühlbare Spuren in der Divina Commedia hinterlassen habe, und er hilft sich gleich Ampère mit der Entschuldigung, so viele große Römerbauten seien in jener Zeit zu Adelskasteilen umgewandelt gewesen und hätten daher nicht den fremdartig gewaltigen Eindruck hervorgebracht, den sie gereinigt und freigelegt heute wieder üben. Er nennt dabei auch den Konstantinsbogen. Hierzu will ich bemerken, daß dieser Bogen im XII. Jahrh. in einem fast modernen Sinn von dem Engländer Johann von Salisbury genannt und sehr beachtet worden ist. Man siehe Piper, Einleitung in die monumentale Theologie, p. 841.

Hypothesen dieser Art sind bei der Verschiedenheit der Temperamente vielleicht nicht nach Jedermanns Geschmack; dennoch können sie sehr werthvoll sein, indem sie der Forschung neue Anregungen geben und in den trägen Gang gewohnter Diskussionen neuen Zug bringen. Man kann nicht mehr verlangen, als daß ein Autor in seinen Darlegungen das Sichere vom Hypothetischen scheidet, und von unserem Autor im Besonderen ist es gewiß, daß seine Ausführungen nicht nur von Geist und poetischem Gefühl, sondern auch von Takt und wissenschaftlicher Besonnenheit zeugen. Schließlich kommt es in diesen Fragen nicht minder als auf das Ziel auf den Weg an, der zurückgelegt wird, und hier ist es denn besonders erfreulich, zu sehen, wie viele Fragen der Danteinterpretation im Vorbeigehen zur Sprache kommen und Bereicherung erfahren. Genealogische Untersuchungen, Details der historischen Geographie, selbst Worterklärungen, die der Reisende aus eigener Anschauung präziser zu geben weiß (so p. 165 und Anmerkung 1 zu Purg. XIX, 100 adima) — alles dies macht das neue Werk zu einer Fundgrube der Belehrung für jeden Dante-forscher. Ein sorgfältiges Register erleichtert das Suchen. Alles Einzelne gewinnt aber schließlich Zusammenhang und Leben, weil es von den Ueberzeugungen einer starken Persönlichkeit getragen wird, und so darf wohl besonders auf die Stellen hingewiesen werden, wo die Anschauungen des Verfassers über den menschlichen Charakter Dantes zu Tage treten, den er nicht verklärt auf Goldgrund gemalt zu sehen wünscht, sondern mit den Zügen menschlicher Verirrungen und tiefwühlender Leidenschaften. Die Parallele, in die Herr B. die Geschichte der Francesca von Rimini zu dem eigenen Roman des Dichters mit Beatrice setzt (p. 99), ist jedenfalls zu beachten. Nicht einverstanden bin ich mit den wiederholten Aeußerungen, daß Dante ein Vorbote und Bahnbrecher der Renaissance sei. Man ist ja an ähnliche Aeußerungen gewöhnt, da sie die heute geläufige Vorstellung wiederpiegeln, welche viel zu tief unter den Einfluß der Ideen von Jakob Burckhardt gerathen ist. Man beraubt das Mittelalter seiner größten und bleibendsten Erfolge, wenn man Geister wie Dante und Giotto als mit einem Fuß darüber hinausgeschritten ansehen will. Nur aus Unkenntniß des tiefquellenden Reichthums des Mittelalters können derartige Vorstellungen sich behaupten.

So viel über den Hauptinhalt des Buches. Ein umfangreiches Schlußkapitel desselben bleibt noch zu besprechen, Dante und die Kunst, d. h. die bildende Kunst. Zu diesem Kapitel gehört die reiche Beigabe von sieben- und sechzig Tafeln im Lichtdruck, die uns die erwünschten Ansätze eines Corpus der Danteillustration bringen, eine Gabe, die zweifellos mit ansehnlichen materiellen Opfern zu Stande gebracht ist und für die wir daher besonders zu danken haben. Für dieses Gebiet lag als nützliche Hilfe die gewissenhafte Arbeit von Ludwig Volkmann, Bildliche Darstellungen zu Dantes Divina commedia, Leipzig 1892 (Münchener Diffe-

tation), vor, die freilich der nothwendigen Abbildungen entbehrt: sie hat bloß zwei Tafeln und ein Paar Textillustrationen. Insofern Herr B. zu einer Reihe der wichtigsten Handschriften die Illustrationsproben beigebracht hat, ist ihm eine höchst dankenswerthe und nützliche Ergänzung zu Volkmann gelungen. Dagegen sind eine Anzahl bedeutender Probleme, die diesem Gebiet angehören, nicht berührt worden und harren also weiterer monographischer Behandlung. Ich nenne beispielsweise: eine durchgeführte ikonographische Untersuchung, wie weit die traditionelle mittelalterliche Darstellung der letzten Dinge in die Danteillustration eingedrungen ist und wie sich die Elemente gegenseitig durchdrungen haben. Hierzu würde ein Stück weit die Schrift von Georg Voss, das jüngste Gericht in der bildenden Kunst des frühen Mittelalters (1884) einen nützlichen Führer bilden und auch Jessen, die Darstellung des Weltgerichts (1883) hat manches Brauchbare. Ferner wären die Dante-Codices der außeritalienischen Bibliotheken heranzuziehen, die ja nicht minder nach Italien gehören und nur zufällig außer Landes gelangt sind. Weiter ist an der Frage vorbeigegangen, welches das Verhältniß der Zeichnungen von Botticelli zu der Druckausgabe mit Stichen von 1481 thatsächlich sei. Gegen die Lippmannsche Aufstellung hat nämlich H. Ullmann (Sandro Botticelli p. 132 f.) Einsprache erhoben und neue Vermuthungen angeknüpft. Ich will nicht mit der Bemerkung zurückhalten, daß eine längere Beschäftigung mit dem Gegenstand mich von der Richtigkeit der Lippmannschen Ansicht überzeugt hat. Wie gesagt, hier ist reichlicher Nachlese Raum gelassen. Was Herr B. in seinem kunstgeschichtlichen Kapitel giebt, hat insofern doch vielfach Interesse und Bedeutung, als er in der Beurtheilung des künstlerischen Werthes der Dinge häufig andere Wege geht als Volkmann. Eine Reihe treffender und neuer Bemerkungen zu Signorelli, selbst zu Michel Angelo sind mit Dank zu verzeichnen, und besonders das Gesamturtheil über die Illustration Botticellis muß hervorgehoben werden, weil es anders als gewöhnlich, und zwar ungünstig lautet. Dies ist um so interessanter, als wohl kein Unbefangener sich von Enttäuschung frei fühlen wird, wenn er diese ängstlich dem Text folgenden Illustrationen mit den freien poetischen Schöpfungen des gleichen Meisters vergleicht. Man ist nur ein wenig ängstlich, es auszusprechen. Uebrigens sei bemerkt, daß die Beurtheilung des sogenannten „diskursiven“ Stils neuerdings wohlzubeachtende Beiträge durch Franz Wichhoff erfahren hat, der in der neuen Ausgabe der Wiener Genesis, jenes berühmten frühchristlichen Miniaturencodex, (S. 6 ff. Wien 1895) ausführlich über „distinguirenden“ und „kontinuirenden“ Stil, wie er es nennt, sich verbreitet hat. Herr B. hat sein Kapitel nicht wie Volkmann mit den Ausläufern der Renaissance abgeschlossen, sondern die Danteillustration bis zur Gegenwart weiter verfolgt. Auch hier begegnen treffliche Bemerkungen; besonders Afr. Kethel ist fein und glücklich interpretirt worden. Prof. Anton Koch ist aber völlig

vergessen. Ueber seine Beschäftigung mit Dante kann man sich aus dem sorgfältigen Aufsatz von Theod. Frimmel (bei Dohme, Kunst und Künstler des XIX. Jahrh. B. II. Koch S. 12 u. 19) unterrichten. Eine Zeichnung von ihm zum 21. Gesang des Inferno (Der Pechsee und die fiera compagna) ist im Stiftskalbuch von Stift Neuburg bei Heidelberg veröffentlicht.

Alles in Allem, ein Werk, das sich vortrefflich liest, dessen Schilderungen lebendig, einfach und empfunden sind, und das man ungern aus der Hand legt. Wir in Deutschland, die wir den Betrieb der Wissenschaft besonders wirksam organisiert haben, gerathen durch diese Organisation ab und zu in Gefahr, unsere Arbeiten nur noch an den engsten Kreis der Fachgenossen zu richten und fahren uns leichter in bestimmten Gleisen fest. Da ist es denn hochwillkommen, wenn Freiwillige, die durch ernste wissenschaftliche Studien vor den Gefahren des Dilettantismus behütet sind, hinzutreten, ihre gute Kraft und Zeit idealen Zwecken widmen und so in frischer Begeisterung wie zäher Ausdauer ein Werk zu Stande bringen, von dem wir uns in der mannigfachsten Weise gefördert sehen.

Übernommen aus dem Literaturblatt für germanische und romanische Philologie.
1897. Nr. 6.)

Heidelberg.

Carl Neumann.

Eduard Engel, William Shakespeare. Ein Handbüchlein. Leipzig, Jul. Biederer 1897. Zweite Auflage.

„Beschrieben wurdeſt du, mein Büchlein, für die Zahlloſen, die Shakeſpeare lieben, aber nicht Monate oder Jahre an das Studium der Wiſſenſchaft von Shakeſpeare wenden können. Ihnen ſollſt du ſagen, was engliſcher und deutſcher Forſcherleiß ſeit mehr als hundert Jahren ergründet und feſtgeſtellt hat. . . . Vielleicht gelingt dir dünnem Büchlein, was den dicken Bänden mißlungen iſt: die Ergebniſſe der Shakeſpeare-Wiſſenſchaft in jene weiten Kreiſe zu tragen, denen Neigung, Zeit und Vermögen zur Anſchaffung und zum Studium theurer Bücher fehlt.“ Dieſe Worte der Vorrede kennzeichnen Zweck und Bedeutung der Schrift vollkommen. Es giebt nicht nur die von der Shakeſpeare-Foriſchung bisher feſtgeſtellten Thatſachen aus Shakeſpeares Leben und Schaffen, ſondern führt in dieſe ſelbſt ein. Es behandelt — immer mit Bezugnahme auf die für jedes Gebiet maßgebenden Werke — „Shakeſpeare's Leben und Werke“, „Shakeſpeares dichterische und künstlerische Bedeutung“, „Shakeſpeares Bildung und Quellen“, das Schickſal ſeiner Werke im Laufe dreier Jahrhunderte in England, Deutſchland und Frankreich — eine kurzgefaßte Geſchichte der Shakeſpeare-Foriſchung — und enthält zum Schluß eine Bücherkunde.

Auf ein Kapitel möchte ich beſonders aufmerkſam machen, daß heute,

in der Zeit der epidemischen Vacomanie, in keinem zusammenfassenden Werke über Shakespeare fehlen sollte: es heißt „Der Bacon-Wahn.“ Es treibt den Fachmann geradezu zur Verzweiflung, wenn er immer und immer wieder von den gebildetsten Leuten mit der thörichten Frage belästigt wird, wie es möglich gewesen sei, daß Shakespeare seine Werke habe verfaßt können, da er doch weiß, daß niemals eine solche Frage hätte gestellt werden können, wenn sie nicht zuerst von einer Irrsinnigen, Miß Delia Bacon und dann von einer geisteschwachen Schwindlerin, Mrs. Pott, in die Welt geworfen worden wäre. Die Laien erhalten von Engel eine um so ausführlichere und lichtvollere Aufklärung über den Bacon-Schwindel, als der Verfasser in dieser Spezialität selbst Originalforscher ist. Er hat sich seiner Zeit die Mühe genommen, eine Anzahl von den zahllosen Werken des Shakespeare-Zeitalters, die Mrs. Pott in ihrem blödsinnigen Buche zitiert und gelesen haben will, zu durchforschen, und sie so als Schwindlerin entlarvt in dem sehr unterhaltenden Schriftchen „Wer hat Shakespeares Dramen geschrieben?“ (1883).

Daß ein solches Büchlein längst für Deutschland ein Bedürfniß war, zeigt die schnell erfolgte Neuauflage. England besitzt schon seit Jahren ein ähnliches: es ist der „Shakespeare Primer (A-B-C-Buch)“ von Dowden. Aber in ihm zeigt sich wieder die bekannte nationale Eigenthümlichkeit der Engländer, das Fremde nicht gehörig zu beachten: und so ist die deutliche Shakespeare-Forschung nur wenig berührt. Englands Literatur-Kenntniß ist weniger einseitig und bietet nicht bloß dem Anfänger Alles, was er braucht, sondern giebt auch dem Kenner noch manchen nützlichen Wink. Die ästhetische Würdigung kommt bei der Vielseitigkeit des Inhaltes wohl etwas zu kurz, aber doch nicht in einer Weise, daß das Bild des Dichters in all seiner Größe und Kraft nicht hell zu Tage träte. Ueberhaupt darf man nicht voraussetzen, in dem Büchlein ein dürres Compendium alles Wissenswerthen zu finden. Der Verfasser ist ein geistvoller Mann von feiner Feder, der es versteht, mit wenigen Worten Vieles und Bedeutames zu sagen.

Wir wünschen dem Büchlein, daß es sich im Laufe seiner sicher zu erwartenden zahlreichen Auflagen zu einer immer gebiegeneren Shakespeare-Fibel ausgestalten möge. In derselben Gestalt kann es ja schon deshalb nicht bleiben, weil es mit der Forschung fortschreiten muß. Es sind einige Einzelheiten verbesserungsbedürftig; und wenn der Herr Verfasser es wünscht, werde ich ihm meine Korrektur-Vorschläge privatim mittheilen.

H. C.

Rationalökonomie und Reisen.

W. Obrutschew, Aus China. Reise-Erlebnisse, Natur- und Völkerbilder. Mit einer Karte. Leipzig, Duncker & Humblot 1896. Zwei Bände. 262 und 235 S.

Reisebeschreibungen aus China pflegen auszugehen von den Vertragshäfen, von dem Leben der europäischen Kaufleute, von dem Verhältniß von Europäern und Chinesen in den leichter zugänglichen Theilen Chinas. Hier haben wir die Beschreibungen eines Reisenden, der auf dem Landwege China betrat und es wieder verließ, der bis nach Peking, aber nicht ein Mal bis an das Meer kam, der statt in den bequemen Hotels und Klubs und gastlichen Kaufhäusern der offenen Häfen zwei Jahre lang in Missionsstationen, in chinesischen Wirthshäusern, im Zelt und der Reisefarre gelebt hat. Es sind die Erlebnisse eines Geologen, der in emziger Forscherarbeit das nördliche China und die angrenzenden Theile Zentralasiens durchstreift hat. Das Buch ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerth. Ueber die geologischen Erörterungen habe ich kein Urtheil. Nur so viel darf ich sagen, daß auch der Laie sie mit Interesse liest und daß sie auch die Anschauungen dessen, der aus dem ersten Bande von Richthofens großem Werke über China sich belehrt hat, bereichern und ergänzen. Von allgemeinstem Interesse aber ist der Einblick in die rührige Forschungsthätigkeit der Russen in Zentralasien, sind die prächtigen Naturbildungen, sind die Beobachtungen über das Verhältniß der unterworfenen Völker zu den Chinesen, über die hingebende Thätigkeit der katholischen Mission. Die Form der Darstellung, der bescheidene Ton des Mannes der Wissenschaft sind überaus ansprechend. Weniger belangreich ist das, was der Verfasser über chinesische Zustände nicht aus eigener Anschauung bringt, sondern Huc, Williams und Anderen nacherzählt. Immerhin hat auch das sein Gutes. Denn wer nimmt sich heut zu Tage die Zeit, solche ausführliche Werke über fremde Länder zu lesen?

H. Fr. von Siebold, Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern Iezo mit den südlichen Kurilen, Sachalin, Korea und den Liuksiu-Inseln. Zweite Auflage. Herausgegeben von seinen Söhnen. Würzburg und Leipzig, Leo Wörl. 1897. Zwei Bände. XXXV, 421 und 342 S.

Wenn man bedenkt, daß mehr als zwei Jahrhunderte hindurch von allen Europäern nur die Holländer Zutritt zum Reich der aufgehenden Sonne hatten, so ist es merkwürdig genug, daß in dieser langen Zeit eigentlich nur drei Männer wesentlich das Wissen von Japan bereichert haben und daß diese drei sämmtlich zwar in holländischen Diensten standen, aber dem holländischen Volke nicht angehörten. Kämpfer und Siebold waren Deutsche, Thunberg war Schwede.

Der bedeutendste war unzweifelhaft Siebold. Kämpfer war ein tüchtiger, nüchternen Beobachter, ein getreuer Chronist dessen, was er selbst gesehen hatte, aber nicht mehr. Thunbergs Verdienste als Naturforscher sind gewiß bedeutend — als Laie habe ich kein Urtheil darüber. Aber bei Beobachtung der japanischen Zustände ist sein klarer Blick dadurch getrübt, daß er als echter Sohn der Aufklärungszeit die Dinge durch eine farbige Brille sieht, durch den Nebel der Mode-Ideen, welche die breiteren Kreise der gebildeten Europäer vor der französischen Revolution beherrschten. Ganz anders Siebold. Er war nicht nur Arzt und Naturforscher, dem die Verpflanzung der Theekultur nach Java, die Verbreitung so vieler japanischer Gewächse in der ganzen Kulturwelt zu danken ist, dessen große Werke über Fauna und Flora Japans grundlegende Bedeutung haben bis auf die Gegenwart.

Er war nicht nur Geograph, der mit unendlichen Schwierigkeiten und direkter Gefahr der Kartographie Japans eine feste Grundlage gegeben hat. Er war auch ein vorurtheilsfreier Beobachter von Staat und Gesellschaft, der unbeirrt durch bestehende Vorurtheile den Dingen auf den Grund zu gehen suchte. Er war der erste Europäer, der die wirkliche Stellung des Shoguns klar gestellt hat, den man bis dahin für den „weltlichen Kaiser“ gehalten hatte. Ebenso hat er später, 1863, als erster die eigentliche Richtung der japanischen Revolution, die Restauration des Mikados, erkannt. Er war es, der Europäer und Japaner darauf hinwies, daß es auf die Dauer unmöglich sei, Japan dem fremden Handel und den fremden Ideen zu verschließen. Er, der den Wissensdurst der jungen Japaner kannte, hat auch vorausgesehen, daß das Eindringen westlicher Ideen zu stürmischen Bewegungen führen müsse.

Als er vierunddreißig Jahre alt, nach fast siebenjährigem Aufenthalt, nach Gefangenschaft und Todesgefahr, in die sein Forchereifer ihn gebracht hatte, Japan verließ, wurde die Verarbeitung seiner Forschungsergebnisse seine Lebensaufgabe. Von 1822 an veröffentlichte er zwanzig Jahre lang die Lieferungen seines Hauptwerkes, Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan, ohne es jedoch ganz zu Ende zu führen. Das Werk ist bis auf den heutigen Tag die wichtigste Quelle in europäischer Sprache für die Zustände Japans vor der Eröffnung des Landes. Aber diese Quelle war nicht leicht zugänglich. In Folio-Format gedruckt mit überaus zahlreichen Tafeln und Karten war das Werk sehr kostspielig. Das lieferungsweise Erscheinen im Selbstverlage des Verfassers hatte zur Folge, daß vielfach die vorhandenen Exemplare unvollständig sind. Auch fehlte es ganz an systematischer Ordnung der einzelnen Teile.

So ist es freudig zu begrüßen, daß der hundertste Geburtstag des Forschers — Siebold ist 1796 geboren — den Anlaß gegeben hat, daß seine Söhne, die Freiherren Alexander und Heinrich von Siebold, die selbst in vielfachen Beziehungen zu Japan stehen, das Hauptwerk ihres Vaters neu

herausgegeben haben. Es ist gleichzeitig ein schönes Zeichen für den Geist des neuen Japan, daß die Kosten der Herausgabe zum Theil vom kaiserlichen Hofe und Mitgliedern des hohen japanischen Adels getragen sind. Dem Manne, der durch Einführung der Kuhpocken-Impfung, der Staatoperationen u. s. w. ein Wohltäter des Landes geworden, dessen Einfluß auf das Bekanntwerden europäischer Wissenschaft und der ganzen Gedankenwelt des Westens in Japan ein ganz außerordentlicher gewesen ist, hat man in Japan ein dankbares Andenken bewahrt, wie auch der große ihm gewidmete Gedenkstein zu Nagasaki bezeugt.

Die neue Ausgabe von „Nippon“ ist in verschiedenen Beziehungen geeignet, der Verbreitung des Buches zu nützen. An Stelle des unhandlichen Folio-Formates ist ein großes Oktav getreten, worunter allerdings bei manchen Tafeln die Deutlichkeit etwas gelitten hat. Die Abschnitte sind in systematische Ordnung gebracht, wenn auch leider ein alphabetisches Register fehlt. Vor Allem sind bisher fehlende Theile aus dem Nachlaß ergänzt, so namentlich der besonders interessante Bericht über die 1826 an den Hof nach Jedo unternommene Reise, von welcher die alte Ausgabe nur den Anfang enthielt. Auch die Berichte über die Kinos und über die Riukiu-Inseln fehlten bisher (wenigstens in den mir bekannt gewordenen Exemplaren). Mit Dank wird der Leser die in der Einleitung enthaltene Biographie Siebolds aufnehmen.

Dem gegenüber stehen eine Anzahl Kürzungen. Die Anmerkungen, mancherlei topographisch-statistische Zusammenstellungen sind gestrichen, von größeren Abschnitten die „geschichtliche Uebersicht der Entdeckungen der Europäer im Seegebiete von Japan u. s. w.“ Auch der Text ist hie und da etwas zusammengezogen. Ganz weggelassen sind die von dem Sinologen Dr. Hoffmann herrührenden Theile, Uebersetzungen japanischer Werke. Durch diese, namentlich das „Buddha-Pantheon“, behält auch die erste Ausgabe ihren Werth, ebenso wie durch die zahlreichen Karten und Bildertafeln, von denen nur der kleinere Theil in der neuen Ausgabe sich wieder findet.

Die äußere Ausstattung des Werkes ist sehr anständig und würdig. Wir wünschen ihm zahlreiche Leser und Käufer.

Lönnholm, Dr. L. Professor an der Kaiserl. Universität zu Tokyo, Japans moderne Zivilisation. Ein Beitrag zur ostasiatischen Frage. Tokyo 1896. Selbstverlag des Verfassers. Zu haben in der Klopberg'schen Hofbuchhandlung, Leipzig. 94 S. 1 Mk. 80 Pf.

Der Verfasser, ein deutscher Jurist, der seit 1889 in Japan lebt und sich in eingehenden Studien über das Land und Volk unterrichtet hat, sucht in diesem Schriftchen die öffentliche Meinung Deutschlands über Japan aufzuklären, veranlaßt durch jene eigenthümliche Wendung der deutschen Politik, welche Rußland und Frankreich unterstützte, als diese

dem siegreichen Japan in den Arm fielen und eine Aenderung der Bedingungen des Friedens mit China erzwangen. Der Verfasser wendet sich gegen mancherlei Vorurtheile und Irrthümer, die in Deutschland noch bestehen, sogar bei Leuten, die es besser wissen sollten. Nach einer Einleitung, in welcher Japans Eigenart in Religion und Sitte erklärt wird, sind in vierzehn Abschnitten die Verfassung, Heer und Marine, die Finanzen, Handel, Industrie, Verkehrswesen, Landwirthschaft, Verwaltung und Polizei, Gesundheitswesen, Rechtspflege und Gefängnisse, Schule und Presse geschildert. Die einzelnen Mittheilungen sind kurz aber zuverlässig und wohl geeignet, den Leser, der nicht Zeit für das Studium umfassender Werke hat, über das moderne Japan zu orientiren. Wenn man über Einzelnes verschiedener Meinung sein kann, so ist im Ganzen anzuerkennen, daß das Schriftchen seinen Zweck erfüllt: den Nachweis zu liefern, daß Japan den Anspruch hat, als ein zivilisirtes Land anerkannt zu werden. Referent stimmt auch der Schlußfolgerung des Verfassers durchaus bei, daß es an der Zeit ist, daß die Konsulargerichtsbarkeit fällt, und daß es verkehrt sei, wenn die deutsche Politik in antijapanischen Bahnen wandelt. Wir stimmen ihm ganz zu, wenn er denen gegenüber, welche angesichts der industriellen Entwicklung Japans dessen Konkurrenz durch Gewaltmaßregeln hemmen möchten, eine solche Politik für ebenso wirkungslos wie unklug erklärt. Zum Schluß möchten wir angesichts der gegenwärtigen Erörterungen in Deutschland hier eine Aeußerung des Verfassers anführen, welche zeigt, wie gebildete Deutsche denken, die überseeische Verhältnisse wirklich kennen, und Referent möchte nach seiner Kenntniß der Dinge behaupten, wie solche Leute ausnahmslos denken: „Unsere Flotte ist für die Leistungen, welche Deutschlands Weltmachtstellung erfordert, gänzlich ungenügend. Sehen denn die guten Leute nicht, wo unsere Zukunft liegt? Wollen sie nicht verstehen, daß ein Volk, welches sich engherzig in seine vier Pfähle einschließt, verloren ist?“

Adolf Fischer, Bilder aus Japan. Illustriert von F. Hohenberger und J. Bahr. Mit einer Karte von Japan. Berlin, Georg Wondi, 1897. 8°. 412 S.

Leichte Schilderungen der Erlebnisse eines Touristen, der in Japan etwas mehr als die allerbetretensten Pfade gesehen hat, bunte Bilder, bald aus Mittel- bald aus Nordjapan, Schilderungen von Landschaften, Tempeln, Festen, Theatern, vom Leben der Japaner und der Europäer in Japan, wie sie sich aus der oberflächlichen Betrachtung eines Reisenden ergeben, der den Zauber von Land und Leuten lebhaft empfunden hat, ohne doch irgendwie den Versuch zu machen, den Dingen auf den Grund zu gehen. Auffällig für den Leser dieser Zeitschrift ist vor Allem, daß der Verfasser für die Dinge des öffentlichen d. h. des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens offenbar gar keinen Sinn hat. Sie existiren nicht für

ihn. Das einzige Mal, daß er dieses Gebiet streift, bei der Erörterung von Mission und Christenthum in Japan, hört man nur ein Echo des üblichen platten Klubgeschwäzes. Wo der Verfasser nicht Eindrücke wiedergibt, sondern Thatfachen, hat er ein ganz besonderes Geschick sich schief auszudrücken oder sich zu irren. Gewiß hat er kein wissenschaftliches Nachschlagebuch schreiben wollen und wir wollen mit ihm nicht zu streng ins Gericht gehen, wenn er alte Irrthümer fortpflanzt, z. B. die Erfindung superkluger Touristen abschreibt, die japanischen Frauen schwärzten sich bei der Heirath die Zähne, weil sie fortan anderen Männern nicht mehr gefallen wollten. Aber manches ist doch zu bunt, so wenn F. von „Kaisern der Fujiwara-Dynastie“ spricht, während die Fujiwara eine Adelsfamilie waren, der die höchsten Reichsbeamten entnommen wurden (S. 41 und 42), wenn er S. 98 von dem Cölibat der in Wahrheit stets verheiratheten Shinto-Priester spricht, wenn er S. 177 behauptet, der Kaufmannstand habe bis 1877 als „unehrlich“ gegolten u. s. w. Auch was F. selbst gesehen hat, ist nicht zuverlässiger dargestellt, wenn er z. B. die in Wahrheit nur nach Südwesten offene Mororan-Bucht nur nach Norden offen sein läßt (S. 291) oder (S. 373) von der Insel Enoshima die dort überhaupt nicht sichtbare „Yotohama-Bay“ und dahinter das Hakone-Gebirge sieht, das in entgegengesetzter Richtung liegt. Ganz neu ist mir das Vorkommen von Kienien in Japan. Sollten damit nicht Kiefern (engl. pine) gemeint sein? Geradezu qualvoll ist die Verstümmelung so vieler japanischer Namen und Worte. Hat denn der Verfasser Niemanden gefunden, der ihm die Korrekturen lesen konnte?

Wenn Touristenbücher sachlich voll Irrthümer sind, sollten sie uns wenigstens durch glänzenden oder anmuthigen Stil oder guten Humor ausföhnen. Gerade in Bezug auf Japan sind wir verwöhnt. Man denke, um nur einige Namen zu nennen, an Sir Edwin Arnolds Briefe aus Japan oder an Curt Nettos entzückende „Papierschmetterlinge aus Japan“. Das lotterige Zeitungsdeutsch unseres Verfassers wird solche Wirkung kaum üben. Vielleicht giebt es Leute, die es für hübsch und witzig halten, wenn sie lesen „meine Ankunft hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet“ oder daß etwas „selten schön“ ist, oder daß man beim Sammeln von Ladgegenständen große Vermögen „verlackiren“ könne. Wir aber thut Professor Erich Schmidt leid, daß ihm dieses Buch gewidmet ist.

Vortrefflich ist der illustrative Schmuck des Werkes. Fast durchweg sind die Bildchen charakteristisch. Den Künstlern ist es gelungen Japaner darzustellen, nicht, wie so häufig, verkleidete Europäer.

Carl Rathgen.

Politik.

Die Sombartsche Petition zum Rentengüter-Gesetz.

Das Herrenhaus ist in seiner Sitzung vom 30. Juni 1897 über eine Petition des Landschaftsdirektors Sombart, des geistigen Vaters der Rentengüter-Gesetzgebung, durch Plenarbeschluß zur Tagesordnung übergegangen.

Die Petition lautete: „Das Wort Rente im § 1 Abs. 3 des Gesetzes, betr. die Beförderung der Errichtung von Rentengütern vom 7. Juli 1891 (G.-S. S. 278) dahin durch die Gesetzsammlung zu deklariren, daß bei Ausgabe von $3\frac{1}{2}\%$ igen Rentenbriefen darunter eine $3\frac{1}{2}\%$ ige Zinsrente der 4% igen Rentenbankrente zu verstehen sei.“

Zum Verständniß dieser Petition sei zunächst an Folgendes erinnert: Die Rentengüter werden zwar juristisch und formell gegen Rente, faktisch aber nach Kapital gekauft und gehandelt — nur daß dieses dann rechnerisch in eine Kaufrente umgewandelt und als solche dem Kaufvertrag zu Grunde gelegt wird.

Diese Kaufrente wird so bemessen — und hier liegt, wie wir zeigen werden, das Dilemma des ganzen Problems — daß sie als 4% ige angeleihen wird und den 25. Theil des Kaufwerthes beträgt. Für 2500 Mark Kaufwerth werden also 100 Mark Kaufrente bedungen, die dann zum größten Theil — nämlich zu $\frac{3}{4}$ des Taxwerthes — durch die Rentenbank ablösbar ist.

Nach § 1 Abs. 3 des Gesetzes vom 7. Juli 1891 soll nun bekanntlich der Rentenberechtigte von der Rentenbank den 27fachen Betrag der Rente in $3\frac{1}{2}\%$ igen Rentenbriefen erhalten, und dabei entsteht offenbar die Frage, was der Gesetzgeber in diesem Falle unter „Rente“ versteht? —

Dem Wortlaute nach liegt es natürlich am nächsten, an die 4% ige Kaufrente zu denken, denn sie ist es ja, um deren Ablösung es sich handelt, und an die der Gesetzgeber in Ermangelung anderweiter Interpretation auch logischer Weise nur gedacht haben kann. Ist das aber der Fall, so ergiebt sich das merkwürdige Resultat, daß dann der Berechtigte für einen durch 100 Mark Rente ausgedrückten Kaufpreis von 2500 Mark nicht weniger als 2700 Mark in $3\frac{1}{2}\%$ igen Rentenbriefen erhält! Wäre dagegen mit dem Worte „Rente“ eine $3\frac{1}{2}\%$ ige Zinsrente (des Kaufpreises) gemeint, die der vom Verpflichteten zu zahlenden 4% igen Rentenbankrente entspräche, sofern man von dieser die halbprozentige Tilgungsquote abgezogen hatte, so läge die Sache natürlich ganz anders, denn in diesem Falle würde der Berechtigte für 2500 Mark Kaufwerth nur den 27fachen Betrag einer $3\frac{1}{2}\%$ igen Zinsrente von 2500 Mark, also 2362,5 Mark in $3\frac{1}{2}\%$ igen Rentenbriefen erhalten.

Nach Sombarts Auffassung, die neuerdings auch von Anderen getheilt wird, hätte der Gesetzgeber de facto auch wirklich das Letztere beabsichtigt, und um diesen Grundsatze der jetzt herrschenden, gegentheiligen Praxis gegen-

über endlich zum Durchbruch zu bringen, ist die Petition dem Herrenhause überreicht worden.

Der Referent der Justizkommission des Herrenhauses, Herr Dr. Dernburg, war freilich in Uebereinstimmung mit dem Herrn Finanzminister anderer Meinung und führte in seinem Referate Folgendes aus: „M. S. Der Antrag des Landschaftsdirektors Sombart ist in wohlwollender Absicht zu Gunsten der Rentengutsnehmer gestellt, denn er will diese Rente erniedrigen. Er glaubt, daß die jetzige Praxis dem Gesetze nicht entspreche, und daß es wünschenswerth sei, im Interesse der Rentengüter eine neue Praxis durch eine gesetzliche Deklaration einzuführen. Ihre Justizkommission war dagegen einstimmig der Ansicht, daß die Auffassung des Gesetzes durch den Petenten nicht richtig sei, daß vielmehr das Gesetz unter „Rente“, welche mit dem 27fachen Betrage kapitalisirt werden soll, die Kaufrente versteht und nicht wie Herr Sombart die Rentenbankrente u. s. w. u. s. w.“

Diese Ansicht theilt auch der Herr Landwirtschaftsminister, wie aus einem an Sombart gerichteten Reskript vom 13. 2. 1896 hervorgeht. In diesem wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die „Rente“ im § 1 Abs. 3 des Gesetzes die Kaufrente, also eine 4%ige sei!

Danach soll also nach Ansicht beider Ressortminister (für Finanzen und für Landwirtschaft) der Berechtigte für 2500 Mark Kaufpreis, dem eine 4%ige Kaufrente von 100 Mark entspricht, wirklich nicht weniger als $100 \times 27 = 2700$ Mark in $3\frac{1}{2}\%$ igen Rentenbriefen erhalten, und davon eine, den landesüblichen Zinsfuß für feinste Papiere weit übersteigende Zinsrente von 3,78 % beziehen!

Das ist im Hinblick auf alle sonstigen, aus dem direkten Verkehr des Berechtigten mit der Rentenbank erwachsenden Vortheile so unglaublich, daß man sich unwillkürlich fragen muß: hat das der Gesetzgeber wirklich gewollt? Hat er thatächlich dem Verkäufer für 2500 Mark Kaufwerth (= 100 Mark Kaufrente) die Summe von 2700 Mark in Rentenbriefen überweisen und den Renten=Verpflichteten entsprechend belasten wollen? Was war denn der Sinn und Zweck des ganzen Gesetzes? Sollte nicht die Bildung von Rentengütern gefördert werden? Und war das anders möglich, als wenn man den Erstehern in dieser landwirthschaftlich-kritischen Zeit die wirtschaftliche Lage nach Möglichkeit erleichterte — den Rentenberechtigten dagegen für alle ihnen aus der glatten und verlustfreien Abwicklung des Geschäfts erwachsenden Vortheile einen kompensirenden Abzug zu Gunsten des Verpflichteten, auferlegte?

In der That läßt sich nachweisen, daß dies wirklich in der Absicht des Gesetzgebers gelegen hat, wenngleich es leider durch das Gesetz selbst illusorisch geworden ist. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß man, wie es scheint, bei der Generalkommission selbst über die seitherige Anwendung des Gesetzes stugig geworden ist.

Wie nämlich Sombart in einer bei Duncker und Humblot in Leipzig

erschienenen Brochüre, welche den Titel trägt: „Die Berechnung der Renten auf Rentengütern nach dem Gesetz vom 7. Juli 1891“ auf Seite 2 erzählt, trug er bereits vor Jahren dem Präsidenten der Generalkommission zu Frankfurt a. D. seine Bedenken vor, und erhielt darauf unter dem 14. November 1894 Abschrift einer Verfügung der Generalkommission an den Spezialkommissarius S., nach welcher dieser die 4%ige Kaufrente nicht mehr mit 27, sondern mit 25 vielfältigen sollte, sodas der Rentengutsausgeber fortan für 100 Mark Kaufrente nur 2500 Mark in Rentenbriefen erhalten solle!! —

Wir halten dieses Verfahren für durchaus gesetzwidrig. Vielmehr ist offenbar an der vom Gesetz bestimmten 27fachen Ueberweisung der Rente in Rentenbriefen unbedingt festzuhalten — nur das die Zahl 27 nicht mit einer, den thatsächlichen Verhältnissen gradezu Hohn sprechenden 4%igen Kaufrente, sondern mit einer dem landesüblichen Zinsfuße entsprechenden $3\frac{1}{2}$ %igen Zinsrente des vereinbarten Kaufpreises, vervielfältigt werden sollte! Der Rentenempfänger müßte also für 100 Mark Kaufpreis, auch wenn wirklich dafür 4 Mark Kaufrente bedungen sind, doch nur $27 \times 3\frac{1}{2}$ Mark = $94\frac{1}{2}$ Mark, mithin für 2500 Mark Kaufpreis nicht 2700 Mark, sondern nur 2362,5 Mark in $3\frac{1}{2}$ %igen Rentenbriefen zu beanspruchen haben.

Dagegen wäre nun freilich einzuwenden, das dann ja der Verkäufer doppelt geschädigt würde. Denn erstens erhielt er ja schon nach der geltenden Praxis durch Ueberweisung des nur 27fachen (statt $28\frac{1}{7}$ fachen) Betrags der Kaufrente in $3\frac{1}{2}$ %igen Rentenbriefen durch die Zinsen nicht die volle Rente erstattet, sondern nur $94\frac{1}{2}$ % statt 100%, und zweitens würde er auch noch an Kapital gestraht, was der Gesetzgeber nicht habe beabsichtigen können.

Diese Kapital=Schädigung würde indessen unzweifelhaft nur eine scheinbare sein. Denn sie würde nur den unberechtigten Vortheil aufheben, der in der zu hohen Bemessung der Kaufrente lag. Für 2500 Mark Kaufpreis dürften eben überhaupt nicht 100 Mark Kaufrente, sondern nur $87\frac{1}{2}$ Mark eingestellt werden; diese 87,5 Mark aber mußten in der That eigentlich mit $28\frac{1}{7}$ statt mit 27 multipliziert werden, um wieder 87,5 Mark Zinsen in $3\frac{1}{2}$ %igen Pfandbriefen zu erbringen, wenn nicht der Gesetzgeber selbst, wie aus der Begründung des Gesetzes hervorgeht, dem Rentenberechtigten ein gewisses onus als Äquivalent für alle ihm durch die Vermittlung der Rentenbank erwachsenden Vortheile hätte auferlegen wollen. (Siehe Begründung des Gesetzes.)

Der Fehler liegt also einzig und allein in der falschen, 4%igen Bemessung der nach dem Kaufpreis berechneten, zur Ablösung gelangenden Rente! Würde diese, wie recht und billig, dem landesüblichen Zinsfuße entsprechend, zu $3\frac{1}{2}$ % des Kaufpreises festgesetzt

sein, so wäre Alles in Ordnung und es bedürfte des Sombartschen Antrags nicht, über den wir zum Schluß noch ein kurzes Wort sagen wollen.

Daß der Antrag ein Nothbehelf ist und daß sich nur gewaltsam das Wort „Rente“ im § 1 Abs. 3 des Gesetzes als eine $3\frac{1}{2}\%$ ige Zinsrente interpretiren läßt, das wird Sombart selbst nicht verkennen. Der Gesetzgeber denkt offenbar bei dem Worte „Rente“ nur an die stipulirte Kaufrente, wie das auch aus der angeführten „Begründung“ klar und unwidersprechlich hervorgeht. Aber während er sich damit begnügt, diese Rente so ablösen zu lassen, daß die $3\frac{1}{2}\%$ igen Zinsen der dafür zu gewährenden Rentenbriefe nicht die volle Rente, sondern nur $94\frac{1}{2}\%$ derselben betragen, übersieht er leider, daß dieses Benefizium, welches er dem Verpflichteten gewähren will, ohne Erbarmen in sein Gegentheil verkehrt wird, wenn die abzulösende Kaufrente nicht als eine dem allgemeinen Zinsfuß entsprechende $3\frac{1}{2}\%$ ige, sondern als eine 4% ige vom Kaufpreise berechnet ist. —

Hier liegt, wie gesagt, einzig und allein der Fehler, und es will mir in der That nothwendig erscheinen, ihn sobald als irgend möglich zu corrigiren, wenn nicht die Rentenverpflichteten auf unabsehbare Zeit hinaus einer nicht nur dem landesüblichen Zinsfuße, sondern auch dem öffentlichen Gewissen widersprechenden Belastung unterliegen sollen, die — wie wir glauben — der Gesetzgeber unmöglich hat wünschen können!

Ob freilich zu einer solchen Korrektur nur eine Deklaration des Wortes „Rente“ im Sombartschen Sinne genügt, das erscheint mir mehr als zweifelhaft. Der Gesetzgeber kann nicht einen technischen Ausdruck, den er in bestimmtem Sinne angewandt hat und auf dem das ganze Gesetz beruht, plötzlich eine Deutung geben, die in den Sinn des Gesetzes nicht hineinpaßt, wengleich diese Interpretation den Fehler durch einen Kunstgriff beseitigen würde.

Nach meiner Auffassung bedarf es dazu mithin einer schleunigen Aenderung des Gesetzes, und zwar in dem Sinne, daß das Gesetz den Kauf zu fest bestimmter Werthsumme obligatorisch macht und sodann $3\frac{1}{2}\%$ dieses Betrags als Kaufrente in den Kaufbrief eintragen läßt. Für diese Rente würde dann — soweit sie überhaupt von der Rentenbank übernommen wird — der 27fache Betrag in $3\frac{1}{2}\%$ igen Rentenbriefen dem Berechtigten ausgezahlt! —

Den Erfolg mag ein Beispiel klar machen. Es wird ein Gut gekauft für 10000 Mark = 350 Mark Rente. Der ermittelte Taxwerth ist 12000 Mark; die Rentenbank löst davon $\frac{3}{4}$ = 9000 Mark ab, während 1000 Mark vom Kaufgelde als Privatschuld verbleiben. Die abzulösenden 9000 Mark ergeben eine Rente von 315 Mark, für welche der Berechtigte 27×315 Mark = 8505 Mark in $3\frac{1}{2}\%$ igen Rentenbriefen erhalten würde!

Die Vortheile, die dem Verpflichteten daraus erwachsen würden und die zweifellos dem öffentlichen Interesse entsprechen, liegen zu Tage; ich gehe darauf für heute nicht näher ein, verweise vielmehr auf das von

Sombart, Sering und Anderen darüber Gesagte, dem ich mich in jeder Hinsicht anschließe.

Jedes Jahr aber, das bis zu der unabwendbar nöthigen Korrektur des Gesetzes ungenutzt verstreicht, schädigt die Wirkung einer staatlichen Aktion, die wir zu den werthvollsten und folgenreichsten sozialpolitischen Thaten unseres Zeitalters zählen. Nothe.

Zur Frage der wirthschaftlichen Kartelle.

Im diesjährigen Augustheft der Preussischen Jahrbücher findet „die Aera der wirthschaftlichen Kartelle“, in der wir uns gegenwärtig befinden, durch „einen rheinischen Industriellen“ eine Erklärung, die sich in den meisten Punkten in scharfen Gegensatz zu den von mir in Band 85, Heft 3 dieser Zeitschrift über Ursprung und Bedeutung der Kartelle entwickelten Anschauungen setzt. So sehr es mich freut, daß mein Aufsatz die Anregung zu einer Fortsetzung der Diskussion der Kartellfrage gegeben hat, so werden in dem betreffenden Artikel doch die von den Kartellen drohenden Gefahren so sehr verkannt, daß es mir Pflicht erscheint, nochmals das Wort zu ergreifen, um meine abweichende Meinung zu begründen, zumal mein Gegner in verschiedenen Beziehungen meine Ausführungen gröblich mißverstanden hat. Ich werde mich dabei streng auf die zum Hauptthema gehörigen Probleme beschränken, so anfechtbar auch mehrere der von meinem Gegner nebenbei mit aufgestellten Behauptungen sind, wie z. B. die von dem „kartelllosen England“, oder die, daß die meisten und größten technischen Fortschritte nicht in die Zeit von 1850—1878, sondern in die Jahre der Kartellbestrebungen und Bildungen, d. h. alio wohl in die Zeit seit 1878 fallen. Im Uebrigen kann ich mich wohl darauf verlassen, daß der, welcher f. Bt. meinen Aufsatz aufmerksam gelesen hat, selbst in der Lage ist, die Einwände meines Gegners richtigzustellen und zu entkräften.

Die diametral entgegengesetzte Auffassung, die zwischen dem rheinischen Industriellen und mir bezüglich der Wirkungen, welche die Kartelle auf die Preise der kartellirten Waaren, die Arbeiterverhältnisse u. s. w. ausüben, obwaltet, erklärt sich sehr natürlich aus der Verschiedenheit der Standpunkte, von denen aus wir die Kartelle betrachten und beurtheilen. Mein Gegner stellt sich selbst als einen Mann der Praxis vor, und „vom Standpunkte der Praxis aus“ behandelt er die ganze Frage, d. h. er untersucht an der Hand der thatsächlichen Bewegung der Arbeitslöhne und Preise — das Material, welches er beibringt, ist für eine solche Betrachtung allerdings nicht ausreichend —, ob in den kartellirten Produktionszweigen, insbesondere Deutschlands, nicht trotz des Bestehens des Kartells die Preise mäßig ge-

blieben, vielleicht sogar noch zurückgegangen, die Arbeitslöhne dagegen gestiegen sind. Ich dagegen bemühte mich, da mir diese Betrachtungsweise nicht genügend erschien, um die notwendigen und dauernden Folgen der Kartellbildung zu erkennen, aus dem Wesen der Kartelle selbst diejenigen Wirkungen abzuleiten, „welche in jedem Kartell schließlich zum Durchbruch kommen müssen.“ Diese, für wissenschaftliche Zwecke in erster Linie in Betracht kommende Art der Untersuchung ist mein Gegner offenbar gar nicht im Stande zu würdigen und zu verstehen. Sonst würde er nicht darin, daß ich ganz objektiv den Einfluß der Kartelle auf den Zwischenhandel erörtere und feststelle, daß der letztere von den Kartellen aller Selbständigkeit beraubt und in die Rolle eines Agenten herabgedrückt wird, — mein Gegner gesteht übrigens zu, daß in dieser Hinsicht die Thatsachen schon jetzt mit meinen Deduktionen übereinstimmen —, „das Brechen einer Lanze für den durch die Kartelle geschädigten Zwischenhandel“ erblicken. Nichts kann mir ferner liegen, als mich zum Anwalt der Interessen des Zwischenhandels aufzuwerfen, ich habe einfach die notwendigen und tatsächlichen Entwicklungstendenzen konstatiert. Je ne propose rien, je ne suppose rien; j'expose.

Die Wahl zwischen dem von meinem Gegner und dem von mir eingenommenen Standpunkt der Betrachtung kann nun wohl nicht schwer fallen. Ich will indessen den, der mich damit widerlegen zu können glaubt, daß an den deutschen Kartellen in dem bisherigen Verlauf der tatsächlichen Entwicklung die sozialpolitisch bedenklichen Erscheinungen, die ich den Kartellen in Folge ihrer monopolistischen Preispolitik und ihres ungünstigen Einflusses auf die Arbeitsbedingungen zuschrieb, angeblich noch nicht zu Tage getreten sind, seines Trostes nicht berauben. Für den aber, der den tieferen Zusammenhang der ökonomischen Phänomene erkennen will, wäre mit dieser Behauptung, selbst wenn sie in ihrem ganzen Umfange erwiesen würde, noch gar nichts bewiesen, zumal wir ja erst am Anfang der Aera der Kartelle stehen. Denn ich habe schon in meinem früheren Aufsatz hervorgehoben, daß die durch ein Kartell bewirkte Preiserhöhung sich oft nur in der Form des Entgangs einer sonst eingetretenen Preisermäßigung zeigen wird, sowie daß es eine alte Erfahrung ist, daß dem Kampfe um ein Monopol billige, auffallend billige Preise voranzugehen pflegen.

Ueberhaupt habe ich, als ich den Kartellen eine preiserhöhende Wirkung zuschrieb, weiter nichts sagen wollen und konnte nach der Natur der Sache weiter nichts im Auge haben, als daß die Preise durch Kartellbildungen in der Regel eine Höhe erlangen oder behaupten, die sie ohne Kartell aller Wahrscheinlichkeit nach nicht haben würden. Was will es demgegenüber besagen, daß mein Gegner die auch mir nicht unbekannt gebliebenen Thatsachen anführt, daß die Kohlen- und die Petroleumpreise und die Preise noch verschiedener anderer Artikel trotz des Bestehens von Konventionen in den letzten Jahren

eine stetig sinkende Richtung verfolgt haben? Das Eine schließt das Andere gar nicht aus, und in dem ausschlaggebenden Punkte ist mein Gegner mit mir einig, „daß der Zweck der Kartelle in einer Erhaltung, oder wenn sie zum Gestehungspreise in keinem richtigen Verhältnisse standen, in einer Erhöhung der Preise besteht“ (von dem noch viel weitergehenden Zugeständniß desselben, daß es bei einem Kartell für keinen Menschen noch ein Interesse gebe, etwas zu leisten, da das Kartell schon dafür Sorge, daß die Verkaufspreise auf einer Höhe gehalten werden, welche einen mehr oder weniger hohen Gewinn lasse, will ich hier gar keinen Gebrauch machen). Nur darüber gehen unsere Ansichten auseinander, was unter diesem richtigen Verhältnisse zu verstehen sei, und über diese Frage wird sich der „Praktiker“, der Industrielle wohl nie mit dem uninteressirten „Gelehrten“ verständigen. Mein Gegner hat hierbei anscheinend besonderen Anstoß an der von mir gebrauchten Wendung genommen, die Kartelle suchten einen Zustand herbeizuführen, bei dem nicht mehr fette mit mageren, sondern nur noch ganz fette mit weniger fetten Jahren abwechselten; die Anschauungen über das, was hohe und was niedrige Preise bezw. Gewinne sind, sind eben relativer Natur. Wer aber auf Grund der Mittheilungen von Geschäftsleuten einmal Handelskammer-Jahresberichte zu bearbeiten hat, der erkennt bald, daß unsere Kaufleute auch bei günstiger Konjunktur immer noch über den Geschäftsgang zu klagen geneigt sind. Neukerist charakteristisch in dieser Beziehung ist eine Bemerkung, die im Hinblick hierauf einmal ein Mitglied einer Handelskammer, also ebenfalls ein Kaufmann, nach Durchsicht des Berichtes über ein Jahr des allgemeinen wirthschaftlichen Aufschwungs zu mir machte: „Saben unsere Kaufleute in einem Jahre einmal 100 Prozent verdient, und sie verdienen im nächsten Jahre 99 Prozent, so fangen sie schon an, über schlechten Geschäftsgang zu jammern.“

Auf einem ähnlichen Standpunkte scheint mein Gegner zu stehen. Nach den Aeußerungen, die er über die Höhe der industriellen Gewinne in früheren Jahrzehnten thut, würde er wohl nichts dagegen einzuwenden haben, wenn das Streben der Kartelle, „die immer sinkenden Verkaufspreise aufzuhalten und sie in Einklang mit den Gestehungspreisen zu bringen“, den Effekt hätte, daß die industriellen Gewinne wieder die von ihm angegebene frühere Höhe von 10, 15, 20 und mehr Prozent erreichten. Ich kann demgegenüber nur den Satz wiederholen, den mein Gegner zwar abweisend zitiert, ohne ihn indessen irgendwie zu widerlegen: „Mit welchem Rechte kann denn der frühere Preis bezw. Gewinn beanspruchen, als der normale und natürliche angesehen zu werden?“ Und ich setze noch hinzu: Weiß mein Gegner nichts davon, daß, wenn die Zinserträgnisse der festverzinslichen Kapitalanlagen allgemein zurückgehen, in nothwendiger Folge hiervon auch die industriellen Profite eine weichende Richtung einschlagen müssen? „Das Gesetz des tendentiellen Falls der Profitrate“, wie Marx es bezeichnet, ist eine ganz allgemeine Erscheinung, deren tiefer

liegende Ursachen zu erörtern in diesem Zusammenhange allerdings zu weit führen würde.

Ich muß also dabei bleiben: Die Preise sind mit Kartell im Allgemeinen höher, als sie ohne Kartell sein würden, und die dieser Richtung entgegenarbeitenden Momente, die ich selbst schon des Näheren erörtert hatte, besitzen nicht die nöthige Kraft, um diese Tendenz ganz aufzuheben. Diesen Momenten wird aber in dem gegnerischen Artikel eine viel zu große Bedeutung beigelegt. Wenn darin z. B. gesagt wird: „Wenn es in einem syndizirten Artikel zu gut geht, entsteht überall Konkurrenz und es muß dann das betreffende Kartell aufgelöst werden, wenn es nicht gelingt, den oder die Konkurrenten aufzunehmen“, so wird dabei ganz übersehen, daß die größeren Konventionen besondere Bestimmungen dafür getroffen haben, wie dem Entstehen neuer Konkurrenz-Unternehmungen vorgebeugt werden soll. Meist geschieht dies so, daß neu entstehende Betriebe auf Kosten des Kartells so lange systematisch unterboten werden, bis sie sich bedingungslos unterwerfen. Um den Kampf mit der großen Kapitalmacht, welche die Kartelle in der Regel besitzen, überhaupt aufnehmen zu können, müssen daher schon sehr beträchtliche Mittel zur Verfügung stehen.

Der preissteigernde Einfluß der Kartelle ist aber nicht nur auf theoretisch unanfechtbare Weise aus dem Wesen der Kartelle abzuleiten, er macht sich auch in der Wirklichkeit des Wirthschaftslebens schon sehr fühlbar. Den bereits früher hierfür beigebrachten Zeugnissen füge ich noch ein neues an. In dem neuesten Jahresbericht der Handelskammer zu Halle a. S. wird es an hervorragender Stelle als eine allgemeine Erscheinung des vergangenen Jahres hingestellt, daß im Jahre 1896 der Unternehmergeinn nicht immer Schritt mit der gesteigerten Thätigkeit gehalten habe, was theilweise auf die Wirksamkeit der Syndikate und Kartelle zurückzuführen sei. Während diese meist die Rohstoffe erheblich vertheuerten — man wolle sich hierbei meiner Ausführungen über diejenigen Gebiete der gewerblichen Thätigkeit erinnern, welche für die Kartellbildung besonders geeignet sind —, seien die fertigen Fabrikate auf der anderen Seite einem ungehemmten freien Wettbewerb ausgesetzt gewesen, der eine entsprechende Erhöhung der Verkaufspreise nicht zugelassen habe.

Dasselbe, was von den Einwendungen meines Gegners gegen meine Darlegung des preissteigernden Einflusses der Kartelle gilt, muß auch von seinen Ausführungen gegen die von mir behauptete ungünstige Einwirkung der Kartelle auf die Arbeiterverhältnisse gelten. In beiden Fällen berührt seine Beweisführung gar nicht. Da es mir gar nicht eingefallen ist zu behaupten, daß die Lage der Arbeiter im Vergleich zu früheren Zeiten sich durch die Schuld der Kartelle positiv verschlechtert habe — ich bin überhaupt kein Anhänger des übrigens auch von der Sozialdemokratie selbst halb schon wieder aufgegebenen Dogmas von der wachsenden Verelendung der Massen --, so sehe ich den Zweck des Versuchs meines Gegners, auf

Grund einiger dürftigen Daten über die Bewegung der Arbeitslöhne und der Preise verschiedener für den Arbeiterkonsum wichtiger Artikel sowie über die „Lebensunterhaltung“ der arbeitenden Klassen den Nachweis zu führen, „daß der Arbeiter sich nie so gut stand wie heute“, überhaupt nicht recht ein. Denn daß die Lebenshaltung des Arbeiters im letzten halben Jahrhundert sich beträchtlich gehoben hat, schließt doch gar nicht aus, daß die Kartelle die Tendenz haben, die ihnen von mir zugeschriebenen spezifischen ungünstigen Wirkungen auf die wirtschaftliche und soziale Lage des Arbeiters auszuüben. Die Arbeiterverhältnisse haben sich dann eben nicht wegen, sondern trotz der Kartelle gebessert. Auf der anderen Seite darf aber auch nicht Alles, was uns an der Lage des Arbeiters unter der heutigen Wirtschaftsordnung mißfällt und worin sie reformbedürftig erscheint, auf das Konto der Kartelle gesetzt werden. Favor habe ich selbst schon in meinem früheren Aufsatz gewarnt.

Ebenso wenig wie ich den Äußerungen meines Gegners über die Wirkungen der Kartelle auf die Preisbildung und die Arbeitsbedingungen zustimmen kann, vermag ich auch seinen Ausführungen über den Anlaß der Entstehung der Kartelle beizupflichten. Die Stellung, die er zu den Kartellen einnimmt, ist überhaupt höchst eigentümlich. Er kämpft gewissermaßen gleichzeitig nach zwei Fronten. Auf der einen Seite nimmt er die Kartelle, wie wir sahen in Schutz, auf der anderen Seite ist er aber recht wenig zufrieden mit ihnen. Sein Ideal ist offenbar ein Zustand der Volkswirtschaft, in dem an der Spitze jedes Betriebs ein Einzelunternehmer steht, der seine Unternehmung, unbehindert von irgendwelchen Rücksichten auf andere Unternehmungen desselben Produktionszweigs, ganz selbständig leitet und verwaltet. Er ist darum durchaus kein Freund der Kartelle, welche die Freiheit des einzelnen Unternehmers an tausend Punkten beschneiden und einschränken wollen, und erkennt die Kartelle nur der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, als eine notwendige Einrichtung an; dem Groll, den er gegen die Kartelle hegt, giebt er indessen an verschiedenen Stellen sehr offen und kräftig Ausdruck. Da nun die Gegenwart seinem Ideal so wenig entspricht, so verlegt er dasselbe, das in der Vergangenheit, in den Anfängen der großindustriellen Entwicklung, einst schon realisiert war, in die Zukunft; er erblickt in den Kartellen nur eine vorübergehende, eine ephemere Erscheinung. Sind die Ursachen, welche gegenwärtig den Anlaß zur Bildung von Kartellen geben, erst verschwunden, so wird über kurz oder lang auch der Einzelnehmer wieder in seine unbeschränkte Herrschaft eingesetzt werden, und die Aera der Kartelle wird wie ein böser Traum hinter uns liegen.

Von diesem Standpunkte aus ist es begreiflich, daß nichts so sehr den Unwillen meines Gegners erregt hat, wie meine Bemerkung, daß die Kartelle, wenn man sie in ihrer Stellung innerhalb des Prozesses der Entwicklung der gewerblichen Betriebsformen betrachtet, als ein Tathien und Suchen nach

neuen vollkommeneren, unserer gegenwärtigen Kulturstufe besser angepaßten Formen der menschlichen Wirthschaft erscheinen. Zunächst muß ich übrigens, nebenbei bemerkt dagegen protestiren, daß diese Aeußerung an einer Stelle so zitiert wird, als ob ich hätte sagen wollen, daß die Kartelle nicht erst ein Uebergangsstadium zu solchen höheren Formen, sondern schon diese Formen selbst seien; so gröblich durfte meine Arbeit eigentlich nicht mißverstanden werden. Weiter aber muß ich noch das Mißverständniß abweisen, als hätte ich mit dieser Bemerkung ausdrücken wollen, daß die Gründer eines Kartells bei dem Abschluß desselben bewußt den Zweck verfolgten, neue und höhere Wirthschaftsformen zu suchen und zu finden. Naturgemäß verfolgen diese bei Kartellbildungen nur ihre sehr individuellen und egoistischen Zwecke; vermöge des Gesetzes der „Heterogonie der Zwecke,“ wie W. Wundt diese dem menschlichen Geistesleben eigenthümliche und auf diesem Gebiete ganz allgemeine Erscheinung genannt hat, werden mit der Kartellbildung indessen zugleich Zwecke gefördert, die ganz außerhalb der Absichten und des Gesichtskreises der Urheber der Kartelle liegen. Ihr Wert kann sich allmählich zu etwas auswachsen, über das sie die Gewalt ganz verlieren, und das in den Dienst ganz anderer, viel allgemeinerer Interessen gestellt wird, als es die ihrigen sind. Dies und nichts anderes hatte ich im Sinn, als ich jene von meinem Gegner so sehr beanstandete Aeußerung that, indem ich mich dabei in Gedanken auf den Standpunkt der Zukunft versetzte und nun rückschauend die Entwicklung der Kartellbewegung und ihre Resultate überblickte.

Diesen Standpunkt vermochte ich natürlich nur einzunehmen, weil ich den Glauben meines Gegners nicht theile, daß die Kartelle nur ein ganz vorübergehendes Phänomen sind. Für die Ewigkeit halte ich sie allerdings auch nicht gebaut, wie aus dem eben Gesagten wohl schon zur Genüge hervorgeht. Ebenso halte ich es aber für ausgeschlossen, daß unsere Wirthschaftsverfassung ganz allgemein wieder auf den eben erst verlassenen Standpunkt zurückkehren könnte, wie er dem Ideal des rheinischen Industriellen entspricht, bei dem hierbei wohl der Wunsch als Vater des Gedankens mitgewirkt hat. Unser thatächliches Wissen von den Kartellen ist allerdings noch gering, weil die meisten Kartelle sich mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben; nichts aber wissen wir so sicher, keine Thatsache ist so gut bezeugt, als daß jedem einmal begründeten Kartell die Tendenz innewohnt, wenn auch im Zickzackweg von verhältnißmäßig einfachen und losen Vereinigungen zu immer fester gefügten Organisationsformen fortzuschreiten, wo nur irgend die Voraussetzungen dafür gegeben sind. Diese Thatsache schließt aber aus, daß die Kartelle sich je wieder allgemein in völlig selbständige Einzelunternehmungen rückverwandeln könnten. Ebenso gut könnte man annehmen, daß einst die Aktiengesellschaften sich alle auflösen würden, um wieder den einfacheren Formen der Handelsunternehmung Platz zu machen. Wenn wir nach Nordamerika blicken, welches auch auf

diesem Gebiete trotz der Jugend seiner Kultur die höchste Stufe der Entwicklung darstellt, so erkennen wir sofort das Utopische der Annahme, daß die Konventionen, nachdem sie sich erst auf langem und mühsamen Wege zu den früher geschilderten Kartellen höherer Ordnung entwickelt haben, sich dereinst veranlaßt sehen könnten, diesen Weg wieder nach rückwärts zurückzulegen. Auch hier giebt es kein Rückwärts, sondern nur ein Vorwärts. Und löst sich wirklich einmal ein Kartell auf, so bleibt doch die Tendenz zur Kartellirung in alter Kraft fortbestehen, und es heißt: *le cartel est mort, vive le cartel!*

Um es wahrscheinlich zu machen, daß wir in den Kartellen nur Gebilde von vorübergehender Dauer zu erblicken haben, führt nun mein Gegner ihre Entstehung auf die -- Goldwährung zurück. Die Kartelle sind ihm „lediglich eine Folge unserer ganz verfehlten Währungsverhältnisse und werden mit der Ordnung dieser von der Bildfläche verschwinden“. Der Gedanke, der Goldwährung, die für so Vieles als Sündenbock dienen muß, auch noch die Schuld an dem Aufkommen der Kartelle aufzubürden, ist ja originell; er ist mir wenigstens, trotzdem die Literatur über die Kartellfrage bereits einen ganz stattlichen Umfang besitzt und ich sie ziemlich genau zu kennen glaube, noch nirgends begegnet; ich bedaure aber, meinem Gegner auch diesen Trost nicht lassen zu können. Da ich hier nun allerdings nicht das ganze Währungsproblem aufrollen will, so beschränke ich mich darauf, die Momente hervorzuheben, welche es meines Erachtens von vornherein unmöglich machen, die Kartelle in Zusammenhang mit der Goldwährung zu bringen.

Ich will davon ganz absehen, daß in dem gegnerischen Artikel, wie dies allgemein bei den Gegnern der Goldwährung geschieht, der Einfluß der Währung, bezw. der Menge der baar vorhandenen Umlaufsmittel auf die Preise überschätzt wird; die Bimetallisten führen bekanntlich den Preisrückgang, der allerdings zweifellos seit etwa 1870 bei einer großen Reihe von Waarengattungen stattgefunden hat, auf die Goldwährung zurück, obwohl er sich bei den landwirthschaftlichen Erzeugnissen viel ungezwungener aus der Konkurrenz von Ländern mit extensivem Landwirthschaftsbetrieb und bei den Fabrikaten aus den Fortschritten der industriellen Technik erklären läßt, und obwohl er, wenn er eine Folge der Währung wäre, sich viel allgemeiner zeigen müßte und nicht z. B. bei zwei so wichtigen Waarengattungen, wie dem Grund und Boden sowie der Arbeit der entgegengesetzten Preistendenz weichen dürfte. Wegen die Ableitung der Kartelle aus dem angeblich durch die Währungsverhältnisse herbeigeführten Preisdruck ist vielmehr in erster Linie einzuwenden, daß den Kartellen der höhere oder niedrigere Stand der Preise an sich gleichgültig sein kann, daß es ihnen vielmehr hauptsächlich darauf ankommt, die Differenz zwischen dem Herstellungsz., dem Selbstkosten- und dem Verkaufspreise zu vergrößern, mit anderen Worten den industriellen Gewinn zu erhöhen. Die Rate dieses Gewinnes kann aber ganz

dieselbe bleiben, mögen die Preise, in Geld ausgedrückt, hoch oder niedrig stehen, wenn nur die durch die Währung veranlaßte Erhöhung oder Ermäßigung der Preise alle Waarengattungen möglichst gleichmäßig erfaßt, wie sie das ja der Voraussetzung nach auch thun muß. Erst dann könnte man von einem durch die Währung ausgeübten Druck auf den industriellen Gewinn sprechen, wenn es sich darum handelte, daß ein Staat der Konkurrenz eines Landes, das in Folge seiner Währungsverhältnisse billiger produzieren könnte, schonungslos ausgesetzt wäre. Dieser Fall liegt aber hinsichtlich der kartellirten Industriezweige in der Regel gar nicht vor, da diese, wenigstens in Deutschland, durch Zölle gewöhnlich genügend vor der Konkurrenz des Auslandes geschützt sind. Vor Allem aber sind die Kartelle eine viel zu allgemeine Erscheinung, die in allen industriell einigermaßen entwickelten Ländern, mögen sie nun Gold-, Silber-, Papier- oder hinkende Währung besitzen, gleichmäßig anzutreffen ist, so daß es nicht angängig, aber auch gar nicht nötig ist, sie auf dem Umwege über die Währungsverhältnisse zu erklären. Diese Erklärung erscheint mir ferner auch insofern verdächtig, als sie die Kartelle mit einem gewissen Scheine des Rechts umgiebt; denn die Kartelle thun dann eigentlich weiter nichts, als daß sie der armen Industrie den ihr von Rechts wegen gebührenden Gewinn, der ihr durch die Währungsverhältnisse entzogen wird, sichern wollen. Diese Erklärung verdient daher dieselbe Beurtheilung, wie die sonst vielfach von Interessenten zur Rechtfertigung der Kartelle vorgetragene Anschauung, wonach die Nothwendigkeit der Kartellirung „in dem heutzutage fortschreitenden Zunehmen des fixen, unübertragbaren Kapitals im Gegensatz zu dem früheren Vorherrschenden des flüssigen Kapitals“ begründet sein soll!

Derartige beschönigende Erklärungsversuche sind nur zu sehr geeignet, uns gegen die Gefahren, die unserer wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung von der Aera der Kartelle drohen, blind zu machen, und daher hielt ich mich auch für verpflichtet, die Ausführungen des rheinischen Industriellen nicht unwidersprochen zu lassen, zumal in Deutschland von der Erkenntniß der Gefährlichkeit der Kartelle noch wenig zu spüren ist. In Nordamerika hat kürzlich der Staatssekretär Sherman die gesetzliche Regelung der Trusts, die schon Cleveland den Kommunismus des Mammons genannt hatte, für die wichtigste Frage erklärt. In Oesterreich macht man den Versuch, den schlimmsten Ausschreitungen der Kartelle auf gesetzlichem Wege beizukommen*). In Preußen dagegen singt der Eisenbahnminister im Landtag einen wahren Lobeshymnus auf die Kartelle und rühmt ihnen alle nur möglichen guten Eigenschaften nach, die allerdings so gefaßt sind, daß sie sich zum Theil gegenseitig wieder aufheben.

*) Ähnliche Bestimmungen wie die in dem österreichischen Kartellgesetzentwurf vorgeschlagenen, aber nicht mittelalterliche Einrichtungen, wie mir mein Gegner imputirt, hatte ich im Auge, als ich davon sprach, daß dem Staate bezw. einer Vertretung der Konsumenten ein gewisser Einfluß auf die Preisbestimmung der kartellirten Artikel werde eingeräumt werden müssen.

Zum Schluß noch eine persönliche Bemerkung! Wie schon erwähnt, stellt sich mein Gegner als der Mann der Praxis mir, „dem Gelehrten“, dem Theoretiker gegenüber. Diese Melodie, d. h. das Ausspielen der Praxis gegen die Theorie, ist ja in neuerer Zeit sehr beliebt geworden. Ich kann meinen Gegner indessen in dieser Beziehung beruhigen; der Theoretiker dürfte in diesem Falle auch der bessere Praktiker sein. Während man vom Praktiker im Allgemeinen wohl annehmen darf, daß er nur eins, nämlich sein eigenes, oder höchstens noch einige diesem nah verwandte Kartelle näher kennt, habe ich durch die Beziehungen, welche mir meine Thätigkeit an zwei größeren sächsischen Handelskammern gewährte, Gelegenheit gehabt, das Entstehen und Wachsen nicht nur eines, sondern mehrerer Kartelle sehr verschiedener Art aus nächster Nähe mitzuerleben und zum Theil mitzumachen und über sie das denkbar beste Quellenmaterial zu erhalten. Ich habe daher allerdings „eine Ahnung“ davon, mit welchen Mühen die Gründung eines Kartells oft verknüpft ist, weil es den bisher ganz selbständig gewesenen Unternehmern schwer fällt, einen immer größer werdenden Theil ihrer Selbständigkeit aufzugeben; etwas besonders Lobenswerthes kann ich in dieser Art „Selbstverleugung“ freilich nicht erblicken, wie es anscheinend mein Gegner thut, weil die freiwillige „Unterordnung unter das Ganze“ hier doch nicht irgend welchen höheren Zwecken dient, sondern einfach dem Streben nach dem höchstmöglichen Kapitalprofit entspringt.

Leipzig, den 20. September 1897.

Dr. L. Pohle.

Erwiderung.

Seitens des Herrn Herausgebers der Preussischen Jahrbücher wird mir Gelegenheit geboten, auf die Erwiderung des Herrn L. Pohle auf meinen Artikel im Augustheft der Jahrbücher mit einigen Worten zu antworten.

Es scheint Herrn Pohle entgangen zu sein, daß ich bei meinen Aufstellungen über Preise von verschiedenen Waaren keine Untersuchung darüber habe anstellen wollen, ob in Deutschland nicht trotz des Bestehens der Kartelle die Preise mäßig geblieben, vielleicht sogar noch zurückgegangen sind, denn meine Tabellen handeln nur über Lebensmittel, Messel und Militärtauch und bestehen für alle diese meines Wissens keine Kartelle. Wie aus meinen Auseinandersetzungen hervorgeht, habe ich diese für das Leben des Arbeiters wichtigen Artikel nur verfolgt, um daran zu zeigen, wieviel günstiger der Arbeiter bei dem in Geld ausgedrückten Lohne jetzt unter der Herrschaft der Kartelle steht, als sonst.

Die Lohntabellen, welche als ungenügend angegriffen werden, dürften doch genügen, denn wie hervorgehoben, sind sie von drei örtlich so weit auseinanderliegenden Werken, daß keins durch das andere beeinflusst wird.

Bekanntlich stimmen in den verschiedenen Gegenden die Löhne der Werke unter sich immer ziemlich genau überein und es hätte keinen Zweck gehabt, aus derselben Gegend die Löhne verschiedener Werke aufzuführen, auch durften wieder keine Tabellen aus dem äußersten Osten und Westen zusammengestellt werden, ohne gleichzeitige Heranholung der Preise von Lebensmitteln u. an beiden Stellen. Da nun die von mir mitgetheilten Preise diejenigen eines Centralpunktes für die Werke, deren Löhne ich anführte, sind, so glaube ich, daß die Tabellen als ausreichend bezeichnet werden dürfen.

Daß sich im Laufe der Zeit ein schlechter Einfluß der Kartelle auf die Arbeitsbedingungen zeigen wird, kann nicht zugegeben werden, d. h. das Kartell als solches wird die Löhne nicht heruntersetzen, um die Gewinne zu vermehren, wie es von Herrn Pohle angenommen zu werden scheint, wohl aber könnten mit der Zeit die Kartellpreise selbst immer weiter sinken, und dann seitens der einzelnen kartellirten Werke die Löhne herabgesetzt werden müssen, es wäre alsdann aber nicht das Kartell, welches aus sich heraus, d. h. als solches und aus eigenem Antrieb, lediglich um den Gewinn zu vermehren, die Ursache der Schädigung der Arbeitsverhältnisse wäre, sondern eine andere auf das Kartell wirkende Ursache. Du meinst zu schieben und Du wirst geschoben, kann man auch hier sagen. Jedenfalls hat Herr Pohle meine Auseinandersetzungen, daß bis jetzt das Kartell dem Arbeiter noch keinen Schaden gebracht hat, wie er es doch S. 436 seines ersten Aufsatzes klar und deutlich sagt, „indem sie als Produzenten und Konsumenten geschädigt werden“, nicht widerlegt.

Nach meiner Auffassung des Pohleschen Artikels im Septemberheft soll das Unrecht, welches die Kartelle durch den hohen Gewinn, den sie bringen, begehen, hervorgehoben werden: wie ist sonst der Hinweis auf die kartellirte chemische Industrie „mit den auffallend hohen Durchschnittserträgen, höheren, als sie in anderen Industriezweigen üblich sind“, S. 432 zu erklären? Diese Erträge waren mit rund $6\frac{1}{2}$ —13 Prozent gegen 4 — $5\frac{2}{3}$ Prozent der Gesamtindustrie angegeben und lediglich um zu zeigen, was in früheren Jahren als die normale Verzinsung eines Industrierapieres angesehen wurde, habe ich die betreffenden Angaben gemacht. Meine persönlichen Wünsche über die Ertragsfähigkeit eines industriellen Unternehmens habe ich nirgends zum Ausdruck gebracht und pflege solche überhaupt nicht, und am wenigsten in einer rein sachlichen Betrachtung zum Ausdruck zu bringen, und würde es, wo immer es geschähe, ungehörig finden. Es ist mir wohl bekannt, daß die festverzinslichen Anlagepapiere in ihrem Zinsfuß zurückgegangen sind und zwar von etwa 5 Prozent auf $3\frac{1}{2}$ Prozent oder um 30 Prozent. Wenn ich also hervorhob, daß man früher von einem Industrierapier eine Verzinsung von 10, 15, 20 und mehr Prozent als die normale ansah oder 15 Prozent im Durchschnitt, so würde also nach demselben Maße gemessen, heute eine um 30 Prozent geringere Verzinsung, also eine solche von $10\frac{1}{2}$ Prozent als die normale anzusehen sein

und es war daher nicht nöthig, die durchschnittliche Verzinsung von $9\frac{1}{2}$ Prozent der kartellirten chemischen Industrie als etwas Besonderes hervorzuheben. Ist eine solche Verzinsung, namentlich in der chemischen Industrie, denn so ungeheuerlich? Ist es Herrn Pohle nicht bekannt, daß gerade in diesem Zweige eine neue, jeden Tag mögliche Erfindung eine ganz bedeutende kostbare Einrichtung werthlos machen kann, und dafür soll kein Aequivalent in der Verzinsung geboten sein?

Hätte Herr Pohle meinen Artikel genau gelesen, so würde er gefunden haben, daß ich aus seinem Sage: „Mit welchem Recht kann denn der frühere Preis bezw. Gewinn beanspruchen als der normale und natürliche angesehen zu werden“ die Worte bezw. Gewinn weggelassen habe und zwar absichtlich, weil ich eben nur vom Preise sprechen wollte.

Die Gewinne fallen und steigen abwechselnd in den verschiedenen Zeitperioden und wenn seit 25 Jahren das Fallen die Regel geworden ist, so ist es wohl gestattet, trotzdem an das Gesetz eines „tendentiellen Falles der Profitrate“ nicht abstrakt zu glauben; für die Bestimmung dieser Rate dürften auch andere Ursachen mitwirken; doch das auseinanderzusetzen führte zu weit.

Daß die Preise mit dem Kartell im Allgemeinen höher sind, als ohne dasselbe, ist doch so klar, daß es nicht nochmals hervorgehoben zu werden braucht. Was über die Art, wie von Kartellen etwa auftretende Konkurrenz beseitigt wird, gesagt ist, trifft für die größeren Konventionen wohl zu, aber daneben giebt es auch mehr kleinere und diese pflegen sich dann aufzulösen; aber auch ganz bedeutenden kann dies widerfahren, wie z. B. jetzt dem Salpetersyndikat, wodurch der Salpeterpreis sofort ganz bedeutend fiel.

Daß sich die Kartelle für die nicht kartellirten Industrien in unangenehmer Weise fühlbar machen, ist ganz außer Zweifel, brauchte aber nicht hervorgehoben zu werden, da ich davon überhaupt nicht gesprochen habe, sondern nur hervorhob, daß die Kartelle den Arbeitern bisher noch keinen Schaden gebracht hätten, wie es von Herrn Pohle im ersten Artikel behauptet war, sondern im Gegentheil nur Nutzen.

Ich bedaure, wenn Herr Pohle nicht einsieht, warum ich den Nachweis zu führen versucht habe, daß der Arbeiter sich noch nie so gut stand wie heute; ist von ihm doch in seinem ersten Artikel mit dürren Worten gesagt worden, daß „die Bedeutung, welche die Kartelle unter den heutigen Verhältnissen für die Arbeiterklasse besitzen, entschieden ungünstig zu beurtheilen sind“, und ferner, „daß die Arbeiter in zweifacher Hinsicht als Produzenten und Konsumenten durch die Kartelle geschädigt werden“. Wenn ich also untersuchen will, ob diese Behauptung richtig ist, so muß ich die Verhältnisse der Arbeiter in der kartelllosen, also früheren Zeit erforschen und sie mit der heutigen kartellirten vergleichen und das ist von mir geschehen, nichts Anderes.

Es hat nicht in meiner Absicht gelegen, Herrn Pohle zu meinen Ansichten zu befehren und ich verlange daher auch gar nicht, daß er denselben beipflichtet; ich habe nur die Kartelle, ihre Entstehung und Wirkung von einem anderen Gesichtspunkte beleuchten wollen, es dem Leser überlassend, welchen er als den richtigern betrachtet, denn das wird Herr Pohle doch zugeben, daß die meisten wirthschaftlichen Erscheinungen von verschiedenen Seiten beleuchtet werden können.

Sobald wir uns aber auf den Standpunkt der Zukunft versetzen, verlassen wir die reale Wirklichkeit und rechnen mit unbekanntem Größen, und so entstehen dann die verschiedenen Ansichten, weil sich wohl Jeder die Zukunft in anderer Weise vorstellt und namentlich in volkswirthschaftlichen Dingen kann man sich dabei irren; wer in den 60er Jahren in einer Rücklehr zum Schutz Zoll die Zukunft erblickt hätte, würde wohl mit demselben Maße gemessen worden sein, wie heute Jeder, der den herrschenden Ansichten sich nicht anschließt.

Es scheint mir daher Herr Pohle mit seiner festen Behauptung, daß es ausgeschlossen sei, die Kartelle könnten sich je wieder einmal in vollständig selbständige Einzelunternehmungen rückverwandeln, über das Ziel zu schießen, denn Alles kann sich ändern, das haben wir oft gesehen, es sei denn, daß der sozialistische Zukunftsstaat, zu welchem die Kartelle gewissermaßen den Anfang bilden, sich realisiren und bewähren würde, denn sobald den Konsumenten ein Einfluß auf die Preise, welche die Kartelle stellen dürfen, eingeräumt wird und der bisherige Einzelunternehmer nur noch technischer Leiter des Unternehmens oder Beamter des Kartells sein soll, ist der Gewinn, den das Kartell machen darf, begrenzt und von der Allgemeinheit festgesetzt; der Schritt bis zur vollständigen Verstaatlichung, wobei es dann nur Beamte giebt und den Herr Pohle schon in Aussicht gestellt hat, ist dann nicht mehr groß.

Herr Pohle führt gegen meine Ableitung der Kartelle aus dem durch die Währungsverhältnisse herbeigeführten Preisdruck an, daß den Kartellen der höhere oder niedrigere Stand der Preise an sich gleichgültig sein kann, daß es ihnen vielmehr darauf ankommt den industriellen Gewinn zu vergrößern. Ich möchte dem entgegenhalten, daß, wenn man im praktischen Leben von einem Preisdruck redet, man darunter versteht, daß der Unterschied zwischen dem Gestehungs- und dem Verkaufspreise immer geringer wird, endlich verschwindet und sogar in einen Schaden umschlagen kann; ebenso bedeutet eine Klage über sinkende Preise nur, daß Gestehungs- und Verkaufspreis nicht mehr im Einklange stehen und sind meine Auseinandersetzungen natürlich von diesem Standpunkte aus aufzufassen, wie das wohl Jeder, der sie gelesen, gethan hat.

Auf welchem Niveau die Preise stehen, ist dabei gleichgültig. Vom theoretischen Standpunkt hat Herr Pohle ganz recht, wenn er behauptet, daß „die Rate des Gewinnes dieselbe bleiben kann, mögen die Preise hoch

oder niedrig stehen, wenn nur die durch die Währung veranlaßte Erhöhung oder Ermäßigung der Preise alle Waarengattungen möglichst gleichmäßig erfaßt, wie sie das ja auch der Voraussetzung nach thun muß.“ Hier liegt der Irrthum, denn es werden eben nicht alle Waarengattungen gleichmäßig getroffen, so sind z. B. Löhne, Gehälter, Eisenbahnfrachten noch nicht davon ergriffen und deshalb können die Gestehungspreise nicht immer auf ein richtiges Verhältniß zu den durch die Währung gedrückten Verkaufspreisen gebracht werden.

In dem Hinweis auf den Bericht der Handelskammer in Halle, der von Herrn Pohle zum Beweise des schädlichen Einflusses der Kartelle auf das Wirtschaftsleben angeführt wird — dieser ist aber etwas Anderes als der schädliche Einfluß auf die Arbeiter, mit dem ich mich allein beschäftigt habe — ist gesagt, daß in Folge der theuern Preise der kartellirten Rohstoffe, die fertigen Fabrikate gelitten hätten, weil sie dem freien Wettbewerb ausgesetzt gewesen wären, der eine entsprechende Erhöhung der Verkaufspreise nicht zugelassen habe.

Wenn genügend Umlaufmittel vorhanden wären, um ein allgemeines höheres Preisniveau zu erreichen, würden die Preise der fertigen Fabrikate haben erhöht werden können trotz des freien Wettbewerbes, denn dieser pflegt auch nicht gern umsonst oder mit geringem Gewinn zu arbeiten, um das Gezeß „des tendentiellen Falles der Profitrate“ zu beweisen. Wenn ein Fabrikat, dessen Gestehungskosten durch Erhöhung von Rohmaterialpreisen theurer werden, keinen entsprechend höhern Preis erzielt, so dürfte als Ursache neben dem Wettbewerb auch der Mangel an Umlaufmittel bezeichnet werden, denn es können verschiedene Ursachen dieselbe Wirkung haben.

Es scheint mir eine zu einseitige Beurtheilung der Verhältnisse zu sein, welche durch die Währungsfrage in die Erscheinung treten, wenn nur dann ein Einfluß auf die Preise zugestanden wird, falls ein fremder Staat, der in Folge seiner Währungsverhältnisse billiger produziren könnte, mit uns in Konkurrenz träte; heute tritt dieser Fall noch nicht ein, wenn wir aber den Silberländern weiter unsere Maschinen liefern und sie, um an diesen zu verdienen, zu unseren Konkurrenten machen, so dürften wir diese Konkurrenz noch erleben und was nützt dann ein Schutz Zoll von 10, 20 oder 30 Prozent, wenn der Währungsunterschied bis 60 Prozent beträgt!

Bei vielen Anhängern der Goldwährung finden wir, daß sie bei der Entwicklung eines Gedankens plötzlich Halt machen und nicht weiter kommen, weil ihnen dann wahrscheinlich der Glaube an die allein mögliche Goldwährung die weiteren Folgerungen abichneidet. So auch hier. Daß unsere Industrie durch die billigeren Produktionsverhältnisse eines Landes mit anderer Währung geschädigt werden könnte, wird zugestanden, aber vorher wird die Konkurrenz, welche unsere Landwirtschaft zu erdulden hat, durch den extensiven Landwirtschaftsbetrieb überseeischer Länder erklärt! Was

würde Argentinien der extensive Betrieb nützen, wenn es nicht circa 200 Prozent Aufgeld auf seine sogenannte Goldwährung hätte!

Würde Indien noch Weizen zu jetzigen Preisen liefern können, wenn die Kupie auf 2 sh stände? Jeder Praktiker kann sich das leicht ausrechnen. Daß der Währung zu viel Einfluß auf die Preise seitens der Bimetallisten zugeschrieben wird, folgert H. Pöhle daraus, daß Grund und Boden und Arbeit theurer geworden sind. Aber abgesehen davon, daß Ausnahmen die Regel bestätigen, sind gerade bei diesen Objekten ganz besondere Umstände zu berücksichtigen. Daß in den Städten der Werth des Bodens steigt, ist bei dem enormen Zuzug nicht zu verwundern und kann trotz der durch den steigenden Geldwerth im Allgemeinen sinkenden Waarenpreise aus besonderen Gründen ein oder der andere Artikel im Werthe steigen. Wenn auf dem Lande nun bei uns ein allgemeines Fallen des Bodenwerthes noch nicht eingetreten ist, so dürften wohl in erster Linie die im Verhältniß zum Getreidepreise sehr hohen Schutzzölle und die Exportprämie für Zucker daran Schuld sein, dann aber noch ein großes Moment. Der Grundbesitz wird noch heute allgemein als der sicherste betrachtet; Jahrhunderte haben es den Menschen gezeigt, daß nur im Landbesitz, in der Ackerwirthschaft ein dauerndes, wenn auch geringeres aber darum sichereres Einkommen zu suchen ist, als in allen anderen Gewerben. Soll das nun auf einmal aufhören, soll dieses Gewerbe, welches das Rückgrat aller Staaten ist, nun auf einmal aufhören lukrativ zu sein? Dies will den Menschen noch nicht in den Kopf, man betrachtet die jetzige Nothlage als eine vorübergehende, die bald wieder durch eine gesunde Entwicklung beseitigt wird. Daher finden sich noch immer Leute, welche Güter kaufen und entsprechend hoch bezahlen und Pächter, die noch Pachten zahlen, bei denen sie nicht bestehen können. Dazu kommt, daß die Landesbanken etc. auf Güter zu billigeren Zinsen als sonst Darlehen geben. Nicht wenig werden die Landpreise aber auch durch die Söhne reicher Väter beeinflusst, welche um jeden Preis ein ihnen gefallendes Gut haben wollen und daher Liebhaberpreise bezahlen, welche durch nichts gerechtfertigt sind.

In hiesiger Gegend läßt sich aber doch schon ein Abwärteln der Preise bemerken, wenn es sich um Land handelt, welches nicht in der Nähe größerer Städte liegt, oder nicht zu industriellen Zwecken verwerthet werden kann. Die natürliche Entwicklung der Landpreise ist dadurch gehemmt. Es sieht daher auch im Lande der Zollfreiheit, im gepriesenen England in dieser Beziehung schon ganz anders aus. So lese ich in einer englischen Zeitschrift, daß in der ersten Hälfte dieses Jahres in Wexces eine sogenannte Milchfarm von 50 Acres 6 R. 20 P. für 1/2r. 290, — verkauft wurde oder nicht ganz 1/2r. 6 — p. Acre, während noch vor wenigen Jahren dieses Land 1/2r. 40—60 p. Acre erzielt haben würde. Ferner heißt es in einer Zuschrift vom 6. Juli vorigen Jahres an die „Times“: „Hier — in Norfolk — sind große Landbesitzungen zu verkaufen B 8000 Acres P 5300 A. u. s. w. Es sind hier tausende von Acres zu verkaufen und man kann sie

haben, wenn man den Werth der Gebäude bezahlt, das Land bekommt man dann umsonst, aber dennoch sind keine Käufer da.“

Was nun die Arbeitslöhne und auch Gehälter anbelangt, so passen sich diese bekanntlich zu allerlezt und nur sehr langsam den veränderten Geldverhältnissen an, wie man es seit 1850 hat verfolgen können.

Der Zweck der Kartelle ist zweifellos der, der Industrie — das Wort „armen“ bezeichnet den Standpunkt des Herrn Pohle — einen Gewinn zu sichern, wozu würden sie denn sonst entstanden sein und noch immer neu sich bilden? Im Kampfe ums Dasein geht es scharf her und es ist lediglich die Rücksicht auf einen zu erzielenden Gewinn, der nicht mehr zu erreichen war, welche die Entstehung der Kartelle veranlaßte; sie verdanken diese also einem rein egoistischen Standpunkte und wenn sich daraus mit der Zeit die von Herrn Pohle hervorgehobene vollkommene Form der menschlichen Wirthschaft entwickeln sollte, so will ich gern mit ihm annehmen, daß die Väter der Kartelle den Anstoß dazu gegeben haben.

Ihre Entstehung verdanken die Kartelle der Noth und den Grund der Noth habe ich, natürlich auf meine Weise, zu erklären gesucht und daraus gefolgert, daß die Ursache, welche die Nothlage der Industrie hervorrief, also eigentlich als die Urheberin der Kartelle anzusehen ist. Habe ich damit einen neuen, bisher von Herrn Pohle vergebens gesuchten Standpunkt eingenommen, so meine ich, könnte das nicht schaden, denn so man nur beim Alten bleibt, versauert Alles.

Herr Pohle sagt, daß meine beschönigenden Erklärungsversuche nur zu sehr geeignet sind, uns gegen die Gefahren, die unserer wirthschaftlichen und sozialen Entwicklung von den Kartellen drohen, blind zu machen und daß in Deutschland von der Erkenntniß der Gefährlichkeit der Kartelle noch wenig zu spüren ist. Warum sind nun die Kartelle, die doch „eine vollkommene, unserer gegenwärtigen Kulturstufe besser angepaßte Form der menschlichen Wirthschaft“ darstellen sollen, auf einmal so gemeinschädlich, kann das Vollkommene denn schlecht sein? Oder tritt dieser ideale, vollkommene Zustand erst ein, wenn die Kartelle, also auch die Industrie, verstaatlicht sind? Freilich würden die hohen Gewinne der Industrie dann aufhören; ob aber ein weiterer industrieller Fortschritt möglich, ist sehr zweifelhaft, wenn die Menschen nicht mehr aus dem von Herrn Pohle so verachteten Streben nach höchstmöglichem Kapitalprofit nach Verbesserungen streben. Wenn die Menschen erst durch die Unterordnung unter das Ganze zur Erreichung „höherer Zwecke“ — worin diese bestehen, ist nicht erkennbar — alle zu richtigen Schablonenmenschen gehobelt und geknetet sein werden, von denen jeder seine ihm angewiesene Beschäftigung verrichtet und dafür bezahlt wird, haben sie eben nicht mehr nöthig, nach einem Mehr zu streben und brauchen sich nicht abzumühen, da es ihnen doch nichts nützen würde.

Ein rheinischer Industrieller.

Politische Korrespondenz.

Auswärtige Politik; die hohen Staatsvisiten. Innere Politik;
die Parteien und die Flottenfrage. Die National-Sozialen.
Herr von Berlepsch.

Seit dem Ende des griechisch-türkischen Krieges haben wir die auswärtige Politik an dieser Stelle übergehen können; heute haben wir zu fragen, ob die Besuche der Staatsoberhäupter, die sich in den letzten Wochen abspielten, dem Rad der Geschichte wieder einmal eine Umdrehung gegeben und wie der Abschluß des türkisch-griechischen Friedens in die allgemeine Politik einzuordnen ist. Die vier hohen Visiten scheinen sich nach dem äußeren Eindruck gegenseitig aufzuheben, so daß Alles in Europa nachher wieder so ist, wie es vorher war. Der Besuch Kaiser Wilhelms bei dem Zaren zeigte einen viel wärmeren Ton, als der umgekehrte im Vorjahr; man schloß also auf eine russisch-deutsche Annäherung. Dann kam der Besuch des französischen Präsidenten und brachte den Franzosen die lang-ersehnte Ankündigung, daß die beiden Staaten „Allirte“ seien; die Franzosen geriethen darüber in einen solchen Taumel des Entzückens, daß man hätte meinen können, der Revanche-Krieg stehe vor der Thür. Es folgte der Besuch König Humberts bei den deutschen, Kaiser Wilhelms bei den ungarischen Manövern, offenbar Demonstrationen, die den festen Zusammenhalt des Dreibundes befestigten. Die beiden Gruppen, Zweibund und Dreibund, scheinen also wie seit einem Jahrzehnt einander gegenüberzustehen.

Wäre dem wirklich so, so wäre nicht zu verkennen, daß sich die Lage Deutschlands in dieser Zeit sehr wesentlich verschlechtert hätte. Nicht nur haben die Mächte des Zweibundes ihre militärische Kraft in erheblich höherem Maße angespannt als selbst Deutschland, geschweige seine Verbündeten, sondern die internationale Lage hat sich zu unseren Ungunsten verändert. Eine neue Kraft ist in die Erscheinung getreten, von der noch nicht abzusehen ist, welchen Einfluß sie auf die Geschichte der Völker aus-

üben kann: es ist die merkantile Eiferjucht Englands auf Deutschland. Man glaube nicht, daß es die Transvaaldepesche des Kaisers gewesen ist, welche plötzlich einen solchen Haß in England gegen uns erzeugt hat. Diese Depesche hat nur den allmählich aufgesammelten Brandstoff zur Explozion gebracht. Keine diplomatische Courtoisie, keine politische Taktik wird im Stande sein, den hier wachgerufenen Gegensatz wieder zu unterdrücken, und die Weltgeschichte lehrt, mit wie ungeheurer Wucht gerade die Kräfte der kommerziellen Rivalität gegeneinander drücken. Immer wieder drängt sich an die Völker die Versuchung heran, den unbequem werdenden Konkurrenten mit Gewalt aus dem Wege zu räumen. So war es von den Phöniziern und Griechen, Römern und Karthagern bis zu den Handelskriegen des 18. Jahrhunderts. Noch in den 80er Jahren mochten wir hoffen, daß bei einem Kontinentalkrieg England einen russischen und französischen Sieg mehr als einen deutschen fürchten und uns deshalb zum Wenigsten eine sehr wohlwollende Neutralität zuwenden würde; das war namentlich bei einem langen Kriege — und nur die Gedankenlosigkeit schließt, daß der nächste Krieg kurz sein werde, weil es die letzten waren — von großer Wichtigkeit. Heute fürchtet England einen deutschen Sieg wenigstens ebenso sehr wie den entgegengesetzten. Die deutsche Industrie und der deutsche Handel haben einen so unerhörten Aufschwung genommen, daß die Engländer sich ernstlich dadurch bedroht fühlen. Frankreich mit seiner stagnirenden Bevölkerung kommt dagegen trotz seiner jüngsten kolonialpolitischen Erfolge auf die Dauer nicht mehr so sehr in Betracht. Rußland ist wohl der eigentliche politische Gegner, aber laße sich vielleicht zu einer Theilung der Welt bereit finden. Deutschland hingegen mit seinen Industrieerzeugnissen bricht in die Gebiete Englands selber ein. Darüber wird die öffentliche Meinung in England niemals hinwegkommen und wir müssen dieser unserer eigenen Leistungen wegen für alle Zeit mit der englischen Eiferjucht rechnen. Könnte sie einmal so weit gehen, sich mit Rußland und Frankreich gegen uns zu verbinden? Schwerlich; dazu ist Rußland doch gar zu gefährlich. Immerhin zeigt das bloße Aufwerfen dieser Frage, daß das deutsche Staatschiff auf allen Seiten von Klippen umgeben ist und daß die Stellung des Dreibundes gegenüber dem Zweibunde sich verschlechtert hat.

Aber das wird mehr als ausgeglichen dadurch, daß thatsächlich die Stellung der beiden Allianzen zu einander sich verbessert hat.

Die Verkündung des Zaren Nikolaus, daß Rußland und Frankreich verbündete Nationen seien, hat gar keinen positiven Inhalt, sondern ist nichts als eine neue veränderte Auflage der Arrangements von Kronstadt und Toulon. Die russische Staatsleitung ist sehr entfernt von der Absicht, den Franzosen Elsaß-Lothringen wieder zu erobern. Um aber die Franzosen dennoch in der Liebe zu Rußland zu erhalten, muß fortwährend jene Hoffnung genährt werden. In meisterhafter Weise hat die russische Diplomatie zu diesem Zweck die Verbrüderungen erfinden: sie verpflichten

zu nichts aber erfüllen die Phantasie, so daß das französische Volk für eine längere Zeit damit befriedigt ist. Die französischen Staatsmänner durchschauen natürlich das Spiel, haben aber durchaus nicht den Wunsch es zu verderben. Der Revanchekrieg ist allerdings ein bloßer Köder, mit dem der französische Chauvinismus in das russische Bündniß gelockt worden ist und gelockt wird; es ist aber durchaus falsch, das Bündniß selbst, weil es den Revanchekrieg nicht gebären will, zu verwerfen oder zu verspotten. Frankreich hat anderweit sehr großen Nutzen davon; seine Politik auf dem Kolonialgebiet hat eine Sicherheit und Energie bekommen, die ihm außer dem russischen nur ein — deutsches Bündniß hätte gewähren können. An diejem Inhalt des russisch-französischen Verhältnisses hat der Besuch des Herrn Faure in Petersburg und die Deklaration der Alliance sicherlich nicht das Geringste geändert, vielmehr hat der vorhergehende Besuch Kaiser Wilhelms mit den gewechselten Reden mehr als je kund gethan, daß der Zweck nicht eine Offensive gegen Deutschland, nicht der Revanchekrieg ist. Unzweifelhaft hat es einmal eine Partei in Rußland gegeben, die den Krieg gewollt hat; jetzt scheint sie kaum noch zu existiren. Alle die gewaltigen Rüstungen, die Eisenbahnbauten, die Verstärkung der westlichen Garnisonen, die ungeheuren Festungsanlagen haben nur gedient, Rußland gegen Europa eine defensiv überaus starke und offensiv drohende Stellung zu geben und gestützt hierauf eine selbstbewußte und feste Politik zu verfolgen.

Wollte Rußland noch den Krieg gegen den Dreibund, so könnte es kaum einen günstigeren Moment erwählen, als den jetzigen. In den Rüstungen, namentlich der Seerüstung hat der Zweibund einen offenbaren Vorsprung und England hat sich mit Deutschland verfeindet. Sind wir trotzdem heute vor einem Angriff ziemlich sicher, so sind wir es voraussichtlich auf lange Zeit. Rußland verfolgt also ein anderes Ziel, und wem es gelingt, dieses Ziel zu errathen, denn es kann sich nur um ein Errathen handeln, der hat den Schlüssel zur europäischen Politik. So weit hat Rußland es bereits gebracht, daß sein Wille der schlechthin maß- und richtunggebende ist, aber so groß eine solche Stellung ist, so sehr sie heute das russische Volk mit innerer Befriedigung erfüllt — das Ende ist das entscheidende.

Rußland leitet, aber wohin leitet es? Für das Volk und in kaiserlichen Twaften heißt das Ziel einfach der Friede, nichts als der Friede. Ein sehr schönes Ziel, wenn die Weltgeschichte still stände. Aber da es in Europa, Asien und Afrika, von Saloniki und Tripolis bis Peking ungeheure Länder und Reiche giebt, die in ihrem jetzigen Zustand nicht mehr lange verharren können, sondern in große Veränderungen fallen müssen, und diese Veränderungen auch die europäischen Großmächte berühren müssen, so ist eine Politik, die nichts als den Frieden will, gar keine Politik, sondern ein leeres Wort, eine Maske, die nur das positive Ziel verhüllt.

Was auch das nächste konkrete Objekt sei, das Rußland anstrebt, offen-

bar ist, daß seine Politik die Spitze gegen England richtet. Sein nächstes Bestreben muß also sein, den Zweibund und Dreibund einander so sehr zu nähern, daß England bei diesem keine Stütze mehr findet. Das ist nicht leicht, auf deutscher Seite freilich ist kein Hinderniß; wir sind mit England unwiderrüchlich auseinander, und so gefährlich das für uns im Falle einer neuen Fiktion mit Rußland ist, es war unvermeidlich. Aber die Leidenschaft der Franzosen, die ja auf den Kevanchekrieg hofft und jede Annäherung an Deutschland verabscheut, steht im Wege. Darum muß mit der größten Vorsicht und Langsamkeit operirt werden. Immer muß die russische Diplomatie nach beiden Seiten zugleich ausschauen, die Kevanche-lust der Franzosen von Zeit zu Zeit mit einer Süßigkeit füttern und doch Frankreich Deutschland mehr und mehr zu nähern suchen.

Ich denke, dies ist das Ergebnis der letzten großen Staatsvisiten wirklich gewesen. Gerade weil die Kriegsgefahr jetzt sehr fern, weil der Dreibund und Rußland sich wirklich gut stehen, hat der Zar es wagen dürfen, die Franzosen und Russen als Allirte zu bezeichnen. Früher wäre das gefährlich gewesen; die Fata Morgana der Offensiv-Alliance hätte den Enthusiasmus der Franzosen vielleicht zu einer Unbesonnenheit hingerrissen. Jetzt hat sie ihm bloß eine harmlose, man möchte sagen, kindliche Freude bereitet, sie dadurch um so fester an Rußland gekettet und so auch dem Dreibund noch weiter genähert, also gerade das Gegenteil von dem bewirkt, was die Franzosen im ersten Anseh davon erhofften.

Sollte es das Ziel Rußlands sein, den Zwei- und Dreibund einmal ganz aneinander zu schließen zu einer Kontinental-Alliance gegen England?

Vielleicht ist es ein bloßer Zufall, vielleicht aber auch ein innerer Zusammenhang vorhanden, daß gerade in diesen Wochen von Paris durch Herrn des Houx im „Matin“ ein Fühler ausgestreckt wurde, ob eine Ausöhnung zwischen Deutschland und Frankreich auf Grund der Rückgabe von Metz möglich sei. Die Geschichte war ganz geschickt gemacht. Fürst Nismark soll Herrn des Houx gegenüber im Jahre 1890 rundweg gesagt haben, das deutsche Reich sei um Metz und seine Banneile zu groß. Davon ging der Artikel im „Matin“ aus und verknüpfte damit einen Auszug aus dem vor fast zwei Jahren in den „Preussischen Jahrbüchern“ erschienenen „Politische Träumereien“ von vir pacificus, in denen unter vielem Anderen auch fingirt war, daß Rußland wieder auf Moskau zurückweiche, Esthland, Livland, Kurland an Deutschland gebe und dieses dafür die Nationalitätsgrenze im Westen herstelle, also Luxemburg gegen Metz eintausche. Dieser letztere Akt war aus den „Träumereien“ losgelöst und das Ganze zu einem soeben gemachten „Vorschlag“ zur Herstellung der Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland gestempelt. Diesen deutschen Vorschlag lehnte der Artikelschreiber in höflichen Worten ab — da Luxemburg mehr werth sei als Metz. Das war deutlich genug. Natürlich wurde der „Vorschlag“ von der Presse beider Länder mit gleicher Entschiedenheit zurückgewiesen.

Zimmerhin bedeutet er einen Fortschritt und ist ein Symptom. Wir Deutsche wollen ja nichts von Frankreich und befinden uns dem französischen leidenschaftlichen Haß gegenüber in der reinen Defensiv. Wenn also die Revanchegluth dadurch etwas gedämpft wird, daß die Franzosen sich in Reflexionen ergehen, ob man nicht etwa statt auf den großen Krieg auf ein Kompromiß hinarbeiten solle, so kann uns das nur recht sein.

So viel ist klar: jede Annäherung Deutschlands an Rußland bedeutet auch eine Annäherung des Dreibundes an den Zweibund, also auch indirekt eine Annäherung von Frankreich und Deutschland. Wer die Vorstellung von der großen Kontinental-Allianz gegen England faßt, muß dabei immer und kann garnicht anders als ein mit Deutschland versöhntes Frankreich mitemdenken. Die große Kontinental-Allianz ist aber jedenfalls für uns nicht eher thunlich, als bis wir mit einer genügenden Seemacht auftreten und uns bethätigen können. Was hätten wir von einem gemeinschaftlichen Vorgehen gegen England, wobei Frankreich und Rußland allein ein wesentliches Gewicht in der Aktion abgeben und daher auch den endlichen Frieden und die neue Gestaltung der Welt bestimmen würden? Wie wir uns auch wenden mögen, jede Vorstellung einer aktiven deutschen Politik führt uns auf das Bedürfnis einer Verstärkung der Flotte und zwar nicht bloß der Kreuzer- sondern auch der Schlachtflotte. Versehen wir uns in die Gefahr eines russisch-französischen Krieges, so kommt für uns Alles darauf an, daß wir die Herrschaft über die Nordsee behalten und uns die Wasserstraße zwischen Schottland und Norwegen offen halten, da uns der Narmekanal auf jeden Fall versperrt wird. Versehen wir uns in die Möglichkeit des Kontinentalbundes, so sind wir darin nur so viel, wie wir mit unserer Flotte sind. Heute mit unserer ungenügenden Seerüstung sind wir nur etwas, wenn und so weit wir den Russen zu Diensten sind und der russischen Diplomatie Gefälligkeiten erweisen.

Bei den türkisch-griechischen Friedensverhandlungen hat Deutschland eine anscheinend selbständige, ja führende Rolle gespielt. Es hat durchgesetzt, daß die Rechte der griechischen Gläubiger gewahrt sind und das Königreich unter eine europäische Finanz-Kontrolle gestellt wird. Der erste Punkt, der für die vielen deutschen Gläubiger Griechenlands tröstlich sein mag, war selbstverständlich, wenn der zweite angenommen wurde. Der zweite aber liegt im Interesse Rußlands. Rußland will zur Zeit die Lösung der orientalischen Frage vertagen und den Protektor des Sultans spielen, um sich die Mohamedaner allenthalben zu Freunden zu machen. Für diesen Zweck ist es nützlich, daß das unruhige Griechenland etwas an die Kette gelegt wird. Aus dem umgekehrten Grunde wünscht England den Griechen möglichst freie Bewegung zu erhalten. Deutschland hat an sich ein geringes Interesse, das türkische Reich zu erhalten, aber indem es Rußland hier eine so energische Hülfe bringt und selbst den heftigen Zorn Englands dieserhalb nicht scheut, gewinnt es in immer höherem Maße die

dem einzelnen Getreidehändler ausliefert. Es mögen wohl noch andere Umstände hinzukommen, namentlich daß Deutschland eine große Ernte von geringer Qualität hat, aber immerhin wird das Eingehen der Getreidebörse wirklich nicht ohne Einfluß sein. Für die objektive Beurtheilung ist der Streit damit keineswegs entschieden. Die Behauptung der Börsegegner ist ja immer gewesen, daß die Börse den Preis entweder unnatürlich hinauf, oder unnatürlich herunter treibe, während die Börsenfreunde behaupten, daß die Spekulation durch das Gegenspiel der Hausfiere und Baiffiere immer den den Verhältnissen entsprechendsten Preis zur Erscheinung bringe. Eine wissenschaftliche Unterjuchung, die diesen Streit mit völliger Evidenz entscheidet, ist mir bisher nicht bekannt geworden. Die exorbitante Steigerung des Preises in diesem Herbst an den Börsen, wo spekulirt wird, spricht eher für die Ansicht der Börsegegner. Aber wenn dem so ist, so ist es doch ein Unglück für sie, daß die Richtigkeit ihrer Auffassung sich gerade zuerst nach der Seite bewährt, die den Landwirthen nachtheilig ist. Das Vertrauen der deutschen Landwirthe in ihre agrarischen Führer wird doch wesentlich erschüttert werden, wenn ihnen Jemand klar macht, daß sie dieß Jahr ohne die viel gepriesene Börsenreform für ihren Weizen 30 oder 40 Mk. auf die Tonne mehr bekommen würden. Die Städter aber danken es Herrn von Bloeß und Genossen noch lange nicht, daß sie ihnen den Weizen für diesmal so billig lassen. Können sich die Liberalen eine günstigere Situation für die Wahlen wünschen? Wenn sie jetzt thäten, was sie 1893 dem Grafen Caprivi gegenüber versäumt haben! Damals konnten sie sagen: wir sind von je die Freunde der 2jährigen Dienstzeit gewesen und bringen die erforderlichen Opfer, um sie zu erlangen. Heute könnten sie sagen: wir sind von je Freunde der deutschen Flotte gewesen; wir haben sie schon im Jahre 1860 gefordert und dafür gesammelt. Wir sind heute umsomehr dafür, als Deutschland heute die zweite Handelsmacht der Welt geworden ist und wir auf die Beschüzung des Handels, der den Nationen den Reichthum zuführt, besonderen Werth legen. Deutschland wird im Jahr 1900 zwölf große Schiffe haben (Hochsee = Panzer und Panzer-Kreuzer), Rußland 30. Deutschland hat auf je 87 Handelsschiffe je einen Kreuzer zum Schutz, die andern Nationen im Durchschnitt auf etwa 20 Handelsschiffe. Deutschland ist also in seiner Seerüstung zurückgeblieben. Hierin muß etwas geschehen und wir sind bereit, das Anstreben zu thun.

Wie ist es möglich, daß die Freisinnige Volkspartei nicht so handelt?

Es ist kaum zu verkennen, daß der Partei selbst bei ihrer unentwegten Opposition diesmal nicht ganz wohl zu Muth ist. Das eben angenommene Parteiprogramm in Nürnberg weiß sich nicht anders auszudrücken, als daß es sich gegen eine „Erweiterung der Flotte für Paradedzwecke, oder im Interesse einer sogenannten Weltpolitik“ verwahrt. Daß die Armee für Paradedzwecke vergrößert werde, war bekanntlich auch der Vorwurf, den die

Liberalen in der Konfliktzeit gegen König Wilhelm erhoben; heute darf man ihn einfach als albern bezeichnen. Die großen gemeinschaftlichen Uebungen der Hochseeschiffe sind für die Flotte genau so nöthig, wie die Manöver für die Armeer und die Schlachtschiffe dürfen nicht über den Erdball verstreut werden. Wer solche Einwände macht, sucht damit andere Motive zu verschleiern. Die Leute, die diesen Beschluß gefaßt haben, müssen sich völlig bewußt gewesen sein, daß sie eine Dummheit machten und machten sie doch.

Warum machen sie sie? Der alte elende Einwand, daß Deutschland die wirthschaftliche Last nicht tragen könnte, ist bei den ungeheuren Ueberschüssen der Reichs- und Staatseinnahmen und dem rapide wachsenden Wohlstand kaum für die Wahlagitation noch verwerthbar. Die Vorstellung, daß Liberalismus und Militarismus unvereinbar seien, wäre wenigstens formal logisch haltbar, wenn man für militärische Ausgaben gar nichts bewilligen wollte, aber aus diesem Prinzip die Verpflichtung abzuleiten, an den militärischen Ausgaben stets einige Millionen abzuknapsen, das ist nicht bloß ein sachlicher, sondern sogar ein logischer Nonpens.

Ich finde für die Haltung der Freisinnigen Volkspartei in dieser Frage zuletzt schlechterdings keinen anderen Grund, als die Kraft der Trägheit, die sich von den traditionellen Schlagworten nicht loszulösen vermag, und namentlich die Person des Führers, Herrn Eugen Richter. Die Partei könnte sich mit der Regierung auseinandersetzen, aber Herr Richter nicht. Er ist sich zu sehr bewußt, daß sein Talent ausschließlich in der Negation liegt. Er hat nie einen positiven Gedanken gehabt und sobald er positive Politik machen sollte, wäre er verloren. Er ist nicht einmal in der Kommunalverwaltung activ. Deshalb schmeichelt er allen Instinkten der Opposition und schürt unausgesetzt die Kampfesleidenschaft. Deshalb hat er 1893 es verschmäht, sich mit dem Grafen Caprivi über die Armeeform zu vertragen, lieber die im Entstehen begriffene große liberale Partei wieder zerstört und die Regierung von Neuem den Konservativen, den Agrariern, den Junkern ausgeliefert. Deshalb widersetzte er sich heute den Marinebewilligungen.

Die Opposition selbst will ich ihm nicht verdenken, denn in einem Lande, wo die von Köller und von der Necke zu Ministern gemacht werden, sind auch die Eugen Richter als Oppositionsredner nicht zu entbehren. Aber nur diejenige Opposition hat ein wahres moralisches Recht, die einen sie selbst in die Regierung führenden Sieg anstrebt. Herrn Richter wäre ein Sieg der liberalen Ideen nichts; seine Person ist ihm Alles. Der Liberalismus darf in Deutschland gar nicht regieren, weil er selbst sich nicht fähig fühlt zu regieren.

Die Ueberlegenheit seines Talents macht es seiner Partei unmöglich sich von ihm loszulösen, aber so lange er in seiner Stellung bleibt, hat der Liberalismus in Deutschland keine Zukunft.

*

*

*

Einen großen Verlust hat der nationale Idealismus in diesem Augenblick erlitten durch das Eingehen der „Zeit“, die auch mit ebensoviel Verständnis wie Geschicklichkeit und Unermüdlichkeit für die Flottenförderung eintrat. Indem die Zeitung eingeht, ist auch die national-soziale Partei selbst in eine Krise eingetreten, die höchst wahrscheinlich dazu führen wird, daß eine von Professor Sohni geführte Gruppe ausscheidet. Als vor einem Jahre die national-soziale Partei gegründet wurde, habe ich meine Auffassung in einem offenen Brief an Herrn Pfarrer Naumann klargelegt (gedruckt im Dezemberheft 1896), den ich glaube, heute wieder abdrucken zu dürfen.

Berlin, 6. November 1896.

Sehr verehrter Herr Pfarrer!

Ebenso wie mir, hat, glaube ich, seit Jahren zahllosen Vaterlandsfreunden der Wunsch vorgehwebt, es möge sich in Deutschland eine nationale Arbeiterpartei bilden. Von Ihrem ersten politischen Auftreten an hatte ich die Empfindung, daß Sie in Verbindung mit Herrn Göhre eine solche Partei schaffen könnten und müßten. Sie sind jetzt im Begriff, diesen Gedanken auszuführen und eine der ersten Fragen, die sich naturgemäß dabei erhebt, ist die, die Sie in Ihrem Briefe an mich richten: Wie sollen sich die sozial gesonnenen Gebildeten, eben die Kreise, die die neue Partei längst herbeigewünscht haben, zu ihr verhalten?

Nichts scheint natürlicher, als die einfache Antwort: sie sollen ihr beitreten. Aber so natürlich diese Antwort erscheint, so ist sie doch falsch. Erinnern Sie sich an die Antwort, die Fürst Bismarck den Landwirthen gab, die ihm zu seinem 50. Geburtstage gratulierten. Er sagte ihnen: Eure Interessen werden im Staate vernachlässigt; um das zu bessern, müßt Ihr unerschütterliche, unbestechliche, ausschließliche Vertreter Eurer agrarischen Interessen wählen. Das agrarische Interesse beherrscht denn auch, neben dem industriellen oder dem kapitalistischen überhaupt, ganz vorwiegend unsere Wahlen und damit die Politik. Es wäre ganz vergeblich, gegen diese Zustände ankämpfen zu wollen. Aber man muß sagen: was den Landwirthen oder den Industriellen recht ist, ist den Arbeitern billig. Auch sie erheben den Anspruch und müssen ihn erheben, vor Allem Vertreter ihrer Klasseninteressen zu wählen. Die neue Partei muß also in der That eine nationale Arbeiterpartei werden. Es können einmal Zeiten kommen, wo die Parteien sich nach anderen Gesichtspunkten gruppieren; heute aber würde die neue Partei völlig aussichtslos sein, wenn sie in der Energie der praktischen Vertretung des Arbeiterklassen-Interesses der Sozialdemokratie den Vorrang ließe. Diese Energie würde von Anfang an gelähmt sein, wenn Mitglieder der höheren Stände, etwa von meiner politischen Richtung, in größerer Zahl in die neue Partei einträten. Wir können und müssen dringend wünschen, daß der Einseitigkeit der kapitalistischen Interessenvertretung die andere Einseitigkeit der Arbeiterinteressen entgegengesetzt werde, aber wir können uns selber an dieser Einseitigkeit

heit geben, daß sie das allgemeine gleiche Stimmrecht schützen wollen. Das, denke ich, muß etwa der Grundsatz Ihrer Partei werden; nur auf diesem Wege, nur indem Sie sich nicht scheuen, auch mit der Sozialdemokratie zusammenzugehen, können Sie sich Vertrauen auf der einen, Respekt auf der anderen Seite verschaffen. Ich aber, und ich denke, ich spreche hier im Sinne eben der Gebildeten, nach denen Sie fragen, wir können eine solche Taktik nicht mitmachen; wir können niemals für einen Sozialdemokraten gegen einen Konservativen oder Nationalliberalen stimmen.

Ist diese meine Auffassung richtig, so wäre es das Falscheste, was die neue Partei thun könnte, aus Rücksicht auf die zahlreichen Gebildeten, die sich bei den alten Parteien nicht mehr wohl fühlen und Anschluß suchen, ihr Programm so weit zu fassen, daß sie mit hinein können. Im Gegentheil, wenn die neue Partei gedeihen will, so muß sie suchen, von Anfang an Programmpunkte aufzunehmen, die Leute etwa von meiner Meinung ausschließen. Sich trotzdem die Sympathie der gebildeten Deutschen zu erhalten, wird der Partei nach den Persönlichkeiten, die sie begründen und dem nationalen Geiste, der sie belebt, nicht schwer fallen. Und dies Bestreben muß sie immer im Auge behalten. Aber ebenso sehr muß sie im Auge behalten, in dem harten Kampfe der Interessen, der das heutige Parteileben beherrscht, sich durch nichts in der Welt weich machen zu lassen, sondern ausschließlich dem Stande zu dienen, den sie sich ausgewählt hat, und Niemand in ihre Reihen aufzunehmen, der nicht bereit ist mit seinem ganzen Dasein, Denken und Empfinden sein Zelt in dem Parteilager aufzuschlagen."

Die Partei hat nicht nach den hier entwickelten Grundsätzen gehandelt, sondern im Gegentheil sich ganz wesentlich aus Gebildeten rekrutirt. Sie ist in Folge dessen aus einer unklaren Zwitterstellung nicht herausgetreten, und nun soll nachträglich die Operation der Scheidung vollzogen werden. Sollte etwa der eben in diesen Tagen beratende Parteitag noch einen andern Beschluß fassen, so würde früher oder später dennoch die Scheidung eintreten müssen. Der letzte Stoß ist auch genau an dem Punkte erfolgt, den ich schon in meinem Brief an Herrn Naumann bezeichnet habe, nämlich dem Verhältniß zur Sozialdemokratie auf der einen, zum Reichthum auf der andern Seite. Der furiose Vorstoß des Herrn Naumann war wohl ganz konsequent vom Standpunkt einer Proletariatspartei, aber nicht vom Standpunkt einer Partei, der Männer wie Professor Naumann angehören, und wenn ich vor vier Wochen Herrn Landesökonomierath Naumann aufforderte, in diesen „Jahrbüchern“ den Böhreschen Angriff zurückzuweisen, so wird man mir zugestehen, daß die „Jahrbücher“ sich in ihrer Haltung konsequent geblieben sind.

Ich bitte das um deswillen hier so stark hervorheben zu dürfen, weil gerade aus meinem Brief an Herrn Naumann Herr von Stumm in seiner

Herrenhausrede gegen die Professoren einen wesentlichen Theil seines Anklagematerials entnommen hatte.

In den Auflösungsprozeß, dem die national-soziale Partei verfallen ist, wird in ein oder der andern Weise nothwendig auch der Evangelisch-soziale Kongreß hineingezogen werden. Es sind mehrere Lösungen denkbar: die beste aber wäre vielleicht, daß wie die konservativeren aus der national-sozialen Partei, so die demokratischen Elemente aus dem Evangelisch-sozialen Kongreß ausscheiden.

Noch ein anderer Ansatz zu einer Neubildung, die hier in Betracht kommt, hat sich soeben gezeigt. Der Staatsminister von Berlepsch hat mit einigen Gefinnungsgenossen sich in der „Sozialen Praxis“ ein eigenes Organ geschaffen und ist selbst auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Köln erschienen und hat hier eine höchstbedeutende Programmrede gehalten. Es will etwas sagen, wenn ein preußischer Staatsminister heute einen Trinkspruch auf „den vierten Stand“ ausbringt, und zugleich diesen Ruf durch die Hervorhebung des Rechtes von Besitz und Bildung so fest und sicher zu umgrenzen weiß, daß alle Parteilabulistik nicht im Stande sein wird, ihm daraus einen Giftrank zu brauen. Die Herren Raumann und Göhre müssen sehen, ob und wie es ihnen gelingt, eine demokratische Partei auf nationaler Grundlage zu schaffen und zu führen; wir wünschen ihnen nach wie vor alles Gute auf ihren Weg. Die auf konservativer Basis stehenden Sozialpolitiker aber werden von jetzt an sich um Herrn v. Berlepsch zu schaaren haben. Groß wird diese Gruppe ihrer Zahl nach nicht sein, aber die geistigen Kräfte, über die sie verfügt, werden ihr doch ein Gewicht geben. Die Kölner Versammlung des Vereins für Sozialpolitik war dafür höchst charakteristisch. Recht mit Absicht war die Versammlung in den Mittelpunkt der rheinischen Industrie verlegt worden. Einige ausgezeichnete und vorurtheilslose Vertreter dieser Industrie nahmen auch an ihr Theil. Aber die Anhänger der Stummischen Richtung, der doch die größte Masse angehört, hatten Vorsicht den bessern Theil der Tapferkeit sein lassen und waren entweder gar nicht erschienen oder wagten nur ganz matt und schüchtern ihren Standpunkt zu vertreten: nicht etwa, weil der Verein von vornherein eine bestimmte Richtung vertritt: er läßt grundsätzlich Jedermann zu. Herr Luidde hat da gesprochen und Herr Hise neben Schmoller und Wagner und noch auf der vorigen Vereinigung auch Herr Bueck. Aber man wußte sehr wohl, weshalb die Stummische Richtung diesmal unvertreten blieb; sie weiß selber, daß eben sie vor unbefangener sachlicher Erwägung nicht standhalten kann. Eine Partei, der in so hohem Maße die geistige Ueberlegenheit bewohnt, wie den deutschen Vertretern der fortschreitenden Sozialreform, hat auch eine Zukunft.

26. 9. 97.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Bettelheim, Anton.** — Geisteshelden. 4. Band. Anzengruber 5°. (VII. 286 S.) M. 2,40. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Bilhammer, H.** — Satura. Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius u. Juvenal. 8°. (XIX. 208 S.) M. 5. Leipzig 1897. B. G. Teubner.
- Braun, Dr. Heinrich.** — Archiv für Soziale Gesetzgebung und Statistik. Elfter Band 1. u. II. Heft. Gr. 8°. (278 S.) Abonnementspreis für den Band von 8 Heften M. 12. Einzelne Hefte M. 2,50. Berlin, Carl Heymann's Verlag.
- Bruder, Dr. Adolf.** — Staatslexikon der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Vollständig in 46 Heften à M. 1,50 oder in 5 Bänden bezw. 10 Halbbänden. Gr. 8°. (XXVI S. u. 7318 Sp.) M. 69 geb. M. 81. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung.
- Egidy, M. von.** — Gedanken über Erziehung. 8°. (21 S.) 50 Pf. Bonn, F. Soennecken's Verlag.
- Erhardt, Freiherr von.** — Ehre und Spiritismus vor Gericht. Eine Kampfschrift für Wahrheit, sittliches Recht und Justizreform. 8°. (VIII. 403 S.) M. 3. Berlin 1897. Hermann Wa'ther.
- Gumplovicz, Ludwig.** — Allgemeines Staatsrecht. 8°. (XV, 522 S.) M. 12. Innsbruck 1897, Wagner'sche Univ. Buchhandlung.
- Hansjakob, Heinrich.** — 1. Dürrer Blätter. 2. Bd. 8°. (207 S.) M. 3. 2. Aus meiner Jugendzeit. (257 S.) M. 3,20. 3. Aus kranken Tagen. (297 S.) M. 3,60. Heidelberg, Georg Weiss.
- Hirth, Gg.** — Aufgaben der Kunstphysiologie. Zweite Auflage. Lieferung VI/VIII à 60 Pf. München, G. Hirth's Kunstverlag.
- Thomas H. Hurley.** — Soziale Essays. Berechtigte deutsche Ausgabe mit einer Einleitung von Alexander Tille. Geh.-ftet 5 M. Gebunden 6 M. Weimar, Emil Felber.
- Jensen, Wilhelm.** — Luv & Lec, Roman. 2 Bände. 8°. (288 u. 255 S.) Weimar 1897, Emil Felber.
- „ Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte. 5 M., in Leinen gebunden 6 M. Weimar, Emil Felber.
- Keussler, Friedrich von.** — Der Ausgang der ersten Russischen Herrschaft in den gegenwärtigen Ostseeprovinzen im XIII. Jahrhundert. Gr. 8°. (VI, 19 S.) St. Petersburg, Eggers & Co.
- Kndrr. R.** — Kein Rechtsschutz bei der heutigen Justiz. (65 S.) M. 1. Berlin, J. M. Späth.
- Manus, P.** — Geschichte der Grafschaft Hohenzollern im 15. u. 16. Jahrhundert (1491—1605). 8°. (VI, 332 S.) M. 5. Hochingen, A. Walthier.
- Nagl, Dr. J. W. u. Zeldner, J.** — Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. 3. Liefdr. In 14 Lieferungen à 1 M. — 60 Kr. Wien, Carl Fromme.
- Newswely, Karl u. Reuk, Anton.** — Pax vobiscum. 8°. (105 S.) M. 1. München, August Schupp.
- Pfzner, G.** — Das Bürgerliche Gesetzbuch für das deutsche Reich. In zwei Theilen. I. Theil: Das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches, gemeinlich dargestellt. II. Theil: Text des Bürgerlichen Gesetzbuches. 12 Lieferungen. à 50 Pf. Ravensberg, Otto Maier.
- Pollaczek, Max.** — Gertrud. 8°. (193 S.) Breslau, Erich Peterson.
- Reusch, Fr. H.** — Briefe an Bunsen von römischen Kardinalen und Prälaten, d. deutschen Bischöfen und anderen Katholiken aus den Jahren 1818 bis 1837. 8°. (XLII, 253 S.) M. 9. Leipzig 1897, Friedrich Jansa.
- Steiner, Rudolf.** — Goethes Weltanschauung. Geh. 3 M. Geb. 4 M. Weimar, Emil Felber.
- Thiele, F. E.** — Kleines Kommerzbuch für den deutschen Studenten. Kl. 8°. (168 S.) Geb. M. 1. Leipzig, B. G. Teubner.
- Weerner, I. G.** — Gerhart Hauptmann. 8°. (82 S.) M. 1,80. München, Carl Haushalter.
- Altkonkretiv.** Versuch einer Zusammenstellung und Begründung altkonkretiver Forderungen. 8°. (140 S.) M. 1,50. Berlin, Imberg & Le son.
- Auch ein Manifest.** — Historisch-Kritische Zeitbetrachtung. 8°. (32 S.) 50 Pf. Berlin, F. Cynamon.
- Die friedliche soziale Revolution** am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein Zukunftsbild von einem Menschenfreunde. Gr. 8°. (IV, 87 S.) M. 1. München, August Schupp.
- Schiedspruch** in dem Rechtsstreite über die Thronfolge im Fürstenthum Lippe. 8°. (47 S.) M. 1. Leipzig, Veit & Co.
- Altmano, Dr. Wilhelm.** — Ausgewählte Urkunden zur ausserdeutschen Verfassungsgeschichte seit 1776. Zum Handgebrauch für Historiker und Juristen. 275 S. Hermann Heyfelder.
- Aus dem Leben Königs Karl von Rumänien.** III. Bd. M. 8. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.
- Jaungarten & Jolly.** — Staatsminister Jolly. Ein Lebensbild. Gr. 8°. (VII, 294 S.) M. 4,75. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung.
- Hiese, Dr. Reinhold.** — Deutsches Lesebuch für die Obersekunda der höheren Lehranstalten. 220 S. M. 2,80. Essen, G. D. Baedeker.
- Jürt, Prof. Th.** — 1897 und 1897. Eine Rede zur Centenarfeier. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
- Abrsen-Werthe** pro 1897/98. Handbuch zur Information über sämmtliche an der Börse gehandelte Wertpapiere. 8°. (XVIII, 238 S.) M. 5. Berlin, Korrespondenz Gelb.
- Deussen, Dr. P.** — Jakob Bohme. Ueber sein Leben und seine Philosophie. Rede, gehalten (in kürzerer Fassung) zu Kiel am 8. Mai 1897. 50 Pf. Kiel, Lipsius & Fischer.
- Frank, H.** — Kennst du das Land? Bd. V. Aus dem Vatikan. Ernestes und Heiteres. Kl. 8°. (220 S.) M. 2,50. Leipzig, C. G. Naumann.

- Harnack, Dr. Adolf.** — Lehrbuch der Dogmengeschichte. III. Bd. Die Entwicklung des kirchlichen Dogmas II, III. Register zu den drei Bänden. 8. verb. und vern. Aufl. 840 S. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Hart, Julius.** — Geschichte der Weltliteratur. Lieferungs-Ausgabe a 30 Pf. Neudamm, J. Neumann.
- Hirschberg, Korvetten-Kapitän.** — Ein deutscher Seeoffizier. 347 S. Herausgegeben von seiner Wittwe. Wiesbaden, Selbstverlag.
- Leipziger Neudrucke.** Herausgegeben von G. Wustmann. I. Der Leipziger Student vor hundert Jahren. Neudruck aus den Wanderungen und Kreuzzügen durch einen Theil Deutschlands von Anselmus Rabiosus den Jüngeren. 112 S. 1 M. Leipzig, J. C. Hinrichs.
- Meissner, Dr. Carl.** — Geistesstrahlen aus Goethes Gesprächen 8°. (196 S.) M. 3. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking.
- Mirbt, D. Prof. Carl.** — Die Religionsfreiheit in Preussen unter den Hohenzollern. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
- v. Perfall, Karl.** — Sein Recht. Die Geschichte einer Leidenschaft. Roman. 8°. (275 S.) M. 4. Köln, Albert Ahn.
- Schillers Werke,** herausgeg. v. Ludwig Bellermann. Bd. IX und X. (Bd. 2 M.) Leipzig, Bibliographisches Institut.
- H. Schüller und Th. Ziehen.** — Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie. 1. Bd. 1. Heft. H. Schüller. Der Stundenplan. 65 S. 2. Heft. Hermann Gutzmann, Die praktische Anwendung der Sprechphysiologie beim ersten Leseunterricht. 52 S. 3. Heft. Dr. Julius Baumann. Ueber Willens- und Charakterbildung auf physiologisch-psychologischer Grundlage. 86 S. pr. Bd. von 6—8 Heften M. 7,50, einzeln M. 1,80. Berlin, Reuther & Reichard.
- Seignobos, Ch.** — Maitre de Conférences à la Faculté des lettres de l'Université de Paris. Histoire politique de L'Europe contemporaine, évolution des partis et des formes politiques 1814—1896. 814 S. 12 fres. Paris, Armand Colin et Co.
- Spaet, Dr. Franz.** — Die Geschichtliche Entwicklung der sogenannten Hippokratischen Medizin. Gr. 8°. (65 S.) M. 2. Berlin, S. Karger.
- Das Staatsarchiv.** Sammlung der offiziellen Aktenstücke zur Geschichte der Gegenwart. Begr. v. Aegidi und Klauhold. In fortlaufenden Heften herausgegeben von Gustav Roloff. 5—6. Heft. 59. Bd. (Abessinien und Italien. Armenien, Bannusse. Verträge etc. Grenzstreit zwischen Grossbritannien und Venezuela.) Leipzig, Duncker & Humblot.
- Beyer, Max.** — Fräulein Gene. Tragikomödie. Leipzig, P. Friesenhahn.
- Dollivet, Louis.** — Sale Juif! Paris. Armand Colin & Co.
- Fulckenberg, Dr. Richard.** — Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. 110. Band, Heft 2. M. 6 der Band Einzelheft M. 3,50. Leipzig, C. E. M. Pfeiler.
- Fink, C.** — Der Kampf um die Ostmark. 343 S. Berlin, Hermann Walther.
- Fischer, Ernst.** — Der Werth der Sozialdemokratie für die Arbeiterschaft. Ergebnisse eines in der Partei thätig gewesenen Genossen. 5. Tausend. 32 S. Berlin, Hermann Walther.
- Harnack, Adolf.** — Ueber die jüngst entdeckten Sprüche Jesu. 36 S. Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Kirchbach, Wolfgang.** — Das Buch Jesus. 8°. (180 S.) M. 1,50. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
- Marcks, Erich.** — Kaiser Wilhelm I. 370 S. Leipzig, Duncker & Humblot.

Zur Beachtung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 31, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W.
Magdeburger Strasse 27.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 31.
Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 31/32.

Constantin Rößler.

(Geb. d. 14. Nov. 1820. Gest. d. 14. Oct. 1896.)

Von

Hans Delbrück.

Ein Jahr ist es jetzt, seit wir Constantin Rößler begraben haben, den originalsten und anregendsten Mitarbeiter dieser „Jahrbücher“, meinen unendlich verehrten väterlichen Freund. Längst, ich möchte sagen, schon als er noch unter uns weilte, habe ich es als meine Aufgabe empfunden und hat er es wohl selber so angenommen, daß ich ihm seinen literarischen Nachruf zu schreiben hätte. Aber das Werk ist so schwer, sein Wesen war so vielseitig, tiefgründig, zart, daß ich immer wieder davor zurückschreckte. Fortwährend umging ich die Aufgabe im Kreise, um den Punkt zu finden, von wo ich diesen wunderbar komplizirten, edlen Charakter weiteren Kreisen begreiflich machen könnte. Manchmal hatte ich es schon aufgegeben, aber nicht bloß die persönliche Pietät, sondern auch das Bewußtsein, daß hier eine bedeutame Erscheinung unseres Geisteslebens, eine charakteristische Figur des Deutschthums zu behandeln sei und der Nachwelt eine Spur davon erhalten werden müsse, hat mich immer wieder darauf zurückgeführt. Möge es mir jetzt gelungen sein, das rechte Wort zu finden und einen Widerhall von dem, was mich selbst bei dieser Erinnerung bewegt, in den Lesern dieser Blätter zu erwecken.

Rößlers Wesen ist zunächst mit den Worten zu bezeichnen: er war der Gelehrte als Politiker, genauer der deutsche Gelehrte als Berufspolitiker. Auch in anderen Ländern spielen Gelehrte als Politiker eine Rolle, aber der deutsche Gelehrte ist etwas Anderes

als der französische oder englische Gelehrte. Dieser ist in viel höherem Maße Weltmann, wie die Wissenschaft drüben sich in viel höherem Maße mit der allgemeinen Bildung identifiziert als bei uns. Bei uns ist der Gelehrte etwas Spezifisches; bei jenen Völkern geht er über in den gebildeten Dilettanten, der sich auch einmal der Wissenschaft widmet. Dieser spezifische deutsche Gelehrte hat sich auch vielfach in der Politik bewegt, aber nicht berufsmäßig. Immer findet er den Mittelpunkt seines Wesens in seiner Forschung, nur ausstrahlend, auf den Grenzgebieten oder stoß- und zeitweise wirft er sich in die Politik. Von allen deutschen Gelehrten am meisten und längsten in der praktischen Politik hat wohl Gneist gelebt und darauf beruht seine außerordentliche Bedeutung; rein wissenschaftlich sind seine Leistungen, auch auf seinem Spezialgebiet, dem englischen Verfassungsleben, viel ansehnlicher, als meist geglaubt wird. Aber er potenzierte sie durch die mächtige praktische Wirkung, die er ihnen zu geben vermochte. Höppler wird in der Geschichte der deutschen Wissenschaft kaum eine Rolle spielen, sein Beruf war allmählich ausschließlich die Politik geworden, aber die praktische Wirkung, die er in diesem Beruf ausübte, beruhte darauf, daß er nicht etwa bloß ein ungewöhnlich gebildeter, ein ungewöhnlich kenntnisreicher Mann, sondern der deutsche Gelehrte war und blieb.

Als Sohn eines Geistlichen in Merseburg aufgewachsen (geb. 14. Nov. 1820), studierte er ursprünglich Theologie. In Halle waren seine Studienfreunde Albrecht Ritschl und Adalbert Delbrück, mit denen er die transscendentalen Probleme disputierte. Das Ende dieser Disputationen war, daß nur Ritschl bei der Theologie blieb; Delbrück wurde Jurist, später der Begründer des Bankhauses in Berlin. Höppler ging über zu Philosophie und Staatswissenschaften. Er habilitierte sich dafür in Jena, wurde auch außerordentlicher Professor; von Anfang an aber war nebenher die Politik gegangen. In Leipzig war er zu den Kreisen der jüngst begründeten „Grenzboten“ in Beziehung getreten, die Gustav Freytag und Julian Schmidt redigierten. Mit diesen, denen er sein Leben lang nahe befreundet blieb, hielt er trotz aller Enttäuschungen durch Friedrich Wilhelm IV. den Punkt fest, daß Preußen, allein Preußen die Zukunft Deutschlands sei, und als die neue Ära in Preußen endlich erschien, brach er (Ostern 1860) seine Lehrthätigkeit in Jena ab und ging ganz zur publizistischen Thätigkeit über.

Ich hörte den Namen Höppler zum ersten Male, ich muß sagen, zum ersten Mal auf ihn, als ich im Jahre 1871 aus dem

Kriege zurückkam. Nicht bloß die Generation, der der Studiosus Johannes Miquel einst angehörte, hat noch in den Idealen des Radikalismus gelebt; auch ich bin noch ganz in diesen Ideen aufgewachsen. Nur ein Unterschied fällt mir auf, wenn ich die Generationen vergleiche: bei der älteren ist schon so viel von Sozialismus und Kommunismus die Rede; davon habe ich eigentlich in jenen Jugendjahren noch nichts gewußt. Ich erinnere mich aus meiner ganzen Studentenzeit nur eines einzigen Kommilitonen, der sozialdemokratisch schwärmte und von mir verlangte, ich sollte die Schriften Lassalle's lesen. Die politische Gesinnung, in der ich selbst und mit mehr oder weniger Temperament wohl die meisten damaligen Studenten lebten, hatte einen sehr geringen positiven Inhalt; sie war wesentlich negativer Natur, nämlich bestimmt durch den preußischen Verfassungskonflikt: Kampf gegen diese despotische Regierung, ungestümes Rufen nach Freiheit, Zorn über den Rechtsbruch, leidenschaftlicher Haß gegen den Mann, der der Träger aller Gewaltthaten und Bosheiten war, Bismarck. Das positive Ideal war das nationale, das einige Deutschland. Darum doppelter Haß gegen diese preußische Regierung und die deutschen Fürsten insgesammt, die das deutsche Volk verhinderten, das Ziel seiner Sehnsucht zu erlangen. Auch die monarchische Gesinnung war über diesem Kampf in die Brüche gegangen. Heute würde man glauben, die Säulen der sittlichen Weltordnung brächen bereits im allgemeinen Umsturz zusammen, wenn unter jungen, gebildeten Leuten Aeußerungen verlauteten, wie sie damals über den würdigen König Wilhelm gang und gäbe waren. Völlig konsequent war diese Gesinnung freilich nicht. Unmittelbar neben dem unbestimmten Ideal einer demokratischen deutschen Republik standen die preußischen Erinnerungen: der alte Fritz, Leuthen, Roßbach, Schwerin mit der Fahne, die Reformer von 1807, Blücher, Belle-Alliance, das sind Bilder und Namen, deren Zauberbann sich das Herz eines geborenen Altpreußen nie ganz entwinden konnte. Merkwürdig genug, daß Düppel und Königgrätz doch noch nicht im Stande gewesen sind, diesen Empfindungen ganz das Uebergewicht zu verleihen. Als ich 1867 nach Heidelberg kam und dort auf Preußen schimpfen hörte, da sungen wir zwar wieder an: „Ich bin ein Preuße“ zu singen, aber der in der Konfliktzeit aufgesammelte Haß war doch zu stark und bis zum Jahre 1870 lebte man in zwiespältigen und etwas schwankenden Stimmungen. Theoretisch überwog noch das demokratische Freiheitsideal, die Opposition, wenn auch dieser und

jener akademische Lehrer, namentlich nenne ich eine Vorlesung, die ich bei Hegidi in Bonn hörte, starke Stöße dagegen führte. Erst die praktische Erfahrung des Krieges von 1870, mehr noch als der nationale Zusammenklang, die entgegengesetzte nüchterne Erfahrung des Bivaks und des Schlachtfeldes, daß der Enthusiasmus ohne die Disziplin und Autorität ohnmächtig sei, warf die überlieferten Begriffe endgültig um und postulierte einen Neubau.

Auf dem Zeitungslesezimmer der Universität in Greifswald fand ich, von einem Kommilitonen darauf aufmerksam gemacht, das Heft der Zeitschrift für preußische Geschichte, mit einem Aufsatz von Rößler „Graf Bismarck und die deutsche Nation.“ Das war, was Unjereiner damals brauchte. Eine ganz neue Gedankenwelt ging mir auf. Obgleich ich schon sechs Semester Geschichte studirt und geistreiche und bedeutende Männer gehört hatte, so trat mir doch hier zum ersten Mal das Wesen der wahren historischen Auffassung im Unterschied von der Partei-Beurtheilung der historischen Ereignisse lebendig nahe. Hier war aus einer Charakteristik der geistigen Kräfte des deutschen Staats- und Volkslebens heraus entwickelt, daß und warum Herr v. Bismarck, in dem ich früher nichts als den Geßler gesehen hatte, der Recht und Freiheit willkürlich und gewalthätig unterdrückte, so und nicht anders hatte werden und handeln müssen. Der preußische Staatsgedanke, losgelöst und gereinigt von der entstellenden, gräulichen Uebermalung durch die Feudal-Orthodoxen und ebenso streng geschieden von den verderblichen Bestrebungen der liberalen Opposition stand plötzlich strahlend und siegreich vor mir.

Als ich zwei Jahre später nach Vollendung meiner Studien nach Berlin kam, ließ ich mir von Hegidi etwas mehr von dem Manne erzählen, der einen so gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Er sagte mir, Rößler habe schon im Jahre 1859 eine Broschüre über Preußen und die italienische Frage geschrieben, von der man eine Zeitlang geglaubt habe, sie rühre von Herrn v. Bismarck her; dieser aber habe erklärt, sie sei nicht von ihm, aber was gesagt sei, sei ganz seine Auffassung.

Später hörte ich von Wilhelm Echerer erzählen, er sei in der Konfliktzeit einmal in Berlin gewesen, und da sei ihm Rößler auf der Straße gezeigt worden: das sei der wunderliche Mensch, der glaube, Bismarck werde es machen.

Seit heute aber, wo ich die älteren Schriften meines dahingegangenen Freundes durchsehe, da finde ich die dokumentarischen

Beweise seines politischen Urtheils. Im Anfang des Jahres 1862 schrieb er eine Broschüre „Die bevorstehende Krisis der preussischen Verfassung“. Da heißt es zum Schluß, daß es vor Allem darauf ankomme, daß das Richtige auch aus dem rechten Munde gesprochen werde. Drei Männer glaubt er in Preußen zu sehen, „deren Kraft, vom König an den richtigen Platz gestellt, sich den Glanzen des Landes gewinnen werde:“ Georg von Vincke, General von Bonin und endlich

„Seit lange beschäftigt sich die öffentliche Meinung mit dem gegenwärtigen Gesandten des Königs in Paris. Woher kommt diese Aufmerksamkeit, welche durch eine glänzende, dem Auge der Öffentlichkeit jedoch entzogene diplomatische Thätigkeit nicht erklärt werden kann? Herr von Bismarck hat früher der äußersten Rechten angehört, und wie geistvoll er als Redner die Sache seiner Partei geführt, als Anwalt derselben wird man in Preußen sich weder Anerkennung noch Vertrauen erwerben.

„Vor Allem zwei Dinge richten die öffentliche Erwartung auf jenen Staatsmann. Es ist bekannt, daß er das ächte Gefühl für die Ehre Preußens hat, und daß er die Politik dieses Staates auf die selbständige Kraft desselben stellen will. Beide Dinge sind etwas so Ungewöhnliches gewesen unter denen, welche sich von jeher mit preussischer Diplomatie befaßt haben, daß sie eine außerordentliche Erwartung rechtfertigen. Die Zweifel, welche sich gegen diese Erwartung auf den einstigen Parteistandpunkt des Herrn von Bismarck beziehen, sind leicht zu entfernen. Es kommt nur darauf an, daß den Deutschen die Gelehrsamkeit, welche sie bei so vielen Gelegenheiten zeigen, auch zur rechten Zeit einfalle. Hat nicht Pitt, der große Tory, als Whig begonnen und Fox, der große Whig, als Tory? Hat nicht Burke als Whig begonnen und Canning als Tory? War Peel, der Zerstörer der Torypartei, nicht zuvor ihr Führer? Und ist Palmerstons staatsmännische Jugend nicht einst die Hoffnung der Tories gewesen? Die Einseitigkeit eines Standpunktes überwindet eine zur Freiheit befähigte Natur am sichersten durch die Kraft, mit der sie sich in ihn hineinlebt.

„Herr von Bismarck hat einst erklärt, er wolle den Namen des „Sunfers“, wie vormalig die holländischen Geusen den ihren, zu Ehren bringen. Er ist vielleicht nahe daran, sein Versprechen zu erfüllen. Ihm kann es auch gelingen, die Kräfte seiner ehemaligen Partei, wenn dieselbe einen der Ihrigen als Führer des Staates sieht, von dem trostlosen Wege zurückzurufen, auf den sie sich jetzt verirren.“

Das ist geschrieben im Frühjahr 1862. Im Herbst desselben Jahres war Herr von Bismarck Ministerpräsident geworden, der Konflikt im Zuge, Provokationen hinüber- und herübergelassen, die öffentliche Meinung aufs Aeußerste erregt. Röbler schrieb eine Broschüre „Preußen nach dem Landtage von 1862“ und hier lesen wir: „Eine Ueberzeugung müssen wir jedoch aussprechen, unberührt von dem Aufschrei des Widerspruchs, welche sie hervorrufen wird. Wenn Herr von Bismarck der Regierung, an deren Spitze er steht, den Impuls zu einer kühnen, fortwirkenden, unwiderruflichen That in der deutschen Frage geben kann, so wird in wenig Tagen vergessen sein, was er noch heute und gestern gesprochen, gethan oder zugelassen hat. Dann ist es mit der Reaktion zu Ende, aber auch mit der Opposition. Unter anfänglichem Widerstreben wird lawinenartig durch die deutschen Provinzen der Ruf einer Nation sich fortpflanzen, welche durch das Reden zur Verzweiflung gebracht ist; der veränderte Ruf eines verzweifelnden Tyrannen, welcher angstvoll fragte: „Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!“ Die deutsche Nation wird jubelnd rufen: „Eine Diktatur für einen Mann!“

Die Broschüren, die diese lapidaren Sätze enthalten, sind anonym erschienen und wenige Menschen haben erfahren, wer der Verfasser war. Sie konnten auch, als sie erschienen, wenig Eindruck machen, denn wie Viele gab es im Jahre 1862, die nicht lachten über die Vorstellung, daß der Junker Bismarck der nationale Held werden könne? Lachen — ist zu wenig; mit Zorn und Verachtung höhnten die Konservativen, die vom nationalen Staat nichts wissen wollten, ebenso wie die Liberalen, die in dem neuen Minister nichts als die Verkörperung der politischen Bosheit sahen oder ihn im besten Falle als einen blassen Nennommissen verspotteten. Mit um so größerer Ehrerbietung lesen wir heute jene Sätze und bewundern den Mann, der nicht bloß den aufgehenden Stern Bismarcks so früh erkannte, sondern ihn auch sofort von dem trüben, abscheulichen Nebel, aus dem er auftauchte, der damaligen Kreuz- und Zeitungs-Partei, zu scheiden und die Zukunftsempfindungen des deutschen Volkes vorauszusagen wußte. Jedes einzelne Wort rollt wie die Tropfen eines edlen Weines über die Zunge: „Gefühl für Preußens Ehre“, „unter anfänglichem Widerstreben“ „lawinenartig sich fortpflanzend“, „durch Reden zur Verzweiflung gebrachte Nation“ — „eine Diktatur für einen Mann“.

Auch im Original ist der letzte Satz in großen Lettern gedruckt, wir ihn hier wiederholt haben.

Was der Mengeparadoxer erschien, war, wie denn das wohl öfter vorkommt, das wahre politische Verständniß. Die Wurzel dieses Verständnisses finde ich am besten von unserem Freunde selber an einer anderen Stelle ausgedrückt. Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schleiermachers, 1868, schrieb er für den „Preußischen Staatsanzeiger“ einen längeren Artikel, „Friedrich Schleiermacher ein Preuße“. „Dieser Mann“, heißt es hier im Eingang, „an dem die Ursprünglichkeit der Forschung im Gleichgewicht stand mit der Kunstform, die er allen Erzeugnissen seines Nachdenkens einprägte, war ein Kind Preußens, nicht nur durch Geburt, sondern durch Liebe, durch eine Liebe, deren Reinheit und Bewußtsein niemals übertroffen worden sind.“ Als Preußen 1806 zusammengebrochen war, schrieb Schleiermacher an einen Freund: „Außerdem, daß ich ein Deutscher bin, habe ich wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit, ein Preuße zu sein; freilich geht meine Leidenschaft auf eine Idee von Preußen, welche in der Erscheinung vielleicht die Wenigsten erkennen. Die Schicksale der Menschen mußt Du ein wenig im Großen ansehen; sieht man zu sehr auf das Einzelne, so wird man schwindlig wegen der Kleinheit der Gegenstände.“

Eine Idee von Preußen, die die gemeine Wirklichkeit nicht zu zeigen scheint, die man aber erkennt, wenn man die Dinge im Großen ansieht — wie doch dieser Widerspruch immer von Neuem, glücklicher Weise allmählich mehr und mehr abgeschwächt in der Generationenfolge hervortritt!

Alle natürlichen Neigungen und Kräfte Höpfers vereinigten sich zu einem impulsiven Zusammenbrennen, als nach der Vollendung des einigen Nationalstaats der Kulturkampf ausbrach. Der alte Theologe in ihm war in dem Philosophen nie untergegangen; jetzt hieß es, die Staatswissenschaften als praktischer Politiker nach dieser Seite wenden und dem preußischen Staat Ziel und Wege weisen, um das richtige Verhältniß zur Kirche zu finden. Er zog sich aus der Journalistik zurück und schrieb ein umfassendes Buch, „Das deutsche Reich und die kirchliche Frage“, das, als der Kulturkampf auf seiner Höhe stand, im Herbst 1875, erschien. Den Inhalt dieses Buches zu referiren, ist unmöglich, denn es ist, wie Leopold Ranke dem Verfasser schrieb, „gleichsam eine Philosophie der vornehmsten Fragen, welche die Welt beschäftigen“. Eine Vorstellung davon zu erwecken, will ich zunächst eine Reihe von Einzelheiten herausheben und nebeneinander stellen.

*

*

*

„Was in der Renaissance der künstlerische und gelehrte Enthusiasmus der Alterthumsforschung geleistet hatte, nämlich den positiven Ersatz des Heiligen, das begannen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die beobachtenden Wissenschaften zu leisten.“

„Wenn wir sagen, seit dem Untergange der Aufklärung hat sich kein neuer Glaube gebildet, so meinen wir: kein allgemeiner, kein nationaler Glaube. Aber es hat allerdings nicht gefehlt an großartigen Glaubensversuchen, nur daß keiner davon vermocht hat, dem Geist der Nation jenes dauernde Gleichgewicht seiner Grundkräfte zu geben, bei welchem allein ein Glaube die tiefen, mit dem Leben verwachsenden Wurzeln schlägt. Daß mehr als ein fühner Glaubensausschlag die Nation nicht dauernd in seinen Flug reißen konnte, daß eine bedeutende Reihe solcher Versuche gescheitert, das ist eine weitere und schlimmere Signatur der Glaubenslosigkeit unserer Zeit.“

„Der Glaube ist das Streben nach sittlicher Selbstgewißheit.“

„Jedes dieser Systeme war eine Vereinigung der schwersten, wissenschaftlichen Untersuchungen mit einer eigenthümlichen Erhabenheit der sittlichen Anforderungen. Aristokratisch waren diese Lehrgebäude, zugänglich, es ist noch zu wenig gesagt: für die Aristokratie der Menschheit, man müßte sagen: zugänglich nur den Wenigen, die auf der Menschheit Höhen wandeln. Und wer in diese Gebäude bringen wollte, der mußte im Stande sein, mit dem einen Fuß den Gipfel der Intelligenz, mit dem andern den Gipfel der sittlichen Gesinnung zu berühren und auf dieser doppelten Gipfelreihe dahin zu wandeln. Kants Kritiken, Fichtes Wissenschaftslehre, Hegels Phänomenologie und Logik sind die erhabensten Denkmale menschlicher Geisteskraft auf dem Gebiete rein intellektueller Untersuchung und Entfaltung. Die schwersten Forderungen andererseits, welche der sittliche Geist an sich gestellt hat, wobei wir selbstverständlich absehen von den Ausschweifungen und Tollheiten der Askese, die mit dem sittlichen Geist nichts zu thun haben, die schwersten Forderungen also, die der Geist, in seinem Elemente verharrend, sich gestellt hat, sind Kants Rigorismus der Pflicht, Fichtes schöpferische Erhebung des Ich über die Sinnenwelt und Hegels Verwandlung der Geschichte mit ihren unermesslichen Leiden und Kämpfen in den allgegenwärtigen Gottestempel durch die Reinigung und Erweiterung der durch die Macht des Denkens erlösten Seele.“

„Strauß verdankte den Sieg nicht seiner Ueberlegenheit in der Sache, sondern der scholastischen Unbeholfenheit seiner Gegner und

demnächst seiner eigenen Trivialität, die jedesmal der mächtigste Bundesgenosse ist, wenn ein geistiger Streit vor der großen Menge ausgefochten wird.“

„Durch die aufeinanderfolgenden großen Gedankensysteme des philosophischen Idealismus waren die strebenden Geister in Deutschland und Alles, was in die Schulen des Geistes sich ohne Beruf verirrte, mit einem gewaltigen Stolze genährt worden, einem Stolze auf die Kraft des Geistes und den Beruf des Menschen, der sich in den kläglichen politischen Zuständen nicht die geringste Genugthuung durch eigene Leistungen und eigene Versuche geben konnte. Im praktischen Leben gab es nichts als banausische Beschränktheit, passiven Gehorsam und mechanische Verrichtungen. Man konnte die stolzen Gebäude der Theorie und der Dichtung nicht immer höher emporthürmen. Die edelste Krone des Geistes in seiner Selbstverwirklichung ist die Praxis, der man die Fesseln verworrener Kümmerlichkeit nicht abnehmen konnte. Aus der grenzenlosen Unnatur dieses Widerspruchs entsprang eine Verzweiflung und ein Haß gegen den theoretischen Idealismus selbst.“ (Dreißiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts.)

„Alles Esoterische wirkt nur langsam, indem es exoterische Früchte zeitigt.“

„So geschäftig die Antiquare des Glaubens die Reliquien der nachreformatorischen Zeit ausgruben und aufpukten, einen Hauptzug derselben ignorirten sie mit wunderbarer Beharrlichkeit, als ob ihre Augen dagegen geblendet wären: den leidenschaftlichen Haß gegen den Katholizismus.“

„Das Charakteristische des Glaubens ist der Antrieb zum Schaffen, das Charakteristische des Unglaubens ist die Zerstörung der Schaffensfreudigkeit, die Leugnung des schöpferischen Berufes, das Zurückwerfen der Menschheit auf das unmittelbare Sein und den unmittelbaren Trieb, der Ueberdruß an der Vergeistigung des Daseins und endlich am Dasein selbst. Diese Stufen des Unglaubens entsprachen dem damaligen Zeitbedürfnis und sie fanden jede ihre Nahrung und ihre Konsequenz in der Lehre Schopenhauers.“

„Wenn man den Menschen weiter nichts sagt, als was sie wissen, oder was so plan ist, daß sie sich einbilden, es gewußt zu haben, oder es selbst erfunden haben zu können, wird wenig Ehre bei ihnen einlegen.“

„Es ist völlige Unfähigkeit, das Christenthum zu verstehen, wenn man es auf den Katalog der einzelnen Tugenden verhören

will. Dieser Katalog wechselt, wie die Richtungen der menschlichen Thätigkeit, nach den Kulturepochen.“

„Jeder Tag der Herrschaft des Christenthums verkündigt die Wahrheit der Auferstehung in dem Sinne nämlich, daß das Wirken seines Stifters jenseits des Grabes erst wahrhaft begonnen. Die Ansicht von Strauß, daß eine in halber Verzweiflung erfundene, blaß und widerspruchsvoll ausgeführte Dichtung achtzehn Jahrhunderte die Menschheit beherrscht habe und die Bedingung aller ihrer Gedanken über die höchsten Dinge geblieben sei, ist eine Blasphemie gegen den Geist der Menschheit, wie sie erniedrigender garnicht gedacht werden kann. Man begreift, daß wer an die Abhängigkeit der Menschheit von solchen Zufällen und Einfällen glaubt, daß dem der Geist auf ein paar materielle, mehr oder minder übel und zufällig verbundene Zuktionen sich reduzieren kann. Der Glaube an die Auferstehung Christi ist in Wahrheit das Bewußtsein des Geistes von seiner ewigen Majestät.“

„Hat unser Schriftsteller schon gehört von Leuten, die an das Quadrat glauben oder an das Einmal-Eins? Glauben im intensiven Sinne des Wortes heißt, aus der tiefsten Natur des Geistes heraus eine Gewißheit produziren im Widerspruch mit der empirischen Wahrnehmung und im Widerspruch mit dem empirischen Verstand, der lediglich aus der ersteren schöpft. Aller Glaube, sofern er einen Widerspruch setzt, schafft ein Problem, dessen Lösung die Arbeit des Geistes im langen Zeitenlaufe bildet. Nur an Probleme kann der Geist glauben, und Probleme fordern die Anstrengung der unmittelbaren Selbstgewißheit des Geistes heraus, die mit dem Wort Glaube im intensiven Sinne bezeichnet wird.“

„Nicht die Musik allein macht den großen Tondichter, nicht die Herrschaft über den Pinsel allein macht den großen Maler, sondern der große Schwung der Seele, den der Eine in Tönen, der andere in Farben ausdrückt.“

„Nur die Staatsbildung, an welcher die frischen, sittlichen Lebenstriebe der Bürger gebunden sind, ist von unzerstörbarer Lebendigkeit.“

„Das Thema der Beethovenschen Musik und der Goetheschen Poesie ist dasselbe, es ist derselbe Gemüthsstoff, derselbe Kampf und dasselbe Problem, dieselben Leiden und dieselben Entzündungen. Aber der Buchstabe der Poesie erstarrt oft auf lange Zeit und wird nur in gewissen Stunden vielleicht und immer weniger fruchtbar lebendig. Die Musik trägt diese Bewegung eindring-

lich, mächtig, fortreißend einher und überwältigt das Gemüth des Hörers. Es ist die Gestalt der Religion, welche unsere Zeit einsteilen allein noch besitzt, das unbestimmte gewaltige Herausstreben aus Druck und Angst, aus Niedrigkeit und geistiger Verlorenheit, zu ungeglaubten Geheimnissen, von denen das Gemüth sich gleichwohl nicht losreißen kann, ohne in Verzweiflung und Selbstverachtung zu verfallen.“

„Diese Zeit, ungeistlich, weil sie die Einheit des geistigen Lebens verloren hat; unchristlich, weil das Christenthum in ihren Kirchen entweder wie eine leblose Antiquität oder als ein sinnberückendes Herrschaftsmittel gehegt wird; von skeptischen und blasfirten Anschauungen erfüllt, einem praktischen Materialismus ergeben, und dann wieder naturphilosophische Träume auf materialistischer Basis übereinanderhäufend und diese Träume zur Bestätigung bald ihrer Blasirtheit, bald ihrer Genußsucht und ihres Egoismus verwendend, bald zur Beruhigung des Nestes von theoretischem Idealismus, der ihr noch geblieben; die nur noch aus dem Segen der Töne, in dem sie bald ein Sinnen-, bald ein Verstandespiel sehen will, das Wesen und Wirken einer geistigen Welt in überzeugender Gegenwart fühlt — diese Zeit sieht sich plötzlich vor eine Aufgabe religiöser und kirchlicher Gestaltung gestellt, wie seit den Tagen der Reformation dem deutschen Volke keine vorzulegen.“

„Kirche und Laienwelt, *ecclesia* und *saeculum*, bilden wie immer in Wahrheit eine und dieselbe Zeit. Wie die Theologie den todten Stoff der Dogmen als angebliches Gefäß der Wahrheit in ihren Schreinen verwahrt, so findet die weltliche Wissenschaft nur todten Stoff. Im Einzelnen wird überall viel zusammengetragen, viele Theile werden herbeigeschafft, aber das geistige Band verliert sich immer mehr.“

„Man kann die Kantische Lehre zurückweisen. Dann steht man vor der widerspruchsvollen Oberfläche der Erscheinung als einem Räthsel. Man kann die Kantische Lehre annehmen. Dann sieht man in eine unergründete Tiefe, deren Zusammenhang nicht minder ein Räthsel bleibt. Aber das erste Räthsel ist Verwirrung, das zweite ist Geheimniß. Es kommt auf die Geistesbeschaffenheit an, wer die Verwirrung ertragen will oder das Geheimniß, das Geheimniß ist nicht der geschlossene Vorhang vor unserem Auge, sondern der geöffnete Schacht, in dessen Verfolgung das Auge sich verliert“.

„Die unverlierbare Bedeutung Kants liegt darin, daß er den Kern der Christenlehre als eine wissenschaftliche Nothwendigkeit darge-
gethan hat“.

„In der Hegelschen Darstellung des Christenthums ermüdet zuerst die Umständlichkeit und wiederholende Ausbreitung der rein logischen oder begrifflichen Momente. Kommt man darüber hinweg, und man kann freilich nur durch das Verständniß darüber hinwegkommen, so ist diese Darstellung in ihrer vollkommen kontemplativen Ruhe das Enthusiastischste, was je in lehrender Darstellung niedergelegt worden. Dieses Logische und dann diese Macht des Gemüths, in deren ruhig bewegter Tiefe sich der Gegenstand spiegelt, gemahnt an die Schöpfungen Sebastian Bachs mit der Strenge und unerschöpflichen Gründlichkeit ihres Formgewandes, des Jugenwerkes u. s. w., aus welchem dann aber scheinbar plötzlich, in Wahrheit aber nicht plötzlich, sondern naturgemäß, an rechter Stelle die ergreifendste Sprache der Empfindung hervordringt, die das ganze Gemüth bewältigt und in der gleichwohl das Sinnliche bis auf das letzte Atom getilgt ist.“

„Man muß immer wieder erstaunen, wie genau dasjenige übereinstimmt, was Hegel in den schweren Formen der begrifflichen Erkenntniß oder der in ihre inneren thätigen Elemente aufgelösten Vorstellung gelehrt hat, und was Goethe mit der Prägnanz der anschaulichsten und zur Seele sprechendsten Vorstellung ausgedrückt hat“.

„Pseudowissenschaft ist die unkritische Vermischung von Beobachtung und Metaphysik, welche den Charakter der heutigen Naturwissenschaft ausmacht“.

*

*

*

Niemand, der auch nur diese einzelnen Sätze gelesen hat, wird sich dem Eindruck entziehen können, daß er es mit einem ebenso tiefsinnigen Geist wie großen Gelehrten und sprachgewaltigen Künstler zu thun habe. Dennoch machte das Buch, dem wir die Sätze entnommen haben, kaum einen Eindruck. Der Grund ist zunächst ein ganz äußerlicher. Niemand suchte darin das, was es enthielt und Niemand fand darin das, was er suchte. Es war ein gelehrtes Werk in Form einer großen politischen Broschüre; daher für alle Broschürenleser viel zu schwer; von Denjenigen aber, die systematisch studiren wollen, als Augenblickswerk nicht beachtet. Das Buch enthält die eindringendste, tiefgründigste Geistesgeschichte des deutschen Volkes seit der Reformation. Wer erwartet sie hier?

Das Buch enthält die scharfsinnigste philosophische Widerlegung des Darwinismus. Wer sucht sie hier? Das Buch gipfelt in dem Satz, daß unsere Zeit zwar keinen theoretisch einheitlichen Glaubensinhalt habe, aber dennoch keineswegs irreligiös sei; den lebendigsten Ausdruck finde die religiöse Grundstimmung unseres Geschlechts in der schweren und ernsten Musik. Es untersucht den inneren Zusammenhang dieser Musik mit der Religion und analysirt in ergreifenden Worten die Bach'schen Passionen und die H-Moll-Messe, Händel und Beethoven. Wer sucht das hier?

Ich habe alle diese Einzelheiten vorausgeschickt, um nunmehr erst den Gedankengang des Buches selber anzudeuten.

Rößler geht aus von der Frage, weshalb Bismarck den Kulturkampf entfesselt habe. Er findet den Grund — wohl nicht zutreffend — in den auswärtigen Verhältnissen, vertieft ihn aber dann sofort durch die Zurückführung auf den prinzipiellen Gegensatz zwischen dem modernen Papstthum und dem modernen Staat. Er verwirft die oberflächliche Vorstellung, als ob das Wesen des modernen Staates etwa darin bestehe, gar keine Beziehungen zur Religion zu haben und sucht nun in der Hoffnung, daß es dem deutschen Reich gelingen werde, den Romanismus aus seinen Grenzen zu vertreiben, das Idealbild der zukünftigen Kirche in dem neugewonnenen deutschen Nationalstaat. Wird diese Kirche die christliche sein? Kein Geringerer als David Strauß hat die Frage aufgeworfen: sind wir noch Christen? und sie mit Nein beantwortet. Es ist die Frage, die im Mittelpunkt all der verschiedenen Weltanschauungen steht, die heute um die Seele unseres Volkes kämpfen. Von der Beantwortung dieser Frage hängt das Verständnis der geistigen Entwicklung der letzten Jahrhunderte ab. Es ist die schwerste und tiefste aller Fragen, die an die geistige Bildung gestellt werden können. Sie war im Jahre 1875 noch schwerer zu beantworten, als sie es heute ist, denn es ist unverkennbar, daß die Zeit selbst in diesen 20 Jahren ein gutes Stück der Antwort bereits gegeben hat, daß Diejenigen, die damals die Kraft der christlichen Konfessionen schon für nahezu erschöpft hielten, gewaltig geirrt haben. Ihre Kraft hat seitdem nicht ab-, sondern sichtlich zugenommen. Rößler hat das schon damals vorausgesehen. Er untersucht den geistigen Kern all der großen Persönlichkeiten, die dem deutschen Volke seine heutige Bildung gegeben haben und in denen diese Bildung zum Ausdruck kommt: Lessing, Kant, Fichte, Hegel, Goethe, Schiller, Beethoven, und er findet, daß sie

alle, trotz Allem, was hier und da auf den ersten Blick dagegen zu sprechen scheint, im tiefsten Wesen auf dem Boden des Christenthums erwachsen sind und mit dem Christenthum zusammentreffen. Das macht, im Christenthum sind Grundwahrheiten an den Tag getreten und zur Herrschaft gelangt, die ewig sind. Die historische Erscheinung der Kirche und der Konfessionen wechselt in den verschiedenen Epochen und wird wechseln, aber der Grund der Religion ist für alle Zeit gelegt und es wird niemals eine andere und höhere Religion geben, als die christliche.

Der Kulturkampf sollte nach seiner Vorstellung dazu führen, daß das Christenthum in der neuen Form einer deutschen Nationalkirche sich verjünge.

Wie weit hatte seine schöpferische Phantasie sich da von der Wirklichkeit entfernt!

Daß der Kulturkampf aufgegeben werden mußte, war die größte Enttäuschung seines Lebens; aber nicht Bismarck maß er die Schuld bei. Wirklich gewonnen hätte der Kulturkampf nur werden können, führte er später in einem „Evangelicus“ gezeichneten Aufsatz der „Preussischen Jahrbücher“ (Mai 1886) aus, wenn entweder im Katholizismus selbst regenerative religiöse Kräfte entstanden wären, die dem Staat in dem Kampf gegen die ultramontane Hierarchie entgegenkamen, oder wenn der Protestantismus religiöse Kraft genug besessen hätte, missionierend in die vom Kulturkampf verwüsteten Gebiete der katholischen Kirche vorzugehen, sie für sich zu gewinnen und mit neuem religiösen Leben zu erfüllen. Aber schrieb er (Preuß. Jahrb. 1885 „zum 1. April“) „Fürst Bismarck hat mit dem Mosesstab an alle Felsenadern geschlagen, in welchen die Quellen des deutschen Lebens rinnen. Aus manchen Adern sind die Quellen kräftig hervorgeströmt, aus der religiösen Ader nicht!“

Mit nie ganz verzagendem Gemüth aber fügt er hinzu: „Tief im Felsenrunde rührt sich das Wasser des Lebens.“

Als Röbner 1860 nach Berlin übergesiedelt war, hatte er unter dem Ministerium der neuen Aera an der officiösen „Preussischen (Stern)Zeitung“ mitgearbeitet und darauf an der „Berliner Allgemeinen Zeitung“, die die altliberale Partei schuf und Julian Schmidt redigirte, bis sie, gerade als der Morgen ihres Sieges am Horizonte aufdämmerte, im Jahre 1863, einging. Max Duncker war damals in Berlin das Haupt der alten Kaiser-Partei des Frankfurter Parlaments; Joh. Gust. Droysen, Häußler, der oft von Heidelberg

herüberkam, Haym, der Redakteur der „Preussischen Jahrbücher,“ Hegidi, Treitschke gehörten dazu. Von ihnen Allen erkannte Rößler zuerst, daß Bismarck der Heilbringer sei, auf den sie Alle warteten: weil, wie mir einer seiner damaligen Freunde es deutete, „er die Verwegenheit des philosophischen Dialektikers hatte, der mit seinem Schluß fertig war, während die Anderen noch abwarteten und beobachteten.“ Er stellte sich dem neuen Minister zur Verfügung und wurde 1865 der preussischen Gesandtschaft in Hamburg für Preßangelegenheiten und die Beobachtung Schleswig-Holsteins beigegeben. Dann hat er von 1868 an wieder in Berlin am „Staatsanzeiger“ mitgearbeitet, die Stelle aber niedergelegt (Ende 1871), weil ihm die Zensur, die der vortragende Geheime Rath und Kurator des Staats-Anzeigers ausübte, unerträglich war. Gern wäre er wieder in die akademische Karriere zurückgekehrt, aber für einen Mann seiner Art hatten damals weder die Kultus-Ministerien noch die Fakultäten Verständnis. Die Hegelsche Philosophie, die er vertrat, galt ja für überwunden und todt, und wenn den Politikern sein Buch zu philosophisch war, so war es den Gelehrten zu politisch. Es liegt in der Natur der Universitäten, daß sie den korrekten, wenn auch noch so unbedeutenden Fachmann dem Genie vorziehen, das keine Spezial-Forschungen, keine Bücher mit Anmerkungen oder Editionen aufzuweisen hat. Es gab Professoren genug, die wohl wußten, was an Rößler war, Max Dunder, Runo Fischer, Dilthey, Erdmannsdörffer, Schmoller; er gehörte auch zu den Begründern des „Vereins für Sozialpolitik“ 1872, aber die Fakultäten konnte ihm das nicht wieder eröffnen. Nach irgend einem Broderwerb mußte er suchen; er hatte sich im Jahre 1866 verheirathet und vier Kinder. Da wurde ihm (1877) die Stelle als Direktor des Literarischen Bureaus angeboten; eine von jenen Stellen, die wie Bibliothekar und Archivar wohl einen Mann von Verständnis und Urtheil verlangen, doch aber in ihrem dienstlichen Inhalt nur Hülfzarbeit darstellen. Das literarische Bureau hat, mit einer Anzahl Lektoren ausgestattet, die Presse zu verfolgen und die Zeitungsauschnitte sowohl für den König wie für die Ministerien zu besorgen und zusammenzustellen. Rößler sagte das zu. Sein Amt verlangte von ihm und gab ihm eine fortlaufende Uebersicht über die deutsche und außerdeutsche Presse, welche Kenntniß ihm nun die Grundlage bot für eine freie journalistische Thätigkeit. Er empfing auch Informationen, schrieb vielfach die schon nicht mehr offiziellen, sondern offiziellen Artikel der „Provinzial-Korrespondenz,“ vermittelte manche

Beziehungen der Regierung zur Presse; daneben aber war er Journalist, man darf fast sagen, trieb er Politik auf eigene Faust. Er schrieb zahllose Artikel an den verschiedensten Stellen, namentlich aber die Leitartikel der „Post“ über die auswärtige Politik, darunter die beiden, deren sich die Welt noch heute erinnert „Krieg in Sicht“ (1875) und „Auf des Meißers Schneide“ (1887); er war Verfasser der Kometen-Briefe in den „Grenzboten“ und später, von 1884 an der Korrespondenzen über auswärtige Politik in den „Preussischen Jahrbüchern.“ Obgleich sein Stil sehr schwer, ja oft schwerfällig war, immer etwas Akademisches, Professorenhaftes behielt, so that das doch seiner journalistischen Wirksamkeit gar keinen Eintrag. Wo auch immer Etwas von ihm auftauchte, immer wurde es beachtet, ohne daß irgend Jemand draußen ahnte, daß er der Verfasser sei. Ich habe das öfter selber beobachten können, sei es daß es sich um Beiträge in den „Jahrbüchern“ handelte, sei es daß er mir etwas Anderes zum Lesen gegeben hatte: auch wenn ich es garnicht so sehr marquant gefunden hatte, machte es doch die Runde durch die ganze deutsche Presse.

Nichts erscheint bei dieser Thätigkeit auffälliger, als daß Rößler dabei dem Fürsten Bismarck weder näher, noch mit ihm in Konflikt kam. Einer seiner Freunde fragte einmal einen dem Fürsten nahestehenden Mann, wie es komme, daß der Kanzler einen so bedeutenden Menschen nicht höher bringe. Die Antwort war: Ideen habe Bismarck selbst genug, und als Beamter sei Rößler zu selbständig. Die Antwort muß in der That als treffend bezeichnet werden. Deshalb hatte er ja schon die Anstellung am „Staatsanzeiger“ wieder aufgegeben, weil er sich in die Beamten-Disziplin nicht fügen konnte. Sein Vorgesetzter wird wohl manchmal über den paradoxen Phantasten gescholten haben. Nicht als ob dieser nicht gewußt hätte, daß in der Beamten-Hierarchie und besonders in der Politik eine gewisse Unterordnung unter den Führer schlechthin geboten ist. Aber der eigentliche, geisttödtende bureaukratische Schematismus, der immer mit einer gewissen Feigheit, der Furcht vor Verantwortung verbunden ist, war ihm unerträglich. Der Gelehrte und Künstler in ihm, der seinem publizistischen Thun die Kraft gab, verhinderte ihn, im Beamtenthum eine höhere Stellung einzunehmen, ganz ebenso wie seine leidenschaftliche Neigung zur Politik ihn abgehalten hatte, nach der üblichen Methodik akademischer Wissenschaft die Professoren-Laufbahn zu verfolgen. In den Ministerien kannte und schätzte man seine originale Kraft und ich glaube nicht, daß man ihm

wegen der freien Stellung, die er sich nahm, jemals Schwierigkeiten gemacht hat. Bismarck aber konnte Rößlers Selbständigkeit ertragen, weil dieser auch ohne unmittelbare Direktive in gewissen Temperaments- und Charakter-Anlagen auf eine eigenthümlich glückliche Weise mit den Intentionen des Fürsten zusammentraf.

Eine Wesenheit der Bismarckschen Staatskunst ist immer die erstaunliche Wachsamkeit gewesen. Wo irgend in der Welt die entfernteste Gefahr auftauchte, wo irgend eine Reizung sich zeigte, ein Funke durch die Luft wirbelte, war der sorgsame Wächter sofort auf dem Platz, warnte, drohte, besänftigte, löschte, ehe sich etwas Bedeutenderes entwickelte. Da ist es denn auch wohl zuweilen vorgekommen, daß ein Verdacht unbegründet, große Mittel gegen ein Nichts aufgeboden waren.

Noch heute streitet man darüber, wieweit die Gefahr eines französisch-italienisch-österreichisch-päpstlichen Bündnisses, die der „Krieg = in = Sicht =“ Artikel der „Post“ zerstören sollte (1875), überhaupt vorhanden gewesen ist. Man schieße doch nicht mit Kanonen auf Spazgen, soll Graf Andrassy darüber gesagt haben. Dem Fürsten hat das sicherlich nichts gemacht; er ärgerte sich in diesem Fall, daß Gortschakoff den Spieß umzudrehen suchte und damit einigen Erfolg hatte, aber sein Grundsatz war und blieb, wie er es 1888 einem süddeutschen Staatsmanne gegenüber ausgedrückt hat, er liebe es, sein Vorterrain stets unter Feuer zu halten. Kein Journalist konnte ihm das besser besorgen als Rößler, dessen lebendige Phantasie immer Gewitterwolken am Himmel sah und mit ihnen kämpfte. Damit diente er den Bismarckschen Wünschen und Bedürfnissen um so leichter und besser, als er sich ganz in seinen Geist hineinzuversetzen suchte. Denn bei dem höchsten Bewußtsein von der eigenen geistigen Kraft hatte er doch wieder ein fast weibliches Anschmiegungsbedürfnis an einen Heros der Praxis und der That. In seiner Novelle „Der Heilige“ hat Conrad Ferdinand Meyer eine derartige anscheinend widerspruchsvolle, in Wahrheit, aber doch einheitliche Individualität gezeichnet. Rößler wußte von sich, daß er kein Weltmann sei, und Anlage wie Schicksal hatten ihn doch dahin geführt, in der praktischen Welt zu wirken. So suchte er seine Ergänzung, indem er sich dem Gewaltigen, den er so inbrünstig herbeigesehnt, den er prophezeit hatte, der in überschwänglicher Weise alle Träume seiner Jugend erfüllt hatte, ganz zu eigen gab. Selbst die Bismarcksche Methode, die politisch-sachlichen Gegensätze persönlich auszufechten,

nahm er an. Der Mann, dem Milde und Wohlwollen aus den Augen leuchtete, der Mensch zu Mensch kaum im Stande gewesen wäre, eine Unfreundlichkeit zu sagen, gebrauchte in der journalistischen Polemik rücksichtslos die schärfsten Waffen — ich möchte fast sagen, wie Danton, von dem man behauptet, daß, indem er die Tausende auf's Schaffot schickte, er mitleidig die Einzelnen zu retten suchte. Höpplers Ansicht war, der Kampf sei das Wesen der Politik. Sobald der Kampf vorbei, kam in ihm der unbefangene Gelehrte zu seinem Rechte; er sah Alles in dem reinen Licht der Kontemplation und mußte auch die Stellung und Motive des Gegners freimüthig zu würdigen. Einer seiner schönsten Aufsätze ist — anonym — Eduard Lasker nach dessen Tode gewidmet (Preuß. Jahrb. Febr. 1884), den er wenige Jahre vorher, um die National-liberalen von ihm loszureißen, auf's Böseste angegriffen hatte.

Als Beispiel der erstaunlichen Wirksamkeit seiner Publizistik sei die Rolle erwähnt, die er beim Kölner Dombau-Fest gespielt hat. Der Kölner Dom wurde vollendet 1880, als der Kulturkampf noch auf's Wüthendste tobte, das Erzbisthum und der Dom des Bischofs beraubt waren, der in der Verbannung lebte. Als nun zuerst der Gedanke einer großen Vollendungs-Feier auftauchte, zu der der Kaiser und die ganze kaiserliche Familie erscheinen sollten, geriethen die Liberalen in Unruhe, da sie besorgten, daß die Klerikalen das Fest benutzen würden, um beim Kaiser für den Bischof und den Katholizismus Stimmung zu machen. Wie sollte auch ein Domfest denkbar sein, das nicht als ein Triumphtag der siegenden Kirche erschien? Hatte doch David Strauß prophezeit, daß mit dem Wachsen der Thürme des Kölner Doms den Ultramontanen in demselben Maße der Kamm schwellen werde. Ein Artikel Höpplers in der „Provinzial-Korrespondenz“, den er nachher in einem Kometenbrief der „Grenzboten“ ergänzte, warf Alles herum: er stellte das Fest dar als ein nationales, die Eigenschaft des Domes als eines katholischen Gotteshauses als eine nebensächliche. Gerade daß das Fest gefeiert werde ohne den Bischof, zeige, wie wenig dieser bedeute. Der Journalist, der mit den Waffen des eindringenden historischen Verständnisses für das Wesen des Mittelalters, der Gothik und Mystik zu kämpfen verstand, gab dem Fest damit wirklich einen ganz eigenartigen Inhalt; die ganze liberale Presse stimmte zu und ertönte in Festesfreude, die ultramontane stand im Schmollwinkel.

Neben der politischen Arbeit blieb unserem Freunde Zeit und

Luft, in den rein geistigen Gefilden des Lebens zu wandeln und hier und da einen Baum zu pflanzen. Ihm solle die Welt nach keiner Seite mit Brettern vernagelt sein, war eine Redewendung, die er gern gebrauchte. Noch an den Grenzen der Politik liegt die philosophische „Allgemeine Staatslehre“, die er in Siena schrieb; ein anderes, mehr staatsrechtliches Buch aus den sechziger Jahren ist betitelt: „Studien zur Fortbildung der preussischen Verfassung“, endlich gehört dahin „Gesichtspunkt der Steuerpolitik“ (1868). Dazwischen liegt schon ein Büchlein „Gustav Freytag und die deutsche Dichtung“ (1861). Später finden wir eine Reihe von Abhandlungen, die Goethe gewidmet sind, über die Entstehung des Faust, den Urfaust, Tasso, die große Weimarer Ausgabe der Werke und einzelne Gedichte bis zu den Lesarten und der Interpunktion herunter. Ueber die Emilia Galotti, Macbeth, Hamlet hatte er sich seine eigene Auffassung gebildet und die über Hamlet auch literarisch niedergelegt. Heinrich von Kleist interessirte ihn so sehr, daß er den Versuch ausführte, sein verlorenes Drama „Robert Guiscard“ zu rekonstruieren. Unter dem Namen „Felix Galm“ schrieb er über Richard Wagners „Ring der Nibelungen“. Dilthey's Schleiermacher, „Friedrich der Große als Philosoph“ von Zeller, Runo Fischers Geschichte der Philosophie wurden von ihm mit Essays begleitet. Als eine öffentliche Sammlung für ein Schopenhauer-Denkmal veranstaltet werden sollte, schlug er den Versuch mit einem so wuchtigen Keulenschlag zu Boden (Preuß. Jahrb. 1884, Maiheft), daß keiner der Unterzeichner wagte, die Hand dagegen zu erheben. Dem Philosophen Erdmann widmete er einen Nachruf und für die „Allgemeine Deutsche Biographie“ steuerte er die seines Freundes Julian Schmidt bei. Essays über die Unterrichtsfrage, die Frauenfrage, die Duellfrage erwachsen ebenfalls auf dem philosophischen Untergrunde seiner Bildung. Clausewitz' großes Werk „Vom Kriege“ kannte er durch und durch. Als das Problem der Strategie Friedrichs des Großen auftauchte, das zunächst einen ganzen Aschenregen von Mißverständnissen aufwarf, gehörte er zu den Wenigen, die es sofort klar und richtig auffaßten. Die Historie interessirte ihn so sehr, daß er längere Zeit Herausgeber der „Zeitschrift für Preussische Geschichte und Landeskunde“ war, dieselbe, in der er seine Arbeit „Graf Bismarck und die deutsche Nation“ veröffentlichte. Sybels „Begründung des deutschen Reiches“ wies er fast mit Ironie zurück. Von der Größe Ranke's aber fühlte er sich ganz überwältigt und seine Besprechung der „Weltgeschichte“, der ersten Bände in der

„Allgemeinen Zeitung“ (1885 Nr. 331), der letzten in den „Preussischen Jahrbüchern“ haben sehr viel zum Verständniß des ungeheuren Wertes beigetragen. Ich habe diese Besprechungen einmal meinen Uebungen im „Historischen Seminar“ der Universität zu Grunde gelegt. Wenn das 20. Jahrhundert dereinst den geistigen Zusammenhang des 19. zu ergründen sucht, so wird die Namenreihe Goethe-Hegel-Manke dabei sicherlich eine große Rolle spielen und dann wird man vielleicht auch finden, daß Rößler einer der Ersten gewesen ist, die hier eine Einheit erkannt haben.

In dem oben zitierten Aufsatz über Lascker heißt es: „Für die deutsche Bildung ist das Vaterland der geistige Zweck, der aus der Fülle des deutschen Denkens und Glaubens stammt und dieser Fülle den Raum gewährt.“ Die wahre Treue, heißt es weiter, hafte nicht am ersten besten Fertigen — das sei die bloße Treue des Pudels — sondern zermalme dasselbe, wenn nöthig, um den wahren Gegenstand der Treue zu finden. Darum seien die wahrhaft Getreuen in Hannover nicht die Welfen, die an dem alten Königshause hingen, sondern die Nationalliberalen, die entschlossen den schädlich gewordenen Partikularstaat hinter sich warfen.

Rößler selbst würde es schwerlich geglaubt haben, wenn ihm Jemand gesagt hätte, daß er selber noch einmal in die Lage kommen werde, den ersten dieser Sätze durch den zweiten zu bethätigen. Alle seine politischen Ideale hatte er in Bismarck erfüllt und verkörpert gefunden. Es kam die Zeit, wo diese Einheit sich auflöste.

Fürst Bismarck ist heute der großen Mehrzahl der besten Deutschen die gute alte Zeit. Wäre er an der Regierung geblieben, so hätten wir die gute alte Zeit vielleicht heute noch. Weshalb hat er eigentlich gehen müssen? Es sind unter Umständen die Leute, die am allerunzufriedensten waren, als er noch herrschte, die heute so reden. Zu streiten ist dagegen nicht; es handelt sich überhaupt nicht um eine Ansicht, sondern nur um eine Stimmung, und eine Stimmung, deren Grundelemente man nur gern sehen kann. Wer aber politisch die Gegenwart verstehen will, der muß sich vor Allem zu der kalten Klarheit durcharbeiten, daß Fürst Bismarck im Jahre 1890 gehen mußte, weil er fertig war. Nicht als ob nicht ein Staatsmann, der mit seinem Ideenvorrath am Ende ist, unter Umständen noch Jahre lang an der Spitze eines Staatswesens bleiben

Das Staatsleben stagnirt dann eben einige Zeit. Aber es ist möglich, wenn eben ein junger thatkräftiger Monarch an die Regierung gekommen ist und vorwärts drängt.

Ein Schriftsteller, von dem ich sonst nichts weiß, Max Bever, der in einem freudigen Bismardenthufiasmus hier und da prächtige Wendungen gefunden hat, hat auch in seinem Sinn diese Lage einmal nicht übel beschrieben. Er bestreitet nicht, daß Bismarck im Jahre 1890 kein Programm mehr gehabt habe; aber, sagt er, das sei Ende der 70er Jahre schon einmal so gewesen und der Fürst habe aus der Fülle seines Geistes eine neue Welt von Zwecken geschaffen, den Schutz der nationalen Arbeit, die soziale Gesetzgebung. Warum sollte ihm das in den neunziger Jahren nicht zum dritten Mal gelungen sein? Gegen solchen Glauben kann man wieder nicht streiten, aber die Politiker und Historiker werden sich daran halten, daß umgekehrt nach dem Rücktritt des Fürsten ein ganzer Komplex fruchtbarer Gesetzgebung erging, die längst in der öffentlichen Meinung vorbereitet, ja man kann sagen, auf dem Boden der Bismarckschen Staatsideen erwachsen, nur durch zufällige individuelle Neigungen und Vorurtheile des leitenden Staatsmannes so lange zurückgehalten waren.

Die Herrfurth'sche Landgemeindefordnung, die Miquel'sche Steuerreform, die Berlepsch'sche Arbeiterschutzgesetzgebung, die Caprivische Heeresreform gehören zu den ausgezeichnetsten Bauwerken moderner Legislatur — nicht in dem Sinne als ob sie allgemeingültige Ideale realisirten, sondern so wie sie dem parlamentarischen Baugrund angepaßt sind. Niemand begleitete diese Arbeiten mit freudigerem Interesse und eifrigerer Hülfsthätigkeit als unser Freund. Aber mehr als das. Fürst Bismarck trat in entschiedene und laute Opposition zu dem neuen Kurse. Und der neue Kurs mißhandelte ihn. Röpler billigte das. Es sei politisch nothwendig. Der neue Reichskanzler könne niemals das für jede Regierung Unentbehrlichste, die Autorität, gewinnen, wenn in den Augen der Menschheit in und außer Deutschland die Möglichkeit fortbestehe, daß Bismarck eines Tages wieder zurückkehre. Jede persönliche Beziehung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten müsse deshalb abgebrochen werden, die alten Bismarckschen Prinzipien, daß die Politik auf Personen beruhe und deshalb einen persönlichen Kampf bilde, wollte er jetzt rücksichtslos gegen den alten Helden selbst angewandt sehen. Bismarck war ihm nicht mehr der Repräsentant, sondern der Gegner des echten deutschen Vaterlandes. Da wußte er auch nichts mehr von irgend einer Treue, die er ihm schuldig wäre. Jetzt war ihm Caprivi der Mann, unter dessen Fahne er focht. Wäre er der bloße Politiker gewesen, so hätte er diesen Wechsel der Götter ent-

weder garnicht oder nicht ohne innere Pein vollziehen können. Aber er war ja im letzten Grunde der Gelehrte, der auch die Personen wie objektive Erscheinungen betrachtet. Nicht um Bismarcks willen, sondern um deswillen, was er ihm repräsentirte, war er sein Anhänger gewesen; Pietät um der Person willen kannte er in öffentlichen Dingen nicht und liebenswürdige Illusionen zerlegte er mit der Verstandesschärfe und Verstandeskühle Schopenhauers. Er dürfte wohl der einzige Mensch in Deutschland geblieben sein, der bis an sein Lebensende von einer starken Abneigung gegen den alten Kaiser Wilhelm erfüllt war und schroff, ja verlegend über ihn sprach. Die schrecklichen Dinge des Jahres 1888, der Immediatbericht Bismarcks gegen das Andenken Kaiser Friedrichs hatten ihn nicht gerührt. Nun wandte er sich ebenso empfindungslos gegen den Fürsten.

Auch unter Graf Caprivi blieb er anfänglich noch in seiner bescheidenen Stellung als Direktor des literarischen Bureaus, dann trat der Zweiundsiebzigjährige noch auf kurze Zeit als jüngster Legationsrath in das Auswärtige Amt über und wurde 1894 mit dem Charakter als Geheimer Legationsrath pensionirt.

Den heutigen Politikern ist von ihm wesentlich noch der Schreck im Gedächtniß, den er der öffentlichen Meinung einjagte, als er bald nach seiner Verabschiedung eine Broschüre „Die Sozialdemokratie“ veröffentlichte, in der er als einziges Heilmittel für die kranke Zeit die Diktatur verlangte. Die Forderung war um so auffälliger, als ein vorausgehender Theil der Broschüre nachgewiesen hatte, daß ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie unter den heutigen Umständen das Schädlichste von der Welt sein würde. „Die Sozialdemokratie ohne Ausnahmegesetz ist ein sich vergrößerndes aber auch ein sich auflösendes Heer; die Sozialdemokratie unter dem Ausnahmegesetz war eine festgeschlossene, taktische Einheit.“ Die Erklärung des Widerspruchs ist sehr einfach die, daß er ein alter Mann geworden war, der — wir sehen ja Nehnliches an anderer Stelle — noch immer voller Geist und Leben doch den realen Dingen der Gegenwart nicht mehr recht folgte, den Widerspruch dunkel empfand und ihr zur Strafe gewisse Lieblingsvorstellungen aus der Vergangenheit herausholte und an den Kopf warf.

Ich möchte hundert Jahr alt werden, um zu erleben, was aus der Welt noch Alles wird, pflegte er zu sagen.

Selig sind, die reinen Herzens sind, predigte der Geistliche an

seinem Grabe. Selig ist der Mann, der in jedem Augenblick seines Wirkens sein eigenes Ich ganz hingiebt an das Objekt seines Schaffens. So war unser Freund. Nur einem ganz kleinen Kreise war sein Name bekannt; er lebte in den bescheidensten Verhältnissen. Er merkte das garnicht. Sein persönliches Glück war ihm verbürgt in seinem Familienleben. Ob die große Welt ihm Ehren und Lohn bot, hatte auf seine Gemüthsstimmungen keinen Einfluß. Aber zu seinem siebenzigsten Geburtstag schrieb ihm Gustav Freytag.

Siebleben, 13. November 1890.

Mein geliebter Freund. Empfangen Sie an Ihrem Geburtstage den innigen Glückwunsch Ihres alten Freundes. Zugleich meinen Dank für Freundschaft und Treue, die Sie mir durch zweiundvierzig Jahre erwiesen haben. Uns Beiden ist das hohe Glück zu Theil geworden, seit 1848 den Kampf um den deutschen Staat, eine unerhörte Erhebung der Nation aus engen Verhältnissen als treue Preußen mit leidenschaftlichem Antheil zu durchleben und mit nicht unwirksamer Feder zu begleiten. Sie mit größerer Beharrlichkeit und Dauer und mit viel größerer Entfagung. Lassen Sie mich heut rühmen, wie rein, schön und vornehm Ihr enthusiastisches und doch mildes Wesen sich in der schwierigsten Stellung gegenüber Verkennung und gegenüber mächtiger Zuzumuthung bewährt hat, und daß Sie, der Vielbeschäftigte, mit amtlicher Arbeit Ueberhäufte, sich mitten im politischen Streit die Freudigkeit und die belehrende Einwirkung auf anderen idealen Gebieten des deutschen Schaffens bewahrt haben. Durch den ungewöhnlichen Reichthum in Ihrer geistigen Habe und durch den Uebergang aus der Theorie in die Praxis, in der Verbindung eines hohen Idealismus mit wärmster Würdigung des wirklichen Lebens sind Sie für uns eine besonders charakteristische Gestalt aus der Zeit geworden, welche mit dem Kampf gegen die Verirrungen des jungen Deutschlands begann und uns in die großen Aufgaben der Gegenwart hineingeleitet hat.

Daß Ihr Geburtstag im Jahre 1890 Sie aber in voller Kraft findet, rastlos thätig, hilfreich für Andere, mitten in fruchtbarer Arbeit, das ist die beste Freude, die wir heut Ihnen gegenüber empfinden, und wir preisen Sie heut als glücklichen Mann, in Ihrer Häuslichkeit, an der Seite eines lieben Gemahls und guter Kinder.

Bewahren Sie, mein Freund, auch mir für die Zukunft Ihre

Freundschaft, die wie ein guter Wein mit den Jahren immer wärmer und wohlthuender geworden ist.

Da ich nichts habe, was ich Ihnen heut stiften könnte, so lassen Sie sich gefallen, daß ich Sie an meinen Grasgarten erinnere, der sich so gern aufs Beste herausputzen möchte, um im nächsten Jahre Sie und Ihr Gemahl zu begrüßen.

In Liebe und Treue

Ihr

Freitag.

* * *

Selig wem ein solcher Brief von solchem Manne geschrieben werden kann.

Der wirthschaftliche Urzustand.

Von
Karl Bücher*).

Alle wissenschaftliche Betrachtung der Wirthschaft geht von der Annahme aus, daß dem Menschen eine „wirthschaftliche Natur“ eigen sei, die keinem anderen Lebewesen zukomme. Aus dieser wirthschaftlichen Natur läßt man ein Prinzip entspringen, welches alle auf Bedürfnisbefriedigung gerichteten Handlungen des Menschen beherrscht: das ökonomische Prinzip, den Grundsatz der Wirthschaftlichkeit. Dieses Prinzip offenbart sich darin, daß der Mensch immer und überall die höchstmögliche Befriedigung mit dem geringstmöglichen Opfer (Arbeit) zu erreichen sucht („Prinzip des kleinsten Mittels“).

Man setzt darnach voraus, daß alle wirthschaftlichen Handlungen des Menschen zweckbewußte, durch Werthurtheile geleitete Handlungen sind. Mag man immerhin den letzten Anstoß zum Wirthschaften in dem Triebleben des Menschen suchen (Trieb der Selbsterhaltung und des Selbstinteresses), die Befriedigung dieser Triebe findet doch immer nur durch eine Reihe auf einander folgender geistiger Operationen statt. Der Mensch schätzt die Größe der Unlust ab, welche aus der Nichtbefriedigung eines von ihm empfundenen Bedürfnisses entspringen würde; er schätzt die Unlust der Arbeit, welche die Anschaffung des dafür nöthigen Gutes ihm

*) Dieser Aufsatz bildet mit den Belegen und Anmerkungen, die hier fortgelassen sind, den ersten Abschnitt der demnächst erscheinenden zweiten Auflage des Buches: „Die Entstehung der Volkswirthschaft“ (Tübingen, G. Laupp'sche Buchhandlung). Die erste Aufl. wurde in dieser Zeitschrift Bd. 75 S. 546 von Ad. Wagner besprochen.

verursachen kann; er vergleicht beide Unlustempfindungen mit einander und entschließt sich nur dann zur Vornahme der Arbeit, wenn das sie begleitende Opfer geringer ist als das Opfer des Unbefriedigtbleibens. Auch bei Vornahme der Arbeit wählt er wieder unter verschiedenen dabei möglichen Verfahrensweisen die mindest beschwerliche, hat also auch hier eine Reihe von Erwägungen, Schätzungen, Vergleichen, Urtheilen vorzunehmen.

In der That steht die ganze wissenschaftliche Nationalökonomie unter dieser Voraussetzung, daß alle wirtschaftlichen Handlungen vernünftig motivirt, die höheren Geisteskräfte in Anspruch nehmende Handlungen sind, und sie hat eine Art Psychologie der Wirtschaft ausgebildet, mittels deren sie jene Handlungen in ihrem typischen Verlaufe zu erklären sucht. Das Wirtschaften ist ihr darum etwas spezifisch Menschliches; die Frage, ob vielleicht auch die Thiere wirtschaften, scheint nie aufgeworfen worden zu sein. Die wirtschaftliche Natur des Menschen ist ihr etwas Absolutes, vom Wesen des Menschen Unzertrennliches.

Allein schon in der Kultur Menschheit, aus deren Thun und Treiben man das Prinzip der Wirtschaftlichkeit abgeleitet hat, lassen sich mancherlei Beobachtungen machen, nach welchen die wirtschaftliche Natur verschiedenen Individuen in verschiedenem Maße eigen sein muß. Zwischen dem Fleißigen und dem Faulen, dem Vorsorglichen und dem Sorglosen, dem Sparfamen und dem Verschwender liegen unendlich viele Abstufungen, und wenn wir erst das Verhalten des Kindes zu den Gütern beobachten, so überzeugen wir uns leicht, daß jene „wirtschaftliche Natur“ von jedem Menschen wieder neu erworben werden muß, daß sie für den Einzelnen ein Ergebnis der Erziehung und Gewöhnung ist, das nicht minder große Gradunterschiede aufweist, wie seine gesammte körperliche und geistige Entwicklung.

Einmal so weit, werden wir die Frage kaum mehr umgehen können, ob denn überhaupt für die Menschheit jene „wirtschaftliche Natur“ etwas Natürliches und nicht vielmehr etwas Erworbenes bedeute und ob nicht am Beginn der menschlichen Entwicklung eine vielleicht über viele Jahrtausende sich erstreckende Periode rein instinktiver Bedürfnisbefriedigung angenommen werden müsse, wie wir sie beim Thiere voraussetzen gewohnt sind.

Die Antwort auf diese Frage kann nur auf induktivem Wege gewonnen werden. Das Bild, welches wir uns vom primitiven Menschen machen, darf kein künstlich konstruirtes sein, keine Robin-

Jonade, wie sie in den Deduktionen der „klassischen“ National-
 ökonomen so häufig vorkommen. Seine Züge müssen sämmtlich
 der Wirklichkeit entnommen sein; sie müssen uns die thatsächlichen
 Voraussetzungen zeigen, unter denen der kulturlose Mensch lebt, die
 Antriebe, unter denen er handelt und später auch denkt. Jeness
 Verfahren ist zweifellos viel leichter als dieses. Der Kulturmensch
 hat immer eine große Neigung gehabt, seine Anschauungen und
 Empfindungen in die Seele des Urmenschen hineinzudenken; aber
 er hat nur eine beschränkte Fähigkeit, das unentwickelte Seelenleben
 jenes zu verstehen, gleichsam aus seiner Seele herauszulesen.

Freilich können wir den Urmenschen nirgends mehr in der
 Wirklichkeit beobachten. So groß auch die Zahl der Naturvölker
 ist, welche nach und nach in unsern Gesichtskreis getreten sind, auf
 der untersten Stufe der Wildheit stand keines mehr von ihnen; alle
 zeigten bereits Spuren der ersten Kulturentwicklung, alle kannten
 namentlich das Feuer.

Allerdings haben manche Schriftsteller, denen die evolutionistischen
 Theorien zu Kopf gestiegen waren, gemeint. Bevölkerungen bald
 hier, bald da entdecken zu können, die den ursprünglichen thierischen
 Zustand bis auf die Gegenwart festgehalten hätten. Noch Sir John
 Lubbock hat verschiedenen Stämmen der Südsee-Inseln das Feuer
 abprechen wollen. D. Beschel hat sich die Mühe genommen,
 nachzuweisen, daß die von Jenem angeführten Fälle unrichtig
 seien, und wir dürfen mit ihm den Satz als giltig ansehen, daß
 auf der ganzen Erde noch der Völkertamm gefunden werden soll,
 der keinen Verkehr mit dem Feuer unterhielt. Selbst die prä-
 historischen Höhlenfunde, die uns den Menschen der Eiszeit ne ben
 dem Bären, dem Auerochsen, dem Rennthier zeigen, weisen Spuren
 des Feuergebrauchs auf. Das Feuer aber ist ein Wecker der Kultur.
 Es erweitert den Nahrungsspielraum des Menschen, lehrt ihn die
 Spitzen der hölzernen Pfeile und Speere härten, den Einbaum
 aushöhlen, die wilden Thiere verschrecken.

Andere Forscher wollten Menschen entdeckt haben, die in kleinen
 Gruppen beisammen auf Bäumen lebten, sich von Früchten nährten
 und nur Steine und Knüttel als Waffe und Werkzeug gebrauchten,
 wie es auch die höheren Affen zu thun pflegten. F. Engels meint,
 nur mit dieser Annahme das Fortbestehen des Menschen gegen-
 über großen Raubthieren erklären zu können. Lippert, der den
 Fall genauer untersucht, findet allerdings, daß der Baum in dem
 Mythos der Aegypter als Wohnung der Geister eine gewisse Rolle

spielt; aber er ist vorsichtig genug, daraus nicht auf ein Wohnen der Vorfahren in den Bäumen zu schließen — vorsichtiger als der Sprachforscher Lazar Geiger, welcher in der bei südamerikanischen Indianern gebräuchlichen Hängematte einen Nest des Baumwohnens erblickte. Allerdings sind bei den Gaberinegern in Zentralafrika, auf Sumatra, Luzon, Neu-Guinea und den Salomonsinseln Hütten gefunden worden, welche zwischen die Äste großer Bäume eingebaut waren, und Ähnliches wird von einzelnen Waldstämmen Südamerikas berichtet; aber soweit diese Erzeugnisse primitiver Architektur nicht bloß temporäre Schutzbauten sind, die durch dauernde Wohnungen auf dem Boden ergänzt werden, gehören sie keineswegs zu den unvollkommensten Wohnstätten, und die Völker, welche sie benutzen, verrathen durch mancherlei Werkzeuge, Geräthe, Hausthiere, einzelne sogar durch Feldbau, daß sie nicht mehr am Anfang aller Gesittung stehen.

Nach dem Gesagten hat es keinen Zweck, kulturlose Völker zu suchen und mit ihrer Darstellung zu beginnen — etwa wie Klemm seine Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit mit den Waldindianern Brasiliens, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß gerade diese letzteren sehr tief stehen. Aber neben ihnen werden von anderen Forschern als mindestens nicht auf höherer Stufe der Gesittung befindlich noch genannt: die Buschmänner in Südafrika, die Batua im Kongobecken, die Wedda auf Ceylon, die Mincopie auf den Andamanen, die Negritos auf den Philippinen, die Australier des Festlandes, die jetzt ausgestorbenen Tasmanier, die Feuerländer. Welchem der Preis der Wildheit zuzuerkennen ist, dürfte schwer zu entscheiden sein. D. Peschel findet bei allen einzelne Kulturelemente aufzuweisen, sogar bei den Botokuden, von denen er selbst meint, daß sie dem Urzustande noch am nächsten seien.

Die Voraussetzung eines solchen Urzustandes aber, in dem der Mensch, mit keinen anderen Hilfsmitteln ausgerüstet, als das Thier, den Kampf um sein Dasein aufzunehmen hat, gehört zu den nothwendigen Behelfen aller entwicklungs geschichtlich vorgehenden Wissenschaften vom Menschen, also auch der Soziologie und speziell der Nationalökonomie. Wir müssen jedoch darauf verzichten, diesen Urzustand an einem bestimmten Volke zu exemplifiziren. Dagegen hat es mehr Aussicht auf wissenschaftlichen Nutzen, wenn wir versuchen, die gemeinsamen Charakterzüge der niedrigst stehenden Menschen zusammenzustellen, um von ihnen aus zu einem Wilde

der Anfänge der Wirthschaft und Gesellschaftsbildung zu gelangen. Es ist dabei aber durchaus nicht nöthig, daß wir uns auf die vorhin genannten Vertreter niederster Lebensweise beschränken; denn jede derartige Abgrenzung würde Einwände gegen sich herausfordern und das Gesichtsfeld verengern. Ueberdies bedingen einander die verschiedenen Elemente geistiger und materieller Kultur keineswegs in der Weise, daß alle gleichen Schrittmahes mit einander sich entwickeln müßten, und so finden wir Züge, die nur der ältesten Art der Lebensführung entsprungen sein können, fast bei allen Naturvölkern. Die Sammlung und ideelle Verknüpfung dieser Züge aber muß unsere erste Aufgabe sein.

Man hat sich in dieser Hinsicht seither die Sache meist zu leicht gemacht, indem man die Züge des Urmenschen dem wirthschaftenden Kulturmenschen entnahm. Man sagte sich: die mancherlei Bedürfnisse des natürlichen Menschen erforderten zu ihrer Befriedigung Anstrengungen, denen der Einzelne nicht gewachsen war; der Schutz vor wilden Thieren oder vor den entfesselten Elementen konnte ebenfalls nur durch die Arbeit Vieler erreicht werden; man sprach demgemäß von einer kollektiven Führung des Kampfes ums Dasein und hatte damit die „Urgesellschaft“ und eine Art kommunistischer Wirthschaft fertig.

Allein der Mensch hat zweifellos unermessliche Zeiträume hindurch existirt ohne zu arbeiten, und wenn man will, kann man Gegenden auf der Erde genug finden, wo die Sagopalme, der Pijang, der Brodfruchtbaum, die Kokos- und Dattelpalme noch jetzt ihm mit einem Minimum von Anstrengung zu leben gestatten. Hier sucht die Sage am liebsten das Paradies, die Urheimath der Menschen, und auch die neuere Forschung kann der Annahme nicht entrathen, daß die Menschheit zuerst an derartige natürliche Existenzgebiete gebunden war und erst durch weitere Entwicklung befähigt wurde, die ganze Erde sich unterthan zu machen.

Von organisirten gesellschaftlichen Verbänden bemerken wir sodann bei den unserer Beobachtung zugänglichen niedrigst stehenden Rassen kaum eine Spur. In kleinen Gruppen, ähnlich den Rudeln der Thiere, schweiften sie, ihre Nahrung suchend, umher, finden in Höhlen oder unter einem Baume, hinter einem in wenig Minuten aus Reißig errichteten Windschirm, oft bloß in einer ausgewählten Erdgrube ihr Nachtlager, nähren sich hauptsächlich von Früchten und Wurzeln, essen aber auch alles Animalische bis auf Schnecken, Maden, Heuschrecken und Termiten herunter. Die Männer sind in

der Regel bloß mit Pfeil und Bogen oder Wurfschloß bewaffnet; die Frauen führen als Hauptgeräth den Grabstock, ein zugespitztes Stück Holz, das sie zum Wurzelsuchen gebrauchen. Scheu, wo sie mit Angehörigen höher stehender Stämme zusammentreffen, oft tödtlich und grausam, führen sie ein unstätes Dasein, in welchem der Körper zwar das Höchstmäß von Behendigkeit und Gewandtheit erlangt, technische Kunstfertigkeit aber nur außerordentlich langsam und einseitig sich entwickelt. Die meisten hierher gehörigen Völkerstämme kennen die Töpferei und die Bearbeitung der Metalle überhaupt nicht. Auch von Holz, Bast, Stein und Knochen machen sie keinen sehr vielseitigen Gebrauch, und dieser führt nirgends zu einem Vorrath von Geräthen und Werkzeugen, dessen Mitführung ohnehin das einer steten Nahrungsjuche gleichende Wanderleben verbietet.

Man hat diese Völker als „niedere Jäger“ bezeichnet; aber es wird sich schwerlich beweisen lassen, daß die eigentliche Jagd ihre Hauptnahrungsquelle bildet. Alle genießen, soweit sie deren irgend habhaft werden können, Pflanzenkost, und bei denjenigen unter ihnen, welche in wärmeren Gegenden leben, scheint sie zu überwiegen. Vorräthe von den hierher gehörigen Früchten und Wurzeln sammeln sie nicht; eine ergiebige Fundstätte lockt wohl eine größere Zahl von Stammesgliedern an, wie ein reicher Futterplatz Schaaren von Thieren; ist sie erschöpft, so zerstreuen sie sich wieder. Und dasselbe gilt von den Weich- und Kerbthieren, welche sie genießen; jedes Individuum verzehrt sofort, was es findet; eine gemeinsame Haushaltung gibt es ebenso wenig als ein Haus. Nur wenn ein größeres Thier erlegt oder verendet aufgefunden wird (die Liebhaberei für in Fäulniß übergegangenes Fleisch ist weit verbreitet) sammelt sich die ganze Gruppe, und jeder verschlingt so viel er kann; aber die Ausübung der Jagd auf diese Thiere gleicht stark dem Verfahren des Raubthieres, das seine Beute beschleicht. Vermöge ihrer unvollkommenen Waffen sind diese Völker fast nie im Stande, ein Thier sofort zu tödten; die Hauptaufgabe des Jägers besteht darin, das angeschossene Wild so lange zu verfolgen, bis es ermattet zusammenbricht.

Ueber die Familienverfassung der Völker dieser Kategorie ist viel gestritten worden; neuerdings neigen sich die Ansichten dahin, daß eine über das bloße Paarungsverhältniß hinausgehende lebenslängliche Gemeinschaft zwischen Mann und Weib bei ihnen besteht, während auf der anderen Seite nicht in Abrede gestellt werden

kann, daß jene schwachen Menschengruppen bei Nahrungsmangel leicht sich trennen oder daß sich wenigstens einzelne Glieder von ihnen abscheiden. Besonders eng ist die Gemeinschaft nur zwischen Mutter und Kind. Die Mutter muß das Kleine auf dem Marsche immer mitschleppen, und sie pflegt es darum auf dem Rücken irgendwie zu befestigen — eine Sitte, die sich in weitester Verbreitung bei allen Naturvölkern findet, auch wo dieselben bereits zum Ackerbau übergegangen sind. Mehrere Jahre hindurch muß das Kind an der Brust oder aus dem Munde der Mutter ernährt werden, wird aber dann bald zur selbständigen Nahrungssuche geschickt und trennt sich oft schon im achten oder zehnten Lebensjahre von der Gemeinschaft.

Alle hierher zu rechnenden Stämme gehören zu den kleineren Menschenrassen und machen in ihrem körperlichen Dasein den Eindruck des Zurückgebliebenenseins, der Verkümmernng. Man hat aber darum nicht das Recht, sie für degenerirte Volkstrümmer zu halten. Vielmehr hat es eher den Anschein, als ob die fortgeschritteneren Stämme ihre bessere körperliche Entwicklung nur der regelmäßigen und reichlicheren Ernährung verdanken, welche ihnen Ackerbau und Viehzucht Jahrhunderte lang schon ermöglicht haben, während die hierher gehörenden Völker immer auf der gleichen Stufe geblieben sind. Allen Wechselfällen der Witterung und des Jagdglücks preisgegeben, schwelgen sie einmal im Ueberfluß, indem sie unglaubliche Mengen Nahrungsstoff verschlingen; noch häufiger aber leiden sie bitteren Mangel, und ihr einziges Kleidungsstück, die Hüftschur, ist für sie wirklich der „Schmachtriemen“ unserer Volkssprache, mit dem sie sich den Leib zusammenschnüren, um die Qualen des nagenden Hungers zu mildern.

Wie von dieser Stufe primitiven menschlichen Daseins der Weg aufwärts führt, liegt in zahllosen typischen Beispielen der Völkerkunde klar vor uns. Die Frau übernimmt zum Sammeln der wildwachsenden Früchte und Wurzeln den Anbau von Nahrungspflanzen, den sie anfangs mit dem altgewohnten Grabstock, später mit einer kurzstielligen Hacke betreibt; der Mann übt Jagd und Fischfang weiter, und er kann sie bei vollkommeneren Waffen in reichen Jagdgründen zu großer Ergiebigkeit bringen, so daß sie den überwiegenden Theil der Nahrung liefert, oder er ergänzt sie durch die Viehzucht. Jedes Geschlecht hat sein scharf abgegrenztes Gebiet der Nahrungsgewinnung, an das sich für jedes mit fortschreitender technischer Einsicht mancherlei gewerbliche Kunst anschließt, die

jedoch in der Regel den Zusammenhang mit der Urproduktion und Okkupation festhält. Alle Wirthschaft der fortgeschrittenen Naturvölker läßt sich auf Kombinationen dieser Elemente zurückführen; sie ist aber im Einzelnen durchaus von den Naturbedingungen abhängig, und es hätte darum keinen Sinn, Entwicklungsstufen konstruiren zu wollen, die für Neger und Papuas, Polynesier und Indianer gleichmäßig passen sollten.

Überall aber, wo wir sie beobachten mögen, erinnert die Bedürfnisbefriedigung der Naturvölker in vielen Zügen fortgesetzt an das instinktive Handeln des Thieres; überall bleibt ihr Dasein noch weit entfernt von voller Sehnsucht; ja selbst die leichtgebauten Hütten, welche sie errichten, sind bei den meisten nur temporäre Bauwerke, auch in ihren nach Ort und Stamm mannigfach wechselnden, aber immer typischen Formen erinnernd an die Nester der Vögel, die verlassen werden, sobald die Brut flügge geworden ist.

Wenn Lippert den herrschenden Grundantrieb der Kultur-entwicklung in der Lebensfürsorge gefunden hat, so liegt darin den älteren Forschern gegenüber zweifellos ein Fortschritt; allein das Wort selbst ist nicht glücklich gewählt. Von Fürsorge im Sinne einer Sorge für die Zukunft kann bei den Naturvölkern nicht die Rede sein. Der primitive Mensch denkt nicht an die Zukunft; er denkt überhaupt nicht; er will nur, und zwar will er sein Dasein erhalten. Der Trieb der Selbsterhaltung und Selbstbefriedigung ist das erste Agens der Entwicklung, neben dem selbst der Geschlechtstrieb sehr zurücktritt.

Wo irgend Menschen in primitiven Verhältnissen längere Zeit von Europäern beobachtet werden konnten, erzählen die letzteren von der mit nichts zu vergleichenden Stumpfheit und Denktägheit, die ihnen bei jenen entgegentrat, von ihrer Gleichgiltigkeit für die erhabensten Erscheinungen der Natur, ihrer vollkommenen Interesselosigkeit für Alles, was außerhalb des eigenen Ich liegt. Der Wilde will essen, schlafen, wo nöthig sich gegen die ärgsten Unbilden der Witterung schützen: das ist sein ganzer Lebenszweck.

Deshalb ist es auch vollkommen falsch und widerspricht zahlreichen wohlbeglaubigten Beobachtungen, wenn Bessel den Wilden schlechthin ein Uebermaß von religiösen Wahnvorstellungen zuschreibt und meint, daß mit der Annäherung an den Naturzustand immer mehr geglaubt werde. Er nimmt offenbar an, den Naturmenschen die Bewegung der Sonne und die übrigen Erscheinungen des

Himmels unendlich eindringlicher anregen und lebhafter in seinen Gedanken beschäftigen als den Kulturmenschen. Aber das ist keineswegs der Fall. Sowohl bei den Indianern in Brasilien als bei den Negern haben Reisende auf Fragen in dieser Richtung die Antwort erhalten, man habe nie daran gedacht, und H. Spencer hat eine Fülle von Beispielen gesammelt, welche zeigen, daß niedrig stehende Völker nicht einmal für ganz neue Erscheinungen Interesse zeigen. So trugen die Patagonier z. B. gegenüber einem Spiegel, in den man sie schauen ließ, die größte Gleichgültigkeit zur Schau, und Dampier berichtet, daß die Australier, die er mit auf sein Schiff genommen hatte, dort auf nichts geachtet hätten, als auf das, was sie zu essen bekamen. Burton nennt die Ostafrikaner „Menschen, welche zwar denken können, aber alles Denken hassen, weil sie sich ausschließlich damit beschäftigen, ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ihr Geist ist auf Gegenstände beschränkt, die sich hören, sehen und fühlen lassen; auch mag er sich nur mit dem Augenblicke, mit der Gegenwart beschäftigen. Gedächtniß und Phantasie fehlen ihm“.

Dasselbe also, was das Thier treibt, die Erhaltung des Daseins, ist auch der maßgebende instinktive Antrieb des Naturmenschen. Dieser Trieb beschränkt sich räumlich auf das einzelne Individuum, zeitlich auf den Augenblick der Bedürfnisempfindung. Mit anderen Worten: der Wilde denkt nur an sich, und er denkt nur an die Gegenwart. Was darüber hinaus liegt, ist seinem Geistesleben so gut wie verschlossen. Wenn deshalb viele Beobachter ihm einen grenzenlosen Egoismus, Hartherzigkeit gegen seines Gleichen, Vorgehrlichkeit, Diebsinn, Trägheit, Sorglosigkeit im Hinblick auf die Zukunft, Vergesslichkeit vorwerfen, so liegt darin, daß Mitgefühl, Gedächtniß, Schlußvermögen noch völlig unentwickelt sind. Dennoch wird es sich empfehlen, gerade von diesen Charakterzügen auszugehen, um das Verhalten des Naturmenschen zur Güterwelt zu begreifen.

Was zunächst den Egoismus des Wilden und seine Herzenshärte gegen die nächsten Angehörigen betrifft, so ist sie eine natürliche Folge des ruhelosen Wanderlebens, bei welchem jedes Individuum nur für sich selbst sorgt. Sie zeigt sich zunächst in der außerordentlich verbreiteten Sitte der Kindestödtung, die nur selten einmal bei einem Naturvolke ganz fehlt. Die Kinder hindern die Horde auf dem Marsche und in der Nahrungssuche; das ist der Hauptgrund ihrer Beseitigung. Einmal zur Sitte ge-

worden hält sie sich auch noch lange auf späteren Kulturstufen; Spuren derselben sind nicht bloß bei den Naturvölkern Asiens, Afrikas, Amerikas, Australiens und Polynesiens, sondern selbst bei den Arabern, den Römern und Griechen nachgewiesen.

Allgemein schreibt man der Kindes tödtung die außerordentlich langsame Vermehrung der kulturarmen Rassen zu. Dieselbe hängt aber auch noch mit der langen Dauer der Laktationsperioden, während deren eine Empfängniß bekanntlich ausgeschlossen ist, zusammen, und sie bildet die Hauptursache des langen Beharrens auf der gleichen Kulturstufe. Daß das natürliche Band zwischen Eltern und Kindern überall kein sehr festes ist, zeigt sich auch in der außerordentlich häufigen Sitte der Adoption. Sollen doch z. B. bei den Mincopie in den „Familien“ mehr fremde als eigene Kinder sein. Bezeichnend ist, daß zwischen eigenen und Adoptivkindern in der Regel nicht der geringste Unterschied gemacht wird. Die Adoption mag daraus hervorgegangen sein, daß an Stelle der Tödtung des Kindes die Aussetzung trat. War die eigene Mutter nicht im Stande, das Neugeborene mitzuschleppen, so konnte dies vielleicht eine andere Frau, die keine Kinder besaß, und es wurde ihm zugleich das Leben gerettet.

Neuere Ethnographen haben sich viele Mühe gegeben, die Stärke der Mutterliebe als einen auf allen Kulturstufen sich findenden Zug zu erweisen. Es fällt uns in der That schwer, ein Gefühl, das wir in so anmuthiger Weise bei manchen Thierarten sich äußern sehen, bei unserer eigenen Gattung missen zu sollen. Aber es liegen doch zu viele Beobachtungen vor, die darauf hinweisen, daß das seelische Band, welches Eltern und Kinder an einander knüpft, erst eine Frucht der Kultur ist und daß bei niedrig stehenden Völkern die bloße Existenzsorge um das Ich alle andern geistigen Regungen überwiegt, ja daß neben ihr überhaupt nichts vorhanden ist. Alle Beobachter sind erstaunt oder auch entrüstet über die Leichtigkeit, mit welcher Kinder, wenn sie einmal sich selbst forthelfen können, sich von ihren Blutsverwandten trennen. Und doch liegt darin nur die Rehrseite jener Hartherzigkeit, mit welcher „Männer den Weibern, Väter den Kindern, welche hungern, Speise zu verweigern im Stande sind, wenn sie sich selbst daran zu ergötzen gedenken“.

Derselbe Zug grenzenloser Selbstsucht ist in der Rücksichtslosigkeit zu erkennen, mit der viele Naturvölker Kranke und Alte, welche den Gesunden hinderlich sein könnten, auf dem Marsche im Stiche lassen oder an einsamen Orten aussetzen. Dieser Zug ist

oft als ein Zeichen des Aberglaubens, als die Furcht vor bösen Mächten gedeutet worden, denen die Krankheiten zugeschrieben werden. Und in der That fordert er bei festhaft gewordenen Stämmen, denen ihre Existenzmittel wohl die Pflege der Kranken gestatten würden, eine solche Erklärung heraus. Allein man vergißt doch dabei, daß Sitten, einmal eingewurzelt, sich mit großer Zähigkeit auch dann noch forterhalten, wenn die Ursachen, die sie hervorgerufen, längst weggefallen sind.

Von der Aussetzung zur absichtlichen Tödtung ist nur ein kleiner Schritt. Finden wir doch selbst bei Völkern auf höherer Kulturstufe das Bedauern des Alters als eines höchst unerfreulichen Zustandes. Diesen Zustand durch die Liebe der Angehörigen zu verschönern, dazu bot die Unkultur nicht die Mittel, wohl aber ihn zu verkürzen, und so finden wir denn neben der Aussetzung das Begraben oder gar das Erschlagen und selbst das Aufzehren der Alten und Kranken durch zahllose Beispiele von Herodot bis auf die neueste Zeit belegt. Ja es konnte den primitiven Menschen geradezu als ein Gebot der Pietät erscheinen, diesen grauenvollen Akt mit aller Feierlichkeit zu vollziehen.

Sehen wir so, wie die Nahrungssorge des ewigen Wanderlebens den Menschen vollständig in Anspruch nahm und neben sich selbst diejenigen Gefühle nicht aufkommen ließ, welche wir als die natürlichsten ansehen, ja wie sie das, was wir für das verabscheuungswürdigste Verbrechen halten, als religiöse Pflicht erscheinen lassen konnte, so beginnen wir zu ahnen, wie lose das persönliche Band sein mußte, das jene kleinen schweifenden Menschengruppen zusammenhielt. Der geschlechtliche Verkehr konnte kein solches Bindemittel werden; ihm fehlte völlig das, was wir Liebe nennen. Gemeinsame Wirthschaft, Haushalt, Eigenthum waren so gut wie nicht vorhanden. Diese konnten erst entstehen, als der Kreis der Bedürfnisse über den bloßen Nahrungsbedarf hinaus sich erweiterte. Das dauerte aber weit länger, als die meisten zugeben wollen. Insbesondere sind die Bedürfnisse nach Körperbedeckung und Obdach bei den Naturvölkern durchaus sekundärer Natur.

Wenden wir uns nunmehr zu dem nicht minder verbreiteten Merkmal der Sorglosigkeit, so muß uns dieses auf den ersten Blick in Verwunderung setzen. Man sollte denken, der Hunger, welcher dem Wilden so oft große Qualen bereitet, müsse ihn von selbst anleiten, Nahrungsmittel, die er zu Zeiten im Ueberflusse hat, auf spätere Tage aufzubewahren. Aber alle Beobachtungen

stimmen darin überein, daß er daran gar nicht denkt. „Sie sind nicht daran gewöhnt,“ sagt Hecwelder von den nordamerikanischen Indianern, „Vorräthe von Lebensmitteln zu sammeln und aufzubewahren. Dadurch gerathen sie oft in große Noth und nicht selten in völligen Mangel an den Nothwendigkeiten des Lebens, zumal in Kriegszeiten.“ Und von den südamerikanischen Stämmen berichtet ein anderer Beobachter: „Ihrer Natur widerstrebt es, für längere Zeit als höchstens einen Tag im Besitze von Lebensmitteln zu sein.“ Vielen Negerstämmen gilt es als unschicklich, Nahrungsmittel für den Bedarf einer späteren Zeit aufzubewahren, was sie freilich mit dem Aberglauben begründen, daß die übrig gebliebenen Brocken Geister herbeilocken könnten.

Wo diese Völker durch die kurzfristige Gewinnsucht von Europäern in den Besitz vollkommener Waffen gelangen, pflegen sie eine unglaubliche Verwüstung unter dem Wildbestande ihrer Jagdgründe anzurichten. Bekannt ist die Ausrottung der unermesslichen nordamerikanischen Büffelherden. „Die größten Mengen Fleisches ließ man ungenutzt im Busche liegen“, um zur Winterszeit, wo tiefer Schnee die Jagd hinderte, gräßlichem Hunger anheimzufallen, bei dem selbst Baumrinde und Graswurzeln nicht verschmäht wurden. Noch heute rotten die Eingeborenen Afrikas, wo sie mit den Europäern in gewinnbringendem Handelsverkehr stehen, die Quellen ihrer Einnahmen, den Elephanten und den Kautschukbaum, schonungslos aus.

Auch bei fortgeschritteneren Stämmen und Individuen verläugnet sich dieser Zug nicht. „Wenn die Träger frische Ration bekommen hatten“, erzählt B. Bogge, „so war es sicher, daß sie in den ersten Tagen besser lebten als ich. Die besten Ziegen und Hühner wurden erstanden. Hatte ich ihnen ihre Ration auf 14 Tage gegeben, so war es Regel, daß sie dieselbe in den ersten 3 bis 4 Tagen verjubelten, um nachher entweder von der Carga zu stehlen, mich anzubetteln oder zu hungern.“ In Wadai wird alles, was von den Mahlzeiten des Sultans übrig bleibt, vergraben, und bei den Opferfesten der Indianer mußten die Gäste Fleisch und Brot rein aufessen. „Ueberladen des Magens und Erbrechen sind dabei nicht ungewöhnlich.“

In enger Verbindung mit dieser Verwüstung der Vorräthe steht der Gebrauch, den der Naturmensch von seiner Zeit macht. Es ist eine ganz falsche Vorstellung, wenn man gewöhnlich meint, die Naturvölker hätten eine besondere Uebung darin, die Zeit nach

dem Stande der Sonne zu messen. Sie messen sie überhaupt nicht und theilen sie demgemäß auch nicht ein. Kein Naturvolk hält feste Mahlzeiten ein, uach denen der Kultur Mensch seine Arbeitszeit regelt. Selbst ein verhältnißmäßig so vorgeschrittener Stamm wie die Beduinen hat keine Vorstellung von der Zeit. Sie essen, wenn sie Hunger haben. Livingstone nennt einmal Afrika „die glückselige Gegend, wo die Zeit durchaus keinen Werth hat und wo die Menschen, wenn sie müde sind, sich hinsetzen und ausruhen.“ „Selbst die geringfügigste, doch auch für den Neger dringend nöthige Arbeit wird möglichst weit in die Ferne gerückt. Der Eingeborene verträumt den Tag in Trägheit und Nichtsthun, obwohl er ganz gut weiß, daß er zur Nacht seinen Schluck Wasser und sein Scheit Holz benöthigt; aber dennoch wird er sicher bis Sonnenuntergang sich nicht rühren, um dann endlich, vielleicht erst in der Dunkelheit, sich dieses Nöthigste zu beschaffen.“

Damit haben wir den Vorwurf der Trägheit bereits berührt, dem der Natur Mensch im weitesten Umfange anheimgefallen ist. Was hier den Beobachtern als Trägheit erschienen ist, ist wieder der Mangel an Voraussicht, das Leben für den Augenblick. Wozu soll sich der Wilde anstrengen, wenn seine Bedürfnisse befriedigt sind, wenn er namentlich keinen Hunger mehr hat? Unthätig ist er darum nicht. Der Einzelne leistet mit seinen armseligen Hilfsmitteln im Ganzen oft ein nicht geringeres Maß von Arbeit als der einzelne Kultur Mensch; aber er leistet sie nicht regelmäßig, nicht in geordneter Zeitfolge, sondern sprunghaft und stoßweise, wenn die Noth ihn dazu zwingt oder eine gehobene Stimmung bei ihm eingetreten ist, und auch dann nicht als ernste Lebensaufgabe, sondern mehr in spielender Weise.

Ueberhaupt folgt der Natur Mensch immer nur dem nächsten Antriebe; sein Handeln ist ein rein impulsives, sozusagen bloße Reflexbewegung. Je näher bei ihm Bedürfniß und Befriedigung zusammenliegen, um so wohler ist ihm. Der Natur Mensch ist ein Kind; er denkt nicht an die Zukunft und nicht an die Vergangenheit; er vergißt leicht; jeder neue Eindruck verwischt den vorhergehenden älteren. Alle Noth des Lebens, die er so oft zu erfahren hat, kann die heitere Grundstimmung seiner Seele kaum auf Augenblicke trüben. „Von den Neukaledoniern, den Fidjischen, Insulanern, den Tahitiern und Neuseeländern lesen wir, daß sie fortwährend lachen und scherzen. In ganz Afrika zeigt uns der Neger denselben Zug, und von anderen Rassen lauten mancherlei Beschreibungen der

Reisenden regelmäÙig: ‚voll Scherz und Lustigkeit‘, ‚voll Leben und Feuer‘, ‚heiter und gesprächig‘, ‚immer froh wie die die Vögel unter dem Himmel‘, ‚lärmende Fröhlichkeit‘, ‚über Kleinigkeiten in unmäÙiges Lachen ausbrechend“.

Es ist bezeichnend, was öfter beobachtet wurde, daß Eingeborene Afrikas, wenn sie längere Zeit im Dienste von Europäern sich befanden, ihr heiteres Wesen verloren und einen mürrischen, düsteren Charakter annahmen. Fritsch erklärt dies daraus, daß solche Diener von ihren Herren allmählich die Gewohnheit annehmen, sich um zukünftige Dinge Sorge zu machen und daß ihr Gemüth die Beschäftigung mit derartigen Sorgen nicht verträgt.

Ein solches Leben für den Augenblick kann nicht beschwert sein mit Werthvorstellungen, die immer ein Urtheilen, eine Vorstellung des Zukünftigen voraussetzen. Es ist allbekannt, wie oft in Amerika und Afrika die Eingeborenen an die fremden Kolonistoren ihr Land um einen bunten Tand, ein paar nach unserer wirthschaftlichen Schätzung wertlose Glasperlen verkauften, und noch heute ist der Neger, der doch nicht mehr auf der untersten Stufe steht, vielfach bereit, jedes Stück seiner Habe, mag es für seine Existenz noch so wichtig sein, hinzugeben, wenn ihm dafür ein blinkender Flitter geboten wird, der ihm gerade in die Augen sichts. Auf der andern Seite kennt seine Begehrlichkeit keine Grenzen, und es ist eine ewige Klage der Reisenden, daß sie bei aller Gastlichkeit, die ihnen erwiesen wird, rein ausgeplündert werden, weil jeder Dorfhauptling Alles, was er sieht, geschenkt haben möchte. Auch hier wieder jener naive Egoismus in seiner ganzen Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst und gegen Andere, jene unbegrenzte Habsucht, die mit dem Erwerbssinn des wirthschaftenden Menschen nichts zu thun hat. Maßgebend ist immer nur der momentane Eindruck; an das Fernerliegende wird nicht gedacht. Der Naturmensch kann gleichsam nicht zwei Gedanken neben einander haben und gegen einander abwägen; er wird immer nur von einem ergriffen und folgt diesem mit erschreckender Konsequenz.

Die Sammlung von Erfahrungen, die Vererbung von Kenntnissen ist darum überaus schwer, und hierin liegt der Hauptgrund, weshalb solche Völker Jahrtausende lang auf der gleichen Stufe verharren können, ohne einen merkbaren Fortschritt zu zeigen. Man denkt sich die Schaffung der ersten Kulturelemente oft so leicht; man meint, jede Erfindung, jeder Fortschritt im Hausbau,

in der Bekleidungstechnik, im Werkzeuggebrauch, den ein Einzelner macht, müsse nun als ein unverlierbarer Schatz in den Gemeinbesitz des Stammes übergehen und dort immer weiter sich vermehren. Ja man hat von der Erfindung der Töpferei, der Zähmung von Hausthieren, dem Schmelzen des Eisenerzes ganz neue Kulturepochen beginnen lassen wollen.

Wie wenig würdigt eine solche Auffassung doch die Bedingungen, unter denen der Naturmensch lebt! Wohl dürfen wir annehmen, daß derselbe für das Steinbeil, das er mit unendlicher Anstrengung vielleicht im Laufe eines ganzen Jahres hergestellt hat, eine besondere Zuneigung besitzt, daß es ihm wie ein Stück seines eigenen Wesens erscheint; aber es ist ein Irrthum, wenn man meint, das kostbare Besizthum werde nun auf Kinder und Kindeskinde übergehen, und für diese die Grundlage zu weiteren Fortschritten bilden. So gewiß es ist, daß an solchen Dingen die ersten Begriffe von Mein und Dein sich entwickeln, so zahlreich sind die Beobachtungen, welche darauf hindeuten, daß diese Begriffe an dem Individuum haften bleiben und mit ihm untergehen. Der Besitz geht mit dem Besizenden ins Grab, dessen persönliche Ausstattung er im Leben gebildet hat. Das ist eine in allen Erdtheilen verbreitete Sitte, die bei manchen Völkern Reste bis in die Zeit der Kultur hinein hinterlassen hat.

Sie findet sich zunächst bei allen ameritanischen Völkern in einer Ausdehnung, daß die Hinterlassenen oft im äußersten Elend zurückbleiben. Die Eingeborenen Kaliforniens, welche zu den niedrigst stehenden Völkern dieser Rasse gehören, geben dem Todten alle Waffen und Geräthe mit, die er im Leben gebraucht hatte. „Es ist oft eine seltsame Habe“, sagt ein Beobachter, „die dem Wintun in die Gruft folgt: Messer, Gabeln, Essigkrüge, leere Whiskeyflaschen, Konservebüchsen, Bogen, Pfeile zc., und wenn es eine fleißige Hausfrau war, so schüttet man noch einige Körbe voll Eicheln darüber.“ „Am Grabe des Tehueltschen“ (Patagonien), lautet ein anderer Bericht, „werden alle seine Pferde, Hunde und sonstigen Thiere getödtet, sein Poncho, sein Schmuck, seine Bolas (Schleuderkugeln), Geräthe jeder Art auf einen Haufen zusammengetragen und verbrannt.“ Und von einem dritten noch tiefer stehenden Stamme, den Bororo in Brasilien, sagt ein neuerer, sehr zuverlässiger Beobachter: „Ein großer Verlust trifft die Familie, aus der ein Mitglied stirbt. Denn Alles, was der Todte im Gebrauch hatte, wird verbrannt, in den Fluß geworfen oder in den

Knochenkorb gepackt, damit er keinesfalls veranlaßt sei zurückzukehren. Die Hütte ist dann vollständig ausgeräumt. Allein die Hinterbliebenen werden neu beschenkt; man macht Bogen und Pfeile für sie, und wenn ein Saguar getödtet wird, so wird das Fell an den Bruder der zuletzt gestorbenen Frau oder an den Oheim des zuletzt gestorbenen Mannes gegeben.“

Bei den Bagobos im südlichen Mindanao wird der Todte in seinen besten Kleidern begraben, zugleich mit einem Sklaven, der zu diesem Zwecke getödtet wird. „Auf die Grabstätte werden die Kochgeschirre, die der Todte bei Lebzeiten gebraucht, mit Reis gefüllt, gesetzt, ebenso seine Betelbüchse; seine anderen Sachen läßt man unberührt in dem Hause. Niemand darf bei Todesstrafe von nun an weder das Haus noch die Grabstätte betreten, ebenso wenig etwas von den um das Haus stehenden Bäumen abschneiden. Das Haus läßt man verfallen.“

In Australien und Afrika findet sich vielfach die Sitte, daß die sämmtlichen Vorräthe des Verstorbenen durch die Trauerverammlung aufgezehrt werden; anderwärts werden die Geräte zerstört, die Lebensmittel aber weggeworfen. Viele Negervölker beerdigen den Todten in der Hütte, in welcher er gelebt hat und überlassen die von den Ueberlebenden geräumte Wohnstätte dem Verfall; andere zerstören die Hütte. Stirbt ein Häuptling, so wandert das ganze Dorf aus, und dies gilt selbst von den Hauptstädten der größeren Reiche, wie dem des Muata-Samwo und des Kajembe. Im Lunda-Reiche wird die alte königliche Kapanga niedergebrannt und zunächst eine neue interimistische errichtet. Für diese hat der neugewählte Herrscher durch Reiben von Holzstücken neues Feuer zu entzünden, da das alte nicht mehr gebraucht werden darf. Die Haupt- und Residenzstadt wechselt mit jedem neuen Herrscher ihre Lage. Auch bei den alten Peruanern herrschte die Auffassung, daß mit jedem neuen Inka sozusagen die Welt wieder von vorn anfangt. Die Paläste des Vorgängers wurden mit allem Reichthum, der in ihnen aufgespeichert lag, für immer geschlossen; der jedesmalige Herrscher benutzte nie die Schätze, die seine Vorfahren angehäuft hatten.

Sehen wir daraus, daß die Entstehung und Erhaltung der ersten zivilisatorischen Momente unter den Naturvölkern mit den größten Schwierigkeiten verbunden war, daß die Möglichkeit eines Aufsteigens zu bessern Daseinsbedingungen und höhern Lebensformen von ihnen nicht einmal begriffen werden konnte, so darf

doch nicht vergessen werden, daß die Beobachtungen, welche hier gesichtet vorgelegt worden sind, sehr verschiedenartigen, kulturell ungleich entwickelten Völkern entnommen wurden. Um aus eigener Kraft auf die Stufe des Tonganers oder Tahitiens sich zu erheben, würde der Australier des Festlandes wohl vieler Jahrtausende bedürft haben, und eine ähnliche Kluft trennt den Buschmann vom Kongo-Neger und Banyamwezi. Aber das gerade spricht, wie mir scheint, für die Tenazität der psychischen Voraussetzungen, unter denen die Bedürfnisbefriedigung des kulturlosen Menschen sich vollzieht, und wir sind zweifellos berechtigt, den ganzen hierher gehörigen Vorstellungskreis auf einen Zustand zurückzuführen, der ungezählte Jahrtausende hindurch, bevor sich Stämme und Völker bilden konnten, die Menschheit beherrscht haben muß.

Dieser Zustand bedeutet nach Allem, was wir von ihm wissen, geradezu das Gegentheil von Wirtschaft. Denn Wirtschaft ist immer eine durch Güterausstattung vermittelte menschliche Gemeinschaft; Wirtschaft ist ein Zu-Rathe-halten, ein Sorgen nicht bloß für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft, sparsame Zeiteintheilung, zweckmäßige Zeitordnung; Wirtschaft bedeutet Arbeit, Werthung der Dinge, Regelung ihres Verbrauchs, Uebertragung der Kulturerrungenschaften von Geschlecht zu Geschlecht. Und Alles das mußten wir vielfach schon bei den höher stehenden Naturvölkern vermissen; bei den niederen Rassen traten uns kaum schwache Anfänge entgegen. Streicht man aus dem Leben des Buschmanns oder Wedda den Feuergebrauch, Bogen und Pfeil, so bleibt nichts mehr übrig als ein Leben, das in der individuellen Nahrungssuche aufgeht. Jeder Einzelne ist mit seiner Ernährung ganz auf sich selbst gestellt. Nackt und waffenlos durchstreift er mit Seinesgleichen, wie das Standwild, ein enges Revier, bedient sich der Füße mit derselben Behendigkeit zum Greifen und Klettern wie der Hände. Jeder und jede verzehrt roh, was sie mit den Händen erhaschen oder mit den Nägeln aus dem Boden scharren: niedere Thiere, Wurzeln, Früchte. Bald scharren man sich zu kleinen Rudeln oder größeren Heerden zusammen; bald trennt man sich wieder, je nachdem die Weide oder der Jagdgrund ergiebig ist. Aber diese Vereinigungen werden nicht zu Gemeinschaften; sie erleichtern dem Einzelnen nicht die Existenz.

Es mag dieses Bild den Kulturträger der Gegenwart nicht sehr anmuthen; aber wir sind durch das empirisch gewonnene Material geradezu gezwungen, es zu konstruieren. Es ist daran auch kein

Zug erfunden. Wir haben aus dem Leben der niedrigst stehenden Stämme nur das hinweggenommen, was anerkannter Maßen kulturell ist: Waffen- und Feuergebrauch. Mußten wir schon zugeben, daß bei den höher stehenden Naturvölkern außerordentlich viel Unwirthschaftliches sich findet, daß jedenfalls die bewußte Anwendung des ökonomischen Prinzips bei ihnen eher die Ausnahme als die Regel bildet, so werden wir bei den sog. „niedereren Jägern“ und ihren eben gekennzeichneten Vorgängern den Begriff der Wirthschaft überhaupt nicht mehr anwenden dürfen. Wir haben bei ihnen ein vorwirthschaftliches Entwicklungsstadium festzustellen, das noch nicht Wirthschaft ist. Da jedes Kind seinen Namen haben muß, so wollen wir dieses Stadium die Stufe der individuellen Nahrungssuche*) nennen.

Wie sich aus der individuellen Nahrungssuche die Wirthschaft entwickelt hat, läßt sich heute kaum vermuthen. Der Gedanke liegt nahe, daß der Wendepunkt da liegen müsse, wo an Stelle der bloßen Okkupation von Naturgaben zum sofortigen Genuß die auf ein entfernteres Ziel gerichtete Produktion, an Stelle der instinktiven Organbethätigung die Arbeit als zweckbewußte Verwendung leiblicher Kraft tritt. Mit dieser rein theoretischen Feststellung wäre aber auch noch nicht viel gewonnen. Die Arbeit bei den Naturvölkern ist ein recht nebelhaftes Gebilde. Je weiter wir sie zurückverfolgen, um so mehr nähert sie sich nach Form und Anhalt dem Spiel.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind es ähnliche Triebe, wie sie auch die höheren Thiere zeigen, welche den Menschen treiben, über die bloße Nahrungssuche hinaus sich zu bethätigen, insbesondere der Nachahmungs- und Experimentirtrieb. Die Zähmung der Hausthiere z. B. beginnt nicht mit den Nutzhieren, sondern mit solchen Arten, die der Mensch bloß zu seinem Vergnügen hält. Die gewerbliche Thätigkeit scheint allermwärts auszugehen von der Körperbemalung, Tätowirung, Durchbohrung oder sonst Verunstaltung einzelner Körpertheile und nach und nach fortzuschreiten zur Erzeugung von Schmuck, Masken, Rindenzeichnungen, Petroglyphen und ähnlichen Spielereien. Alle gleichmäßig anhaltende Thätigkeit endlich gestaltet sich rhythmisch und verschmilzt mit Musik und Gesang zu einem untrennbaren Ganzen. Ueberall zeigt sich in

*) Es läge nahe, sie als Individualwirthschaft zu bezeichnen, um sie in das Stufenstufen einzufügen, das im folgenden Vortrage meines Buches (dem I. der früheren Auflage) entwickelt ist. Dem müßte aber entschieden widersprochen werden, weil der hier in Rede stehenden Lebensform alle wesentlichen Merkmale der Wirthschaft fehlen.

diesen Dingen eine seltsame Neigung zur Nachahmung der Thiere, die dem Wilden in seiner jedesmaligen Umgebung entgegentreten und die er wie Seinesgleichen betrachtet: die z. T. uralten Felszeichnungen und Skulpturen der Buschmänner, der Indianer, der Australier stellen vorzugsweise Thiere und Menschen dar; die Töpferei, die Holzschnitzerei und sogar die Flechtkunst beginnen mit der Erzeugung von Thiergestalten, und selbst als man zur Herstellung von Gegenständen des täglichen Gebrauchs (Töpfen, Schemeln u. s. w.) übergeht, wird die Thierfigur mit merkwürdiger Konsequenz festgehalten; endlich spielt auch bei den Tänzen der Naturvölker die Nachahmung von Thierbewegungen und Lauten die größte Rolle.

Im Spiele bildet sich demnach die Technik aus, und sie wendet sich nur sehr allmählich dem Nützlichen zu. Die seither angenommene Stufenfolge muß also gerade umgekehrt werden: das Spiel ist älter als die Arbeit, die Kunst älter als die Nutzproduktion. Selbst bei den höher stehenden Naturvölkern, wo beide Elemente sich von einander abzuscheiden beginnen, geht der Tanz noch jeder wichtigeren Arbeit voraus oder folgt ihr (Kriegs-, Jagd, Erntetänze), und der Gesang begleitet die Arbeit.

Wie die Wirthschaft in dem Maße, als wir sie in der Völkerentwicklung weiter zurückverfolgten, sich unter unsern Händen mehr und mehr in Nicht-Wirthschaft verkehrt hat, so hat sich uns auch die Arbeit schließlich in ihr Gegentheil aufgelöst: die Nicht-Arbeit. Und so würde es uns wahrscheinlich mit allen wichtigeren Wirthschafts-Erscheinungen ergehen, wenn wir an ihnen den Versuch fortsetzen wollten. Eines nur scheint beständig: die Konsumtion. Bedürfnisse hatte der Mensch immer und mußte sie befriedigen. Aber auch unsere Bedürfnisse, soweit sie wirthschaftlich in Betracht kommen, sind nur zum kleinsten Theile natürlich gegebene: unsere Konsumtion ist nur etwa in der Ernährung eine naturnothwendige; alles Andere ist Kulturprodukt, Folge freischöpferischer Thätigkeit des Menschengesistes. Ohne diese wäre der Mensch immer ein wurzelgrabendes, fruchtessuchendes Thier geblieben.

Unter diesen Umständen müssen wir darauf verzichten, einen bestimmten Punkt anzugeben, an dem die individuelle Nahrungssuche aufhört und die Wirthschaft anfängt. In der Kulturgeschichte der Menschheit giebt es keine Wendepunkte; Alles wächst und verwest hier wie die Pflanze; das Zuständliche ist nur eine Abstraktion, deren wir bedürfen, um unserm blöden Auge die Wunder der

Natur und Menschenwelt zugänglich zu machen. Auch die Wirthschaft ist ja selbst wieder fortwährenden Veränderungen unterworfen. Wo sie aber zuerst in der Geschichte auftritt, erscheint sie als eine von bestimmten Normen des Handelns geleitete materielle Lebensgemeinschaft, welche sich eng an die persönlich-sittliche Lebensgemeinschaft der Familie anschließt. Unter dieser Form sahen sie die Menschen, welche ihr Wesen zuerst sprachlich fixirt haben. Wirth ist noch im Mittelhochdeutschen gleichbedeutend mit Ehemann, Wirthin ist Ehefrau, und ähnlich ist das aus dem Griechischen stammende Oekonomie gebildet.

Wir würden also da die Thatfache des Wirthschaftens als gegeben anzunehmen haben, wo wir zusammenhauende Gemeinschaften finden, welche in Beschaffung und Verwendung der ihren Zwecken dienenden Dinge nach dem ökonomischen Prinzip verfahren. Ein solcher Zustand ist gewiß schon bei den höher stehenden Naturvölkern vorhanden, wenn auch die Durchführung des wirthschaftlichen Prinzips bei ihnen immer unvollkommen bleibt. Aber Vieles erinnert doch noch an die vorwirthschaftliche Periode der individuellen Nahrungssuche; die Wirthschaft klappt sozusagen noch an verschiedenen Stellen auseinander.

Fast bei allen Völkern auf niederer Kulturstufe ist die Vertheilung der Arbeit auf beide Geschlechter eine durch die Sitte fest geregelte, wobei keineswegs die verschiedene natürliche Beanlagung allein maßgebend gewesen zu sein scheint. Wenigstens läßt sich nicht behaupten, daß dem schwächeren Geschlecht überall der leichtere Theil der Arbeit zugefallen wäre. Während in der normalen Hauswirthschaft der Kulturvölker sozusagen ein Querschnitt gezogen ist, der dem Manne die produktive Arbeit, der Frau die Regelung der Konsumtion zuweist, erscheint die Wirthschaft dieser Völker wie durch einen Längsschnitt gespalten. Jedes Geschlecht theilhaftig sich an der Produktion, und oft hat es auch ein besonderes Gebiet der Konsumtion für sich. Besonders bezeichnend ist dabei, daß dem Weibe in der Regel die Gewinnung und Zubereitung der vegetabilischen Nahrungsmittel und meist auch der Hüttenbau obliegt, während dem Manne die Jagd und die Verarbeitung der durch sie gewonnenen thierischen Stoffe zukommt. Wird Viehzucht getrieben, so ist das Hüten der Thiere, die Errichtung der Zäune für sie, das Melken u. s. w. Sache der Männer. Diese Scheidung ist oft so scharf, daß man fast von einer Spaltung der Familien-

wirthschaft in eine besondere Männerwirthschaft und in eine besondere Frauenwirthschaft reden könnte.

In einer interessanten Ausführung über die Nutzpflanzen der brasilianischen Schingustämme drückt K. von den Steinen das Ergebniß der älteren Entwicklung dieser Stämme mit folgenden Worten aus:

„Der Mann hat die Jagd betrieben, und während deß hat die Frau den Feldbau erfunden. Die Frauen haben, wie in ganz Brasilien, ausschließlich nicht nur die Zubereitung im Hause, sondern auch den Anbau der Mandioka in Händen. Sie reinigen den Boden mit spizen Hölzern vom Unkraut, legen die Stengelstücke in die Erde, mit denen man die Mandioka verpflanzt und holen täglich ihren Bedarf, den sie in schwer bepacten Kiepen heimschleppen. . . . Der Mann ist muthiger und gewandter; ihm gehören die Jagd und die Uebung der Waffen. Wo also Jagd und Fischfang noch eine wichtige Rolle spielen, muß, sofern überhaupt eine Arbeitstheilung eintritt, die Frau sich mit der Sorge um die Beschaffung der übrigen Lebensmittel, mit dem Transport und der Zubereitung beschäftigen. Die Theilung hat die nicht genug gewürdigte Folge, daß die Frau auf ihrem Arbeitsfelde ebenso gut eigene Kenntnisse erwirbt, wie der Mann auf dem seinen. Nothwendig muß sich dies auf jeder niederen oder höheren Stufe bewähren. Zu der den Mandiokabau mit klugem Verständniß betreibenden Indianerin findet sich das Gegenstück bereits im reinen Jägerthum. Die Frau des Bororo ging mit einem spizen Stock bewaffnet in den Wald und suchte Wurzeln und Knollen; bei den Streifzügen durch den Kamp, oder wo immer eine Gesellschaft von Indianern den Ort veränderte, war solcherlei Jagd, während der Mann den Thieren nachspürte, die Aufgabe der Frau; sie holte die Palmnüsse kletternd herunter und schleppte schwere Lasten davon heim. Und war die Indianerin die Untergebene des Mannes, so kam ihr diese Stellung bei der Vertheilung von Fisch und Fleisch gewiß nicht zu gute; sie war dabei auch angewiesen auf die Beute an den Vegetabilien, die sie selbst erwerben konnte. Am Schingu flochten die Männer den Bratrost, brietten Fisch und Fleisch, die Frauen bucken die Beijus (Mandiokafaden), kochten die Getränke, die Früchte und rösteten Palmnüsse: welchen andern Sinn konnte diese Theilung in animalische Männer- und vegetabilische Frauen-Küche haben, als daß ein jedes der beiden Geschlechter noch in seinem uralten Ressort verblieben war?“

Fügen wir noch hinzu, daß die Männer auch die Waffen zur Jagd anfertigten, daß Jagd und Fischfang ihnen alles Werkzeug zum Schneiden, Schaben, Glätten, Stechen, Ritzen und Graben zu liefern hatten, während die Frauen das Thongeschirr zum Kochen erzeugten, so haben wir für jedes Geschlecht ein natürlich abgegrenztes Produktionsgebiet, auf dem alle Arbeitsthätigkeit selbständig verläuft. Aber noch mehr! Auch die Konsumtion ist in einem Hauptstücke eine gesonderte: es giebt keine gemeinsamen Mahlzeiten in der Familie. Jedes Individuum ist für sich, abgewendet von den übrigen, und es gilt für unanständig, in Gegenwart anderer Speise zu sich zu nehmen.

Ähnliche individualwirthschaftliche Züge finden sich auch bei den Indianern Nordamerikas, welche bereits zu einem vollen Familienhaushalt gelangt waren. Während sie ein Sondereigenthum am Grund und Boden gar nicht kennen, „findet sich nichts in dem Hause oder der Familie eines Indianers, das nicht einen speziellen Eigenthümer hätte. Jedes Mitglied der Familie weiß, was ihm zugehört, von dem Pferde oder der Kuh an bis auf den Hund, die Katze, die Käzchen und Kätzlein herab. Eltern machen ihren Kindern Geschenke und diese wieder ihren Eltern. Ein Vater wird zuweilen seine Frau oder eines seiner Kinder ersuchen, ihm ihr Pferd zu leihen, um auf die Jagd zu reiten. Ein Nest junger Katzen oder ausgebrüteter junger Hühner hat oft ebenso viele besondere Eigenthümer, als einzelne Thierchen dazu gehören. Um eine Henne mit ihrer Brut zu kaufen, muß man oftmals mit mehreren Kindern handeln“.

Wo die Indianer die Vielweiberei gestatteten, pflegte für jede Frau eine besondere Hütte errichtet zu werden; bei Stämmen mit Gemeinschaftshäusern hatte wenigstens jede ihr besonderes Feuer.

Ähnliche Züge weist die Wirthschaft der Polynesier und Mikronesier auf, nur daß hier an Stelle der Jagd der Fischfang und die Kleinviehzucht tritt. In Neu-Pommern sind die verschiedenen Arbeiten streng getrennt in solche, die von Männern und Knaben und solche, die ausschließlich von Frauen und Mädchen verrichtet werden. Zu den Arbeiten der männlichen Bevölkerung gehören: die Anfertigung und Instandhaltung der Waffen und der Fischereigeräthe, namentlich der Fischkörbe und der dazu gehörigen Tawe, das Auflegen der Körbe ins Meer und das tägliche Besorgen derselben, der Bau von Ranoes, die Errichtung der Hütten und in denselben Distrikten das Fällen der Bäume und Ausroden

der Wurzeln behufs Anlage neuer Pflanzungen, sowie die Einfriedigung zum Schutz gegen wilde Schweine.

Den Weibern liegt neben der Pflege ihrer kleinen Kinder ob: die Zubereitung der Speisen, das Umgraben und Bepflanzen des Bodens, das Ausheben und Zusammenholen der Feldfrüchte und das Tragen der vollen schweren Körbe nach meilenweit entfernten Markttorten“.

„Mit gewissen Arbeiten beschäftigen sich sowohl die Weiber wie die Männer. Dahin gehört: das Drehen des starken Bastzwirns, aus dem die Fischneze gestrickt werden, das Flechten von Körben sowohl aus feingespaltene Rattanstreifen wie aus Padanusblättern, das Weben eines sehr rohen und groben Zeuges, Mal genannt, aus der Rinde des Broussonetiabaumes, in welches die Weiber ihre Säuglinge zum Schutze gegen Kälte einwickeln“.

Das Letztere ist sehr bezeichnend: es handelt sich um Einrichtungen der Stoffumwandlung, die in der Periode der individuellen Nahrungssuche noch nicht vorhanden gewesen sein können.

Endlich hören wir noch, daß Männer und Weiber auch gesondert essen, die kleinen Kinder und die Mädchen mit den Weibern, die Knaben mit den Männern.

Auch die gesonderte Männer- und Frauentüche findet sich im Bereiche der Südsee. Auf den Fidjisch-Inseln bereiten die Männer solche Speisen, die mittels heißer Steine außerhalb des Hauses hergestellt werden. „Das beschränkt sie heute auf das Braten von Schweinen; früher war auch die Zubereitung des Menschenfleisches den Männern vorbehalten“. Auf den Palau-Inseln liegt das Kochen des Taro und das Bereiten der Süßspeisen den Frauen ob, die Zubereitung der Fleischspeisen den Männern. An den meisten Orten Ozeaniens „dürfen weder Frauen und Männer zusammen essen noch jene das essen, was diese bereitet haben. Fast ebenso ängstlich scheint es vermieden zu werden, mit einem Andern aus dem gleichen Gefäße zu essen“.

Die gleiche Ordnung weisen die Wirthschaften vieler Negervölker auf: scharfe Trennung der Produktion und vieler Theile der Konjuntion nach Geschlechtern, ja selbst Ausdehnung dieser Spaltung auf den Verkehrsverkehr. Kurz und bündig sagt einer unserer zuverlässigsten Beobachter, P. Bogge, von den Songo-Negern: „Die Frau hält neben der Wirthschaft ihres Mannes eine eigene“. Und bei der Schilderung der Baschilange bemerkt er: „Kein Familienglied bekümmert sich um das andere bei der Mahlzeit; während die Einen essen, kommen

oder gehen die Andern, wie es ihnen gerade paßt; doch essen die Frauen meist mit den kleineren Kindern gemeinschaftlich.“ Endlich berichtet er noch über die Lunda: „Wenn eine Karawane in einem Dorfe ihr Lager aufgeschlagen hat, so pflegen bei normalen Zuständen die Weiber des Orts vegetabilische Nahrungsmittel und Hühner zum Verkauf ins Lager zu bringen, während Ziegen, Schweine und Schafe für gewöhnlich nur von Männern verkauft werden. Aehnlich erzählt L. Wolf, daß auf dem Markte in Ibanschi alle landwirthschaftlichen Produkte, Stoffe, Matten, Töpferarbeiten von den Weibern, nur Ziegen und Wein von den Männern verhandelt worden seien. Es ist also jedes Geschlecht Eigenthümer seines speziellen Arbeitsprodukts und verfügt über dasselbe selbständig.

Von der Familie und dem Haushalt der keineswegs mehr auf niederer Stufe stehenden Banyamwezi entwirft Burton folgendes Bild:

„Die Kinder werden volle zwei Jahre lang gesäugt. Der Knabe lernt schon nach dem vierten Jahre mit dem Bogen umgehen. Schon sehr frühe hütet er die Heerde; nach dem zehnten Jahre wird er ein selbständiger Hirt, ist unabhängig von seinem Vater, bepflanzt ein Stück Feld mit Tabak und baut sich eine eigene Hütte. Die Mädchen bleiben bis zur Mannbarkeit in der väterlichen Hütte; dann aber bauen sich ihrer 7—12, die von gleichem Alter sind, gemeinschaftlich eine eigne Behausung, in welcher sie ihre Liebhaber empfangen, ohne daß die Eltern etwas darein zu reden hätten.

„Ein junger Mann nimmt sich eine Frau, sobald er Mittel genug besitzt, um den Kaufpreis zahlen zu können, der je nach Umständen dem Werth von einer Kuh bis zu zehn Kühen entspricht. Sie ist des Mannes Eigenthum; er kann von einem Ehebrecher Schadenersatz verlangen, darf aber die Frau nur im äußersten Nothfall verkaufen.

„Die Reichen haben mehr als eine Frau; aber die Familienabhängigkeit ist bei diesem Volke äußerst schwach. Ein Mann, der z. B. von der Küste her mit einer Ladung Zeug zurückkommt, wird seiner Frau davon auch nicht das Geringste geben; sie ihrerseits giebt ihm von einer Erbschaft nichts, und wenn er auch verhungern müßte. Er besorgt Rindvieh, Ziegen, Schafe und Geflügel; sie hat die Aufsicht über Getreide und Früchte. Tabak baut jeder Theil für sich selbst, und hat der Mann etwa nichts

von diesem Kraut, so wird ihm seine Frau von ihrem Vorrath ganz gewiß nichts borgen.

„In diesem Lande speisen die beiden Geschlechter nicht gemeinschaftlich. Ein Knabe wird nie mit seiner Mutter essen. Die Männer sättigen sich gewöhnlich in der Swanza (dem öffentlichen Gemeinschaftshause).“

Die Theilung der Produktions-Arbeit zwischen beiden Geschlechtern in Afrika wechselt in Einzelheiten von Stamm zu Stamm; in der Regel aber fällt auch hier der Feldbau, die Zubereitung aller vegetabilischen Nahrungsmittel der Frau, Jagd, Viehzucht und Weberei dem Manne zu. Oft ist diese Ordnung noch durch abergläubische Gebräuche gestützt. In Uganda fällt das Melken der Kühe ausschließlich den Männern zu: nie darf eine Frau das Euter der Kuh berühren. Im Lunda-Reiche hinwieder darf bei der Gewinnung von Erdnußöl kein Mann zugegen sein, weil dessen Anwesenheit den Erfolg vereiteln soll. In der Regel weigern sich die Träger, welche der Europäer in seine Dienste nimmt, Frauenarbeit zu thun; ja Livingstone berichtet von einer Hungersnoth der Männer in einer Gegend, weil keine Weiber dagewesen seien, das vorhandene Korn zu mahlen. Die gesonderte Konsumtion beider Geschlechter wird manchmal noch durch Speiseverbote von halbreligiösem Charakter befestigt, welche der Frau den Genuß von bestimmten Fleischarten untersagen.

Eine eigenthümliche Fortbildung hat diese merkwürdige Wirthschaft inmitten der Halbkultur des Sudan gefunden. G. Schweinfurth berichtet darüber:

„Zur Zeit der Feldarbeiten stehen in Wadai alle übrigen Arbeiten zurück und die Frau bearbeitet in Gemeinschaft mit dem Manne oder abwechselnd ihre beiderseitigen Ackerfelder, die völlig geschieden sind; denn es herrscht hier strenge Gütertrennung. Nach Beendigung der Ernte gibt der Mann der Gattin eine bestimmte Menge Getreide, etwa 12 Scheffel; hat er deren mehrere, jeder Frau ungefähr 6 Scheffel; erntet er weniger, so verkauft er, was er hat, um obiger Verpflichtung nachzukommen; dafür aber wird, sobald der Getreidevorrath des Mannes erschöpft ist, der der Frau rechtlich in Anspruch genommen. Außer dem Getreide hat der Ehemann seiner Frau alljährlich einen Anzug zu schaffen, nämlich ein großes Hüstenumschlagetuch, ein Schulter- und Kopftuch und ein Schaf- oder Ziegenfell, welches zeitweise getragen wird. So unterwürfig auch die Frau im Allgemeinen

dem Manne ist, so läßt sie sich doch von ihren Rechten nichts nehmen, klagt sie unbedenklich ein und geht eventuell zu ihren Eltern zurück.“

„Niemals wehren die Männer dem Gange der Frau, sich zu schmücken, oder suchen deren Ausgaben im eigenen oder häuslichen Interesse einzuschränken. Aber der Hausherr liefert auch nur geringe Mittel zur Führung des Haushalts und nimmt andererseits vom Erlös der Milch, Hühner und andern der Frau überlassenen Dingen keinerlei Antheil in Anspruch. Ist der Vorrath an Lebensmitteln aufgezehrt, so wird die Frau sich mit dieser Mittheilung nicht etwa an den Mann wenden und von ihm neue Lieferungen zu erlangen suchen, sondern sie geht zu ihren Verwandten, und ist der Versuch fruchtlos, so sucht sie durch den Verkauf ihrer Schmuckgegenstände Lebensmittel herbeizuschaffen. Ausgabegeld empfängt sie niemals. Zur Herbstzeit pflegen sich die Leute eines Dorfes zusammenzuthun, einige Kühe gemeinschaftlich zu schlachten und das Fleisch derselben unter sich zu vertheilen; doch den größten Theil des Jahres hindurch muß die Frau für die Zuthaten zu den Saucen sorgen; Raupen, Heuschrecken, Zwiebeln, saures Getreidewasser, besten Falles Hühner liefern alsdann das Material für die unentbehrliche Zugabe zum täglichen Mehlbrei.“

„Auch bei der Berechnung der Abgaben an den König und an die Verwaltungsbeamten wird nie der Mann in Betracht gezogen; vielmehr werden die Hütten der Frauen gezählt und von ihnen der Salam (2 Maß Getreide auf das Haus), die Difa, die Kodmula u. s. w. erhoben.“

„Sind die Dörfer einigermaßen bedeutend, so finden wir darin drei öffentliche Hütten, von denen eine für die „Alten“, eine für die Männer vom 25. bis etwa 50. Jahre und eine endlich für die Jünglinge bestimmt ist. Neben dieser Hütte ist dann ein Schattendach errichtet, unter dem die Männer den Tag verbringen, Baumwolle spindelnd, webend und nähend, was neben den Landarbeiten ihre Hauptbeschäftigung bildet. Eine eigene Wohnung hat der Mann nur für die Nacht; es würde für eine Schande gelten, seine Nahrung allein einzunehmen; ja die jungen unverheiratheten Leute lieben es nicht einmal, zu Hause zu schlafen. Die Privathäuser gehören den Frauen. So ist es denn auch nicht die Frau, welche im Falle einer Ehescheidung die gemeinsame Wohnung verläßt, sondern der Mann,

der sein bewegliches Eigenthum an sich nimmt und ein anderes Unterkommen sucht, was zu finden ihm nicht schwer wird, da er ja stets mehrere Frauen hat, die getrennt von einander wohnen. Der Frau gebührt es, das Haus zu hüten; sie verläßt es in der That nur, um Holz und Wasser zu holen, wenn nicht gerade die Zeit der Feldarbeiten ist. Sie fertigt Matten und Strohflechte zu Hütten, zerreibt das Getreide zwischen Steinen zu Mehl und kocht die Mahlzeiten.“

Wir haben also hier eine minder scharfe Scheidung der Production; wenigstens beim Feldbau wirken beide Geschlechter zusammen. In allen andern Arbeiten sind sie aber getrennt; nicht einmal Vater und Söhne arbeiten zusammen, sondern jeder für sich auf dem öffentlichen Arbeitsplatze seiner Altersstufe. Für die Konsumtion könnte es fast scheinen, als ob jeder Mann so viele Haushaltungen besäße, als er Frauen hat, wären nicht die Gemeinschaftshütten der Altersgenossen, welche eine Trennung der Familienglieder bei den Mahlzeiten herbeiführen. Nur die Frau und ihre jüngeren Kinder scheinen eine enger verbundene Gruppe zu bilden, die einer Haushaltung ähnlich sieht und auch in der Staatsbesteuerung als solche anerkannt wird.

Sene Gemeinschaftshäuser für die verschiedenen Altersstufen der männlichen und manchmal auch der unverheiratheten weiblichen Bevölkerung finden sich in großer Verbreitung sowohl in Afrika als in Amerika und namentlich in Oceanien. Sie dienen als gemeinsame Versammlungs-, Arbeits-, Vergnügungs- und für die jüngeren Leute auch als Schlafstätte, sowie zur Beherbergung von Fremden. Natürlich bilden sie ein weiteres Hinderniß für die Ausbildung einer an die Familien sich anschließenden gemeinsamen Hauswirthschaft, zumal jede der letzteren meist noch in eine Mehrzahl von Wohnparteien zerfällt. Auf der Karolinen-Insel Yap z. B. findet sich neben den Febays, den Schlafhäusern der Unverheiratheten, noch für jede Familie ein Haupthaus, das der Familienvater benutzt, ein Wohnhaus für jede Frau; endlich ist „die Bereitung der Nahrung aus dem Wohnhause verbannt und in ein für jedes Familienglied separates Häuschen verlegt, das als Feuer- oder Kochhaus dient“. Weiter läßt sich der wirthschaftliche Individualismus wohl kaum treiben.

Ueberhaupt ist als Regel für polygamisch lebende Naturvölker festzustellen, daß jede Frau ihre eigene Hütte hat. Bei den Zulu wird sogar fast für jede erwachsende Person eines Haushalts eine

besondere Hütte gebaut: eine für den Mann, eine für seine Mutter, je eine für jedes seiner Weiber und sonstige erwachsene Angehörige. Diese Hütten liegen sämtlich im Halbkreis um die eingezäunte Viehhürde, so daß die Wohnung des Mannes in der Mitte liegt. Freilich darf nicht übersehen werden, daß eine solche Hütte in wenigen Stunden aufgeschlagen werden kann.

So sehen wir überall auch bei den entwickelteren Naturvölkern noch Vieles fehlen an jener einheitlichen Geschlossenheit der Hauswirtschaft, mit welcher die Kulturvölker Europas nach Allem, was wir von ihnen wissen, bereits in die Geschichte eingetreten sind. Ueberall klaffen noch tiefe Risse, und dem Individuum ist eine wirtschaftliche Selbständigkeit gewahrt, die uns fremdartig anmuthet. So sehr man sich wird hüten müssen, über dieser partiellen wirtschaftlichen Vereinzelung die zusammenschließenden Momente des Arbeitens und Sorgens für einander zu übersehen, und so wenig man die zentrifugalen Kräfte, welche hier walten, übertreiben darf, so wird sich doch nicht leugnen lassen, daß sie alle auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführen, auf die durch Jahrtausende von allen diesen Völkern geübte individuelle Nahrungssuche.

Darin liegt die methodische Rechtfertigung für das hier eingeschlagene Untersuchungsverfahren, bei welchem wir Völker sehr verschiedenen Stammes und Kulturstandes zusammengefaßt und die wirtschaftlichen Erscheinungen isolirt betrachtet haben.

Dieses Verfahren ist in der Nationalökonomie wie in allen Wissenschaften vom gesellschaftlichen Leben vollkommen gerechtfertigt, vorausgesetzt, daß es damit gelingt, aus der ungeheuren Masse disparater Einzelthatfachen, welche die Ethnologie wie eine große Kumpelkammer anfüllen, wieder eine größere Zahl unter einen gemeinsamen Hauptnenner zu bringen und sie den mythischen Deutungen der Kuriositätsammler und mythologisirenden Geistesfehler zu entreißen. Für die Nationalökonomie speziell kann auf diesem Wege noch der nicht zu verachtende Vortheil erzielt werden, daß die Spielpuppe des freierfundenen vom Kulturmenschen abstrahirten Wilden vom Schauplatz verschwindet und durch Gestalten ersetzt wird, die der Wirklichkeit entnommen sind, mag auch immer noch die Beobachtung, welche sie uns vermittelt hat, an Genauigkeit zu wünschen übrig lassen.

Unsere Reisenden haben bis jetzt gerade der Wirtschaft primitiver Völker wenig Aufmerksamkeit geschenkt; über der Beobachtung

von Tracht, Kult, Sitte, Götterglauben, Ehegewohnheiten, Kunst, Technik haben sie das Nächstliegende oft übersehen, und in den geschwägigen Registern der ethnographischen Sammelwerke hat das Stichwort „Wirthschaft“ ebenso wenig eine Stelle gefunden, wie in denjenigen der zahlreichen Untersuchungen über die Familienverfassung das Wort „Haushaltung“. Aber gerade weil die hier verwertheten Beobachtungen meist nur beiläufig und nicht von gelehrten Volkswirthen gemacht worden sind, wohnt ihnen ein hohes Maß von Glaubwürdigkeit inne; denn sie sind darum doch auch in der Regel dem Schicksal entgangen, in ein Kategorienschema hineingepreßt zu werden, das unseren Kulturverhältnissen entnommen ist und das darum dem anders gearteten Leben primitiver Völker nicht gerecht zu werden vermag.

Heinrich von Kleists „Familie Ghonorez“.

Eine literarhistorisch-dramaturgische Studie.

Von

Hermann Conrad.

Die grausame Hand eines unergründlichen Schicksals hat Heinrich von Kleist zu der Zeit, als er den Gipfel seiner stolz aufstrebenden Lebensbahn vor Augen sah, mit tödtlichem Stoß in den Abgrund geschleudert; so hat der größte Dramatiker, den unser Vaterland erzeugt hat, seine dichterische Laufbahn nicht vollenden können. Und wie ein Unglück gewöhnlich das andere nach sich zieht, so hat man unter den einzelnen Unfertigkeiten der Oberfläche seiner Kunstwerke lange nicht die gewaltige Kraft zu erkennen vermocht, die in ihnen nach dem Ideale ringt. Auch heute noch ist es wohl nur die Minderzahl der Aesthetiker, die in ihm einen vollwichtigen Klassiker sieht; und doch — nicht bloß in seiner unerreichten Kraft, sondern auch in der Bethätigung dieser Kraft — ist der Schöpfer der „Hermannschlacht“ und des „Prinzen von Homburg“ ein Klassiker, so wahr es vollkommene Dichter nicht giebt. Und wenn auch die Kleistforschung erst dreißig Jahre alt und die Kleistliteratur noch immer leicht zu übersehen ist, so hat sie doch schon bewiesen, daß dieser Dichter des pietätvoll eindringenden Studiums so würdig ist, wie irgend einer seiner Genossen auf dem Gipfel des deutschen Parnasses. Mehr als irgend eine andere Zeitschrift haben die „Preussischen Jahrbücher“ für die richtige Würdigung dieses edlen Sohnes unseres engeren Vaterlandes gethan. Sie brachten schon zu einer verhältnißmäßig frühen Zeit das verständnißvolle Lebensbild aus Treitschkes feiner, sicherer Hand. Und als Brahms Kleist-

Biographie erschien, wurde hier Protest erhoben gegen dessen schiefe Auffassung des Menschen und unvollkommene Darstellung des Dichters. Das Meisterwerk Kleists, „Der Prinz von Homburg“, war der Gegenstand zweier eingehender Untersuchungen; und die herrliche Ruine des „Robert Guiscard“ fand hier ihren ingeniosen inhaltlichen Ausbau. So kann denn auch der Verfasser dieser bescheideneren Studie sich keinen besseren Aufbewahrungsort für sie wünschen.

Es ist nicht die angenehmste Arbeit, in dem jugendlich unvollkommenen Erstlingswerke nach den Spuren des Genius zu suchen und gewissermaßen aus dem Geröll einer haltlos beweglichen Komposition, wie „Die Familie Schrockenstein“ es thatsächlich ist, die disjecta membra der echten Poesie herauszugraben. Aber die Arbeit muß einmal verrichtet werden, und sie ist vielleicht lohnender, als der Gesamt-Eindruck dieses Erstlings-Dramas erwarten läßt.

Außerdem bieten die „Schrockensteiner“ nicht blos der ästhetischen Kritik ein offenes Feld. Für den Literaturhistoriker sind sie das interessanteste von Kleists Dramen. Wenn auch die Sagen, die Bülow und Wilbrandt hinsichtlich seiner Entstehung verbreitet haben, von Zölling als unhaltbar nachgewiesen sind, die Entstehung selbst ist meines Erachtens auch von ihm in seiner sorgfältigen Forschung „Heinrich von Kleist in der Schweiz“ (1882) und in seiner ausgezeichneten Kleist-Ausgabe (1885) nicht richtig dargestellt, trotzdem er selbst durch seine glückliche Entdeckung der „Ghonorez“ Handschrift in der Berliner Bibliothek die Lösung dieser Frage erst ermöglicht hat. Vor dem Erscheinen der Zöllingschen Ausgabe war nur der höchst fehlerhafte erste Druck, der im Winter 1802/3 von dem Freunde Kleists, dem Buchhändler Gekner in Bern, veranstaltet worden war, bekannt. Der junge Wieland hatte in einem Briefe an seinen Vater aus der Schweiz (1802) renommirt, daß er an der Formgebung des Dramas mitgewirkt habe; was Zölling (Ausgabe I, 65) für unrichtig hält. Und doch weist der erste Druck Stellen, Partien und selbst einen Vorgang auf, wie man sie der Kleist'schen Kunst doch nur schwer zutrauen kann: ich meine die alberne Geschmacklosigkeit, daß die Hexe Ursula den abgehackten Finger des ertrunkenen kleinen Peter als Lösung des Räthfels mitten unter die an den Leichen ihrer Kinder trauernden Eltern wirft. Eine Handschrift, die Kleists Schwägerin (wann und wo?) aus dem ihr von dem Schöpfer bereiteten Flammentode rettete, soll verloren gegangen sein. In der vor Kurzem entdeckten Handschrift aber, die unter dem spanischen

Titel „Familie Ohonorez“ und unter spanischen Personennamen die „Familie Schroffenstein“ von Anfang bis zu Ende, freilich mit nicht unbedeutenden Abweichungen, enthält, sah Zolling eine erste Redaktion des Dramas, der für den Druck eine zweite, von des Dichters eigener Hand — also doch wohl eine verbesserte? — folgte. In den folgenden Seiten wird eine ganz andere Ansicht begründet werden.

In der „Ohonorez“-Handschrift fand sich ein einzelnes Blatt mit dem ersten szenischen Entwurf der „Schroffensteiner“, der indessen wiederum einen anderen Titel hat: „Die Familie Thierrez“. Da nun das „Ohonorez“-Manuskript, besonders in den ersten drei Akten, sehr umfangreiche Korrekturen enthält, von denen häufig erst die dritte die endgültige Fassung giebt, so wird eine Vergleichung des „Thierrez“-Szenariums, der ursprünglichen und der verbesserten Fassung des „Ohonorez“-Manuskriptes interessante Aufschlüsse geben nicht bloß über das allmähliche Werden des Kunstwerkes, sondern auch über die uranfängliche Tendenz, die Prinzipien von Kleists dramatischem Schaffen, die Zeugniß ablegen werden von der genialen Treffsicherheit des Anfängers. Und vielleicht trägt uns die Hoffnung nicht, daß die Betrachtung des unfertigen, des mit seinem Stoffe ringenden Dichters werthvoller sein wird für die Beurtheilung seiner künstlerischen Gaben als die des relativ fertigen, der sich uns auf der Höhe seiner Errungenschaften präsentiert.

Die genannten Aufschlüsse jedoch kann der Leser mit der erforderlichen Klarheit nur erhalten, wenn er mit uns den Verlauf der Handlung Schritt für Schritt verfolgt.

* * *

E x p o s i t i o n .

Der Plan der „Familie Thierrez“ giebt die Vorgeschichte folgendermaßen:

1. „Alonzo und Fernando von Thierrez sind zwei Vettern, deren Großväter einen Erbvertrag mit einander geschlossen haben. Sie sind im Streite darüber“ — d. h. in Folge dessen verfeindet —, „Fernandos (des bösen) Sohn wird todt in der Nähe von Männern Alonzos gefunden, und diesem der Mord aufgebürdet.“

Hier fällt die sehr unklare Motivirung des Mordverdachtcs, aus dem die Handlung des Stückes hervorgeht, auf; es fragt sich, wie weit jene vertieft und glaubhaft gemacht werden wird. Wenn

zwei Männer in der Nähe einer Kindesleiche stehen, so ist damit nicht bewiesen, daß sie Mörder sind, und noch weniger, daß sie den Mord im Auftrage ihres Herrn vollführt haben. — Das Szenarium des ersten Aktes lautet:

2. „Das Stück hebt mit einem Gebet um Rache gegen Alonzo an. Der Süngling Rodrigo schwört und liebet, ohne zu wissen, daß es die Tochter seines Feindes ist (Sgnez).
3. Die Nachricht kommt bei Alonzo an. Er beschwört den Fernando um Frieden. Umsonst.“

Die erste Szene des Racheschwures ist in beiden Fassungen gleichlautend und in der ersten ohne Korrektur niedergeschrieben; sie war fertig, ehe die Niederschrift des Dramas begann und gehörte zweifellos zu den ersten Bildern, die in der Seele des Dichters ins Leben sprangen, nachdem der allgemeinste Charakter der zu schaffenden Handlung festgestellt und die Darstellung einer Blutfehde mit ihren tragischen Verwickelungen beschlossen war.

In dieser Anfangs-Szene zeigen sich bereits die gefunden, aber wahrscheinlich unbewußten Impulse eines großen dramatischen Talentes. Dem geborenen Dramatiker muß es tiefinnerlich widerstreben, etwas Gleichgültiges auf die Bühne zu stellen, auch ohne daß er nachgedacht und sich klar gemacht hat, daß ein solches Beginnen in der That sinnlos ist. Die Vorgänge, die über das Niveau der ebenen Erde erhöht und in eine strahlende, auch dem Fernstehenden nichts verbergende Beleuchtung gerückt werden, müssen merkwürdig, aufregend, anspannend, wenigstens interessant und in jedem Falle irgendwie wirkungsvoll sein. Die Spannung der Seele des Zuschauers auf furchtbare Thaten kann in verschiedenen Stärkegraden erregt werden: durch die drohende Geberde, das drohende Wort eines Einzelnen, durch das geheime Gelöbniß Mehrerer, wie im „Julius Cäsar“, durch den feierlich beschworenen Entschluß einer großen Schaar, wie im „Tell“. Kleist wählt die denkbar stärkste Wirkung: in der Schloßkapelle sind die Ritter und Mannen Ruperts, des Schroffensteiners, versammelt; sie schwören, den Mord seines kleinen Sohnes zu rächen und nehmen das Abendmahl darauf.

Ein mehrfach wiederholter Schwur kann leicht monoton, d. h. wirkungslos werden. Diese Schwierigkeit überspringt der Dichter leicht: Eustache ist ein sanftes Weib, die tragen, leiden, aber nicht kraftvoll handeln kann — und daß sie so ist, als Frau des „bösen“ Schroffensteiners, ist eine dramaturgische Nothwendigkeit; ohne eine

ſolche Frau würde die Härte des Mannes kein Relief haben, keinen Widerſtand finden, und der Zwieſpalt, der gewöhnlichſte Erreger der dramatiſchen Wirkung, wäre vermieden — ſie will daher nicht ſchwören, muß aber doch das Abendmahl darauf nehmen, daß ſie die Mörder ihres Sohnes wenigſtens „betend würgen“ will. Beſonders kräftig herausgehoben wird die Schwur-Handlung des erwachſenen Sohnes Ottokar, der erſt zum dritten Male die den Vater befriedigende Form trifft und das Unglück ſeines Lebens beſiegelt mit dem Verſprechen, das „ganze Haus“ der Feinde zu verfolgen.

Andererſeits geht der jugendliche Dichter in ſeinem Streben nach Erhöhung der Wirkung zu weit, wenn er auch die Muſik zu ſeiner Unterſtützung heranzieht: mit dem auf den Tod des Kleinen gedichteten und einem Chore von Knaben eingeübten Liede verläßt er den Boden der Wirklichkeit und wird opernhafte.

Ein feiner dramatiſcher Zug iſt es, daß die Handlung mit dem Racheſchwur eröffnet wird, und zwar ohne daß wir genau erfahren, was für eine That zu rächen und was für ein Menſch der Thäter iſt; einerſeits wird ſo der charakteriſtiſche, Stimmung gebende Anfangs-Akt für dieſe blutige Handlung angeſchlagen, andererſeits wird unſere Erwartung um ſo reger, etwas Näheres von der That und dem Thäter zu erfahren. Es muß etwas Ungeheures geſchehen ſein, wenn ein ſolcher öffentlich, im Angeſichte Gottes von einer Maſſe von Menſchen geleiteter Racheſchwur uns berechtigt erſcheinen ſoll; hoffentlich täuſcht der Dichter unſere Erwartung nicht.

Aus dem folgenden Geſpräche Nuperts mit ſeiner Frau erfahren wir auch nichts Näheres, ſelbſt nicht in der viel ausgedehnteren erſten „Ghonorez“-Faſſung, die in der endgültigen Geſtaltung, wie ſie in die „Schroffenſteiner“ übergegangen iſt, eine entſchiedene Verbeſſerung erfahren hat. In jener hält Elmira eine längere Beſchwichtigungſrede, in der ſie Raimond, ihrem Gatten, vorſtellt, wie Alonzo ſich ſeine blinde Wuth zu nuße machen, die Herzen der Menſchen durch Ruhe und gelaffenes Leugnen gewinnen werde, um ihn endlich in einem ſorgſam gespannten Netze zu fangen. Raimond ſucht ihre Befürchtungen als grundlos hinzustellen: denn erſtens, wenn ein Gott ſei, ſei er auch gerecht und werde den Sieg des Mörders nicht zulassen; zweitens werde er ſelbſt nicht übereilt handeln, ſondern eine ſtattliche Schaar von Vaſallen ſammeln, ehe er die Fehde beginne. — Aber warum ſoll Raimond nicht übereilt handeln? warum ſoll er diſputiren, und noch dazu mit ſo ſchwäch-

lichen Argumenten, wenn doch einmal seine choleriche Unbesonnenheit an allem Unheil schuld sein wird? Und die Rede Elmirens ist für ihre gedrückte Stellung und für die Geduld ihres heißblütigen Mannes offenbar viel zu lang. In der zweiten Fassung mahnt Eustache ihren Gatten daher in bescheidenen Worten zur Mäßigung und zur Prüfung vor dem Entschluß. Rupert hört sie nicht lange an, dann schneidet er alle Gegenrede mit den Worten ab:

So, meinst Du, soll ich warten? Peters Tod
 Nicht rächen, bis ich Ottokars, bis ich
 Auch Deinen noch zu rächen hab'? — Abdöbern!
 Geh hin nach Warwand, künd'ge ihm den Frieden auf.

So pflegen selbstherrliche Männer opponirende Frauen zum Schweigen zu bringen.

Nachdem die Bühne sich geleert hat, bleiben zurück Ruperts Sohn Ottokar und ein Vetter von einer dritten Linie Schroffenstein, der in der „Familie Ghonorez“ Antonio, in der gedruckten Fassung Jeronimus heißt. In der „Familie Thierrez“ gibt es solch eine Persönlichkeit noch nicht; der Verkehr zwischen den feindlichen Familien wird durch Boten vermittelt. Mit diesem Vetter, der in der Mitte zwischen den beiden Schroffensteinern steht, von beiden gleich geachtet und beide gleich achtend, der sich erst Sylvester, dann Rupert zuneigt, um schließlich zu Sylvester zurückzukehren, und bei einem Versöhnungs-Versuch zu Grunde geht, hat der Dichter ein dramatisch sehr wirksames Stoff-Element der Handlung einverleibt.

Das Gespräch zwischen Jeronimus und Ottokar bringt uns noch keine Klarheit über den Grund des Zerwürfnisses. Unsere Wißbegierde wird nur stärker erregt durch das unverblümte Urtheil des Jeronimus, daß die Erhizung der Gemüther in Ruperts Familie gegen den harmlosen Sylvester, der in Warwand „Mücken klatscht“, eine Narrheit sei. Ottokar läßt sich indessen keineswegs in seinen Hasses-Empfindungen erschüttern; er sieht in der Parteinahme des Veters für die Familie, deren Tochter er heirathen wolle, unehrenhafte Selbstsucht. Erzürnt scheiden sie von einander; Jeronimus, schon halb wankend gemacht, bleibt in der Kapelle zurück.

Nun erscheint der „Kirchenvogt“, in der „Familie Ghonorez“ der „Kirchendiener“, eine in der „Familie Thierrez“ ebenfalls unbekante Persönlichkeit. Er wird von Jeronimus über die Veranlassung der Blutfehde befragt und erzählt sie in der gedankenlos gleichwägigen Art ungebildeter alter Leute, in der ersten Redaktion

in Prosa, in der 2. in saloppen Versen. Rupert habe eines Tages auf einem Spaziergange ins Gebirge zwei Männer mit blutigen Messern an der Leiche eines Kindes gefunden, in der er seinen eigenen Knaben erkannt habe. Er habe das Schwert gezogen, den einen niedergestoßen, den anderen, nur verwundeten, nach Köstitz schleppen lassen. Hier sei der Mann, der sich als ein Knecht des Warwander Schrottenstein herausgestellt habe, auf dem Markte gefoltert worden und habe vor allem Volke gestanden, daß sein Herr ihn zur Ermordung des Knaben gedungen habe. Er selbst, der Kirchenvogt, habe von dem Knechte nur den Namen Sylvester gehört. Das Motiv der That liege in dem Erbvertrage. „Und weiter weißt Du nichts?“ fragt Jeronimus zum Schlusse, und wir mit ihm.

Jeronimus soll jetzt die Bühne verlassen, um anderen Personen Platz zu machen, und nun — tritt ein Diener auf mit der Frage: „War nicht Graf Rupert hier?“ — Jeronimus: „Suchst Du ihn? Ich geh' mit Dir.“ (Alle ab.) — Diese kindliche Veranstaltung wirkt ungemein komisch in einer Dichtung, die im Uebrigen so oft Beweise einer genialen Kraft giebt.

Nachdem der Dichter die Exposition zu der grausigen Haupt-handlung, der Blutschede, gegeben hat, folgt die Exposition für die liebliche Kontrast-Handlung, die sich wie ein lachender Blumen-garten unter schwarzem, gewitterschwangeren Himmel darstellt. — Denn überall, im Großen wie im Kleinen, ist dieses Drama auf den Gegensatz, den Widerstreit, gestellt.

Es treten nun auf Ottokar und Johann*), der natürliche Sohn Ruperts, der — wahrscheinlich eine Reminiscenz aus Shakspeare — nach der fragwürdigen Sitte des 16. Jahrhunderts mit den ehelichen Kindern zusammen erzogen wird. Johann hat einen Schleier in der Hand, in welchem Ottokar das Eigenthum seiner Geliebten, deren Stand und Namen ihm noch unbekannt sind, erkennt. Er wünscht, ihn zu besitzen. Aber jener, entzückt in seinem Anblick schwelgend, kann sich nicht von ihm trennen und erzählt, wie er in seinen Besitz gekommen ist. Vor fünf Wochen, bei einem Jagdzuge, habe er ein ungebändigtes Pferd geritten, das sei von dem Lärm der Jäger und Hunde wild geworden und mit ihm durchgegangen; er habe es zur Seite auf einen Bergpfad gerissen, von dem herab es sich mit ihm in einen Strom gestürzt habe, in dem ein Mädchen badete. Von dem Sturze auf die Steine

*) Johann erscheint erst in der „Familie Honorat“, in der „Familie Thierrez“ existirt er noch nicht.

des Ufers verwundet, sei er bewußtlos geworden, und habe beim Erwachen dasselbe Mädchen sich verhüllen gesehen. Dann sei sie zu ihm gekommen, schön wie ein Engel, habe ihn aufgerichtet, sein Blut mit ihrem Schleier getrocknet und sei dann, diesen zurücklassend, plötzlich wieder verschwunden, nachdem er ihr gesagt, daß er aus Roffitz sei.

Wenn wir von der Motivirungsschwäche hinsichtlich der Verwendung des Erkennungszeichens absehen — Johann soll fünf Wochen nach dem Vorfall sich mit einem Frauenschleier in der Hand in der Deffentlichkeit bewegen — so ist diese Szene, die an sich kein packendes Interesse haben kann und von einem weniger begabten Dichter leicht langweilig behandelt sein könnte, auf rein technischem Wege dramatisch interessant gemacht. Wie erreicht Kleist seine Absicht, zu zeigen, daß Ottokar und Johann die Tochter des feindlichen Hauses lieben? — Jedenfalls nicht durch eine mehr oder weniger zufällige Mittheilung des Bruders, nicht durch ein ruhig fortschreitendes Gespräch.

Da ist zunächst das, wenn nicht am besten gewählte, jedenfalls auffallende Besitzstück, dessen Anblick Ottokar in eine merkwürdige Aufregung versetzt und darum auch unsere Aufmerksamkeit erweckt. Dann kommt als Aufklärung der feurige Vortrag eines an sich lebendigen Vorganges, bei dem uns nur etwas überflüssig hinzugefügt erscheint, wenn auch sicher nicht uninteressant. Was soll das badende, das nackte Mädchen? In der ersten und gestrichenen Fassung der „Familie Ghonorez“ haben wir einen ziemlich nichtsagenden Vorgang als Veranlassung von Juans (Johanns) Erlebnis:

Fünf Wochen find's, — nein morgen find's fünf Wochen,
Als ich, im Jagdgesolge Deines Vaters
Ein Windspiel mißte, und, es suchend, selbst
Mich im Gebirge von dem Troß verlor.
Wie ich, schon hastig, nur dem Jagdhorn folgend,
In grader Linie fort durch Strauch und Moor
Und moßigem (?) Gestein mich winde, gleitet
Mein Fuß, mein Haupt zerschlägt sich an dem Felsen.

Rodrigo:

Run?

Juan:

Der Gott der Liebe wohnte in dem Moose (!).
Denn wie das Leben und das Licht der Augen
Mir wiederlehrten, stand
Ein strahlenreines Wesen vor mir.

Rodrigo:

Dein Engel?

Juan: Mir ein Engel war das Mädchen,
Denn das Geschäft der Engel that sie, reichte
Die Hand mir Hingefallnem (!) — Löste dann
Vom Haupt und Nacken schnell den Schleier, mir
Das Blut, das strömende, zu stillen.

Die Badende erinnert an jenes frische, schelmische Idyll „Der Schrecken im Bade“, in welchem eine Dorfschöne, die am Abende vor ihrer Hochzeit ein Bad im See nimmt, von ihrer Freundin, die in Männerkleidern ihr nachgeschlichen ist, geneckt wird. Dieses Gedicht, 1808 im „Phöbus“ veröffentlicht, ist nach Zollings sehr wahrscheinlicher Annahme*), die sich auf zwei Beziehungen auf eine Alpennatur gründet, 1802 (schwerlich 1803, wo Kleists Laune wenig zur Fröhlichkeit neigte) entstanden, als der Dichter auf der Insel im Thuner See wohnte und vielleicht selbst ein ähnliches harmloses Abenteuer erlebt hatte. Es scheint somit, als ob diese Einzelheit mehr einem persönlichen Interesse als einem dramaturgischen Motive ihr Dasein verdankte.

Schließlich die Enthüllung der Persönlichkeit der Geliebten. — Ottokar will ihren Namen nicht erfahren, eine dunkle Ahnung hält ihn zurück. Im Bewußtsein ihrer gemeinsamen Liebe möchte er mit Johann brüderlich zusammenhalten in dem Kampfe gegen „Sylvesters frevelhaftes Haus“. Johann fährt entsetzt zurück ob der „Engelslästerung“ und fühlt sich gedrungen, Ottokar „ein schreckliches Bekenntniß“ zu machen, von dem Niemand außer ihm bei dem bevorstehenden RacheKriege erfahren darf. Und nun wird der Name genannt? — Noch immer nicht. Ottokar muß ihn ahnen; aber er will die Ahnung nicht für wahr halten.

Ottokar: O Gott! — Doch meine Ahnung?

Johann: Sie ist es.

Ottokar (erschrocken): Wer?

Johann: Du hast's geahndet.

Ottokar: Was

Hab' ich geahndet? Sagt' ich denn ein Wort?
Kann ein Vermuthen denn nicht trügen?
Nicht wahr, das Mädchen, dessen Schleier hier,
Ist Agnes nicht — nicht Agnes Schrofenstein?

Johann: Ich sag' Dir ja, sie ist es.

Ottokar: O mein Gott!

Der älteste Praktikus hätte diese Expositions = Szene nicht geschickter, nicht dramatisch fesselnder gestalten können. Aus der

*) Siehe in seiner Kleist-Ausgabe die Einleitung zu den Gedichten.

ersten, viel umfangreicheren Fassung der „Familie Ghonorez“ ist nach der Korrektur nur das dramatisch Wirksame beibehalten; die langen Reden, die Rodrigo führt über die Fürchterlichkeit seiner Ahnung, deren Eintreffen ihn, den bisher vom Glücke Vermöhten, in das grenzenloseste Elend stürzen würde, sind als Deklamationen, unpassend für die männliche Energie dieses Jünglings, und als dramatische Längen gestrichen. Schon hier erkennen wir also das ernste Bestreben der bei aller Jugendlichkeit so besonnenen Muse des Dichters, sich in dem Ausdruck der Empfindung zu mäßigen, sie mehr aus starken, charakteristischen Wendungen entnehmen als in Schiller'schem Ueberwallen sich ausbreiten zu lassen. Aus diesem männlichen Bestreben entwickelt sich das große Charakteristikon der Kleist'schen Kunstübung, und zwar ebensowohl der Iyrischen und der epischen wie der dramatischen: verhaltene Kraft. In solchen Einzelercheinungen sehen wir den Schöpfer des gewaltigen Hermann werden.

Nun erscheint Jeronimus wieder, um seinen Vetter Ottokar um Verzeihung zu bitten, daß er nicht gleich den Mordverdacht für erwiesen gehalten habe, und sich von Warwand loszusagen. Das ist sehr auffallend, da ihm, dem unbetroffenen Zuschauer der Vorgänge in Kossitz, der von dem Kirchenvogt gegebene Thatbestand unmöglich beweisend sein kann, zumal er Schwester genau kennt und weiß, daß dieser einer Mordthat unfähig ist. Aber in Kossitz soll eben Niemand sein, der das zum Streiche erhobene Schwert im Fallen aufhält, und so muß Jeronimus denn thun, was die Geschöpfe jugendlicher Dramatiker, z. B. Shakespeares, so oft thun, und schnell und unmotivirt die Gesinnung wechseln. — Wir werden noch wiederholt sehen, wie die feste Hand des jungen Künstlers, der schon bei dem ersten Versuche die Bilder seiner Phantasie in scharfen Umriffen und bestimmten Farben auf die Leinwand zu bannen weiß, nur in diesen Uebergängen schwankt.

Der Schluß der ersten Szene ist sonderbar. Nachdem Jeronimus seine Feindschaft gegen das Haus Warwand kräftig ausgesprochen hat, fällt ihm Ottokar plötzlich weinend um den Hals und entfernt sich, ohne dem verwunderten Vetter Aufschluß zu geben. Die Bedeutung dieses Benehmens, die auf der Bühne wahrscheinlich unverstanden bleibt, wird uns klar aus der ersten Fassung in der „Familie Ghonorez“. Hier überhört Rodrigo-Ottokar des Antonio-Jeronimus Anfangs-Rede und preist ihn in sehr schönen Versen glücklich, daß er für die Geliebte kämpfen darf. Als dann Antonio

ihm nochmals versichert, daß er nichts mehr mit dem Mörderhauze zu thun haben wolle, nennt Rodrigo ihn rasend: er müsse sofort nach Gossa, um die Geliebte vor den Mordplänen seines Vaters zu schützen, und zieht ihn und Juan fort mit den Worten:

So kommt denn — — Wie betreten wir das Haus?
 Und wie verlassen wir es? (Er umschlingt beide)
 O ihr Brüder,
 Verstoßene des Schicksals, Hand in Hand
 Hinaus ins Elend aus dem Paradiese,
 Aus dem des Cherubs Flammenschwert uns treibt.

Also durch den Fluch des Schicksals fühlt Rodrigo sich mit ihm verbunden: sie müssen ihre gemeinsame Liebe zu Agnez (Agnes) gemeinsam opfern. Diese Verse mußten fallen, nicht bloß weil in ihnen die Empfindung sich wieder einmal gehen ließ, sondern weil sie zu der Rede des Jeronimus, den Rupert einen „grauen Gecken“ schimpft und der in ihnen wider seinen Willen zum schwärmerischen Liebhaber gestempelt werden soll, nicht passen. Zu einer durchgreifenden Aenderung der ganzen Stelle nahm der von anderen großen Plänen schwangere Dichter sich nicht die Zeit. So blieb nur der unverständliche pantomimische Abschluß davon übrig. Diese und andere Flüchtigkeiten der Arbeit sind auf das Konto des „Guiscard“ zu schreiben.

Die zweite Szene beginnt mit einem Situationsgemälde, welches das harmlos glückliche Leben der Leute in Warwand schildert. Wie ein leiser Schatten geht freilich auch durch dieses Haus der Argwohn: der kleine Sohn, Philipp, ist vor Kurzem plötzlich gestorben und die Dienstleute haben sich zugeflüstert, daß er Gift von Kossitz aus erhalten habe. Die Frau Sylvesters, Gertrude, und seine Tochter Agnes glauben auch daran; er selbst aber und sein Vater, der blinde Sylvius, verweisen den Frauen den schmähligen Verdacht mit ernstern Worten, ohne doch der Mutter Furcht um das Leben ihrer Tochter bannen zu können. Der Frieden und die Menschenfreundlichkeit, die hier den Ton angebt, bilden einen schönen Kontrast zu dem finstern Haß und der unheimlichen Aufregung, die in Kossitz herrschen. Dort siegt der ungerechte Argwohn, hier wird er unterdrückt. Im Uebrigen ist diese Szene vortrefflich gearbeitet: in natürlichem Flusse bewegt sich das Gespräch von einem zum andern der zu beleuchtenden Punkte, und aus den Reden der Personen wird uns ihr Charakter klar. Soviel steht für uns, als der Kossitzer Bote mit der Fehde:

Erklärung auftritt, fest, daß aus diesem Hause kein Mörder herauswachsen kann.

Besondere Kunst hat der Dichter auf die Zeichnung der jungen Agnes verwandt; hier zählt jede der 40 Zeilen, die ihr gewidmet sind. Sie ist, obwohl körperlich bei ihren fünfzehn Jahren schon gereift, ein naives, lebensfrisches Kind von lebhaften Gefühls-Impulsen. Unbesehen nimmt sie den Argwohn, der ihr von Anderen gereicht wird, als begründet hin. Sie „lacht, wenn Jemand sich lächerlich bezeigt“, und „weint, wenn Jemand stirbt“. Daß der kleine Philipp im finsternen Grabe liegen muß, ist ihr „gräßlich“, und was der Pfarrer mit seinen Worten meine, sie solle nicht weinen, da dem Kleinen „wohl sei“, kann sie nicht begreifen, da ihm unter den Menschen, die ihn liebten, doch sicher am wohlsten gewesen sei. Bei diesen unfrohen Worten erinnert sich der blinde Großvater, daß sie noch nicht eingesegnet ist und fragt sie nach ihrem Alter. Da sie fünfzehn Jahre alt sei, müsse er die Mutter bitten, sie einsegnen zu lassen; denn sie könnte ja jetzt beinahe mit einem Ritter an den Altar treten. „Das möchtest Du doch wohl?“ — „Das sag' ich nicht,“ antwortet sie und erröthet bei den Worten über und über. — „Die Mutter soll den Beichtiger Dir schicken.“ — Man erkennt deutlich, wie der Dichter hier bestrebt ist, in das 2
Bild lieblicher Jungfräulichkeit einen sinnlichen Zug einzutragen, 1
der auch bei dem ersten Stellbuchein mit dem Geliebten sich geltend macht und für die Schlußzene des Dramas nothwendig vorausgesetzt werden muß.

Die Szene mit dem Fehde-Bekünder, dem Ritter Aldöbern aus Rossitz, ist von großer dramatischer Wirkung. Daß der Dichter, um der Furchtbarkeit der Botschaft das gehörige Relief zu geben, dem Boten einen besonders leutseligen Empfang von Sylvester zu Theil werden, daß er diesem die herzlichsten Versicherungen seiner freundschaftlichen Gesinnung zu Rupert abgeben läßt, ist für das natürliche Geschick des Anfängers selbstverständlich. Dann nach der Verkündung der Botschaft starres Staunen Sylvesters; „er steht auf, sieht Aldöbern steif ins Gesicht“, fragt nochmals, woher er käme, um sich zu vergewissern, daß er sich nicht verhört hat. Ein Mensch, der ihn den Mörder seines jungen Neffen nennt und im Auftrage des Rossitzers den Vernichtungskrieg ankündigt, kann nicht anders als geistesgestört sein. Er läßt den Knappen Aldöberns rufen, um ihn über dessen Geisteszustand zu befragen. Es hilft ihm nichts, er muß an das Unglaubliche glauben.

Aber im Anschluß an den sicheren Griff dieser Szene zeigt sich eine anfängerhafte Unbeholfenheit. Zeronimus erscheint, beschimpft Sylvester, an dessen Unthat er ohne Beweis glaubt, worauf dieser in Ohnmacht fällt. Warum kommt Zeronimus? Bloß um Sylvester einen „Schurken“ zu nennen, um ihm zu sagen, daß „es in seiner Nähe nach Mördern stinkt“? Dann hätte er sie besser gemieden. Indessen, der Dichter hatte das sehr berechtigte Verlangen nach einem Aktschluß-Effekt und wußte nicht recht, wie er dazu gelangen sollte. Auch der Effekt selbst ist sehr fragwürdig. Sylvester ist zwar weicher als Rupert, aber doch ein Mann, dessen natürliche Reaktion gegen das unerhörte ihm geschehene Unrecht Empörung sein muß. Statt dessen läßt er sich davon nieder schlagen, wie ein Weib.

Bis hierher müssen wir den Bau des Dramas, abgesehen von den gerügten Einzelheiten, einen vortrefflichen nennen. Die Exposition der Doppelhandlung, der Fehde und der Liebeshandlung ist energisch zusammengedrückt, aber klar, und so gegeben, daß wir die Charaktere der Hauptpersonen, außer dem etwas nebelhaften Johann deutlich erkennen und von dem Zusammenstoß so beschaffener Individualitäten unter den vorliegenden Umständen schlimme Entwicklungen erwarten. Aus dem keineswegs platten, sondern lebhaft bewegten, wechselvollen Terrain der Exposition erhebt sich am Ende des Aktes mit der Kriegserklärung schroff ansteigend die eigentliche Handlung. Man darf es wohl unter allen Umständen als Fehler bezeichnen, wenn diese nicht schon im ersten Akte einsetzt und die Exposition womöglich bis in die Mitte des zweiten hinüberschweift. Die beste Disposition ist jedenfalls die, daß das erste erregende Moment schon vor dem Aktschlusse unsere Spannung aufrüttelt, daß wir in den ersten Zwischenakt eintreten mit der erregten Frage: was wird jetzt werden? — wie im „Hamlet“, wie in „Kabale und Liebe“, wie hier.

Ich möchte hier auf einen durchgehenden Vorzug der Kleistschen Dramaturgie aufmerksam machen. Durch die keineswegs glatte sondern unebene, schroffe Art, zu exponiren, durch das Aufhellen des Geschehenen schon in den ersten Szenen, weiß er unser Interesse von Anfang an zu fesseln und giebt uns niemals Raum zu dem stillen Seufzer, den jene kurzen französischen Dramen, welche er die klassischen nennt, z. B. regelmäßig in uns erwecken: wann ist nur erst an fange! Das Kühnste, Genialste, was er in der Richtung des knappen, fortreibenden Exponirens leistet, ist die drei

lange Introduction zum „Prinzen von Homburg“, die, soweit meine Kenntniß der dramatischen Literatur reicht, einzig dasteht.

Neben dieses Lob sei sogleich der schwerste Tadel gestellt, den man gegen diese Erstlingsarbeit vorbringen kann. Er erstreckt sich auf das Gebiet, wo die meisten kleineren Fehler zu finden sind und das auch für den gemiegtesten Praktiker, für den genialsten Dichter niemals aufhört ein schwieriges zu sein: ich meine die Motivirung. Das Motiv, aus dem alles Geschehen dieses Dramas herauswächst, kann vor der höheren Kunstanschauung nicht bestehen; der Grundpfeiler der Handlung ist morsch. Die vermeintlich von Sylvester begangene Mordthat stellte der Dichter selbst objektiv unglaubwürdig hin. Wie also Johann und besonders Teronimus, der mehr als eine Veranlassung hat, Sylvester für einen guten und ehrenwerthen Menschen zu halten, dazu kommen, dem leidenschaftlichen Rupert ohne Weiteres Recht zu geben, ist nicht verständlich. Subjektiv erklärlich ist der Verdacht Ruperts und seiner Leute: die Art, wie er die Leiche seines Kindes auffindet, der Ausruf des Warwander Knechtes auf der Folter legt ihn dem an sich leidenschaftlichen und feindselig gestimmten Herzen des Vaters nahe, zumal in einer so finsternen Zeit, wo man die von der Folter erpreßten Aussagen als vollwichtige Geständnisse ansah. Von dem unbewiesenen Verdachte aber zur blutigen Vergeltungsthat überzugehen, ist eines vernunftbegabten Menschen unwürdig und nur einem Wilden zuzutrauen. In Allem, was aus solcher Veranlassung geschieht, sehen wir das Walten einer sinnlosen Kraft, die, vom Menschen geübt, viel größer ist, als der blinde Zufall der Naturereignisse. Die Wirkung eines Bergsturzes oder einer Sturmfluth, die Thaten eines aus seinem Käfig gebrochenen Tigers, eines wahnsinnigen Menschen mögen uns mit gesteigertem Entsetzen erfüllen, Hebel für tragische Empfindungen können sie niemals werden. Daß die überschwellige jugendliche Kraft gerade die großen Dramatiker, wie Shakespeares Jugend-Historien und Schillers „Räuber“ zeigen, leicht aus dem Gebiet des Furchtbaren in das des Gräßlichen hinüberreißt; daß Kleist sich zur Zeit der Abfassung seiner Tragödie in dem vorübergehenden Zustande jenes galligen Pessimismus befindet, der dem feurigen Idealismus einer ungereiften Künstlerseele kaum jemals erspart bleibt; daß dem Dichter die Frage nach dem Warum der blinden Zufallsmacht schwer auf der Seele lastet und „Gott ein Räthsel ist“ — das Alles mag diese Motivirung erklären. Aesthetisch zu rechtfertigen ist ein solches Verfahren ebensowenig

wie das Grillparzer's, der in seinem Erstlingswerke „Die Ahnfrau“ eine tragische Handlung auf ein blindes Verhängniß gründen möchte.

Die aufsteigende Handlung.

Vor dem Erscheinen Aldöberns hat Agnes ostentativ Hut und Mantel genommen und sich entfernt. Wir finden sie in der ersten Szene des zweiten Aktes an dem Orte des Stelldicheins mit dem Geliebten sitzen und für diesen einen Kranz winden. Während Ottokar leise, und doch von ihr bemerkt, naht, hält sie ein verliebtschelmisches Selbstgespräch, das nur für seine Ohren berechnet ist. Der überschwenglichen Schilderung, welche sie von seiner Persönlichkeit macht, fehlt der Zug der Sinnlichkeit nicht. „Und sein Umarmen stark“ heißt es in der Schilderung des Geliebten in der „Familie Honorat“. Er „erscheint plötzlich“:

Unangekündigt wie die Sommersonne,
Will sie ein nächtlich Liebesfest belauschen.

Ottokar sieht ernst aus; er wundert sich, wie sie es wagen könne, sich so weit aus dem Bereiche ihrer Burg zu entfernen, da doch ihr Leben durch die „Rachefeld' des mächtigen Nachbarn“ bedroht sei. Agnes ist höchlich erstaunt, einerseits daß er weiß, wer sie sei, andererseits über die Gefahr, von der ihr nichts bekannt ist. Ottokar dringt in sie, wie Kleist in Wilhelmine von Zenge, ihm nichts zu verbergen und „fordert ernst ihr unumschränkt Vertrauen“. Er will ihren Namen wissen, um „mit einer Silbe das Unendliche zu fassen“ — also den Vornamen — sie weigert sich, ihn zu nennen — warum? — Inzwischen hat sie Johann bemerkt, der ihr nach dem Orte ihres Stelldicheins nachgeschlichen ist, und erhebt sich, um zu entfliehen. Vorher fragt sie nach des Geliebten Namen; den er „nicht vor diesem Fremden“, sondern erst Abends, wo er sie — trotz der Gefahr? — an diesem selben Orte zu treffen hofft, nennen will. Hier hat Kleist in der „Familie Honorat“ selbst an den Rand geschrieben: „Warum weigert Ottokar?“ Daß er also seine mangelhafte Motivierung nicht selbst erkannt hätte, wird man an anderen Stellen ebenso wenig annehmen dürfen, wie hier. Er brauchte zwei Zusammenkünfte zwischen Ottokar und Agnes, die eine, um die jetzt folgende Eifersuchts-Szene mit Johann herbeizuführen, die andere zu einem anderen Zweck. Wie er von dieser zu jener gelangen sollte, wußte er im Augenblicke der Niederschrift nicht, und er hatte später weder Zeit noch Interesse, die Frage dramaturgisch korrekt zu beantworten.

Die Eifersuchts-Szene nach Agnes' Fortgange ist in schöner Steigerung ausgeführt, nur zuletzt entfernt sich Johannes in seinem Zorne von der Natur, indem er seinen Bruder zum Zweikampfe fordert. Der Charakter des prächtigen Ottokar dagegen ist bis ans Ende vortrefflich aufrecht erhalten: in männlichem Mitgefühl und brüderlicher Liebe sucht er, wenn auch vergeblich, den unglücklichen Nebenbuhler zu besänftigen.

Von dem letzteren Auftritt enthält die „Familie Thierrez“ natürlich nichts. Das Szenarium des zweiten Aktes lautet:

4. „Die Geliebten sehen einander, ohne zu entdecken, wer sie sind — versprechen aber nicht blutig und rachedürstend zu sein.

5. Ignez vertraut sich ihrer Mutter an. Diese entdeckt ihr (?), und macht sie mißtrauisch, mit Obst selbst vergiften.“

Die zweite Szene führt uns zurück nach Warwand, wo Sylvester eben aus seiner Ohnmacht erwacht und sich allnählich an die Veranlassung dazu erinnert. Der reifere Dichter hätte den Schlusseffekt des vorigen Aktes lieber verschmäht, ehe er eine Szene in der Weise auseinandergerissen hätte. Die Schwäche Sylvesters tritt so besonders stark hervor und wird nicht entschuldigt, wenn er sich mit einem „gesunden“ Eichbaume vergleicht, den „der Sturm niederstürzt,“ oder wenn er „den Gleichmuth eine Athleten-Zugend“ nennt. Von seinem Vasallen Theistiner erfährt er, daß seine Leute, als sie von der Fehde-Erklärung gehört, in ihrer Wuth Aldöbern, den Herold Ruperts, erschlagen haben. Nachdem nun die erste Unthat wider seinen Willen von Warwand aus geschehen ist, läßt er seine Lehnsleute alle außs Schloß entbieten, um den zu erwartenden Angriff der Rossitzer zurückzuschlagen.

Jeronimus, der bisher stumm dagestanden hat, führt nun Sylvester gegenüber dieselbe Komödie auf, wie im vorigen Akte vor Ottokar: er bittet um Verzeihung, daß er an eine Schuld seinerseits habe glauben können, und entfernt sich mit dem Versprechen, von nun an mit seinem Leben für die Warwander einzustehen zu wollen. Aus der dreifach längeren ersten Fassung dieser Rede in der „Familie Ohonorez“ erkennen wir, daß Kleist in ihm einen beschränkten Menschen hat zeichnen wollen, wohl um seine spätere Hinschlachtung weniger entsetzlich erscheinen zu lassen.

Jetzt erfährt Sylvester von seiner Frau, die von Jeronimus aufgeklärt worden ist, den thatsächlichen Grund der Fehde-Erklärung, und auch er findet wunderbarer Weise den Verdacht der Rossitzer so

begreiflich, daß er zu Rupert will, um sich zu reinigen; Teronimus soll ihn begleiten.

Johann ist inzwischen Agnes gefolgt und hat sie am Schlosse Warwand eingeholt. Er umarmt und küßt sie stürmisch, wie um Abschied von ihr zu nehmen. Agnes, die sich seiner nicht erwehren kann, ruft um Hilfe und fällt, als er ihr seinen Dolch aufdringen will, um von ihrer Hand zu sterben, vor Schrecken in Ohnmacht. Teronimus, durch die Hilferufe herbeigelockt, da er Agnes hingestreckt und einen Dolch in Johanns Händen sieht, hält diesen für einen Meuchelmörder und streckt ihn durch einen Schwertstreich zu Boden. Er erzählt den herbeieilenden Eltern, wer Johann ist, und daß er heute allen Warwandern den Tod geschworen habe. Auch Sylvester neigt sich der Meinung zu, daß ein Mordanschlag auf seine Tochter vorliege. Nachdem der bewußtlose Johann ins Schloß getragen ist, muß die inzwischen erwachte Agnes berichten, wie sie in diese Situation gekommen sei. Sie sucht sich herauszureden, indem sie angiebt, auf einem Spaziergange ins Gebirge sei sie von einem Ritter aufgehalten worden. Teronimus glaubt in diesem Ritter mit Sicherheit Ruperts Sohn Ottokar zu erkennen, in dessen Hand er Agnes' Schleier gesehen habe; der habe ihr, wie ihrer ganzen Familie, den Tod geschworen. Durch seine Worte werden die schlimmsten Befürchtungen der Mutter wachgerufen; sie erinnert Sylvester an mehrere Vergiftungsversuche, die von Roffitz aus gemacht seien. Ihr Gatte weist ihr die Unhaltbarkeit ihres Verdachtes nach und entschließt sich auch jetzt noch, Schritte zur Beilegung des Zwistes zu thun. Teronimus soll zu Rupert gehen, um diesen von seines Betters Unschuld zu überzeugen.

Die Handlung wird durch das etwas wüste Durcheinander dieses an drei verschiedenen Lokalitäten spielenden Aktes wenigstens soweit gefördert, daß erstens ein bestimmter Plan zur Verhinderung der Feindseligkeiten von Sylvester gefaßt, zweitens dem Rachedurst Ruperts neue Nahrung gegeben wird durch die Tödtung seines Heroldes und die Verwundung und Gefangensetzung seines natürlichen Sohnes, und drittens Agnes über die Persönlichkeit ihres Liebhabers Aufklärung erhält. Die Disposition der Handlung ist ebenso wenig geschickt, wie die Motivirung der Einzelvorgänge.

Vielleicht könnte der Gesamteindruck des zweiten Aktes den Leser auf den Gedanken bringen, daß die glücklichen Würfe des ersten auf die Rechnung des Zufalls zu schreiben wären. Der dritte Akt jedoch läßt einen Zweifel an dem dramatischen Genie

des Verfassers nicht mehr zu. Er ist als Glied des Ganzen, wie in seinen einzelnen Theilen ein Meisterwerk. Das Gegenspiel gegen die blutigen Absichten Ruperts erreicht in ihm seinen Höhepunkt und wird zugleich durch eine ungeheure Frevelthat, die jede Versöhnung unmöglich macht, hoffnungslos niedergeschlagen in zwei Szenen, die in der Handschrift fast ohne Korrektur niedergeschrieben und unverändert in den Druck übergegangen sind.

Der keineswegs weichliche Dichter hat die, wie wir sahen, mangelhaft motivirte zweite Liebeszene zu einem sehr praktischen Zwecke bestimmt. Die Liebenden sollen zuerst die Grundlosigkeit der Verdächtigungen der beiderseitigen Familien und somit die Sinnlosigkeit der Fehde erkennen und sich zu einem kraftvollen Gegenspiel, jeder in seinem Hause, verbünden. Die Liebe selbst kann daher nur vorübergehend zu Worte kommen, aber auch so in eigenartig ergreifender Weise.

Agnes:

Warum nennst Du mich Maria.

Dittokar:

Erinnern will ich Dich mit diesem Namen
An jenen schönen Tag, wo ich Dich taufte.
Ich fand Dich schlafend hier in diesem Thale,
Das einer Wiege gleich Dich bettete.
Ein schützend Flordach wehten Dir die Zweige,
Es sang der Wasserfall ein Lied, wie Federn (!)
Umwehten Dich die Lüfte, eine Göttin
Sahen Dein zu pflegen. Da erwachtest Du,
Und blicktest wie mein neugebornes Kind
Mich an. Ich fragte Dich nach Deinem Namen;
Du seist noch nicht getauft, sprachst Du. Da schöpfte
Ich eine Handvoll Wasser aus dem Quell,
Benezte Dir die Stirn', die Brust und sprach:
Weil Du ein Ebenbild der Mutter Gottes,
Maria laus' ich Dich. (Agnes wendet sich bewegt.)

Wie war es damals

Ganz anders, so ganz anders. Deine Seele
Lag offen vor mir, wie ein schönes Buch,
Das sanft zuerst den Geist ergreift, dann tief
Ihn rührt, dann unzertrennlich fest ihn hält.
Es zieht des Lebens Forderung den Leser
Zuweilen ab, denn das Gemeine will
Ein Opfer auch; doch immer kehrt er wieder
Zu dem vertrauten Geist zurück, der in
Der Göttersprache ihm die Welt erklärt
Und kein Geheimniß ihm verbirgt als das
Geheimniß nur von seiner eignen Schönheit,
Das selbst ergründet werden muß. — Nun bist
Du ein verschloss'ner Brief. —

(Es bleibt die Eigenart Kleists bis ans Ende, tiefe Empfindung in ungemein gegenständlichen, ja, in nüchtern drastischen Bildern, wie das im ersten Theile dieser Rede, zur Geltung zu bringen).

Agnes, die in der Zwischenzeit von dem Ausbruch der Fehde erfahren, selbst einen Mordanfall erlebt zu haben glaubt und gehört hat, daß Ottokar ihrer ganzen Familie den Tod geschworen habe, kommt ängstlich zu dem Stelldichlein, aber sie hält dem Geliebten Wort. Denn, wenn die Dinge so liegen, was kann das Leben ihr noch gelten? — Tod von des Geliebten Hand ist schöner als ein anderer.

Die Krone sank ins Meer,
Gleich einem nackten Fürsten werf' ich ihr
Das Leben nach.

Der erste Theil der Szene dient dazu, ihr Mißtrauen zu überwinden, das, lebhaft erregt durch Ottokars Geständniß seiner herzlichen Zuneigung zu ihrem Verfolger Johann, sich handgreiflich in dem Zagen äußert, mit dem sie das von dem Geliebten ihr gereichte Wasser trinkt — wir müssen das Mißtrauen sehen, das bloße Reden darüber kann auf der Bühne nicht wirken.

Als das Vertrauen zurückgekehrt ist und die Herzen sich öffnen, entfaltet Agnes neben ihrem lebhaften und schlecht beherrschten Gefühl, aus dem heraus ihr heimliches Verhältniß entstanden ist, einen scharfen und treffenden Verstand; diese für die Aufklärung der beiderseitigen Irrungen sehr wesentliche Eigenschaft zeigt uns ihre wahre Heimath, die weder Spanien noch Schwaben ist, sondern Norddeutschland, wo jene vortreffliche Frauen-Rasse stark verbreitet ist. Die Art, wie Agnes jeden Verdachtgrund, den Ottokar als berechtigt für seine Familie in Anspruch nimmt, mit einem ihn in sein Nichts auflösenden Gegenschlage beantwortet, nimmt diesen Aufklärungen alles Breite und Langweilige. Die dramatische Bewegtheit dieser kurzen Reden und Erwiderungen sollte für die Behandlung solcher im Grunde epischen Darlegungen auf der Bühne als klassisches Muster gelten.

Während die jungen Leute an dem Wiederaufbau des Friedens und ihres gemeinsamen Glückes arbeiten und sich ohne zärtlichen Abschied trennen, um sofort ihre ernste Aufgabe in Angriff zu nehmen, ist leider der achtlose Fuß des Verhängnisses zermalmend weitergeschritten.

In derselben Zeit erfährt Rupert durch „zwei Wanderer,“ die aus Warwand gekommen sind, und es wird ihm durch einen „dritten

Wanderer“ bekräftigt, daß Sylvesters Leute seinen Herold und Zeronimus seinen unehelichen Sohn erschlagen haben. Abgesehen von der kindlichen Veranstaltung mit den Wanderern, ist die Szene voll dramatischen Lebens und schlägt bereits kräftig die Töne an, die uns in der nächsten erbeben machen sollen. Aber der Dichter weiß, daß der furchtbare Frevel, den wir mit ansehen sollen, nicht die halbe Wirkung haben würde, wenn er als die natürliche Fortsetzung und der Höhepunkt der durch diese Szene geschaffenen Erregung sich darstellte. Und so schiebt er zwischen Ursache und Wirkung eine andere Szene ein, die mit ihrem beruhigenden, Hoffnung erweckenden Inhalt die That Ruperts unmöglich zu machen scheint. Zeronimus tritt auf als Bote Sylvesters, um Frieden zu machen. Er klärt Ruperts Frau, die er zuerst aufsucht, darüber auf, daß der auf Sylvester geworfene Mordverdacht an sich sinnlos sei und durch das eine von seinem sterbenden Diener ausgestoßene Wort „Sylvester“ unmöglich begründet werden könne; daß er Sohann nicht erschlagen, sondern nur verwundet habe, weil er ihm — fälschlich! — einen Anschlag auf Agnes Leben zugetraut habe; daß Ottokar Agnes liebe und daß durch ihre Heirath der Familienhaß mit der Wurzel ausgerottet werden würde. Eustache freut sich der beglückenden Aussicht.

Da tritt Rupert ein und erblickt Zeronimus unerwartet in seinem Hause, in seinen Händen. Er fährt zusammen und starrt ihn an. „Was willst Du hier Verräther? Du hast Dich auf die Seite meiner Feinde gestellt, hast meinen Sohn erschlagen, und kommst in mein Haus — Du frecher Bube? Was willst Du hier? Unschuld heucheln und Frieden schließen? Und Du hast mir meinen Sohn erschlagen, Du Schurke?“ — Das alles sagt Kleists Rupert natürlich nicht; er „erblaßt“ nur, sein Entschluß ist sofort gefaßt. Er ruft seinem Lehnsmanne Santing zu, der mit ihm eingetreten ist, und geht hinaus, um ihm einen Auftrag zu geben. Zeronimus und Eustache erschrecken vor dem furchtbaren Blick, den Rupert auf jenen geheftet hat; auf Zeronimus' Frage: „Was war das?“ theilt Eustache ihm mit, daß die unheilvolle Kunde aus Warwand auch an Ruperts Ohr gedrungen ist, und hat nur noch Zeit, ihn zu warnen, als ihr Gemahl wieder erscheint und sie hinausjagt. Nach der momentanen Windstille dieser Szene wird der Sturm in der nächsten um so entsetzlicher wüthen.

Rupert tritt seinem Vetter entgegen, mit eisiger Ruhe gewappnet. Seinen Gruß beachtet er nicht. Die Kraft dieses Willens,

Das „Ohnorez“-Manuskript enthält an der mit einem Sternchen bezeichneten Stelle die Randbemerkung: „Die Liebe zu diesem Sohne muß ins Licht gesetzt werden.“ Das war sicher nur ein schnell aufgegebener Einfall. Glücklicherweise hat der Dichter die ungeheure Wirkung dieser Szene durch ein inkonsequentes Erschlaffen Ruperts zu weichlichen Empfindungen nicht abgeschwächt. Kunstvoll läßt er nur einmal die Flamme der Leidenschaft durch die eherne Außenseite hindurchbrechen. „O List der Hölle, von dem bösesten Der Teufel ausgeht!“ ruft Rupert, als Jeronimus ihm versichert, daß Sylvester seinen Feind an dem vermeintlichen Mordanschlage Johanns für unschuldig hält. Dann aber faßt er sich sofort und fällt wieder in den Ton eifigen Hohnes zurück.

Die Darstellung der nun folgenden Unthat wird nur dadurch so wirkungsvoll, daß wir nicht sie selbst auf der Bühne sich vollziehen, sondern nur ihren Reflex auf einen der nächst Beteiligten sehen. Einen Augenblick, nachdem Jeronimus hinausgegangen ist, stürzt Eustache mit Sammerufen auf die Bühne:

Um Gotteswillen, rette, rette! (Sie öffnet das Fenster.) Alles
 Fällt über ihn — Jeronimus! — Das Volk
 Mit Keulen — rette, rette ihn! — sie reißen
 Ihn nieder, nieder liegt er schon am Boden —
 Um Gotteswillen, komm ans Fenster nur!
 Sie tödten ihn. — Nein, wieder steht er auf,
 Er zieht, er kämpft, sie weichen. — Nun ist's Zeit,
 O, Rupert, ich beschwöre dich! — Sie dringen
 Schon wieder ein, er wehrt sich wüthend. — Rufe
 Ein Wort, um aller Heil'gen willen, nur
 Ein Wort aus diesem Fenster! — — Ah! jetzt fiel
 Ein Schlag — — er taumelt! Ah! noch einer. — — Nun
 Ist's aus. — Nun fällt er um. — Nun ist er todt.

Dann stürzt die sonst so sanfte Frau wüthend auf ihren Eheherrn los, ihn mit furchtbaren Vorwürfen überhäufend, während der bleich und schweigend dasitzt. Und als nun Santing mit den Worten „'s ist abgethan, Herr“ hineintritt, da kennt das furchtsame, „unterdrückte Weib“ keine Rücksicht mehr; mit dem Rufe „Du bist ein Mörder!“ spricht sie ihm in Gegenwart des Untergebenen ihre Verachtung aus.

Es ist ein uraltes, wirksames Verfahren, die mittelbare Darstellung furchtbarer Ereignisse durch den Eindruck, den sie auf einen Zuschauer auf der Bühne hervorrufen. Bei den Alten, in der „Elektra“ und anderen Dramen, durch den plastischen Charakter ihrer theatralischen Vorführungen und die Unvollkommenheit ihrer

szenischen Einrichtungen erfordert, wird es von den neueren Dichtern seit Shafespeare mit bewußter Absicht, zur Verstärkung der Wirkung angewandt. Die Phantasie des Zuschauers, von dem konkreten, sichtbaren Bühnenbilde nicht in Schranken gehalten, malt sich das von einem Dritten Gesehene in vergrößerten Dimensionen aus. Kleist hat von diesem Mittel mit Vorliebe Gebrauch gemacht: auf diese Weise sehen wir, wie Penthesilea von Achilles besiegt wird, wie sie ihre Zähne in die Brust des Geliebten schlägt, erleben wir die Schlacht von Fehrbellin, irren mit dem raucherstickten Rätthchen durch das brennende Haus und fühlen die Schmerzen des Ventidius mit, wenn er den Tagen der hungrigen Bärlin unterliegt. Nirgends aber erreicht er damit eine Wirkung, wie in dieser gewaltigen Szene.

Der dritte Akt der „Familie Thierrez“ hat nur wenig Aehnlichkeit mit dem des ausgeführten Dramas, der Haupt-Effekt, die Frevelthat Ruperts, war dem Dichter mit der Figur des Vermittlers Seronimus noch nicht aufgegangen. Das Szenarium lautet:

6. „Sie (Ignez) geht doch wieder hin, mißtrauisch — endlich schließt sie ihn ans Herz, sie erkennen einander. —

Von hier ab ist Alles anders.

Vater kommt zu rekognoszieren. Rodrigo versucht es seinen Vater zu stimmen. Vergebens.

7. Ignez kommt zu den Eltern und bekennt frei, sie traue auf Rodrigo. Die Eltern denken, wenn man sie vereinigen könnte, und schicken zwei Freunde, ihn zu holen.“

Für zwei durchstrichene Szenen der ursprünglichen Fassung tritt dann eine Szene ein, welche in der Ausarbeitung erst der vierte Akt enthält:

8. „Rodrigo entdeckt von einer Frau — er sagt ihr, sie möchte Ignez zu sich bestellen — das Geheimniß und eilt fort.“

Das Geheimniß wird hier zu früh entdeckt; in Folge dessen wird der vierte Akt, wie wir sehen werden, sehr arm an Handlung.

Die sinkende Handlung.

Wenn die steigende Handlung mit dem Höhepunkte die Entscheidung bringt, daß der Vernichtungskampf zwischen den beiden Häusern allen dagegen ankämpfenden Kräften zum Troß stattfinden muß, so zeigt die sinkende den verhängnißvollen Verlauf desselben bis zur Zerstörung des Glückes und der Zukunftshoffnungen der beiden Familien.

Es liegt in der gegensätzlichen Natur des Dramas begründet,

daß auf einen Ausbruch der Leidenschaft eine Abkühlung folgen muß; eine ununterbrochene Reihe von leidenschaftlichen Thaten würde das Interesse der Zuschauer ermatten und das Hauptziel des Dramas, starke Gemüthswirkung, unerreicht lassen. Es würde ferner dem tragischen Charakter der Handlung, der allerdings, wie wir gesehen haben, in der Art ihrer Motivirung nicht gewahrt worden ist, widersprechen, wenn der Held Missethaten leichtthin, ohne inneren Kampf, wenn auch nur den nachträglichen der Reue, begehen könnte. Nicht ein Verbrecher, wie Richard III., darf Rupert sein, sondern, wie bei Macbeth, muß sein im Grunde gutes Herz von einer zeitweise dominirenden Leidenschaft vorübergehend vererbt sein. So muß denn der Vater Ottofars seine entsetzliche That, kaum begangen, bedauern.

Die Zeichnung dieses seelischen Ueberganges ist dem jugendlichen Charakteristiker wieder mißglückt. Noch in der Mordscene, unmittelbar nach der Strafrede seiner Frau, erklärt Rupert, daß er denjenigen, der den ersten Schlag auf Jeronimus geführt hat, hängen lassen wolle. Natürlich meint er das nicht ernsthaft, wie er seinem Werkzeug Santing in der ersten Scene des vierten Actes auseinandersetzt; er will nur zum Schein einen anderen als Anstifter der That bestrafen, um den Verdacht seiner guten Frau und der Welt von sich abzulenken, später aber den Gezüchtigten entschädigen. Diese Absicht erreicht er bei seiner Frau nicht. Er muß sich dennoch zu dem Morde bekennen, und sie bedauert ihn. Durch diese Ordnung der seelischen Vorgänge wird der falsche Schein erweckt, als ob Rupert die Meinung der Welt mehr fürchtete als die Stimme des Gewissens, was er nach der Absicht des Dichters nicht thun soll und seinen allerdings zu spät gesprochenen reinigen Worten nach auch nicht thut. Richtiger wäre es also wohl gewesen, wenn er auf den Mord-Vorwurf seiner Frau nicht sofort in der oben bezeichneten Weise reagirt, sondern ein paar nichts sagende Worte, die ihn weder unschuldig noch schuldig erscheinen ließen, gesprochen hätte — etwa zu einem erschrocken herbeieilenden Diener: „He, Bursch, wo ist der Santing? — Hol' ihn gleich!“

Wenn nun Eustache meint, daß die Reue um diese eine That ihn so weich genug gemacht haben könnte, daß er bereit sein werde, den ganzen Machekrieg nunmehr aufzugeben, und dieses Ziel durch einen flehenden Appell an sein gutes Herz zu erreichen sucht, so zeigt sie damit eine echt weibliche Erfahrungsschwäche. Die Ueberzeugung von der Mordthat Sylvesters ist bei Rupert keineswegs

erschüttert, und Blut will wieder Blut. Der tyrannische Mensch, der offenbar, wenn auch unbewußt, dem Hitzkopf Capulet ebenso nachgebildet, wie das Drama „Romeo und Julia“ der unbewußte Ideen-Erreger und das Vorbild zu den „Schroffensteinern“ ist, will, da er selbst leidet, nun erst recht Andere leiden lassen. Wer ist denn schuld an seiner unglückseligen That als Sylvester, der ihn durch die heimtückische Ermordung seines lieben Sohnes, ja, zweier Söhne so aus Rand und Band gebracht hat? Auf ihn und sein Haus die That mit ihren Folgen! — Dieser geniale Zug entspricht der Wirklichkeit besser als die weichmüthige Voraussetzung der harmlosen Eustache. Als diese nun gar zu der Thorheit sich hinreißen läßt, ihm die Liebe zwischen Ottokar und Agnes als den naheliegenden Ausweg zu dauernder Versöhnung zu enthüllen, da ist die Reue und jede zartere Empfindung vergessen. Jetzt gilt es Rupert vor Allem, das Unerhörte einer Verbrüderung mit dem Mörder seines Sohnes unmöglich zu machen.

In der zweiten Szene sehen wir, daß die Nachricht von der Ermordung des Jeronimus nach Warwand gekommen ist. Der Aufreizung Gertruds bedarf es nun nicht mehr, um Sylvester zu energischem Vorgehen gegen Kossitz zu veranlassen; er hat bereits seine Mannen aufbieten lassen, um gegen das Mordnest zu Felde zu ziehen.

Die dritte Szene führt uns in ein Haus in der Nähe des Fundortes der Kindesleiche, wo Ottokar Nachforschungen anstellen will. Hier wohnt Ursula, eine Hege, mit ihrer Tochter Barnabe. Als Ottokar eintritt, findet er die Leptere einen „Glücksbrei“ kochen, als dessen werthvollsten Bestandtheil sie den kleinen Finger eines Kindes nennt. Nun haben an der Leiche Peters beide kleine Finger gefehlt. Ottokar forscht weiter und erfährt mit Hilfe eines Geldgeschenkes, daß die Frauen, nach Kräutern suchend, in einem Waldstrome die Leiche eines Kindes gefunden haben. Nachdem sie vergeblich versucht, es ins Leben zurückzubringen, habe die Mutter ihm den einen kleinen Finger, der glückbringend sein solle, abgeschnitten. Darauf seien zwei Männer aus Warwand gekommen, die ihm den anderen hätten abschneiden wollen, und da seien sie selbst geflohen.

Wir können diese absonderliche Motivirung nicht niederschreiben, ohne festzustellen, was frühere Kritiker unterlassen haben festzustellen, daß die beiden letzten Akte des Dramas — mit Ausnahme der Liebes-Szene am Schlusse — nur flüchtig hingeworfen und später

nicht überarbeitet, ja, nicht einmal in sachliche Uebereinstimmung mit dem Beginne des Dramas gebracht worden sind. Beweis ist der Versbau, der nicht bloß die Freiheiten der drei ersten Akte, sondern eine bisher unerhörte Nachlässigkeit zeigt. Verbesserungen sind im Manuskript wenige angebracht. Dazu kommen eine Anzahl von Randbemerkungen, die der Dichter bei der Durchsicht der ursprünglichen Fassung zum Zwecke späterer Aenderungen niedergeschrieben hat und die dennoch, wie der Druck zeigt, unausgeführt geblieben sind (bis auf eine in der ersten Szene des vierten Aktes). So z. B. „beschwört“ Eustache in der eben genannten Szene Rupert zur Billigung der Liebe zwischen Ottokar und Agnes „bei jener ersten Nacht, die ich am Tage vor des Priesters Spruch Dir schenkte.“ Das ist nicht bloß ein häßliches Wort im Munde einer Mutter erwachsener Kinder, sondern ein fehlerhafter Zug, der das Bild Eustachens zwecklos kompliziert und seine Einheitlichkeit stört. Das sah Kleist bei der Lektüre der schnell niedergeschriebenen Szene ein; er machte ein Fragezeichen an den Rand und fügte die Worte „zu sinnlich“ hinzu. Trotzdem ist die Stelle unverändert geblieben.

Die Mängel der Ausarbeitung gehen aber noch viel weiter; selbst die Motivirung der gesammten Handlung war eine nur vorläufige, von dem Dichter nicht endgültig festgestellte. So steht im Beginn der dritten Szene (im Hause der alten Ursula) am Rande: „Man könnte eine Hexe aufführen, die wirklich das Schicksal gelenkt hätte.“ Dann wäre aus diesem mangelhaft motivirten Stücke, in dem ein blinder Zufall der Handlungsbeweger ist, ein nicht besser, aber ganz anders motivirtes geworden, das widerspruchsvolle Ungeheuer einer modernen Fatum=Tragödie. — Ferner, als Barnabe von den Warwander Männern erzählt, die sich auch einen kleinen Finger von der Kindesleiche abschneiden wollten, schreibt Kleist, im Bewußtsein der Komik seiner Veranstellung, an den Rand: „Die Männer wollten ihn begraben.“ Das wäre eine natürlichere Erklärung gewesen für ihre Geschäftigkeit um die Kindesleiche, bei der sie Rupert überrascht. Und nun wird auch ein Widerspruch klar, der nur durch den unvollendeten Zustand der Dichtung zu erklären ist. Nach der ersten Szene des Dramas sollen Warwander Männer, die mit gezückten Messern bei der Kindesleiche knieten, den Knaben „erschlagen“ haben. Wenn der Verdacht nicht ganz sinnlos sein soll, muß die Leiche tödtliche Wunden aufweisen. In der durchgearbeiteten Redaktion der ersten Akte sollte der Knabe also wahrscheinlich durch einen Sturz von

einem Felsen schwer verletzt zu Grunde gegangen sein; in der unvollendeten Fassung der letzten ertrinkt er, ist also bis auf die nicht tödtliche Fingerwunde unverwundet, wodurch der Mordverdacht Ruperts gegenstandslos wird. Also: wir haben hier ein — selbst bis auf die Grundmotivierung — unfertiges Drama vor uns und müssen uns daher wohl hüten, die mancherlei Widersprüche, die Fehler der Motivierung und Charakteristik sämmtlich als unbewußte Aeußerungen dichterischer Schwäche oder Unreife zu betrachten. Kleists Bemerkungen beweisen, daß er die Fehler erkannte und daß er uns eine viel gediegenere Erstlingsleistung geboten haben würde, wenn er das Drama vollendet hätte.

Wenn die Handlung an dieser Stelle nicht ihr Ende finden soll, so muß die Enthüllung des Geheimnisses an Rupert verhindert werden. Als Ottokar von Barnabe zurückkehrt, findet er daher seinen Vater nicht zu Hause. Dieser ist auf die Mittheilung seiner Frau mit Santing ins Gebirge gegangen, um die Liebenden, wenn möglich, bei ihrem Rendezvous zu überraschen. Er trifft aber nur Barnabe, die von ihnen den Weg nach Warwand erfragt, und erfährt von ihr, daß sie Agnes hierher führen soll. Das ist Grund genug, die Männer an Ort und Stelle zurückzuhalten.

Zu Hause hat Rupert, um Ottokar der Aktionsfreiheit zu berauben, den Befehl zurückgelassen, diesen bei seiner Heimkehr ins Gefängniß zu setzen. Es geschieht. Nur der Mutter, die ihn im Gefängniß besucht, kann er die Aufklärung geben und erfährt zugleich von ihr, daß Rupert, dem sie das Geheimniß seiner Liebe zu Agnes mitgetheilt habe, ausgegangen sei, um der Letzteren nachzustellen. Nun hält ihn nichts mehr im Gefängniß. Er klettert zu einem unvergitterten Fenster empor und thut vor den Augen seiner Mutter den gefährlichen Sprung in die Tiefe. Der letztere Effect ist nicht ganz legitim, da der Weg über die Wächter hinweg jedenfalls näher lag.

Während so einerseits jeder reale Grund zu einer Fehde weggeräumt ist, sind andererseits die Haupt-Akteure, die Häupter der Familien, zu verhängnißvollem Handeln bereit: Rupert auf der Suche nach der Tochter des feindlichen Hauses, und Sylvester mit seinen Bewaffneten auf dem Wege nach Rositz.

Wenn wir nun auch die Motivierung nicht in jedem Punkte, und speziell in dem Hauptpunkte nicht billigen können, so hat der jugendliche Dichter die schwierige Aufgabe, in der sinkenden Handlung das Interesse lebendig zu erhalten, vortrefflich gelöst. Die

Handlung nimmt einen neuen Aufschwung, von beiden Seiten bereitet man einen Hauptschlag vor; die Lösung des Räthfels erfolgt gleichzeitig, und es gilt nun, beide Greuelthaten zu verhindern; mit dem Sprunge Ottokars aus dem Fenster erhebt sich der vierte Akt zu dem Höhepunkte der letzten Spannung, d. h. zu der Frage: wird es Ottokar gelingen, das Unheil zu verhüten?

Gegenüber solchem Handlungsreichthum macht der vierte Akt der Familie Thierrez einen armseligen Eindruck.

9. Indessen sind die Freunde (die Barwander, welche Rodrigo aus Koffitz herüber holen sollen) gefangen worden und haben Fernando (Rupert) die Liebe entdeckt. Der wüthet. So wie Rodrigo ankömmt, wird er gleich ins Gefängniß geführt.
10. Im Gefängniß — bittet er um Gotteswillen ihn frei zu lassen — hört Rodrigo schlafend (?) den Anschlag gegen Agnez Leben. Er erwartet den Kerkermeister nicht, sondern springt aus dem Fenster.

Der Schlußakt dagegen ist in dem Szenarium genau so, wie in der Ausführung:

11. Rodrigo und Agnez wechseln die Kleider — Fernando ersticht seinen Sohn, Alonzo seine Tochter — die Frau entdeckt das Geheimniß -- die Greise reichen sich über ihre Kinder die Hände.

An der festen Zeichnung und dem leuchtenden Kolorit erkennen wir in der Schluß-Szene wieder eines jener Einzelbilder, die in der künstlerischen Phantasie aus geheimnißvoller Tiefe von allem Anfang her auftauchen und aus nebelhaftem Schatten heraus sich schnell zu sonnenheller Wirklichkeit entwickeln; vielleicht war es gerade dasjenige Bild, aus dem die ganze selbstgeschaffene Handlung herausgewachsen ist.

Agnez erscheint — zum dritten Male an dem einen Tage, den die Handlung des Stückes einnimmt! — an dem Orte ihres gewöhnlichen Stelldicheins mit Ottokar. Zitternd tritt sie mit Barwabe in die Höhle; zwei Männer, Rupert und Santing, sind ihnen nachgeschlichen durch die hereinkommende Nacht; sie hören unheimliche Geräusche und sehen Schatten. Schutzlos wie sie sind, faßt sie ein tiefes Grauen. — Eine schöne Einführung in die Schrecken dieser Szene. — Jetzt ist ein Schatten dicht vor dem Eingange der Höhle zu erkennen. Es ist Ottokar, und mit ihm kommt Licht und Hoffnung in das Dunkel. Er ist furchtlos: erfüllt von dem frohen Bewußtsein, daß es keinen Grund zu einer Fehde giebt,

sieht er schon sein Liebesverlangen gekrönt. Es gilt jetzt nur, schnell der Geliebten das Geheimniß aufzuhellen und sie unentdeckt aus dem Bereich der rachsüchtigen Hand seines Vaters zu entfernen. Das sicherste Mittel ist, wenn er der Geliebten seinen Helm und Mantel giebt, und er selbst, der Jüngling, ihr „Oberkleid“ und ihren Hut anlegt. Wenn er das Alles thun könnte, ohne daß sie seine eigentliche Absicht, und die Gefahr, in der sie schwebt, merkte!

Und nun beginnt jenes Gespräch von unheimlich wollüstigem Zauber, in dem er unter der Schilderung der Seligkeit einer erlaubten Vereinigung die Bänder des Obergewandes löst und es abstreift, während er in seinem Thun wiederholt von ängstlichen Ausrufen der wachstehenden Barnabe unterbrochen wird, welche zwei Gestalten der Höhle nahen sieht. Da treten sie in den Eingang. Ottotar hat eben nur Zeit, Agnes seinen Mantel umzuwerfen, ihr Kleid anzuziehen und die Männer mit verstellter Stimme an sich zu locken. Kaum hat Agnes die Höhle verlassen, so fällt er, durchbohrt von dem Schwerte des eigenen Vaters. Dann sehen und hören Rupert und Santing den Zug von Warwand kommen und flüchten im Bewußtsein der Blutschuld aus der Höhle. Aber von demselben Zuge werden die furchtsamen Frauen in die Höhle zurückgetrieben. Agnes sieht den sterbenden Geliebten, der sie noch mit seinem letzten Athemzuge zur Flucht antreibt, und bricht bewußtlos über ihm zusammen. Nun erscheint Sylvester in der Höhle. Im Halbdunkel sieht er eine Figur in den Kleidern seiner Tochter todt hingestreckt, und über ihr eine andere in ritterlicher Tracht. Das muß der Mörder sein, und so durchbohrt auch er die eigene Tochter. Dann werden Rupert und Santing von den Warwander Leuten gefangen hineingeführt, und nun beginnt das furchtbare Erkennen, dem die Versöhnung der Väter und der — man weiß nicht wie — herbeikommenden Mütter folgt. Schließlich wird die Auflösung des unseligen Mißverständnisses durch die von der Fehde unterrichtete Ursula gegeben

Die Kette der in diesem Akte sich abspielenden Ereignisse ist, wenn wir sie an dem ehernen Kausalitätsgesetz der Wirklichkeit messen, schwach gefügt. Aber die Konzeption der wunderbaren Liebeszene im ersten Theil ist so genial, die Antithese der jugendfrischen Menschen, die im Vorgenuße der erhofften Liebesfreude schwelgen, und der sie umschleichenden Mörder, welche mit einem Dolchstoße allen Hoffnungen und Freuden ein Ende machen werden,

ist so echt dramatisch, so furchtbar wirksam, daß wir diese Szene, ebenso wie die zwischen Rupert und Teronimus, zu den höchsten Leistungen der Kleistschen Kunst rechnen müssen.

Vergleichen wir die „Schroffensteiner“ mit den „Räubern“, so müssen wir bekennen, daß unser Erstlings-Drama weder in der Höhe der Idee, noch in der Aktualität des Gehalts, noch in dem Feuer leidenschaftlicher und richtiger Empfindung an diesen erdserschütternden Nothschrei niedergetretener Menschengröße und Menschenfreiheit heranreicht. Auch den glänzenden Wurf, den harmonischen Aufbau der majestätischen Handlung der „Räuber“ finden wir in den „Schroffensteinern“ nicht. Im Gegentheil: das Grundmotiv, das blinde Spiel des Zufalls, ist künstlerisch haltlos, das „Versehen“, das Ursula am Schluß richtig als den einzigen Quell der Handlung bezeichnet, ist ein schweres Versehen des Dichters; und die Motivirung und Verknüpfung der Einzelvorgänge ist eine sehr mangelhafte. Mit Rücksicht auf diese Fehler und besonders auf den Charakter des Stoffes, der, wenn auch in der Ausführung von dem genialen Dichter menschlich verallgemeinert, ein veraltet romantischer, uninteressanter ist, war der Verfasser der „Penthesilea“, der „Hermanns Schlacht“ und des „Prinzen von Homburg“ berechtigt, mit Geringschätzung von seinem ersten Werke zu sprechen, es eine „elende Scharfete“ zu nennen. Bei welchem Urtheile wir freilich nicht vergessen dürfen, daß der Dichter nur mit halber Seele an der Arbeit war, daß ihm die Durchbesserung dieses in der Anlage verfehlten Stückes schon auf der Hälfte des Weges aussichtslos erschien und thatächlich werthlos war neben einer neuen herrlichen Idee, auf deren Gestaltung er seine ganze Kraft verwandte; daß er schließlich sein Geschöpf unvollendet in die Welt hinausstieß.

Andererseits, wenn wir von diesen Mängeln absehen, erkennen wir durch das ganze Stück hindurch eine dramatische Gestaltungskraft ersten Ranges. Einige Szenen sind schlecht motivirt; sie hätten in Wirklichkeit entweder gar nicht oder so nicht stattfinden können; aber betrachten wir die einzelnen Szenen für sich, mit welcher leichten und sicheren Hand sind sie hingeworfen, wie unfehlbar ist der Zweck, den sie als Glieder des dramatischen Organismus verfolgen, erreicht, wie unverkennbar scharf ist ihre Pointe herausgetrieben, mit wie geringen und mit wie zweckmäßigen Mitteln wird in ihnen die gewollte Wirkung erzielt! Denn, so wahr in ihnen keine überflüssige Rede steht, keine, die nicht auf den vorgesezten Zweck hinarbeitet, so wahr ist auch keine darin, die nicht

zugleich eine für den Redenden charakteristische Aeußerung wäre. Der Dichter ist souveräner Herr des dramatischen Wortes, des knappen, schlagenden und des zugleich fruchtbaren, Gegenschlag erzeugenden. Und die natürliche Folge dieser Fähigkeit, des sichersten Kennzeichens des geborenen Dramatikers, ist das stets gespannte Interesse, mit dem der Zuhörer den Wechselreden folgt. Ich möchte in der ganzen Kleistschen Produktion die Szene sehen, die ermüdend wirkte oder langweilig wäre! Ruhepausen, in denen der Dichter den eigenen Gedanken und Empfindungen freien Lauf ließe, giebt es nicht; Kleist lebt beim Schaffen zu ausschließlich das Leben seiner Geschöpfe, als daß er in diese naheliegende Versuchung gerathen könnte. Und wenn er die edle und schöne Empfindung mit der wunderbaren Fülle, Kraft und Schönheit seines Wortes zu fortzeugender Wirkung in den Herzen der Hörer zu bringen versteht, so suchen wir doch vergeblich bei ihm nach jenen zwar herrlichen, aber undramatischen Elegien, mit denen uns die Schillersche Kunst so reich beschenkt.

Die Charakteristik ist von müheloser Sicherheit. Nur in der schwersten Aufgabe dieser Kunst, in der Zeichnung der Uebergänge von einer Stimmung oder Gesinnung zur anderen, die auf der Bühne nur verkürzt vorgeführt werden können und doch glaubwürdig sein müssen, schwankt der feste Griffel des Dichters noch ein wenig. Die Hauptfiguren Rupert, Sylvester, Eustache sind Menschen von Fleisch und Bein und aus einem Stück. Ueber die köstliche Frische und Natürlichkeit der Liebenden, des ritterlichen Knaben Ottokar und seiner Agnes, der kleinen Verständigkeit mit den heißen Herzen, sind die Kritiker immer einig gewesen. Schade, daß diese norddeutschen Romeo und Julia nicht in einer größeren Schöpfung figuriren.

So unvollkommen die „Schroffensteiner“ sind, zeigen sie doch die Extremität von Kleists Begabung, wie kein anderes seiner Dramen. Oder wo ist das Drama, das die zarte Lieblichkeit, das üppig Schwelgerische, die dunkle Tiefe der Empfindung mit ihrem Gegensatz, der rücksichtslosen Energie, der urwüchsig wilden Kraft so seltsam vereinigt zeigte, wie die Liebes- und die Mordszenen der „Schroffensteiner“? Wenn man die ungemeine Mannigfaltigkeit seiner späteren Menschenerschöpfungen nicht kennt, so kann man doch diesen Extremen auf den Umfang seiner Begabung schließen.

Bereinigt von Weichheit und Kraft bildet das eigentliche Charakteristikon dieses Dichters und stellt ihn nach meiner Schätzung

als Dramatiker über seine vaterländischen Genossen und neben Shakespeare. Und so behält gegenüber Kleists „elender Scharste“, zu der er sich nicht zu bekennen wagte, Huber, der seine Anempfinder, dennoch Recht mit dem Urtheil, das er in der ersten Kleist-Kritik in Kobebues „Freimüthigem“ vom Jahre 1803 über die „Schroffensteiner“ aussprach: „So wenig der seltsame Stoff und die vielen Lücken der Bearbeitung eine Vergleichung dieses Dramas mit den Meisterstücken Goethes (?) und Schillers zulassen, so ist es doch sehr die Frage, ob die Details in den dramatischen Werken jener Dichter von eben dem wahrhaft Shakespeareschen Geiste zeugen, wie manche Details des Ausdrucks und der Darstellung von dieser Familie Schroffenstein . . . Dieses Stück ist eine Wiege des Genies.“

Druck und Handschrift.

Abichtlich sind die Abweichungen des Druckes der „Familie Schroffenstein“ von dem Manuskript der „Familie Ghonorez“ bisher nicht erwähnt, weil sie mit einer einzigen Ausnahme nur formeller Natur sind. Freilich sind diese zum Theil von sehr durchgreifender Art: so sind die sämtlichen spanischen Namen in deutsche verwandelt, wodurch die Handlung aus Spanien nach Schwaben verlegt wird, und sämtliche Prosareden niederer Personen, wie des Kirchendieners, Ursulas, Barnabes, sind in Verse umgedichtet.

In Folge dessen nimmt Zolling, der Entdecker des Ghonorez-Manuskriptes an, daß in den „Schroffensteinern“ eine neue Redaktion des Dichters vorläge — man kann sagen, eine dritte; denn die „Familie Ghonorez“ ist vor Allem in den ersten drei Akten bereits im Manuskript einer gründlichen Korrektur unterzogen worden. Dieser Annahme steht zunächst entgegen, daß Kleist die deutschen Namen von der 5. Szene des 4. Aktes an „für den Abschreiber“ schon in das Ghonorez-Manuskript hineinkorrigirte. Man läßt schwerlich ein Drama abschreiben, wenn man die Absicht hat, noch eine Anzahl von mehr oder weniger durchgreifender Aenderungen anzubringen; sondern vielmehr nur dann, wenn man es an einen Verleger abzugeben gedenkt, d. h. in druckfertigem Zustande. Es wäre nun möglich, daß Kleist die Umbichtung der Prosa in Verse, sowie die etwa dreißig Text-Aenderungen von einem gewissen Belang doch noch nachträglich vorgenommen hätte, vielleicht auf Anregung seines Freundes und Verlegers Gekner in Bern. Wenn wir jedoch die Aenderungen einzeln auf ihren poetischen Werth hin betrachten,

so müssen wir diese Möglichkeit von der Hand weisen: ein paar von ihnen können als berechnete, aber unbedeutende Korrekturen gelten; ein paar andere sind gleichgültig, man sieht ihren Grund nicht ein; die überwiegende Masse sind Verschlimmbesserungen des „Ghonorez“-Textes, und einige tragen den Stempel der Unschicklichkeit so offenkundig an der Stirn, daß jeder Kenner des Dichters sagen muß: so kann Kleist nicht geschrieben haben.

Während die Herrentochter Barnabe den „Glücksbri“ kocht, singt sie die Beschwörungsformel ab, welche die verschiedenen Arten des Glückes nennt, zu denen er führen soll. Die erste Strophe ist dem Vater, die zweite der Mutter, die dritte ihr selbst gewidmet; sie heißt in den „Schroffensteinern“:

Freuden vollauf: Daß mich ein stattlicher Mann
 Ziehe mit Kraft kühn ins hochzeitliche Bett!
 Gnädiger Schmerz (??): daß sich die leibliche Frucht
 Wunde vom Schooß, o! nicht mit Ach! mir und Weh!
 Weiter mir nichts! (?) Bleibt mir ein Wünschen noch frei,
 Gütiger Gott, mache die Mutter gesund!

Der zweite Wunsch ist für eine Jungfrau — um nicht mehr zu sagen — sehr unnatürlich; die beiden letzten Verse sind zum Theil unpassend, zum Theil überflüssig: Barnabe hat bereits in der zweiten Strophe um die Gesundheit der Mutter gebeten. Dagegen die Fassung der „Familie Ghonorez“:

Freuden vollauf: Daß mich ein stattlicher Mann
 Ziehe mit Kraft kühn ins hochzeitliche Bett.
 Blüthe des Leibs: daß mir kein giftiger Dufst
 Suble das Blut, Furchen mir äh' in die Haut.
 Fröhlichen Tod: Fröhlich im gleitenden Rañn,
 Bin ich am Ziel, stoße er sanft an das Land.

Es kann kein Zweifel sein, daß es Kleist unmöglich gewesen wäre, diese schöne Strophe in jene ungeschickte umzuwandeln. Ebenso ungeschickt ist der Ausdruck in den „Schroffensteinern“ B. 1299/1300,* verglichen mit dem in „Ghonorez“ B. 1343/44. An Stelle der irregulären, aber poetisch wirksamen Vorstellung in „Ghonorez“ 472/73 setzt der Korrektor der „Schroffensteiner“ (457/58) eine reguläre und ganz prosaische. Eine metrische und poetische Text=Verderbnis zeigen die Verse 61/62 gegenüber 62/63 („Ghonorez“); Vers 1688 bringt an dem Original (1742) einen sinnlosen Zusatz an.

*) Die Zahlen sind die der durchgehenden Zählung der beiden Dramen in der Vollständigen Ausgabe.

Vor dem Abgange Sylvesters (I, 2, 655—62) findet sich eine Verstellung der Verse von „Ghonorez“ (675—82), die keineswegs sinnvoller ist. An einer früheren Stelle (140) wird ein neunsilbiger Vers („Ghonorez“ 138) beseitigt durch Hinüberziehung der ersten Silbe des folgenden Verses, wodurch die Rhythmik dieses und der nächsten vollkommen zerstört wird. Da Kleist öfters einen weiblich ausgehenden vierfüßigen an Stelle des fünffüßigen Jambus braucht, so ist eine derartige Korrektur von ihm undenkbar. Gleich nach dieser Stelle bietet die „Familie Ghonorez“ nicht weniger als drei Fassungen, zwei im Text und eine am Rande, die letztere ist zweifellos die beste und offenbar vom Dichter endgiltig gewollte. Der Korrektor wählt die im Text durchgestrichene. Dasselbe thut er in den Versen 530—34, während die vom Dichter in den Text hineingebefferte Fassung („Ghonorez“ 548—50) viel knapper und von wirksamerer Bildlichkeit ist.

Die meisten Aenderungen sind aus dem Bestreben zu Kürzen hervorgegangen, was dem verbesserten „Ghonorez“-Manuskript gegenüber in der That eine schwierige Aufgabe war; der Längen-Unterschied der beiden Dramen ist denn auch nur 80 Zeilen. In diesem eifrigen Bemühen passiert es dem Korrektor, daß er für eine charakteristisch Kleistsche Aeußerung eine eigene thörichte einsetzt (850/51 für 876—78 „Ghonorez“); daß er aus drei Reden von Kleist'scher Lebhaftigkeit eine schlecht stilisirte macht (1192/93 für 1235/36); daß er schöne Verse einmal hinauswirft, um in das entstandene Loch ein unerhört unpoetisches „aber“ zu setzen (1195 für 1235/36), ein andermal geradezu verstümmelt (2626 für 2705/6), und zweimal sogar für den Gang der Handlung wichtige thatsächliche Bemerkungen ausmerzt (1451 für 1495—99 und 2218 für 2281—83). Drei von diesen seltsamen Besserungen zeigen die Geschmacklosigkeit des Korrektors so deutlich, daß ich sie in extenso gebe:

Der alte Sylvester beklagt den Tod seiner schönen Tochter in wundervollen Versen („Ghonorez“ 2667—77):

Sie blühte wie die Ernte meines Lebens,
 Die nun ein frecher Fußtritt mir zertreten,
 Und darben werd' ich nun, von fremden Müttern
 Ein fremdes Kind zum Almof' mir ersuchen.
 Sie ging gleich einer Frühlingssonne über
 Mein winterliches Dasein auf, und gab
 Ihm Jugendsfarbe wieder und Gestalt.
 Aus ihrer Hand empfing ich nur die Welt,
 Die sie zu einem Strauße mir gewunden.
 Wer geht mir lächelnd jetzt zur Seite auf
 Dem öden Weg in's Grab?

Der Korrektor hat das Herz, die letzten sieben Verse zu streichen.

Die „Familie Honorez“ enthält folgendes Gespräch der Liebenden (II, 1, 793—800), das sich auf ein Rodrigo (Ottokar) früher entfahrenes scherzhaftes Wort bezieht, daß er Agnez (Agnes) nicht zu morden brauche, wenn sie nicht zu Sylvesters Familie gehöre:

Agnez: Mir weht ein Schauer wie von bösen Geistern
Um Haupt und Brust und hemmt die Rede mir.

Rodrigo: Was ängstigt Dich? O sag's mir, Theure, an,
Ich kann Dir jeden falschen Wahn benehmen.

Agnez: Du sprachst von Mord — und der Entsegenklaut
Hat Deine reine Lippe böß geseckt.

Rodrigo: Von Liebe sprach' ich nun — das süße Wort,
Giebt jeder Lippe Reiz, die es berührt.

(Soeben hat er eine längere verliebte Rede gehalten). Daraus wird in den „Schroffensteinern“ (772—74);

Agnes: Ich kann nicht reden, Ottokar. —

Ottokar: Was ängstigt Dich?

Ich will Dir jeden falschen Wahn benehmen.

Agnes: — Du sprachst von Mord.

Ottokar: Von Liebe sprach ich nur.

(Das wäre falsch.) Daß Kleist selbst diese Verstümmelung vorgenommen haben könnte, ist ausgeschlossen.

Die folgende Stelle ist in der That schlagend:

Die kranke, abgestorb'ne Eiche, ruhig
Steht sie im Sturm, doch die gesunde stürzt er,
Weil er in ihre Krone greifen kann.

(„Honorez“ 988—90.)

Diese Verse sind prononziert kleistijch mit ihrer Vorstellung des „ruhig“, das mit Recht ans Ende eines Verses gehört, und ihrem kraftvollen Simplex „stürzt“. Daraus macht der Korrektor:

Die kranke, abgestorb'ne Eiche steht (! sehr gut.)
Dem Sturm, doch die gesunde stürzt er nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.

(„Schroffensteiner“ 961—63.)

Das sind ausgesprochene Jedermanns-Verse, die Kleist niemals an jener Stelle gesetzt haben könnte.

Und warum sollten wir denn zweifeln, daß eine fremde Hand die „Schroffensteiner“-Redaktion hergestellt hat, wenn dieselbe fremde Hand — es wird wohl Wielands gewesen sein — sich sogar in das kleistijche Manuskript der „Familie Honorez“ eindringt. Zu einer

Rede Ottokars schreibt Kleist das Einschreibsel an den Rand (ohne Vers-Abtheilung):

Dir sag' ich meinen Namen gleich, denn nur
Ein Scherz war's, Dir zu verweigern, was Du mir.

Diese Randbemerkung versifizirt eine fremde Hand im Text in wenig schöner Weise:

Dir sag' ich meinen, gleich, denn nur ein Scherz
War es, Dir zu verweigern, was Du mir.

(782/83.)

Wie aber konnte Kleist diese Verstümmelungen stehen lassen, als er die Korrekturbogen seines Dramas erhielt? — Er hat sie nicht erhalten; das beweisen drei entstellende Druckfehler, die er nicht hätte übersehen können: Einmal steht in den „Schroffensteinern“ (866) „die Diener“ für die Deinen („Ghonorez“ 894), ein andermal „zahllos“ (1049) für „zahllos“ (1079), und gar „verschlafen“ (981) für „verschlagen“ (1008). Er hat also sein „Ghonorez“-Manuskript Gefner auf Gnade und Ungnade übergeben und weder die Abschrift desselben noch die Korrektur-Abzüge in Händen gehabt.

Nun erklärt es sich auch, warum die Verse, in welche die Prosa-Reden der „Familie Ghonorez“ umgedichtet sind, so vortheilhaft von den anderen abstechen. Man hat bisher angenommen, daß Kleist selbst diese Arbeit mit großer Flüchtigkeit ausgeführt habe. Verse aber, die sich nur durch die gleichmäßige Silbenzahl von der Prosa unterscheiden, nicht durch den Rhythmus, Verse, wie wir sie in Lessings „Nathan“ oder bei den Meistersingern finden, dürfen wir Kleist selbst bei Voraussetzung größter Flüchtigkeit nicht zutrauen; sie rühren eben auch von der fremden Hand des Korrektors her.

So ist denn Bülow's Behauptung, daß Wieland und Gefner den fünften Akt, den Kleist ganz in Prosa geschrieben habe, „in Verse gebracht haben sollen,“ nicht von Grund aus falsch. Etwas Ähnliches hat er offenbar aus dem Munde eines Freundes von Kleist gehört. Kleist hat natürlich nicht den ganzen letzten Theil seines Gedichtes in Prosa geschrieben, sondern, wie die „Familie Ghonorez“ zeigt, nur die Reden sämtlicher niederen Personen (nach Shakespeares Muster), und diese haben Wieland (und Gefner?) in 10- bis 11silbige Reihen abgetheilt.

Die meines Erachtens unwiderlegliche Thatsache, daß der junge Wieland der Hersteller der letzten, der Druck-Redaktion ist, spricht den Dichter von einem Fehler frei, der den Kritikern bisher

unverzeihlich erschienen ist, weil er ihnen unerklärlich war. Ich meine jenen schon im Beginne des Aufzuges erwähnten Vorgang am Schlusse des Stückes. Als die Eltern jammern die Leichen ihrer Kinder umstehen, erscheint die Heze Urjula, „wirft“ mit den Worten: „Hier ist der Kindesfinger,“ den Finger, den sie dem ertrunkenen Söhnchen Ruperts abgesehnt hat, „in die Mitte der Bühne und verschwindet.“ Zurückgeholt giebt sie dann die uns bereits bekannte Aufklärung in ernsthaftem Tone, um dann wieder mit einem schlechten Scherz die Bühne zu verlassen. In der „Familie Honorez“ steht von diesem Fingwurf nichts; es war ein Einfall Wielands, der damit einen Effekt erzielen wollte, und eine kindische Rohheit verübte.

Danach stellt sich uns die Entstehung der „Schroffensteiner“ folgendermaßen dar. Der Beginn des eigentlichen Dramas fällt spätestens in das Jahr 1800 — das „Thierrez“-Szenarium vielleicht noch früher; darauf weist die anschauliche Schilderung einer Gebirgsnatur, wie Kleist sie zuerst im Herbst dieses Jahres auf seiner Reise nach Süddeutschland kennen gelernt hat. Die Briefe, die er von Würzburg aus an seine Braut richtet, lassen es trotz ihrer absichtlich dunkel gehaltenen Ausdrucksweise unzweifelhaft erscheinen, daß er an einer Dichtung arbeitete, die er möglicherweise erst in Paris, im nächsten Jahre vollendete. Im Beginn des Jahres 1802 liest er die fertige seinen Freunden Bschokke, Wieland, Gekner in Bern vor. Da sich Gekner erbot, das Drama zu verlegen, so unterzog er das Manuscript einer Verbesserung. Er kam indessen nur bis zum Ende des dritten Actes; da gewann der größere Stoff, den er sicher schon lange mit sich herumgetragen hatte und dessen Gestaltung am Ende des Jahres, in Weimar, zu einem gewissen Abschlusse gediehen war, der „Robert Guiscard“, unwiderstehliche Gewalt über ihn. Von Gekner zur Vollendung seiner ersten Arbeit gedrängt, unterwarf er die beiden letzten, unvollkommensten Acte einer summarischen Durchsicht, worauf die Randbemerkungen als Erinnerungszeichen für eine auszuführende, aber nicht ausgeführte, Besserung hindeuten. Als er am Ende des vierten Actes angelangt war, mußten ihn die Freunde zu bewegen, die Handlung des Dramas aus Spanien nach Deutschland zu verlegen; und nun trug er plötzlich, am Ende des vierten und am Anfange des fünften Actes, die deutschen Personennamen, statt der spanischen in das Manuscript ein. Wie wäre das sonst zu erklären? Aber er verzagte an der Ausführung der Durchbesserung und über-

gab die Handschrift, wie sie war, d. h. unfertig an Geßner oder Wieland mit der Erlaubniß, selbst einige ihnen nothwendig erscheinende Aenderungen vorzunehmen an einem Drama, das ihm in seiner hoffnungslosen Unvollkommenheit kein tieferes Interesse mehr einflößte. So sind die traurigsten Verse an die Stelle der Prosa-Partieen des Manuscriptes getreten und sämtliche Verschlimmberungen zu erklären, welche „Die Familie Schrockenstein“ gegenüber der „Familie Ghonorez“ zeigt. Als der Druck des Manuscriptes begann, lag der Dichter entweder schon schwerkrank in Thun oder er war mit seiner zur Pflege herbeigeeilten Schwester Ulrike bereits nach Deutschland abgereist. Denn gesehen kann er die Aenderungen nicht haben, weil er einen Theil von ihnen sicher nicht zugelassen hätte. So ist denn das Drama, welches unsere Literatur unter dem Titel „Die Familie Schrockenstein“ kennt, nicht eine Kleistsche Dichtung, sondern die vielfach verderbte und verstümmelte Umschrift einer Kleistschen Dichtung, deren authentisches Original in der Zöllingschen Ausgabe zum ersten Male abgedruckt ist und das nicht „Die Familie Schrockenstein“, sondern „Die Familie Ghonorez“ heißt.

Aus Turan und Armenien.

Studien zur russischen Weltpolitik.

Von

Paul Rohrbach.

V.

In Tiflis, das immer mehr eine große Handelsstadt wird, hatte ich Gelegenheit gehabt, einige hervorragende Vertreter der armenischen Intelligenz kennen zu lernen. Das gastfreie Haus des deutsch-evangelischen Predigers, Herrn Pastor Hansen, hatte mir die dankbar empfundene Wohlthat eines angenehmen Standquartiers geboten; nun ging es fort nach Süden, ins Hochland. Von Tiflis bis zur Station Akstafa der transkaukasischen Bahn, ca. 80 Kilometer, benutzt man die Bahn, die hier auf einer Strecke dem alten Posttrakt folgt, dann fängt die Wagenfahrt an. Um zwei Uhr Nachts sind wir in Akstafa, und ich erfahre, daß die Postkutsche nach Eriwan gegen sechs Uhr Morgens abgeht. Vier Stunden sind hinzubringen: ich habe die Wahl, das auf der Poststation oder im Wartesaal der Eisenbahn zu thun. Dort giebt es Holzpritschen und Wanzen, hier bloß Rohrstühle, aber kein Ungeziefer. Von einem Hotel oder sonstiger vernünftiger Unterkunft ist keine Rede, es sei denn, daß man sich in einen Duchan (Eingeborenenkneipe) wagen will. Ich arrangirte also aus acht Stühlen, zwei Plais, Mantel und Kissen eine improvisirte Lagerstatt im Wartesaal, streckte mich aus und schlief wie ein Todter bis sechs Uhr. Als ich aufwachte und auf der Post erschien, waren alle Plätze in der Kutsche von verschiedenen Reisenden, die sich mittlerweile auf irgend eine Weise eingefunden hatten, — ich hatte geglaubt, daß ich ganz allein abfahren würde — besetzt. Während ich ziemlich rathlos mit dem Posthalter ver-

handelte, tauchte plötzlich ein blutjunger, aber kolossal schneidiger Artillerielieutenant auf, der bis Delischan wollte, einer im ganzen Kaukasus berühmten Sommerfrische auf halbem Wege zwischen Akstafa und Erivan. Auch er bekam keinen Platz im Omnibus, und so machten wir schleunigst aus, zunächst bis Delischan Reisegefährten zu sein, d. h. wir nahmen einen sog. Tarantaß für uns beide und theilten uns in die Kosten. Auf den russischen Poststraßen besteht nämlich ein eigenthümliches System der Personenbeförderung. Der Reisende erhält von Station zu Station vom Posthalter, der seinerseits den „Trakt“ von der Regierung in Entreprise genommen hat, Wagen und Pferde geliefert. Der Preis beträgt pro Pferd und Kilometer (zwei Pferde sind das Minimum) 7—9 Pfennige; dazu kommt noch eine Kleinigkeit für den Wagen und ein Trinkgeld für den auf jeder Station wechselnden Kutscher. Die Stationen liegen im Durchschnitt ca. 20 Kilometer auseinander; Vorschritt sind im Winter und Sommer 10, im Frühjahr und Herbst 7—8 Kilometer pro Stunde. Auf stark befahrenen Routen haben die Stationen je 80—120 Pferde; zwischen Tiflis und Wladikawkas versehen z. B. über 1000 Postpferde den laufenden Dienst, und auf der Transitstraße ins Hochland ist der Verkehr nicht viel geringer. Will man nun eine Fahrt auf der Poststraße antreten, so sieht man sich zunächst nach einem Weggenossen um, denn für eine oder zwei Personen ist die Beförderungstaxe dieselbe und jeder hat alsdann nur die Hälfte zu zahlen. Dann erhält man vom Posthalter einen Begleitschein, auf dem das vorläufige Ziel des Weges vermerkt ist, und dieses Papier verpflichtet alle folgenden Stationen zur weiteren Stellung von Pferden, soweit der Bestand reicht. Geliefert wird zur Taxe als Bewittel ein Tarantaß; bessere Wagen kosten einen hohen Zuschlag. Ein Tarantaß ist nun im Kaukasus ein böses Ding. Im eigentlichen Rußland besteht er aus einem Korbe oder Kasten, der auf zwei sehr langen, biegsam federnden Stangen ruht, und diese Stangen wiederum sind auf den Achsen der beiden weit auseinanderstehenden Räderpaare des Wagens befestigt. Auf diese Weise rüttelt der Wagen beim Fahren nicht so sehr. Im Kaukasus aber sind an Stelle der federnden Stangen kurze und unelastische im Gebrauch, förmliche Balken, auf denen der Wagenkasten aufsitzt, und nur einige querüber gespannte Stricke oder dünne Ketten im Wagen, auf die ein Sack zum Sitzen gelegt wird, mildern ein wenig die Stöße beim Fahren. Rissen und Decken pflegt jeder Reisende mit sich zu führen, meist auch den mächtigen kaukasischen

Radmantel aus steifem, wollhaarigem schwarzem Filzstoff, die Bürsa, und das alles wird zusammengepackt, um das Gefährt so bequem wie möglich auszustatten.

Mein Lieutenant fluchte und wetterte also mit einer für kaukasische Verhältnisse ganz merkwürdigen Geschwindigkeit Pferde, Kutscher, Tarantax und Begleitbrief zusammen, das Gepäck wurde verstaut und verschnürt, wir kletterten in den Wagen, der Stationspferdeknecht trat mit der Müze in der Hand heran und bat um sein Trinkgeld fürs Anspannen und Besorgen des Gepäcks — „verfluchte Bestie, da hast du deinen Fünfer“ -- und fort ging's nach Süden, bei herrlichem Sonnenschein im breiten, angebauten Thal der reißenden Kistafá. Die Trinkgelderwirthschaft auf der Post ist ganz unglaublich! Wer auf Reisen geht, muß sich mit einem ganzen Beutel voll Kupfer- und kleiner Silbermünzen versehen, denn größere Kreditbillets oder Goldmünzen bekommt man auf den Posthaltereien kaum gewechselt, und dabei drängt sich auf jeder Station allerlei Volk, das auf dem Hofe umherlungert, zu hundert überflüssigen Dienstleistungen heran, um bei der Abfahrt des Tarantax mit der Bitte „na-tschai“ sich zu melden. „Na-tschai“ heißt wörtlich: „für Thee“ und ist das Wort, für das im Kaukasus aus der ganzen russischen Sprache der Eingeborene sich am gelehrigsten gezeigt hat; wenn er sonst nicht einen Ton russisch kann, so sind ihm diese beiden Silben doch geläufig. Allerdings gilt das nur von den Verkehrslinien; abseits vom Wege giebt es viele Gegenden, wo ein Geldgeschenk für eine Gefälligkeit als arge Beleidigung aufgefaßt werden würde. Außer dem rieselnden Trinkgelderregen ist für diese Postfahrten charakteristisch das Schimpfen und Fluchen, vermittelst dessen mit den Stationshaltern und dem Fahrpersonal verkehrt wird. Der Fremde, auch wenn er russisch kann, ist da in einer eigenthümlichen Lage; tritt man höflich auf, so kann man sicher sein, in jeder Beziehung schlecht zu fahren, aber es kostet einem gebildeten Mitteleuropäer doch zunächst einige Ueberwindung und fordert Uebung, mit den Leuten nur im größtmöglichen Unteroffizierston, per Hundesohn, Bestie, Teufelholen, Fellabziehen u. dgl. zu verkehren — von noch weniger parlamentarischen Wendungen nicht zu reden. Das eigentliche Schimpfen ist übrigens meist nicht unbedingt nothwendig, aber barsch muß man in jedem Falle sein; die Leute verstehen es nicht anders und halten den Reisenden sonst nicht für einen bärin, einen „Herrn“. Das ist der Orient — was will der Einzelne dabei machen?

Die Fahrt ließ sich prachtvoll an. Der untere Theil des Aftafathales hat ausgedehnte Reiskulturen, die gerade unter Wasser standen, aber bald rückten die Berge zu beiden Seiten näher heran, an dem reißender werdenden Gefälle und verstärkten Rauschen des Flusses spürte man das Ansteigen der brillant im Stande gehaltenen Fahrstraße, und nach einigen Stunden Fahrt hatte die Landschaft bereits den Charakter eines deutschen Mittelgebirgsthales angenommen: hier und da im Grunde und am unteren Theil der Abhänge Anbau oder (größtentheils) Wiesen, darüber wundervoller, aber meist noch recht junger Laubwald, die grünen Thalwände 500—800 Meter hoch, doch auf den Höhen (es war Anfang Mai) erst ein zarter, grüner Schimmer über die knorrigen kleinen Eichbäume gebreitet.

Zu der Großartigkeit und Wildheit der Natur im Paß über den Großen Kaukasus bildet das anmuthige und malerische Aftafathal ein prächtiges Gegenstück. Der obere Theil wird (nach einem Städtchen an der Aftafa) das Thal von Delischan genannt und ist eine wahre landschaftliche Perle, weit und breit als ein Ort der Erholung berühmt. Das Gebirge, über das die Straße von Delischan fährt, ist ein Theil der großen Bodenschwellung, die sich, parallel dem Kaukasus und mit diesem zusammenhängend durch den ca. 1000 Meter hohen Querriegel von Ssuram die Wasserscheide zwischen Kaspi und Pontus, vom Schwarzen Meer bis ans iranische Hochland erstreckt. Dieser ganze Gebirgszug mit seinen Ausläufern und Verzweigungen wird der Kleine Kaukasus genannt; er hat nicht den Charakter eines Kettengebirges, wie der Große, sondern besteht größtentheils aus mehr plateauähnlichen vielfach vulkanischen, Erhebungen. Die Höhen sind oft beträchtlich, und der Hauptpaß auf der Straße nach Erivan liegt über 2000 Meter hoch; manche Berge tragen selbst ewigen Schnee. Nach Süden und Südwesten legt sich das armenische Hochland, dessen tiefste Senkung, die Stromebene des Araxes, bei Erivan noch immer ca. 900 Meter über dem Meere ist, an das Gebirge an.

Mein Lieutenant war ein ausgezeichnete Reisegefährte, ich hatte beim Pferdewechsel für nichts zu sorgen und freute mich abwechselnd über das schnelle Vorwärtstommen, über die Unterhaltung, die schöne Gegend und die Bereicherung meiner Kenntniß russischer und tatarischer Kraftausdrücke, denn die Bevölkerung ist bis Delischan, wo das Armeniethum anfängt, längs der Straße tatarisch.

Nach einigen Stunden Fahrt wurde in der Ferne thalaufwärts eine Gruppe merkwürdig spitzer, dunkelgrün bewaldeter Bergkuppen sichtbar. Ich kannte diese Form bisher nur aus geologischen Abbildungen, aber darnach konnte kein Zweifel über die Natur der Bildungen sein: es waren Basaltberge, und die berühmte vulkanische Region des transkaukasischen Hochlandes begann. Als bald that sich denn auch der Anblick eines imposanten Denkmals der feurigen Kraft des Erdinneren auf: eine gewaltige, schwarze, basaltene Felsmasse, in säulen- und plattenförmiger Gliederung unmittelbar an der Straße senkrecht emporstehend; Massen des dunkeln, kantigen Trümmergerölls, das der Fluß schon seit lange weiter abwärts mit sich herabgeführt hatte, bedeckten den Abhang vom Fuße des Felsens bis zur Thalsohle, und die plötzlich in doppelter Frische und Pracht prangende Vegetation, die strotzende Baumsfülle und die saftig grünen Abhänge und Wiesenflächen legten Zeugniß ab von der Fruchtbarkeit des verwitternden Eruptivgesteins. Es giebt solches auch an der grusinischen Heerstraße, aber mein noch ungeübtes Auge über sah sie damals auf der Fahrt über der Größe des Gesamtbildes — darum habe ich den ersten Eindruck vulkanischer Massengesteine im Großen an dieser Stelle im Thale von Delischan gehabt. Auf mich, den Sohn der Tiefebene, der zwischen Sand, Thon und schwarzer Erde aufgewachsen war, dem die Dünen der Ostsee und die glazialen Schutthügel des baltischen Küstengebiets lange Zeit die einzigen Bodenerhebungen und Kennzeichen gestaltender Kräfte auf der Erdoberfläche waren, brachten die Basaltfelsen von Delischan einen derjenigen Natur-Eindrücke hervor, die fürs Leben dauern. Von dem finsternen, stahlharten Gestein da vor mir schweifte die Phantasie zurück in das Mittelalter der Erde, da diese nun in mächtigen starren Säulen auseinander krystallisirten Massen feurigflüssig, dem glühenden Innern des Planeten entquellend, gen Himmel stiegen, und wieder zum Ufer des kaspischen Meeres, wo Kur und Araxes die zu Schlamm zerriebenen Trümmer dieser gigantischen Massen fort und fort in die Salzfluth wälzen — die Vorbereitung künftiger Gebirge.

Die Verpflegung auf den Stationen an der kaukasischen Transitstraße ist meist so schlecht, daß man sich auf heißes Wasser für den mitgeführten Thee als einzigen, den sog. „Buffets“ entnehmbaren Artikel beschränken muß. Auf europäische Art gebackenes Brod ist hier nicht mehr zu haben, und selbst der Stoff, der im heiligen Rußland neben dem „Samowar“ am längsten und bis in

die fernsten Winkel des Reiches vorzuhalten pflegt, der Schnaps, wird hier ungenießbar, wie ich es zu spüren bekam.

Mein Lieutenant und ich entdeckten einmal auf einer Station unter den verschiedenen fragwürdigen Herrlichkeiten des Buffets eine Flasche, die ein großes, buntes Etikett mit der Aufschrift: „Striedter, St. Petersburg“, trug. Striedter ist eine der berühmtesten Branntweinraffinerien und Liqueurfabriken Rußlands; wir ließen uns also sofort von dem Inhalt zwei Gläser füllen und tranken sie nach russischer Art mit einem Ruck aus. Na, die Gesichter darnach! Ich habe kaum je im Leben etwas so entsetzlich Schmeckendes getrunken, denn das Zeug war an Ort und Stelle von den Bauern gebrannter Fusel, den der schlaue Posthalter in eine Striedtersche Flasche gegossen hatte. Natürlich brach nun ein furchtbares Unwetter über den Mann los, und ich muß gestehen, daß mir seit diesem Vorfall das russische Schimpfen bedeutend leichter und herzhafter von Statten ging, nachdem ich es einmal unreflektirt in aufrichtiger Entrüstung praktizirt hatte. Im Uebrigen war der Vorfall eine gerechte Strafe für Menschen, die in einem Lande, wo edler Wein wächst, Branntwein trinken wollten, auch wenn er wirklich von Striedter gewesen wäre.

Bei Delischan trennten sich unsere Wege. Der Lieutenant mußte in seine Garnison, Alexandropol, und ich wollte nach Erivan. Der Omnibus mit seinen Insassen schlug gleichfalls den ersteren Weg ein, und so war ich denn ganz auf mich allein angewiesen, weiter zu kommen, denn ein Reisegefährte war trotz alles Umherfragens nicht aufzutreiben. Da machte mir der Stationshalter den Vorschlag, mit der sog. leichten Post weiterzufahren, d. h. mit dem Tarantak, der in Begleitung eines Kondukteurs das tägliche Brieffelleisen von Akstafa nach Erivan bringt. In einem solchen Fall hat der mitfahrende Reisende gleichfalls nur den halben Beförderungspreis zu zahlen. Natürlich nahm ich das mit Vergnügen an und habe die nun folgende merkwürdige Fahrt nicht bereut. Ich wäre allerdings am folgenden Tage mit dem großen, auf Federn ruhenden Omnibus viel bequemer vorwärts gekommen, aber manches Eigenthümliche und Originelle wäre mir entgangen, hätte ich mir nicht einen ganzen Tag allein in dieser fremden Welt durchhelfen müssen. Der Postkondukteur war ein Armenier, der einige Brocken Russisch konnte; Postillon, Stationshalter und Landvolk, Alles war fortan rein armenisch, und die Verständigung fing an, große Schwierigkeiten zu haben. Essen und Trinken wurde

von Delijchan ab nach Form und Stoff morgenländisch; auch die menschlichen Bauwerke und die Natur selbst veränderten sich in eigenthümlicher Weise.

Delijchan liegt gegen 1200 Meter hoch. Von hier arbeitet sich die Straße auf etwas über 25 Kilometer fast 1000 Meter zum Paß von Tschubuchly am See Goktscha oder Sewanga in die Höhe. Vom Thalgrunde aus sah man den Schnee auf den Bergen liegen, oben noch als dichte Decke, an den Abhängen in vereinzelt großen und kleinen Flecken. Der Weg verließ das Akstafathal und erklimmte in unendlichen, ermüdenden Windungen einen massigen Bergrücken. Immer näher kamen wir der Schneeregion; bald waren die weißen Flecken uns rechts und links zur Seite, dann sah man bereits auf sie hinab und wir fuhren durch kompakte Massen thauenden Schnees, die gerade anfangen, mit ihrem rieselnden Schmelzwasser die Straße aufzuweichen, sodaß die Pferde stellenweise Schritt gehen mußten. Jetzt wurde die Luft feucht und zugleich eisig kalt, die Stimmung in der Atmosphäre erhielt etwas Weipenstisches, unheimlich Starres, als ob sich irgend ein düsteres Ereigniß vorbereitete. Da wandte sich der Weg wieder einmal mit einer scharfen Kurve rückwärts, sodaß der Blick in das verlassene Thal fiel, und nun sah ich es: der Nebel kam, aus dem Thale herauf, uns nach. Es war ein ganz seltsamer, merkwürdiger Anblick. Eine dicht geballte Masse erfüllte, wie aus einer unsichtbaren Tiefe heraufquellend, in langsamem Vordringen vom Hintergrunde her sich heranschleubend, das ganze tiefe, weite Thal. In der Ferne war bereits alles ganz unter der feuchten weißen Decke begraben; unter uns, zu unseren Füßen, krochen eben die ersten Schwaden über die Thalsohle hin, aber mit unbegreiflicher Geschwindigkeit wogte es in wenigen Augenblicken, wie durch einen Zauber heraufbejchworen, berghoch an derselben Stelle, schon die jenseitige Thalsohle den Blicken entziehend. Wie von unsichtbaren Geisterhänden aus dem Reich des eisigen Todes fühlten sich Stirn und Wangen von dem kalten Hauche angefaßt, den der Nebel vor sich her zu uns emporfandte. Da quoll es dicht, wie eine am Boden schleichende Wolke, von unten über den Rand der hohen, steilen Böschung des Weges, ein grauer Schleier legte sich im Augenblick um Wagen, Menschen und Pferde; gleichzeitig wendete das Gefährt mit den schwer ziehenden, keuchenden und dampfenden Thieren und den zusammengekauert und stumm darin sitzenden Menschen wiederum zu einer neuen Windung die Straße hinauf, und nun sahen wir

dem gespenstigen Feind nicht mehr von vorne ins Gesicht, wie er herandrängte, sondern spürten nur, wie er von hinten her rasch uns dicht und dichter einhüllte und umfing. In wenigen Minuten war jede Spur von Aussicht verschwunden; wir fuhrten wie auf dem Grunde eines undurchsichtigen, kalten Dunstmeeres dahin, frierend und schauernd, ohne weiter sehen zu können, als bis zu den Ohren der nassen, müden Pferde. In demselben Nebel kamen wir auf der etwas unterhalb der Paßhöhe gelegenen Station an, wechselten die Pferde und fuhrten wieder ab. Erst oben gelangten wir wieder in freie und reine Luft hinaus, denn über den Scheitelpunkt des Passes hinüber konnten die Dunstmassen trotz einzelner Vorstöße nicht vordringen, und als die letzten Geschwader hinter uns lagen und von Süden herauf der kalte frische Hochlandswind uns um die Ohren pfiß, ein belebender Gegensatz zu der trägen Starre der Nebelathmosphäre beim Hinauffahren — da lag in der beginnenden Abenddämmerung der gewaltige, von mächtigen schneebedeckten Vulkantegelnen umkränzte See von Sewan vor uns. Ich war im armenischen Hochlande.

Auf der Station Telenowka am Sewanga, 2000 Meter hoch, wurde übernachtet, denn die leichte Post fährt des Nachts nicht. Gegenüber im See lag auf einer Felseninsel das alte Kloster Sewan, das jetzt von der armenischen Kirche dazu benutzt wird, um disziplinarisch bestrafte Geistliche zeitweilig darin zu interniren. Obwohl wir schon tief im Mai waren und unter der Breite von Neapel, so war in dieser Höhenlage der Winter eben erst im letzten Stadium seines Abzugs begriffen. Weg, Wetter und Landschaft entsprachen etwa den Verhältnissen in Norddeutschland zu Anfang März, aber am See Sewanga gedeiht wegen der Meereshöhe und der heftigen Winde weder Baum noch Strauch mehr. Dunkler Lavaboden mit einzelnen Felsen der zerschmelzenden Schneedecke darauf, weiß beschneite Bergketten rund um das mächtige, die dreifache Fläche des Bodensees bedeckende Seebecken mit seinem schwarzblauen Wasser, das die besten Forellen der Welt birgt; in nächster Nähe mehrere große und kleine Vulkanberge von der typischen Form des Aufschüttungstegels, die in alter Zeit lange, in grünliche Schollen zerborstene Lavaströme aus aufklaffenden Seiteneinstürzen entsendet hatten, niedrige Steinhäuser und aus Lavabrocken geschichtete Einfriedigungen des armenischen Dorfes, in dem die Station liegt — das war die Szenerie, die in dem Dunkel des rasch hereinbrechenden Abends nach der ermüdenden Tagesfahrt durch Sonnenschein und

Nebelgrau, aus dem üppigen Grün des Thales von Delischan hinauf auf das starre, schwarze Lavaplateau von Seman, nun vor mir lag.

Schon in Tiflis hatte man mir die Forellen des Sewanga nicht genug rühmen können, aber der Fisch, den ich nun zum Abend zu essen bekam, war in der That ein königliches Thier. Ich glaube nicht, daß es so etwas Köstliches noch sonst irgendwo giebt. Dazu erhielt ich eine große Flasche weißen Wein von Erivan. Mein Durst war nicht klein, und ich schickte mich zu einem tiefen Trunk an. Donnerwetter! Dieser Rebensaft hatte es in sich! Prachtvoll, wie ein Strom von flüssigem Lebensfeuer, mit einem unvergleichlichen, von der Sonne des Araxesthales destillirten Bouquet, ging der Trank zum Munde ein und floß durch die Kehle. Er hatte Recht gehabt, der armenische Gastfreund in Berlin, als er mir in begeisterter Rede den Wein seiner Heimath pries. Als ob die alte, Felsen schmelzende Erdbengluth der Urzeit aus den erstarrten Laven und dem Basaltgestein des armenischen Erdbodens in den Reben wieder aufleben wollte, die auf den verwitternden vulkanischen Trümmern wachsen, so drang des Weines feurige Kraft bis ins innerste Mark des Körpers. Das war schön und eine Freude für Leib und Seele — aber nun kam die Nacht, „ruhe“, und die war böse. Die Station hatte nur ein Passagierzimmer mit drei Holzpritschen. Zwei davon waren besetzt; einige gestiefelte, dolchbewaffnete Männer schliefen, in ihre Burkas und alte zerfetzte Teppiche gewickelt, darauf, und durch die zerbrochenen Fenster heulte der Wind. Ich bereitete mir also ein Lager auf der dritten Pritsche, that noch einen tiefen Trunk, zog den Baschk, die übliche kameels-haarene Reisekapuze über den Kopf, wickelte mich fest in eine weiche Reisedecke aus gleichem Stoff und wollte schlafen. Was aus dieser Absicht wurde, darüber will ich lieber meinen Schleier breiten — ich habe so ziemlich ein halbes Pfund Insektenpulver dort verbraucht. Am anderen Morgen kaufte ich mir eine mächtige geschlachtete Forelle als Gastgeschenk für die Familie in Erivan, an die ich empfohlen war, (80 Pfennige für ein vierpfündiges Thier) und fuhr im Morgengrauen mit meinem Kondukteur und dem Postfelleisen ab. Die nächste Strecke war sehr böse. Gegen 20 Kilometer mußten überwiegend im Schritt zurückgelegt werden, denn die aus Lava hergestellte Chausseebeschüttung zerreibt sich sehr schnell, und die Straße glich daher bei der Schneeschmelze einem unergründlichen, kohlschwarzen Morast.

Von Selenowka am Goktschassee bis Eriman sind noch etwas über 70 Kilometer. Auf dieser Strecke führt die Straße zunächst bis zur Station Achty noch oberhalb der Baumgrenze, in einer Höhe von ca. 2000 Metern, über Lava und nichts als Lava, die, wo sie verwittert, eine ergiebige und hier und da gut angebaute Ackerkrume liefert. Oefters sah man die Ochsengepanne der armenischen Bauern bei der Feldarbeit, denn Getreide gedeiht hier noch leidlich, trotzdem Bäume und selbst einfaches Gesträuch nicht mehr fortkommen. Weil es kein Holz giebt, so sind die Dörfer ausschließlich aus Stein gebaut. Die Hausmauern sind sehr niedrig, ein bis anderthalb Meter hoch, kreisrund oder rechteckig, in großer Dicke aus vulkanischen Trümmern, öfters gelblichem, grauem oder braunem Tuff, aufgeschichtet. Das Innere ist zum Theil in die Erde eingegraben; das flache Dach mit festgestampfter Erde beschüttet, manchmal mit einem Loch, durch das der Rauch entweicht, aber häufig muß dieser auch durch die Thür abziehen. Fenster giebt es nur selten, an jedes Haus schließt sich ein gleichfalls von einem Steinwall eingefriedigter Hof, auf dem der torfähnlich gestochene Dünger in großen Stapeln aufgeschichtet liegt, um als Brennmaterial zu trocknen. Die Viehställe sehen ebenso aus, wie die menschlichen Wohnungen. Das ganze Dorf hebt sich weder durch Farbe noch Höhe der Gebäude sonderlich vom Boden ab, auf dem es gebaut ist, und aus einiger Entfernung sieht es meist wie eine beliebige Anhäufung gruppenweise aufgeschichteter Steine aus. Die Straße führt fortgesetzt am Fuße verschiedener auf dem Goktschaplatau aufgebauter Eruptivkegel von meist einigen hundert Metern Höhe entlang; diese Kraterberge sind, wie man deutlich sieht, die Lieferanten der endlosen Massen plutonischen Gesteins gewesen, das sich ringsum über Tausende von Quadratkilometern ergossen hat. Bei Achty beginnt das Terrain sich zu senken, und alsbald hörte auch der furchtbare Zustand der Straße auf, weil nun der Boden Fall bekam und die Frühlingsgewässer südwärts abströmen konnten, anstatt, wie auf dem Plateau am See, in den Boden einzusickern und ihn zu durchweichen. Jetzt galoppirten die Pferde auf dem abwärts führenden, harten und glatten Wege in flottem Tagen dahin, die Luft wurde milder, zuweilen erschien schon ein junger, schlanker Pappelbaum am Wege, freilich noch ohne grünes Blättchen zu zeigen, und hell strahlte die warme Sonne vom Himmel — eine dankbar empfundene Wohlthat nach der kalten, grämlichen Atmosphäre auf der Abends vorher und

in der Morgenfrühe passirten Paß- und Plateauhöhe. Die Landschaft war großartig. Zur Linken die kühne Bergkette von Nowobajaset mit dem 3600 Meter hohen erstorbenen Vulkankegel des Ufchtapa, bis an den Fuß noch in das blendende Schneekleid des Winters gehüllt, zur Rechten in wenigen Meilen Entfernung eine Menge von gleichfalls noch schneebedeckten Gipfeln, Rämmen und Bergrücken, hinter denen allmählich das zerrissene und zerklüftete Haupt des riesigen, trotz seiner flach schildförmigen Gestalt bis 4100 Meter aufragenden Lavavulkans Aragaz*) sich zeigte. Die Sonne leuchtete vom Himmel, daß es wie ein blendendes, weißes Strahlen von dem Schnee der hohen Berge über das Land hin ausging, und das Auge mußte sich schließen, wenn es den Blick nur eine kleine Weile auf das wunderbare Königsgewand der in den Aether ragenden Giganten und ihres Heergefolges richtete. Auch die Vögel fingen an zu singen, und je weiter die saujende Fahrt des Dreigespanns zu Thale ging, desto wärmer schien die Sonne, und dann fing es an wie ein leises, zartes Grün über dem hellen Gezweig der Pappeln zu liegen; am Straßenrande wuchs junges Gras und auf den Feldern keimte die Saat, — das Herz in der Brust wurde immer voller und froher, und die Müdigkeit der Sinne schwand mehr und mehr.

Eine flache Bodenwelle, die der Weg zu übersteigen hatte, legte sich quer vor uns. Es war ein alter Lavastrom mit grünlich grauer, bereits in ein wirres Block- und Brockengetrümmer auseinandergewitterter Oberfläche. An seinem unteren Rande lief ein Bewässerungskanal entlang, der eine weite, sich eben begrünende Flur voll Wiesen, Fruchtbäumen, Dörfern und Feldern tränkte; in der Ferne zur Rechten floß in einem tiefen Thal der Sanga, der Fluß von Erivan. Die Mittagshöhe des Tages nahte, und die etwas dunstige Luft wurde allmählich klarer. Oben auf dem Rücken des alten Steinstromes lag die letzte Station vor Erivan, und nun, als wir die Höhe erreicht hatten, öffnete sich zum ersten Male der gerade in der Richtung bisher verschleiert gebliebene Ausblick nach Süden hinab. Ganz in der Ferne glänzte dort ein schmaler Silberfaden in einer weiten, grünen, noch von leisem Duft überzogenen Fläche. Da uns zu Füßen lag die gesegnetste Flur des armenischen Landes ausgebreitet, die Thalebene des Araxes, des „Mutterstroms“ der Armenier, wo einst Artaxata stand, die erste Königstadt des Landes. Der Karthager, der vor dem Hasse

*) Unsere Karten schreiben Aragöz.

Roms aus seiner Heimath hatte weichen müssen, erbaute sie dem asiatischen Dynasten zum Dank für die gewährte Gastfreundschaft und in der Hoffnung, einen dereinstigen Feind der Römer zu stärken — ein vergebliches Bemühen des Helden, der einst unter diesem Himmel und zu den Füßen dieser Berge für eine Weile Ruhe in seinem Flüchtlingsdasein gefunden hatte! Noch eine Stunde rascher Fahrt, dann waren wir dicht am Rande des steilen Abfalls, in dem die letzte Stufe des durchfahrenen Plateaus sich unmittelbar über Erivan zur Ebene des Araxes hinabsenkt, durch die der Fluß seine reißenden, aber fruchtbringenden, grau schäumenden Fluthen rollt.

„Ach, sag' mir, Mutterstrom Araxes,
Warum fehlt dir die Heiterkeit?
Warum bist du wie ich in Trauer
Selbst zu des Lenzes Sonnezzeit?

Daß wieder duft'ge Rosenbeden
Ausblüh'n auf deinen Uferau
Und Nachtigall'n auf ihren Zweigen
Froh trillern bis zum Morgengraun!

Mag wieder ziehn an deinem Ufer
Der Hirte mit Schalmeyenklang,
Und mögen furchtlos Lamm und Rehe
Sich kühl'n an deinem frischen Trant.“

Auffschwellend grollte der Araxes,
Ließ Schaum aus seiner Tiefe sprüh'n,
Und tobend wie die Blitzeswolke
Warf er mir diese Worte hin:

„Sahst je du nach des Gatten Tode*)
Die, der er lieb und teuer war,
In prächtigen Gewändern prangen
Mit goldnem Schmuck um Haupt und Haar?

O einst, in weit entlegenen Zeiten,
War ich geschmückt wie eine Braut
Mit allen Reizen froher Jugend,
Hell war mein Wellenspiel und laut!

Was ist von jener Zeit geblieben?
Wo ist noch eine helle Spur
Von jener Pracht, die einst geblühet
Auf meiner Ufer üpp'ger Flur?

In weiter Ferne ohne Obdach
Zieh'n meine Kinder sorgenschwer,
Erschöpft von Durst und langem Hunger
Zu vielen Tausenden umher.

*) Das Land ist der Vater und der Strom die Mutter des armenischen Volkes.

Weit hat man ja nach allen Winden
Verjagt mein Volk aus seinem Land
Und mir statt seiner wilde Horden
Ungläub'ger Türken hergesandt.

So lange meine Kinder schmachten
In bitterer Verbannung Not,
So lange werde ich auch trauern,
Und heilig ist mir dies Gebot.*

Darnach verstummte der Araxes,
Ließ Schaum aus seiner Tiefe sprühn,
Und sich wie eine Schlange windend
Zog weit er nach dem Meere hin.

Das hat ein Armenier gedichtet, Kasafel Patkanian, der zur Zeit eine der führenden literarischen Persönlichkeiten unter seinem Volke ist. Auf der einstigen Universität Dorpat hat er sich europäische Bildung erworben. *)

Wir fuhren langsamer oben am Rande des hohen Abhanges dahin. Unten lag, in ein Meer von rosenfarbener und weißer Baumbblüthe getaucht, im Sonnenglanz des hellen Frühlingstages und jungem frischem Grün, die weite Gartenstadt Erivan mit ihren Kuppeln, Thürmen und Minarets. Kreuz und Halbmond funkelten in gleicher Weise; der Hauch der leise bewegten Luft trug den wunderbaren Duft der Blütenmassen zu uns herauf — und jetzt gewann dieses wunderbare Panorama durch das fortschreitende Hervortreten des Hintergrundes in der immer heller und durchsichtiger werdenden Luft, auch noch im Süden seinen überwältigenden Abschluß. Vom Gipfel bis zum Fuß in Schnee gehüllt, über dessen blendender Weiße es noch wie ein leise zitternder bläulicher Schleier lag, dehnte sich die Kette der Vulkane am Rande des südlichen Hochlandes, jenseits der Araxesjenukung, vor uns aus, ein gewaltiger erloschener Kraterberg neben dem anderen! Mitten aber aus ihrer Reihe erhob er sich in königlicher Majestät, der Erhabene, in seiner unnahbaren Größe die anderen überragend, wie ein Patriarch der Vorzeit unter dem kleineren Geschlecht der Nachgeborenen: der Ararat. Der riesenhafte Doppelberg, in seinem breiten Hauptgipfel mit einem Male zur Höhe des Montblanc über die Ebene des Araxes aufsteigend, dessen südlicher Seitenkegel, neben dem großen Ararat wie ein Knabe neben einem Giganten, immer noch mit hohen Alpengipfeln sich messen kann — er bietet einen Anblick

*) Die Uebersetzung ist von Arthur Leist; Armenische Bibliothek, herausgegeben von Abgar Joannissian, II, Leipzig, H. Friedrich.

dar, daß einer umkehren könnte, nachdem er ihn gesehen, und ohne etwas Anderes im Lande umher erblickt zu haben, doch die weite Reise für belohnt erachten müßte. 4200 Meter erhebt sich der große und 3100 Meter der kleine Ararat über die Ebene von Erivan, die ihrerseits ca. 900 Meter Meereshöhe besitzt, und 130 Kilometer Umfang mißt der Berg an seinem Fuße, so daß seine Bodenfläche noch etwas mehr, als das ganze südliche Drittel des Schwarzwaldes einnimmt. Bis zu 2700 Metern Meereshöhe bildet er eine einheitliche, etwas elliptisch geformte Masse, dann theilen sich die beiden Gipfel. Der kleine Ararat ist ein klassisch geformter, sehr steil aufgeschütteter spitzer Eruptionstegel, während der große auf seinem mehr gerundeten Gipfel zwar auch einen zentralen Mittelkrater hat, überdies aber auf der Nordostseite nahe darunter noch einmal weit ausladet und auf der Höhe dieser Stufe, von unten deutlich sichtbar, einen zweiten später entstandenen Kraterkessel trägt. Die Nordseite des Berges ist von einer später entstandenen Kluft, dem Jakobsthal, tief aufgerissen; daneben sieht man einen mächtigen, dem seitlichen Hauptkrater entquollenen Lavaström, der noch so frisch und unverwittert ist, daß die zackig erstarrten Spitzen an seinen Rändern und hier und da auf der Oberfläche in ihrer Steilheit dem Schnee keinen Anhaltspunkt geben, sondern schwarz aus der weißen Decke emporragen, wie ein breites, dunkles, rauhes Band sich vom Krater zum Fuß des Berges herabziehend. Um diese Jahreszeit war noch bei Weitem der größte Theil des Ararat bis weit unterhalb des Theilungspunktes der beiden Gipfel in Schnee gehüllt, und der Anblick dieser ungeheuren blendend weißen Masse, die in scharf wie mit dem Messer geschnittener Umrißlinie vom blauen Aether sich abhob, frei in wuchtiger Majestät und unsagbarer Reinheit in den Himmelraum emporragend, schuf in mir einen Moment vollkommen unaussprechlichen Empfindens, des höchsten unmittelbaren Natureindrucks, der mir bisher beschieden gewesen ist. Nichts gab es, als ein wortloses Gebet, in dessen lösender Kraft die Seele sich von der Spannung, die über sie gekommen war wie ein Gewaltiger, befreien konnte.

Nun war ich in Erivan. Nur wenige Stunden wohlthuernder Gastfreundschaft genoß ich im Schooße einer deutsch-armenischen Familie, dann ging es weiter nach meinem ersten Hauptziel auf armenischem Boden, dem wenige Meilen von Erivan entfernten Kloster Etchmiadzin. Hier ist der Sitz des obersten Patriarchen und Katholikos aller Armenier und das Zentrum des kirchlichen

Lebens der Armenier, nach dem mich mehrere armenische Freunde, Mönche des Klosters, denen ich während ihrer Studienzeit auf deutschen Hochschulen nahe getreten war, in liebenswürdiger Weise zu einem längeren Besuch eingeladen hatten. Mit Sonnenuntergang rollte mein Tarantaf durch das Klosterthor — eine Stunde darnach saßen wir beim Bewillkommungsmahl; der mächtige Samowar dampfte auf dem Tische und heiter kreiste der Becher, gefüllt mit süßem, feurigen Klosterwein, in dem feinen Kollegium, das hier im Lande Ararat, zu Füßen des heiligen Berges, ein deutscher Doktor und zwei armenische Mönche abhielten, die einst zusammen aus dem Born der Wissenschaft getrunken hatten, in die Kunde. Dann kam ein wundervoll erquickender tiefer Schlaf und darnach im Kloster eine schöne Reihe von Tagen, in denen ich das Meiste von dem gelernt habe, was ich in dem nun folgenden Abschnitt dieser Aufzeichnungen von der armenischen Kirche zu erzählen habe.

Am nächsten Morgen wurde ich bereits zu früher Stunde zur Audienz beim Katholikos befohlen. Der gegenwärtige Katholikos der Armenier ist Ter-Mkrtitsch I Chrimean, der bei seinem ganzen Volke mit dem Namen Hairik — das Väterchen — geehrt wird, ein Greis von über siebenzig Jahren, geboren 1824 zu Alur am See von Wan, im Herzen von Alt-Armenien. Mir war schon vorher freundschaftlich angedeutet worden, daß Seine Heiligkeit eine Wendung des Gesprächs auf rein politische Dinge nicht gerne sehen würde, und ebensowenig eine tagespolitische Verwerthung sowohl des Empfanges als auch meines gesammten Aufenthalts in Armenien. Ich habe diesen ebenso begreiflichen wie berechtigten Wunsch strikt befolgt und bitte, auch die folgende Darstellung unter ebendemselben Gesichtspunkt, jeglicher nach irgend einer Seite hin animosen oder tendenziösen Ausbeutung fern, ansehen zu wollen.

Ein Archidiaconus, der in Deutschland studirt und den philosophischen Doktorgrad sich erworben hatte, holte mich aus dem Gastzimmer des Klosters, in dem ich mein Quartier erhalten hatte, ab und geleitete mich zum Patriarchen. Mein Führer war gleichzeitig als Dolmetscher befohlen worden, denn der Patriarch spricht nur armenisch und türkisch, obwohl er mehrfach in Europa gereist ist. Der Archidiaconus hatte mir nahegelegt, beim Empfang dem Oberhaupt seiner Kirche in derselben Weise meine Ehrerbietung zu bezeugen, wie er selbst es thun würde, d. h. dem Patriarchen die Hand zu küssen. Ich war als evangelischer Abendländer zunächst

nicht so sehr einverstanden damit, widersprach aber nicht, sondern gedachte, mich im gegebenen Moment je nach den Umständen für oder wider zu entscheiden. Das Palais des Patriarchen ist ein sehr schlichter Bau: ein langer zweistöckiger Quersügel im Klosterhofe, der noch aus der persischen Zeit stammt. Einige nach Art der Kosaken einfach uniformirte Diener begrüßten uns respektvoll in dem weiten Thorweg und auf der Treppe, die zu den oberen, überwiegend europäisch, mit einigen asiatischen Anklängen eingerichteten Gemächern emporführte. Ein geräumiger heller Saal mit vielen Divans, Wiener Stühlen und ganz kleinen Tischchen diente als Wartezimmer. Nach einigen Minuten geleitete ein Sekretär in weltlicher europäischer Tracht uns bis an die Thür des mit prachtvollen Teppichen ausgestatteten Empfangsraumes. Im Hintergrunde saß der Katholikos auf einem Sessel: eine mächtige Gestalt mit langem, dichtem, fast schneeweißem Barte, in violette Seide gekleidet, den Kopf mit einem runden Käppchen bedeckt und ein einfaches Kreuz auf der Brust. Das Alles trat aber zurück hinter der wunderbaren Milde und der warmen leuchtenden Herzensgüte, die auf diesem Greisenantlitz lagen und aus seinen Augen strahlten. Meine protestantischen Skrupel schmolzen in einem Augenblick dahin und ich berührte ganz ehrlich und von Herzen gewonnen mit meinen Lippen die Hand des ehrwürdigen Greises; dem Beispiel des Prießtermönchs folgend.

Nach der Begrüßung nahm ich Platz auf einem Sopha an der Längswand des Zimmers; der Patriarch saß ziemlich weit entfernt auf seinem Lehnstuhl an der Schmalseite und in der Mitte zwischen uns stand der Dolmetscher in seinem langen schwarzen Mönchsgewande. Als die üblichen Erkundigungen nach Gesundheit, Befinden u. s. w. erledigt waren und mir der Archidiaconus übersetzt hatte, daß Seine Heiligkeit sich freue, einen Gast von dort, wo so viele Armenier ihre Bildung erhalten hätten, im Lande Ararat zu begrüßen, sprach ich ihm meine Theilnahme mit dem gegenwärtigen schweren Schicksal des armenischen Volkes aus. Als Erwiderung erfolgte eine lebhaft und eindringliche lange Rede, von der ich zunächst natürlich kein Wort verstand. Der Dolmetscher hörte aufmerksam mit geneigtem Haupte und zu Boden geschlagenem Blick zu, und ich sah unwillkürlich den Redner gespannt an, im Stillen besorgend, daß es dem Geistlichen nicht möglich sein würde, den ganzen Zusammenhang zu behalten. Endlich schwieg der Patriarch und prompt und ohne Stocken erfolgte die Uebersetzung:

„Es ist nicht die Hinmordung der vielen Tausende, die Schändung der Frauen, die Zerstörung der Dörfer, die Verwüstung der Saaten, die das tiefste, tödtlichste Unglück unseres Volkes ausmachen, sondern es ist das Fortwandern der Flüchtlinge, die Zerstreuung der Nation aus der angestammten Heimath in die Fremde, wo sie demoralisirt wird und ihr Volkethum verliert. Dreißigtausend Vertriebene aus dem türkischen Armenien sind im letzten Jahre nach Etschmiadsin gekommen; wir haben sie unter die Dörfer der umliegenden Provinzen vertheilt, aber selbst die größte Opferwilligkeit der Bauern im Lande kann sie nicht auf die Dauer erhalten. Unzählige haben sich über das ganze vordere Asien hin zerstreut, um der Hungersnoth und dem Schwerte, die in der Heimath wütheten, zu entgehen. Selbst von den verwaisten Kindern, die durch die Milde europäischer und amerikanischer Menschenfreunde vom Tode des Verschmachtens gerettet werden, geht ein großer Theil, der in der Ferne seine Erziehung findet, dadurch der Heimath verloren, wenn auch ihr leibliches Leben erhalten bleibt. Das Land ist verwüstet; es ist keine Saat da, kein Geld zum Entrichten der Steuern, kein Werkzeug, kein verständiger Lehrer mehr, der die Verzweifelten und Zerstreuten sammeln, zum Aushalten, zum Ausharren auf der theuren, väterlichen Erde ermahnen könnte. Immer mehr werden sie fortziehen und sich in alle Welt verlieren, wo sie um ihr bestes Besizthum kommen“.

Diese Worte sind vorbildlich für die Auffassung, die unter den patriotischen und intelligenten Armeniern über die Lage ihres Volkes besteht. Das größte Unheil ist die Auswanderung aus der Heimath, denn sie bedeutet den fortschreitenden Auflösungsprozeß der Nation, wenn es nicht gelingt, sie einzudämmen, und überdies sehen es die führenden Geister vollkommen ein, daß unter den ausgewanderten, nunmehr lediglich dem Gelderwerb sich hingebenden Elementen, eine große sittliche Verwüstung Platz greift. Besonders der gegenwärtige Patriarch hat die beste Kraft seines Lebens daran gesetzt, der Zerstreuung des Volkes und den in der Diaspora am Armenienthum wuchernden Schäden entgegenzuarbeiten. Als Mann von dreißig Jahren verlor er seine Gattin und wurde Mönch in Konstantinopel, aber noch zwanzig Jahre darnach schrieb er als Beweis dafür, wie wenig ihm darüber der Sinn für die wahren Grundlagen der Volksgefundheit abhanden kam, sein berühmtestes und bestes Buch, „Das Paradies der Familie“. Ein bedeutender Prediger, wirkte er lange Zeit in Konstantinopel mit schonungs-

loser Aufrichtigkeit, von der Kanzel herab und in der Presse, für die sittliche und intellektuelle Hebung der armenischen Gesellschaft, deren obere Schicht, die sog. „Notabeln“ ihm dafür vielfach wenig Dank wußte. Die Notabeln und selbst ein Teil der Geistlichkeit suchten auch die Wahl Chrimeans zum Patriarchen von Konstantinopel zu hintertreiben, doch trug seine Popularität beim Volke doch den Sieg davon. Als Patriarch setzte er den Kampf gegen die Notabelnwirtschaft in Konstantinopel fort und bemühte sich, innerhalb der von der Pforte den hauptstädtischen Armeniern zugestandenen Selbstverwaltung wirklichen Vertretern des Volkes die Verwaltung der nationalen Angelegenheiten zuzuwenden. Auf dem Berliner Kongreß suchte er sich gleichfalls für sein Volk Gehör zu verschaffen, aber vergeblich — die Anderen hatten eiserne und er einen papiernen Löffel zum Schöpfen, wie er später einmal sagte. Wenn irgend Einer, so hat dieser Mann es erkannt, worauf es, ganz abgesehen von allen politischen Veränderungen, für die Armenier ankommt. Sein Reformprojekt, das er als Erzbischof von Konstantinopel aufstellte, faßt drei Hauptpunkte ins Auge: 1) Reformation des Klerus und der Bisthumsverwaltungen, 2) Beschaffung von Mitteln zur Hebung der christlichen und nationalen Volkserziehung, 3) Einstellung der Auswanderung. Diese drei Stücke bilden bis heute das Programm der kirchlich-patriotischen Reformpartei, die der gegenwärtige Katholikos zum großen Theile erzogen hat. Später verbannte ihn die türkische Regierung, um den eifrigen Reformator minder un bequem zu machen, nach Jerusalem, von wo ihn die Wahl des gesammten Volkes und die Bestätigung der russischen Regierung auf den Patriarchenthron riefen. In Konstantinopel blieb er demnach in Ungnade, daß er von Palästina über Triest nach Etschmiadzin reisen und das goldene Horn vermeiden mußte.

Die Verhältnisse haben es so mit sich gebracht, daß der hochbetagte Mann jetzt als Katholikos scheinbar weniger für sein Volk thun kann, als früher, da er in weniger hoher Stellung war. Bei dem thatsam bekannten Charakter der armenischen Frage als ein Rühr-mich-nicht-an unter den Mächten wäre jeder Schritt in die Politik hinein nur ein zweckloses und gefährliches Experiment. Das sieht man in Etschmiadzin vollkommen ein, aber viele Heißsporne und bisweilen auch einfache Leute, die von den realen Machtverhältnissen keine rechte Vorstellung haben, sehen es nicht ein und machen dem Katholikos einen Vorwurf aus seiner ange-

lichen Unthätigkeit. „Ich kann nichts thun, als täglich mit vielen Thränen für das Volk beten, daß Gott sich seiner erbarmen und die Herzen der europäischen Herrscher und Völker wenden möge, vor Allem bei Ihnen in Deutschland, wo man so feindselig gegen die Armenier gestimmt ist“ — sagte der Katholikos zum Schluß, nachdem das Gespräch sich noch eine Weile um das Kloster, dessen Schatzkammer und Bibliothek mir gezeigt werden sollten, und um meine weiteren Reisepläne, für die ich mir Empfehlungen erbat, gedreht hatte. Mit dem Wunsche, mich vor meiner Abreise von Etchmiadsin noch einmal zu sehen, beendete der Patriarch die Unterhaltung. Mit einem aufrichtigen Gefühl der Ehrfurcht verließ ich diesen wahrhaftigen Vater seines Volkes und mit unverlöschlichen Zügen hätte sich mir diese erhabene Patriarchengestalt auch ohne das Bildniß, das mir der Katholikos zum Abschied mit seiner eigenhändigen Unterschrift schenkte: „zum Andenken vom Väterchen der Armenier“, in der Seele eingepägt. Die Abschiedsaudienz am Schlusse meines Aufenthaltes in Etchmiadsin dauerte länger und trug auch einen weniger förmlichen Charakter; es handelte sich in ihr vorwiegend um eine einzige praktische Frage: die protestantische Mission unter den Armeniern. Ueber diesen Punkt muß ich das nächste Mal ausführlicher werden, vorweg will ich hier nur bemerken, daß ich in Etchmiadsin mich vollends davon überzeugt habe, was mir schon in Tiflis im Gespräch mit dem dortigen armenischen Erzbischof Kework Surenian anfang klar zu werden: in der Form, wie die genannte Mission gegenwärtig betrieben wird, außerhalb resp. im Gegensatz zu der armenischen Nationalkirche, hat sie keine Zukunft und vermag dem Volke als solchem nicht zu helfen. Daß durch dieses Urtheil der Werth des praktischen Liebeswerkes der amerikanischen und sonstigen Missionare an der gegenwärtigen Noth der Armenier in keiner Weise berührt werden kann, brauche ich wohl nicht erst zu betonen.

Die armenische Kirche! Man kann sagen, daß ihr Ruf in Europa und, namentlich was protestantische Kreise betrifft, in der abendländischen Welt überhaupt ebenso schlecht ist, wie der Ruf der Armenier selbst. Ich habe auch bei der deutschen evangelisch-lutherischen Geistlichkeit im Kaukasus und Süd-Rußland, darunter von Persönlichkeiten, die mit dem Volk und der Sprache aus langjähriger Praxis gut bekannt geworden waren, nur wesentlich abfällige Urtheile gehört. Das muß ich vorausschicken, um nicht des Verschweigens gewichtiger Stimmen zur Sache geziehen zu werden.

Trotzdem wage ich es, obwohl ich mich in der Hauptsache auf die Erfahrungen eines wenige Wochen währenden Besuches bei den Armeniern stützen muß, eine in wichtigen und, wie ich meine entscheidenden Punkten andersartige Auffassung vorzutragen.

Man stellt die armenische Kirche oft mit den übrigen, ganz oder überwiegend abgestorbenen Kirchen des Orients zusammen: mit der koptischen, abessinischen, syrisch-jakobitischen z. B. Das ist ein entschiedenes Unrecht, denn die armenische Kirche lebt, ja sie ist sogar ein Organismus von außerordentlicher Kraft. Damit ist zunächst natürlich noch nichts darüber gesagt, inwieweit ihre Lebenskraft auf der Bewahrung des Zusammenhanges mit dem lebendigen Evangelium beruht — es kann sich ja auch das nationale Lebendigsein, wenn einem Volke jede andere selbständige Lebensbethätigung verkümmert ist, in den von Alters her vorhandenen und geschonten kirchlichen Organismus hinüberretten und dessen wesentliche Bedeutung auf diese Weise innerlich verändern, während die Formen der Vergangenheit bestehen bleiben. So kann eine Kirche lebendig sein und doch als Kirche, mit dem Maßstabe unserer Begriffe gemessen, befremdliche und bedenkliche Symptome der Erstarrung zeigen. Zum Theil muß diese Bemerkung entschieden auf die armenische Kirche Anwendung finden, aber das Wesen derselben ist hiermit nicht erschöpft. Man wird von ihr eine ganz verschiedene Anschauung gewinnen, je nachdem ob man als Objekt der Beobachtung die von früher her überkommenen und heute noch überwiegend bestehenden Zustände, oder aber die in ihr vorhandenen Bewegungen und Bestrebungen auf eine Reform hin ins Auge faßt. Ebenso verschieden wird das Urtheil über sie ausfallen, wenn man von den Verhältnissen unter der städtischen Diasporabevölkerung ausgeht, und wenn man den Stand der Dinge im eigentlichen Armenien, auf dem flachen Lande, betrachtet.

Zwei Hauptvorfürfe werden gegen die armenische Kirche und ihre Geistlichkeit erhoben: Unwissenheit und sittliche Unfruchtbarkeit. Um zu wissen, wie man sich dazu stellen soll, ist es nöthig, erst zu wissen, wie Semand in Armenien Geistlicher wird und wie ein solcher lebt. Ich spreche zunächst von der Weltgeistlichkeit. Auf meiner Weiterreise von Etichmiadsin und der Landschaft Ararat nach Schirak, dem heutigen Gebiet von Alexandropol, in dem die Ruinen von Ani liegen, hatte ich einen armenischen, etwas russisch sprechenden Pfarrer als Begleiter. Wir reisten auf einsamen Wegen über Berg und Thal, durch kernarmenisches Land. Am Fuße des

Schneebulkans Aragaz machten wir Raft im Dorfe Dschagan, wo eine hübsche neue Kirche steht, erbaut über dem Grabe des heiligen Mesrop. Ich stieg in die uralte Gruft des Heiligen zu dem kleinen Tabernakel hinab, das über seinen Gebeinen errichtet ist, besah mit Interesse das Altarbild, eine rührend unbeholfene, aber gut gemeinte Kopie des Mittelstücks der Sixtina, und wurde zum Schluß mit meinem Begleiter von dem alten Priester des Ortes gebeten, bei ihm als Gast einzukehren. Wir traten in das Pfarrhaus: Eine kleine Diele oder Flur mit gestampftem Lehm Boden war der Raum, in den man unmittelbar durch die Thür gelangte; rechts ging es in die eine Stube mit dem Kochherd, links in das Gastzimmer, das mit Ziegeln gepflastert war, wenn ich mich recht erinnere. Bei weitem den größten Theil des wenig umfangreichen Raumes nahmen zwei große Tachtas ein, das Universalmöbel in allen asiatischen und halb-asiatischen Haushaltungen von Transkaukasien. Eine Tachta, wie sie bei jenem armenischen Pfarrer — Ter-Mharon Asarianz hieß er — und in ähnlichen besseren Wohnungen steht, sieht etwa aus wie ein riesenhaftes altmodisches Sopha mit hohen geraden Rücken- und Seitenlehnen, aber die Tiefe des Möbels ist eine solche, daß man, auf der vorderen Kante sitzend, nicht einmal, wenn man sich rücklings ganz hinlegte, mit dem Kopf an die Lehne gelangte. Die Tachta ist auch garnicht dazu bestimmt, nach europäischer Art auf ihr zu sitzen, sondern Nachts schläft man ausgestreckt auf ihr und Tags kauert man auf orientalische Manier mit kreuzweis untergeschlagen Beinen darauf, und in dieser Stellung kann man auch die Lehnen zur Bequemlichkeit des Rückens ganz gut benutzen. Einen gepolsterten Sitz hat die Tachta nicht, sondern es liegt nur ein Teppich über ihren bretternen Boden gebreitet. Je nach der Wohlhabenheit des Hauses findet sich überdies eine größere oder geringere Menge ganz kleiner rollen- oder kugelförmiger Federtissen auf diesem Teppich, möglichst bunt überzogen, manche sogar von Seide oder Plüsch. Es ist eine wahre Kunst, mit diesen Tissen es sich behaglich zu machen; wer die Sache versteht, verwendet ein Duzend dazu: im Nacken, unter den Armen, auf den Knien, zwischen Oberschenkel und Ferse, denn auf den Fersen sitzt man, und so fort. Bei meinem Wirth lagen wohl an zwanzig oder mehr auf den beiden Tachtas. Ohne viel Umstände stieg ich hinauf und setzte mich, noch nicht ohne einige Mühe und Ungeschicklichkeit, auf asiatisch hin; mein Wirth und mein Begleiter desgleichen. Fünf, sechs Menschen hätten derart auf der Tachta Platz gefunden. Ich

habe die orientalischn-kaukasische Art zu sitzen später ganz gut gelernt, und trotz der anfänglichen Unbequemlichkeit, wenn ich mit den Leuten zusammen war, die ich kennen lernen wollte, mich gleich soweit als möglich auf gleichen Fuß mit ihnen gesetzt, z. B. auf ihre Art gefessen, getrunken und geessen, obgleich ich allerlei europäische Utensilien mit hatte.

Unser Wirth rief seine Frau und sein Pflegekind, ein schüchternes aber hübsches, eben erwachsenes Mädchen, zur Begrüßung herbei. Es erwies sich auch, daß Eier vorhanden waren. Diese sollten uns nun zubereitet werden; dazu erschien ein Schlauch mit Wein. Währenddessen musterte ich das Zimmer. An den getünchten Wänden hingen allerlei Holzschnittbilder und Lithographien: verschiedene Patriarchen, das Kloster Etchmiadzin, der heilige Mesrop, wie ihm ein Engel das armenische Alphabet offenbart, u. dgl. Als bald kam denn auch die Eierspeise. In der Mitte unseres Kreises wurde auf die Tachta eine eiserne Pfanne hingestellt, in der sich auf dem Grunde eine Menge hineingeschlagener Eier befanden und darüber eine hohe Schicht geschmolzener Butter, alles glühend heiß. Ein großes Trinkglas für uns drei Männer gemeinsam fand sich auch. Die beiden Priester sprachen abwechselnd ein langes Tischgebet — d. h. ein Tisch war eigentlich nicht da, auch war in dem ganzen Raume keiner zu sehen — und nun sollte geessen werden. Mit einem Stück Fleisch hätte ich ja wohl auch ohne Messer und Gabel etwas anzufangen gewußt, aber wie ich ohne jegliches Geräth den Spiegeleiern auf dem Grunde des heißen Buttersees beikommen sollte, das setzte mich doch in Verlegenheit. Ich sah also zu, wie die beiden Armenier es machten und war als bald erstaunt darüber, wie einfach die Sache war. Ein Stück des früher bereits erwähnten Lawasch, des dünnen elastischen Brodes, das dort geessen wird, schob jeder unter die Eierschicht, hob sie am Rande in die Höhe, legte einen zweiten Feßen Lawasch oben darauf, faßte die beiden Stücke fest zusammen und hob sich so eine Quantität Ei zwischen dem tüchtig mit Butter durchtränkten Brode aus der Pfanne heraus. Einigermassen gelang es mir, die Sache nachzumachen; das Essen und der Wein schmeckten ausgezeichnet, die Finger wurden dazwischen am Lawasch etwas abgewischt und nur das Sitzen wurde auf die Dauer unbequem. Während dessen standen die beiden Frauen, der Sitte entsprechend, an der Thür des Zimmers und sahen unserem Essen zu, das Kinn und den Mund mit einem von unten her darüber wegragenden Tuche verhüllt, ähnlich wie man es auf manchen

mittelalterlichen Frauenbildern sieht, denn für die Armenierin aus dem Volke gilt es als unschicklich, ihren Mund sehen zu lassen.

Als wir gegessen hatten, dankte ich durch meinen Begleiter unserm Wirth und fragte ihn nach seinem Alter. „Zweiundsiebzig Jahre.“ Dabei fingen Haar und Bart eben erst an, zu ergrauen! (Die Armenier, und besonders die Geistlichen, haben meist einen imponirenden Bartwuchs, doch die Bauern scheeren sich Kinn und Wange kurz und lassen nur den starken Schnurrbart stehen. Die Priester wie die Mönche tragen ein langes dunkles Gewand und eine hohe, genau zylindrische Mütze als Kopfbedeckung). Natürlich nannten wir uns gegenseitig „Du“, denn auf dem Dorfe giebt es noch kein „Sie“. „Wie lange bist Du schon Priester?“ „Dreißig Jahre.“ „Was bist Du denn vorher gewesen?“ „Ich habe mit den Ochsen mein Feld gepflügt, wie die Andern im Dorfe, bis die Bauern kamen und mich dazu wählten, ihr Pfarrer zu sein; dann lernte ich die Gebete und wurde vom Bischof geweiht. Jetzt bin ich alt geworden und die Bauern haben einen Jüngerer zum Priester gewählt.“ „Könnt Ihr auch Beide leben?“ „Es geht wohl knapp, die Bauern geben nicht viel, aber das Dorf ist groß. Ich habe auch noch Ochsen und erwachsene Kinder und dies Haus.“

So also wird man Priester in Armenien, Aus der Urzeit des Christenthums hat sich auf diesem Boden die alte Art erhalten: es giebt keine berufsmäßige Vorbereitung auf das Priestertum, durch die sich einer eine Anwartschaft auf ein geistliches Amt erwerben könnte, sondern das Vertrauen der Gemeindegossen beruft einen aus ihrer Mitte dazu, ihr Priester zu sein. Dann muß er sich die kirchliche Liturgie, die nöthigen öffentlichen Gebete und sonstige, feste, vorgeschriebene Formeln aneignen, vom Bischof sich prüfen und weihen lassen. Dann kehrt er zu seiner Gemeinde zurück. Natürlich ist es nicht denkbar, daß er nach einer andern versetzt werden könnte; er lebt und stirbt im Dorfe, das ihn erwählt hat.

Aus dieser Praxis folgt, daß es auch keine Bildungsanstalten, Seminare oder dergleichen für Kleriker geben kann. Der Bischof hat zwar das Recht, für kurze Zeit einen Priester, im Falle es aus irgend welchen Gründen Noth thut, mit einem bestimmten Auftrag zu einer Gemeinde zu senden, aber er darf im Prinzip ihr Wahlrecht nicht antasten. Es giebt sog. geistliche oder bischöfliche Seminarien, aber in diesen werden keineswegs zukünftige Priester

erzogen, sondern die jungen Leute erhalten eine ganz allgemeine Bildung und werden nachher alles Mögliche — vielfach bisher Lehrer — wengleich es natürlich einer Stadt oder Dorfgemeinde freisteht, einen ihr persönlich bekannten oder empfohlenen einstigen Seminarshüler, wenn sie Vertrauen zu ihm gewinnt, sich als Pfarrer zu erwählen. Ebenowenig giebt es ein Hinderniß, daß Jemand sich bei einer Gemeinde um ein vakantes Pfarramt bewirbt und damit Erfolg hat, oder daß der Bischof Jemanden vorschlägt, aber diese Kandidaten sind dann Laien, keine Priester, und wenn es sich um eine Dorfgemeinde handelt, fast eingebilbete Leute. Ein armenischer Bischof klagte mir einmal seinen Kummer darüber, daß die jungen Leute, die sein Seminar durchgemacht hätten, so wenig Neigung zeigten, sich für ein Dorf als Pfarrer vorschlagen zu lassen. Sie wollten lieber Lehrer, Kaufleute, Gewerbetreibende oder sonst etwas werden, denn auf dem Lande müßten sie mit den Bauern wieder Bauern werden.

Zu Uebelständen führt bei diesem System zweierlei. Der Geistliche steht erstens an Bildung wie an sittlich-religiöser Einsicht kaum oder doch nur sehr unerheblich über seiner Gemeinde, und zweitens hat er keinerlei geregeltes, festes Einkommen, sondern bleibt auf die Gaben angewiesen, die er für Amtshandlungen oder als freiwillige Spende von den Eingepfarrten erhält, wobei es natürlich ohne Feilschen nicht abgehen kann. Dazu muß er dem Bischof für die Weihe eine erhebliche Summe zahlen, die er meistens garnicht besitzt, sondern sich irgendwie zu besorgen und nachträglich aus der Gemeinde herauszuziehen hat. Diese beiden Punkte sind schlimm und haben schlimme Folgen, wengleich das Prinzip, auf dem sie beruhen, unzweifelhaft einer außerordentlich gesunden Entwicklung fähig ist.

Ich will zunächst etwas über die Bildungsfrage sagen, ohne indeß jetzt schon auf die eigentliche Schulfrage einzugehen. Nach der Darstellung, die ich von meinen armenischen Gewährsmännern erhielt, hat die Elementarbildung unter dem Volke im russischen Armenien zur Zeit etwa den Stand erreicht, daß in den meisten Dörfern die Hälfte oder etwas mehr von der jüngeren Generation lesen kann und daß die Mehrzahl der Knaben, bis zu der vor kurzer Zeit erfolgten Schließung der armenischen Schulen, überhaupt unterrichtet wurde. Ich habe keinen Grund, diese Angaben zu bezweifeln, denn selbst abgesehen von dem Vertrauen, das ich persönlich in meine Quellen setze, sind der Lerntrieb der Armenier, die bedeutenden

Aufwendungen der Gemeinden und einzelner Privatpersonen für Unterrichtszwecke und die große Zahl wie die starke Besetzung und gute Ausstattung der armenischen Schulen (bis zu ihrer Schließung) im ganzen Kaukasus notorisch. Einen wunden Punkt bildet aber für die Schule wie für die Kirche, überhaupt für das gesammte geistige und religiöse Leben der Nation, der Umstand, daß die Bibel in der Volkssprache nicht existirt. Die Kirchensprache, wie auch die Sprache der Bibel ist das Altarmenische, d. h. die Sprache des vierten und fünften Jahrhunderts. Ebenso ist auch die ganze klassisch-theologische Literatur geschrieben. Nur die praktisch-religiösen Abhandlungen und Traktate der neuesten Zeit sind in der modernen Volks- und Literatursprache verfaßt. Wie groß der Unterschied zwischen der alten und der neuen Mundart ist, darüber fehlt mir das Urtheil. Das Volk soll „ungefähr“ verstehen, was der Sinn der kirchlichen Formeln und Perikopen ist. Wenn man sich vorstellt, daß der liturgische Theil des Gottesdienstes bei uns auch nur in der Sprache Walthers von der Vogelweide oder des Sackenspiegels erfolgen sollte, so wird man sich denken können, wie groß das Verständniß etwa sein kann. Dazu kommt, daß seit dem Alterthum die armenische Sprache nicht nur ihr selbständiges Eigenthum verändert, sondern auch eine nicht unbedeutende Menge arabischer und türkischer Worte aufgenommen haben soll. Es existirt eine Uebersetzung, — wenn ich nicht irre, des Neuen Testaments und der Psalmen — in der Volkssprache, von einem zum Protestantismus übergetretenen und in Deutschland als Prediger ordinirten armenischen Theologen, aber nach dem Urtheil der Etchmiadziner Gelehrten ist sie nicht gut. Man erzählte mir, daß gegenwärtig von Seiten der armenischen Kirche an der Herstellung eines wissenschaftlich gesicherten altarmenischen Bibeltextes unter Zugrundelegung der ältesten einheimischen Handschriften und des griechischen Neuen wie des hebräischen Alten Testaments gearbeitet wird. Bevor dies Werk abgeschlossen ist, könne an eine Volksausgabe nicht gedacht werden. Das hat ja viel für sich, aber das Bedürfniß ist einerseits ein so dringendes und bei der Beschränktheit der vorhandenen Mittel und dem Mangel an geeigneten Kräften, nicht minder bei der Menge anderer, unmittelbar drängender Aufgaben, ist auf der anderen Seite so wenig an eine baldige Erledigung der altarmenischen Bibelrevision zu denken, daß doch auf irgend eine Weise vorläufige Abhilfe geschaffen werden müßte. Besser eine, wenn auch schlechte, so doch dem Volke ver-

ständliche Uebersetzung, als gar keine. Zum Mindesten sollte man so schnell wie möglich für die Ausgabe eines provisorischen Evangelientextes oder selbst nur eines, etwa des Matthäus- oder Lukasevangeliums, sorgen. Wenn ich meinen armenischen Freunden einen Rath geben darf, so ist es dieser: unter allen Umständen bald etwas in der Bibelfrage zu thun. Nichts wäre geeigneter, ihnen unsere volle Sympathie zu sichern, nichts wäre ein unwidersprechlicheres Zeugniß für den vollen Ernst ihres in Europa gewonnenen wahrhaft wissenschaftlichen und theologischen Standpunktes, als ein energisches Vorgehen in dieser Sache. Wo wäre unsere deutsche Theologie, wo wäre unsere Kirche, ohne Luthers Bibelübersetzung! Und Luther hat auch einen ganz schlechten Text dazu genommen, denn er hatte Eile mit seinem Werk und konnte nicht auf die Philologen warten, die auch zu seiner Zeit an der Arbeit waren.

Ich unterhielt mich noch weiter mit meinem Wirth und befragte ihn über allerlei Dinge. Er verstand und sprach kein Wort russisch, wie denn überhaupt die Kenntniß der Reichssprache unter der indigenen Bevölkerung des Kaukasusgebietes an die Städte und Heerstraßen gebunden ist — und auch da ist sie oft sehr dürftig. „Was würdest Du wohl reden, wenn ich jetzt hier stürbe und Du mich beerdigen müßtest?“ fragte ich den Priester. „Es giebt für Alles vorgeschriebene Worte, wenn ein Mensch begraben wird, wie bei Taufen und Eheschließungen.“ „Würdest Du nichts von Dir selber dazusagen?“ Auf diese Frage schwieg der Priester anscheinend verlegen; ich weiß auch nicht, ob mein Begleiter und Dolmetscher sie ihm richtig übersetzt hat, aber mir ist nicht unbekannt, daß gerade die Fähigkeit eindringlicher und populärer, poetisch gefärbter Beredsamkeit bei den Armeniern nicht ungewöhnlich ist, und bei der Wahl zum Priester soll sie eine große Rolle spielen. Es sollen ergreifende Grabreden von ganz ungebildeten Bauern, die zu Priestern geweiht sind, gehalten werden. Leider giebt es keine Predigt auf dem Dorfe; fast nur die Bischöfe predigen und besonders der gegenwärtige Patriarch ist berühmt wegen seiner hinreißenden religiösen Beredsamkeit. Der Erzbischof von Tiflis erzählte mir z. B. gelegentlich an seiner Tafel, daß er sich um des Predigens willen zu der Unbequemlichkeit habe entschließen müssen, eine Reihe künstlicher Zähne zu tragen.

Gegenwärtig giebt nicht das kirchliche, sondern das patriotische Interesse die leitende und beherrschende Stimmung unter den Armeniern ab, wiewohl zwischen dem Landvolk einerseits, den städtischen

und klösterlichen gebildeten Kreisen auf der anderen Seite, ein großer Unterschied besteht. Der Bauer ist auf seine Art sehr religiös und sich seines Christenthums oder dessen, was er dafür hält, voll bewußt — dafür zeugen die armenischen Märtyrer für ihren Glauben bei den Vorgängen der letzten Jahre in der Türkei. Die höhere Gesellschaft außerhalb des eigentlichen Armeniens, in den großen Handelsstädten des Orients, ist zum Theil direkt unkirchlich und „aufgeklärt“ im unerfreulichsten Sinne des Wortes, zum Theil aber auch kirchlich konservativ und bestrebt, Hand in Hand mit dem führenden Theil der Geistlichkeit, an der Hebung des Volkes auf der Grundlage kirchlich-nationaler Erziehung zu arbeiten. Dieser Unterschied drückt sich auch in der außerordentlich regsam und verhältnißmäßig blühenden armenischen Tagespresse und Literatur aus: Die Alten und die Jungen stehen sich feindselig gegenüber. Gemeinsam ist den Armeniern, wie in der Fremde so in der Heimat, ein eifriger, ja glühender, aber vielfach schwermüthiger, düster gestimmter Patriotismus; nur selten und vereinzelt sollen auch Stimmen hörbar werden, die „internationale“ demokratische Ideen vertreten. Ich will ein armenisches Gedicht hierhersetzen, das eine Probe von dem Empfinden der Gebildeten der Nation giebt; es ist ein vielfach in der armenischen Gesellschaft gesungenes Lied des katholisch-armenischen Dichters Mkrtitjch Beschiktaschlian, das in seiner Grundstimmung sehr an Patianians „Klage des Araxes“ erinnert:

Fr ü h l i n g .*)

Wie wehst du doch einher so mild,
 O Morgenlüstgen frisch und klar!
 Wie spielst du sanft im Duftgefilde
 Und in der Jungfrau Lockenhaar!
 Doch kommst du nicht vom Heimathland,
 Drum sei von meinem Herz gebannt!

Wie süß singst du, o Vögelein
 Im blumenprächtigen Frühlingsgrün!
 Dein Lied bezaubert ganz den Hain
 Und macht zum Bonnetempel ihn.
 Doch kommst du nicht vom Heimathland,
 Drum sei von meinem Herz gebannt!

Wie murmelst du zur Frühlingszeit
 O Bienenbach! so wonniglich!
 An deinem Spiegelbilde freut
 Die Rose und die Jungfrau sich.
 Doch kommst du nicht vom Heimathland,
 Drum sei von meinem Herz gebannt!

*) Die Uebersetzung ist, wie oben, von Arthur Leist.

Fliegt auch dein Vogel und dein Wind
 Armenien! nur durch Wüstenein,
 Mag trüb auch, wie es Sümpfe sind,
 Der Spiegel deiner Bäche sein —
 Sie kommen doch vom Heimathland
 Und sind dem Herzen nah verwandt!

Es soll außerordentlich schwer sein, armenische Poesien in eine moderne Sprache zu übertragen, weil diese Dichtung noch mit verhältnißmäßig sehr einfachen Mitteln des Ausdrucks arbeitet, ähnlich unseren Minneliedern, in die man sich auch erst vertiefen muß, bevor man zu der eigentlichen Schönheit ihres Inhalts vordringt. Die in Armenien hochberühmten Liebeslieder des Aschuch (wandernder Volksjänger, der selbstverfaßte Lieder vorträgt) Sajat-Nowa, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts blühte, muthen in der Uebersetzung auch sehr einfach und schmucklos an.

Das Verhältniß zwischen den gebildeten Schichten der Nation und der Nationalkirche ist also wie gesagt kein einheitliches. Da Bildung und Reichthum wie überall so auch hier zunächst zusammengehen, so finden sich im eigentlichen Armenien sehr wenig wirklich gebildete Männer außerhalb des Mönchsstandes; vielmehr sitzt die geistige Elite der Armenier in den großen Städten mit einer starken armenischen Diasporabevölkerung, wie Tiflis und Konstantinopel. Hier erscheinen auch die bedeutenderen armenischen Zeitungen. Armenien selbst hat, ich wiederhole es, fast nur Bauern und in den wenigen Städten kleine Gewerbetreibende und ebensolche Kaufleute als Bevölkerung. Die höhere Bildung inmitten des Volkes repräsentirten bis zur Zerstörung aller Verhältnisse im türkischen Armenien allein die mit großer Selbstverleugnung wirkenden Lehrer an den Kirchen-, Gemeinde- und Privatschulen. Auf russischem Gebiet liegen die Verhältnisse kaum anders. Es giebt von altersher einen besonderen Gelehrtenstand, die Wardapets, das sind aber Mönche. Sehr viele von den jungen Männern, die in Westeuropa studirt und sich eine vielseitige, durchaus nicht immer vorwiegend kirchliche Bildung angeeignet haben, haben entweder schon in der Heimath die Mönchsgelübde abgelegt oder thun das nach ihrer Rückkehr, weil sie überzeugt sind, auf diese Weise ihrem Volke am meisten zu nützen. In der That sind sie als Wardapets, die nicht immer unbedingt innerhalb eines Klosterkonvents zu leben haben, in der Lage, einen tieferen, vielseitigeren und weniger eingeengten Einfluß in erziehender, unterrichtender oder auch rein wissenschaftlicher Thätigkeit

auszuüben. Von hierarchischen Ideen oder Tendenzen ist aber bei diesen Mönchsgelehrten und dem aus ihrer Mitte hervorgehenden Episkopat, bis zum Katholikos hinauf, nicht die Rede: das, wofür diese Männer alle leben, ist die Nation; die Kirche begreifen sie überhaupt nicht anders, denn als Nationalkirche. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch ein großer Theil der armenischen Intelligenz, dem sittlich-religiöse Interessen sonst abgehen, durchaus kirchlich, denn die Kirche, verkörpert im Katholikos, ist ja der einzige Faktor, der noch in gewissem Sinne die Einheit der Nation äußerlich erkennbar repräsentirt. Begreiflicher Weise ist diesen Kreisen aber eine innerkirchliche Reformation ziemlich gleichgültig; so empfänglich und interessirt sie in Bezug auf allgemeine Bildung sind, so wenig haben sie für die Idee speziell wissenschaftlich-theologischer Fortschritts oder bewußt religiöser Volksziehung übrig.

Der gebildete moderne Armenier faßt Bildung meist als Aufklärung. Gewisse jungarmenische Kreise sind sogar schon soweit vorgeschritten, daß sie selbst die Nationalkirche aufgegeben und für die Mönche wie für die Weltgeistlichkeit nur Spott haben. Das ist so ungefähr der Standpunkt derjenigen Leute bei uns, die es für einen geistigen Fortschritt halten, zum Mindesten mit der Kirche, womöglich auch gleich mit der Religion — fertig zu sein. Es giebt aber auch wirklich ernsthafte und religiös denkende Männer in nicht geringer Zahl, die zusammen mit den führenden Persönlichkeiten aus der gebildeten Mönchsgeistlichkeit, den Bardapets und dem Episkopat, an einer in besonnen konservativen Bahnen sich bewegenden Aufwärtsführung des Volkes arbeiten.

Ich werde über die inneren Reformbestrebungen unter den Armeniern, insbesondere soweit sie kirchlich orientirt sind, über die bedeutsame politische Aufgabe, die der russischen Regierung und Gesellschaft aus der Zugehörigkeit des besten Theils der Armenier zu Rußland, aus dem Emporstreben der armenischen Nation, aus der Begabung und der ganzen Stellung des Volkes in der vorderasiatischen Welt erwachsen, über mancherlei persönliche Erlebnisse und Beobachtungen, im nächsten Abschnitt dieser Aufzeichnungen noch ausführlicher zu berichten haben. Viel, sehr viel davon verdanke ich den freundlichen Mönchen von Etschmiadsin. Von ganzem Herzen habe ich Diejenigen unter diesen Männern, die näher kennen zu lernen mir beschieden war, achten und ehren gelernt: ihre Einsicht und rücksichtslose Kritik an den offenbaren Schäden der Nation, ihr brennender Eifer, nach Kräften dabei zu bessern und zu helfen,

ihre Selbstverleugnung, mit der sie das Mönchsgelübde tragen, weil sie wissen, daß sie so am meisten zur Verwirklichung ihrer Ideale thun können, ihre Aufrichtigkeit und Weitherzigkeit in der Aneignung abendländischer, deutscher Wissenschaft zum Dienst an der sittlichen Regeneration und geistigen Wiedergeburt ihres Volkes, das alles macht sie unserer Theilnahme in reichem Maße werth.

Des Abends, wenn meine Freunde und die ganze von der Ordnung des Klosterlebens schon früh an die Tagesarbeit gerufene Bruderschaft zur Ruhe gegangen waren, habe ich mehr als einmal, auf dem flachen Dache des weitläufigen Gebäudes wandelnd oder sitzend, allein mit mir die Erlebnisse und Erkenntnisse dieser Reihe von unvergeßlichen Tagen und Wochen sinnend überdacht, indem ich sie fest meinem Gedanken- und Erfahrungskreise einprägte.

In den wundervoll milden Frühlingsnächten leuchtete der volle Mond vom dunkeln Himmel und baute eine silberne, zitternde Brücke über das mächtige Bassin, das die Wasserschätze zur Befruchtung des Klostergartens in der Sommerhitze barg; die weitgedehnten Aprikosen- und Pfirsichhaine sandten ihren unsagbar süßen, weichen Blüthenduft empor; dunkel hoben sich die Umrißlinien der alten Klosterkirche und die scharfen, schwarzen Schatten, die das Bauwerk auf das Pflaster des breiten Hofes warf, in der vom Mondlicht durchflutheten Helle hervor, und in unnahbarer, heiliger Hoheit und Größe stieg die hehre Majestät des Ararat in ihrer bläulich-weiß überstrahlten, vom Himmel herniedergeschwebten Königspracht von dieser Erde in die Welt der lichten Klarheit auf. Schweigend lag die Fruchtebene des Araxes, lagen das Kloster und das Dorf Bagartschapat, einst eine Königsresidenz der Bagratiden, zu Füßen des Berges; nur aus einer Mönchszelle schimmerte eine röthliche, einsame Leuchte in die Mondnacht hinaus und wie verhallend klangen einzelne Töne eines Liedes zur Kamantscha, der armenischen Geige, aus einem Gehöft in die Weite hinaus. Was war es für ein Lied? Ich wußte es nicht, aber es mag wohl jenes gewesen sein, das zu den schwermüthig weichen Tönen paßte — auch eine moderne armenische Dichtung — und mir im Sinne lag:

Ah, möchte ich ein Lüstchen sein,
 Ein Frühlingslüstchen mild und klar!
 Ich schwebte hin zum Haupte dein
 Und küßte zart dein Lockenhaar.

Ach, möcht ich eine Rose sein,
 Die wonnig strahlt mit Frühlingsluft!
 Ich blühte auf im Morgenschein
 An deiner schönen züchtigen Brust.

Ach, möchte ich ein Vöglein sein,
 Ich flöge leise zu dir hin
 Und koste mit dem Schnäbelein
 Dir zärtlich Wange, Mund und Sinn.

Ach, möchte ich ein Traumbild sein,
 Ich käme in der Nacht zu dir,
 Schlich, wenn du schläfst, mich bei dir ein,
 Und nähm des Herzens Ruhe dir.

Wie sehr erinnert das doch an Walthar von der Vogelweide!

(Schluß folgt!.)

Das Begnadigungsrecht des preußischen Königs.

Von

A. Wagener, Staatsanwalt.

Das Begnadigungsrecht des Monarchen ist vor mehreren Monaten im Reichstag und preußischen Landtag in mehr oder minder heftigen Debatten erörtert worden. Namentlich handelte es sich um die Frage, ob und inwieweit der Minister durch seine Gegenzeichnung die Verantwortung für Gnadenerlässe zu tragen habe. Diese Auseinandersetzungen haben auch zu einer Erörterung der Frage in der Literatur Anlaß gegeben; namentlich hat eine solche stattgefunden seitens des Professors Dr. Löning in der „Deutschen Juristenzeitung“*) und seitens des Landgerichtsraths Kulemann in der „Zukunft“**). Löning, und insbesondere Kulemann kommen zu der Ansicht, daß jeder Gnadenakt gleich einer anderen Regierungshandlung zu behandeln sei, und deshalb der Justizminister auch für sämtliche Gnadenakte die Verantwortlichkeit gegenüber der Volksvertretung durch seine Gegenzeichnung zu übernehmen habe. Allerdings meint Löning, daß bei den einzelnen Gnadenerlässen die Volksvertretung aus praktischen Gründen hinsichtlich der Kritik eine gewisse Zurückhaltung zu beobachten habe. Kulemann sucht in präziser Weise den Nachweis für seine Ansicht zu führen, indem er sagt: Nach § 44 der preußischen Verfassung bedürfen alle Regierungsakte des Königs der Gegenzeichnung eines

*) Prof. Löning: „Das Begnadigungsrecht und die Ministerverantwortlichkeit.“
Deutsche Juristenzeitung I. Jahrgang Nr. 22.

***) Kulemann: „Gnade“ Zukunft. V. Jahrgang, Nr. 46.

Ministers, welcher durch dieselbe die Verantwortung gegenüber der Volksvertretung übernimmt. Nun trägt aber auch die Begnadigung den Charakter eines Regierungsaktes, also muß auch für jeden Gnadenakt der Minister die Verantwortlichkeit übernehmen.

So einfach dürfte die Sache nun doch nicht liegen. Zu beweisen bleibt in erster Linie, daß thatsächlich auch der Gnadenakt des Königs eine bloße Regierungshandlung darstellt, auf die, weil sie gleichgeartet ist mit anderen Regierungshandlungen, auch die Bestimmungen über letztere zutreffen. Und diesen Beweis dürfte sich Herr Kulemann doch zu leicht gemacht haben. Er deduzirt nach dieser Hinsicht nämlich folgendermaßen. Zunächst fragt er, welchen Zwecken ein Gnadenakt dienen kann, versucht dann nachzuweisen, daß in unserem Verfassungsstaate im Allgemeinen keine berechtigte Veranlassung gegeben sei zur Ausübung eines Gnadenaktes, welcher naturgemäß sich mit der richterlichen Rechtsprechung in Widerspruch setzen müsse, und kommt nun allerdings nicht zu der Forderung auf Abschaffung des Gnadenrechtes, sondern findet doch noch ein Plätzchen, wo die Ausübung eines Begnadigungsrechtes selbst in unserem Verfassungsstaate noch Berechtigung habe. Dies soll dort der Fall sein, wo die Anwendung des Gesetzes auf einen einzelnen Fall unbillig erscheint, und deshalb durch einen Akt der Gnade Abhilfe gegen Unvollkommenheiten des Gesetzes, welches selbst nicht früh genug durch ein anderes Gesetz berichtigt werden kann, gewährt werden muß.

Es ist anzuerkennen, daß, wenn dieses der einzige Zweck des Begnadigungsrechtes wäre, der Akt, welcher seiner Ausübung diene, lediglich als ein Regierungsakt aufzufassen sein würde. Eine solche Auffassung verkennt aber das Wesen des Begnadigungsrechtes. Nach ihr soll im Grunde jeder Gnadenakt Zwecken der Gerechtigkeit dienen, während schon rein begrifflich die Gnade sich von der Gerechtigkeit unterscheidet.

Dieser Standpunkt übersieht ferner vollständig, daß das Begnadigungsrecht von jeher auch anderen Zwecken, als denen der bloßen Gerechtigkeit gedient hat. Denn anderenfalls und sofern Kulemann dieses zugeben sollte, würde seine Deduktionsweise ungefähr dieselbe sein, als wenn man sagen wollte: die Strafe hat nur da Berechtigung, wo sie ihren Zweck erfüllt. Sie erfüllt heutzutage nur da ihren Zweck, wo sie abschreckend wirkt. Also darf heute die Strafe nur da noch Anwendung finden, wo sie eine abschreckende Wirkung ausübt. — Der Einwand liegt allerdings

nahe, daß beim Strafrecht das Anwendungsgebiet der Strafe gesetzlich und daher bindend fixirt sei. Das ist richtig. Aber ist dieses beim Begnadigungsrecht denn anders? Hat das Begnadigungsrecht nicht in Folge seiner historischen Entwicklung einen materiellen Inhalt bekommen, einen solchen, der weit über das Recht des Monarchen, in dem Falle, von welchem Kulemann spricht, Unbilligkeiten des Gesetzes durch einen Gnadenakt auszugleichen, hinausgeht? Und hat man, als das Begnadigungsrecht in die preussische Verfassung aufgenommen wurde, nicht etwa das Begnadigungsrecht so übernehmen wollen, wie es sich bis dahin ausgebildet hatte?

Doch wir greifen den späteren Ausführungen vor. Es muß sich zunächst um die Frage handeln, welche Befugnisse das Begnadigungsrecht, wie es in die preussische Verfassung aufgenommen ist, in sich trägt. Kommen wir hierbei zu dem Nachweis, daß dasselbe nicht lediglich Zwecken der Justizverwaltung dient, so fehlt damit die erste Voraussetzung dafür, daß die Ausübung des Begnadigungsrechtes als ein reiner Verwaltungsakt anzusehen ist, welcher gleich den anderen Regierungsakten zu behandeln und deshalb der Gegenzeichnung des Ministers bedarf.

Sowohl historisch wie rechtsphilosophisch ist der Nachweis leicht, daß das Begnadigungsrecht stets auch anderen Zwecken gedient hat, als demjenigen, dem allein Kulemann dasselbe dienlich machen will.

Das Begnadigungsrecht, wie es sich im deutschen Rechtsleben entwickelt hat, ist das Recht des Herrschers, eine Strafe zu erlassen oder zu mildern, oder einer solchen durch Unterjagung, beziehungsweise Aufhebung einer gerichtlichen Untersuchung vorzubeugen. Der Zweck, zu welchem dieses Recht ausgeübt wurde, war im Allgemeinen nicht wesentlich für den Begriff dieses Rechtes. Es konnte geschehen mit Rücksicht auf die Person des Thäters, es konnte aber auch von dieser vollständig abstrahirt werden. In letzterem Falle konnte die Begnadigung vornehmlich geschehen aus Billigkeitsgründen, um Härten des Gesetzes zu beseitigen oder aus besonderen Veranlassungen vornehmlich aus Anlaß von freudigen Ereignissen im Herrscherhause oder zur Feier von vaterländischen Erinnerungstagen, denen eine besondere Weihe verliehen werden sollte. Die Zwecke, welchen das Begnadigungsrecht diente, sind hiernach sehr verschieden, ähnlich wie das beim Strafrecht der Fall ist. Aber indem thatsächlich der formelle Begnadigungsakt zur Erreichung besonderer Zwecke einsetzte, hat das Begnadigungsrecht selbst durch die Art seiner Anwendung allmählich einen materiellen Inhalt bekommen, welcher

es unzertrennbar macht von der Erreichung eben dieser Zwecke. Bis auf den heutigen Tag ist nun das Begnadigungsrecht zu den einzelnen oben bezeichneten Zwecken angewendet worden und ist sonach, da, wie früher schon bemerkt, in der preußischen Verfassung eine Beschränkung des Begnadigungsrechts auf die Erreichung bestimmter Zwecke weder ausdrücklich noch stillschweigend stattgefunden hat, gemäß den Bestimmungen der preußischen Verfassungsurkunde als das Recht des preußischen Königs aufzufassen, eine rechtskräftig erkannte Strafe aufzuheben oder zu mildern, um einen der oben bezeichneten Zwecke zu erreichen.*)

Aber nicht allein die historische Ausbildung des Begnadigungsrechtes spricht dafür, daß das Begnadigungsrecht des preußischen Königs über den Rahmen einer gewöhnlichen Verwaltungsthätigkeit, wie Rulemann sie im Auge hat, hinausgeht, sondern auch rechtsphilosophische Gründe:

Die kalte, starre, stets sich gleichbleibende Gerechtigkeit befriedigt das Gemüth des Volkes nicht. Unverdiente Güte muß die Wirkungen strenger Gerechtigkeit auslösen, soll eine im Tiefinnersten des Menschen sich geltend machende Forderung befriedigt werden. Religiöse Anschauungen und namentlich der christliche Glaube lassen den Menschen „Gnade“ erhoffen. Und diese Hoffnung für sich und für Andere, statt kalter Gerechtigkeit Gnade erlangen zu können, weist mit Nothwendigkeit auf ein inneres Bedürfniß des Menschen hin, neben der Gerechtigkeit auch der Gnade Walten zu erblicken.

Hiernach erscheint es auch für die heutige Zeit, die Zeit des Verfassungsstaates nicht widersinnig, daß eine Stelle vorhanden ist, welche das Recht hat, Gnade zu spenden und so auch dort beglückend in menschliche Verhältnisse einzugreifen, „wo kein formell nachzuweisender Anspruch auf Gnade vorhanden ist.“**)

Ein solches Recht kann allerdings nur als ein persönliches Attribut des souveränen Herrschers gedacht, und nicht an juristische Formen gebunden werden. Letzteres kann nur da geschehen, wo das Begnadigungsrecht dem Zwecke dient, Unbilligkeiten des Gesetzes auszugleichen, und ich sehe sogar — will man solche Fälle allein gelten lassen — keinen Grund ein, weshalb nicht für solche

*) Ob im Wege der Gnade auch einer noch nicht eingeleiteten Untersuchung vorgebeugt werden kann, ist streitig und interessiert hier weiter nicht.

***) Cf. Rittmeyer im neuen Archiv des Kriminalrechts Bd. XIII., S. 15 (gegen den sich Löning und Rulemann in den angeführten Schriften wenden).

Fälle geradezu eine Art richterlicher Instanz geschaffen werden könnte, die hier in letzter Linie, ohne an das positive Recht strenge gebunden zu sein, Recht zu sprechen hätte. Anders verhält es sich aber, wo das Begnadigungsrecht seine wirkliche und eigentlichsie Funktion ausübt, diejenige, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Hier kann keine Instanz an Stelle des souveränen Herrschers treten. Solche Gnade kann nur da gespendet werden, wo eine Stelle ist, welche den gewöhnlichen Gesetzen und Bedingungen des Handelns entrückt ist — am Throne des souveränen Herrschers.

Unsere Darlegungen führen zu dem Schlusse, daß weder historisch noch rechtsphilosophisch sich die Ansicht rechtfertigen läßt, daß der Gnadenakt als ein gewöhnlicher Regierungsakt anzusehen ist. Damit aber kommt für ihn die Vorschrift des Artikels 44 der Verfassungsurkunde in Fortfall, nach welcher alle Regierungsakte des Königs zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers bedürfen.

Eine zweite Frage ist die, ob aus anderen Gründen, die das persönliche Bednadigungsrecht des Monarchen als solches unangestastet lassen, die Gegenzeichnung der Gnadenakte sich empfiehlt, beziehungsweise erforderlich ist. — Wohl allgemein wird eine solche Gegenzeichnung für erforderlich gehalten, um die Gewißheit des königlichen Willens und der königlichen Unterschrift zu beglaubigen.*) In zweiter Linie ist die Gegenzeichnung erforderlich, weil der Minister dafür verantwortlich ist, daß der königliche Gnadenakt diejenigen Schranken innehält, welche dem Begnadigungsrecht durch § 49 Absatz 2 und 3 der Verfassungsurkunde gezogen sind.**)

Eine besondere Schwierigkeit erhebt sich aber bei der Frage, ob der Minister auch dafür verantwortlich ist, daß das Begnadigungsrecht nicht nur innerhalb der im § 49 der Verfassungsurkunde formell festgelegten Grenzen gehandhabt wird, sondern auch dafür verantwortlich ist, daß kein Gnadenakt ergeht, welcher seine Berechtigung nicht in dem materiellen, historisch gewordenen Inhalte des Begnadigungsrechtes hat. An und für sich ist diese Frage zu bejahen, denn der Gnadenakt ist als solcher ungiltig, sofern er

*) Cf. Köhne, das Staatsrecht der preussischen Monarchie, S. 545 Anm. 5.

***) Absatz 2 des Artikel 49: Zu Gunsten eines, wegen seiner Amtshandlungen verurtheilten Ministers kann das Begnadigungsrecht nur auf Antrag derjenigen Kammer ausgeübt werden, von welcher die Anklage ausgegangen ist. — Absatz 3 des Artikel 49: Der König kann bereits eingeleitete Untersuchungen nur auf Grund eines besonderen Gesetzes niederschlagen.

Cf. Köhne loc. cit. und Schwarz: Verfassungsurkunde für den preussischen Staat. S. 142.

Das Verhältniß zwischen dem Könige und dem Reichstage ist ein sehr wichtiges. In demselben liegt die Grundlage der Verfassung. Der König ist der oberste Richter im Reich, er ernennt und entläßt die Beamten, er führt die Kriegsmacht an. Der Reichstag besteht aus den Fürsten, den Rittern und den Bürgern. Er beschließt die Steuern, er gibt die Gesetze. Die Verfassung ist eine Mischung aus monarchischer und republikanischer Verfassung.

Die Verfassung ist eine Mischung aus monarchischer und republikanischer Verfassung. Der König ist der oberste Richter im Reich, er ernennt und entläßt die Beamten, er führt die Kriegsmacht an. Der Reichstag besteht aus den Fürsten, den Rittern und den Bürgern. Er beschließt die Steuern, er gibt die Gesetze.

Die Verfassung ist eine Mischung aus monarchischer und republikanischer Verfassung. Der König ist der oberste Richter im Reich, er ernennt und entläßt die Beamten, er führt die Kriegsmacht an. Der Reichstag besteht aus den Fürsten, den Rittern und den Bürgern. Er beschließt die Steuern, er gibt die Gesetze.

*) Es behauptet kaum der Erwähnung, daß hier die Kritik nur mit etwas mehr und möglicher Zurückhaltung zu erfolgen haben würde.

besondere mit gutem Rechte da, wo die Straffszug mehr dem Zweck der Abschreckung, als dem der gerechten Sühne dient. Ich ziehe hier drei Gesetzesbestimmungen heranziehen, bei denen thatsächlich verhältnißmäßig häufig von dem Begnadigungsrecht Gebrauch gemacht wird. Der § 9 des Gesetzes vom 9. Juni 1884 gegen den verbrecherischen und gemeingefährlichen Gebrauch von Sprengstoffen trifft den unerlaubten Besitz von Sprengstoffen mit einer Strafe von drei Monaten Gefängniß. Der § 316 Abs. 2 des Reichsstrafgesetzbuchs bestraft nur mit Gefängniß denjenigen Bahnbeamten, welcher durch Vernachlässigung seiner Pflicht einen Transport in Gefahr setzt. Wer in Fällen solcher Art zu Gericht gezogen ist, soll, wie gering häufig das Verschulden des Angeklagten ist, so sehr die Höhe der Strafe in erster Linie abschreckend wirken, während die Begnadigung geeignet ist, das verhältnißmäßig harte Los, welches den Einzelnen trifft, zu mildern, ohne daß dadurch die abschreckende Wirkung der Straffszug Abbruch geschähe. Ähnlich verhält es sich mit manchen Fällen, wo aus Anlaß eines verheerenden Zweikampfes Begnadigung erfolgt. Man mag den Zweikampf als Schärste verurtheilen und das Bestehen einer solchen Institution mit Recht bedauern. Dennoch wird billiger Weise sich niemand der Erkenntniß verschließen können, daß bei den jetzt bestehenden Verhältnissen Jemand leicht in eine Art Zwangslage kommen kann, wo die Ablehnung eines Zweikampfes für ihn fast unmöglich wird, oder doch ein mehr als gewöhnlich großes Maß von Selbstverleugung erfordert. Auch in solchen Fällen findet das Begnadigungsrecht zweifelsohne berechtigtere Anwendung, als in Fällen von Diebstahl und Fehlerei.

Ein zweiter Gesichtspunkt, welcher die dem Begnadigungsrecht gezogenen Grenzen zu finden geeignet ist, ist der, daß es nicht zu Zwecken gebraucht werden darf, deren Verfolgung die Natur des Begnadigungsrechtes und seine geschichtliche Entwicklung verbietet. So würde es unzulässig sein, das Begnadigungsrecht politischen Zwecken dienlich zu machen. Dieses geht indirekt schon aus der oben angeführten Bestimmung des Absatz II des Artikels 49 der B.-U. hervor, welcher bestimmt, daß zu Gunsten eines wegen seiner Amtshandlungen verurtheilten Ministers das Begnadigungsrecht nur auf den Antrag derjenigen Kammer ausgeübt werden kann, von welcher die Anklage ausgegangen ist. *)

*) Bekanntlich ist diese Bestimmung z. B. noch unwirksam, weil ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz bisher nicht erlassen ist.

Kurz zusammengefaßt führen unjere Darlegungen auf folgendem Ergebniß:

Die Ausübung des dem König auf Grund des § 43 d. V. zustehenden Begnadigungsrechts geschieht, geschichtlich wie rechtsphilosophisch betrachtet, nicht in Form eines gewöhnlichen Regierungsaktes; das Begnadigungsrecht ist vielmehr ein Akt seiner souveränen Herrscherwürde. Darum greift auf dasselbe nicht ohne Weiteres die Bestimmung des § 49 d. V. V. an, nach welcher alle Regierungsakte des Königs zu ihrer Geltung der Gegenzeichnung eines Ministers bedürfen. Wenn dennoch eine Gegenzeichnung des Ministers für erforderlich gehalten wird, geschieht das aus besonderen Gründen, welche das souveräne Begnadigungsrecht des Königs selbst unangetastet lassen, und namentlich deshalb, weil der Minister verantwortlich ist nicht für die Zweckmäßigkeit eines Gnadenaktes, sondern für seine Gesetzlich-

D. Martin Luther und der heutige Sarrazinismus.

Von
Franz Sandvoß. (Xanthippus.)

Unter einer Handvoll Aphorismen, die sich auf einem Blatte im Goethe-Archiv vorfinden (s. G.-Jahrb. XV, 10), steht zu lesen:

„Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt.“

Wir würden vielleicht lieber sagen: es sich assimilirt oder angleicht. Wie Goethe, den man ja wohl als durch und durch deutschen Dichter und Denker nunmehr neben Luther wird müssen gelten lassen, von der immer wieder einmal bei uns epidemischen Sprachreinigungseuche dachte, hat er oft genug ehrlich ausgesprochen, z. B. in den Jähmen Kenien Nr. 505 (Löper, Bd. 3, 290):

Die Sprachreiniger.

Gott Dank, daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann *) sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jezo hundert Tyrannen,
Die schmieden uns gar unbequem
Ein neues Kontinental-System.**)
Deutschland soll rein sich isoliren,
Einen Pest-Kordon um die Grenze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.
Wir sollen auf unsern Lorbeern ruhn,
Nichts weiter denken, als was wir thun.

*) Sarrazin, Verdeutschungs-Wörterbuch. 2. Aufl. 1889 S. 281. „Tyrann m. Gewaltherrscher, Zwingherrscher, Wütherich. — Tyrannie ist aber auch noch „Willkürherrschaft, Grausamkeit, Gewaltthätigkeit“.

***) Sarrazin: „Kontinent Festland, Erdtheil.“ — „System“ — ach du lieber Gott, da stehen nicht weniger als einundfünfzig „Deckwörter“! —

Ministers, welcher durch dieselbe die Verantwortung gegenüber der Volksvertretung übernimmt. Nun trägt aber auch die Begnadigung den Charakter eines Regierungsaktes, also muß auch für jede Gnadenakt der Minister die Verantwortlichkeit übernehmen.

So einfach dürfte die Sache nun doch nicht liegen. Zu beweisen bleibt in erster Linie, daß thatsächlich auch der Gnadenakt des Königs eine bloße Regierungshandlung darstellt, auf die, wenn sie gleichgeartet ist mit anderen Regierungshandlungen, auch die Bestimmungen über letztere zutreffen. Und diesen Beweis dürfte Herr Kulemann doch zu leicht gemacht haben. Er deduzirt aus dieser Hinsicht nämlich folgendermaßen. Zunächst fragt er, welcher Zwecken ein Gnadenakt dienen kann, versucht dann nachzuweisen, daß in unserem Verfassungsstaate im Allgemeinen keine berechnete Veranlassung gegeben sei zur Ausübung eines Gnadenaktes, welcher naturgemäß sich mit der richterlichen Rechtsprechung in Widerspruch setzen müsse, und kommt nun allerdings nicht zu der Forderung auf Abschaffung des Gnadenrechtes, sondern findet doch noch ein Plätzchen, wo die Ausübung eines Begnadigungsrechtes selbst in unserem Verfassungsstaate noch Berechtigung habe. Dies soll der Fall sein, wo die Anwendung des Gesetzes auf einen einzelnen Fall unbillig erscheint, und deshalb durch einen Akt der Gnade gegen Unvollkommenheiten des Gesetzes, welches selbst nicht genügend durch ein anderes Gesetz berichtigt werden kann, gemindert werden muß.

Es ist anzuerkennen, daß, wenn dieses der einzige Zweck des Begnadigungsrechtes wäre, der Akt, welcher seiner Ausübung dienlich ist, lediglich als ein Regierungsakt aufzufassen sein würde. Eine solche Auffassung verkennt aber das Wesen des Begnadigungsrechtes. Nach ihr soll im Grunde jeder Gnadenakt Zwecken der Gerechtigkeit dienen, während schon rein begrifflich die Gnade sich von der Gerechtigkeit unterscheidet.

Dieser Standpunkt übersehen ferner vollständig, daß das Begnadigungsrecht von jeher auch anderen Zwecken, als denen der bloßen Gerechtigkeit gedient hat. Denn anderenfalls und wie Herr Kulemann dieses zugeben sollte, würde seine Deduktion ungefähr dieselbe sein, als wenn man sagen wollte: die Strafe hat nur da Berechtigung, wo sie ihren Zweck erfüllt. Zu erfüllt heutzutage nur da ihren Zweck, wo sie abschreckend wirkt. Also darf heute die Strafe nur da noch Anwendung finden, wo sie eine abschreckende Wirkung ausübt. — Der Einwand liegt allenfalls

nahe, daß beim Strafrecht das Anwendungsgebiet der Strafe gesetzlich und daher bindend fixirt sei. Das ist richtig. Aber ist dieses beim Begnadigungsrecht denn anders? Hat das Begnadigungsrecht nicht in Folge seiner historischen Entwicklung einen materiellen Inhalt bekommen, einen solchen, der weit über das Recht des Monarchen, in dem Falle, von welchem Kulemann spricht, Unbilligkeiten des Gesetzes durch einen Gnadenakt auszugleichen, hinausgeht? Und hat man, als das Begnadigungsrecht in die preussische Verfassung aufgenommen wurde, nicht etwa das Begnadigungsrecht so übernehmen wollen, wie es sich bis dahin ausgebildet hatte?

Doch wir greifen den späteren Ausführungen vor. Es muß sich zunächst um die Frage handeln, welche Befugnisse das Begnadigungsrecht, wie es in die preussische Verfassung aufgenommen ist, in sich trägt. Kommen wir hierbei zu dem Nachweis, daß dasselbe nicht lediglich Zwecken der Justizverwaltung dient, so fehlt damit die erste Voraussetzung dafür, daß die Ausübung des Begnadigungsrechtes als ein reiner Verwaltungsakt anzusehen ist, welcher gleichen anderen Regierungsakten zu behandeln und deshalb der Gegenzeichnung des Ministers bedarf.

Sowohl historisch wie rechtsphilosophisch ist der Nachweis leicht, daß das Begnadigungsrecht stets auch anderen Zwecken gedient hat, als demjenigen, dem allein Kulemann dasselbe dienstbar machen will.

Das Begnadigungsrecht, wie es sich im deutschen Rechtsleben entwickelt hat, ist das Recht des Herrschers, eine Strafe zu erlassen oder zu mildern, oder einer solchen durch Unterjagung, beziehungsweise Aufhebung einer gerichtlichen Untersuchung vorzubeugen. Der Zweck, zu welchem dieses Recht ausgeübt wurde, war im Allgemeinen nicht wesentlich für den Begriff dieses Rechtes. Es konnte geschehen mit Rücksicht auf die Person des Thäters, es konnte aber auch von dieser vollständig abstrahirt werden. In letzterem Falle konnte die Begnadigung vornehmlich geschehen aus Billigkeitsgründen, um Härten des Gesetzes zu beseitigen oder aus besonderen Veranlassungen vornehmlich aus Anlaß von freudigen Ereignissen im Herrscherhause oder zur Feier von vaterländischen Erinnerungstagen, denen eine besondere Weihe verliehen werden sollte. Die Zwecke, welchen das Begnadigungsrecht diente, sind hiernach sehr verschieden, ähnlich wie das beim Strafrecht der Fall ist. Aber indem thatsächlich der formelle Begnadigungsakt zur Erreichung besonderer Zwecke eingesetzt, hat das Begnadigungsrecht selbst durch die Art seiner Anwendung allmählich einen materiellen Inhalt bekommen, welcher

nicht mehr in den Grenzen des Begnadigungsrechtes liegt, welches dem Könige zusteht. Dafür, daß ein solcher Akt nicht erfolgt, hat der Minister die Verantwortlichkeit nicht zu übernehmen. Es geschieht dieses eben zweckmäßiger Weise dadurch, daß der Minister durch seine Unterschrift bekundet, daß der einzelne Gnadenakt innerhalb der Grenzen des dem König zustehenden Begnadigungsrechtes liegt, daß er ein eigentlicher Gnadenakt ist, und nicht eine andere Regierungshandlung, welche nur in den äußeren Formen eines Gnadenaktes ergeht. Selbstverständlich kann dann der Minister von der Volksvertretung aus Anlaß eines jeden Gnadenaktes zur Verantwortung gezogen werden, aber nicht, weil der Volksvertretung das Recht der Kritik der Ausübung des Begnadigungsrechtes zusteht, sondern weil sie das Recht hat, darüber ein Urtheil zu fällen, ob ein formaler Gnadenakt innerhalb der dem Begnadigungsrecht gezogenen Grenzen bleibt.

Allerdings soll hier nicht verkannt werden, daß die Entscheidung dieser Frage im einzelnen Falle sehr schwieriger Natur werden kann, da der Inhalt des Begnadigungsrechtes, wie schon oben bemerkt, keine festen Grenzen hat und in besonders zweifelhaften Fällen stets auf die historische Entwicklung des Begnadigungsrechtes zurückzugehen sein dürfte, um seine Grenzen festzustellen. Im Allgemeinen aber würden bei der Entscheidung der Frage, ob bei einem Gnadenakt die Grenzen des dem Könige zustehenden Begnadigungsrechtes überschritten worden,*) zwei Gesichtspunkte als maßgebend betrachtet werden können.

Zunächst liegt es in der Natur des Gnadenrechtes, daß es nur ausnahmsweise in den Gang der ordentlichen Rechtspflege eingreifen darf. Würde also das Begnadigungsrecht dazu benutzt werden, die Wirksamkeit der Gesetze nach der einen oder anderen Ansicht aufzuheben, so würde über die dem Begnadigungsrecht gezogenen Grenzen hinausgegangen werden, und müßte der Gnadenakt, welcher diesem Zwecke dienen sollte, als ungiltig betrachtet werden. Es würde daher der Minister seine Gegenzeichnung zu verweigern haben, und falls er dieses nicht thäte, die Volksvertretung berechtigt sein, ihn zur Verantwortung zu ziehen. Diesem Gesichtspunkt steht aber nicht im Wege, daß bei der Uebertretung gewisser Gesetze der Monarch von seinem Begnadigungsrecht einen relativ häufigen Gebrauch machen kann. Es geschieht dieses

*) Es bedarf kaum der Erwähnung, daß hier die Kritik nur mit großem Takte und möglichster Zurückhaltung zu erfolgen haben würde.

insbesondere mit gutem Rechte da, wo die Strafsetzung mehr dem Zwecke der Abschreckung, als dem der gerechten Sühne dient. Ich will hier drei Gesetzesbestimmungen heranziehen, bei denen thatsächlich verhältnißmäßig häufig von dem Begnadigungsrecht Gebrauch gemacht wird. Der § 9 des Gesetzes vom 9. Juni 1884 gegen den verbrecherischen und gemeingefährlichen Gebrauch von Sprengstoffen bestraft den unerlaubten Besitz von Sprengstoffen mit einer Strafe von drei Monaten Gefängniß. Der § 316 Abf. 2 des Reichsstrafgesetzbuchs bestraft nur mit Gefängniß diejenigen Bahnbeamten, welcher durch Vernachlässigung seiner Pflicht einen Transport in Gefahr setzt. Wer in Fällen solcher Art zu Gericht gesessen hat, weiß, wie gering häufig das Verschulden des Angeklagten ist. Hier soll die Höhe der Strafe in erster Linie abschreckend wirken, während die Begnadigung geeignet ist, das verhältnißmäßig harte Loos, welches den Einzelnen trifft, zu mildern, ohne daß dadurch der abschreckenden Wirkung der Strafsetzung Abbruch geschähe. Ähnlich verhält es sich mit manchen Fällen, wo aus Anlaß eines Zweikampfes Begnadigung erfolgt. Man mag den Zweikampf aufs Schärfste verurtheilen und das Bestehen einer solchen Institution mit Recht bedauern. Dennoch wird billiger Weise sich Niemand der Erkenntniß verschließen können, daß bei den jetzt bestehenden Verhältnissen Jemand leicht in eine Art Zwangslage kommen kann, wo die Ablehnung eines Zweikampfes für ihn fast unmöglich wird, oder doch ein mehr als gewöhnlich großes Maß von Selbstverleugnung erfordert. Auch in solchen Fällen findet das Begnadigungsrecht zweifelsohne berechtigtere Anwendung, als in Fällen von Diebstahl und Hehlerei.

Ein zweiter Gesichtspunkt, welcher die dem Begnadigungsrecht gezogenen Grenzen zu finden geeignet ist, ist der, daß es nicht zu Zwecken gebraucht werden darf, deren Verfolgung die Natur des Begnadigungsrechtes und seine geschichtliche Entwicklung verbietet. So würde es unzulässig sein, das Begnadigungsrecht politischen Zwecken dienftbar zu machen. Dieses geht indirekt schon aus der oben angeführten Bestimmung des Absatz II des Artikels 49 der W.-U. hervor, welcher bestimmt, daß zu Gunsten eines wegen seiner Amtshandlungen verurtheilten Ministers das Begnadigungsrecht nur auf den Antrag derjenigen Kammer ausgeübt werden kann, von welcher die Anklage ausgegangen ist. *)

*) Bekanntlich ist diese Bestimmung z. B. noch unwirksam, weil ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz bisher nicht ergangen ist.

Kurz zusammengefaßt führen unsere Darlegungen also zu folgendem Ergebniß:

Die Ausübung des dem König auf Grund des § 43 d. V.-U. zustehenden Begnadigungsrechts geschieht, geschichtlich wie rechtsphilosophisch betrachtet, nicht in Form eines gewöhnlichen Regierungsaktes; das Begnadigungsrecht ist vielmehr ein Attribut seiner souveränen Herrscherwürde. Darum greift auf dasselbe auch nicht ohne Weiteres die Bestimmung des § 49 d. V.-U. Platz, nach welcher alle Regierungsakte des Königs zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers bedürfen. Wenn dennoch eine Gegenzeichnung des Ministers für erforderlich gehalten wird, so geschieht das aus besonderen Gründen, welche das souveräne Begnadigungsrecht des Königs selbst unangetastet lassen, und vornehmlich deshalb, weil der Minister verantwortlich ist nicht für die Zweckmäßigkeit eines Gnadenaktes, sondern für seine Gesetzmäßigkeit.

D. Martin Luther und der heutige Sarrazinismus.

Von
Franz Sandboß. (Xanthippus.)

Unter einer Handvoll Aphorismen, die sich auf einem Blatte im Goethe-Archiv vorfinden (i. G.-Jahrb. XV, 10), steht zu lesen:

„Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt.“

Wir würden vielleicht lieber sagen: es sich assimilirt oder angleicht. Wie Goethe, den man ja wohl als durch und durch deutschen Dichter und Denker nunmehr neben Luther wird müssen gelten lassen, von der immer wieder einmal bei uns epidemischen Sprachreinigungseuche dachte, hat er oft genug ehrlich ausgesprochen, z. B. in den Zahmen Xenien Nr. 505 (Löper, Bd. 3, 290):

Die Sprachreiniger.

Gott Dank, daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann *) siht auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jezo hundert Tyrannen,
Die schmieden uns gar unbequem
Ein neues Kontinental-System.**)
Deutschland soll rein sich isoliren,
Einen Pest-Kordon um die Grenze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.
Wir sollen auf unsern Lorbeern ruhn,
Nichts weiter denken, als was wir thun.

*) Sarrazin, Verdeutschungs-Wörterbuch. 2. Aufl. 1859 S. 281. „Tyrann m. Gewaltherrischer, Zwingherrscher, Wütherrich. — Tyrannie ist aber auch noch „Willkürherrschaft, Grausamkeit, Gewaltthätigkeit“.

***) Sarrazin: „Kontinent Festland, Erdtheil.“ — „System“ — ach du lieber Gott, da stehen nicht weniger als einundfünfzig „Deckwörter“! —

Was bei dem Verdeutschten herauskommt, zeigt uns in erschrecklichster Form das Spätes halber schon benutzte Buch Sarrazin's, das von dem Allgemeinen deutschen Sprachverein gepriesen wird. Es fehlt nur noch das Schlüsselbuch dazu, da man, um das Sarrazinische, das schon gewaltig in die Presse, ja in die amtliche Sprache eingedrungen ist, überhaupt zu verstehen, und das ist ja doch wohl der eigentliche Zweck des Sprechens und Schreibens, wissen möchte, welches fremde Wort so ein Deckwort denn wohl decken solle. Auch schon Jean Paul, der sich gegen das Ende seiner Laufbahn von der Seuche unterkriegen ließ*) — wie ja sogar in unsern Tagen sehr überflüssigerweise Gustav Freytag — muß z. B. das Fremdwort in Klammern dazu setzen, wenn er die „Nennmilde“ (Euphemismus) erfindet, da er ein sah, daß kein Mensch ein solches Unwort so ohnehin verstehen könne. So muß bei dem furchtbaren „Schreckmann“ „Terrorist“ in Klammern stehen. Man sieht, die Campe und Kolbe übten eine harte Tyrannei.

Jeder Schriftsteller wird sich oft genug zu fragen haben, ob ein sich eben einstellendes Fremd-, oder wie es in den meisten Fällen richtiger heißen sollte, Weltwort, nicht lieber mit einem, nur nicht jedesmal erst zu erfindenden, sondern vorhandenen, der eigenen Sprache zu vertauschen wäre, und gern gebe ich zu, daß nur zu oft Flüchtigkeit oder Bequemlichkeit, viel öfter als angebliche gelehrte Prahlucht, uns zu geschmackloser, unnützer Ueberladung verleiteten. Goethe selbst, bei allem Widerwillen gegen den zudringlichen Purismus, hat sich jene Frage bei sehr verschiedenen Anlässen vorgelegt und sie — nicht immer ganz glücklich „gelöst“, wie es jetzt heißt, da Fragen bekanntlich nicht mehr „beantwortet“ werden. Wenn er z. B. „Mächler“ sagt für kaiseur, so ist das eher Campe's würdig. Bekannt ist die schöne Stelle in den „Wanderjahren“, wo die „Pietät“ als das Evangelium aller Erziehung mit „Chrfurcht“ gegeben wird.

Es genügte dem Dichter, und ich glaube mit Recht, dennoch nicht, und da es in der Welt, oder sagen wir in der christlichen Kulturwelt, keinen gebildeten Menschen geben kann, dem dieses Weltwort nicht vertraut wäre, so freute er sich, es unangetastet lassen zu können.

*) Sehr verständig dagegen ist, was er in der Vorschule der Aesthetik, Bd. 43, 299 sqd. in Betreff der Sprachreinigung vorträgt. Das sollten alle die geistlosen Dilettanten sich gesagt sein lassen, die uns nun mit ihrem Patriotismus strafen und beschämen wollen.

„Pietät“ sagt er (Bd. 46, 97), „ein im Deutschen bis jetzt jungfräulich keusches Wort, da es unsere Reinerer abgelehnt und als fremdes glücklicher Weise bei Seite gebracht haben.“

Wie ein nachdenklicher Mann und sinniger Freund unserer lieben Muttersprache*) sich mühte, die Begriffe einer der unsern doch zunächst überlegenen Kultur uns zu erobern und mundgerecht zu machen, mag u. a. der Westphale Johannes Weghe († 21. 9. 1504) zeigen. Es ist schon sehr interessant und lehrreich, zu sehen, was Alles diesem (1883 von Franz Jostes in den Schriften des Lit. Vereins herausgegebenen) braven deutschen Manne nicht als Fremdwort galt, was er also für unmittelbar bereits verständlich hielt. Interessanter aber ist das Ringen zu beobachten, den Moralbegriffen der kirchlichen Lehre gerecht zu werden. Da ist die *temperancia* — ich verhochdeutsche fein Altwestphälisch — „man kann sie nennen Sauberheit (suberheit), Mäßigkeit oder Enthaltung“. Er entschließt sich jedoch, da das doch nicht alle ihre Bedeutung (betekenisse sagt er, Bezeichnungen) ausdrücke, zu „ghetempertheit“, beläßt es also bei dem lateinischen Worte. Ich will bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß schon Sauberkeit und unser Wort sauber lateinische Lehnwörter waren (*sobrius*, aber über das franz. *sobre* und auf dem Wege der niederdeutschen (niederländischen) Literatur zu uns gelangt), weil das große deutsche Wörterbuch in öfter übertriebenem Autochthonismus uns über solche Dinge, ich sage nicht täuschen, trösten zu sollen glaubt**). Die Wahrheit ist allemal der letzte, sicherste Trost.

Die deutsche Philosophie würde mit Beschämung eingestehen müssen, wie sehr in dieser ehrlichen Arbeit des Aneignens und Eindeutschens ihr schon die Anfänge der deutschen Spekulation, die sogenannten Mystiker, überlegen waren, wenn sie sich die Mühe nicht wollte verdrießen lassen, hier das oft wunderbar treffende Deutsch zu suchen, das Luther vorfand, und das ihm sein unschätz-

*) Schon Dante spricht vom *parlar materno* und den italienischen Latiniten der Renaissance galt *lingua materna* als gleichwerthig mit *lingua vulgaris*, also daß wenigstens die Bezeichnung „Muttersprache“ nicht als spezifisch deutsch und als Zeugniß für das deutsche Gemüth anzusprechen ist.

***) Der treffliche Mor. Heyne, der rüstigste, kenntnißreichste Fortsetzer des köstlichen Werkes, sagt in seinem eigenen D. W. B. zu sauber: „ohne erkennbare Verwandte, aber sicher kein Lehnwort aus lat. *sobrius*.“ Wodurch wäre das sicher? Im mittelniederländischen *Speghel der zonden* heißt es z. B.:
Sobre spise und *sober sin*
brenghet zuten, sobren slaep in.

Der Begriff *mäßig* ist der nächste, aber der „*saubre Schlaf*“ giebt bereits die weitere Entfaltung zum heutigen.

bares Werk erst möglich machte. Wir werden sehen, wie Luther und dann in immer weiteren Kreisen die damals noch eng verbundene Schaar der Theologen und Schulgejellen, der Univerſitätslehrer, Geſchichtſchreiber und Volksſchriſtſteller, ſich an dieſer biſher allzuwenig beachteten Eroberungsarbeit betheiligt haben, die denn doch im Grunde deutſcher iſt, als heutige Ueberflugheit und hochmüthiges Deutſchtun ſich träumen läßt. Wenigſtens arbeiteten alle dieſe Genoffen einer großen Zeit im Sinne Goethes, der am 28. März 1817 an Umarow ſchrieb (ſ. G.-Jhrb. X, 289):

„Denn gerade zu der jeßigen Zeit kommen dieſe Worte als erwünſchtes Evangelium, dem Deutſchen zu ſagen: daß er anſtatt ſich in ſich ſelbſt zu beſchränken, die Welt in ſich aufzunehmen muß, um auf die Welt zu wirken.“ —

Wie Goethe in den Lehrjahren die unglückliche Aurelie ſich über die „Perfidie“ ausbreiten läßt, im Verhältniß zu der die deutſche „Treuloſigkeit“ ein unſchuldiges Schooßkind ſei, ſo ging es ſchon Luthern mit dem hypocrita. Man ſehe, wie er dem Worte beizukommen ſucht, in den Tiſchreden (ich zitiere immer nach der noch zuverlässigſten Ausgabe von Förſtemann und Bindſeil, Berlin 1844—1848.) Bd. 4, 8. „Heuchler“ iſt ihm viel zu wenig oder, wie er ſich ausdrückt, „zu dünne und ſchwach“, ein Heuchler ſei auch der sycophanta. So kommt er auf „ſchädlicher Betrüger“, „ein Kind des Verderbens, ein falſcher verzweifelter Bube.“ Das iſt nun zwar eine Erklärung, eine Umſchreibung, aber keine Verdeutſchung, ja das Eingeständniß der Unmöglichkeit, im Deutſchen ein Deckwort für die Schurkerei*) zu finden. Ein andermal geſteht er, daß er lieber das griechiſche Wort „Mysterium“ hätte beibehalten ſollen, da ihm „Geheimniß“ nicht völlig genügte. Er beließ es aber doch dabei, aber die Baſeler Bibel erklärte Luthers „auslendiges Wort“ mit „Heimlichkeit“ und wir müſſen zugeben ganz vortrefflich. (S. übrigens die lehrreiche Ausführung im D. W.-B. 4, 2, 2361.) Man hatte freilich früher, vor Luther, mit „Heimlichkeit“ auch das letzte Buch der Bibel die Apocalypſis überſetzt (ſ. Geſſen S. 111. „von den geſchrieben ſteet in der Heimlichkeit.“) Luthers „Offenbarung“ iſt wort- und ſinngemäß.

Das Latein, das von den Gebildeten nicht mehr geſprochen wird, iſt nun freilich als Sprache todt, eine „todte Sprache“, jagt man, aber wir wiſſen doch, daß es in nie unterbrochener

*) Schurke, ſo deutſch es uns jezt — leider! — klingen mag, iſt romanisch, ital. scrocco, frz. escroc.

Tradition der Kirche, der Schule und aller gelehrten Kultur, ja dem diplomatischen Verkehr bis zu den Akten des westphälischen Friedens als die Sprache schlechthin galt, und der Italiener Carducci hat vollkommen Recht, von der Romanitas der europäischen Kulturwelt zu sprechen. Den klaffendsten Riß in diese Romanitas bedeutete freilich die Luthersche deutsche Bibel, die im Großen und Ganzen schlankweg aus der Vulgata übertragen ist. Gleichwohl fiel es im 16. Jahrhundert noch keinem Menschen ein, das Latein, die unendliche Quelle geistiger Kultur, gering zu schätzen. Wie im Kolleg, so galt auch an der Tafel der Reformatoren das Latein als die selbstverständliche Umgangssprache, die nur von Zeit zu Zeit durch deutsche Brocken oder ganze Phrasen unterbrochen ward, wie etwa noch heute der Mecklenburger, wenn er im Gespräch angeregt, gemüthlich wird, aus dem doch unbequemen Hochdeutsch der Schulbildung und des Zeitungsjargons in sein geliebtes Platt umschlägt. Wir verstehen die kühne Neuerung des Christian Thomasius, (1655—1728) erst im Wintersemester 1687/88 ein deutsches Kolleg zu halten; es war lange im Stillen herangereift und ein Symptom nicht etwa eines kräftigen Aufschwungs des Deutschthums, sondern dafür, daß der französische Einfluß die Ablösung der Romanitas bereits gründlich bei uns besorgt hatte, das Werk Gottscheds (1700—1766) und seiner Abulgunde vorbereitet und in die Wege geleitet. Dann kam Lessing, der Franzosentödter, durch den aber Goethe sich nicht irre machen ließ, dazu stand ihm Herder zu nahe, der Alles war, nur nicht einseitig und bornirt.

Luther, unser Befreier aus dem Romanismus, der kirchlichen Universalität des Papstthums, machte doch vor dem römischen Rechte, wiewohl er die Juristerei seiner Zeit gern allen Teufeln zumies, Halt, und die Romanitas blieb durchaus für ihn, den grunddeutschen Mann, der Wurzelboden aller Gesittung, nur mußte sie sich jetzt die Zensur und Korrektur „der Schrift“ gefallen lassen.

Luthers Sprache wimmelt daher, wie man sagt, von eingemengtem Latein, wie die Goethes — und fast noch mehr Schillers — besonders in seiner geschäftlichen Prosa, von französischen Lehnwörtern. Aber Luther giebt mit Vorliebe zu dem eben gebrauchten Fremdworte auch gleich das entsprechende deutsche, wobei er sich als der großartige Sprachbeherrscher erweist, als den wir ihn anstaunen. Aber warum giebt er nicht bloß das deutsche Wort? Einfach darum nicht, weil er kein Sarrazin, kein Stephan war, der sich angemaßt hätte, einen Einfall, eine Möglichkeit, die ihm

grade kam, zum Gesetz für alle Andern zu machen, einfach darum nicht, weil er nicht zu den anmaßlich = unwissenden Reinigern*) gehörte, denen ihre schulwitzigen Surrogatwörter (so sagte Goethe, Sarrazin Deckwörter) allemal ausreichend scheinen, das Gemachte dem Gewachsenen und Gewordenen gleich werth. Und aber vorzüglich darum nicht, weil er Achtung vor der klaren Deutlichkeit und scharfen Umgrenzung des der Bildung seiner Zeit gemeinsamen Besitzes hatte, den er seinem Volke gönnte und annehmbar zu machen mußte oder doch versuchte. Und so verfuhr, wie gesagt, alle seine edleren Zeitgenossen und Nachfolger. Sie wußten, daß das Ausrotten und Meiden aller dieser uns doch wohl vertrauten Fremdlinge, wenn es möglich wäre, einen so erheblichen Verzicht auf Bildung bedeuten würde, daß nur der Banause sich dadurch gehoben fühlen könnte.

Wie sehr dieses bescheidene Nebeneinanderstellen des Fremdwortes und des eigenen, zunächst nur subjektiven Vorschlags, dem heutigen Verfahren**) vorzuziehen ist, wird sich zeigen.

Daß Luther damit jedoch nicht ein völlig neues Verfahren einleitete, ist zuzugeben, aber es blieb geschmackvoller und wirksam, als z. B. die Methode des 1300 gedichteten „Kruzigers“, wo die Uebertragung als vom Fremdworte abhängiger Genitiv jedesmal voranstcht:

V. 3338: der trürikeit tristitz.

V. 4192: irs gewalts potencia.

Ganz schon die Weise Luthers zeigen die Verfasser, der ihm in so Manchem ähnliche Straßburger Prediger Geiler von Kaisersberg und der Uebersetzer seiner Predigten über Sebastian Brants Narrenschiff, der vagirende Mönch Johannes Pauli (1520).

*) Lassen wir doch vor nicht gar langer Zeit (s. Täg. Rdsch. 1896. 17. 5 Seite D.), wie der Krieg des Allg. D. Sprachvereins wider die Fremdwörter als ein großes „nationales Reinemachen“ (so!) angepriesen ward. Nun, der Betrieb des großen „Reinemachens“, wie der Berliner so anmuthig sagt, ist, wie Jeder weiß, geeignet, den Hausherrn zur Thür hinaus zu scheuchen. Es ist Weiberarbeit und Weiberlust.

***) Ein alter Eiferer wider „Fremdwörterei“ ist Herm. v. Pfister-Schwaighusen, der sich als Schüler Jacob Grimm's bekennt zwar, und doch so ganz dessen Sinn verkennend, à la Stephan durch „Befehl von oben“ die Abstellung des Unwesens möglich denkt. Wie wenig geschichtliches Verständniß der ehrwürdige Herr an die Sache heranbringt, mag der merkwürdige Satz lehren: „Keine Sprache irgend welchen gesitteten Volkes bedürfte auch nur eines Fremdwortes.“ Wie er sich wohl das Werden der romanischen Sprachen und des Englischen vorstellen mag! — Dagegen sagt Victor Hehn in seinem schönen Buche Italien 2. Aufl. S. 187: „Ganz im Gegentheil. Viel Fremdwörter, viel Kulturverkehr, viel entlehnt, viel gelernt.“

Dafür zunächst ein paar Beispiele: Geiler in der Emeiß (Ameiße) Bl. 64d (1517 gedruckt):

„Damit dir memory vnd gedechtnis in dein augen vff
gangen.“

Ebenda Bl. 24a:

„wan (denn) er wolt betrachten vnd contemplieren.“

Soh. Pauli, Narrenschiff S. XI, Sp. 3:

„ordenieren vnd schicken“.

Bl. 143 Sp. 3:

„du machest sie frölich mit Deinen falschen recreaxen
vnd kurzweilen.“

Bl. 145 Sp. 1:

„ideoten (so für Idioten) vnd Narren.“

Bl. 148 Sp. 3:

„zu einer recreax vnd erfrischung seins gemüß (Gemüthes).“

Bl. 175 Sp. 4:

„vnd giengen die prisonneer vnd gefangenen leut dem
(Triumph)wagen nach.“

Auch den Niederdeutschen war diese Bindung, die, wie ich annehmen möchte, auf einen weit verbreiteten Gebrauch der Lateinschule zurückzuführen ist, geläufig. Ich erwähne hier nur aus dem 1525 gedichteten Liede von Claus Kniphof (bei Silencron, Hist. Volkslieder Bb. 3, 522) Str. 41:

„van den schepen (Schiffen) hundert achtig ghepillighet
unde ghenamen“;

pilligen ist das franz. piller oder ital. pigliare.

Nun aber Luther. Zu der Uebersetzung, die Wenzel Lint 1538 von Galeazzo Capellas Buche über den Mailändischen Krieg herausgab, schrieb er eine bedeutsame Vorrede, die von seiner Werthschätzung der Geschichte Zeugniß giebt. Darin heißt es:

„Und wenn man's gründlich besinnet, so sind aus den
Historien und Geschichten fast alle Rechte, Kunst, guter
Rath, Warnung . . . als aus einem lebendigen Brunnen
gequollen.“

Tischreden Bb. 1, 9:

„und ihr Fundament und Grundfest.“

— 1, 240: „mit Superstition und Aberglauben.“

— 1, 247: „so würde er (der Papst) seine Tyrannei du-
pliren und zwiefächtigen.“

Es ist sehr zu beachten, daß Luther nicht sagt verdoppeln, wie

Sarrazin gar nicht anders (s. bei ihm u. Duplicat, Duplum) weiß, da er noch fühlt, doppel ist das lat. duplus. Fast lustig aber, wenn es nicht so traurig wäre, ist die reichsgesetzliche Bestimmung, für 100 Kilo amtlich und im Unterricht zu jagen: „Doppelzentner“ (dz), also centenarius duplus, und daß man damit die Vorstellung erwecken kann, das sei nun deutsch. So geschehen auf Ersuchen des Bundesrathes vom 8. April 1897.

Bd. 2, 185:

„Bei der höchsten Bön und Strafe.“

— 2, 198:

„da doch das ewige Leben denen . . . geschenkt wird, als Kurkindern*) oder filii adoptionis.“

— 2, 360:

„was das Ende und den Effect oder die Wirkung belanget.“

— 3, 51:

„Doctor Martinus fuhr ein Mal auf ein Wäglin hinaus in ein Holz und auf die Aecker spazieren, sich zu erlustieren.“

Ich füge das hier ein, obwohl es nicht direkt aus Luthers Munde stammt und selber zweifelhaft sein kann, ob erlustieren (Hans Sachs hat das reizende Wort sich ermahen) als Verdeutschung zu spazieren (lat. spatari von spatium) gemeint ist, um auf die schöne Bildungsendung —ieren, die doch dadurch nicht deutscher wird, daß wir sie —ieren schreiben sollen, zu weisen, die man uns auch in übertriebenem Eifer vereteln möchte. Sie ist ja freilich ursprünglich romanisch, wie das —ei in Polizei, Sophisterei, Schweinerei (ital. ia), und es hilft uns nichts, auf „frieren“ und „verlieren“ zu verweisen, deren r unorganisch für i eintrat (vergl. mhd. ich was von wesen, jetzt ich war), aber wir wären einfach Narren, wollten wir den angeeigneten Besitz nun wieder fahren lassen. Mit allem Fug nennt Viktor Hehn die fremden —ei, —ieren, —ist, —aner „unsere regsamsten Derivationsfilben“ (s. Italien S. 202). Welche Albernheit doch, diese frischen Bildungen mit Schottel, der sich Schottelius schrieb, als „Tren-Dreck“ zu verwerfen! Wir dürfen uns also nicht mehr „erlustieren“ („Sie nam

*) Man sehe in den Wörterbüchern u. anwünschen und Wunschkind. Sperander (1727) giebt Adoptivus mit „angewünschtes Kind, — — Wahl-Kind“ Das Wort Ankündigung für Adoption bildet noch 1798 der deutsche Gil Blas (Rylus). — So ist Annahme, was v. d. Hagen (Germania V, 193) für Pseudonym vorschlug, zehnmal annehmlicher, als Sarrazin's: Versteck — Schein — Falsch — Buchname! Warum nicht gleich Lügenname?

den reuter bey der Hand, und giengen zu lustieren“, heißt es in einem Volksliede bei Mittel Nr. 19), ein Mädchen dürfte nicht nach S. Sächsischer Weise „schön gelidmagiret“ heißen, es würde keiner fürder „drangsaliret“, die Juden gingen nicht mehr „haufiren“, es durfte auch nicht mehr im Rechnen „halbirt“ werden*) u. dergl.

Bd. 3, 100:

„wenn ein Teufel den andern veziret und geheiet.“

— 3, 131:

„man muß Patienz und Geduld haben.“

— 3, 136:

„die Abominatio und der Gräuel.“

— 3, 159:

„Wer da wol dividiren und unterscheiden könnte.“

— 3, 176:

„daß der Papat nach Germanien und Deutschland fraget.“

— 3, 200:

„Ist diese Sünde . . . nicht ein Sünde wider den h. Geist, so weiß ich die Sünde nicht zu definiren und zu örtern.“ Ueber den zunächst der Rechtssprache angehörigen Ausdruck „örtern“, an seinen zukünftlichen Ort stellen, umgrenzen, s. in den W.-B. unter „erörtern“.

— 3, 246:

„ein Schulmeister mit seinem Erudiren und Unterweisen.“ A propos dieses erudire will ich gern an die treffliche Uebersetzung meines sel. Direktors Ed. Bonnell erinnern, die genau den Sinn trifft, nämlich „entgröben“, aus dem Rohen herausarbeiten. Dasselbe hatte aber auch offenbar bereits der als „Schwarmgeist“ mehr gescholtene als gekannte Thomas Münzer nur sagen wollen, wenn er von „Entgröberung“ der Seelen spricht, worüber Luther sich denn freilich lustig machte. Tischr. 1, 199: „er muß uns also entgröben (wie die Schwärmer redeten, wie Th. M. mit seinem Anhang), er muß gar grobe Neste und Späne von uns weghauen.“

Bd. 3, 361:

„legte ihm bald das pati und Leiden auf.“

*) Das Wort „halbiren“ war, wie das D. W. B. 4, 2, 205 lehrt, zunächst Roderausdruck von der Kleidung. S. noch Bd. 5, 57 „fälsberiren“ u. a. m. Letzteres ist offenbar nach dem lat. vitulari gebildet, fröhlich sein, eig. springen wie ein Kalb (Hehn a. a. D. S. 199).

Bd. 3, 364:

„auf daß die Gewissen nicht offendirt und erzörnet würden.“

— 3, 398:

„ein wunderliche Ketzerey . . . die fremde Leute zu Kurfindern angenommen hat.“ Vgl. oben das zu 2, 19^a, Kurfinder oder filii adoptionis, Angemerkte.

— 4, 106:

„und sie (die Person) will nicht compariren und erscheinen, so procediren und fahren wir fort.“*)

— 4, 200:

„und ist kein Spatium noch Raum mehr da.“

— 4, 328:

„wollen sie ihre Autorität und Gewalt confirmiren und bekräftigen.“

— 4, 342:

„um seiner Demuth und Resignation oder Uebergebung willen.“

Ebenda:

„reformiren und reinigen.“

„confirmiren, bestätigen und erhalten.“

— 4, 345:

„ich sollte revociren und widerrufen.“

„wird dich dem Papst commendiren und befehlen.“

— 4, 346:

„visitirte und besuchte.“

„exequiren und vollstrecken.“

— 4, 371:

„im Artikel der Justifikation und Rechtfertigung.“

— 4, 394:

„indem er also das Gesetz extenuirt und verkleinert“.

— 4, 398:

„confutirt und widerlegt.“

„solvirt und löset auf.“

*) Ginge es nach Herrn Heg. und Baurath Otto Sarrazin, so gäbe es fortan in Deutschland auch wohl keinen „Prozeß“ und keine „Prozession“ weiter. Er ahnt natürlich nicht, daß der „Rechtsstreit“ in seinem ersten Bestandtheil nur ein etwas älteres lat. Lehnwort, (so sagt man, wenn man das Fremde dulden muß), nämlich *rectum* ist, zu dem der Gegensatz das *tortum* (frz. tort) war, daher unser guter alter Spruch:

Geld das stumb ist,

macht recht das krumm ist. (d. i. *tortum rectum reddit*.)

Bd. 4, 403:

„dies Poema und Gedicht.“

„eine Tragödie und Spiel.“

— 4, 427:

„Es wird auch den Saul sehr confirmiret und gestärkt haben.“

— 4, 431:

„können der Prærogativa und Furzug . . . nicht vergessen.“

— 4, 442:

„sie verdunkeln das Consequens und die Folge.“

— 4, 519:

„Aber in Theologia ist keine Exceptio noch Auszug.“

— 4, 526:

„exequiren und üben.“

Wer diese kleine Sammlung übersehaut, wird ein ziemlich deutliches Bild von Luthers Stellung zu dem sogenannten „Fremdwörter-Unwesen“ haben, und dann also einräumen, daß er es sicherlich als Unwesen nicht empfunden hatte, sondern, wie wir im Allgemeinen gut thäten, es auch wieder zu betrachten, als eine Quelle der Bereicherung und Klärung unserer Begriffe, also als einen Segen. Und wer sich nur einigermaßen der Herkunft seines Wissens bewußt zu werden bedacht wäre, wer also vor allen Dingen seine deutsche Muttersprache verstehen und ihr Werden beobachten wollte, der weiß, daß die Fremdkörper in ihr so wenig das deutsche Sprachgefühl beeinträchtigen, daß vielmehr sie es fort und fort wecken und wacker erhalten. Und wenn er die heutige, zum Theil grauenvolle Verrohung und Versimpelung der Sprache unserer „Gebildeten“ ansieht, so dämmert ihm vielleicht ein Lichtlein; es möchte die frühere eindringliche Beschäftigung mit dem Lateinischen — vom Griechischen spreche ich hier absichtlich nicht, da dessen Einführung in den höheren Schulunterricht seit dem Anfang unsers Jahrhunderts besonders, nicht ohne ein Verlassen der bisherigen geschichtlichen Entwicklung des deutschen Geisteslebens, nicht ohne ein sich Uebernehmen und Ueberschreiten der vernünftigen Grenzen allgemeiner Vorbildung zu gelehrten Studien hat stattfinden können — ich sage: es möchte die eindringliche Beschäftigung mit dem Lateinischen, dem Träger aller unserer christlichen Kultur, vielmehr das werthvollste Instrument und Mittel zur Erziehung des deutschen Stiles und der deutschen Rede gewesen sein. Nur an der fremden

Sprache bildet sich der grammatische und stilistische Sinn. Das Latein hat uns Jahrhunderte entlang dazu gedient. Was wäre Luther ohne es? Wie hätte er Rom beikommen, wie der deutsche Heros werden mögen?

Und nun soll der unwissende, öde, geschmacklose, ja freche, pietätlose, lächerlich = bornirte Sarrazinismus herrschen? Wir haben die Stirn, den vierhundertsten Geburtstag des Magisters Philippus zu feiern, des großen Praeceptoris Germaniae, wir die wir in wahnsinniger Blindheit sein Werk, die brave deutsche Lateinschule, verwüsten und zerstören? O wie bald, wenn wir noch eine Weile im Banne des Banauenthums und der Blaustrümpfe oder Schreibweibchen mit der „Reformschule“ so fortwirthschaften, werden wir den wahrlich nicht so leicht zu reparirenden und wieder gut zu machenden Ruin oder Umsturz bejammern! Dagegen, wider solchen bildungsfeindlichen Umsturz wünschte ich ein Umsturzgesetz. Musae barbarizant, die Musen lauderwälschen, hatte einmal ein deutscher Fürst, Landgraf Moriz in Hessen, (1619) in ein Stammbuch geschrieben; was wird die Geschichte von der musischen Bildung der glorreichen Epoche des bewaffneten Friedens dereinst zu melden haben?

Weimar, im Oktober 1897.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Gerhart Hauptmann von U. C. Woerner. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Munder. München 1897. Karl Hauschalter, Verlagsbuchhandlung. 80 Seiten.

In klarer übersichtlicher Darstellung führt uns die kleine Schrift in Gerhart Hauptmanns Entwicklungsgang und den Inhalt seiner Werke ein. In knapper Form wird uns Ideengehalt und Handlung zugleich veranschaulicht und das, was der Dichter erstrebt und erreicht hat, an einander gemessen. Die Beurtheilung der Schauspiele *Vor Sonnenaufgang*, *Das Friedensfest* und *Einame Menschen* ist nüchtern, vorurtheilsfrei und doch menschlich hoch gegriffen. Das gilt namentlich hinsichtlich der neuerdings oft überschätzten typischen Werthung von „*Einame Menschen*“. Scharf und fein wird das Verhältniß von Johannes Wockerat und Anna Mahr sondirt, und der sich daraus ergebende Konflikt, als die Höhe des Tragischen nicht erreichend, charakterisirt. „Nirgend gewinnt man die Ueberzeugung, daß Johannes unter günstigen Umständen das Beste leisten würde. Denn er ist nicht anders, wo kein Grund zur Zurückhaltung vorläge, in den Szenen mit Anna, die nach seiner Meinung Alles weckt, was in ihm schlummert, löst, was gefangen liegt, stützt, was schwankend ist . . . Annas Verstand bewährt sich so wenig wie der ihres Partners, weder in der Theorie, in den Gesprächen mit Johannes, noch in der Praxis, wenn sie sich ihrer schwierigen Lage in der Familie Wockerat gewachsen zeigen und wenigstens den Versuch machen sollte, eine Lösung des Konfliktes herbeizuführen.“

Das Kapitel über die Weber ist besonders gelungen. Der Verfasser weist in feinem Nachempfinden nach, wie weit der Dichter davon entfernt ist, ein Tendenzstück zu schreiben, wie sich ihm vielmehr der Stoff und seine Gestaltung ungesucht aus eigenen Eindrücken aufgedrängt hat und gerade so sich bilden mußte.

Die Beurtheilung der übrigen Werke ist Ausdruck eines Geistes, dem die ästhetisch-psychologische Beurtheilung nicht Ein und Alles ist, sondern der das hinter der Bedingtheit der Menschen und ihrer Zuständlichkeit Liegende mit in seine Betrachtungsweise einfließen läßt.

Nur in des Verfassers Kritik der Versunkenen Glocke scheint die angewandte Methode, weil sie so ganz methodisch bleibt, nicht auszureichen.

„Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn“ — will hier sagen in das Märchenland.

Es hat sich allmählich eine ganze Literatur angesammelt, um die Symbolik der Versunkenen Glocke aus- und umzudeuten. Aber selbst wenn Jemand alle Intentionen des Dichters erfaßte und schwarz auf weiß einbalsamirte, den Zauber der Dichtung hätte er damit doch nicht eingefangen, vielleicht aber eingefärgt. Denn der weht in den mitschwingenden Overtönen, ist aus Sonnenstrahlen und Nebelschleiern gesponnen, tanzt auf tiefen dunklen Wassern und umkränzt Bergespitzen und Waldhalden. Laute, die wir in der stummen Natur mit dem inneren Ohre zu vernehmen glaubten, ein Jauchzen und Klagen, das aus Baumwipfeln und Bergströmen zu dringen schien — die Stimmen unsrer alten Sänge und Märchen — sind hier gestaltet und vermenschlicht. Ja, auf dem Anklang an so vieles alt Bekannte, längst Versunkene, beruht die große augenblickliche Wirkung, aber auch die Schwäche der Dichtung. Schwerlich wird ihr Werth ein bleibender sein.

Es giebt Bücher, von denen wir momentan stark beeindruckt werden, aber wenn wir uns später fragen warum? so war es nur wegen der Gedanken und Stimmungen, die sie in uns ausgelöst haben. Freunde, denen wir sie mittheilten, konnten nichts in ihnen finden, und wenn wir sie wieder zur Hand nehmen, suchen wir vergebens nach jenen ersten Eindrücken. Dasselbe erleben wir an Menschen, Kunstwerken, ja an der Natur selbst. Wenn sie uns ein zweites Mal kalt lassen, so sind vielleicht in uns die Vorbedingungen geschwunden, die jenen ersten Eindruck so stark und fruchtbar machten. Unsere eigenen Bedürfnisse, Empfindungen und Gedanken sind längst andere geworden, und das Goethe'sche „Ach, in demselben Flusse, schwimmst du nicht zum zweiten Mal“ bewahrheitet sich an uns in mehr als einer Form.

So giebt es Kunstwerke, die ihre Bedeutung nicht ihrem objektiven Werth, wohl aber dem Bedürfniß, das ihnen entgegenkommt, verdanken. Das dürfte auch den unbestreitbaren Erfolg der Versunkenen Glocke erklären. Sind wir doch durch sie uns wieder einmal der Schätze an Poesie bewußt geworden, die in der Tiefe unsrer Volksseele unveräußerlich ruhen, allem Graus des darüber hinsegenden Naturalismus zum Trotz.

Die folgerichtige Gestaltung und psychologische Entwicklung der handelnden Personen ist Hauptmann hier vielleicht noch weniger gelungen als sonst. Liegt ja darin überhaupt nicht seine Stärke.

Er hat in einem Selbstbekenntniß sich einmal dahin geäußert, daß er nicht, wie die großen Dichter, zuerst seine Menschen in der Totalität schaue, sondern sie sich bewußt, mosaikartig zusammensetze. Daher überzeugt er uns oft nicht von ihrer Lebensfähigkeit. Aber tritt man an ein Märchen-drama nicht mit anderen Forderungen heran, als an ein realistisches Schauspiel? Darf sich da nicht Alles verwirren und lösen nach anderen Gesetzen, als denen der gemeinen Wirklichkeit? Das Unmögliche geschieht und der Traum wird Leben. Der Verfasser setzt mit seiner Kritik namentlich beim letzten Aufzug ein, er erscheint ihm überflüssig, wie Vielen bei der Auf-führung im Deutschen Theater, wo Rainz den liebeswunden Künstler markirt, und dadurch einen grellen Widerspruch zu der großen Szene des vorhergehenden Aktes hervorruft.

Und doch ist der ganze letzte Aufzug nur ein Nachaußentreten innerer Gesichte. Ähnlich wie im Hannele. Heinrichs Leben zieht im Gleichniß an ihm vorüber, nachdem er sich aus den drei Pokalen noch einmal das Gefühl seiner vorigen Kraft, seines Aufstrebens und — den Tod getrunken. Unter den Todeschatten gleitet sein Wollen, Schaffen, Planen, Hoffen, Irren, Sündigen und Lieben an seinem inneren Auge vorüber und gewinnt in Kautendelein gleichsam Gestalt.

Es sind die Phantajien eines Sterbenden, dem in der Willigkeit zum Tode das Licht, der Tag anbricht, dessen Sonne nicht mehr untergeht. Nichts darf in der Darstellung Wirklichkeit scheinen. So wächst das Unausgesprochene, das nur Angedeutete sich zu einer innerlichen Lösung aus, die für das Empfinden des Zuschauers nicht mißverständlich bleibt. Man hat mir versichert, daß nach dieser Auffassung, die im Hamburger Stadt-theater zur Darstellung kommt, Niemandem der fünfte Akt unverständlich oder überflüssig erscheine.

C. B.

K u n s t.

Barock und Kokoko. Eine kritische Auseinandersetzung über das Malerische in der Architektur von August Schmarsow. Leipzig, 1897. S. Hirzel.

Das wiedererwachte Interesse für die Kunst des siebzehnten und an-fangenden achtzehnten Jahrhunderts hat in diesem Buch eine sehr inter-essante Bereicherung gefunden. Wenn die Schätzung des Barock, dessen äußerliche Nachahmung freilich zu schlimmen Resultaten führen muß, aus so tiefbringendem und feinsinnigem Hineinfühlen in den Gegenstand er-

wächst, so kann man sie nur freudig als eine Erweiterung unseres künstlerischen Empfindens begrüßen.

Vor Allem wirkt es vertrauenerweckend, daß der Verfasser die Kunstentwicklung rein aus den Wandlungen des Geschmacks, speziell des Stilgefühls ableitet, und sich aller Abschweifungen auf andere Gebiete, die er an anderen Autoren tadelte, selbst enthält. Er geht von dem spezifischen Wesen des Architektonischen aus, das er nicht in die äußere Erscheinung des Bauwerks, sondern in seine Aufgabe als Abgrenzung und Umkleidung eines Innenraumes setzt, ähnlich wie Hildebrandt in seiner bewunderungswürdigen Schrift die Plastik rein räumlich als Herausarbeitung bestimmter Gestalten aus dem Raum betrachtet hat. Er weist nach, wie schon in der Kunst der Hochrenaissance sich eine Neigung, das Bauwerk auch malerisch zu betrachten, geltend gemacht hat, daß aber die Entwicklung des Barock ursprünglich nicht durch diese Neigung bestimmt worden ist. Vielmehr hat der geistige Urheber des Barockstils, Michel Angelo, darin sein eigentümliches Wesen ausgeprägt, daß er die baulichen Aufgaben plastisch behandelt hat. Nicht die räumliche Ausdehnung, nicht die Gestaltung nach der Horizontalrichtung ist ihm wesentlich, sondern die vertikale Richtung, das Erwachsen des Bauwerkes zu einer von einheitlichem Prinzip beherrschten plastischen Erscheinung, der die einzelnen wichtigen Massen und Formen dienstbar gemacht werden. Seine römischen Nachfolger haben diesen Gedanken meist nicht mehr verstanden, und die schweren Einzelformen ohne solche künstlerische Gesamtanschauung verworfen. Trotzdem findet der Verfasser für ihre Leistungen, besonders die eines Bignola und Della Porta, doch viel Anerkennung, und erst vor Borromini's tollen Phantasien muß auch er sein Plaidoyer einstellen. Um so eifriger erhebt er dann wiederum Bernini, dessen große Begabung und bisweilen machtvolle Leistungen in der That lange einseitig verkannt worden sind. Mir kommt bei Bernini immer das Epigramm Paul Heyse's in den Sinn:

„Ja, er ist nur ein Manierist, doch einer im größten
Stile, daß er fürwahr manchen Stilisten beschämt.“

Dagegen fehlt Schmarsow auch vor den groben Geschmacklosigkeiten Bernini's meist die tadelnde Kritik; wohl kaum irgend Jemand, der Sankt Peter betreten, wird ihm zustimmen, wenn er das Tabernakel am Hochaltar ein „Meisterstück verwegener Dekoration“ nennt.

Mit dem Uebergang des Barock zum Rokoko kommt dann in der That das malerische Prinzip in der Architektur zu unbestrittener Geltung. Wir werden nun nach Frankreich geführt, um der zierlichen Kunstübung zu folgen, die jetzt an Stelle der monumentalen römischen die Welt beherrscht. Mit kurzem Ausblicke auf die folgende klassizistische Kunst schließt der Verfasser. So wenig sympathisch ihm die letztere ist, so hat er doch — im Gegensatz zu dem plumpen Unverstand, der öfters in unserer Zeit zu Tage getreten — die historische Gerechtigkeit, um anzuerkennen, daß nach der

Auflösung der Formen, zu welcher das Rokoko geführt, die Rückkehr zu den einfachsten, strengsten Gesetzen und Vorbildern nothwendig gewesen, um die Kunst wieder auf eine neue, hoffnungsvolle Bahn zu führen.

Nur kurz sei der geistvollen Art erwähnt, mit der auch die gleichzeitige Skulptur und Malerei beleuchtet werden, um die Entwicklung der Architektur zu verdeutlichen.

Der Grundgedanke des Buches scheint mir ebenso überzeugend als fruchtbar; die Ausführung würde gewonnen haben, wenn der Ausdruck weniger bilderreich und mehr konkret wäre. Es giebt eine Bildersprache, die aufklärt und erleuchtet, und eine die verhüllt. Jedenfalls aber wird in Schmarjows Buch die Mühe, durch die Verhüllung zu dringen, immer belohnt.

D. Harnack.

G e s c h i c h t e.

R. Waliszewski, Pierre le Grand, l'éducation, l'homme, l'Oeuvre; d'après des documents nouveaux. Paris, Plon, 1897.

Der Verfasser ist bereits in weiten Kreisen bekannt durch seine Schriften über Katharina II. Man konnte auf Grund derselben mit gutem Vorurtheil sein neues Werk in Empfang nehmen und wird sich nicht enttäuscht finden, nachdem man es gelesen. Es ist die Frucht sorgfältiger Arbeit, umfassender Benutzung zum Theil bisher unbeachteter Quellen, was freilich dem Autor kaum das Recht giebt, diese im Ganzen doch wenig Neues von Bedeutung bietenden Quellen als Grundlage seines Buches vorzuführen. Sie ändern wenig an dem Gesamtbilde, welches sich über Peter I. und sein Werk in neuer Zeit, und besonders seit Kostomarow, geformt hat. Immerhin aber ist es schon verdienstlich zu nennen, wenn ein Historiker dieses Gesamtbild anerkennt und vervollständigt, wenn er sich nicht, wie es früher üblich war und auch neuerdings noch vorkam, von dem Schein blenden ließ, den russische Hystoriker und europäische Bewunderungsfüchtige zu verbreiten liebten. Denn hat man es einmal durchgesehen, daß ein Herrscher mit dem Beinamen des Großen geschmückt wird, so giebt es Leute, die an seine Größe glauben werden, zumal wenn dieser Herrscher so unerwartet, mit solchem Gepolter, in solchem Aufzuge und mit so verblüffendem Erfolge in die europäische Welt tritt, als dieser Großfürst von Moskau that.

Diese Erfolge sind unbestreitbar auf dem Gebiet der äußeren Politik: Peter erbt ein Großfürstenthum Moskau, das Niemand in Europa kannte, und hinterließ ein Kaiserreich, das selbst das stolze Haus Oesterreich zuletzt anerkennen mußte. Aber der Verfasser behandelt diese äußere Politik nur

flüchtig, wie denn überhaupt eine erschöpfende Schilderung des Nordischen Krieges bisher noch fehlt, obwohl er zu der Ansicht gelangt, daß die kriegerischen Unternehmungen Peters nicht eine Folge seiner reformatorischen Pläne im Innern, vielmehr umgekehrt der Anstoß zu den gewaltigen Anstrengungen gewesen seien, die er machte, um sein Reich in eine den europäischen Mächten ebenbürtige Verfassung zu setzen, und welche mehr noch als seine äußeren Siege dazu beigetragen haben, unter seinem Szepter eine Umwälzung vor sich gehen zu lassen, wie sie der Osten Europas seit dem Einbruch der Mongolen nicht erlebt hatte.

Der Verfasser sagt über die äußere Politik Peters nach dem Siege von Poltawa: „La logique, la nature des choses, l'empire des circonstances cèdent, dans son esprit, à la poussée d'instincts irréflechis qu'il est inhabile à gouverner. Sans motif plausible, assurément même sans un dessein nettement conçu et arrêté, le voici lancé à corps perdu dans une carrière d'aventures, dans un élan d'expansion universelle, où la Russie n'aura que peine de le suivre à cette heure, où lui-même ne sera visiblement guidé que par un besoin aveugle et inconscient de mouvement, d'emploi et d'abus de sa force.“ Das ist eine richtige Charakteristik, die man ebenso auch auf die Zeit vor Poltawa, ebenso auf die innere Reformarbeit Peters anwenden kann. Nichts berechtigt dazu, überlegte Pläne, staatliche Ziele anzunehmen bei den jugendlichen Soldatenspielen in Preobraschensk, die unter Leitung abenteuernder Kriegskleute Europas jene ersten geschulten Regimenter schufen, die der eifrige Zarenjüngling dann gern nicht nur auf dem Spielplatz, sondern in wirklichen Kriegen zu erproben wünschte. Nichts berechtigt, dem Jüngling staatliche Gedanken unterzulegen, als er sich seine Schiffe auf dem russischen Landsee zimmern ließ, und mehr Spiel als Staatsforge ließ ihn auch in Zaardam die Art führen. Wenn sich ein so arbeitslustiger Körper, ein so ruheloier Geist, ein so heftiges Temperament mit einer solchen Macht verbinden, wie Peter sie nach Niederwerfung der Regentschaft seiner Schwester bejaß, dann braucht es keiner politischen Motive, um einen Jüngling, den die Leidenschaft für das Seehandwerk erfaßt hat, zu dem Versuche zu treiben, irgend wo, am Schwarzen oder am Baltischen Meer sich einen Hafen zu gewinnen. Schiffe, Schiffe, Schiffe! wollte Peter, eigene Schiffe, damit zu segeln wie die Holländer; das war Alles. Er dachte schwerlich an einen Eroberungskampf gegen Karl, ehe er die Bekanntschaft Augusts von Sachsen und Polen in Rawa machte. Er war schüchtern gegenüber den Kriegsmitteln, die er in Europa bewundert hatte, voll staunender Ehrfurcht, die neben seinem mangelnden Talent zum Heerführer ihn zögern ließ gegenüber den kriegerischen Lockungen der Nachbarn. Erst Patkul verwandelt die Sehnsucht nach einem eigenen Hafen in den Entschluß, einen Versuch zur Erlangung desselben gegen Schweden zu wagen. Aber auch als der Krieg längst schon im Gange ist, sitzt Peter still und beobachtet: vielleicht ist das

Wagniſſ doch zu groß. Endlich rafft er ſich auf, ſtürzt auf den nächſten ſchwediſchen Hafen Narwa loſ, ohne Rückſicht auf ſeine Verbündeten, ſein einziges Ziel im Auge, ans Waſſer zu gelangen. Kaum erſcheint Karl, ſo läuft Peter davon und überläßt es ſeinem Feldherrn, ſich ſchlagen zu laſſen.

Peter wäre nie ans Waſſer gelangt, wenn er ſtärkere Gegner ſich gegenüber gehabt hätte; er wurde Eroberer, weil er allmählich bemerkte, daß er nur wenig Widerſtand fand. Und er fand wenig Widerſtand, weil Karl ein halb verrückter Haudegen war, der, wie Don Quijote ſich an Ritterromanen erheitzend, es nicht der Mühe werth hielt, mit ſo ſchwachem Gegner zu ſechten und nach Sachſen zog, um ruhmvollere Thaten zu verrichten. Dadurch gewann Peter Zeit, ſich an der Dytſee feſtzufetzen, ſein Heer zu mehren und zu bilden; er gewann Muth, als ſein Feldherr den erſten Sieg über Schlippenbach erfocht, und Uebermuth, als er endlich ſelbſt bei Poltawa den großen Feldherrn beſiegt hatte. Aber wie wenig brauchte er, um dieſen Sieg zu erringen. Der ſchwediſche Tollkopf war noch toller als ſpäter Napoleon, indem er mit 20000 Mann, mitten in der ruſſiſchen Wildniß, in eine wenn auch ſchwache Feſtung ſich verbiß, die ihm nichts nützen konnte. 20000 Mann ohne Artillerie, jaſt ohne alle Munition für die Gewehre, auß Neufferſte verhungert und zerlumpt, die trotzdem zulezt mit der blanken Waſſe zum Angriff ſchreiten mußten — weil Peter immer noch den Angriff ſeinerſeits nicht wagte. Und der Tollkopf ſelbſt verwundet, unfähig zum Kommandiren. Es war dieſer Untergang des ſchwediſchen Heeres eben ſo unvermeidlich wie der Rückzug Napoleons von Moskau: eine Heldenthat war der Sieg Peters ſicherlich nicht. Aber das Reſultat war einmal da: ein Don Quijote war von Windmühlentügeln niedergeworfen worden, ein ritterlicher Tollkopf war beſiegt und ein bäueriſcher Tollkopf war Sieger. Und dieſem letzteren ſtieg der Erfolg ſo zu Kopf, daß er nun bis an ſein Lebensende Eroberungskriege führte und dieſem Zwecke Gut und Blut ſeiner Unterthanen ſchonungsloſ opferte.

Nirgends in dieſer äußern Politik ſehe ich weitausſchauende Pläne, vielmehr hat der Verfaſſer ganz recht wenn er meint, es habe Peter Alles für die unternommenen Aufgaben gefehlt: genügendes Verſtändniß der ins Spiel kommenden Interereſſen, Geſchäftserfahrung, Takt und Maß. An Belegen fehlt es hierfür nicht. Aber Peter hatte Glück, vor Allem darin, Europa in einer Zerfahrenheit vor ſich zu haben wie etwa ſpäter Katharina II. es auch fand. Vor Allem die Schwäche Deutschlands erlaubte es Peter, in Finnland ſich feſtzufetzen, Karelrien, Ingermannland, Eſthland, Livland zu nehmen, Polen zu knebeln, nach Preußen und Pommern bis nach Holſtein vorzudringen, endlich die Hand nach dem Beſiß Mecklenburgs auszuſtrecken und England zu bedrohen. Die Schwäche Deutschlands hat Rußland groß gemacht, und auf ſeine eigenen Koſten. Einen gefährlichen Gegner fand Peter erſt am Pruth, und es war wieder ſein Glück, welches ihm

die verwundbare Stelle an seinem Gegner zeigte: einen bestechlichen Wesir. Wie unendlich überlegen ist ihm hierin Katharina gewesen: eine Meisterin der Staatskunst gegenüber einem unwissenden Handwerker, eine Intelligenz, die alle politischen Motore kannte, zu lenken und zu nutzen wußte, gegenüber einem bäuerisch schlauen Brausekopf, der sich von Impulsen treiben ließ.

Der Kampf, den Peter im Innern kämpfte, war ernster, schwerer als der äußere, der Widerstand, den er fand, größer. Aber sein Charakter zeigt auch hier dasselbe Gepräge. Ein maßloser Trieb zu Thätigkeit, Arbeit, körperlicher wie geistiger Bewegung, rastlose Reisen daheim und in der Fremde; ein kraftstropfender Körper, der durch Ausschweifung verdorben wird, ein rastloser Geist, der nie tief in Dinge dringt, aber stets auf hundert Dinge zugleich gerichtet ist; ein starker Wille, ein heftiges Temperament, ein rohes Gemüth. Aber nichts Kleinliches, ohne Eitelkeit, auf die Sache gerichtet, die eigene Person dransetzend, von gesundem Ehrgeiz, mit einer Bewunderung der Kultur nur ein geringes Verständniß für ihr Wesen und ihren Gang verbindend, mit mechanisch-technischer Begabung ausgestattet und mit diesem Auge Alles beurtheilend, fruchtbar an kleinen Mitteln, aber ohne System, ohne weiten Blick — so erscheint Peter auch in den Schilderungen dieses Buches, des idealen Größennimbus beraubt, mit dem man ihn bis vor ein paar Jahrzehnten schmückte. Freilich, Leute wie Voltaire und Friedrich II. haben sein Wesen durchschaut, aber die Schulweisheit, und besonders die deutsche, hat sich lange genug blenden lassen, weil sie von dem vorpetrinischen Rußland nichts wußte und das „reformirte“ Rußland bis auf unsere Tage herab nicht verstand. Erst seit Bernhardi und Kostomarow beginnt das anders zu werden.

Was Peter wollte: Rußland reformiren, es europäisch machen, das haben auch schon manche seiner Vorgänger, sogar der Wütherich Iwan gewollt, und letzterer suchte zur Ostsee vorzudringen mit mehr politischem Bewußtsein denn Peter. Neu war bei Peter die Methode: er war der erste Großfürst von Moskau, der selbst Hand ans Werk legte, so sehr, daß er den großfürstlichen Thron einfach verließ, eine Puppe, den Zar-Papst Homodanowski darauf setzte und diese Puppe halb zum Spott, halb im Ernst den Zaren im Sinne Iwans des Schrecklichen spielen ließ. Er selbst aber wurde Zimmermann, Kanonier, Maschinenbauer, Steuermann, Zahnkünstler, Drechsler, Hensler, Verleger und Korrektor von Büchern, Kirchenfänger, Trinker und Wüstling, Eroberer, Imperator, Architekt, Wasser-ingenieur, Geseßgeber, Städtebauer, Schullehrer, Brigadier, Schiffbauer, Ackernecht, Schuster und manches Andere noch. Der alte Moskauer Zarenstuhl, der allerdings ward völlig umgestürzt: die feierliche Würde, der asiatische Prunk, die Unnahbarkeit der Erben des Mongolenkhanes verschwanden völlig, und an die Stelle trat ein nackter, jeglicher Sitte und Ueberlieferung entblößter Mensch, der nun begann,

Alles in seinem Reiche ebenso umzuwerfen wie den Zarenthron. Es war nicht eine Reform, sondern eine Revolution, wie sie wüßter die französische Demokratie nicht vollführt hat. Seine Göttin war dabei auch die Vernunft, aber in der Weise eines halbgebildeten Wilden verstanden: die alte Kultur Europas in ihren äußeren Formen, ein Körper ohne Seele. Er schwärmte so sehr für das Reale, daß er alles Ideale im Volksleben verhöhnte, die Kirche so gut als die Moral, den Aberglauben so gut als Sitte und Gewohnheit. „Ce grand éducateur, sagt der Verf., a été aussi un des plus grands démoralisateurs de l'espèce humaine“.

Kein Stein in seinem Hause blieb auf dem andern. Hatte Ivan der Schreckliche die Fürsten niedergeworfen, so packte Peter nun den Adel und machte ihn zu einem dienenden Stande: jeder Edelmann mußte dienen, im Heer oder Zivil, und die gesammten oberen Klassen wurden in die bis heute geltenden Rangklassen gezwängt. Der Bauer wurde gleichfalls herabgedrückt, indem er gleichförmig und allgemein von der Scholle losgelöst, zum Leibeigenen wurde; das bürgerliche Gewerbe kam in die Hand zarischer Beamten und dann, als das Geld in der Staatskasse knapper ward, immer mehr in die Hand fremder Monopolisten, die Kirche wurde Staatsbehörde, die Geistlichkeit staatliches Beamtenthum. Das waren Reformen, die nur dann Verbesserungen hätten werden können, wenn die Staatsleitung, in deren Hand diese Volksklassen gegeben wurden, dauernd und in ungewöhnlichem Maße einsichtsvoll und weise gewesen wäre; da das Gegentheil eintrat, so haben diese Reformen zu der Verknechtung des Volkes beigetragen, wie sie noch heute unter einem schrankenlosen Beamtenthum sich darstellt.

Der Verfasser hat in eingehender Weise die einzelnen Gebiete, auf denen die petrini'schen Reformen vor sich gingen, durchforscht und das Ergebniß übersichtlich zusammengefaßt. Man kann daraus weniger sehen, als ahnen, die ungeheure Masse an Menschen und Dingen, an Rechten und Sitten, an Zuständen und Organismen, an Allem, was ein Volk von zehn Millionen auf einem Gebiet von gewaltiger Ausdehnung seit einem Jahrtausend erschaffen und erlebt hatte — diese Masse, welche die ewig klappernde Geseßesmühle Peters zermalmt, um sie in zahllosen neuen Formen nach angeblich europäischen Mustern wieder erstehen zu lassen: wenige dieser neuen Gebilde von dauernder Bedeutung, und ihre Bedeutung meist und hauptsächlich darin begründet, daß eben nichts Anderes mehr vorhanden war, daß ein Volk eben doch irgend wie leben muß; in irgend welchen, wenn auch schlechten, wenn auch noch so schwer drückenden Formen. Gevblündert, erniedrigt wie diese Edelleute, Geistliche, Bauern waren, sie haben eben die petrini'schen Organisationen ertragen, weil sie zu schwach oder stumpf waren, sie abzuwehren oder bessere zu schaffen. Aber neben den Reformen von Dauer — was ist Alles in jener Mühle gemahlen worden, ohne je eine feste Form, ein gesundes Leben zu finden!

Als Peter zur Regierung kam, oder einige Jahre später, um 1702,

soß er ein Volk von 7 Millionen vorgefunden haben. Wenn man nach den allerdings eben so wenig zuverlässigen Angaben der Zeit die Zahl der Arbeiter zusammenzählt, die er bei seinen Bauten in Taganrog, Peters- burg, Rogernwieß, Ladoga aus Mangel an Verpflegung umkommen ließ, so findet sich, daß es etwa der vierzehnte Theil seiner Unterthanen war, $\frac{1}{2}$ Million Arbeiter von 7 Millionen Einwohnern des Landes! Wie viel Menschenleben die steten Eroberungskriege fraßen, ist nicht bekannt. Und zu welchem Nutzen alle diese Unternehmungen? Die ohnehin weiten Grenzen des Landes wurden erweitert, die Fühlung mit Europa wurde hergestellt — letzteres ein großes, unzweifelhaftes Verdienst. Aber waren dazu solche Opfer nöthig? Petersburg wurde erbaut — aber mußte denn gerade dieser unwirthlichste, mörderischste Sumpf ausgesucht werden, um dort die Residenz zu gründen? Der Verfasser hält es für eine logische Folge, daß, nachdem Moskau aus seinem alten Leben und seinen alten Grenzen herausgerissen war, auch der Sitz der Regierung über die Grenzen hinaus verlegt wurde; das Newaland, wüst und spärlich von Finnen bewohnt, sei dann besonders geeignet gewesen zur Gründung der Hauptstadt, ein jungfräuliches Land, ohne Bewohner, die der Assimilirung hätten Widerstand leisten können wie in den deutschen Ostprovinzen, die bis heute deutsch geblieben seien.

Ich sehe die Nothwendigkeit einer Verlegung der Residenz überhaupt nicht ein und ebenso wenig den Vortheil, sie in einen wüsten Sumpf zu verlegen. Ein Hafen an der Mündung der Newa hätte für die Entwicklung von Schifffahrt und Handel genügt, und wenn die Traditionen Moskau's denn einmal so stark schienen, daß man in ihnen einen zu harten Widerstand gegen die beabsichtigte Umwälzung zu finden fürchtete, nun so war ja Kiew seit 1707 wieder russisch, von wo Peter doch seine geistigen Hülfskräfte zum Theil bezog; oder es waren andere Orte, wie Smolensk, ebenfalls nahe genug der europäischen Grenze gelegen, um von dort aus Rußland europäisch zu regieren. Hätte er um 1703 gehofft, Esthland und Livland zu erobern, so wäre, wie ich meine, Petersburg nie gebaut worden. Denn warum sollte er das unrusische Element dieser Länder scheuen, da er es doch mit allen Mitteln auch nach Petersburg zog? Er hätte nur zu gern an der Newa eine ganz deutsche Stadt gebaut und hätte die Deutschen Niga's wahrlich nicht gefürchtet wenn er dort seinen Sitz hätte aufschlagen können. Wie wenig Peter an diese „Logik“ in seiner Politik dachte, als er Petersburg gründete, ahnt man aus einem an sich geringfügigen Ereigniß, welches der Verfasser erzählt: eine Ueberschwemmung der Newa richtete um 1706 arge Zerstörungen in den neuen Anlagen der künftigen Hauptstadt an; Peters kleines hölzernes Wohnhaus lag unter Wasser. Peter zieht eifrig sein Zollmaß hervor und mißt: fast 2 Fuß Wasser in seinen Zimmern! Er aber schreibt seelenvergnügt ob dieser Wasserlust an Menschikow von dem „äußersten Vergnügen“, daß er davon gehabt habe, und

nennt diese Stätte sein „Paradies“. Es war die Leidenschaft für den Wassersport, was ihn trieb, sich hier ein Abbild seines geliebten Amsterdam zu errichten; und weiter lockten ihn Schifffahrt und Handel, wie er es dort angestaunt hatte. Die große politische Draperie hat dieses „Fenster“ erst von seinen historischen Priestern später erhalten.

Von Petersburg aus begann Peter nun Alles in seinem Reiche umzuwerfen. Der Krieg forderte immer größere Ausgaben bei einem Budget, das zu Anfang von Peters Regierung kaum 2 Millionen Rubel oder Speziesthaler betrug. Der Verfasser weist nach, wie die Geldnoth wuchs und Peters ohnehin rastlosen Neuerungsseifer immer schärfer zu Maßnahmen stachelte, die den Säckel füllen sollten. Die Volkszählung, die eine zwischen 1718 und 1722 ausgeführte Schätzung der Volkskräfte war, auf welche die neue Besteuerung sich gründete, war nur ein gewisser Abschluß der zahllosen Eingriffe in das soziale Leben, die vorhergingen und deren hauptsächlichster Zweck war, Leben, Eigenthum und Arbeit der Unterthanen für die Bedürfnisse des von den Kriegen geleerten Staatschatzes nutzbar zu machen. Welche Willkür dabei herrschte, möge eines der tausend Beispiele zeigen. Der Druck der Neuerungen auf den Bauer, besonders die stete und regellose Jagd nach Rekruten und nach Arbeitern, hatte zur Folge, daß die Bauern in Massen über die Grenzen, oder wenigstens von ihren Dörfern nach Gegenden entflohen, wo die Häscher des Staats sie weniger leicht fangen konnten. Peter bedrohte die Läuflinge mit immer härteren Strafen: Knute, Ausreißen der Rüstern, Hinrichtung. Nun begann er aber Fabriken anzulegen, und da er nicht genügend Arbeiter fand, bestimmte er, daß der Läufling aller Strafe ledig sein solle, wenn er Arbeiter in einer zarischen Fabrik werde. Das Eigenthum des Gutsbesizers bestand aber eben in den Bauern; von ihnen lebte er und steuerte er. Das todeswürdige Verbrechen des Entlaufens ward also hier belohnt, weil es Peter fremdes Eigenthum zuführte, dessen der Gutsbesizer beraubt wurde. Oder es wurden Zehntausende von Arbeitern gewaltsam in Petersburg zusammen geschleppt, und waren sie nicht mehr von Nöthen, so mochten sie sehen, wie sie in der Wildniß, Hunderte von Kilometern entfernt nicht nur von ihren heimatlichen, sondern von allen Dörfern, leben konnten. Dann aber, als sie bettelten, erging ein strenges Verbot, den Bettlern etwas zu geben. Sie wurden nun Räuber, und Petersburg wurde einmal von 9000 Mann solcher Räuber bedroht. Da ward denn der Kampf mit Truppen eröffnet.

Die Zustände, in die Rußland durch den Reformseifer Peters allmählich gerieth, kann man sich kaum zu arg vorstellen.*) Es war so weit gekommen, daß bevölkerte große Landstriche verödet, dafür aber jenseits der Grenzen des Reiches Kolonien aus vielen Zehntausenden russischer Flüchtlinge entstanden waren, daß an vielen Orten die eine Hälfte der Bevöl-

*) Wer sich darüber anderweit informiren will, mag die Werke Kostomarovs oder auch mein Buch über Rußland (wie Rußland europäisch wurde) zur Hand nehmen.

kerung aufgebieten wurde, um die andere auf der Flucht vor der petriniſchen Kultur befindliche Hälfte einzufangen. Als Peter ſtarb, hinterließ er das Land in Auflöſung und Elend, und das diplomatiſche Korps in Peterſburg glaubte ſich, wie der Verfaſſer erzählt, ſammt allen Ausländern in Gefahr vor dem Hungers ſterbenden Volk und den ſeit 16 Monaten nicht mehr beſoldeten Soldaten.

Intellektuell kurzſichtig nennt der Verfaſſer den großen Reformator. Er war es in ſolchem Maße, daß er nie die Entwicklung eines Planes von allgemeiner Tragweite überſah noch ihre Folgen vorausſah. Die Römer waren vorzügliche Koloniſatoren und begannen ſtets damit, in unkultivirten Ländern Straßen zu bauen: Peter baute keine Straße, und doch iſt die Kultur noch heute in Rußland nur dort eingedrungen, wohin die Straßen und Eiſenbahnen der neuſten Zeit führen; es dauerte ihm viel zu lange, erſt die Wege zu ſchaffen, auf denen dann die Kultur eindringen ſollte: er dekretirte Fabriken ohne Arbeiter, Akademien ohne Schüler, Schulen ohne Lehrer, gewerbliche Anlagen ohne Handwerker noch Abſatz. Er dekretirte Alles, wie es ihm gerade einfiel. In unſerer Zeit hat Japan einen ähnlich gewaltſamen Sprung in europäiſche Lebensformen hinüber gethan; aber die Japaner waren ein altes Kulturvolk als ſie das unternahmen, und dadurch den Rußen Peters unendlich überlegen.

Wenn man heute mit dem Dampfswagen durch die ruſſiſche Ebene rollt, ſo trägt der Wagen, darin man ſißt, die Straße, die Bahnhöfe, die Gaſthöfe, kurz das Nächſte unſer europäiſches Gepräge; wenn auch oft entſtellt, unharmonisch, halbſertig, nachläſſig, widerwillig. Aber man gehe nur einen Schritt zur Seite ab ins Land und man wird das alte Rußland finden, wie es lange vor Peter ſchon war, ohne Straßen, wüſt, ſpärlich bevölkert, den Bauer hinter demſelben Hakenpflug einherſchreitend, mit dem er vor tauſend Jahren aderte; oder man wird ungeheure Gebiete finden, wo nur an den Flußläufen einzelne und ſeltene menſchliche Anſiedelungen ſtehen, die dazwiſchen liegenden endloſen Wälder und Sümpfe aber auf hunderte von Meilen eine unbetretene Wildniß bilden. Grenzenlos der Wald, grenzenlos die Ebene, keine Gebirge, keine das Land charaktervoll gliedernde Natur, Alles ins Weite, Allgemeine gehend, nichts örtlich Beſonderes, Individuelles. Und ſo iſt auch dieſes Volk, einer Welle ähnlich, die hierhin, dorthin leiſe ſtuhet, ſich von einem Windstoß, einem Hemmniß hier leicht kräufelt, dort vom Sturm hoch emporgehoben wird, um bald wieder zur alten, glatten Ruhe zurückzuſinken, jedem Drucke weichend, und in dieſem Weichen nirgends gehindert, gelegentlich über die flachen Ufer in der Ferne ſich wälzend, wenn ein heftiger Stoß, ein Wirbelwind ſie im Innerſten erregt. Die Maſſe hängt eng zuſammen, aber nur als ſolche, als Ganzes wird ſie bewegt, belebt, keine Gliederung iſt in ihr, kein Sonderleben, kein Partikularismus, kein Lokalgeiſt, nichts Perſönliches, Eigenwilliges, Selbſthätiges. Nirgends vermag die Kultur ſchwerer zu gedeihen

als bei Völkern solcher Art und auf solchem natürlichen Untergrunde. Wo Peter auch zu bauen begann, es war immer wie der Sumpf der Newa, wie Triebland; seine Grundsteine sanken ins Bodenlose, er mußte Steine auf Steine hinuntersinken, bis er vielleicht die nothdürftige feste Unterlage fand. Hätte er heftigen Widerstand, Aufruhr und Gewalt im Volk gefunden, die Aufgabe wäre, wie mir scheint, leichter gewesen, er hätte leichter ein Kulturleben in die todte Masse gebracht, als bei dem trägen Widerstande des natürlichen Beharrens, gegen den er sein Leben lang mit aller Kraft kämpfte. Aber dieses Land selbst fordert die Regierung zur Gleichmacherei, zu dem demokratischen Bureaucratismus heraus, mit dem bis heute alles Sonderleben, aus welchem allein Charakter, Thatkraft, feste Sitte, starkes Recht erwachsen können, gehemmt wird. Gegen Ende von Peters Regierung zeigte sich, besonders an den Grenzen des Reiches, Neigung zu offener Abwehr seiner Gewaltthätigkeit. Aber auch der Aufruhr scheidet in diesem Lande an der Weite der Natur und der Verhältnisse: er kann sich schwer sammeln, er hat keinen natürlichen Stützpunkt noch Sitz wie in Tirol, Spanien, Kaukasus, er gewinnt keine Energie, weil er weiß, daß er dem Gegner überall ausweichen kann, er kämpft vielleicht für eine Idee, für Freiheit, nicht aber für einen Ort, für Haus und Heerd, für eine feste Heimat. Die Märsche unter Peter, wie die Aufstände vor und nach ihm, blieben stecken in den endlosen Entfernungen: ehe der Aufstand Rasins oder Pugatschews an einen Punkt von entscheidender Bedeutung gelangte, war er erlahmt. So gingen auch Napoleon und Karl an den langen Wegen und der Entkräftung zu Grunde.

Daß Peter gegenüber dieser außerordentlichen Ungunst des Charakters von Land und Volk nicht erlahmte in seiner Arbeit, ist einer der Umstände, die Bewunderung hervorrufen. Der träge Widerstand reizte ihn vielmehr zu immer heftigerem Vorgehen. Er besaß eine Lust und Kraft zur Arbeit, die nicht bloß unter Fürsten außerordentlich erscheint und die ihn weit über seine Vorgänger an der Kulturarbeit, wie Galizin, der Vertraute der Zarin Sophie und wie sein Vater Zar Alexei, erhebt. Eine andere Eigenschaft, die ihn auszeichnet, war die, wenn auch unklare Erkenntniß von dem, was seinem Volke fehlte, um an der Lösung der Aufgaben Theil nehmen zu können, welche nun einmal dem Menschengeschlecht von einer höheren Weltordnung scheinen gestellt zu sein. Er bewunderte die europäische Kultur, und zwar nicht bloß wie einer, der heute etwa in Paris die Mittel des Genusses, den Luxus anstaunt, sondern mit dem Verständniß für sittliche und geistige Bervollkommnung, welches sich von dem Schein nicht allzuleicht blenden läßt. Sein Blick drang nicht tief in das Wesen der Kultur und demgemäß waren die angewandten Mittel unzulänglich und äußerlich. Er war von so mechanischer Gewaltthätigkeit, daß er den Plan faßte, eine fremde, die deutsche Sprache zur Staats- und Geschäftssprache zu machen. Aber er hatte hier doch ein tieferes Verständniß für die kulturelle Bedeutung einer

Sprache, als viele russische Reformatoren der Neuzeit, welche der russischen Entwicklung zu dienen meinten, indem sie gewaltsam die fremden Kultursprachen zu unterdrücken suchten. Diese oberflächliche Würdigung der europäischen Kultur besaßen jene eben genannten Vorgänger auch, und sie lockten sie herbei. Peter suchte sie mit einer Gewalt seinem Volk beizubringen, die ihn zu einem verabscheuenswerthen Tyrannen stempeln würde, wenn sie nicht mit einer ferneren großen Eigenschaft gepaart gewesen wäre, nämlich mit einer Selbstlosigkeit, die staunenswerth war. Stets trat seine Person hinter dem Zweck seines Thuns zurück, er wollte nichts für sich, alles für die Sache, der er diente. Er war der erste Diener und der erste Arbeiter seines Volkes und überließ die äußere Stellung und Ehrung gern seinen Untergebenen.

Indessen pfllegt man Herrscher weniger nach ihren subjektiven Vorzügen als nach ihren Werken zu schätzen, und hier wüßte ich kaum eines zu nennen, welches ohne Anstand groß genannt werden dürfte. Er schuf ein stehendes Heer, eine Flotte, nachdem er die von Iwan IV. gegründete Truppe der Streliken mit Peil und Folter vernichtet hatte. Aber man hat Sultan Mahmud II. nicht den Großen genannt, weil er die Janitscharen hinschlachtete und den Grund zu einem modernen Heer legte. Peter reorganisirte alles Bestehende und organisirte unendlich Vieles, aber wenn ein Theil seiner Schöpfungen sich bis auf unsere Zeit erhalten hat, so beweist das nicht die Güte der anfänglichen Einrichtung. Er legte den Grund zu organisirter Verwaltung, aber seine Kollegien und Präfaze, seine Verfassung nach schwedischen Mustern waren dem Zustande von Land und Volk so wenig angepaßt, daß sie mehr verwirrten als ordneten. Seine Bildungsanstalten waren Buchdeckel ohne Inhalt, seine sozialen Reformen wurden der Boden, auf dem Bureaokratie, Zentralisation, Sklaverei aller Klassen sich entwickelten; seine Gesetzesmühle und sein unbegrenztes Eingreifen in alle und jede Verhältnisse verstärkten die Vielregiererei, verhinderten das Wachstum eigener Initiative im Volk und trugen dazu bei, daß noch heute das russische Staatsleben wenig mehr ist als russisches Beamtenleben. Wenn trotzdem seine Regierung eine gewaltige nicht nur, sondern auch eine günstige Aenderung in dem Volksleben hervorbrachte, so war es weniger die Folge einer lebensvoll schöpferischen Organisation desselben, als die Wirkung der Zertrümmerung der alten Lebensformen und der Verbreitung zahlreicher kleiner Neuerungen, die allmählich, unter den Nachfolgern des Reformators, so im materiellen, wirtschaftlichen Wesen, wie in den Anschauungen der oberen Klassen Umgestaltungen hervorbrachten. Die Reaktion gegen europäisches Wesen war zugleich Reaktion gegen unerträgliche Gewaltsamkeit; sie erhob sich gegen Peter und jubelte, als Peter starb. Aber der Kampf war einmal begonnen und wurde weiter gefochten bis heute; und ihn, nicht mehr in kleinen Plänkelleien wie seine Vorgänger, sondern auf der ganzen Linie der ihm gegenüberstehenden Volksmenge begonnen zu haben, war das große Ver-

Dienst Peters. Wie auch die Mittel waren, die er anwandte, sein Ziel war groß, die Kraft und die Hingabe, mit denen er nach ihnen strebte, waren groß. Ich glaube, daß das vorliegende Buch erheblich dazu beitragen dürfte, das Urtheil über Peter nach dieser Seite hin zu beeinflussen und zurecht zu stellen. —

Ernst v. d. Brüggen.

Politik.

Berechnung der Rentenbankrente.

Im jüngsten Oktoberhefte dieser Zeitschrift hat der Königl. Landes-Oekonomierath Nobbe meine unter dem 12. Mai d. Js. an das hohe Herrenhaus gerichtete Petition zum Rentengüter-Gesetz auf Seite 156 bis 160 einer Besprechung unterzogen, für die ich ihm sehr dankbar bin.

Sowohl aus dem stenographischen Bericht des Herrenhauses vom 30. Juni 1897 als auch der Besprechung durch Herrn Nobbe glaube ich entnehmen zu müssen, daß aus beiden Drucksachen hervorgeht, es solle nicht die 4prozentige Rentenbankrente, sondern die sogenannte 4prozentige Kaufrente dem Ablösungsverfahren zu Grunde gelegt werden. Ich will mich dieser Auffassung anpassen, dann können nach § 1 Abs. 1 des Ges. vom 7. Juli 1891 die auf Rentengütern haftenden Renten durch Vermittelung der Rentenbank abgelöst werden. Demzufolge treten dann in Gemäßheit von § 6 die Bestimmungen des Rentenbankgesetzes vom 2. März 1850 mit gewissen Maßgaben in Kraft. Nach § 2 des Rentenbankgesetzes vom 2. März 1850 erfolgte die Ablösung der uns hier beschäftigenden 4prozentigen Kaufrente dadurch „daß die Bank den Berechtigten gegen Ueberlassung der Geldrente (hier 4 M. für 100 M. Kapital) für das zu deren Ablösung erforderliche Kapital (von 100 M.) durch zinstragende, allmählich zu amortisirende Schuldverschreibungen (Rentenbriefe) abfindet, die Rente (ad. 4 %) aber alsdann von dem Verpflichteten solange fortbezieht, als dies zur Zahlung der Zinsen und zur allmählichen Amortisation der Rentenbriefe erforderlich ist.“

Da in Gemäßheit des § 6 Nr. 9 die Herren Ressortminister bestimmen, von welchem Zeitpunkt ab $3\frac{1}{2}$ oder 4prozentige Rentenbriefe als Abfindung oder als Darlehen gegeben werden sollen, so haben selbige unter dem 16. November 1891 durch Zirkularschreiben bekannt gemacht, daß bis auf Weiteres nur $3\frac{1}{2}$ prozentige Rentenbriefe ausgegeben werden, welche mit $3\frac{1}{2}$ % zu verzinsen und mit $\frac{1}{2}$ % zu amortisiren sind, wonach dann in Gemäßheit der dem Gesetze unter Anlage I beigefügten Amortisationstabelle in $60\frac{1}{2}$ Jahren Kapital und Zinsen getilgt sind. Demgemäß ent-

fallen von 4 % sei es der Kauf- oder der Rentenbankrente, $3\frac{1}{2}$ % auf Verzinsung und $\frac{1}{2}$ % auf Tilgung, welche die Rentenbank als Zins- bezw. Tilgungs-Rente bezieht. Wenn dieses nun unumstößlich feststeht, so soll der Rentengutsbesitzer noch nach einer anderen Richtung hin eine Erleichterung erfahren und nicht die vollen Zinsen mit $3\frac{1}{2}$ %, sondern noch $5\frac{1}{2}$ % Zinsen weniger bezahlen, weshalb der § 1 Abs. 3 Folgendes bestimmt:

„Der Rentenberechtigte erhält als Abfindung den 27 fachen Betrag der Rente in $3\frac{1}{2}$ prozentigen Rentenbriefen . . .“

d. h. mit anderen Worten, derselbe erhält anstatt der Zins-Rente von $3\frac{1}{2}$ % nicht 100 M. = $28\frac{4}{7} \times 3\frac{1}{2}$ — wie ich es in der Kommission beantragt hatte — sondern nur $27 \times 3\frac{1}{2} = 94,50$ M. an Stelle von 100 M. und bezieht dafür an Zinsen nicht 3 50 sondern wie Professor Sering 1895 bereits berechnet hat, nur 3,31 M. Zinsen, das sind 5,5 % weniger wie solches in der Begründung zum Gesetzentwurfe vom 31. März 1891 näher ausgeführt ist.

Im Uebrigen beziehe ich mich auf die Ausführungen auf Seite 3 und 4 meiner Broschüre „Die Berechnung der Renten auf Rentengüter“, welche im April ds. Jz. bei Duncker und Humblot in Leipzig erschienen ist, sowie auf diejenigen in meiner obengedachten Petition, wonach ich die Beweisführung der Herren Ressortminister vom 18. Februar ds. Jz. für richtig nicht anerkennen kann.

Sombart.

„Deutschland und der Ultramontanismus.“

Ein offener Brief

von

Graf Paul von Hoensbroech.

Sehr geehrter Herr Professor!

Die eingehende Besprechung, die Sie meinem Buche: „Der Ultramontanismus“ in Ihren „Jahrbüchern“ gewidmet haben (Oktober 1897), für die ich aufrichtig dankbar bin, veranlaßt mich zu einer — nun nennen wir es einmal Entgegnung.

Der Gegenstand, den mein Buch behandelt, ist wahrlich wichtig genug, daß er allseitig besprochen wird; Sie haben ihm obendrein durch die Aufschrift „Deutschland und der Ultramontanismus“ eine so lebendige Beziehung zur Gegenwart und zu unserm Vaterlande gegeben, daß ich es geradezu für meine Pflicht halte, das, was ich mit dem Buche will und wie ich es will, möglichst klar und unmißverständlich dem Verständniß der Leser zu übermitteln.

Meine Absicht war eine doppelte: erstens wollte ich zeigen, daß der Ultramontanismus nichts, aber auch wirklich nichts mit Christenthum, d. h.

mit der Religion des Evangeliums zu thun hat, daß also, soweit die katholische Religion Christenthum sein will, der Ultramontanismus für sie so gut, wie für jede andere christliche Religionsform, ein fremdes, oder besser ein feindliches Element ist. Zweitens beabsichtigte ich, den Weg zu zeigen, wie der Ultramontanismus wirksam und mit bleibendem Erfolge bekämpft werden kann.

Da komme ich nun, was den ersten Punkt angeht, sofort in Widerstreit mit einigen Sätzen Ihrer Besprechung. Sie schreiben: „Graf Hoensbroeck geht darin zu weit, daß er die heutige „ultramontane“ Kirche für eine Mißbildung erklärt, sie ist eine durchaus konsequente und historisch notwendige Ausbildung der katholischen Grundgedanken. Die Jahrhunderte und nun gar die Jahrtausende irren sich nicht so sehr: eine so große, so alte, so mächtige Thatsache wie die römische Kirche ist schon sich selbst der Beweis ihrer eisernen, unerbittlichen Nothwendigkeit.“ (S. 35.)

Was sind „katholische Grundgedanken?“ Offenbar solche, die im Gegensatz zu den übrigen Formen des Christenthums, seiner katholischen Form eigenthümlich sind. Das aber ist nur das Priesterthum, mit Altarsakrament und Messe, mit dem Bischof- und Papstthum als Spitze. Diese „Grundgedanken“ in ihrer „konsequenten und historisch notwendigen Ausbildung“ führen aber durchaus nicht zum „Ultramontanismus“, sondern in soweit sie thatsächlich heute und schon lange die Angelpunkte und das Mark des unchristlichen Ultramontanismus bilden, und als solche die katholische Religion beherrschen, sind sie eine „Mißbildung.“

Das Priesterthum, auch mit Altarsakrament und Messe, auch mit hierarchischer Abstufung und Steigerung bis zum Papste, als dem Mittel- und Ausgangspunkte der kirchlichen Einheit, ist begrifflich und war lange Zeit geschichtlich eine streng religiöse, asketisch = mythische, weltklüchtige Einrichtung. Nichts in seinem innern Gehalt drängt es nothwendig ab von dem religiösen Gebiete und hin auf das weltlich-politische.

Der Priester nach religiös-katholischer Auffassung ist wesentlich Seelenhirte, Vermittler zwischen Mensch und Gott, Auspendender himmlischer Gnadenmittel. An dieser seiner Natur wird nichts geändert dadurch, daß der Priester Bischof, Erzbischof, Patriarch und Papst wird; diese hierarchischen Stufen sind — nach religiöser Auffassung und wie es sein sollte — nur Mittelpunkte immer weiterer religiöser Kreise; Mittelpunkte, in die die konzentrischen Strahlen der religiösen Lebensäußerungen immer ausgedehnterer Peripherien zusammenfließen, und die umgekehrt in immer weitere Fernen ihren religiösen Einfluß hinausstrahlen. Ihr eigentlicher, berufsmäßiger Wirkungskreis ist stets der innere Mensch, das Herz; ihre Mittel sind geistlich = religiöse Mittel: Sakramente, Predigt, Ritus, Opfer.

Freilich sind Bischof, Erzbischof, Patriarch und Papst auch Organisationszentren, aber einer streng religiösen Organisation. Denn auch Seelenhirten, die gemeinsam, geordnet, nach einheitlichem Plane, eine ihrem Inhalte

nach überall und immer gleiche, unveränderte Religion pflegen und verbreiten wollen, bedürfen des organischen Zusammenschlusses, und je zahlreicher sie sind, je weiter sie sich wandernd und predigend auf dem Erdkreis zerstreuen, um so dringender bedürfen sie der Einigung, der Gliederung in Leitende und Geleitete; sie bedürfen des Mittelpunktes, in dem und durch den die Einzelnen in der ausgedehnten Peripherie sich gegenseitig verbunden und geeinigt fühlen.

Auf dieser Grundlage bleibend, diesen Inhalt bewahrend, würde das Priestertum auch in Jahrhunderte und Jahrtausende langer Entwicklung nie ultramontan, d. h. ein weltlich-politisches Machtssystem werden. Das ultramontane Priestertum, die ultramontane Hierarchie, oder um die Sache gleich beim richtigen Namen zu nennen, das ultramontane Papsttum — denn der Papst ist die römische Kirche — ist abgefallen von seinem überirdischen, religiösen Verufe, indem es seine wesentlich religiöse Zentralstellung benutzte, um unter dem Deckmantel der Religion und in unchristlicher Verquickung mit ihr eine politische Weltmachtstellung einzunehmen.

Daß das katholische Priester- und Papsttum zu solchen außerhalb seines Wesens liegenden Zwecken mißbraucht wurde, und daß dieser Mißbrauch mit einem so riesenhaften Erfolge gekrönt ward, dafür lassen sich viele Gründe anführen.

Der römische Bischof wurde sehr bald, nachdem Rom seinen Kaiser verlor, der angesehenste und mächtigste Mann Westeuropas; zu ihm, dem religiösen Mittelpunkte, blickten die christlich gewordenen Völker auf als zu ihrem Retter und Helfer auch in irdischen, politischen Wirren und Gefahren. Die Schattenhaftigkeit so vieler in Byzanz residirender Kaiser gab der kraftvollen Gestalt des römischen pontifex maximus, der allmählich der größte Grundherr des weströmischen Reiches geworden war, immer stärkeres Relief. Sein Sitz im altkaiserlichen, herrschgewohnten Rom förderte bedeutend die Vorstellung der Massen, daß der römische Bischof nur eine mit religiöser Macht potenzierte Fortsetzung der Kaiser sei. Diese Anschauungen, getragen und gestützt durch geschichtliche Ereignisse, setzten immer tiefer sich fest in Kopf und Herz der Menschen.

So thürmte sich — um ein biblisches Bild zu gebrauchen — für den „Statthalter Christi“ der „Berg der Versuchung;“ er wurde hinaufgeführt auf ihn durch ein Zusammentreffen der verschiedensten Umstände; von der Spitze aus wurden ihm gezeigt die Königreiche und Fürstenthümer, die Macht und der Glanz dieser Welt: „Dies Alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest,“ d. h. so du abfällst vom wahren Gottesdienst, der dein ausschließlicher Beruf ist. Und unähnlich Christo, der als Sieger die gleiche Versuchung von sich gewiesen hatte, der herabstieg von dem Berge, wie er hinaufgestiegen war, d. h. als Stifter und Träger einer Religion, die nichts wissen wollte von der weltlichen Welt, von politischer Macht; gänzlich unähnlich, sage ich, diesem erhabenen Vorbilde,

erlag der „Statthalter Christi“ der Lockung. Als Besiegter verließ er den Versuchungsberg, und was seit jener Zeit, von jenseits dieses Berges zu uns und zu der Menschheit kommt, das ist Ultramontanismus.

Gerne gestehe ich zu, die Versuchung ging fast über menschliche Kräfte, und das Erliegen des Papstthumes ihr gegenüber beweist schlagend, daß der „Statthalter Christi“ eben nur ein Mensch und nur ein Mensch ist, daß göttliche Kraft ihm fehlt.

Gerne gestehe ich ferner zu, daß die straffe Organisation, die das katholische Priester- und Papstthum auch als religiöse Einrichtung fast von Anfang an besaß, seiner weltlich-politischen Umbildung großen Vorschub leistete, daß in dieser Organisation, die auf Befehlen und Gehorchen aufgebaut war, eine fortwährende Gefahr, ich möchte sagen die nächste Gelegenheit zu weltlich-politischem Mißbrauch lag. Aber eine „begriffliche und historische Nothwendigkeit“ zu dieser verderblichen Ausbildung war nicht vorhanden.

Trotz all dieser, theils äußeren theils inneren Förderungsmittel des Ultramontanismus hätte er die Weltmacht-Stellung nie erhalten und noch weniger bewahrt, ohne das kurzfristige Entgegenkommen der weltlichen Mächte selbst. Die Kaiser und Könige, die Staaten und Regierungen wetteiferten förmlich, die unreligiöse Großmannsucht des „Statthalters Christi“ zu stützen durch ihr Verhalten, durch die äußeren Ehren, die sie ihm erwiesen, durch den Pomp, den sie ihm theils gaben, theils beließen. Hätte die politische Welt von Anfang an dem römischen Bischof, als er zum ultramontanen Papste sich zu entwickeln begann, deutlich gesagt: du bist und bleibst in unseren Augen nur und ausschließlich Seelenhirte und Diener der Religion. Als solcher wirst du von uns geehrt. Weltliche Fürstenstellung und Einmischung in Politik gehört nicht zu deiner wesentlich religiösen Aufgabe, und solchem Gelüste und Thun treten wir überall und immer entgegen, — nie wäre der Ultramontanismus eine Macht geworden.

Kein irgendwo hat sich die Wahrheit des alten Wortes: Kleine Ursachen, große Wirkungen, so gewaltig gezeigt, als hier. Fürstliche Eitelkeit ist die Nährmutter des Ultramontanismus geworden. Es schmeichelte den Fürsten dieser Welt, daß das Haupt ihrer Religion fürstlich auftrat, daß der Mann, dem sie in religiösen Dingen sich fügten, nicht Einer war aus der misera plebs im ärmlichen Gewande des wandernden Apostels, sondern Einer ihres Gleichen mit der Krone auf dem Haupte, dem Szepter in der Hand, dem Purpurmantel um die Schulter.

In kluger Ausnutzung dieser psychologischen Erfahrungsthatfache hat der Ultramontanismus dann nicht nur den Papst, sondern auch alle niederen Hierarchen ausgestattet mit Pracht und Glanz. Was der Fitter werth ist in der Schätzung der Menge, wie der Mächtigen, wußte er genau, und der Erfolg gab ihm Recht.

Damit ist auch die Antwort gegeben auf den zweiten Ihrer oben an-

geführten Sätze: „Die Jahrhunderte und nun gar die Jahrtausende irren sich nicht so sehr: eine so große, so alte, so mächtige Thatfache wie die römische Kirche ist schon sich selbst der Beweis ihrer eisernen, unerbittlichen Nothwendigkeit.“ Sind denn wirklich alle „mächtigen Thatfachen“ die Jahrhunderte lang bestehen, „unerbittliche Nothwendigkeiten?“ Die Weltreiche des Alterthums waren gewiß „mächtige Thatfachen“. Jahrhunderte und fast Jahrtausende alt. „Kann man sie aber „unerbittliche Nothwendigkeiten“ nennen? So wenig, scheint mir, wie den Daila Lama mit seiner vielhundertjährigen religiös-politischen Existenz.

Herrschaftssysteme sind die Summe äußerer Macht, großen Geschicks und günstiger Umstände, aber nicht „unerbittliche Nothwendigkeiten“. Auch der Ultramontanismus ist ein Herrschaftssystem, aufgebaut auf den gleichen Lebensbedingungen wie die anderen auch.

Freilich, Eins hat er vor Allen voraus, und dies Eine giebt ihm den alle Anderen überdauernden Bestand: die Religion. Weil er in das religiöse Gewand sich gehüllt hat und seine Machtmittel ausnahmslos religiös verbrämt, weil er so vom religiösen Sinn und religiösen Herzen der Katholiken Besitz genommen hat, deshalb und nur deshalb ist er ein Methusalem.

Sie fragen: „Ist aber Religion von Kirche, und Kirche von Politik überhaupt abzuschneiden?“ (S. 41.) Ihre Antwort auf diese wichtige Frage muß ich ganz wiedergeben, damit meine verständlich wird: „Es ist eine zwar sehr verbreitete, aber sehr oberflächliche Vorstellung, daß das möglich sei. Die Religion ist nicht bloß etwas Subjektives, sondern hat ihre Wurzeln in dem tiefsten menschlichen Gemeingefühl. Die Menschheit schließt sich nicht bloß in dem einen Verband zusammen, den wir Staat nennen, sondern hat zugleich den Trieb auf eine zweite Vereinigung, die in ihrem Wesen grundverschieden ist, die religiöse. In welchem Verhältniß diese beiden geistigen Organismen, Staat und Kirche zu einander stehen, wie sie zusammen, wie sie gegeneinander wirken, darauf beruht, neben dem Gegensatz der Nationen, ganz wesentlich der Fortgang der Weltgeschichte. Ist es wahr, daß die Kirche oder ganz allgemein die religiöse Genossenschaft nicht bloß eine Aeußerung oder ein Bedürfniß des Individuums ist, sondern auf die Allgemeinheit hinstrebt, so ist damit gesagt, daß sie ihrer Natur nach und nothwendig ein politisches Moment in sich schließt.“ (S. 41.)

Soll ich offen mein Urtheil über diese Auffassungen aussprechen, so halte ich sie für ultramontan, d. h. die Religion, die Sie für untrennbar von Politik erklären, ist die ultramontanisirte christliche Religion. Ich erblicke in Ihrer Auffassung ein neues, hochbedeutames Beweismoment dafür, daß es dem Ultramontanismus durch seine tausendjährige, unnatürliche Verbindung mit Religion; durch den Nieseneinfluß, den er auf alle Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft, auf Denken und Empfinden des Menschen ausübt, gelungen ist, sowohl den philosophischen Begriff von

Religion überhaupt, als auch den geschichtlich gewordenen Begriff des Christenthums so allgemein und so tiefgreifend zu fälschen, daß selbst Nicht-Ultramontane, Nicht-Katholiken ihren Ausführungen über Religion und Christenthum den ultramontanisirten Religionsbegriff unwillkürlich zu Grunde legen. Allerdings auch das Staatskirchentum des 17. und 18. Jahrhunderts, das heute noch sein Unwesen treibt, hat reichlichen Antheil an dem Verbrechen, die Religion in unlösliche Verbindung mit der Politik gebracht und so dem Ultramontanismus, wenn auch in scheinbarem Gegensatz zu ihm, Handlangerdienste schlimmster Art geleistet zu haben.

Religion an sich, dem Begriffe nach, ist das Verhältniß des Menschen zu Gott, und zwar des einzelnen Menschen, nicht der Menschheit in Familien oder Staaten gegliedert. Die sozialen und politischen Vereinigungen stehen nur insoweit mit Religion in Beziehung, als die einzelnen Menschen, aus denen Familie und Staat bestehen, religiös werdend, ihre eigenen religiösen Auffassungen als Einzelmenschen einfließen lassen auf die sozialen und politischen Verbände. Diese Organismen selbst haben aber als solche begrifflich nichts mit Religion zu thun. Religion ist wesentlich ein unorganischer Begriff, etwas Subjektives; allerdings nicht rein subjektiv, denn alle geschichtlichen Religionen haben einen mehr oder weniger objektiven Gehalt. Aber der Subjektivismus in der Religion ist so mächtig, so überwiegend, daß gerade durch ihn der objektive Gehalt auch der am festesten und härtesten kristallisirten Religionen häufig der Zerbröckelung anheimfällt. Die zentrifugalen Kräfte des frei denkenden und frei wollenden Menschen = Ichs übermannen bei Weitem die zentripetalen Kräfte der subjektivirten, organisirten und systematisirten Religionen.

Wenden wir unseren Blick von der Religion im Allgemeinen zum Christenthum als einer, als der Hauptform des geschichtlich konkret gewordenen Religionsbegriffes, so finden wir für das Gesagte vollauf Bestätigung.

Das Christenthum des Evangeliums ist zunächst kein Organismus im gebräuchlichen Wortsinne. Es ist gänzlich abgewandt von jeder Einmischung in Irdisch-Politischs. Es ist so sehr eine Religion des Subjektivismus, daß die fort und fort, von seinem Beginne bis zur Stunde entstehenden „Ketzerereien“, d. h. die subjektiven Auffassungen des Christenthums, in ihrer überwiegenden Mehrzahl von tief und echt religiösen Kräften veranlaßt und getragen waren. Der Begriff „Kirche“, sowohl im evangelischen, und noch mehr im katholischen Sinne, ist nicht aus dem Christenthum heraus geboren, sondern allmählich ins Christenthum hineingetragen worden. Erst durch den realisirten Kirchenbegriff ist das Christenthum als Organismus mit dem Staate in Berührung und Beziehung getreten, und erst hierdurch, also auf einem Irrwege, ist jenes „Verhältniß“ zwischen Staat und Kirche entstanden, von dem Sie sagen, daß auf ihm, „neben dem Gegensatz der Nationen, ganz wesentlich der Fortgang der Weltgeschichte beruht“. (S. 41.)

Sowohl, der Fortgang der Weltgeschichte beruht jetzt und schon lange auf dem wechselnden Verhältniß zwischen Staat und Kirche, aber daß dem leider so ist, ist nicht eine aus dem Christenthum in seiner wahren Form sich ergebende Folge, sondern ist ein Uebel, das der Ultramontanismus mit sich führt, ein Uebel, dessen „nothwendige“ Existenz er Staaten, Völkern und Individuen glaubhaft gemacht hat. Wer Christus, den Aposteln und den Christen der ersten Jahrhunderte gesprochen hätte von einem „Verhältniß von Kirche und Staat“, von der Untrennbarkeit der Religion von Politik, würde kaum Verständniß, geschweige denn Anerkennung gefunden haben. Stets würde man ihm als Widerlegung den echten Begriff des Christenthums, der seinen objektiven Gehalt zugleich mit seiner subjektiven Bethätigung auf ihren wahrsten, schönsten Ausdruck gebracht hat, entgegengehalten haben, nämlich die beiden Worte der Schrift: Dies aber ist das ewige Leben (d. h. die Vollendung der Religion), daß sie dich erkennen, den einzigen, wahrhaften Gott, und den, so du gesendet hast, Jesum Christum“ (Joh. 17, 3); „Gottseligkeit (Religion), reine und unbefleckte bei Gott und dem Vater ist dies: Heimsuchen Waisen und Wittwen in ihrer Bedrängniß, und unangetastet sich bewahren von dieser Welt“ (Jak. 1, 27).

Soll ich meine Auffassung von der Unweltlichkeit des Christenthums, von seiner abgrundtiefen Verschiedenheit und Getrenntheit von Politik belegen mit klassischen Zeugnissen aus dem christlichen Alterthum, das doch auch die Mutter des Katholizismus ist? Es ist nicht nöthig; sie finden sich ausreichend in meinem Buche. Um so weniger ist es nöthig, als Sie selbst sagen: die katholische Religion sei „erst seit dem 9. Jahrhundert“ ultramontan geworden (S. 36). Wenn dem aber so ist, wie ist es dann möglich, daß fast ein volles Jahrtausend und zwar das erste, das lebenskräftigste Jahrtausend vergeht, ehe „die katholischen Grundgedanken“ ihre „durchaus konsequente und historisch nothwendige Ausbildung“ erfahren? Das müßten doch sehr verborgene, sehr triebschwache „Grundgedanken“ gewesen sein. Oder ist dieser Spättrieb, der neunhundert Jahre gebraucht hat, um hervorzutreten, nicht vielmehr ein Beweis dafür, daß er nicht vom alten Stamme, sondern ein fremdes Pflanzling ist?

Auf Ihre interessanten Ausführungen über den Kulturkampf einzugehen, über des großen Bismarck ureigentliche Pläne und Absichten dabei, muß ich mir versagen. Theilen kann ich auch hier Ihre Ansicht nicht, so bestechend geistvoll sie auftritt. Daß das Centrum durch den Kulturkampf, den Fürst Bismarck in dieser Absicht geführt haben soll, zu „einer Stütze für deutsch-nationale Politik“ wurde (S. 44), ist überraschend paradox, ist neu, ist originell; aber ist es wahr?? Wird der politische Altmeister im Sachsenwald sein Ja und Amen zu dieser Auffassung sprechen? Einseitigen gestatten Sie mir und vielen Anderen, dies recht energisch zu bezweifeln, und noch energischer zu verneinen, daß das Centrum, sei es durch den

Kulturkampf, sei es durch irgend etwas Anderes „eine Stütze deutsch-nationaler Politik“ geworden ist und jemals werden kann. Sein Wesen bleibt unveränderlich deutsch-feindlich; schon allein deshalb, weil es evangelisch-feindlich ist, denn deutsch und evangelisch gehören zusammen wie Blut und Herz.

Ein Abschnitt meines Buches betitelt sich: „Durchschneidung der ultramontanen Wurzel“; er handelt von dem Kampfmittel gegen den Ultramontanismus, das seinen Lebensnerv ertöden soll: die weltlich glänzende, fürstliche Stellung der ultramontanen Hierarchie, und die Anerkennung dieser Stellung durch die Regierungen. Sie schreiben darüber: „Merkwürdig viel Gewicht legt der Autor auf diesen Punkt“ (S. 45). Nein, alles Gewicht lege ich auf diesen Punkt! Ich werde hier nicht wiederholen, was ich zur Begründung meiner Auffassung in meinem Buche angeführt habe. Nur über die Durchführbarkeit des von mir befürworteten Systems „der amtlichen und gesellschaftlichen Ignorierung und Unterdrückung der hierarchischen Herrlichkeit“ möchte ich Einiges sagen.

Ihr Urtheil über dies System lautet: „Sicher ist, daß das deutsche Reich schlechterdings nicht in der Lage ist, auf diesem Gebiete irgend etwas zu thun“ (S. 45). Das ist eine Ablehnung meines Hauptvorschlages in deutlichster, allgemeinste Form. Gewiß ist es mir schmerzlich, mit meinen Ausführungen Sie so wenig überzeugt zu haben, aber entmuthigt werde ich dadurch nicht, und noch weniger werde ich in der Ueberzeugung erschüttert, doch den richtigen Weg zur Bekämpfung des Ultramontanismus gezeigt zu haben.

Ist meine Charakteristik des ultramontanen Wesens zutreffend, und sie ist es, denn sie ist wesentlich ultramontane Selbstzeichnung, so folgt unmittelbar, daß die Hauptstützen dieses äußerlich weltlichen Systemes äußerlich-weltliche Macht, Glanz und Ansehen sind, daß also, solange diese Stützen ihm nicht entzogen werden, der Ultramontanismus als System weiter besteht. Eine runde Ablehnung, „auf diesem Gebiete irgend etwas zu thun“, ist also gleichbedeutend mit der Ablehnung, überhaupt etwas gegen den Ultramontanismus als System zu thun. Und doch hat das deutsche Reich, dem Sie gleichsam den Rath geben, auf diesem Gebiete schlechterdings nichts zu thun, nach Ihren eigenen Worten keinen „böseren und gefährlicheren Feind,“ als den Ultramontanismus, gegen den selbst die sozialdemokratische Gefahr „verschwindet“ (S. 37). Ich muß gestehen, für diese Auffassung und für die zu ihr führende Logik fehlt mir das Verständniß. Doch ich wollte ja von der Durchführbarkeit meines Hauptvorschlages sprechen.

Sie glauben, nichts sei sicherer, als daß, wenn ein Staat, z. B. Deutschland, dem Papste die üblichen Ehren als Souverän, die ja als solche zur Religion nicht gehören, versagte, andere darin nur um so eifriger sein würden, um sich die Bundesgenossenschaft der katholischen

Hierarchie in einem Konflikt mit Deutschland zu sichern“ (S. 46). Zwei Gedanken sind hier ausgesprochen. Zunächst die Gewißheit, daß ein einseitiges Vorgehen, ein einseitiges Versagen der weltlichen Ehren unnütz wäre, da andere Staaten sie um so bereitwilliger leisten würden. Ferner liegt in Ihren Worten die Befürchtung, für den versagenden Staat, z. B. Deutschland, könnten bei Konflikten durch „die Bundesgenossenschaft zwischen der katholischen Hierarchie“ und den gewährenden Staaten politische Schwierigkeiten entstehen.*)

Dieser Befürchtung gegenüber weise ich zunächst auf Italien und sein Vorgehen gegen den Kirchenstaat, d. h. gegen dasjenige, was begrifflich wie geschichtlich die einzige Grundlage für die päpstliche „Souveränität“ bildet. Italien hat den Kirchenstaat beseitigt, allerdings nicht mit der Absicht, in den Lebensnerv des Ultramontanismus zu schneiden, sondern um sich die nationale Einheit zu verschaffen. Thatsächlich aber war es ein gewaltiger Schnitt ins ultramontane Mark und wurde als solcher von der ultramontanen Welt empfunden. Würden Sie auch der italienischen Regierung vor dem 20. September 1870 gerathen haben: Du darfst den Kirchenstaat nicht beseitigen, dadurch machst Du Dir alle Katholiken der Welt zu Feinden und giebst anderen Staaten Gelegenheit, in einem Konflikt mit Dir sich „die Bundesgenossenschaft der katholischen Hierarchie“ zu sichern? Und wenn dieser Rath erteilt worden wäre, hat nicht die Geschichte seine Unrichtigkeit dargethan? Verwickelungen nach Außen, Schwierigkeiten im Innern hat Italien seit der Einverleibung des Kirchenstaates sattfam gehabt, aber noch nie ist von einem andern Staat auch nur der leiseste Versuch gemacht worden, die „römische Frage“ gegen Italien auszuspielen. Und doch, wie brennend gerne hätte das Papstthum dazu seine Hand geboten! Wenn aber Italien ohne jeden politischen Nachtheil diesen immerhin doch gewaltfamen und brutalen Schlag gegen die Hochburg des Ultramontanismus führen konnte, sollte dann Aehnliches — nicht Gleiches — für Deutschland oder einen andern Staat unmöglich sein? Nein, so lange eine Regierung wirklich nur kämpft gegen den Ultramontanismus und nicht gegen die katholische Religion, wird kein anderer Staat gegen diese Regierung „die Bundesgenossenschaft der katholischen Hierarchie“ ins Feld rufen. Alle Staaten und alle Regierungen wissen, daß es für ihre innere und äußere Ruhe keine bessere Bürgschaft giebt, als die Niederwerfung des Ultramontanismus. Jeder Staat und jede Regierung empfindet die weltliche Macht des Papstthumes und der Hierarchie als ein Joch, das mit Freuden abgeschüttelt werden würde, wenn man nur wüßte, wie klare Erkenntniß des Weges, den man zu gehen hat, vorausgesetzt, sind Muth

*) Anmerk. d. Red. Dies ist ein Mißverständniß des Herrn Briefschreibers; an solche Befürchtungen habe ich nicht gedacht, sondern nur das Erste, daß nämlich das Vorgehen eines einzelnen Staates in dem gewünschten Sinne nutzlos sein würde, gemeint.
Delbrück.

und Beharrlichkeit die einzigen Erfordernisse, um den großen Gegner zu besiegen.

Ich glaube, daß der Hinweis auf die Wegnahme des Kirchenstaates durch Italien bedeutend gegen den Einwand ins Gewicht fällt, ein energischer Vorstoß gegen die „hierarchische Herrlichkeit“ werde für den betreffenden Staat von schlimmen, internationalen Folgen begleitet sein. Es kommt aber noch ein Ferneres hinzu, das, wie mir scheint, in Ihrer Entgegnung nicht beachtet ist. Die weltlich-fürstliche Stellung des Papstes ist allerdings der Gipfelpunkt und das Schwergewicht der „hierarchischen Herrlichkeit“; allein ein gutes Stück dieser „Herrlichkeit“ lebt sein schädliches, ultramontanes Leben auch in der weltlich-glänzenden Stellung der Bischöfe, Erzbischöfe, kurz der Landes-„Kirchenfürsten“. Und mein Vorschlag der „Durchschneidung der ultramontanen Wurzel“ bezieht sich nicht nur auf die päpstliche, sondern auch auf die bischöfliche und erzbischöfliche „Herrlichkeit“. Würden auch hier internationale Verwickelungen entstehen, wenn z. B. Preußen anfinde, die Grandseigneurs-Stellung und das Grandseigneurs-Gebahren der „Kirchenfürsten“ unbeachtet zu lassen, wenn die Regierung im amtlichen und gesellschaftlichen Verkehr mit diesen Herren Alles unterließe, was eine Anerkennung dieses angemachten, unreligiösen Auftretens in sich schließt? Sie nennen mich einen „Sachkenner“ ultramontanen Wesens, und ich glaube, daß ich ohne Anmaßung diese Bezeichnung beanspruchen darf. Nun wohl, der „Sachkenner“ versichert, daß ein solches Vorgehen des Staates gegen die „Kirchenfürsten“ bei den religiösen Katholiken im Anjange wohl Befremden und Erstaunen hervorrufen würde, daß aber, weil dies Vorgehen in nichts die religiöse Stellung der katholischen Religionsdiener (Bischöfe, Erzbischöfe) antastet, dem Befremden sehr bald Billigung und Anerkennung auf katholisch-religiöser Seite folgen würde.

Ich sehe eine Hauptschwierigkeit für die „Durchschneidung der ultramontanen Wurzel“ nicht im Entstehen innerer oder gar äußerer politischer Verwickelungen, sondern in der schon oben erwähnten Sonderpsychologie der Großen und Mächtigen dieser Welt. Wie sie lieber mit einem Papst-König, als mit einem Papst-Apostel verkehren, so ist ihnen auch der Landes-Kirchen-Fürst ein kongenialeres Wesen, als der Landes-Kirchen-Diener. Die violette und rotke Seide des Bischofs und Kardinals fügt sich wirkungsvoll ein zwischen die übrigen glänzenden Uniformen, die den Thron umgeben. Wenn doch die Erkenntniß der verderblichen Wichtigkeit solcher „Außerlichkeiten“ aufleuchten wollte auf den Deutschen Fürstenthronen!

Die Beantwortung des ersten Bedenkens, daß das Vorgehen nur eines Staates unnütz sei, schließe ich an Ihren nächstfolgenden Satz an.

Sie sagen: „Wirksam wäre ein solches Verfahren nur, wenn es von allen Staaten gleichmäßig und durch Generationen hindurch beobachtet würde.“ (S. 45.) Ich freue mich der grundsätzlichen Anerkennung, die in diesen Worten liegt. Gewiß, für die gänzliche und allseitige Ausrottung des

unreligiösen Ultramontanismus ist ein internationales Vorgehen nöthig. Und ist der Gedanke an ein solches Vorgehen unausführbar? Unser jetziger Reichskanzler war anderer Ansicht, als er als bayerischer Ministerpräsident in seiner bekannten Note vom 9. April 1869 zu einem internationalen Vorgehen gegen den Ultramontanismus aufforderte. In meinem Vergleich zwischen Ultramontanismus und Sozialdemokratie, der Ihre besondere Anerkennung gefunden hat, habe ich hervorgehoben, wie nicht so sehr die Sozialdemokratie, sondern der Ultramontanismus der internationale Feind ist. Es hat für die europäische Diplomatie niemals eine größere Aufgabe gegeben, noch wird es für sie jemals eine größere geben, als die Bekämpfung des Ultramontanismus. Auch die Regierungen sogenannter katholischer Länder werden dies zugeben, denn der Ultramontanismus bereitet gerade diesen Regierungen mehr und größere Schwierigkeiten, als selbst protestantischen Staaten. Mir will scheinen, Italien ist berufen, die Anregung zur internationalen Regelung der ultramontanen Frage zu geben. Italien hat den „souveränen“ Papst und die päpstlich-kürstliche Kurie als Dorn im eigenen Fleische sitzen, es hat den materiellen Unterbau des weltlich-politischen Papstthumes, den Kirchenstaat, zerstört, das Alles giebt ihm das Recht, auf eine endgültige Lösung der römisch-ultramontanen Frage zu dringen, es legt ihm die Pflicht auf, weiterzuschreiten auf dem Wege, den es am 20. September 1870 durch die Breiche der Porta pia erfolgreich betreten hat.

Aber auch das vereinzelt Vorgehen nur eines Staates wäre schon von höchster Bedeutung. Nehmen Sie an, eine mächtige Regierung wie die deutsche entschlösse sich, den Papst, die Bischöfe und Erzbischöfe nur als das zu behandeln, was sie ausschließlich sind, Religionsdiener; weigerte sich, ihnen fernerhin weltliche Ehren zu erweisen. Das Beispiel einer solchen Haltung würde mächtig propagandistisch wirken auf andere Staaten. Das Eis wäre gebrochen, wie man sagt. Ohne Prophet zu sein behaupte ich, daß in kürzester Frist andere Regierungen den gleichen Weg betreten werden. Und wäre es nicht ein Gewinn von unberechenbarem Werthe, wenn die Katholiken eines so großen Landes wie Deutschland zur praktischen Erkenntniß kämen, daß ihre Religion keinen Schaden leidet durch den Kampf gegen den Ultramontanismus? Würde diese von den deutschen Katholiken gemachte Erfahrung nicht einfließen auf die Anschauungen der übrigen nicht-deutschen Katholiken, auf die Franzosen, Italiener, Engländer u. s. w.?

Daß Sie meinen Vorschlag über die veränderte Erziehung der römischen Geistlichkeit so vollständig billigen, begrüße ich freudigst. Die veränderte Erziehung wäre wirklich „von höchster Bedeutung für die Zukunft Deutschlands“ (S. 49), aber nur unter einer Voraussetzung: vorher oder gleichzeitig muß der Schnitt in die ultramontane Wurzel gemacht werden. Sie sehen, mein ceterum censeo lasse ich nicht aus den Augen.

Läßt man das Wesen des Ultramontanismus, seine äußerlich mächtige, glänzende Stellung unangefochten, dann würde das Eingehen auf ultramontan-hierarchische Erziehungsgrundsätze den römischen Klerus nach der einen Seite hin zwar immer mehr isoliren, nach der andern aber ihn im Bewußtsein seiner Sonderstellung nur stärken. Erst wenn die Geistlichkeit, hohe und niedere, im bürgerlich-staatlichen Leben keine äußerlich irgendwie besondere Rolle mehr spielt, erst dann wird das sich Einspinnen in die Theorie des Ultramontanismus die Loslösung vom Volke vollenden und dauernd machen.

Und nun zum Schlusse noch zwei Punkte, die Sie leider in Ihrer Besprechung nicht berührt haben.

Mit sehr gutem Grund habe ich in meiner Schrift ein Doppeltes hervorgehoben: Erstens, daß „die Durchschneidung der ultramontanen Wurzel“ nicht nur scheinbar, sondern in Wirklichkeit die katholische Religion gänzlich unberührt lassen würde; daß, auch für das blüdeste religiös-katholische Auge, jeder Versuch — und daran wird's nicht fehlen —, diese Art des staatlichen Vorgehens als Angriff gegen die Religion zu charakterisiren, als Unwahrheit erkennbar ist. Das aber ist ein unermesslicher Vortheil. Alle sogenannten „liberalen“ Katholiken — eine an Zahl und Einfluß bedeutende Menge — sind dadurch von vornherein auf staatlicher Seite und können, was mehr ist, mit dem Staate gehen bis zum Ende. Letzteres konnten sie weder im Kulturkampf noch in früheren kirchen-politischen Kampfszeiten, da leider stets das eigentlich religiöse Gebiet feindlich betreten wurde. Zweitens hob ich hervor, daß die Lösung der Paritätsfrage durch „die Durchschneidung der ultramontanen Wurzel“ wesentlich gefördert würde. Dadurch, daß der paritätische Staat die katholische Religion in ihrer unreligiösen ultramontanen Machtstellung stützt, oder besser gesagt, dadurch, daß er den weltlich-politischen Ultramontanismus sich als Religion aufspielen läßt, begeht er gegen die anderen Religionen ein schweres Unrecht. Er billigt der einen Religion zu Ungunsten der anderen Machtmittel zu, deren Zubilligung, weil sie ganz und gar unreligiös sind, für ihn in keiner Weise nöthig ist, und die der ultramontanen Auster-Religion eine außerordentlich bevorzugte Stellung im Lande gewährleisten.

Länger als beabsichtigt, vielleicht zu lang ist mein „Brief“ geworden. Sie und die Leser der „Jahrbücher“ entschuldigen es wohl damit, daß ein großes öffentliches Interesse der ultramontanen Frage gegenüber vorliegt. In der zweiten Auflage meines Buches, die schon nöthig geworden ist, werde ich auf die durch Ihre Besprechung angeregten Zweifel und Fragen ausführlich zurückkommen.

Antwort.

Ich habe den vorstehenden Brief aus mehrfachen Gründen gern in den „Jahrbüchern“ abgedruckt. Jede Diskussion, die einen Gegenlag deutlich und motivirt zum Ausdruck bringt, wirkt förderlich, und um so lieber läßt man eine Meinungsverschiedenheit zum Wort, wenn man dadurch bezeugt, wie sehr man auf dem Boden derselben Weltanschauung steht und in den Zielen übereinstimmt. Ich zweifle garnicht, daß die große Mehrzahl der Leser dieser „Jahrbücher“ mit den Darlegungen des Grafen Hoensbroech mehr sympathisirt, als mit den meinigen. Um so nöthiger ist es für mich, die Gründe für diese Auffassung hier in voller Breite entwickeln zu lassen, um den eigenen Standpunkt, wenn er denn doch dagegen behauptet wird, dadurch um so sicherer zu befestigen.

Ist es möglich, die katholische Frömmigkeit wieder ganz auf sich selbst zurückzuführen, indem man das furchtbare System der Priesterherrschaft, das sich darum und darüber gelagert hat, wieder zerbricht? Diese Priesterherrschaft ist eine konsequente historische Entwicklung — sage ich. Nein — sagt Graf Hoensbroech: sie ist eine Mißbildung.

Ich antworte: das ist kein absoluter Widerspruch. Auch eine konsequente, innerlich nothwendige Entwicklung kann zuletzt zu einer Mißbildung werden — ja das ist sogar sehr häufig so. Eine moderirte Priesterherrschaft, die vom 8. bis 14. Jahrhundert ein Segen war, mag im 19. Jahrhundert, selbst wenn sie unverändert geblieben wäre, als eine Mißbildung erscheinen, um so mehr aber, wenn sie sich noch verstärkt, innerlich verhärtet und verknöchert hat — was doch alles in ihrer Weise nothwendige Fortbildungen sind.

Innerhalb des Katholizismus mag und wird, so lange es dort wahre Frömmigkeit giebt, der Wunsch und das Bestreben immer wieder hervorbrechen, die Religion auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückzuführen; was Rom für sich hat und weshalb es bisher immer wieder gesiegt hat, ist die Konsequenz. Zola hat in seinem „Rom“ mit der ganzen Meisterschaft seiner Beobachtung des Einzelnen diesen Gegensatz zu lebendiger Anschauung gebracht. Der moderne päpstliche Katholizismus erscheint in diesem Buch gleichzeitig in der ganzen Häßlichkeit der religiösen Mißbildung und der ganzen unerschütterlichen Stärke seiner historisch gewordenen Struktur.

Noch weniger finde ich einen Gegensatz zwischen meiner Behauptung, daß die Religion keineswegs etwas bloß Subjektives sei, sondern stets eine Beziehung auf die Allgemeinheit, d. h. einen Trieb auf Kirchenbildung, d. h. aber ein politisches Element enthalte und derjenigen des Herrn Briefschreibers, der ja ebenfalls sagt, daß die „Religion nicht rein subjektiv sei, denn alle geschichtliche Religionen haben einen mehr oder weniger objektiven Gehalt.“ Daß das subjektive Element der Religion oft mit dem objektiven

in Widerstreit erscheint und obgleich als „Ketzeri“ gebrandmarkt, doch oft die wahre Frömmigkeit repräsentirt und die Schale des Objektiven sprengt, ist eine Wahrheit, die ich am allerwenigsten leugne. Aber das objektive Element darf darum nicht einfach ignorirt werden, und es ist nichts weniger als „ultramontan“, das auszusprechen und daran zu erinnern, wie stark es ist.

Wozu der Widerstreit zwischen der felsartigen Schale der katholischen Hierarchie und der Frömmigkeit innerhalb dieser Kirche noch einmal führen mag, welche Wandlungen die Jahrhunderte hier noch erleben werden, darüber wage ich keine Prophezeiung. Nur so viel glaube ich zu sehen, daß in dieser unserer Epoche und in Deutschland auf diesem Gebiete nichts zu hoffen ist.

Lebten wir noch im absoluten Staate, so ließen sich vielleicht allerhand Betrachtungen anstellen, aber wir leben in einer konstitutionellen Bundes-Monarchie und in dem Parlament dieser konstitutionellen Bundes-Monarchie besitzt das Centrum mehr als ein Viertel der Stimmen, während die anderen drei Viertel nicht nur völlig zersplittert, sondern auch demoralisirt sind. Sich gegen diese Thatfachen die Augen zu verschließen, heißt nicht Politik, sondern Ideologie treiben. Welche Maßregel auch gegen die römische Hierarchie vorgeschlagen werde, sicher ist, daß diese noch auf lange hinaus im Centrum so viel Einfluß besitzt, um diese Fraktion sofort in eine entschlossene prinzipielle Opposition zu treiben und damit die Staatsmaschine fest zu setzen. Wer zum Kampf gegen den Ultramontanismus ruft und nicht gleichzeitig angiebt, wie über diese Klippe hinüberzukommen ist, der wird wohl bei vielen guten Deutschen Anklang finden, bei der Regierung aber, die handeln soll, tauben Ohren predigen. Aller Eifer des evangelischen Bundes ist nicht so viel werth, wie ein einziger guter Rath, der zeigt, wie man das Centrum bei der Regierung des Reiches entbehren könnte. Auch beim Volke aber wird der Eifer des evangelischen Bundes wenig ausrichten, so lange das Volk die Empfindung hat, daß seine geringen politischen Gerechtigkeiten beim Centrum einen viel sichereren und zuverlässigeren Schutz finden als bei den Nationalliberalen oder gar Konservativen.

Graf Hoensbroech sagt, ihm fehle das Verständniß dafür, daß ich in meinem Aufsatz gleichzeitig sage, das deutsche Reich habe keinen „böseren und gefährlicheren Feind als den Ultramontanismus“ und doch das Centrum als eine Stütze „deutsch-nationaler Politik“ auftreten lasse.

Daß das paradox klingt, gebe ich zu — aber schon der alte Kant hat erklärt, daß die Einzelheiten der Geschichte oft paradox seien. War es logisch, daß ein Kardinal der römischen Kirche, Richelieu, dem deutschen Protestantismus in seiner größten Noth zu Hilfe kam? Ja noch viel mehr — die Päpste selber haben wenigstens vier Mal den Protestantismus geradezu gerettet, als er ohne ihre Hilfe vielleicht vernichtet worden wäre: 1526, 1534, 1552, 1632.

So ist es auch wenig logisch, daß das Zentrum, das ultramontan sein will, doch, wie uns Graf Hoensbroech gerade in höchst interessanter Weise nachgewiesen hat, die wichtigsten ultramontanen Prinzipien direkt verleugnet. Aber mit dieser Anlogik korrespondirt genau die andere, daß der Führer des Kulturkampfes mit dem Zentrum gute Beziehungen anknüpfte und daß das evangelische deutsche Kaiserthum gegenüber dem vaterlandsverrätherischen Treiben der Sozialdemokraten und Volksparteien, denen ein so großer Theil der Nation zugefallen ist, seine Anlehnung jetzt beim Zentrum suchen muß.

Nicht wer den Leuten rüth, vor drohenden Gefahren die Augen zu verschließen, sondern wer auf die Gefahr aufmerksam macht und nach Mitteln sucht, sie möglichst zu verringern, erwirbt sich, glaube ich, das größere Verdienst. Deshalb habe ich hauptsächlich diese Seiten in dem Hoensbroech'schen Buche hervorgehoben.

Wer Besseres weiß, trete hervor — ich bin gern bereit, die Seiten dieser Zeitschrift zur Verfügung zu stellen.

Delbrück.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

21. Oktober 1897.

Die Aera Badeni ist noch nicht abgelaufen. Das „Ministerium der starken Hand“ regiert zwar nicht, aber es führt die Geschäfte mit demselben Ungeschick fort, mit dem es seine Thätigkeit begonnen hat. Alle Welt weiß, daß diese Regierung nicht regieren kann, daß sie nicht im Stande ist, die Aufgaben zu lösen, deren Dringlichkeit von Tag zu Tag stärker fühlbar wird, aber noch besteht die parlamentarische Majorität, mit welcher Graf Badeni regieren zu können und zu wollen vorgiebt, und noch versichert die Majorität, daß sie unter gewissen Bedingungen bereit sein werde, die Lebensbedingungen für seine Regierung zu schaffen. Zu diesen wird vor Allem die Ueberwindung der Obstruktionspolitik der Deutschen, der Koalition der Deutschen Volkspartei und der Deutschen Fortschrittspartei gehören, die sich ihren Wählern gegenüber verpflichtet haben, jeden wichtigen Akt der parlamentarischen Gesetzgebung solange zu verhindern, bis die für Böhmen und Mähren erlassenen Sprachenverordnungen zurückgezogen sind und das Ministerium Badeni vom Schauplatze verschwunden ist. Mit Badeni können die Deutschen nicht mehr in ernste Beziehungen treten; seine Rücksichtslosigkeit und Unverlässlichkeit schließt jedes Kompromiß zwischen ihnen und der bestehenden Regierung aus, auch jede Verhandlung mit den Majoritätsparteien muß unterbleiben, solange Graf Badeni zur Einleitung derselben berufen ist. Erst sein Nachfolger wird daran denken können, die Form ausfindig zu machen, unter welcher ein Waffenstillstand zum Zwecke der Erledigung der unaufschiebbaren parlamentarischen Geschäfte abgeschlossen werden könnte.

Die Ueberwindung der Obstruktion erfordert vor allem Anderen die Abänderung der Geschäftsordnung, deren gegenwärtige Fassung jeder Gruppe von Abgeordneten, deren Zahl zur Unterstützung selbständiger Anträge hinreicht, die Ausdehnung der Berathung von Gesetzesvorlagen auf beliebige

Dauer ermöglicht. Aber eben deshalb kann auch die Debatte über die Abänderungsvorschläge für die Geschäftsordnung auf Grund derselben in Unendliche ausgedehnt werden, solange ihr nicht ein Gewaltakt auf ungesetzlichem Wege ein Ende bereitet. Keine der Majoritätsparteien wird durch moralische Bedenken von diesem Gewaltakte zurückgehalten, aber zwei unentbehrliche Stützen derselben wollen sich nicht dazu herbeilassen, wenn ihnen nicht ein wesentlicher Punkt ihres eigenen Programmes gesichert wird. Die Ultramontanen verlangen die Annahme des Ebenhöchsten Schulantrages, durch welchen die Schulgesetzgebung den Landtagen ausgeliefert werden soll, und die Tschechen die Autonomie, d. h. die Sonderstellung der Länder der böhmischen Krone im Sinne des böhmischen Staatsrechtes, nebst einer ganzen Reihe von besonderen Vortheilen, die ihnen im Administrationswege zugewendet werden sollen. Noch hat sich die Rechte selbst über die Forderungen nicht geeinigt, das Ministerium also noch gar nicht Stellung nehmen können. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß man in kurzer Zeit über die als gemeinsam aufzustellenden Bedingungen für die Unterstützung des Ministeriums auf Seite der Rechten zu einem festen Entschlusse kommen werde, noch unwahrscheinlicher, daß das Ministerium die Erfüllung der Wünsche aller einzelnen Fraktionen werde zugestehen können. Am unangenehmsten fühlen sich in dem Majoritätsverbande dormalen die Vertreter der sogenannten katholischen Volkspartei, deren Wähler zum größten Theile Bauern der deutschen Alpenländer sind. Diesen will die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Sprachenverordnungen nicht einleuchten. Es regt sich in ihnen die tiefgewurzelte Abneigung gegen die „Böhmen“, von denen sich auch der frömmste Tiroler nichts vorschreiben lassen will. Tschechische Zuschriften und Gerichtsbescheide gelangen ohne Uebersetzung an die entlegensten deutschen Gemeinden und an einzelne Bewohner derselben, die nicht begreifen können, daß sie zu den übrigen Gerichtskosten auch noch Uebersetzungshonorar bezahlen sollen, wenn sie sich nicht einer möglichen Schädigung aussetzen wollen. Ein Rest von Nationalstolz ist auch dem eifrigsten Pötkaplan noch geblieben, der zum Mindesten gegen die fremde Sprache mißtrauisch ist und als Oesterreicher mit seinem Deutsch auch ein Recht behaupten zu können glaubt. Die ultramontanen Führer würden ja vielleicht die äußerste Kraft daran setzen, um ihren Anhängern die Gleichberechtigung des „Böhmischen“ mit dem „Deutschen“ begreiflich zu machen, wenn sie damit die Bildung einer großen, katholischen Partei erkaufen könnten; darauf können sie sich aber keine Hoffnungen machen, denn die Jungtschechen sind nichts weniger als gute Katholiken. Ihre Lehrerschaft protestirt heftig gegen eine neuerliche Unterwerfung unter das Joch der Klerisei und würde den tschechischen Abgeordneten einen schlechten Empfang bereiten, wenn sie ihnen die Segnungen der Konfordschule wieder heimbrächten.

Aus diesen Erwägungen und aus der Besorgniß, durch die gänzliche

Vernachlässigung der deutschen Interessen den Deutschliberalen die Wege in den umstrittenen Wahlkreisen zu ebnet, ging der Antrag des tirolischen Abgeordneten Baron Dipauli hervor, es möge, um die Beseitigung der Sprachenverordnungen anzubahnen, die Sprachenfrage durch ein im Parlamente zu beratendes Reichsgesetz geregelt werden. Er hat die Tschechen in Aufregung versetzt und die Herstellung eines gemeinsamen Aktionsprogrammes für die Majorität wesentlich erschwert. Man beschäftigt sich deshalb vorläufig mit den Wünschen der dalmatinischen Slaven und Slovenen, um nicht bei den eigenen auf Widerstand und unvereinbare Gegensätze zu stoßen.

Dies ist die parlamentarische Situation. Sie ist für das Ministerium, das noch gar keine andere Bürgschaft für den Bestand seiner Majorität besitzt, als den gemeinsamen Haß der Slaven gegen die Deutschen, trostlos genug. Denn es ist vor Allem noch sehr fraglich, ob dieser Haß stark genug sein wird, um den Widerwillen gegen das magyarische Uebergewicht im Gesamtstaate zu besiegen, ob er den koalitierten Parteien auch die Kraft verleiht, das Ausgleichsprovisorium mit Ungarn durchzusetzen, das Graf Badeni schon in den nächsten Wochen zu Stande bringen muß, wenn er den Glauben an seine Regierungsthätigkeit aufrecht erhalten will. Dies verlangen die ungarischen Kollegen, dies verlangt die Krone, weil sie ihren verfassungsmäßigen Verpflichtungen nachkommen will. Die Aufgabe der Deutschen bleibt es, dies mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern und nöthigenfalls die parlamentarische Revolte so lange auszuspinnen, bis die Erfinder der gegenwärtigen Regierungspolitik, durch welche die Deutschen in der leichtfertigesten Weise beleidigt, mit unermesslichem Schaden bedroht und dadurch zum Kampfe herausgefordert wurden, ihre Ohnmacht nicht mehr verbergen können. Graf Badeni hat die Mittel, mit denen er seine Stellung zu behaupten suchte, sehr bald erschöpft. Sie waren auch geringfügig genug, da sie sich fast ausschließlich auf seine eigenen persönlichen Eigenschaften erstreckten. Als Grundlage der Badenischen Politik läßt sich nämlich bei der eingehendsten Untersuchung nichts Anderes entdecken, als seine unerschütterliche Ueberzeugung von seiner stupenden Geschicklichkeit in der Behandlung politischer Fragen und das unerschütterliche Vertrauen auf die Macht seines Auftretens. Der Sturz des Koalitions-Ministeriums, den er noch als Statthalter von Galizien in einer Wiener Gastrolle mit einem gewissen Theatercoup in Szene gesetzt hat, scheint seine angeborene Eitelkeit derart gesteigert zu haben, daß er sich Leistungen zugetraut hat, welche sich ein viel größerer Regierungskünstler, als er ist, nämlich der verewigte Graf Taaffe, niemals zugetraut hat. Mit sachlichen Gründen tritt Graf Badeni für seine Politik nicht gerne ein, wahrscheinlich deshalb, weil er über solche nicht verfügt. Was er in seiner Bertheidigungsrede gegen den von den Deutschen eingebrachten Antrag auf Erhebung der Ministeranklage wegen Gesetzesverletzung vorgebracht

hat, ist so unbedeutend, daß sich weder Freund noch Feind damit beschäftigt. Größere Aufmerksamkeit hat der gegenwärtige Leiter der österreichischen Politik nur durch das Duell mit dem Abgeordneten Wolf auf sich zu vereinigen verstanden. Es soll hier die Frage der Berechtigung des parlamentarischen oder politischen Duells nicht erörtert werden, die ja selbst von den Vertheidigern des Duells als einer unvermeidlichen sozialen Institution sehr verschiedenartig betrachtet wird; aber es muß zur Charakterisirung des streitbaren Ministerpräsidenten festgestellt werden, daß er die Möglichkeit des friedlichen Ausgleiches mit dem Abgeordneten Wolf, die durch dessen völlig korrektes und entgegenkommendes Verhalten gegeben war, von vornherein durch die Wahl seiner Zeugen abgeschnitten hatte. Der kommandirende General von Wien war nicht die Persönlichkeit, um jene Vermittlungsversuche anzustellen, die zu einer Verständigung führen konnten, ohne der Ehre des beleidigten Ministers den geringsten Abbruch zu thun. Es liegt daher nahe, auch das bewaffnete Auftreten desselben, zu dem er sich ganz plötzlich entschlossen hat, als eine politische Aktion aufzufassen, durch die er sich nicht nur als Kavalier, sondern auch als Staatsmann Respekt verschaffen wollte. Der Glorienschein des politischen Märtyrers, dem man selbst in den Kreisen der in der Opposition befindlichen Standesgenossen des Grafen anfänglich eine gewisse Kraft zuschreiben wollte, ist aber ungemein rasch verblaßt. Der Kampf um die Pultdeckel, der neuerdings von einigen besonders gewandten und großgewachsenen Tschechen um die mitternächtliche Stunde in den Bänken des hohen Abgeordnetenhauses eingeleitet und von den Deutschen ehrlich aufgenommen wurde, hat das parlamentarische und das öffentliche Interesse in ebenso hohem Grade erregt, als der Kugelwechsel im Militär-Keitlehrinstitut.

Es ist möglich, daß Graf Badeni die Majorität durch Obstruktion so lange in Aufregung versetzen und endlich bis zu jenem Grade der Leidenschaftlichkeit erhitzen lassen will, bis er sich auch ohne besondere Zugeständnisse zu jenen Gewaltstreichen herbeiläßt, welche der Erledigung des Ausgleichsprovisoriums vorangehen müssen. Diesen Sieg würde die Majorität nicht ohne schwere Verluste erringen können. Die deutschen Ultramontanen wollen sich nicht um des Vinsengerichtes des Ausgleiches mit Ungarn willen ihrer politischen Reputation berauben, der Präsident des Abgeordnetenhauses, der deutsche Tiroler Dr. Rathrein wird sich zu ungeheuerlichen Schritten nicht bereit finden lassen, er hat schon jetzt dem Gegensatz zwischen seiner Auffassung der Präsidentenpflichten und jener des Polen Abrahamovicz, dessen Stellvertretung stets die größten Tumulte hervorruft, sehr scharfe Grenzen gezogen, nicht nur aus Gründen der politischen Zweckmäßigkeit, sondern weil es doch seinem Gefühle widerspricht, den eigenen Landsleuten wissenlich unrecht zu thun. Die deutsche Opposition unterläßt es nicht, ihm dafür wiederholt ihre Anerkennung zu bezeugen. Auch Dr. Queger und seine Christlich-Sozialen werden kaum die Stützen der

dualistischen Verfassung um jeden Preis sein wollen: Badeni wird sich daher, wenn er im Amte bleibt, ausschließlich auf die Slaven und einige deutsche und italienische Ueberläufer stützen können. Davon würde aber das allgemeine Staatsinteresse vielleicht doch empfindlicher berührt werden, als es diejenigen wünschen können, die zur Wahrung dieses Interesses vor Allem berufen sind.

So wenig sich seit dem Sommer die parlamentarische Situation verändert hat, so ganz anders stellt sich nämlich die Situation im Staate Oesterreich selbst dar. Das Oesterreich des Grafen Badeni hat eine Erscheinung aufzuweisen, die man seit den Tagen von 1848 nicht mehr wahrnehmen konnte. Die Deutschen in Oesterreich sind nahezu insgesammt national geworden. Es giebt keine Verfassungspartei, es giebt keine Staatspartei mehr, selbst die deutschen Großgrundbesitzer, die sich um den Staat lange genug auf Kosten der nationalen Interessen bemüht haben, sehen sich bei Seite gesetzt und ihre guten Dienste verschmäht. Wer hätte es zu Zeiten der Vereinigten Linken für möglich gehalten, daß die „Neue freie Presse“, das Hauptorgan der liberalen Zentralisation, eine Erklärung abgeben könne, wie die nachstehende: „Es hat lange gedauert und war nicht leicht, den Deutschen die historische Haut, in die sie hineingerathen waren, abzuziehen, aber der Beharrlichkeit einer sonst sehr sprunghaften Staatskunst ist es gelungen. Man hat es den Deutschen zuerst mit allem Nachdruck fühlbar gemacht, daß sie allen anderen Nationalitäten gegenüber eine Minorität sind, man hat sie dadurch gezwungen, den lange seitgehaltenen Charakter der Staatspartei aufzugeben, und so blieb ihnen nichts übrig, als zu werden, was Tschechen, Polen, Sloveneren von jeher waren, eine nationale, alle politischen Ambitionen hinter das nationale Interesse stellende Partei.“ So sind die Deutschen, die sich für ein Staatsideal opfern wollten, von dem außer ihnen Niemand mehr etwas wissen will, endlich mit Gewalt dazu gezwungen, sich um ihr eigenes Recht und ihre Lebensbedingungen zu kümmern und die Sorge um die Großmacht denjenigen zu überlassen, die an derselben interessirt sind. Es wäre für die Deutschen in Oesterreich besser gewesen, wenn sie sich schon im Jahre 1867, als die Rekonstruktion der Monarchie auf der Tagesordnung stand, daran erinnert hätten, daß sie unter der „historischen Haut“, die ihnen unter Maria Theresia, Josef II. und dem „guten Kaiser Franz“ übergestülpt worden war, noch eine andere tragen, die vielleicht noch größeren Anspruch darauf hat, historisch genannt zu werden, die Haut nämlich, die sie für das Haus Habsburg zu Markte getragen haben, als es auf dem Boden des deutschen Reiches seine Fürstenmacht begründete und dieselbe bis zur europäischen Großmacht erhob. Damals wäre es Pflicht der deutschen Volksvertreter gewesen, für ihr Volk die Bürgschaften einer ehrenvollen und ihren Leistungen entsprechenden Stellung im Staate ebenso festzustellen, wie dies die Magyaren für sich

besorgt haben. Was damals in Folge einer mangelhaften historischen Auffassung versäumt wurde, obwohl es mit Leichtigkeit erreichbar gewesen wäre, muß jetzt mit Aufbietung der ganzen Volkskraft erkämpft werden. Welche Form der österreichische Staat dabei annehmen wird, das braucht die Deutschen nicht zu beunruhigen; sicher ist nur das Eine, daß diese Form gefunden werden muß, wenn der Staat lebensfähig sein soll. Herr Herold versichert uns, daß die Tschechen keinem deutschen Staate angehören wollen; er wird sich kaum dem Wahne hingeben, daß die Deutschen, die in den alten Reichs- und Bundesländern wohnen, sich einem slavischen Staatswesen dienstbar machen werden. Auch Böhmen ist kein slavisches Königreich und kann es auch auf dem Wege der Anerkennung des böhmischen Staatsrechtes nicht werden. Die administrative Einheit des von Tschechen und Deutschen bewohnten Landes ist nur dann aufrecht zu halten, wenn die Tschechen den Deutschen jene Zugeständnisse machen, die von diesen unter allen Umständen verlangt werden müssen. Der Bestand Oesterreichs hängt nicht von dem märchenhaften Glanze einer böhmischen Krone ab, sondern von der Zufriedenheit und dem Einverständnis der schaffenden Bevölkerung. Unter dieser nehmen die Deutschen unbestritten die erste Stelle ein, ihnen muß daher das Reich der Habsburger ein wohnliches Heim bieten. Sollte dies nicht anders erreichbar sein, als durch eine Zertheilung Böhmens in ein tschechisches und ein deutsches Verwaltungsgebiet, so wird der Schnitt in jene böhmische Landesordnung, die im Jahre 1861 von Schmerling verfaßt worden ist, ebenso gelingen, wie der Schnitt in den Majestätsbrief Rudolfs II., den der frömteste aller Habsburger ohne Gewissenskrampf geführt hat. Die Regierung aber, die diese radikale Lösung der böhmischen Frage vorzunehmen bereit ist, wird sich ebenso leicht finden, wie sich Minister gefunden haben, die ihre Namen unter die Sprachenverordnungen des Grafen Badeni gesetzt haben. Man hat mit einer großen nationalen Partei der Deutschen in Oesterreich noch nicht gerechnet, weil sie noch nie bestanden hat. Seit dem Volkstage in Eger, der Vertrauensmänner-Versammlung der deutschen Volkspartei in Klagenfurt und der wackeren Entschliebung der Deutschtiroler in Innsbruck, von nun an ungetrennt in den Kampf für Volksthum und Gewissensfreiheit zu ziehen, kann nicht mehr daran gezweifelt werden, daß die nationale Einigung unaufhaltsam fortzuschreitet, daß Adel und Bauern den deutschen Bürgern nicht mehr in den Rücken fallen können.

*

Konflikts-Besorgnisse. Die Militärstrafprozeß-Ordnung und die Flottenfrage. Die Diskont-Erhöhung der Reichsbank. Das Scheitern der Mission des Senators Wolcott.

Ob unsere Regierung wohl schon einen bestimmten Plan für den parlamentarischen Winterfeldzug hat? Zu erkennen ist er jedenfalls noch nicht, und man weiß nicht einmal, wer der Feldherr oder der Generalstabschef sein soll.

Daß eine verständige, den Forderungen der öffentlichen Meinung Rechnung tragende Reform des Militärstrafprozesses eine außerordentliche Erleichterung für die Hauptaufgabe, die Flottenvermehrung sein würde, ist klar. Bringt die Regierung eine solche Vorlage, so hat sie alle Aussicht, bei einiger taktischer Geschicklichkeit den Feldzug zu gewinnen.

Nun ist plötzlich die Nachricht aufgetaucht, die Vorlage könne nicht kommen, nicht weil es dem Reichskanzler und dem Kriegsministerium an gutem Willen fehle, sondern weil Bayern Schwierigkeiten mache. Die neue Prozeßordnung soll für das ganze Heerwesen des deutschen Reiches einheitlich gestaltet werden und an die Spitze der Judikatur ein höchster Gerichtshof treten. Dem gegenüber wünscht Bayern einen eigenen höchsten Gerichtshof zu behalten und behauptet sogar, daß ihm die selbständige Militärgerichtsbarkeit als ein Reservatrecht zustehe, das nur mit seiner eigenen Zustimmung aufgehoben werden könne. Diese Zustimmung aber könne es um so weniger geben, als das Königreich zur Zeit unter einer Regentschaft steht und eine Regentschaft nach der bayerischen Verfassung nicht die volle Freiheit des Königs hat, namentlich nicht Verfassungsänderungen vornehmen darf. Selbst wenn Bayern aber nach der Meinung der Staatsrechtler kein Reservatrecht dieser Art besitzen sollte, so widerspricht es doch durchaus der guten Gewohnheit unseres Bundeslebens, den zweiten Staat des Reiches in einer so wichtigen Frage einfach zu majorisieren. Deshalb kann also, wie es heißt, die Vorlage nicht eingebracht werden.

Wenn es wirklich nur diese Differenz mit Bayern ist, die der Einbringung des Gesetzentwurfes im Wege steht, so dürfte man mit ganz guter Zuversicht der weiteren Entwicklung vertrauen. Die preussische Regierung wird dann ihren so weit fertigen Entwurf veröffentlichen. Dieser Entwurf wird, wie wir hoffen, verständigen Ansprüchen der öffentlichen Meinung genügen und dann wird die öffentliche Meinung und mit ihr der Reichstag einen so starken Druck ausüben, daß entweder Bayern nachgibt, oder aber der Bundesrath das moralische Recht gewinnt, Bayern zu überstimmen, oder aber man ein Kompromiß schließt, das Bayern ein Stück der gewünschten Selbständigkeit läßt, ohne den einheitlichen Geist des deutschen Heeres zu gefährden. Die Armee corps der Königreiche haben ja ohnehin eine gewisse größere oder geringere Selbständigkeit und man ist bisher über die kleinen Frictionen, die sich hier und da hieraus ergeben haben, immer noch glücklich genug hinweggekommen.

Das scheint Alles so einfach, und wäre es auch, wenn die erste Voraussetzung sicher wäre, daß nämlich das Hinderniß nur bei Bayern läge. Aber leider bewegt sich der öffentliche Verdacht in ganz anderer Richtung. Man hält die Divergenz mit Bayern nicht für den wirklichen Grund, sondern bloß für einen Vorwand, daß die Vorlage nicht eingebracht wird. Der wahre Grund soll sein eine fundamentale Verschiedenheit über die Auffassung vom Wesen des Militärstrafprozesses.

Dieser Prozeß ist nicht zu trennen von der Disziplinalgewalt. Jeder Soldat begiebt sich durch den Fahneneid unter eine ganz besondere Macht, die unendlich viel größer und eingreifender ist als jede bürgerliche Gewalt. Durch die Disziplin und die Disziplinalgewalt ist die Armee in der Hand ihres Kriegsherrn. Das kommt in dem bestehenden preussischen Militärprozeß dadurch zum Ausdruck, daß der Kriegsherr jedes kriegsgerichtliche Urtheil bestätigen oder verwerfen kann. Auch der Strafprozeß wird aufgefaßt als ein Ausfluß der Disziplinalgewalt. Es giebt in diesem Prozeß deshalb keinen Instanzenzug. Wird nun ein höchster Militärgerichtshof eingesetzt, so giebt der höchste Kriegsherr seine Disziplinalgewalt aus der Hand. Das Wort soll gefallen sein, der Kaiser (als König von Preußen) habe dann keine Armee mehr, sondern Milizen. Das eigenthümliche, rein persönliche Band, das die Armee bisher mit dem König verknüpfte, wird dann zwar noch nicht zerschnitten, aber doch gelockert.

Man unterschätze die Wandlung, die sich damit vollzieht, nicht. Preußen ist geschaffen worden durch die Dynastie mit ihrer Armee. Die Armee hat in den Stürmen des Jahres 1848 den Staat zusammengehalten, und sie hat ihn zusammengehalten nicht sowohl erfüllt von dem preussischen Staatsgedanken, als durch die Idee der persönlichen Treuerverpflichtung gegen den König. Es ist nur natürlich, daß das Königthum einige Bedenken trägt, in diesen überlieferten Begriffen prinzipielle Umformungen vorzunehmen. Die eigenthümliche Gestaltung des Militär-Strafprozesses ist ein Stück werthvoller preussischer Ueberlieferung.

Eine gesunde Ueberlegung aber wird sich endlich dahin entscheiden, daß die Umformung doch vorgenommen werden kann. Die Stellung und Macht der ursprünglich partikularistischen preussischen Monarchie ist dadurch, daß sie die Aufgabe des Nationalstaats ergriffen und durchgeführt hat, so außerordentlich gewachsen, daß es nichts mehr austrägt, ob die noch aus dem Feudalstaat stammenden Stützen bleiben oder nicht. Die persönliche Beziehung des Soldaten und insbesondere des Offizierstandes zum Kriegsherrn wird bleiben, auch wenn der Kriegsherr seine Disziplinalgewalt ohne persönliche direkte Ueberwachung und Leitung in den schweren Fällen durch Gerichtshöfe verwalten läßt. Der nationale Staatsgedanke ist es, der heute die Armee so eng mit dem Kaiser zusammenschließt, daß ohne jede Gefahr die überlieferte Prozeßordnung nach modernen Grundsätzen umgestaltet werden kann. Daß die Disziplin selber dabei keinen Schaden

erleidet, daß Advokatenrabulistik oder gar demagogisches Agitatorenthum durch die neue Ordnung nicht begünstigt oder überhaupt nur zugelassen werden, dürfen wir als selbstverständlich ansehen. Innere Gründe aber verlangen eine Reform; die Reform ist längst in Aussicht genommen und versprochen; die parlamentarische Taktik erheischt sie grade in diesem Augenblick auf das dringendste.

Wenn nun trotz alledem, und obgleich der Reichskanzler Fürst Hohenlohe den Gesetzesentwurf mit Bestimmtheit zugesagt hat, in der nächsten Umgebung des Kaisers wirklich sich Einflüsse geltend machen sollten, die die Reform abzuschneiden trachten, so ist der Verdacht gerechtfertigt, daß nicht bloß überliefertes Vorurtheil im Spiel ist, sondern daß man es gern sieht, wenn die Situation statt zu einer Ausgleichung zu gelangen, sich verschärft. Hier ist in Wahrheit der Schlüssel zu der sonst so räthselhaften Unklarheit und Verworrenheit in der Regierung. Es sind Leute an der Arbeit, die ein ehrliches konstitutionelles Regiment nicht mehr wollen, sondern ganz direkt auf den Konflikt und auf den dahinter drohenden Staatsstreich hinarbeiten. Wir haben ja eine Anzahl Zeitungen, die sich nicht scheuen — am unvorsichtigsten ist wohl die „Schlesische Zeitung“ damit — von Zeit zu Zeit ganz offen auf solche Wege hinzudeuten. Der Hinweis an sich auf die Möglichkeit solcher Entschliefungen ist nicht so unbedingt zu tadeln. Er erinnert die Opposition an die Macht, mit der sie zu rechnen hat, und warnt sie vor zu großem Uebermuth. Aber wenn wirklich in der Regierung selbst oder nahe der Regierung Personen sein sollten, die sich in solche Ideen versenken, so wäre das das Traurigste, was wir uns denken könnten. Man weiß es ja jetzt seit Kurzem aus den Tagebüchern des Generals von Gerlach, daß Friedrich Wilhelm IV. sich wirklich bis an das Ende seines Lebens in einer geradezu leidenschaftlichen Weise mit dem Wunsch beschäftigt hat, die Verfassung wieder los zu werden. Nicht sein ehrlicher Wille, sondern nur die Unmöglichkeit, seinen Willen durchzusetzen, hat die Zerstörung der Verfassung verhindert. Dieser Halbwille, dies Arbeiten an einer Sache, die doch in sich unmöglich und undurchführbar war, hat seine ganze Regierung mit Unfruchtbarkeit geschlagen und ihr den Stempel der Unfähigkeit aufgedrückt.

Nicht anders würde der Erfolg sein, wenn man sich heute etwa in einen Kampf gegen das allgemeine gleiche Stimmrecht einließe. Man erinnert wohl daran, wie ruhmvoll der Konflikt König Wilhelms I. mit dem preußischen Abgeordnetenhaus über die Militärreorganisation verlaufen ist. Aber die Lage ist heute eine ganz andere. Damals war es wirklich nicht möglich, die Reorganisation mit dem Abgeordnetenhaus zu machen. Heute ist es möglich, die Flotte von dem Reichstag zu erlangen, wenn man es nur richtig anfängt. Damals lag hinter dem Kampf um die Armeeorganisation der Kampf um die Macht, der Kampf um die

Herrschaft. Auch die gemäßigten Liberalen wollten Vorstellungen von Parlamentarismus ähnlich den englischen auf die preussischen Verhältnisse übertragen. Davon kann heute wirklich nicht die Rede sein. Nicht als ob die Gedanken nicht noch existirten, aber praktisch sind sie ganz zurückgetreten und namentlich die zur Zeit den Ausschlag gebende Partei, das Centrum vertritt sie nicht. Als eine geborene Minorität, nach einem Lieblingsworte des Abgeordneten Windthorst, ist sie keine Anhängerin des strikten Prinzips der Majoritätsherrschaft, und wenn sie heute die Ministerstühle besetzen sollte, wo nähme sie Kandidaten dafür her? Man würde die Herren, die heute das Centrum führen, überschätzen, wenn man ihnen den Ehrgeiz zutraute, selber regieren zu wollen; sie sind ganz zufrieden, wenn ihnen verstattet wird, einen gewissen Einfluß auszuüben, und die von den Pfarrern geleiteten Wähler sind zufrieden, wenn der katholischen Kirche ab und zu ein Wunsch erfüllt wird. Für einen prinzipiellen Machtkampf zwischen Regierung und Reichstag fehlt es also durchaus an Stoff und ebenso fehlt es auf der andern Seite an den Mitteln zur Durchführung. Was in dem Einheitsstaat Preußen möglich war, ist keineswegs auch im Reiche möglich. Das Reich ist gegründet auf dem Schlachtfelde, aber nicht bloß durch Blut und Eisen, sondern dadurch, daß dem siegreichen Preußen sich sofort der nationale Einheitsdrang ankrystallisirte. Das Reich hat seine Stärke in der Kaiserkrone auf dem Haupte des Königs von Preußen, aber nicht minder in der einheitlichsten nationalen Institution, die wir überhaupt besitzen, dem Reichstag. Man zerbreche den auf dem allgemeinen gleichen Stimmrecht ruhenden Reichstag und sofort wird der Partikularismus an allen Ecken und Enden wieder das Haupt erheben. Die Staaten, die sich bereit finden lassen möchten, im Bundesrath für eine Vergewaltigung des Reichstages zu stimmen, würden durch größere Selbständigkeit dafür bezahlt zu werden verlangen, und was die Bequemlichkeit des Regierens gewönne, würde das Reich an Festigkeit verlieren. Schon das bloße Spielen mit dem Gedanken eines Staatsstreiches, etwa der Otkroyirung eines anderen Wahlgesetzes giebt als Revolution von oben der Revolution von unten einen Rechtstitel in die Hand. Merkt das Volk nun gar, daß hinter diesem Spielen doch kein wirklicher Entschluß steckt, so ist der Schade an der Autorität der Regierung augenscheinlich.

Der einzige energische Entschluß in solcher Lage ist, Wege, die man doch nicht bis zu Ende gehen kann, gar nicht zu betreten, sich völlig von ihnen abzuwenden und die ganze Aufmerksamkeit darauf zu richten, wie mit den vorhandenen Faktoren das nothwendige Ziel, die Vermehrung unserer Seerüstung, zu erreichen ist.

Das Erste, was jetzt dazu gehört, ist eine durchaus offene und loyale Behandlung der Frage des Militär-Etraf-Prozesses. Jedes Versteckspielen, jedes Hinhalten mit dieser Vorlage lähmt die patriotischen Kräfte, die

wacker an der Arbeit sind, dem Volk die Flottenfrage klar zu machen und ganz offenbar damit schon einen recht guten Erfolg gehabt haben.*)

* * *

Die bimetallistische Aktion, die die Vereinigten Staaten durch den Senator Wolcott in London eingeleitet haben, scheint erfolglos geblieben zu sein, obgleich von Zeit zu Zeit deutlich hervortritt, daß in der englischen Regierung eine starke Strömung vorhanden ist, die zu irgend einem Abkommen zu gelangen wünscht. Je weniger thatsächlich auf diesem Gebiete heute geleistet wird, desto nothwendiger ist es, immer wieder daran zu erinnern, daß die anscheinend so günstige Lage der Weltwirthschaft, und namentlich der deutschen Volkswirthschaft, durchaus kein Beweis für die Gesundheit unserer Währungsverhältnisse ist. Die öffentliche Meinung natürlich läßt sich durch diese Eindrücke bestimmen, aber die Politiker sind verpflichtet, sich immer wieder klar zu machen, daß nur dasjenige Währungssystem gut ist, das auch Krisen zu überstehen vermag, und daß das heutige System der allgemeinen Goldwährung eine solche Probe noch nicht bestanden hat. Im Gegentheil, immer wieder tauchen, auch jetzt mitten im tiefsten Frieden und wirtschaftlichen Gedeihen, Symptome auf, die darauf hindeuten, daß das bestehende Währungssystem an einem groben Fehler leidet. Der Abgeordnete Dr. Arendt hat in der letzten Nummer (Nr. 42) des „Deutschen Wochenblatts“ hierüber eine Betrachtung veröffentlicht, die der allgemeinen Aufmerksamkeit werth ist, und von deren Inhalt wir unseren Lesern Einiges wiedergeben möchten.

Die deutsche Reichsbank hat vor Kurzem den Diskont wieder wie im vorigen Herbst auf 5 Prozent erhöht. Dr. Arendt sagt darüber: „Gegenwärtig beträgt der Diskont in Berlin 5 Prozent, in London 3 Prozent, in Paris 2 Prozent. Der Lombardzinsfuß steht bei der Reichsbank 1 Prozent höher als der Wechseldiskont, also 6 Prozent. Weite Kreise des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft genießen nicht direkten Kredit bei der Reichsbank, sondern befriedigen ihre Kreditbedürfnisse bei Privatbanken oder Bankiers. Sie pflegen neben sonstigen Opfern 1 Prozent über Bankdiskont zu bezahlen, gegenwärtig also 6 Prozent für Wechsel, 7 Prozent für Verpfändungen. Die Frage muß deshalb in ernste Erwägung gezogen werden, wie es möglich ist, daß die Bank von Frankreich

*) In der von Pfarrer Raumann herausgegebenen Göttinger Arbeiterbibliothek ist soeben ein vorzüglich gearbeitetes Heft, „Die deutsche Flotte und das deutsche Volk“ von Dr. S. Kassow, erschienen (Göttingen bei Vandenhoeck & Ruprecht. 20 Pf., 25 Exemplare 4 Mk., 50 Exemplare 8 Mk.), das das gesammte Material in sehr übersichtlicher Weise zusammenstellt. Der Verleger ist derselbe Herr Ruprecht, dem kürzlich als Lohn für seine patriotische Thätigkeit in seiner Eigenschaft als Reserve-Offizier der Abschied ertheilt worden ist. Nun, das sind wir ja in Preußen von Oneisena und Ernst Moritz Arndt her so gewohnt, und Herr Ruprecht mag sich damit trösten, daß er von nun an das Recht hat, mit diesen Männern zusammen genannt zu werden.

in der Lage ist, einen so ungleich billigeren und dabei absolut stabilen Zinssatz aufrecht zu erhalten.“

In der That scheint die Frage des Herrn Dr. Arendt im höchsten Grade gerechtfertigt. Ist es schon ein auffälliges Zeichen, daß bei einem Kapitalzinsfuß von wenig über 3 Prozent der Zins für baares Geld immer wieder auf 5 Prozent und mehr herausschnellt, so ist es einleuchtend, welchen Vortheil die französische Industrie und Landwirthschaft davon hat, nur 2 Prozent für ihre Baarmittel geben zu müssen, während die deutsche 5 aufbringen muß.

Herr Dr. Arendt sucht die Gründe für diese Erscheinung auf und findet sie sowohl in dem viel zu geringen Goldschatz der Reichsbank wie in ihrer falschen Verwaltungspraxis. Er sagt: „Der Baarvorrath der Reichsbank war am 7. Oktober auf 777 Millionen Mark gesunken, gegenüber 1242 Millionen Mark Notenumlauf und 385 Millionen Mark täglich fälliger Depositen. Ist dieser Baarvorrath an sich ungenügend zur vollen Sicherheit der Valuta, so muß man sich vergegenwärtigen, daß mindestens 250 Millionen Mark, oder $\frac{1}{3}$ dieser Metalldeckung aus Silber besteht, also für kritische Zeiten nicht den mindesten Werth als Deckungsmittel besitzt. Von dem Rest von 530 Millionen Mark wird zum Mindesten die Hälfte aus Barren und fremden Münzen bestehen. An deutschen Goldmünzen, der in der Stunde der Gefahr einzigen vollwerthigen Deckung, besaß die Bank sicher nicht viel mehr als 200 Millionen Mark, also nicht vielmehr als die Hälfte der sofort realisirbaren Depositen und nur $\frac{1}{8}$ der Noten und Depositen.“

Dies ist der Grund, weshalb die Bank gezwungen ist, mit einer Art nervöser Aengstlichkeit, sobald Handel und Verkehr einen Aufschwung nehmen und größere Ansprüche machen, den Dämpfer der Diskont-Erhöhung darauf zu setzen.

Der Goldschatz der Bank würde schon erheblich größer sein, wenn man die Maßregel des Herrn von Dechend beibehalten hätte, keine Zehnmarkstücke mehr auszuprägen und die existirenden Münzen dieser Art zurückzuhalten, sodaß der tägliche Verkehr mehr auf die Verwendung des Silbers angewiesen wäre.

Ferner erschwert die französische Bank den Export des Goldes, indem sie für die ganz wichtigsten, dazu geeigneten Münzen ein kleines Agio erhebt, die deutsche Bank hält im Gegentheile fremde Goldmünzen und Goldbarren für die Arbitrageure vorrätzig, ausschließlich geleitet von dem Prinzip der Verkehrserleichterung. Ist es richtig, daß der deutsche Produzent diesen erleichterten Verkehr nachher mit erhöhtem Diskontsatz bezahlen muß, so erscheint der Grundsatz doch in einem etwas stark „manchesterlichen“ Licht.

Von der jüngsten großen Goldproduktion in Südafrika und Amerika ist nach Deutschland nicht viel gekommen, da Oesterreich und Rußland Alles

an sich gezogen haben, um ebenfalls zur Goldwährung überzugehen. Die erforderliche Vergrößerung des Goldvorraths unserer Reichsbank wird also nicht so leicht zu bewirken sein und man greift es hier einmal wieder mit Händen, daß die „Golddecke“ zu kurz ist. Auch die allergrößte Produktion hat den Ansprüchen, die entstanden, weil immer neue Staaten zur Goldwährung übergangen, nicht folgen können und die verfehlte Praxis unserer Reichsbank bewirkt, daß Deutschland, das industriell von allen Nationen die stärkste Entwicklung hat, von allen Nationen unter dem Goldmangel am meisten zu leiden hat. —

Das Vorstehende war bereits geschrieben, als die genaueren Nachrichten über die Verhandlungen und das Scheitern der Wolcottschen Mission in London eintrafen. Demnach haben die Bimetallisten zwar diese Schlacht wieder verloren, brauchen aber doch mit dem Ergebnis nicht so ganz unzufrieden zu sein.

Daß England einfach den internationalen Bimetallismus auch für sich acceptire, hat Niemand verlangt und erwartet. Es soll nur mit gewissen Maßregeln entgegenkommen und hierüber hat es sich in sehr ernste Verhandlungen eingelassen. Die Verhandlungen sind nicht gescheitert an einem prinzipiellen Widerspruch, sondern an einer praktischen Frage, der Frage der Relation. Daß dies, sobald man an die Praxis herantrete, die Hauptschwierigkeit sein würde, ist namentlich von Professor Lexis immer vorausgesagt worden. Indien ist es, das England zwingt, sich in das Währungsproblem einzulassen, Indien ist es aber auch, das in der Relation die Schwierigkeit macht.

In Indien, dem Silberlande, hat die Noth das wunderlichste aller Währungssysteme erzeugt. Die Regierung hat die Münzstätten seit einigen Jahren (1893) geschlossen und dadurch erreicht, daß das indische Silbergeld erheblich höher steht als der eigentliche Silberwerth, d. h. mit andern Worten: Indien hat eigentlich nur Scheidemünze, nur Kreditgeld, gar kein wirkliches. Nicht durch den Metallgehalt der Münze, sondern durch den Entschluß der Regierung, ob und wie viel sie ausprägen lassen will, ist der Werth jedes Geldstückes bestimmt.

Ein so künstliches System ist schwerlich auf die Dauer haltbar. Aber es ist schwer herauszukommen. Die indische Regierung wünscht durch die Unterbindung der Prägung einen festen Kurs der Rupie von 1 sh 4 d zu dem englischen Gelde zu erlangen, der zwar höher ist, als der heutige Silberpreis, aber immer noch um 35 Prozent niedriger als der ursprüngliche, der 1 sh 10½ d betrug. Die Franzosen und Amerikaner wünschen, wie sie gar nicht anders können und es auch in der Natur der Sache liegt, die alte Relation des Silbers zu Gold von 15—16 : 1 wiederherzustellen. Die Schwierigkeit, daß das Silber heute weniger als die Hälfte davon gilt, ist nicht so unüberwindlich, wie es auf den ersten Anblick scheint. Man hat beobachtet, daß der Silberpreis immer heruntergegangen

ist, wenn wieder ein Staat die Prägung einstellte; die Produktion hat geringen Einfluß darauf gehabt, da sie im Verhältniß zu der Masse des seit Jahrtausenden aufgehäuften Vorraths doch jährlich nur wenig ausmacht. Man darf daher annehmen, daß mit der Wiederaufnahme der Prägung der Preis rapide in die Höhe gehen wird. Die Relation $15\frac{1}{2}:1$ würde aber in Indien alle Werth-, Handels- und Verkehrsverhältnisse umstürzen und den bestehenden Export gänzlich abschneiden. Alle Folgen, die der weichende Silberpreis im Laufe von mehr als zwei Jahrzehnten auf das indische Wirthschaftsleben ausgeübt hat, würden durch die unvermittelte Herstellung des alten Werthes aufgehoben und in das Gegentheil verkehrt werden.

Auf eine einfache Herstellung der Relation $15\frac{1}{2}:1$ kann die indische Regierung daher nicht eingehen. Es fragt sich, ob durch eine gesetzliche Aenderung der Valuta, ähnlich wie es in Rußland geschehen ist, ein Uebergang gebaut werden kann.

Das ist das eine Hinderniß, das andere ist der Widerspruch der City, der Londoner Bankierwelt. Indien ist bei dem jetzigen System einer künstlichen Schein-Währung gewiß nicht gut gebettet, aber darauf nimmt die City ebensowenig Rücksicht, wie auf die Klagen der englischen Industrie.

England ist das große Gläubigerland; je theurer das Gold wird, je billiger die Waaren, desto größer ist sein Gewinn. Die Rechnung hat zwar einen bösen wucherischen Weigeschmack, die Vertheidiger der Goldwährung bei uns in Deutschland wagen sich mit dieser Betrachtung immer nicht recht heraus, da sie gar zu deutlich die Schädigung gewisser Klassen erkennen läßt, aber sie ist zuletzt die entscheidende: hier Gläubiger, dort Schuldner; hier Bankiers und Hypothekenbesitzer, dort Industrielle und Landwirthe. Es ist ein großer Kampf viel weniger der Theorien als der Interessen, und nur erstaunlich, daß die deutsche Regierung sich dabei auf die Seite der Gläubiger gestellt hat.

24. 10. 97.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Meyer, Bruno**, Kapitän-Lieutenant a. D. — Der Niedergang deutscher, der Aufschwung fremder Seemacht. Herausgegeben vom Alldeutschen Verbands. 4.—9. Tausend. 40 Pf. München, J. F. Lehmann.
- Moltke Militärische Werke**. Herausgegeben vom Grossen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Militärische Korrespondenz. Dritter Theil: Aus den Dienstschritten des Krieges von 1870/71. Dritte (Schluss-) Abtheilung: Waffenstillstand und Friede. Mk. 5.—. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Berlin SW., Kochstrasse 68—71.
- Nagl, Dr. J. W. und Zeitler, Jakob**. — Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. In 14 Lieferungen à 1 Mk. = 60 Kr. 4. Liefer. Wien, Carl Fromme.
- Oldenberg, Dr. K.** — Deutschland als Industriestaat. Vortrag auf dem Evangelisch-sozialen Kongress in Leipzig 1897 gehalten. 45 S. 1 Mk.; Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Fritz, Dr. Hans**. — Aus des Grossen Kurfürsten letzten Jahren. Zur Geschichte seines Hauses und Hofes, seiner Regierung und Politik. Gr. 8°. (XVI, 410 S.) Berlin, Georg Reimer.
- Paul, Friedrich**. — Beiträge zur Einführung des antropometrischen Signalements Alphonse Bertillons. 48 S. Berlin W., Priber & Cammers.
- Raimund, M.**, Fünf Tagesfragen. 1. Zur Minderung der sozialen Spannung. 2. Die Aufgaben der Religion in der sozialen Bewegung. 3. Unser Adel. 4. Der lateinische Hochmuth. 5. Die kleinen Soldaten. 52 S. 60 Pf. Stettin, Fischer & Schmidt.
- Reichsberg, Dr. N.** — Die Arbeiterfrage einst und jetzt. Ein akademischer Vortrag. 8°. (55 S.) 50 Pf. Leipzig, Georg Wigand.
- Rother, Erich**. — Der Industriestaat und die arbeitenden Klassen. 24 S. 15 Pf. Berlin, Joh. Sassenbach.
- Schüssler, Hugo**. — Die Lösung der sozialen Frage. 8°. (164 S.) 2,50 Mk. Dresden, E. Pierson's Verlag.
- Zur Lage der Arbeiter im Schneider- und Schuhmachergewerbe in Frankfurt a. M.** (Schritten des Freien Deutschen Hochstifts. VIII.) Veröffentlicht von Mitgliedern der Volkswirtschaftlichen Sektion, herausgegeben von Dr. Ph. Stein, eingeleitet namens der Sektion von Stadtrath Dr. Flesch. (Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.) 8°. 116 u. IV Seiten. Preis 1,50 Mk.
- Statistik der Ehescheidungen in der Stadt Berlin 1885—1894.** Von R. Böckh, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin. Berlin, W. u. S. Loewenthal.
- Woerner, A. L.** — Gerhart Hauptmann. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Muncker. — München 1897. — Carl Haushalter, Verlagsbuchhandlung. 80 Seiten.
- Ascher, Dr.** — Die ländlichen Arbeiter-Wohnungen in Preussen. 8°. (V, 157 S.) 2,25 Mk. Berlin, Carl Heymanns Verlag.
- Hachler, Dr. Ernst**. — Ueber Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze. 8°. gr. (86 S.) Berlin, E. Ebering.
- Banke, Dr. jur. Leopold**. — Rechtswissenschaftliche Untersuchungen. I. Bestrafung der Chikane. II. Schutz des § 193 Reichsstrafgesetzbuchs bei öffentlichen Beleidigungen. III. Bemerkungen zum Begriffe des Versuchs. Anhang I. Zur juristischen Terminologie. Anhang II. Die zeitliche Unbegrenztheit der Gesetze. 271 S. 4 Mk. Berlin, Selbstverlag.
- Cuspar, F. H.** — Die Seele des Menschen, ihr Wesen und ihre Bedeutung. 8°. kl. (51 S.) 1,75 Mk. Dresden, Selbstverlag des Verfassers.
- Daenell, Dr. E. R.** — Geschichte der deutschen Hanse in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. 8°. (XI, 210 S.) 8 Mk. Leipzig, B. G. Teubner.
- Deutsch, M.** — O, du mein Oesterreich. 8°. (40 S.) 1 Mk. Berlin, Paul Hüttig.
- Duboc, Dr. phil. Julius**. — Das Ich und die Uebrigen. (Für und wider M. Stirner.) Ein Beitrag zur Philosophie des Fortschritts. 60 S. 1 Mk. Leipzig, Otto Wigand.
- Ernst, Otto**. — Buch der Hoffnung. 2 Bd. 8°. (456 S.) 4 Mk. Hamburg, Conrad Kloss.
- Friedmann, Dr. Fritz**. — Was darf ich? Des Bürgers Recht und Schutz. I Bd. 8°. kl. (204 S.) 1 Mk. Berlin, Meusser, Messer & Co.
- Heinrichs, R.** — Die Aufhebung des Magdeburger Domschatzes. 8°. (26 S.) 75 Pf. Cleve, Fr. Boss Wwe.
- Jüger, Oskar**. — Lehrkunst u. Lehrhandwerk. Aus Seminarvorträgen, 8°. (IV, 486 S.) 6,80 Mk. Wiesbaden 1897, C. G. Kunzes Nachf.
- Juraschek, Dr. v.** — Otto Hübner's geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 46. Ausgabe für das Jahr 1897. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.
- Krickeberg, E.** — Heinrich von Stephan. Ein Lebensbild. 320 S. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.
- Kulemann, W.** — Christenthum und Malthusianismus. 8°. gr. (36 S.) 75 Pf. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Monyré, Paul**. — Sant Ilario, Gedanken aus der Landschaft Zarathustra. (VIII 378 S.) Leipzig, C. G. Naumann.
- Rassow, Dr. H.** — Die deutsche Flotte und das deutsche Volk. (Göttinger Arbeiterbibliothek 2. Bd. 7/8. Heft.) 128 S. 1—12 Hefte 10 Pf. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rieks, Dr. J.** — Leo XIII. und der Satanskult. 8°. (XX, 301 S.) 3 Mk. Berlin, Hermann Walther (Friedr. Bechly).
- Schlesinger, Dr. Eugen**. — Johann Rautenstrauch. Biographischer Vortrag zur Geschichte der Aufklärung in Oesterreich. 147 S. Wien, Stern & Steiner.

- Scherff, W. v.**, General der Infanterie z. D. — Die Lehre vom Kriege auf der Grundlage seiner neuzeitlichen Erscheinungsformen. 309 S. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.
- Schmitt, Professor Dr. Richard.** — Prinz Heinrich von Preussen als Feldherr im siebenjährigen Kriege. II. Die Kriegsjahre 1760—1762. 322 S. Greifswald, Julius Abel.
- Vogt, Friedr.** — Germanistische Abhandlungen. Heft 14. 8°. (VI 224 S.) 8 Mk. Breslau 1897, M. u. H. Marcus.
- Wachter, Dr. phil. Ernst.** — Die Läuterung deutscher Dichtkunst im Volksgeste. Eine Streitschrift. 144 S. 2 Mk. Berlin — Charlottenburg, Richard Heinrich.
- Die Verfassung als die Quelle des Nationalitätenhaders in Oesterreich.** Studie eines Patrioten. 62 S. 40 Kr. Wien und Leipzig, M. Breitenstein.
- Gewissenszeugnisse** eines Duellanten gegen das Duell von einem Schleswig-Holsteinischen Kampfgenossen 1848/51. 52 S. 1 Mk. Stettin, Johs. Burmeister.
- Grundzüge** für eine endgültige Lösung der Nationalitätenfrage in Oesterreich. Ideen und Betrachtungen eines Patrioten, 43 S. 40 Kr. Wien und Leipzig, M. Breitenstein.
- Historische Zeitschrift.** (Begründet von Heinrich v. Sybel) Herausgegeben von Friedrich Meinecke. 79. Bd. 1. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg.
- The Monist.** Quarterly Magazine devoted to the philosophy of science. Edit.: Dr. Paul Carus. Vol. 8, Nr. 1. Oktober 1897. Chicago, London, Open Court, Publishing Co.
- Weltgeschichte in Umrissen.** Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. 8°. (525 S.) 9 Mk. Berlin, Mittler & Sohn.
- Huchenberger, Dr. A.**, Präsident des Grossherzoglich Badischen Finanzministeriums. — Grundzüge der Agrarpolitik. 306 S. 8 Mk. Berlin, Paul Parey.
- v. Hesse-Wartegg, E.** — China und Japan. Erlebnisse, Studien, Betrachtungen. 567 S. karton. 18 Mk., geb. 26 Mk. Leipzig, J. J. Weber.
- Hoppe, Dr. Hugo.** — Lage und Stellung der Aerzte an den öffentlichen Irrenanstalten des deutschen Reiches. 8°. Berlin, Georg Reimer.
- Lehmann, Heinrich Otto,** Professor der Rechte. — Die Systematik der Wissenschaften und die Stellung der Jurisprudenz. 31 S. Marburg, N. G. Elwert.
- Ego, Adam.** — Die soziale Frage und ihre Lösung. 8°. (XVI 248 S.) 4,50 Mk. Bremen, M. Heinsius Nachf.
- Rathgen, Karl.** — Die Kündigung des englischen Handelsvertrages und ihre Gefahr für Deutschlands Zukunft. Sonderabdruck aus Schmollers Jahrbuch. 20 S. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Schiffer, Eugen,** Amtsrichter. — Die Rechtskonsulenten. 47 S. Berlin, Otto Liebmann.
- Jahrbücher** für Nationalökonomie und Statistik. Gegründet von Bruno Hildebrand. Herausgegeben von J. Conrad, C. Elster, Edg. Loening, W. Lexio. III. Folge. 14. Band 3. Heft. Jena, Gustav Fischer.
- La Revue de Paris.** — 4e Année. Nr. 20. 15. October 1897. Livraison 2 fr. 50. Paris, 85 bis Faubourg St.-Honoré.
- The Open Court.** A monthly Magazine. Edit.: Dr. Paul Carus. Vol. XI (No. 10). October 1897. No. 497. Chicago, London, Open Court, Publishing Co.
- Zeitschrift** für deutsches Alterthum und deutsche Literatur. Herausgegeben von Eduard Schroeder und Gustav Rothe, 41. Band 4. Heft. Berlin, Weidmann.

Zur Beachtung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 31, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W.
Magdeburger Strasse 27.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 81.
Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 81/82.

Das verlorene Paradies.

Von

Max Dreßler.

Vom Kinde, des Fühlen reine Lust, des Denken farbenreicher, in stetem Wechsel immer neu entzückender Traum; vom Süngling, der voll drängender Kraft die Welt ergreift, schrankenlos sich weitend, Natur und Geist in seinen Machtkreis zwingt; bis zum alternden Mann, der müden Armes Lust und Träume, Hoffnungen und Ideale begräbt — ein bitterer Weg, der Wonne versprach, Schmerz und Enttäuschung brachte. Bis gläubig schauende, bis siegfroh blizende Augen den verzweifelten Blick starrend zum Boden heften; bis Lust und Kraft der herben Wehmuth weichen — welch' tückischer Feind mußte das wirken! Und Gott hat doch Alles gemacht, die Welt und die Lust und den freudigen Muth! — von wannen all die bitteren Leiden? So klagen die Menschen und fragen und haben des ewigen Räthsels Lösung nicht begriffen. „Und Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut.“ Gott war es nicht, der das Böse geschaffen; es kam in die Welt durch den Abfall des Menschen von Gott. Daß der Wille des Menschen sich schied vom göttlichen Willen, das ist die Quelle des Bösen in der Welt. Der Mensch selbst, im Uraufang der Welt, hat eine Sünde begangen, eine Untreue, da wandelte sich ihm das Paradies in eine Welt des Leidens. Der Mensch hat „sie zerstört, die schöne Welt.“ —

Aus dunkler Zeit sind dunkle Worte auf uns gekommen, die jagen vom „Sündenfall“ der ersten Menschen. Ob wir sie deuten?

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“

Gott ließ Erscheinung werden, was zuvor neben Möglichkeiten als Möglichkeit in seinem Geist geschlummert hatte. Der Plan einer nach Methode und Form bestimmten Erscheinungswelt wurde verwirklicht; wenn wir unter Methode die geistigen oder denkweisen, unter Form die anschaulichen oder sinnlichen Prinzipien der Weltbildung verstehen wollen. Gott hat auch andere Möglichkeiten, um in Wirklichkeit zu treten. Würde sich die gewählte Möglichkeit zur Erscheinung, zum Wirklichwerden aus bloßem Möglichsein, denn eignen? - „Und Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut.“ Ob ein Ding gut sei, läßt sich nur schätzen im Vergleich mit andern, als Norm der Werthung dienenden Dingen. Gott, dem die Möglichkeiten der Weltwerdung vor Augen schweben, verwirklicht die Eine, und nun, das Wirklichgewordene vergleichend mit dem Möglichen, fällt er das Urtheil: Diese Welt ist sehr gut. Diese Welt ist werth, von Gott erlebt zu werden.

Um die nach Methode und Form aus freiem Willen bestimmte Erscheinungswelt zu erleben, muß Gott seinem ursprünglichen Geiste unbestimmter Möglichkeiten zu wirklicher Bestimmtheit die Richtung geben, indem er ihn nach eben jener Methode und Form modifizirt, die der gewollten, gewordenen Schöpfung Richtung gebend zu Grunde liegen. Der göttliche Geist muß eintauchen in diese Welt der nach Methode und Form bestimmten Erscheinung. Gott muß Erscheinung werden, um Erscheinungen zu erleben. Gott muß sich selbst bestimmen, um das Bestimmte zu erfahren. Der göttliche Geist muß des bestimmungslosen Schweifens in Weltmöglichkeiten vergessen, um der in die Erscheinung getretenen Weltwirklichkeit anzugehören. Aus dem Ansich-, In-sich-, Fürsich-Sein des göttlichen Vorschöpfungs-Ich muß ein Für-die-Erscheinung-Sein, ein die Erscheinung erlebendes göttliches Bewußtsein werden.

Gott wird Erscheinung, nimmt Gestalt an in Adam, den er sich zum Bilde schafft. In Adam sind die zur Erscheinung gebrachten Grundprinzipien der Weltbildung zur höchsten Prägnanz potenzirt, und diese Essenz-Erscheinung wählt sich Gott zum Träger des zum Erleben, Fühlen, Erkennen, Bewußtwerden der Erscheinungswelt bestimmten eigenen Geistes.

Wozu hat sich nun der göttliche Geist in Adams Erscheinung bestimmt? Vor Allem zur geistigen Herrschaft über die ganze Welt der Erscheinungen; der Mensch soll „herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh,

und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet.“ Alles Bestehende soll er sich „unterthan“ machen. Daß diese Herrschaft eine Herrschaft des Geistes, des Denkens gemeint sei, spricht Gott deutlich aus in den Worten: „Als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerley Thiere auf dem Felde, und allerley Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete: denn wie der Mensch allerley lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heißen.“ Adam ist das göttliche Maß aller Dinge auf Erden. Der göttliche Geist, methodisch bestimmt in Adam, eint die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in seinem zusammenfassenden Bewußtsein durch die Methode, indem er sich, im Akt des Erkennens des methodisch einheitlichen Bandes bewußt wird, das alle Erscheinung umschlingt und durchwirkt. Die in Adam wirkende göttliche Geisteskraft ist ein Rück- und Einbeziehungsprozeß aller in der Welt ausgestreuten Erscheinungen in das einigende Bewußtsein mittelst der die Erscheinungen beherrschenden, bestimmten Methode. Das Prinzip der göttlichen Selbstbestimmung nach Methode in der Erscheinung wird sich in Adam seiner selbst bewußt. Der göttliche Geist in Adam erkennt sich selbst wieder aus der Fülle der verwandten Erscheinung. Die durch die Fülle der Wirklichkeit inhaltschwere göttliche Methode — das ist Adams weltbeherrschendes Denken. Adam ist der Erdgeist, „wirkend der Gottheit lebendiges Kleid“, der echte Göttersohn, der „was in schwanckender Erscheinung schwebt, befestiget mit dauernden Gedanken“.

Aber der in Adam Bestimmung annehmende göttliche Geist soll nicht nur die Erscheinung beherrschen durch reines methodisches Denken, er will auch Lust empfinden im Anschauen der nach Form verwandten Erscheinung: „Gott ließ aufwachsen aus der Erde allerley Bäume, lustig anzusehen.“

Da Gott den Plan der Schöpfung realisirte, da er noch gänzlich über und außer ihr stand, noch nicht mit dem eigenen göttlichen Geist, Bestimmtheit annehmend, eingegangen war in die Erscheinung, da hatte er Bäume aufgehen lassen, „die da Frucht trugen und ihren eigenen Samen bey sich hatten, ein jeglicher nach seiner Art“, und hatte sie gut geheißt. Erst jetzt, nachdem Gott in Adam selbst Erscheinung geworden ist, kommt die neue Bewußtseinsform in die Welt, die nur dem Gott-in-der-Erscheinung eignet, die Lust im Anschauen, denn nur innerhalb der Erscheinung

ist Lust an der Erscheinung möglich für den Geist. Wie der denkende Adam die Erscheinung nach Methode beherrschte, so empfindet der anschauende Adam Lust, indem er die Erscheinung, als Form, identisch fühlt mit dem innelebenden Formprinzip. (Vgl. „Die Schöpfung des Weibes“ Pr. Jahrb., 1895, Heft I.)

Zur geistigen Herrschaft über die methodisch als verwandt erkannte Erde gesellt sich die ästhetische Freude an der als Form verwandt Gefühlten. Der göttliche Geist in Adams Form findet sich in den Formen der Erscheinung wieder und bereichert sich mit Lust an der unendlichen Fülle harmonischer Gestaltungen.

Und wenn wir noch hinzufügen die Freude am wesensgleichen Weibe, und die Lust des sinnlichen Genußes — denn die Bäume sind nicht nur „lustig anzusehen“, sondern auch „gut zu essen“ — so haben wir die Richtungen erschöpft, nach denen hin der göttliche Geist in Adams Bilde sich positiv bestimmt hat.

Was er sich aber, negativ bestimmend, verboten hat, das ist die Frage nach Gut und Böse der Bestimmtheit überhaupt. Diese Frage konnte sich der Gott vor aller Erscheinung, d. i. Selbstbestimmung, stellen, und hat sie sich gestellt, und hat sie beantwortet, indem er es gut fand, in diese bestimmte Erscheinung, die wir unsre Welt nennen, zu treten und sie in Adams Erscheinung selbst zu erleben. Nachdem sich aber der wählende Gott freier, vergleichbarer Möglichkeiten zur Verwirklichung der Einen, für gut befundenen, entschlossen hat, und sich in ihr nach Methode und Form, als erkennenden und fühlenden Geist der Erscheinung bestimmt hat, ist es ein Widersinn, wenn er, der gewollten Bestimmtheit vergessend, zur Vorschöpfungs-Unbestimmtheit und Wahlfreiheit zurückkehren wollte. Der in Erscheinung eingegangene, für Erscheinung bestimmte göttliche Geist würde sich selbst untreu, wenn er nachmals Zweifel erhebe am Werth des Erscheinungslebens, nachdem er, frei, es gewählt, jetzt unfrei, es gar nicht mehr los werden kann. In Bestimmtheit eingegangen, kann er nicht mehr zugleich unbestimmt sein wollen. Daher verbietet der Gott der Möglichkeiten dem Gott der Bestimmtheit, der Außer- und Vorschöpfungs-Gott dem in der Schöpfung verbildlichten Gott, verbietet der Schöpfer Adam den Genuß des einen Baums der Erkenntniß Gutes und Böses; denn wenn der Gott der Bestimmtheit verlangt nach dieser Frucht, so macht er sich, usurpatorisch, zum Gott der Unbestimmtheit, er wird, sagt der Gott der Unbestimmtheit, „als unser Einer“, und bleibt doch, nach nicht zurücknehmbarem Beschluß, Gott der Bestimmtheit; der para-

diesige Gott-Mensch hört auf zu sein; er muß „desselbigen Tages des Todes sterben“.

Nachdem Gott sich also klar selbst bestimmt hat in Adam — wie kommt der Gott in Adam dazu, sich selbst untreu zu werden? Folgen wir dem Mythos.

Nicht Adam bricht die verbotene Frucht, sondern Eva, die sie jenem dann allerdings mittheilt. Wir wissen, daß Adam der freiwillig in Bestimmtheit der Erscheinung eingegangene göttliche Geist ist. Was ist Eva?

Sie unterscheidet sich wesentlich von Adam nach ihrer Entstehung; sie wird sich auch in ihrer Bedeutung von ihm unterscheiden. Es heißt zwar, als Gott den Menschen schuf, ihm zum Bilde: „Er schuf sie ein Männlein und Fräulein.“ Wenn nicht ein prinzipieller Unterschied zwischen Adam und Eva hätte festgestellt werden sollen, so konnte die Darstellung sich damit begnügen; nun aber kommt es anders. Adam, die nach Gottes Bild, als Gottes Symbol, geschaffene Erscheinung, erhält den göttlichen Geist unmittelbar eingeflüßt, wird Träger desselben innerhalb der Erscheinung, ist Gott selber in der Gestalt. Nicht so mit Eva. Weder ist in Evas Erscheinung der göttliche Geist, sich selbst freiwillig bestimmend, und warnend, der Bestimmung zu vergessen, eingegangen, noch leitet ihr Geist sich aus Adams Geist, sein ächtes Kind, sich ab; vielmehr schlummert in Adam der Geist, während Eva aus Adams Seite entsteigt, aus der Rippe gebaut, nicht Pallas, hauptgeboren. Aus dem Erscheinungssubstrat Adam, aus dem bestimmten, nicht aus dem bestimmenden, unmittelbaren göttlichen Geist in Adam erwächst Eva zur bewußten Erscheinung, ein prinzipiell neues Gebilde in der Schöpfung. Hatten wir vordem nur eine unbewußte Erscheinungswelt, aus göttlichem bestimmtem Plan erschaffen, und in ihr eine höchst prägnante Erscheinung zur Aufnahme des göttlichen bestimmenden Geistes, mittelst der, von welcher getragen, in welcher erlebend, Gott die schlummernde Schöpfung zu Bewußtsein, zu Gefühl erheben wollte — in Eva steht die Erscheinung, die ihrer selbst bewußt wird, auf, das erste Erscheinungs-Ich bildet sich. In Adam wird Gott sich unmittelbar in seiner Erscheinung bewußt, in Eva wird die Erscheinung sich unmittelbar ihrer selbst bewußt als Ich.

Während Adams geistiges Wesen zentrifugale Aktivität auf das Objekt ist, leidet Eva unter dem zentripetal auf ihr Ich einwirkenden Objekt. In Adam fühlt der Gott sich wirkend auf die

Erscheinung, in Eva fühlt der Mensch die Wirkung der Erscheinung auf sich selbst. Eva subjektivirt, durch Reflexion auf das Ich, die Objektivität; Adam objektivirt, durch Wirksamkeit auf die Erscheinung, die Subjektivität. Adam ist Weltbewußtsein, Eva Selbstbewußtsein. Adam ist Methode und Styl des Sich-Erkennens und -Fühlens Gottes in der Erscheinung; nur soweit Adam Styl und Methode ist, ist er wirklich, denn er ist Gott; soweit er Erscheinung ist, ist er Mittel zum Zweck des göttlichen bestimmten Bewußtwerdens.

So ist der männliche und weibliche Geist vom Urfang an charakterisirt, jener als der naive objektive, dieser als der reflektirte subjektive. Die Erfüllung des männlichen Geistes geschieht vom Objekt aus, in dem er sich auflöst; das Weib baut die Welt aus dem Ich auf, auf welches es jene bezieht. —

Adam mochte zu Eva gesagt haben: Wir herrschen über die ganze Erde, wir schauen sie an mit Lust und essen von den Bäumen, die sich besamen zu unserer Speise; vom Baum der Erkenntniß Gutes und Böses essen wir nicht. Für Adam, in dem der göttliche Entschluß der freien Bestimmung unmittelbar in der Erscheinung wirkte, war Gebot und Verbot, Position und Negation, gleich selbstverständlicher Ausdruck der gewollten, gewordenen Wirklichkeit; mit der bestimmten Schöpfung der Welt mußte doch ja die Unbestimmtheit ausgeschlossen werden. Aber während Adam in der Bestimmung das einzig Positive erblickt, sieht Evas Ich an ihr nur das Negative, die Begrenzung, die Beschränkung. Aus Adams Worten hört sie nur das unbegreifliche Verbot heraus. Von Gott unmittelbar hatte sie die Beschränkung nicht empfangen. Wer war dieser Adam, der sie beschränkte? Ihr Herr! Und alle Erscheinung, die sie umgab, diese Welt, vor der sie, leidahnend, bebt, was war sie? Die Schlange des Zweifels beschleicht das Ich Evas und legt ihr die verhängnißvolle Frage in den Mund: Ist diese Welt gut? oder ist sie nicht gar böse? Da wird Adams naiver bedingungsloser Optimismus von pessimistischer Kritik angekränkt. Der Pessimismus kriecht heran an das Menschen-Ich, das in die eiserne Nothwendigkeit der gesetzten Erscheinung gebannt, vom furchtbaren Koloss des Nicht-Ich bedrängt sich fühlt. Gott wußte sich freiwillig bestimmt in Adam; der Mensch fühlt sich nothwendig beschränkt in Eva.

Es ist nur Ein Ich—Gottes All-Ich. Gott hat sich frei bestimmt zum Erkennen und Anschauen, zum Bewußtwerden Seiner

selbst in der Erscheinung. Die Erscheinung, statt Träger des göttlichen Bewußtseins zu sein, wird sich ihrer selbst als Ich bewußt: was Gott allein zukommt, usurpirt sie, in Untreue, für sich. Sie läßt in sich den Gedanken der freien unbestimmten Göttlichkeit aufleben, sie, deren Wesen doch nun durch Beschluß des Einen bestimmungslosen Gottes Bestimmtheit ist. Die Welt der Erscheinung, vom bestimmungslosen Gott-Ich als das Positive gesetzt und gut geheißten, wird vom untreuen Mensch-Ich als Negation der ursprünglichen Gott-Unbestimmtheit und absoluten Freiheit gefühlt und böse geheißten. Dieses falsche, mensch-göttliche Ich zerreißt das harmonische Gewebe der Welt; es schafft die gähnende Kluft zwischen Erscheinung und Erscheinung, zwischen Ich und Nicht-Ich. Jetzt werden seine „Augen aufgethan“, und es erblickt das Ich sich selbst voll Angst und Scham in der erbärmlichen Nacktheit der eigenen Erscheinung, „der Sonne ausgefektes Kind.“

Adam, der die Frucht nahm, der Untreue, und Eva, die leicht Verführte, die sie ihm bot, die „Beide nackt waren, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht“, sie werden gewahr, daß sie nackt waren. Scham und Furcht bemächtigen sich ihrer. Adams Gewissen schlägt; der göttliche Geist in ihm erhebt furchtbare Anklage gegen den Störer des Friedens, der Schöpfungsharmonie. Adam, der Mensch, fühlt, daß er den Gott in Adam verrathen habe; daß er, das Geschöpf, die Grenzen überschritten hat, die der Schöpfer sich selbst im Geschöpf gezogen; daß er den Geist der eigenen Natur verlegt, die Zwietracht in die göttliche Welt getragen hat. Vergebens sucht er sich feige mit dem Weib vor dem zürnenden Gott zu verbergen, als ob er dem Entfremdeten, Verrathenen entgehen könne, des Stimme in seinem eigenen Innern dröhnt: „Adam, wo bist Du?“ — „Ich hörte Deine Stimme im Garten und fürchtete mich, denn ich bin nackt; darum versteckte ich mich“, antwortet kläglich das schuldbewusste Menschen-Ich. — „Wer hat Dir's gesagt, daß Du nackt bist?“ — In dieser Frage liegt die ganze Tragik des Sündenfalls. Du, Träger meines göttlichen Bewußtseins, Erscheinung Du, in der ich die Fülle der Erscheinungen erfassen und ihrer genießen wollte, hast die Bande der Bestimmtheit, die ich um Deinen Geist legte, zerrissen, standest auf und fühltest Dich als Ich, als Gott! Wohlan! Du bist „als Unser Einer“, ein Gott, der Gut und Böse richtet, aber ein Gott in Fesseln unentrinnbar, kämpfend und bedrängt, und immer leidend; ein Gott, der Freiheit träumt und Lust, doch im Bann der Noth-

wendigkeit schmachtet. Mensch, der Du stolz Dich Gott weißt, bist der Gott, der sich schämt und ängstet, daß er Mensch ist. „Verflucht sei der Acker um Deinetwillen, mit Kummer sollst Du Dich darauf nähren Dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er Dir tragen, und sollst Dein Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiß Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen, bis daß Du wieder zur Erde werdest, davon Du genommen bist; denn Du bist Erde und sollst zu Erde werden.“ Du bist Erscheinung, durch die ich mein göttliches Bewußtsein tragen lassen wollte, zur Erkenntniß der unendlichen Mannigfaltigkeit als Einer nach dem Geiste, und zur Lust an der unendlichen Fülle der Erscheinungen als Einer nach der Form, und Du, bestimmter Geist, forderst Bestimmungslosigkeit, Du verwirklichter Geist träumst Möglichkeiten, und riefst Dich, Geschöpf, zum Gott auf, der Wirkliches an Möglichkeiten mißt, und sich in der Erscheinung als Ich empfindet und wähnt im Nicht-Ich das Andere. Du hast die Augen aufgethan, um Deine Nothheit zu erblicken und die drohende fremde Gewalt, der Du nicht entriunfst. Gottbeseelte Erscheinung bist Du gewesen; nun bist Du der gefesselte Gott. Klebe am Fels der Nothwendigkeit, Prometheus, und leide! Habe die Welt, wie Du sie schauen wolltest, fremd, nothwendig, böse, und fühle Dich schauernd geknechtet, gepeinigt und nackt. „Nun aber, daß Du nicht ausstreckst die Hand, und brechest auch vom Baume des Lebens und essest und lebest ewiglich“; daß Du nicht dauern machest Dein Trugbild von Welt, mir und Dir zum Leide, so nehme ich Dich hinweg von dem Baume des Lebens und weihe Dich dem Tode; ich zerbreche Dein stolz geschaffenes unseliges Ich; und seine Ausgeburt, die ungetreue Welt wird mit ihm untergehen.

Der Schlange, dem Pessimismus, der des Weibes Geist vergiftete, die dem Gott die Freude verdorben hat, kündet dieser ewige Feindschaft der Menschen. Der Same des Weibes „soll Dir den Kopf zertreten“, freilich — „und Du wirfst ihn in die Ferse stechen“. Immer wieder zum heitern Erkennen und lustigen Anschauen wird die junge Menschheit geboren; den Pessimismus wird sie zermalmen, wie der taghelle Jung=Siegfried den nächtigen Lindwurm, aber immer wieder wird er hinterrücks, ein schwarzer Hagen, den tückischen Stoß führen und dem lichten Helden den reinen frischen Trank aus dem Born des Lebens vergiften.

Adam ist aus dem Paradies vertrieben; der Friede des göttlichen Erkennens und Anschauens ist gebrochen; feindselig schrillt

ein Mißton durch die stille Schöpfungsharmonie, aufschreckend alle Kreatur. Der Kampf Aller gegen Alle entbrennt auf Erden und wüthet, bis Gott, mitleidig, den Erlöser sendet, den göttlichen Mittler, der den Kampf beschließen und den Verirrten den Pfad wieder weisen soll zum verlorenen Paradies; sein Nahen kündigt der englische Chor: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Gott läßt durch seinen Sohn dem Menschen sagen: Das Ich, das Deine sündigen Vorfahren gebildet haben, um dessentwillen aller Zwist und Haß, Haß, Furcht und Neid entbrannt sind, dadurch das irdische Paradies in ein Thal des Sammers verwandelt wurde, gieb es freiwillig wieder auf; liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst. Banne den Egoismus durch Liebe. Gieb auf Dein irdisch Theil, das Erscheinungs-Ich, um wiederum der göttlichen Glückseligkeit theilhaft zu werden.

Die Religion der Liebe, wie die Religion des Mitleids, der Buddhismus, erlösen den Menschen aus den Banden des Ich; mit dem Ich, dem im Widerspruch mit dem absoluten göttlichen Willen gebildeten Selbstbewußtsein der Erscheinung, muß alles Böse aus der Welt verschwinden. Da das Ich und damit das Böse an der Erscheinung haftet, so ist die Erscheinung überhaupt, die Bestimmtheit, als Gelegenheit des Bösen verabscheuenswerth, zum Mindesten gefährlich; daher das Christenthum ihr in theilnahmsloser Zurückhaltung gegenübersteht, der Buddhismus sie als den Inbegriff allen Trugs, als den täuschenden Schleier der Maja, geradezu verwirft, und endliche Erlösung nur in der absoluten Bestimmungslosigkeit erblickt, in einem Vorschöpfungs-Gott-Sein, im Nirwana, dem seligen Nichts als Gegensatz zu aller unseligen Bestimmtheit.

Das Paradies der erlösenden Religionen liegt über alle Bestimmtheit hinaus, Jenseits. An Stelle des realen Optimismus Adams setzen sie einen transcendentalen Optimismus. Sie rothen den Hafer mit der Spreu aus, sammt der menschlichen Beschränktheit auch die göttliche Bestimmtheit. Den Pessimismus, der das Erscheinungs-Ich und seine Welt vergiften mußte, übertragen sie auf alle Erscheinung überhaupt, und negiren, wo Gott ponirt hatte. Diese göttliche Position fühlt aber tiefinnerlich der Mensch und sie setzt sein Wesen in Widerspruch mit den negirenden Religionen — „aus dieser Erde quillen meine Freuden“. In dieser Welt wollen wir zur Harmonie gelangen, nicht außerhalb ihrer; für Erscheinung

bestimmte Geister sind wir, ohne Erscheinung sind wir Nichts. In der Erscheinung finden wir das Paradies oder nirgendß.

Ein Wort Christi weist uns den Weg: „Wahrlich, Ich sage Euch, es sey denn, daß Ihr Euch umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Das Kind ist das Wesen, das reine Lust empfindet im Anschauen der mannigfaltigen Erscheinung, das aufgeht im Erkennen des Objekts ohne subjektiven Rest, das kein Ich besitzt, auf welches es das Angesehene und Erkannte egoistisch beziehen könnte. Sein Geisteszustand ist ein Bewußtwerden der Dinge, Anschauen und Genießen mit Lust. Das Kind ist objektiv, naiv, unpraktisch; es gehört der schauens- und wissenswerthen Welt, nicht dient diese ihm und seinen Interessen.*)

Dieser paradiesisch-adamische Geisteszustand stellt sich noch bedeutender heraus in den „großen Kindern“, den Seltenen dieser Welt. Das Forscher- oder Künstlergenie ist Kind in den Dingen des praktischen Lebens. Im Forscher, hingegeben, verloren an den Gegenstand der Erkenntniß, den er durch einwohnende Methode bemeistert, ins Bewußtsein zwingt, sich „unterthan“ macht, was ist in ihm noch übrig vom Ich? Ist nicht sein ganzes Sein ein Bewußtwerden der göttlichen Erscheinung durch göttliche Methode? Und in diesem Zustand paradiesischer Selbstverlorenheit ist alles Interesse, was sonst dem Ich und seinen selbsttischen Zwecken diente, abhanden gekommen; eine grandiose Gleichgiltigkeit und Theil-

*) Mit der Behauptung, daß der kindliche Geisteszustand der seligere, ja der göttlichere ist, mag es nicht uninteressant sein, die anthropologische Beobachtung in Parallele zu stellen, danach auch das physische Kind einen höheren Typus darstellt als der Erwachsene: ich zitiere aus Dr. G. Ellis', Mann und Weib, anthropolog. und psycholog. Untersuchung 2c., S. 27: „— Der Mensch entfernt sich im Laufe seines Lebens mehr und mehr von dem spezifisch menschlichen Typus, den er in seinen ersten Jahren zeigt. — Der (anthropoide) Affe tritt mit reicher menschlicher Veranlagung ins Leben, von der er sich im Laufe seines Lebens sehr weit entfernt: der Mensch wird mit noch reicherer menschlicher, ja übermenschlicher Veranlagung geboren, und entfernt sich allmählich auch, wenn auch in geringerem Grade, von dem kindlichen Typus, um sich mehr und mehr dem Affen zu nähern. Bei den höheren Säugethieren, wie Affe und Mensch, scheint bis zur Geburt und noch eine kurze Zeit nachher eine rapide und energische Bewegung in der Richtung der aufsteigenden zoologischen Entwicklungslinie zu bestehen, bis eine Zeit kommt, wo diese fötale oder infantile Entwicklung nicht mehr in aufsteigender Richtung vor sich geht, sondern so beschaffen ist, daß sie den besonderen Lebensbedürfnissen der Spezies entspricht, so daß von diesem Zeitpunkt an das ganze Leben hindurch hauptsächlich eine Entwicklung niederer Charaktere verläuft, eine langsame Bewegung in der Richtung der Degeneration und Senilität, die jedoch absolut nothwendig ist, wenn die Erhaltung und Stabilität der Spezies wie der Individuen gesichert sein soll.“

nahmslosigkeit gegenüber den „heidnischen“ Alltagsorgen der Umgebung zeichnet den Geisteszustand solchen großen Kindes, die „Meeresstille seines Gemüths“ aus; seinen Frieden objektiver Hingabe und Selbstvergessenheit stören nicht die feindlichen Gewalten der außerparadiesischen Welt. Ein Archimedes, über seinen Figuren brütend, hört nicht das Eindringen der bewaffneten Feinde in sein Haus; „störe meine Kreise nicht!“ ruft er dem Soldaten zu, der den todbringenden Stahl gegen ihn zückt. Ein Sokrates, der einen ganzen Tag unbeweglich auf einer Stelle steht und sinnt, bis das Problem ihm „unterthan“ geworden ist, ist ein Bild des in Erscheinung getauchten göttlichen Denkens, kein Erscheinungs-Ich. Dem Künstler, der lustverloren im Anschauen der göttlichen Erscheinung träumt, dem Beethoven, der die Symphonie an die Freude sinnt, was ist ihm „Gut und Böse“ der Ich gewordenen Menschlein? Ja, auch sein Reich ist nicht von dieser Welt, nämlich der Welt der menschlichen Beschränkung, wohl aber der göttlichen Bestimmtheit; und wenn ihn die feindlichen Gewalten seiner nicht-kindlichen Brüder stören, und zwingen, hinabzusteigen in ihren beschränkten Kreis, so empfindet er den Schmerz, die Scham, die Adam empfand, als er aus paradiesischem Erkennen, und Anschauen mit Lust, seiner als Erscheinung sich bewußt ward, da ihm die Augen aufgethan wurden, daß er statt göttlichen Bewußtwerdens der unendlichen harmonischen Erscheinung die Nacktheit des eigenen Leibes erblickt.

Adams paradiesischer Zustand der Schloßigkeit ist uns nicht gar so fern und unerreichbar. „Das Paradies“ (wenn diese Aenderung des Titels gestattet ist) „ist nicht verschlossen, Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt. Auf! bade, Schüler, unverdrossen die ird'sche Brust im Morgenroth!“ Das Ich, das Adam noch nicht gebildet hatte, müssen wir wieder verlieren, um seinen Zustand zu verstehen, den Zustand naiver Weltanschauung, genialer Versenkung ins Objekt, wobei nicht was Erscheinung ist an uns, die irdische Individualität, sondern der ewige Gott selbst in uns Lust empfindet.

Adams Wesen ist naive, nicht auf die Interessen des zufälligen Erscheinungsobjekts reflektirte Weltauffassung. Adam ist seiner göttlichen Natur nach genial. Adam ist Künstler, denn ihn durchglüht göttliches Formgefühl, so daß das Wiederfinden des gemeinsamen Formprinzips in aller Erscheinungsmannigfaltigkeit ihm Lust bereitet; er besitzt gewissermaßen den göttlichen Styl, der geheim die Erscheinungen durchbildet, von ihm in seiner Charakteristik em-

pfunden und zur lustigen Klarheit herausentwickelt wird. Adams lustige künstlerische Anschauung bleibt ungetrübt von störenden Einmischungen der Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit, Güte der Erscheinungen, denn sie bezieht sich nicht auf ein bedürftiges, praktisches Zweck-*Ich*; sein Anschauen ist naive Lust an der zweckfremden Erscheinung. Adam ist Forschergenie, denn in ihm lebt die göttliche Methode, die ihn das Wesen der unendlichen Erscheinung als auf einem, demselben methodischen Prinzip beruhend, verstehen lehrt, dadurch er das einigende geistige Band um alle Natur schlingt, die Vielheit zur reicherfüllten Einheit harmonisirt, zur Einheit des göttlichen methodischen Bewußtseins.

Sich seiner Fülle in der Bestimmtheit der Erscheinung Bewußtwerden mit Lust — das ist das Wesen des göttlichen im paradiesischen Adam wirkenden Geistes.

Diesem paradiesischen Wirken giebt Adam sich hin in naive gutem Glauben; denn könnte er zweifeln am Werthe, an der Güte dieses Wirkens, nachdem Gott, der in ihm ist, sich zu demselben bestimmt und es gut geheißt hat? Gut und Böse, Recht und Unrecht, Vollkommen und Unvollkommen, das sind Begriffe, die dem naiv wirkenden Adam fehlen müssen. Ethik schließt sein Wesen aus; sie ist ohne Sinn für ihn. Erst die emanzipirte Erscheinung Eva erschafft mit dem verselbständigten *Ich*, das sich sondert von dem als fremd und doch verwandt gewußten Nicht-*Ich*, die Frage nach dem Verhältniß und den Beziehungen zwischen Nicht-*Ich* und *Ich*. Es entstehen Rechte und Pflichten zwischen den aus der Urharmonie einenden Bewußtseins in Disharmonie auseinander strebenden, trennenden *Ich*en, damit nur einigermaßen das Chaos organisiert und der Kampf Aller gegen Alle gemildert werde. Ethik ist das Surrogat des verlorenen Paradieses. Die höchste Ethik ist das Ideal der einheitlichen Verschmelzung aller Sonderwillen in den ureinheitlichen göttlichen Willen, aus dem sie alle hervorgegangen sind, Untreue Flüchtige; „Nicht mein Wille geschehe!“ Aber diese höchste Ethik bleibt für den außerparadiesischen *Ich*-Menschen ein Ideal, ein Nichtverwirklichtes in seiner Welt; im Paradies, in Adam war sie unbewußt wirklich; sowie die Freiheit, uns, den Erscheinungs-*Ich*en, ein Ideal, dem paradiesischen Adam, als der freien Selbstbestimmung Gottes in der Erscheinung, eigen war; sowie die Allmacht, Adam von Gott zugesprochen, uns, den vom Nicht-*Ich* Beschränkten ein Ideal ist; sowie Alles, was wir wirklich hatten und wirklich waren im Paradies, gegenüber der durch Un-

treue verschuldeten falschen Wirklichkeit zu wesenlosen Idealen verflüchtigt ist. Bei Gott, im Himmel, Jenseits müssen wir jetzt als Ideale wähen und ersehen, was in uns selber wirklich war, da der Gott in uns war; und das Diesseits bleibt als eine Welt des Mangels stehen.

Aber der Zweifel, der Pessimismus, dieser finstere Genosse des in Beschränktheit leidenden und hangenden Ich, kann zertreten werden. In's Nichts, woher sie kam, muß die Lügengestalt dieses Teufels, dem Keinen in tiefer inn'rer Seel' verhaßt, zurücksinken, wenn wir den Gott in uns wiederfinden, den wir durch Untreue verloren, wenn wir ihn wiedererringen um den Preis des trügerischen Ich. Doch nicht durch blinde Flucht aus aller Erscheinung wollen wir uns retten vor Ewas verhängnißvollem Geschenk; ein Messusgewand streifen wir es ab, um hüllenlos, schrankenlos, in göttlich-adamischer Klarheit zu schauen die Herrlichkeit des Paradieses, das nie verging auf Erden. Dann werden wir preisend sagen, ächte Göttersöhne: „Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.“

Zur Geschichte der Psyche.

Eine religionsgeschichtliche Skizze.

Von

Georg Heinrich.

Wenn man von der *via delle sette chiese* abbiegt, welche die *Arcae* der *Kallist-* und der *Domitilla*-Katakomben in Rom von einander trennt, gelangt man zu dem alten Eingang der letzteren, dessen Baulichkeiten gewissermaßen das Atrium des altchristlichen Gemeindefriedhofs bildeten. Auf der rechten Seite derselben ist eine Grabkammer erhalten, deren Wände über den weit angelegten Bogen-*nischengräbern* mit drei gleichartigen, die Wandfläche beherrschenden und nicht unkünstlerisch ausgeführten *Freskobildern* geschmückt sind. Zwei davon wiederholen genau dieselbe Szene, das dritte behandelt das gleiche Motiv etwas abweichend. An der linken Wand zeigt sich dem Eintretenden zwischen hochaufgesproßten Blumen mit kräftig entfalteten Blüten eine *Maid* in *Kindsgestalt*, aber mit den Zügen einer ausgereiften *Jungfrau*. Die reichen Haare sind auf dem Scheitel *zusammengeknötet*. Das eng anschließende *gegürtete Gewand* wällt bis auf die Füße herab. Zwei *Schmetterlingsflügel* wachsen ihr knapp unter dem Nacken hervor. Sie wendet sich von links nach rechts. Im linken Arm lehnt ihr ein mit Blumen gefülltes *Gefäß*. Mit *befehlender Bewegung* streckt sich der rechte Arm nach einem *Knaben*, der, ganz unbekleidet, *aufrecht dasteht* und *beschäftigt* ist, mit *energischer Armhaltung* aus einem *Gefäße* die gesammelten Blumen in einen vor ihm stehenden *Korb* zu schütten. Auch er ist von *Blüthensträuchern* umgeben. Auf den beiden anderen *Wandbildern* hält sich die *Maid* fast ganz so wie

auf dem eben geschilderten; der Knabe jedoch ist mit dem Sammeln der Blumen beschäftigt. Es wäre also der Folge des dargestellten Vorgangs entsprechender, wenn das erste Bild zwischen den beiden andern die dem Eingange der Grabkammer gegenüberliegende Wandfläche einnähme. Diese Bilder, die wohl am Ende des zweiten Jahrhunderts gemalt sind, erscheinen wie Gegenstücke zweier Wandgemälde in Pompeji, auf denen auch die Maid mit den Schmetterlingsflügeln und mit ihr ein beflügelter Knabe in kurzem Gewande mit Blumenpflücken sich beschäftigen. Aber was besagen sie als Schmuck einer christlichen Grabstätte? Veranschaulichen sie die Freuden des Jenseits, die selige Frühlingsluft, auf die auch der Mythe der dionysischen oder eleufinischen Weihen in den Blumenwiesen der Seligen hoffte?*) Jedenfalls fehlt ihnen jede Beziehung auf eigenthümlich christliche Motive. Die Maid mit den Schmetterlingsflügeln ist das seit dem dritten Jahrhundert v. Ch. erscheinende hellenische Anschauungsbild der Seele; zuletzt kehrt es im fünften Jahrhundert n. Ch. auf den Mosaikbildern wieder, mit denen die Gewölbe der Grabkirche der Constantia geschmückt sind. Immer sind es diese zarten, duftigen, meist mit Blüthen durchwirkten Flügel, an denen die Seele erkannt wird; ja bisweilen, wie in verkürzter Darstellung, erscheint sie als Schmetterling allein. Ob zu dieser Verbildlichung das Wort ψυχή Anlaß gab, das nicht bloß die Seele, sondern auch einen Nachtschmetterling bezeichnet? Ist's der Fall, so stellt doch den Ursprung aus dem zufälligen Zusammentreffen verschiedener Bedeutungen in einem Worte die sinnige Symbolik in Schatten, die an dem Loose des Schmetterlings sich die Eigenart der Seele verdeutlicht als unabhängig von der Erdschwere bestehend, frei sich bewegend, licht besiedert, aus dem häßlichen Kriechthiere und der engen Puppe zu

*) Die religionsgeschichtlich höchst merkwürdige Inschrift von Dogato (2.—3. Jahrhundert. Heuzey et Daumet, Mission archéologique de Macédoine No. 61, S. 128) vergegenwärtigt diesen Thatbestand in treuherzigen, ungefügten Distichen. Die trauernden Eltern trösten sich mit dem Loose, das Bromius dem ihnen entrißenen Sohn im Jenseits bereitet. „Et reparatas idem vivis in Elysiis.“ Dort wird er auf einer Blumenwiese, gezeichnet mit dem Siegel der Weihe (oder „von der versiegelten Einweiherin“ — *signatae mystis*) der Schaar des Dionysos zugesellt. Denn körperlich unschön war er, aber seine Seele war von göttlicher Schönheit erfüllt; er führte ein keusches Leben in mildfähriger Einfalt nach des Bakchos Befehl (*quae tibi castifico promisit munera cursu — olim iussa deo simplicitas facilis*). Gewiß, eine heidnische Grabchrift mit christlichen Anklängen. Vgl. Matth. 18, 2 f. Zu den entsprechenden christlichen Vorstellungen, vgl. Visio Perpetuae cap. 11: *Factum est nobis spatium grande, quod tale fuit quasi viridarium, arbores habens rosae et omne genus floris.*

fröhlichem Leben in Sonnenschein und Blumenduft erwacht. Einmal gefunden, behauptete sich das Bild. Es ward zum Typus, der die Phantasie des Künstlers zu immer neuen Fassungen bald spielender bald sinniger Art anregte. Und so hat das Bild der Psyche durch mehr als siebenhundert Jahre in der antiken Kunst seine Volksthümligkeit bewährt in Statuen und Terrakotten, auf geschnittenen Steinen ohne Zahl, auf Wandgemälden, Reliefs und Sarkophagen.*) In der Verbindung von Eros und Psyche erschaut die Seele ihr höchstes und reinstes Glück. „Schwerlich ist jemals in eines Menschen Geist etwas Lieblicheres und Zarteres aufgestiegen; der Verstand ist befriedigt, das Gemüth erfreut und das Herz entzückt, und schlägt dem Werke froh entgegen, welches reizt, ergreift und unsere schönsten Empfindungen aufregt; die Kunst überschüttet uns mit ihren Wohlthaten“. So Goethe in den Propyläen (I 1, 8. 41. 42). Und Herder (Briefe über Humanität VI 75) ruft aus: „Wenn Amor und Psyche sich küssen, meint man nicht, in diesem Augenblick, im ersten Gefühl ihrer unschuldigen Liebe, sproßten ihnen Flügel?“

In der kunstgeschichtlichen Entwicklung und Auffassung des Anschauungsbildes der Psyche und ihres Verhältnisses zum Eros treten bestimmte Wendungen hervor. Die Darstellungen der griechischen Kunst tragen ein genrehaftes Gepräge, indem sie die Leiden und Freuden der Seele, ihre Schmerzen und ihr Glück in den mannigfachsten Lagen vor Augen stellen. Auch der Zauber unberührter, innerlich beglückter Jungfräulichkeit ist wohl kaum ergreifender von der antiken Kunst erfaßt worden. Die Epigramme des Meleager**) geben dazu den dichterischen Text.

„Eros, mehr' nicht die Gltuth der Psyche, sie schwimmt schon im Feuer.
Sie wird entfliehen, du Thor; wuchsen doch Flügel auch ihr.“ —

An den grausamen Eros soll sie nicht gefesselt werden; Luchs und Zicklein gehören nicht zu einander. — Und wie die Psyche trotz aller Warnungen in das gespannte Netz fliegt, da bindet ihr Eros die Flügel und quält sie und tränkt sie mit ihren warmen Thränen. Aber sie wählte die Qual; sie verbrennt sich am siedenden Honig. —

*) Ein nach Kategorien geordnetes Verzeichniß mit guter Würdigung des kunstgeschichtlichen und der religionsgeschichtlichen Beziehungen giebt M. Collignon, Essai sur les Monuments Grecs et Romains relatifs du Mythe de Psyche, Paris 1877 (Bibliothèque des écoles Françaises d'Athènes et de Rome II). Vgl. außerdem Furtwängler in Roschers Lexikon der Mythologie unter Eros. S. 1870 f.

**) Antologia Palatina. V 57. 179. XII 80. 132 u. 13.

Und wieder, sie muß es erfahren, wie die alte Wunde von neuem schmerzt, und wie das unter der Asche glimmende Feuer angefacht wird. So bewährt der Dichter, wie das Bild der Psyche die Phantasie fesselte und anregte zur neckischen Schilderung des Liebeslebens, seiner Leiden, Kämpfe und Siege.

Aber damit ist der Gehalt des Anschauungsbildes nicht erschöpft. Die Seele hat Ideale und hegt Hoffnungen, die über alle irdische Liebe hinausragen; sie lebt unter dem Eindruck und der Empfindung ihres geheimnißvollen Wesens. Die Psyche ist etwas Vollkommneres als der irdische Leib; sie hat daher auch eine höhere Bestimmung. Hier liegen die Motive, welche in der griechisch-römischen Kunst des zweiten Jahrhunderts, in der glücklichen Zeit der Antonine und der frommen Zeit der Severe, der Blüthe gerade der moralischen und religiösen Symbolik, das Bild der beflügelten Seele zu einem der vollsthümlichsten machten, das bisweilen in künstlerischer Vollendung, meist aber in wohlgemeinter, handwerksmäßiger Unbeholfenheit dem Anschauenden Ewiges und Ueberirdisches vergegenwärtigte.

Die Psyche allein oder mit Eros vereint erhält ihren Platz in der Grabsymbolik, und zwar in besonderer Weise. Sie ist nicht die Heldin eines mythischen Bildercyklus, in den tröstliche Hoffnungen hineingeedeutet wurden, wie dies in den Grabdarstellungen aus dem dionysischen Kreise, den Meermythen, dem Mythos der Selene und des Endymion, des Meleager, der Alkestis, des Hippolytos und der Phädra der Fall ist. Wie auf jenen Fresken der Domitillaakatakombe bildet sie mit Eros eine Gruppe für sich, die bald im Mittelpunkte steht, bald als Einrahmung an den beiden Seiten der Bildfläche in wiederholter Darstellung, Ornament und Symbol zugleich. Und die meist beigegebenen Bildwerke aus dem dionysischen Kreise, die den enthusiastischen Jubel der vom Gott Ergrieffenen, oder aus der Meermythologie, welche die Fahrt zu den Inseln der Seligen andeuten, beweisen, daß hier die Vereinigung von Eros und Psyche den Gedanken an ewiges Glück und himmlische Liebe erwecken soll. Den bedeutungsvollsten Platz aber beansprucht die Psyche auf den Prometheus Sarkophagen, deren überladener, in einander gedrängter Bildschmuck und deren beziehungsreiche Symbolik ebenso dem Kunstgeschmack des ausgehenden zweiten Jahrhunderts entspricht, wie ihre sorgfältige Ausführung beweist, daß sie nicht aus Sarkophagfabriken stammen. In der Grundfassung stimmen diese Darstellungen überein, indem sie einerseits Prometheus, den Menschenbildner und den großen Dulder, anderer-

seits die Psyche in ihren Schicksalen zur Anschauung bringen. In der Durchführung dieses Doppelzweckes, in den Beigaben und Charakteristiken bietet jedoch jedes dieser Reliefs Eigenthümliches. Durchweg tritt hervor, daß die Psyche erst durch Eingreifen eines Gottes mit dem Menschenleibe, den Prometheus aus sinopischem Thone bildete, verbunden ward; aber hier ist's Athene, welche die Psyche in Form eines Schmetterlings auf das Haupt des Erdenmenschen setzt, dort ist's Hermes, der die wie geängstigt dreinschauende beflügelte Jungfrau zu dem Thongebilde des Titanen führt, das ihre irdische Wohnung sein soll. Und was sie in der vergänglichen Leibeshülle erwartet, deuten die Thiere an, die den Prometheus umgeben, wie er mit dem Spatel seiner Schöpfung die letzte Vollendung giebt, der Esel, der Stier, der Hase, Abbilder der niederen Triebe, während im Hintergrunde die Parzen auf den festbestimmten Weg des Menschenlooses von seinem Ursprung bis zu seinem Ausgang, oder vielmehr seinem Uebergang in eine neue Lebensform hinweisen. So ist's „der Mensch mit seinem Widerspruch“, den das Kunstwerk verbildlicht, die göttliche Seele und der irdische Leib, in den sie eingeht wie in ein Gefängniß. Und wenn dann Eros die Fackel auf den dahingestreckten Leib setzt, über deren Flamme er den Schmetterling hält, deutet das in diesem Bilderkreis nicht auf eine Reinigung der Seele von den Flecken des Erdenlebens? Wenn dann Psyche in inniger Umschlingung sich zu ihm neigt, deutet das nicht auf die Wonne himmlischer Gemeinschaft? Kurz, hier liegen die Grundzüge einer mythologisch gefaßten Geschichte der Seele vor Augen, die den Glauben an ihren göttlichen Ursprung, an ihre Läuterung und an ihre Seligkeit zur Voraussetzung hat. Da nimmt es nicht Wunder, wenn das Christenthum gleich dem Typus des guten Hirten und des Orpheus auch den Typus der Psyche sich zueignete, um den neuen Glauben und die neue Hoffnung in altgewohnten, allen verständlichen Formen vor Augen zu stellen. Das Christenthum ist sparsam in seinen Anleihen bei der außerchristlichen Kunst. Den volkstümlichen Mythen, die in die Sepulcralsymbolik übergegangen sind, geht es fast ausnahmslos aus dem Wege. Aber wenn sich ihm Symbolisches bietet ohne bestimmten mythologischen Hintergrund, so übernimmt es derartige Motive mit derselben Unbefangenheit, mit der Justin oder der Alexandriner Klemens in der hellenischen Literatur nach Wurzelsfasern der christlichen Weltanschauung forscht. Und unter diesen Motiven ist Eros und Psyche nächst dem guten Hirten am

häufigsten benutzt. In diesem Bilde begrüßt das Christenthum, was ihm wahlverwandt ist in den antiken Religionen. Das Anschauungsbild der Psyche war geeignet, auch der christlichen Hoffnung einen Ausdruck zu geben.

*

*

*

Die große Verbreitung dieser Darstellungen und ihre Volksthümllichkeit legt es nahe, daß die Literatur des zweiten Jahrhunderts, die den Beziehungen auf Symbole und Mythen mit Vorliebe nachgeht — wie reich ist beispielsweise die Ausbeute für Pythagoreisches und Orphisches! — von der Bedeutung der Psyche und ihres Bildercyklus nicht schweigen werde. Aber jenen Epigrammen des Meleager, welche Stimmungen und Röthe der irdischen Liebe wiedergeben und dadurch mittelbar bestätigen, daß der Hellene die Psyche mit Eros nicht als Kultbild empfand, treten keine Äußerungen an die Seite, die in bestimmter Bezugnahme etwa den Vorstellungskreis der Prometheusjarkophage verdeutlichten. Dagegen ist in dem Roman des Apulejus von Madaura, des Zeitgenossen der Antonine und des Freundes des Herodes Atticus, ein Märchen eingefügt, dessen Helden eben Amor und Psyche sind. Es ist die Frage, ob und inwieweit in demselben religiöse oder philosophische Motive sich wirksam zeigen.

Die Metamorphosen des Apulejus, die er selbst ein Märchen nach Griechenart (*fabula graecanica*) nennt, schildern die Schicksale eines Jünglings, der in Thessalien durch seinen Vorwitz in einen Esel verwandelt und nach bunten, nicht selten auch schmutzigen Abenteuern, nach vielfachen Anfechtungen und Gefahren durch die Isis entzaubert wird, um in ihren Mytherien sein besseres Selbst wiederzufinden. Fast dreie von den elf Büchern dieses religions- und sittengeschichtlich gleich wichtigen Romans sind dem Märchen von Amor und Psyche gewidmet (IV 28 — VI 25). Eine Alte will die von Räubern jäh der Hochzeitsfreude entriessene Braut durch diese Erzählung weit von ihrem Jammer abrufen. Und es gelingt ihr; sogar der Esel, der mit Menschenohren hört, beklagt sich, daß er keine Notiztafeln und keinen Schreibstift besitze, um ein so schönes Märchen (*tam bellam fabulam*) aufzuzeichnen. Folgendes ist sein Inhalt:

„Es war einmal in einem Königreiche ein König und eine Königin.“ Von ihren drei Töchtern war die jüngste, Psyche, „unerlaubt“ schön, so daß sie von den Menschen, die ihre unerreichbare Schönheit anstauten, als neue Venus angebetet wurde. Die An-

maßung solcher Schönheit, die der Göttin der Schönheit die ihr gebührende Verehrung raubt, reizt diese zur Rache. Amor soll der Psyche daher eine unwürdige Liebe einflößen. Im Vertrauen auf ihres Sohnes Macht und Gehorsam enteilt dann Venus mit ihrem frohlockenden Meeresgesolge in die stillen Tiefen des Ozeans.

Die Eltern der Psyche spüren den Meid der Götter. Die beiden älteren Töchter vermählen sich mit älteren Männern ohne Liebreiz, aber an die jüngste wagt sich kein Freier. Sorgenvoll befragt man das Branchidenorakel in Milet. Die Eltern erhalten den dunkeln, furchtbaren Spruch:

Stelle die bräutliche Tochter wie zum Begräbniß geschmückt
Auf des erhabenen Bergs felsigen Gipfel allein.
Hoffe nicht auf den Eidam, der sterblichem Stamme entsproßt.
Ihr ist ein Unhold bestimmt, grausam wie Viperngezücht,
Der sich mit Flügeln erhebt hoch über den Aether. Er bändigt
Und mit Feuer und Stahl schreckt er die bebende Welt.
Jupiter zittert vor ihm, es fürchten ihn alle die Götter,
Auch in der Unterwelt scheut ihn der düstere Styg.

Die Ausführung des grausamen Befehls schieben die Eltern hinaus. Aber Psyche selbst, überdrüssig der göttlichen Verehrung und der ungewissen Angst vor der drohenden Zukunft, mahnt zum Gehorsam gegen die Götter.

So verläßt denn der feierliche Zug den elterlichen Palast. Trauerfackeln geleiten die Psyche, die als Todesbraut verhüllt ist. Unstillbar ist der Sammer des Abschieds, ja die Fackeln werden von den Thränen der Begleiter ausgelöscht. Dann bleibt Psyche allein auf dem steilen Gipfel des Berges zurück.

Unvermerkt wird die Einsame von dem unsichtbaren Zephyr emporgehoben und auf einer Blumenwiese findet sie sich wieder.

Vor sich sieht sie einen Palast von unausdentbarer Pracht. „Es giebt nichts, was sich nicht darin findet.“ Sie tritt ein. Kein lebendes Wesen erblickt sie, und doch ist sie von Leben umgeben. Winde bedienen sie, körperlose Stimmen geben ihr Antwort, alles, was sie begehrt, wird ihr dargeboten, himmlische Musik erfüllt das Haus. Staunend und entzückt freut sie sich unbefangen der wunderbaren Einsamkeit. Sie weiß nicht, daß Amor von Liebe ergriffen ward, als er sie erblickte, und daß er ihr wider Wissen seiner erzürnten Mutter hier eine hochzeitliche Stätte bereitet hat, wie sie einer Göttin würdig ist.

Und die Nacht senkt sich hinab mit ihren Schatten. Wie Psyche entschlummert ist, naht ihr unsichtbar der Gatte und er-

freut sich der Wonne, die der Gott der Liebe allein ganz zu gewähren vermag. Aber das reine Glücksgefühl, das sie erfüllte, stört das Verbot, nicht nach dem Verkehr mit den Schwestern zu begehren. Wie sie am erneuten Tage sich all der Herrlichkeiten freuen will, mit der sie der ungesehene Gatte umgeben hat, fühlt sie sich wie in einem Kerker, wenn auch in einem seligen Kerker. Der Gatte spürt's, wie er in der Nacht zurückkehrt. Da ändert er das Verbot: nie soll sie begehren, des Gatten Gestalt zu sehen. Von ihrem Gehorsam hängt es ab, ob das Pfand ihrer Liebe göttlichen oder menschlichen Geschlechts sein wird.

In den Zauberpalast hinein ertönen am neuen Tage die Wehklagen der Schwestern, die auf den Bergesgipfel kommen, um nach dem Loose der Psyche zu forschen. Auf Psyches Geheiß stellt sich auch ihnen Zephyr zur Verfügung. Auf seinen unsichtbaren Schwingen gelangen sie zur Schwester und finden die verloren geglaubte, bejammerte in unsäglichem Glück. Da schlägt ihr Mitleid in Neid um, zumal auch ihr eigenes Loos an der Seite unerfreulicher Gatten sie drückt. In dreimal wiederholtem Besuch flößen sie der Psyche Angst und Mißtrauen ins Herz. Ihr Gatte wolle ungesehen bleiben, weil er ein Drache sei, wie jener Drakenspruch ihr verkündigte; von seiner Grausamkeit drohe der Psyche der Tod. Aber sie solle dem Ungethüm zuvorkommen und ihm, wenn es an ihrer Seite ruht, mit einer Scheere den Wirbelknochen durchschneiden.

Die geängstigte, allzu kurzsichtige und leichtgläubige Psyche bereitet sich zur schuldvollen That. Die Angst um das eigene Leben und um das neue Leben, das sie unter dem Herzen trägt, ist mächtiger als der Wille zum Gehorsam gegen des Gatten Gebot. Wie der Gatte ahnungslos entschlummert ist, holt sie die Lampe hervor, die sie unter dem Scheffel verborgen hielt, und greift zum geschärften Scheermesser. Da erblickt sie Amors Waffen. Wie sie diese betastet, rißt sie sich am Pfeil und spürt sofort die Liebe als nagende, verzehrende Flamme in der eigenen Brust. Dann neigt sie sich über den Gatten. Bonnetrunken haftet ihr Auge auf der unaussprechlichen Schönheit, die ihr entgegenstrahlt. Von dieser Schönheit geht ein Licht aus, in dem das Scheermesser leuchtet und die Lampe hoch aufflammt, als wollte sie jubeln. In dem Anschauen vergißt sich Psyche; immer tiefer neigt sie sich zum Gatten, sie denkt nicht daran, die Lampe zu hüten. Da fällt ein heißer Tropfen Del auf Amors Schultern. Vom Schmerz er-

wacht er, erhebt sich und schweigend entfliegt er. Sie will ihn festhalten mit ganzer Kraft, aber vermag es nicht, und wie sie niedergesunken ist, straft der Gatte mit hartem Wort den Bruch des Gebotes. Die brennende Liebe trägt Psyche im Herzen, den Geliebten hat sie durch eigene Schuld verloren.

So hat ihr auch das Leben Werth und Reiz verloren. Nichtlein dünkt der Verzweifelten begehrenswerther als das Versinken in hoffnungslosem Liebesgram. Sie stürzt sich in den Fluß. Aber sanft bettet sie diejer an's blumige Ufer, und wie sie das Auge erhebt, erblickt sie den Pan, der die Nymphe des Röhrichts im Flötenspiel unterweist. Er tröstet die Psyche und giebt ihr die Weisung: Bitte und suche. Ihr Schmerz und ihre Sehnsucht erhält durch die tröstliche Mahnung Form und Ziel. Schweigend macht sie sich auf den Weg, zu bitten und zu suchen.

Während dessen ereilt die neidischen Schwestern die Strafe, aber auch die Welt geräth in Unordnung. Ihre Harmonie ist gestört, Anmuth und Liebreiz sind entflohen. Venus weilt fern in der Meeres einsamkeit, und Amor, der alles bindet, wälzt sich verwundet und schmerzvoll auf seinem Lager. Endlich erfährt Venus von der geschwägigen Möve, wie so ganz anders ihr Sohn den Auftrag ausführte, den sie ihm gab, und wie er durch Psyches Schuld dafür büßt. Ihr eiferjüchtiger Zorn über des Sohnes unwürdige Liebe ist nicht zu besänftigen. Vergeblich reden Ceres und Juno auf sie ein. Nur Psyches Vernichtung kann sie beruhigen.

Und diese wandert, um zu bitten und zu suchen. Sie kommt zu dem Tempel des Ceres: „Ob wohl mein Herr hier weilt?“ Aehren und Erntegeräth liegen unordentlich umher. Da vergißt sie für einen Augenblick die eigene Noth und bringt in treuer Sorgfalt Alles auf seinen Platz. Doch Ceres darf ihr in Rücksicht auf die göttliche Schwester kein Asyl gewähren. Auch Juno, deren Altar sie darauf nach ermüdender Wanderung hilfesuchend umfaßt, weist sie zurück. Venus aber beauftragt den Götterboten, als Herold der Welt zu verkünden, daß jeder, der ihr der Psyche Aufenthalt nachweist, des süßesten Lohnes von ihr gewärtig sein dürfe.

Da liefert sich Psyche der Venus aus. Niemand hat ihr Schutz gewährt. Vielleicht wird sie durch das freiwillige Entgegenkommen mit dem Geliebten wieder vereint. Doch ihr Empfang im Palast der Göttin der Liebe erfüllt solche Hoffnung nicht. Der Venus Dienerin, die „Gewohnheit,“ überhäuft sie bei ihrem

Eintritt mit Schmähungen, und „Kummer“ und „Gram“ müssen sie auf der Göttin Geheiß züchtigen. Diese selbst aber stellt der Gehafkten zunächst drei Aufgaben, an denen sie zu Grunde gehen soll. Während die Göttin zum Festmahl der Himmlischen eilt, soll sie einen Getreidehaufen, in dem Weizen, Gerste, Hirse, Mohn, Erbjen, Linsen, Bohnen durcheinander gemengt sind, nach den sieben einzelnen Sorten sichten. In erlahmender Hoffnungslosigkeit sitzt sie davor. Doch die Ameisen eilen herbei. „Erbarmt euch der Gattin des Amor“ — so treiben sie sich zur Arbeit an. Und wie Venus heimkehrt, findet sie das Werk vollbracht. Aber ihr Zorn ist nicht befänstigt. Nun soll Psyche den grausamen Wildschafen mit goldenem Vlies von ihrer Wolle rauben. Schweigend bricht sie auf. Da säuselt ihr der Schilf den Rath zu, von den Büschen die Flocken zu sammeln, und sie bringt der Venus das Geforderte. Noch nicht genug. Von jähem Fels donnern in den Abgrund die dunklen Wogen des Styx, die sich tief unten in Sümpfen sammeln; wo sie aus dem Felsen entspringen, hüten den heiligen, wilden Strom zwei furchtbare Drachen. Aus ihm soll Psyche einen Krug füllen. Gehorsam und eifertig macht sie sich auf den Weg. Aber wie sie die ganze Furchtbarkeit der Aufgabe erkennt, steht sie da wie entseelt. Aus dem Rauschen der Wogen hört sie wie Stimmen: „Was thust du? hüte dich, slich! Es ist dein Untergang!“ Aber „der Jammer der unschuldigen Psyche blieb nicht verborgen den ernststen Augen der gütigen Vorsehung.“ Der Adler des Jupiter nimmt ihr den Krug aus der Hand, schwingt sich zum Quell empor und bringt ihn gefüllt zurück mit dem heiligen Wasser des Stroms, bei dem Jupiter schwört.

Der Venus Zorn steigert sich durch den unerwünschten Erfolg der verhassten Maid, und sie ersinnt die furchtbarste Probe. Ueber der Pflege des Sohnes, der durch Psyches Schuld darniederliegt, ist die Schönheit der Göttin verbläßt. Darum soll die Schuldige hinabsteigen in die Welt der Todten und von der Proserpina eine Büchse ihres Schönheitszaubers heraufholen. Das war zu viel. Psyches stumme Ergebung wandelt sich in Verzweiflung. Sie wählt, um nimmer wiederzukehren, den kürzesten Weg in die Unterwelt. Sie eilt auf den Thurm; von seiner Höhe will sie sich hinabstürzen.

Und wieder ein Wunder. Alles in der Welt hat Mitleid mit der Gattin Amors, nur die Mutter des Gatten nicht. Der Thurm hält mit plöblich vorbrechenden Worten die Verzweifelte zurück.

Er weist ihr den Weg nach Tánarum, wo der Eingang in die Unterwelt zu finden ist; er eröffnet ihr, wie sie sich auszurüsten habe, um das ungeheure Abenteuer zu bestehen, und bereitet sie vor auf die Prüfungen, die sie auf dem Wege zur Königin der Schatten erwarten. Zwei Opferkuchen soll sie in den Händen halten, um beim Hin- und Rückweg den Höllenhund zu beschwichtigen, und zwei Obolen im Munde tragen zum Entgelt für den Fuhrmann, „denn auch unter den Todten lebt der Geiz.“ Auf dem Wege wird ihr ein Egeltreiber begegnen, der sie bittet, ihm das hinabgeglittene Holz auf den Rücken des lahmen Esels aufpacken zu helfen. Aber schweigend soll sie weiterziehen. Auf dem Fluße der Todten, wenn Charon ihr die eine Münze aus dem Munde genommen hat, wird sie ein friedloser Todter ansehen, ihn in den Nachen zu heben. Aber sie soll ihr Herz vor unerlaubtem Mitleid hüten. Drei webende Weiber werden sie dann angehen, ihren zitternden Händen behülflich zu sein zur Förderung des Gewebes. Aber sie darf die Opferkuchen nicht aus den Händen lassen, wenn sie am Cerberus vorüber will. Und wenn sie der Proserpina naht, darf sie das reiche Mahl, das ihr bereitet wird, nicht annehmen. Demüthig auf dem Boden kauend, soll sie einen Bissen groben Brodes begehren und ihren Auftrag ausrichten. So allein sei's möglich, daß sie die Sterne des Himmels wiedersehe.

Und Alles besteht die Psyche, schweigend nach dem Geheiß des Thurms sich richtend, und wirklich, mit der geschlossenen Büchse, welche Proserpina gefüllt hat, in der Hand gelangt sie zurück zur Oberwelt. Doch da reizt sie der Wunsch, von dem darin geborgenen Schönheitszauber ein wenig zu gewinnen, um dem ersehnten Gatten noch begehrenswerther zu werden. Sie öffnet die Büchse. Da steigt daraus der Nebel der Unterwelt empor und umhüllt sie mit Todtenschlaf. Sie sinkt zusammen, unbewegt, nicht anders als ein „schlafender Leichnam.“

Aber Amor macht in sich steigender Schnsucht. Seine Wunde ist geheilt. Durch das Fenster seineserkers zwingt er sich, streift der Psyche den Todtenschlaf von den Gliedern und zwingt den Nebel wieder in die Büchse. Mit einem unschuldigen Stich des Pfeils weckt er sie auf. Dann muß er fort. Die Schuld ist noch nicht gesühnt. Aber er tritt vor Jupiter, dem er mit dem Berichte von der treuen Liebe das Herz rührt. Der Götterbote ruft die Götter zur Rathsversammlung. Bei zehntausend Groschen (nummi) Strafe soll niemand fehlen. Es wird beschlossen, daß Merkur die

Psyche zum Olymp emportrage. Der Vater der Götter bietet ihr den Trunk der Unsterblichkeit dar: „Nimm' hin, Psyche, und sei unsterblich. Nimmer löse Cupido das Band eurer Liebe; ewig bleibe mit ihm geeint in hochzeitlicher Gemeinschaft“. Nach fester Ordnung sammeln sich sodann paarweise die Götter zum Hochzeitsmahl, das Vulkan bereitet, während die Horen Blumen streuen, die Grazien Wohlgerüche verbreiten und die Musen singen. Die ewige Harmonie der Götterwelt ist wiederhergestellt, nachdem die Seele mit der Liebe verbunden und durch die Liebe vergottet ist. Es erfreuen sich die Unsterblichen in himmlischer Lust; zuletzt tanzt Venus zum Gesang der Musen und zum Flötenspiel des Satyr und des Paniscus. Psyche aber schenkt dem Gatten als Pfand der Liebe eine Tochter, die Wonne.

* * *

So lautet das Märchen. Aber ist's wirklich ein Märchen, oder ist's nicht vielmehr eine Gedankendichtung? Herders Urtheil ist stark gesteigert: „Amors Geschichte mit der Psyche ist der vielseitigste Roman, der je gedacht ward, über dem schwerlich etwas Höheres auszudenken sein möchte“ (Briefe über Humanität VI 64). Aber die Anregungen, die von dem Märchen auf Dichter und Künstler ausgehen, scheinen ihm Recht zu geben, ebenso der Reiz, den es auf die Forscher ausübt, die in verschiedenartigen Deutungen und Abschätzungen seines ästhetischen und religionsgeschichtlichen Werthes wetteifern. Es läßt die Phantasie nicht los und scheint mancherlei zu verhüllen, was sich des Nachspürens verlohnt.

Lafontaine (1669) hat das Märchen im Barockstil mit überladenen Schnörkeln wiedererzählt, Molière und Corneille thaten sich zusammen und verfaßten Psyche, Tragi-Comédie et Ballet pour divertir le roi (1670). Wieland's Roman, der den Stoff des Apulejus übernahm, blieb ein Torso, Ernst Schulze (Psyche 1806) setzte das Märchen in ein „erzählendes Gedicht“ um, und auch sonst haben ihm lateinische und deutsche Umdichtungen nicht gefehlt (Schütt, Psyche, ein episches Gedicht in drei Gesängen 1836. Elfter, Die Fabel von Amor und Psyche nach Apulejus lateinisch und deutsch metrisch bearbeitet 1854 u. a.). Und der Eindruck auf die Phantasie der Künstler! Zwar unter den antiken Kunstwerken erscheinen nur wenige wie Illustrationen zum Apulejusmärchen. Aber Raphael hat nicht nur in den berühmten Deckenbildern der Farnesina, sondern auch in köstlichen Umriffen (Psyche, 32 Kompositionen von Raphael, gestochen von A. Gnauth 1834) das Märchen verkörpert; ihm folgte

sein Schüler Julio Romano, auch Thormaldsen. Und neuerdings haben außer Thumann's süßlichen Bildern Max Klinger's Radierungen mit kraftvollem Pathos und allerlei ironisirenden Zuthaten der Psyche Schicksale nach Apulejus geschildert.

In diesen Dichtungen und Bildern ist durchweg die Geschichte von Amor und Psyche als Märchen aufgefaßt. Trifft dies die Absicht des Apulejus? Gewiß, gleich der Anfang seiner Erzählung athmet durchaus echte Märchenlust. „Es war einmal in einem Staat ein König und eine Königin, die hatten drei Töchter von augenfälliger Schönheit“. So versetzt er uns in jene Zauberwelt, in der nichts unmöglich ist, was das Menschenherz beglücken und erschrecken kann, in der das Wunderbarste und Unbegreiflichste, als wäre es natürlich und selbstverständlich, treuherzig berichtet wird. Und fast jeder Zug der Erzählung findet sein Widerspiel in anderen Märchen: die Eifersucht der Schwiegermutter auf die Schönheit der Prinzessin, ihre Grausamkeit gegen sie, — man denke an die böse Königin im Schneewittchen; — der Neid der Schwestern, — so die Schwestern im Aschenbrödel; der unheimliche Bräutigam, — ein Seitenstück zu den „verwunschenen Prinzen“, die durch treue Liebe aus ihrer Unnatur erlöst werden. Die schuldvolle Neugier der Psyche erinnert an die Gattin des Ritters Blaubart, ihre Prüfungen an die Erlebnisse der Allerleihrauh, die Befreiung vom Todeschlaf an Dornröschens Erweckung. Und das sprechende Wasser, der redende Thurm, die überall dienstwillige und hilfsbereite Natur, die Ameisen, der Fluß, die Winde, die unsichtbaren Stimmen — sie alle erwecken vertraute Erinnerungen aus der Kinderstube. Auch die Art der Psyche, ihre kindliche Leichtgläubigkeit und ihr rührender Gehorsam, ihre Herzensgüte und ihre Harmlosigkeit, ihre Neugier und ihr Vertrauen, diese *facilis simplicitas*, wie jene Inschrift von Dogato sagt, erinnert an die Prinzessinnen im Märchen. Dann die Sehnsucht nach dem verlorenen Glück, die Reue, die harten Proben, der herrliche Lohn treuer Liebe — sie veranschaulichen wie in anderen Märchen das schöne Wort:

„Wenn nie von Liebe Leid geschah,
Geschah von Lieb' auch Liebe nie.“

Und nicht nur im deutschen Volksmärchen finden wir eine Menge von verwandten Zügen; überall, wie die Märchenforschung dies nachgewiesen hat, kehren dieselben, oft mit überraschendem Zusammenstimmen von Einzelheiten und Aufbau wieder bei Aegyptern und Andern, in nordischen, neugriechischen, albanesischen, slavischen

italienischen Märchen. Es ist, als wiederholten sich die Leitmotive, ohne daß bestimmte Abhängigkeiten sich nachweisen lassen, wie das Rauschen des Wassers und der Baumwipfel, wenn der Wind sie bewegt oder wie die Stimmungen und Rhythmen der Volkslieder. *) Wer diesen Bezügen allein Rechnung trägt, der hat den Eindruck, daß Apulejus jener Alten in der Räuberhöhle ebenso die Geschichte nach erzählt habe wie die Brüder Grimm die Märchen der Bauersfrau aus Wehlheiden. Und wäre das der Fall, so hätten wir ihm das einzige treu berichtete Volksmärchen aus dem griechischen Alterthum zu verdanken.

Aber dieser Eindruck bleibt nicht ungetheilt und ungemischt. Ein echtes, gewachsenes Märchen wirkt wie Musik; man denkt nicht an Deuten, die Phantasie regt sich, wenn die wunderbare Märchenwelt in ihrer Pracht emporsteigt. Alles ist im Volksmärchen einheitlich, rein, geschlossen. Und das Märchen des Apulejus? Gewiß, ein echtes Märchen ist darin verwoben; aber der Weber bleibt ein reflektirender, rhetorisirender, luxuriirender Künstler. Seine Zuthaten lassen sich absondern; sie verrathen sich durch gewisse Ungleichmäßigkeiten in Aufbau und Stilisirung des Ganzen. Es setzt eine vergeblich benutzte Vorlage voraus, wenn Amor der Psyche einen Knaben als Liebespfand verheißt, sie dann aber ein Mädchen gebärt, das einen symbolischen Namen trägt. Es entspricht der Märchenweise, wenn die Ereignisse und Personen nach der Dreizahl aufgeführt werden, drei Schwestern, drei Besuche des Amor bei der Gattin, drei Mahnungen und Warnungen des Gatten, drei Göttinnen, die mit Psyche sich zu thun machen, Ceres, Juno, Venus, drei Mägde der Venus, drei Prüfungen der Psyche, drei Blendwerke in der Unterwelt. Aber bei dem letzten Hauptstück wird die Dreizahl zur Seite geschoben. Unvermittelt kommt eine vierte Prüfung hinzu von ganz besonderer Art, die Hadesfahrt. Hier ist das Märchenhafte abgestreift, und das Mythologisch-mysteriöse tritt an seinen Platz.

Auch die Stilisirung ist keine einheitliche. Sie entspricht der Haltung des ganzen Romans, in dem Naturwüchsiges und Künsteltes, Zartes und Gemeines, Verschönerktes mit Sinnigem, gelehrte Albernheiten mit lebensvollen Beobachtungen zu einer absonderlichen Mischung verarbeitet sind. Der Geist rhetorischer Verbielung hat die aufgepuhten langen Reden der Götter, ihre mit mythologischer Gelehrsamkeit vollgepfropften Selbstcharakteristiken einge-

*) Heide Nachweise gibt E. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. I. 5. Aufl. S. 460—504.

geben; die schwülstigen Gebete der Psyche sind Kunststücke. Dem symbolistischen Zuge der Zeit trägt Apulejus in seinen Namensgebungen Rechnung; das Kind der Psyche heißt *Bonne*, die Mägde der *Venus* heißen *Gewohnheit*, *Sorge* und *Gram*. Dazu kommen die geschmacklosen Beziehungen auf römische Rechtsjurisprudenzen, an denen Apulejus absonderliche Freude hat: *Venus* erklärt die Ehe *Amors* für ungültig, weil sie ohne Zeugen geschlossen sei; gegen Psyche soll das Sklavenrecht angewandt werden; *Jupiter* beruft sich auf das *Julische Gesetz* über Ehesachen. Besonders aber offenbart sich der schillernde Charakter des Märchens in der halb ehrfurchtsvollen, halb karrikirenden Charakteristik der Götter. *Venus* ist die eifersüchtige Rivalin, die haßerfüllte, zankende Schwiegermutter, die Tänzerin beim Götterfest, und dann wieder die allbeglückende Göttin der Schönheit. *Amor* erscheint als der muthwillige Friedensstörer, der Göttliches und Menschliches auf den Kopf stellt, als der ungehorsame Sohn, der empfindliche Knabe und dann wieder bewährt er sich treu in seiner Liebe, muthig in seiner Fürsorge wie ein liches Himmelskind. *Mercur* wird zum Ausrufer erniedrigt, der im Auftrage der *Venus* zweideutigen Lohn verheißt und bei hoher Geldstrafe zum Götterkonzil einladet, dann wieder erhebt er die Psyche als echter Götterbote in die selige Götterwelt.

Diese Ungleichmäßigkeiten beweisen, daß das Märchen von Apulejus dem Charakter des Romans angepaßt ist; sie legen deshalb den Gedanken an schriftstellerische Absichten nahe. Aber wie sind dieselben zu bestimmen? Der einzige Schriftsteller, der im Ausgang der Antike sich ausdrücklich mit den Märchen des *Madarenser* befaßt und dabei erwähnt, daß außer diesem der *Athener Aristophontes* in seiner Schrift „das Mißvergnügen“ (*Dysarestia*) überaus ausführlich den gleichen Stoff behandelt habe, der *Afrikaner Planciades Fulgentius* (*Mythologicon* III 6) hat die bestimmteste Antwort auf diese Frage. Er erblickt in dem „Haufen von Eridichtungen“ eine psychologische Allegorie, in der sich das Verhältnis der menschlichen Seele zur himmlischen Liebe darstelle. Dem liegt wohl eine richtige Empfindung zu Grunde, aber die hölzerne Deutung des einzelnen, die sich *Fulgentius* von diesem Gesichtspunkte aus gestattet, ist ein reines Willkürspiel im Geschmadeiner geistig verarmten Kultur. Das Königreich sei die Welt, der König und die Königin Gott und der Weltstoff, die drei Töchter gelten als das Fleischwesen, die Willkür und die Menschenseele (*caro*, *ultroneitas*, i. e. *libertas arbitrii*, *anima*). Die *Venus* sei

die Begierde, Cupido die Lust am Bösen und am Guten; daher liebe Cupido die Seele. Psyche soll ihn nicht sehen, d. h. ihre Liebe soll rein geistig sein; so sah auch Adam seine Blöße erst, als er vom Baume der Begierde (*arbor concupiscentiae*) gegessen hatte. Den Schwestern soll Psyche das Geheimniß der Liebe nicht enthüllen, d. h. sie soll nicht den niederen Trieben Raum geben (*no carni et libertati consentiat*). Die Lampe unter dem Scheffel sei die unterdrückte Flamme der Sehnsucht, die Wundung des Amor durch den heißen Deltropfen die Befleckung durch die Schuld.

Ob sonst das Märchen in der antiken Literatur Spuren hinterlassen hat, läßt sich nicht mehr nachweisen; denn was Marcius Capella, auch ein Landsmann von Apulejus, in seinen frostigen Allegorien*) von Amor und Psyche erzählt, ist ganz anders gewandt. Psyche sei von den Göttern in wetteifernder Gelüste mit allen Gaben des Herzens und des Geistes ausgestattet; — so beschenken im Märchen die gütigen Feen um die Wette das Königskind bei seiner Geburt. Dann aber verkümmerte Psyche in den stählernen Fesseln des Amor, bis die Philologie sie zu echter Humanität zu erlösen komme.

So haben unter der Voraussetzung, daß Apulejus mit seinem Märchen noch einen Untersinn verbände, die Deutungsversuche ein weites Feld, auf dem sie sich auch wacker tummeln. Beziehungen auf die Mysterien, den wohl erdichteten thespischen (Cruzer) oder den orphischen (D. Müller), werden behauptet und bestritten (D. Zahn u. a.) Auch die Frage nach philosophischen Motiven ist aufgeworfen. Und allerdings liegen beide Vermuthungen nahe genug; denn Apulejus war Platoniker und rühmte sich, die Weihen in nicht weniger als fünf Mysterien erlangt zu haben. Aber haben sie in dem Romane des Apulejus selbst, insbesondere im Märchen einen Anhalt?

Der „goldene Esel“ darf als Tendenzroman bezeichnet werden. Er mündet aus in eine breit angelegte, begeisterte Schilderung der Mysterien der Isis und des Osiris, in denen Lucius, durch der Isis Gnade wieder Mensch geworden, nach so vielen Irrfahrten und Befleckungen Reinigung und Erneuerung findet wie ein Neugeborener (*renatus*). Wie sehr aber dem Apulejus der Gedanke an die Mysterien im Sinne lag, zeigt im Märchen gelegentlich das Gebet der Psyche an die Ceres. Die Hilfeslehende zählt

*) *De nuptiis Philologiae et Mercurii*. I, 5 f.

alles auf, was die Göttin bestimmen könnte, ihr ein Asyl zu gewähren, darunter als Hauptstück die geheimnißvollen Heiligthümer in der mystischen Cista (*tacita sacra cistarum*), die lichtlose Hochzeit der Proserpina in der Unterwelt und das Wiederfinden der entführten Tochter bei Jackelicht, die Rückkehr in die Oberwelt und alles übrige, was Eleusis in Schweigen hüllt, Atticas Heiligtum. Und eben dies „übrige“ war die Versicherung, daß der Eingeweihte, der die Prüfungen gehorsam und muthig überitand, einen Platz behaupte in den Gefilden der Seligen.

Und in der That, die vierte Prüfung der Pſyche, die für die Vergottung den Ausschlag giebt, ist ein Gegenbild für die Prüfungen des Lucius, der in die Mysterien der Isis aufgenommen wird. Das Märchen und der Bericht des Mysten über seine Weihen (*Metam. XI*) laufen einander gleich; und dies ist für die Art des Märchens um so wichtiger, als eben jene vierte Prüfung, die sonst beliebige Ordnung der Stoffe nach der Dreizahl durchbricht, also als eigentliche Zuhilfenahme des Apulejus erscheint.

In diesen Prüfungen wurde eine Art von *divina comedia* vorgeführt. Wie Tamino und die Geliebte in Mozarts Zauberflut unter wunderbarer Behütung alle Schrecken der Natur durchschreiten müssen, um das Glück ihrer Liebe zu krönen, so sollte der Myste, ehe sich ihm das große Geheimniß der Weihen enthülle, was vom freiwilligen Tod und von dem gnädig gewährten Leben überliefert wurde (*traditio voluntariae mortis et precariae salutis*) erleben. Darauf wurde er zunächst vorbereitet, zugleich wurde ihm die Enthaltung von „unreinen“ Speisen und geduldiges, schweigendes Harren zur Pflicht gemacht. Wenn dann der Tag erdient, der die Gottheit ersehen hatte, mußte er sich ausrüsten zum Gange durch die Schrecken der Unterwelt. So belehrt auch mich die Hierophant vor dem Schreckensgange der Thurm die Pſyche: „eröffnet ihr, was sie erwartet, wie sie sich vorbereiten und wie sie sich benehmen soll. Und was erfährt der Myste auf jenem Prüfungsgange? Apulejus antwortet: „Höre also und glaube, was wahr ist. Ich bin genacht der Grenzscheide des Todes, ich überschritt der Proserpina Schwelle, und dann, durch alle Elemente geführt, kehrte ich zurück. Mitten in der Nacht habe ich die Sterne hell erglänzen sehen; ich trat vor das Angesicht des Gottes in der Unterwelt und der Oberwelt und habe sie aus nächster Nähe angebetet.“

Was der Myste sonst auf dieser Wanderung erschaute, mußte

verschweigen. Aber wir wissen, daß es Schreckbilder waren, wie sie die Phantasia in die Unterwelt versetzt hat, die den Wanderer irre machten, ihn von seinem Ziele ablenkten und ihm den Rückweg versperreten. So trifft auch die Psyche auf die drei Friedlosen, die ihr Mitleid anflehen. Unter diesen ist der Eselfreiber, der sich erfolglos quält, das herabgeglittene Holz zu sammeln, wohl gleichbedeutend mit dem Odnos, dem Typus der vergeblichen Mühen des Uneingeweihten um Ruhe von der Arbeit.*) Und dann der Ausgang. Wie der Mythe der Isis als ein vom Tode Erstandener, ein Wiedergeborener, in köstlichem Gewande, mit dem Palmenkranz geschmückt, seiner Befeligung sich freut, so wird die Psyche vom Todeschlaf erweckt und zu den Göttern erhoben. Das Mahl der Götter, an dem sie Theil nimmt, nachdem ihr Jupiter den Trank der Unsterblichkeit gereicht hat, entspricht dem Festmahl des Eingeweihten, in dem er beglückt mit den Genossen den zweiten Geburtstag feiert.

Sollten diese Berührungen des Märchens mit dem Schlusse des Romans zufällige sein? Oder reichen sie aus zur Begründung der Meinung, Apulejus habe allerdings beabsichtigt, das Volksmärchen, das er übernahm, zu einem Märchen von der Erlösung der armen Seele umzugestalten? Dann charakterisirt sich das Märchen als ein literarisches Gegenstück zu jenen Darstellungen der Grabsymbolik, die wir in der christlichen Katakombe und auf den Prometheusfarkophagen erblicken. Auch sie gehören in eine Zeit, die durch plastische Anschaulichkeit den Untersinn von geheimen Lehren und von seligen Hoffnungen zu vermitteln strebte. Unabhängig stehen sie neben einander. Aber sie weisen auf die gleiche Grundstimmung und sie vergegenwärtigen mit verschiedenen Mitteln die Schicksale der Seele, die für die Seligkeit bestimmt ist.

Zur Behauptung dieser Ideenverwandtschaft berechtigt allerdings die Thatsache, daß Apulejus die Helden seines Märchens Amor und Psyche nannte. Damit verläßt er die Bilderwelt des Volksmärchens. Mag auch Psyche für sich kein ungewöhnlicher Name sein, Amor und Psyche in ihrer Verbindung erwecken bestimmte religiöse und ideelle Vorstellungen. Dazu kommt, daß Apulejus Platoniker war. Er kennt den Phädrus des Plato, und damit die philosophische Quelle für das Anschauungsbild der Psyche und für die vergeistigte Deutung ihrer Vereinigung mit Amor. Plato gab der volksthümlichen Vorstellung von dem selbständigen, vom Körper

*) Vgl. Furtwängler, Archäologischer Anzeiger (Beiblatt des Jahrb. des archäol. Instituts) 1890 S. 24 f. C. Robert, Die Meljia des Polygnot. 1892. S. 62 f.

unterschiedenen Wesen der Seele ihre philosophische Begründung, indem er den Körper als vergänglichen, beengenden Wohnsitz der göttlichen Seele faßte und das Ziel der Philosophie als „Trennung der Seele vom Leibe“ bestimmte. Und vielleicht stand er, der Philosoph und Dichter, zugleich unter der Einwirkung eines volksthümlichen Bildes oder Wortes, als er in mächtiger Plastik die vorwärtsdrängende Sehnsucht der Seele nach der Vereinigung mit ihrem göttlichen Ursprunge schilderte.

„Das Wesen der Seele an sich zu beschreiben, ist eine göttliche und weitschichtige Untersuchung. Womit sie sich aber vergleichen läßt, dies ist eine menschlichere und leichtere.“

Demgemäß vergleicht er die Seele einmal „mit der zusammen gewachsenen Kraft eines befiederten Gespannes und seines Führers“. Das Gespann verbildlicht die auseinanderstrebenden Triebe; denn das eine Roß drängt vorwärts, das andere bäumt sich widerspenstig auf. Der Führer ist das geistige Selbstbewußtsein, das der Sehnsucht nach der Anschauung des Göttlichen die niederen Triebe dienstbar machen will; — auch hier ein tief wahres Bild von dem „Menschen mit seinem Widerspruch“! Dann verweilt Plato bei der Seele für sich. Er schildert, wie Groß ihr naht. Im Anschauen des Göttlichen entspringen ihr in reizvollen Schmerzen die Flügel. Und sie bleibt beflügelt, so lange sie das Göttliche, das sich ihr darbietet, festhält; aber das Gefieder entsinkt ihr, wie die welken Blätter dem Baume, wenn sie von den niederen Trieben sich in Schuld verstricken läßt. Daher bleibt das Ziel der beflügelten Seele, in der Vereinigung mit dem Groß sich zu erfüllen mit der unaussprechlichen Schönheit der Welt des Wesens und der Wahrheit. So schwingt sich Psyche empor aus dem Kerker des Erdenleibes. „Das ist ein Geheimniß, welches man wohl das allereligste nennen kann.“ Das sind die „wahren Weihen“, die alle Unvollkommenheit tilgen und alle Schuld erledigen, in denen Psyche ungehemmt und sieghaft ihres göttlichen Ursprunges froh und gewiß wird in selbigem Genuße. Und wer ist's, der ihr die Kraft zur Beflügelung verleiht? Groß, von dem das alte Wort sagt:

„Sterblichen nun heißt dieser der Gott der geflügelten Liebe,
Göttern der Flügel, dieweil er mit Macht das Gefieder heraustrreibt“.

Wenn in dem Märchen des Apulejus Jupiter der Psyche den Göttertrank mit den Worten darbietet: „Nimm hin, Psyche, und sei unsterblich. Nimmer löse Cupido das Band eurer Liebe; ewig bleibe mit ihm geeint in hochzeitlicher Gemeinschaft“, — so klingt

das wie ein Widerhall der platonischen Gedankendichtung. Die geläuterte Psyche wird vergottet. Allerdings, in ihren Prüfungen und Läuterungen treibt sie im Märchen die irdische Liebe vorwärts; es scheidet nicht zwischen himmlischer und irdischer Liebe und läßt einen unmittelbaren Einfluß von den Gedankendichtungen des Propheten der himmlischen Liebe nicht verspüren. Und doch erinnert es wieder an Plato. Denn bei den Erlebnissen auf der Hadesfahrt klingen mit Motiven aus den Mysterien auch platonische Lieblingsideen an. Ist doch auch Plato ein Jünger der Mysterien. Seine Gerichts- und Seligkeitsmythen im Gorgias, im Phädon, in dem Staate, deren Schauplatz die Unterwelt ist, stehen unter dem Einfluß jener Lehren und Hoffnungen, denen auch der dichterische Philosoph in einer Form Ausdruck verleiht, die zugleich verhüllt und andeutet, als wollte auch er hier „unheiliges Volk fernhalten“.

Wenn daher der Platoniker Apulejus aus dem gegebenen Stoffe des Volksmärchens ein neues Märchen zusammenwebt, zu dem ihm seine mystischen Erfahrungen Bilder bieten, wenn ferner die Spuren Platos in den Ideen von der Seelenläuterung und in der Apotheose der Psyche sich zeigen, so liegt es nahe genug, auch für die Hadesfahrt, die bedeutsam aus dem Rahmen des Märchens heraustritt, platonische Erinnerungen nicht abzuweisen. Unter den Eindrücken der Mysterien — wir können die Beziehung zu ihnen im einzelnen nicht bestimmter fassen — und der platonischen Dichtungen formte daher Apulejus das Volksmärchen um zu einem Erlösungsmärchen. In den Schicksalen der Liebenden vergegenwärtigt er, wie die Seele auf dunklen Pfaden den Geliebten sucht und, durch mannigfache Prüfungen geläutert, erhoben wird zur Gottgemeinschaft. Aber allerdings, diese mystischen und symbolischen Beziehungen treten nicht rein hervor. Die eigenthümliche Mischung von echtem Märchengut, von trockener Gelehrsamkeit, von frivolen Schlaglichtern und ideellen Motiven ist ein Spiegelbild für die Gesinnung der sich wandelnden antiken Welt, die im unruhigen Trachten nach neuen Bürgschaften der Seligkeit von ihrer eigenen Vergangenheit nicht losgelassen wurde. *Quisquis suos patimur manes.*

* * *

In einer gährenden und suchenden Zeit schaffen sich die gleichen Bedürfnisse, je nach den Einwirkungen, unter denen sie erwachen, verschiedenartigen Ausdruck. Das zweite nachchristliche Jahrhundert ist für die Antike eine Periode von Neubelebungsversuchen der

Frömmigkeit. Das letzte Jahrhundert der römischen Republik trägt wie kaum eine andere Zeit das Gepräge des Sittenverfalls und der Gottlosigkeit. Die alten Religionen waren dem Gebildeten zu entleerten Kulturen geworden. Die epikureische Mädephilosophie versetzte die alten Götter in den Ruhestand und bemühte sich um eine religionslose Ethik. Der mit cynischen Elementen versetzte Neustoiicismus löste sie ab. Aber ebensowenig wie der Versuch des Augustus, die alte Religion mit neuem Gehalt zu versehen, wirklich durchschlug, vermochte die jüngere Stoa durch ihren von Sentimentalität angekränkelten moralisch-asketischen Idealismus einer ausgelebten Weltanschauung Saft und Schwung zu geben. Aber es gelangten die alten Mythen zu erneuter Bedeutung. Sie verbinden ethische und religiöse Fermente mit ihren eindrucksvollen Riten, die den Reiz des Geheimnißvollen gewahrt hatten. Ihre Weihen werden zu Erlösungs-dramen umgestaltet. Neben ihnen fassen orientalische Kulte in Mysterienform im römischen Weltreich Fuß und locken die heilbedürftige Menge an sich. Zugleich gewinnt der Platonismus neben pythagoreischen Satzungen neue Kraft; er überflügelt den moralisirenden Stoicismus. Die edelsten Geister suchen von neuem bei Plato religiöse Nahrung und entnehmen ihm Antriebe zu neuen Bildungen. Der Glaube an eine Offenbarung göttlicher Wahrheiten, die Hoffnung auf eine Erlösung aus den Fesseln der irdischen Leiblichkeit beherrscht die Gemüther. Man suchte nach religiösen Bürgschaften für den veredelten Selbsterhaltungstrieb, der sich auf die Güter richtet, die den Menschen über die rein irdischen Lebensbedingungen erheben, und fand sie in der Verkündigung einer Heils- und Erlösungslehre, die durch Reinigungen und Weihen den Weg zu den Höhen der Seligkeit sicherte. Und eben diese Ideen, die Idee der Offenbarung und die Idee der Erlösung der armen Seele, sie sind es, in deren Kraft jene merkwürdige religiöse Bewegung, die unter dem Namen des Gnosticismus zusammengefaßt wird, im Laufe des zweiten Jahrhunderts sich mächtig entwickelt. Kühn greift sie nach der Erbschaft der antiken Religionen und zugleich will sie sich des jugendlichen Christenthums bemächtigen. Sie beansprucht, eine universelle Offenbarungsreligion für die antike Welt zu schaffen.

Das Erlösungsmärchen des Apulejus ist in eben den Zeitaläufen entstanden, in denen der Gnosticismus werbend und erobernd in immer neuen, einander verdrängenden Bildungen emporkam. Läßt sich eine Wahlverwandtschaft zwischen beiden nachweisen?

Was jener Fabel von der Seele ihren einzigen Reiz giebt, ist die Verbindung von Märchendunst und Ahnungen des reinsten Glücks, das die durch Prüfungen geläuterte Seele erwartet. Ganz anders muthet der Gnosticismus an. An Stelle jenes Märcheneinschlags bietet er in phantastischen Spekulationen eine neue Mythologie. Zahlenmystik, personifizierte Ideen, fremdartige Götternamen werden zu abgestuften Gruppen vereinigt, welche die Harmonie der Schöpfung in festbestimmten Grenzen aufrecht erhalten. Gewiß, der Einschlag jenes Märchens und der gnostischen Geheimlehre ist grundverschieden, aber hier wie dort wirkt die gleiche treibende Kraft. Auch die Erlösungsmythologie der Gnostiker, so bunt und verworren sie in ihren einzelnen Ausgestaltungen erscheint, wird in Bewegung gehalten durch die Frage nach der Befreiung der armen Seele von der Knechtschaft des Erdenlooses. Sie verkündigt und verbürgt ihren Zugehörigen ein Uebermenschenthum der Erlösten durch Vereinigung mit der Gottheit.

Unter den gnostischen Systemen bezeichnet das des Aegypters Valentinus, der ein älterer Zeitgenosse des Africaners Apulejus war, einen Höhepunkt. Es bringt neben orientalischen Religionsmotiven, welche die ältesten gnostischen Bildungen in schwer durchsichtiger Weise beherrschen, auch, wie schon sein Bestreiter Hippolytus es nachweist, pythagoreische und namentlich platonische Motive zur Geltung, denen es den Charakter von Mysterien giebt. So verwandelt Valentinus die düsteren Religionsträume seiner Vorgänger, in denen Mystik mit Zauberei sich verbindet, in ein liches Erlösungsdrama. Die Heldin desselben ist die Sophia, der gefallene und erlöste Neon göttlichen Ursprungs. Das Schicksal der Sophia aber ist mit dem ihrer Kinder verwachsen, die gleich ihr den Stempel göttlichen Ursprungs tragen und sich von ihr und zu ihr den Weg der Erlösung weisen lassen. Sie wird mit ihnen angeschaut als Pistis-Sophia; denn der Glaube des Gnostikers ist ewige, göttliche Weisheit. Sein Weisheitsglaube erweist ihn als Glied der Aristokratie der Erlösten, die durch ihr pneumatisches Wesen über die Kinder der Erde, die Psychiker und Sarkiker, erhoben sind, über alle also, die an ihre niederen Triebe und ihre zeitlichen Nöthe durch ihre Natur gebunden sind in dem Gefängniß der unterhimmlischen Welt. Zu dem Ziele nun, das ihm sein göttliches Wesen steckt, gelangt das Kind der Sophia durch die gnostische Geheimlehre. Diese weist ihm einen weiten und schwierigen Weg, indem sie eine transzendente Weltkarte entwirft, die Erde, Himmel

und die Welt über allen Himmeln umfaßt. Der Weg der eingeweihten Seele, die zur ewigen und unveränderlichen Lichtwelt wandert, erinnert an die Pfade, die Dante zurücklegt, wie er durch die sieben Kreise des Fegefeuers, und dann über das irdische Paradies hinaus durch die sieben Planetenhimmel zu dem Sternengürtel des Thierkreises, und endlich durch den Umschwung des kristallinen Himmels zum Anschauen der unaussprechlich herrlichen Welt emporgeführt wird. Und wie der prophetische Florentiner der zuverlässigen Führer durch diese Welten nicht entbehrt, so öffnet der eingeweihten Seele ihr Offenbarungswissen die verschlossenen Pforten.

Die Voraussetzung für diese überreich sich entfaltende Erlösungsmythologie ist das antike Weltbild, das auch Dante für sein unvergängliches Gedicht die Formen lieferte und das bis zu den Tagen des Kopernikus trotz aller verschiedenen Namen, mit denen die einzelnen Theile, Gebiete und Kräfte belegt wurden, in seinem Grundriß sich gleich blieb. Danach ist unsere Erde, der Mittelpunkt des Weltalls, überwölbt von den Sphären, welche die sieben Planeten beherrschen. Sie werden mit überirdischen Herrschern bevölkert. Der Gnostiker versetzte in jeden der sieben Planetenhimmel einen Wächter, der in einer undurchdringlichen Waberlohe thront. Die siebenfach gegliederte Planetenwelt ist umgrenzt und umschlossen von dem Himmel des Thierkreises mit seinen zwölf Sternbildern. Diese Sternbilder in ihrem ewigen Feuer sind die Thore zu der Welt des Wesens und der Wahrheit, aus der alle göttlichen Keime und Kräfte auf die Erdenwelt kommen und zu der alles Göttliche wieder empordrängt. Das ist der überhimmlische Ort, den, wie Plato sagt, „nie einer von den Dichtern hier besungen hat noch je besungen wird.“

Unter den undurchdringlichen Wölbungen des Planetenhimmels lebt der Mensch an die Erde gebunden. Wenn er den Funken überhimmlischen Wesens in sich trägt, sehnt er sich nach der Welt seines göttlichen Ursprungs. Aber wie dringt er hindurch? Wie wird er befreit von dem Kerker des Erdenleibes, um als ein lichtiges Himmelswesen die unaussprechliche Wonne der Vereinigung mit dem Göttlichen ungetrübt und unererschöpflich zu genießen?

Die Gnosis des Valentinus giebt auf diese Fragen eine Antwort, die sich weit über die düsteren und grausamen Bilder der Winkelmysterien der orientalischen Gottheiten und ihrer gnostischen Blutsverwandten erhebt. In diesen werden die übernatürlichen

Mächte, welche die Himmelspforten bewachen, in's Fragenhafte und Unheimliche verzerrt. Ihre Namen sind barbarische Zauberworte. Die muß in festgesetzten Formeln der Eingeweihte sich in's Gedächtniß prägen, damit ihm das überirdische Feuer, in dem diese Mächte thronen, den Durchgang nicht wehre. Wie im Märchen der Berg Sesam auf das Geheimwort sich aufthut und Zugang zu den verborgenen Schätzen gewährt, so bewältigt durch das Zauberwort der Gnostiker die feindlichen Mächte. Seine Erlösung ist Zauberei.

Die Gnosis des Valentinus verläßt diese dumpfen Niederungen des Aberglaubens. Sie will dem Eingeweihten enthüllen, wie er trotz seines göttlichen Wesens zu einem Geschöpf der Schuld und der Sehnsucht geworden ist und ihm die Kräfte mittheilen, durch die er die Bande zerreißt, die ihn an das Irdische und Gemeine fesseln. Deshalb eröffnet sie ihm das Geheimniß der Schöpfung des Himmels und der Erden und die Wege zur Erlösung. Ihre Geheimlehre gliedert sich zu einer *divina comedia* von vier Akten.

Der erste Akt. Am Anfang war in vollendeter Harmonie die Welt des Pleroma, in sich paarweise gegliedert, allen Reichthum der Kraft und der Wahrheit in sich beschließend. Der letzte in der Reihe der vollkommenen Aeonen war die Sophia. Sie wird ergriffen von dem Drang, sich mit dem Urgrund alles Seins, dem Bythos, der mit dem Schweigen (*Sige*) verbunden ist, zu vereinigen. Eigenwillig verläßt sie den ihr zugewiesenen Platz, um in ihm das Unschaubare anzuschauen. So ist die Harmonie gestört. Die Schuldige wird ausgestoßen aus der Welt des Pleroma.

Der zweite Akt. Die ewige Liebe verläßt den gefallenen Aeon nicht. Ein Retter wird geschaffen, der die schuldvolle Sehnsucht, durch die sie fortgerissen ward zur Störung der vollkommenen Harmonie, von ihr ablöst. Aus dieser Sehnsucht entspringt die untere Sophia, die Achamoth. An ihrem Ursprunge haftet die Schuld der göttlichen Mutter. Und während die geläuterte Mutter wieder aufgenommen wird in die Welt des Pleroma, die sich nunmehr fest und undurchdringlich abschließt, irrt ihr Kind unstät außerhalb der unüberschreitbaren Grenzen umher. Zwar auch göttlichen Ursprungs fehlt ihm die zusammenhaltende Kraft. Sie ist in Gefahr, in gestaltloses Nichts (*ἀνορπία*) zu verfallen. Aber nichts Göttliches darf verloren gehen. Auch ihr wird ein Retter aus der wiederhergestellten Harmonie der vollkommenen Welt gesandt, der der Formlosen feste Gestalt und der Kraftlosen Kraft zum Leben

verleibt. Wie sie nun ihren Retter und den heiligen Geist, der ihn begleitete, erschaut hat, da erwacht mit der Lebensform, die sie empfing, auch in ihr die Sehnsucht nach der Vollkommenheit, in der ihre Mutter Ruhe gefunden hat. Sie hat „den Hauch der Unvergänglichkeit gespürt“. Allein den Grenzwall, mit dem die Welt des Pleroma sich abschloß, vermag sie nicht zu überschreiten. So seufzt und klagt sie in brennendem Verlangen. „Sie ist betrübt und ganz rathlos, indem sie darüber sann, wer ihr Bildner war, wer der heilige Geist, wohin er gekommen, wer die Gegenwart beider verhinderte, wer ihr neidete den schönen seligen Anblick“.

Der dritte Akt. In der Sehnsucht und den Schmerzen der Achamoth regt sich ihre göttliche Natur. Daher wirken dieselben schöpferisch. Sie schafft nach dem Bilde, das sie in der Erinnerung trägt. In der vollkommenen Welt möchte sie sich spiegeln. Ihren Geschöpfen aber haftet die unbefriedigte Sehnsucht der Mutter an, und zwar in verschiedenem Grade, je nachdem deren schöpferische Thätigkeit mehr oder weniger dadurch beschwert und gehemmt wurde. So entsteht in einer Stufenfolge, die den Abstufungen jener Affekte der Schöpferin entsprechen, die unterhimmlische Welt. Sie erfüllt die unermessliche Leere, in welcher die sehnsuchtsvolle Achamoth außerhalb des Pleroma umherirrte, als eine Welt beschränkter Geister, die in Verkennung ihrer Beschränktheit sich wiederum als Schöpfer bethätigen wollen. Die sieben Himmel der Planeten wölben sich über einander, jeder hat seinen Herrscher. Zuletzt, am weitesten entfernt von der überhimmlischen Lichtwelt, wird die Erde erschaffen, die Wohnstätte der Menschen. Und der Mensch erhält den Erdenleib, aber zugleich glimmt in ihm ein Funke göttlichen Wesens, der auch ihm Anwartschaft giebt auf Erlösung und auf Erhebung in jene Welt, der die Mutter der unterhimmlischen Sphären ihren wenn auch mit Schuld behafteten Ursprung verdankt.

Und nun der letzte Akt, die Erlösung, deren Vollzug die wahre Geschichte der Menschheit ist. Um des Gottesfunken willen, der den auserwählten Kindern der Achamoth, den Pneumatikern, nicht entzogen ist, bleibt die Erde Gegenstand der Fürsorge des Pleroma. Ein neuer Heiland wird entsandt, der sich scheinbar in Menschenwesen verkleidet. Er sammelt, ohne daß die unterhimmlischen Machthaber es verstehen, die Geschöpfe, die den göttlichen Lichtfunken, „den Samen des Pleroma“, in sich tragen. Ihnen offenbart er die Wahrheit über das Wesen der Dinge, indem er sich von ihnen fragen läßt nach allem, was das Siegel der Weltgeheimnisse löst.

Damit giebt er ihnen die Macht zum Durchschreiten des Feuerhimmels und zum Durchdringen des letzten Grenzwalls. Und so gehen sie endlich mit ihm und mit der von all' ihren schmerzlichen Affekten befreiten Mutter ein in die Harmonie der vollkommen überhimmlischen Welt. —

Das Weltendrama der Valentinianer, dessen Grundzüge ohne Rücksicht auf die mannigfachen Verästelungen hier wiedergegeben wurden, hat zur Heldin die nach Erlösung suchende Sophia. Die nach dem Geliebten trachtende Seele im Märchen des Apulejus ist ihr Schicksalsgenoss. Unter verschiedenen Namen, Antrieben und Bedingungen wandeln beide den gleichen Weg. In ungetrübter Harmonie genießt Amor und Psyche das Glück der Liebesgemeinschaft, dessen Bestand an dem Gehorsam der Psyche hängt. So ist die Sophia in der Harmonie des Pleroma mit dem Genossen verbunden; wenn sie ihren Platz in seligem Genügen behauptet, genießt sie ungestört die Wonne unschuldiger Liebe. In Psyche wird der schuldvolle Wunsch erweckt, den unsichtbaren Gatten zu schauen; sie giebt ihm nach und verscherzt ihr Glück. Amor verläßt sie zürnend. Ausgestoßen aus dem Göttersitz ihrer stillbeglückten Gemeinschaft muß sie umherirren. Aber zugleich ist durch ihre Schuld die Harmonie der Götterwelt gestört und alles Schöne und Gute verfällt in der Welt. So erfüllt auch die Sophia der ungehorsame Drang zum Anschauen des unsahbaren Urgrundes der Dinge. Sie fragt sich: „wer neidet mir den Anblick“? Und wie sie die ihr gesetzte Schranke überschreitet, ist Ausstoßung ihr Loos. Aber die Harmonie des Pleroma ist gestört. Die heimathlose Psyche will sich vernichten; der heimathlosen Sophia droht ein Verfall in chaotische Unform. Aber der Psyche giebt Pan die Kraft, sich zu sammeln: „bitte und suche“. Der Sophia-Achamoth giebt der Retter neuen Halt. Nach der Weisung des Pan findet Psyche durch harte Proben den Weg zur Läuterung und zur Sühnung, schweigend und geduldig lernt sie gehorchen; durch den Retter wird der Sophia-Achamoth die Kraft gegeben zur Selbstbescheidung in erlösungsbedürftigen Schöpfungen. Und wie denn der Retter den Geschöpfen der Sophia ebenso wie ihr selbst das Rüstzeug giebt zur Vollendung des Wegs der Erlösung, so unterweist der Thurm im Märchen die Psyche, damit sie den Gang in die Unterwelt bestehet. Hier und dort verleiht übernatürliche Hilfe die Kraft zur Vollendung der Prüfungen und zur Erlangung des höchsten Guts, der Vergottung. Hermes erhebt die Psyche zum Olymp und führt sie ein

schmückt manche altchristliche Grabstätte. Der centrale Gegensatz der Grundanschauungen schloß Berührungen in der Peripherie nicht aus. Max Klinger hat auf seinem Bilde „Christi Einzug in den Olymp“ die Psyche dargestellt, wie sie sich von Amor losreißt und in hingebungsvollem Vertrauen an Christus anklammert. So erscheint sie wie ein Symbol des Gnosticismus, während Amor in seinem entrüsteten Protest gegen den einziehenden Triumphator wie ein Symbol des erneuerten Platonismus dasteht, der das Evangelium auf Tod und Leben befiehlt. Und in neuen Formen sind die alten Gegensätze auch noch heute die gleichen; und dazu kommen noch manche andere.

Trunksucht, ein Symptom.

Von

Sidney Whitman.

Diese große Plage, dieser Fluch, bedenken wir das Alle, ist ein nationaler Fluch, ein Unglück, eine Schande.

Mr. Gladstone in Liverpool.

Das wahre Mittel, Mißbräuche auszurotten, ist bis an ihre Quelle zurückzugehen.

Robespierre in Artois.

Stellen wir uns einen wohl überlegenden Soziologen, Physiologen oder Psychologen vor, der nach einer Reihe von Jahrhunderten unbefangen das ungeheure statistische und polemische Material untersucht, betreffend Getränke, Trunksucht, Trunkenheit, Alkoholismus, ihre Ursachen, ihre Folgen und ihre Heilung: Temperenz, Teetotalismus, Entscheidung der Gemeinden, wie wir es gegenwärtig in Großbritannien sammeln.

Eine jährliche Abschätzung des Getränkeverbrauchs, sich belaufend auf 2800 Millionen Mark. Der Schmutz und die Verkommenheit in unseren großen Städten,*) wo die statistischen Auf-

*) Es ist festgestellt, daß in Edinburgh täglich 40000 M. für alkoholische Getränke ausgegeben werden — mehr als die Einwohner für die Miete ihrer Häuser bezahlen. In London werden im Laufe des Jahres 1 von 175, in Birmingham 1 von 136, in Manchester 1 von 71 und in Liverpool 1 von 50 Einwohnern wegen Trunkenheit festgenommen, 160000 Verurtheilungen wegen Trunkenheit werden alljährlich allein in England und Wales gefällt (Evening Standard, 18. Februar 1893). Da nun Ruhestörung mit Trunkenheit zusammen erst eine Verurtheilung hervorrufen können, so geben diese Zahlen einigermaßen ein Bild, wie verbreitet das Laster des Trunkes ist. Andererseits muß gerechterweise hinzugefügt werden, daß hier wie bei allen derartigen statistischen Berechnungen, mehrere Verurtheilungen ein und derselben Person als getrennte Fälle behandelt werden.

zeichnungen über die Trunkenheit unter Frauen und selbst unter Kindern die Verzweiflung der Philanthropen bilden. [Im Jahre 1881 wurden 4 329 sinnlos betrunkene Frauen in den Straßen von Glasgow aufgegriffen. 1891 war die Zahl bis auf 6 120 angewachsen. (Daily Paper.)] Im Jahre 1893 wurden in Liverpool nicht weniger als 2 378 Kinder betrunken festgenommen, 113 unter zehn Jahren (Daily Paper.) Die außerordentliche Verbreitung der Pfandleihanstalten, deren Thüren für die Bevölkerung dieses so reichen Landes die Stelle der Kirchenportale eingenommen haben. (Ueber 39 Millionen Pfandscheine werden jährlich in London ausgegeben). Das erschreckende Rowdythum und die Brutalität auf unseren Rennplätzen, an den Bankfeiertagen, bei den Erntefesten, den Sommerausflügen, und last not least das unaufgedeckte häusliche Elend, das niemals ganz an's Tageslicht kommt, in Tausenden und Abertausenden von Haushaltungen jeder Klasse, und dessen Quelle deutlich auf den Feind, den Trunk, zurückzuführen ist. Zuletzt die Verbrecher- und Wahnsinnigen-Statistik und die Beweisurkunden unserer Ehescheidungsprozesse. Ueber diesen letzten Punkt können nur die Aerzte und die Geistlichen genaue Daten angeben. Doch kann festgestellt werden, daß im ganzen Vereinigten Königreich es wohl kaum einen einzigen praktisirenden Arzt, noch angestellten Geistlichen geben möchte, der hierzu genaue Angaben machen würde. Der Schreiber ist bekannt mit einem Londoner Arzt nur mit einer Durchschnitts-Familienpraxis, der eine ganze Sammlung von Andenken aufweisen könnte, Geschenke von kranken Patientinnen, die alle an Delirium tremens gestorben sind.

Auf der anderen Seite wieder eine ganze Reihe von Anstrengungen der privaten und öffentlichen Wohlthätigkeit für die Sache der menschlichen Würde und Glückseligkeit, wie die Welt nie vorher gesehen hat. Halb Irland, den Alkohol meidend durch die Bemühungen eines einzigen Mannes (Water Matthew), freilich nur für einige Zeit, und um später wieder dem „Crater“ (Schnaps) mehr als je zu verfallen. (In Irland beliefen sich die Verurtheilungen wegen Trunkenheit im Jahre 1882 auf 201 auf je 10 000 Personen. 15 000 Trunkenbolde wurden in Dublin in einem Jahre festgenommen. Von diesen waren 5 000 Frauen. (Daily Paper.) Ein volles Drittel unserer indischen Armee, befehrt zur strengen Enthaltksamkeit*). Ein Bund, aus unserer Mitte heraus entstanden,

*) Lord Roberts hielt vor einiger Zeit eine Rede, in der er konstatarie, daß von den 60 000 britischen Soldaten in Indien 20 000 strenge

der seine Anhänger zu Hunderten und Tausenden zählt, die Heilsarmee, die sich Alle streng des Alkohols enthalten. Teetotalismus an allen Enden des Landes hervorbrechend, und doch keine merkbare Verminderung des Trunkes und seines Glends. Im Gegentheil, eine feste und stetige Vermehrung des Alkoholverbrauchs und der ihn begleitenden Erscheinungen.

Sicher werden Diejenigen, die nach uns kommen, wenn sie diese Fakta prüfen, zu dem Schluß gelangen, daß es eine scheußliche, verheerende Krankheit gewesen sein muß und eine entsetzliche Verschwendung oder falsche Anwendung der Energie, mit der man dagegen ankämpfen sollte.

Von diesem Punkt aus schlagen wir vor zu handeln und immer wieder zu betonen, daß ein weiterer Gesichtskreis nöthig ist, um die Situation klar zu stellen und vor Allem ein gründlicheres Studium der menschlichen Natur. Denn Trunksucht ist viel mehr eine Sache der Physiologie, der Nerven, der Psychologie, als der Ethik. Die Getränke-Statistik ist der Neurometer der menschlichen Gesellschaft. Der Einfluß der Moral hat hier ein Ende.

Martin Luther schlug die Mißbräuche der Römischen Kirche von einer Klosterzelle aus; aber erst nachdem er in Rom gelebt und mit seinem schlichten teutonischen Sinn ihre Quelle in der Siebenhügelstadt selbst entdeckt hatte. Und wir in unserer Katholosität schweifen heute in weite Ferne nach einem Heilmittel. Und wir glauben, wir sehen eins, aber wir sehen nicht so klar wie der sächsische Mönch einstmals gesehen hat, nicht weit genug nach allen Seiten.

Wir sehen die enge Grenze in der Anschauungsweise unserer enthusiastischen Reformbestreber und beklagen dies um so mehr, als nach unserer Ansicht bei einer Sache von so riesenhaften Dimensionen eine vereinzelt Anstrengung niemals von großer Wirkung sein kann. England hat seit mehr als tausend Jahren Alkohol verbraucht und — wir wollen uns darüber nicht täuschen — es wird auch damit fortfahren. Keine Gewalt der Erde wird dieses unser England jemals zu einem Wasser konsumirenden Lande machen. Die Lehren, die uns die Geschichte giebt, zerstören auf den ersten Blick diese Illusion.

Auch kommt es für das Laster der Trunksucht in England

Temperenzler sind. Und doch wurden nach dem jährlichen Generalbericht der britischen Armee für das Jahr 1892, 13761 wegen Trunkenheit verurtheilt.

nicht allein auf die hohe Ziffer des Alkoholkonsums an. Belgien verbraucht beinahe das Doppelte auf den Kopf. Und doch existiren dort nicht die abschreckendsten Beispiele der englischen Trunksucht. Und dasselbe möchte von andern Ländern behauptet werden. Oft werden ja ins Auge fallende Thatsachen nicht begriffen, falsche Schlüsse gezogen, und diese allgemeine Unfähigkeit macht auch hier den Enthusiasmus, mit dem Viele sich der Bekämpfung der Trunksucht hingeben, wirkungslos. Ganz besonders ist dies der Fall bei begeisterten Politikern, bei Sozialreformatoren, Sektirern, Spezialisten aller Art, denen, in ihre sorgfältig gehüteten Einzelideen verrannt, nur gar zu oft die Grundlage einer reichen Erfahrung fehlt.

In dieser Frage kann Fanatismus überhaupt nicht viel helfen. Enthusiasmus thut es auch nicht, selbst Herzensgüte wird nutzlos sein, wenn sie nicht — „mit etwas Menschlichem“ — verbunden ist. Ein Weltmann, ein gut beobachtender Journalist, der lebt und leben läßt, der die Welt von China bis Peru gesehen hat, wird hierin klarer blicken, als alle die Steckenpferdreiter der Vereinigten Königreiche zusammengenommen. Und sicherlich finden wir einige der treffendsten und vernünftigsten Ansichten bei Schriftstellern*) und bei welterfahrenen Männern, die, wenn sie auch keine Partei hinter sich haben, mit mehr Kenntniß der menschlichen Natur ausgerüstet sind, als viele, die mit der größten öffentlichen Autorität Reden halten. Vor allen Dingen ist es doch die erste Aufgabe des phantasievollen Schriftstellers, zu fühlen und zu erkennen, was in der Luft liegt. So haben wir George Gissing, den Novellisten, der vielleicht von allen gegenwärtigen Schriftstellern hier am klarsten sieht — Erscheinung, Ursache und Wirkung. Kein Wunder, daß er skeptisch und verzagt auf die zum Gebrauch fix und fertigen Heilmittel blickt.

Wenn wir uns bemühen, die Gestalten und die Bedingungen zu gruppiren, die der übergroße Alkoholgenuß zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern angenommen hat, kommen wir zu merkwürdigen und lehrreichen Vergleichen. Wohin wir immer in der Vergangenheit blicken, so finden wir eine ungezähmte bloße Lust am Trinken als die Hauptquelle der Trunkenheit unter dem Volk, und Geselligkeit für den Uebergenuß von alkoholischen Getränken in den höheren Klassen. Geselligkeit war

*) Siehe *Intemperance, its Causes and its Remedies*, by W., Beatty-Kingston. London, George Routledge and Sons, 1892.

hauptsächlich die Wurzel der römischen Unmäßigkeit. Die Römer tranken in Gesellschaft, daher ihr Spruch — in vino veritas. Die Mönche des Mittelalters waren gute Trinker, ebenso wohlbekannt für ihre geselligen Vereinigungen. Die Genußsucht in der englischen Aristokratie unter der Regentschaft ging aus geselligen Gewohnheiten hervor, die seitdem bei Seite gesetzt sind, während zu derselben Periode das Trinken der niedrigeren Klassen schon mehr oder weniger zu dem Säuerthum der untersten Schichten geworden war. Heute ist Rußland, als ein Land, das in mancher Hinsicht in einer vergangenen Zeit lebt, ungefähr ein Typus für diese Art von Trunkenheit, nicht ohne eine Beimischung von Melancholie, wie sie auch z. B. der slavischen Musik eigen ist. Hingegen Deutschland ist noch, wie es immer war, das Land, in dem die Vorliebe für Geselligkeit hauptsächlich die Verantwortung trägt für den enormen Verbrauch von alkoholischen Getränken.

Es ist seltsam, keine dieser vorgenannten Züge des menschlichen Lebens können auch nur in geringem Maße für das Trinken im heutigen England verantwortlich gemacht werden. Ausgenommen eine vereinzelte Schlägerei unter betrunkenen Seeleuten, Soldaten oder Bergleuten trägt ungezügelter rohe Begierde nicht mehr die Schuld an der hohen Getränkezahl in Großbritannien. Die Volkserziehung hat zweifellos viel dazu gethan, diese Art von Trunksucht zu unterdrücken, obgleich die rohen Instinkte des Volkes, unberührt wie sie sind im Vergleich mit denen anderer Länder von dem Einfluß der Kirche, der Musik oder geselliger Veranstaltungen, doch noch schuld sind an Vielem, was wir bedauern müssen. Wenn man die höheren Klassen ansieht, so ist ihr Sinn für Geselligkeit heut zu Tage weit weniger begleitet von der Hingabe an den Alkoholgenuß, als es z. B. in Deutschland der Fall ist. Uebermaß im Trinken ist nicht fashionable in England, wie es früher war.

Man sagt, erbliche Trunksucht sei im Wachsen begriffen, ebenso die Zahl der Fälle, in denen Verbrechen oder Wahnsinn damit verbunden ist. Und dies sind immer die Hauptpunkte, auf die sich unsere Kathederredner stützen, wenn sie die Schrecken des Getränkebetriebes ventiliren. Aber diese Fälle sind keineswegs typisch national, und selbst wenn sie es wären, sind sie ganz unbedeutend vom statistischen Standpunkt aus, verglichen mit der ungeheuren Alkoholfluth, die einen großen Theil des britischen Volkslebens zu überfluthen droht. Blicken wir hinein in diese kalte grüne Masse flüssigen Elends. Bei einem hohen Prozentsatz der Trinker aller Klassen ist

augenscheinlich ein beklagenswerther Mangel an Selbstüberwindung vorherrschend. Täglich kann man im Westend-Club Beispiele hierzu sehen. Da ist der alleinstehende, vornehme Nichtsthuer, hinausgeworfen aus dem Lebensstrom der Arbeit. Da findet man in den Häusern des Luxus und in den Vorortvillen Männer und Frauen gleichmäßig — geheime Trinker. Unsere zahlreichen Kaltwasser-Heilanstalten, unsere „Homes“ für Trinker sind voll von diesen moralisch und geistig Verkommenen aus der Armee, aus der vornehmen Welt, aus den öffentlichen Aemtern, thatsächlich von jeder Lebensstufe. Diese Schwächlinge, die Neurotiker, die für das Leben Ungeeigneten sterben und vergehen aber leider nicht. Sie leben unglücklicherweise neben den Brauchbaren, den Geeigneten, und leben Jahre lang! Jahre gehören dazu, sie zu tödten, selbst wenn sie hart trinken. Wir bringen sie immer wieder hervor, und das Glück ganzer Familien ist gestört durch das Trinken von dem einen Theile der Eltern. Diese Typen aus der guten Gesellschaft sind spezifisch englisch und kaum außerhalb der angelsächsischen Rasse zu finden.

Und nun unsere Zehntausende von Schänken. Das „tied-house“*), diese ganz verrottete Einrichtung für den Alkohol-Ausschank, wo es schließlich auf das Recht des Stärkeren ankommt! Zweihundert an einen Menschen „Gebundenen“, der in einer großen Seehafenstadt sogar geadelt wurde wegen seiner öffentlichen Wohlthaten. Wir brauchen nur in die Werstvororte solcher Städte zu kommen, in denen jedes zehnte (oder fünfte) Haus eine Schänke ist in den meilenlang sich hindehnenden scheußlich schmutzigen Straßen. Wir brauchen nur ihre Bevölkerung anzusehen, wenn sie z. B. an den Tagen der politischen Versammlungen zusammenströmt, diese große Menge von verkümmerten Gestalten geben allerdings kein Bild von Englands stolzer, männlicher Kraft, die die britische Fahne über den Erdball getragen hat. Dies ist nicht mehr ein kämpfendes, strebendes Volk, sondern eine entartete Masse mißrathener Menschheit. Oder blicken wir auf die Industrie-Bevölkerung in unseren Provinzen; denn London mit all seinem Glend ist noch hellstrahlend im Vergleich auf Sheffield, Leeds, Bradford, Manchester, Edinburgh, das Athen des Nordens, und auf das düstere

*) Schnaps- oder Bierschänken — Speisen werden dort meist nicht verkauft, — die an eine gewisse Brauerei oder Schnapsbrennerei gebunden (tied) sind, d. h. das Haus ist einem Kapitalisten oder Brauer verpfändet, resp. in seiner Macht, er hat gewöhnlich darauf seine Hypotheken und der Wirth darf nur Getränke verschänken, welche dieser ihm zuführt.

Glasgow. Sehen wir sie am Sonnabend Abend; ihre schmierigen Weiber, unbrauchbar für die Pflichten der Mutterchaft oder des Haushaltes, nicht mehr Frauen zu nennen, nein Megären, scheußliche Ruinen menschlicher Geschöpfe, und ihre einzige Zuflucht — mit geringen Ausnahmen — der Schnaps-Palast. Blicken wir hinein in die Verkaufsbuden der Industrie-Viertel: diese Zentner von nerven- und appetitreizenden Mitteln, die vom Volke genossen werden anstatt gut zubereiteter gesunder Nahrung. Nach diesen Haufen der zur Schau gestellten pikanten Speisen und patentirten Heilmitteln zu urtheilen, müßte im ganzen Distrikt kaum ein gesunder Magen mehr zu finden sein. Oder treten wir in die Lokale, wo ihre sogenannten Vergnügungen stattfinden, in ihre Musikhallen. Sind sie nicht vor Schmutz starrend, und stinkend nach Alkohol und gefälschtem Tabak? Ich glaube kaum, daß sich Aehnliches in der ganzen zivilisirten Welt finden ließe. Nicht Geselligkeitstrieb, nicht überschäumende Sinnenlust kann den Trinkern dieser Bevölkerungsklasse zugeschrieben werden. Es ist in zu vielen Fällen Lebensüberdruß, Verzweiflung, die den Schwachen dazu treiben. Man braucht nur zu beobachten, wie sie am Sonntag Morgen vor der Deffnungszeit um die Schänken herumlungern, wie Thiere, die ihren Käfigen entronnen, und man fragt sich, wieviel vom Menschen noch in ihnen ist. Oder der Anblick der Eisenbahnstationen an den Abenden der großen Renntage — eine wettende, alkoholgetränkte, dunstende Masse wälzt sich auf dem Bahnsteig daher. Sicher war es ein ähnlicher Anblick, der Thomas Carlyle zu folgendem Ausruf veranlaßte: „Wacht auf, Ihr Schläfer, aus Eurem Alldruck wacht auf, erhebt Euch, oder Ihr seid für immer gefallen! Dies ist keine Theatervorstellung, dies ist nüchterne Wahrheit! Unser England, unsere Welt kann so nicht weiter leben, es muß sich wieder mit seinem Gott vereinigen, oder untergehen unter namenlosen Qualen in der Feuerverdammniß der Hölle. Du, der Du nur den kleinsten Theil einer göttlichen Regung in Dir spürst, wie ein schwaches Bewußtsein durch Deine schweren Träume hindurch, folge ihr, ich beschwöre Dich! Erhebe Dich, rette Dich selbst, sei einer von denen, die ihr Vaterland retten!“

Und wie sieht es in anderen Ländern aus? — Deutschland ist interessant und lehrreich zugleich für die Alkoholfrage. Die Deutschen sind eine gerutrinkende Masse. Ihre Universitäten sind wahre Züchtereien für Trinker. Sie sind förmlich in Bier gesotten, sie spülen ganze Seen davon hinunter und verderben ihre Mägen.

bevor sie noch ein mittleres Alter erreichen. Und doch, obgleich ein Betrunkener nicht gerade eine Seltenheit ist, um so geringer ist die Zahl der Gewohnheitsstrinker, und Trunksucht unter Frauen, soweit sie in Anschlag gebracht werden kann, existirt nicht. Mit der Vergrößerung des Industriegewerks hat sich dieser Zustand allerdings verändert. Der Verbrauch des Rohspiritus in den Bergwerksdistrikten des Ostens vermehrt sich stark.*) Der Mangel an Selbstüberwindung, ein völliges Zusammenbrechen jeder Willenskraft sind viel weniger ins Auge fallend als bei uns. Der Autor, der während einer Periode von zwanzig Jahren mit der Arbeiterklasse in Deutschland und Oesterreich in beständige Berührung gekommen ist, kann nur einen einzigen Fall eines weiblichen Trunkenbolds anführen. Und diese war in erster Linie Ehebrecherin. Trunksucht in den Mittelklassen als die Quelle häuslichen Elends z. B. auf die Bühne zu bringen, wie es so oft in England geschieht als treu nach dem Leben geschildert, würde in Deutschland wenig Interesse hervorrufen, es hätte tragisch genommen dort zu wenig Bedeutung.

Frankreich, bis vor Kurzem ein auffallend mäßiges Land, weist jetzt beunruhigende Zeichen von zunehmendem Alkoholismus, und zwar der schlimmsten Art bei den Männern auf, wie es auch Zola so drastisch in seinem „Assommoir“ schildert. Dies ist ein Typus oder vielmehr ein Zustand, der in Frankreichs präindustrieller Epoche keine Bedeutung besaß. Aber die „Zustände“ haben sich in Frankreich während der letzten zwanzig Jahren sehr zum Schlechten verändert. Auch tragen die Nervenanspannung, die Aufregungen und das Elend der schrecklichen Jahre 1870—71 mit Schuld daran, das Verlangen nach Alkohol zu vergrößern, das jetzt unter den Franzosen bemerkbar ist. Sa diese schrecklichen Jahre thaten noch mehr: Die Kinder, die unmittelbar nach dieser Zeit geboren sind, brachten eine nervöse Empfindsamkeit, das Verlangen nach Nervenreizmitteln schon mit auf die Welt. Und doch in der Frauenwelt greifen nur solche zu anregenden Mitteln — meistens Morphium und Aether — deren Reichthum ein ungesundes, von anstrengenden Vergnügungen angefülltes Leben mit sich führt.

*) Anmerk. d. Uebers. Ob der Verfasser hier genau unterrichtet ist, scheint uns zweifelhaft. Der Verbrauch von Trinktbranntwein ist in Deutschland durchweg zurückgegangen, im Jahre 1887, im Jahre der starken Steuererhöhung um etwa ein Drittel; er ist seit dieser Zeit fast konstant, nimmt also bei der fortschreitenden Volksvermehrung (pro Kopf der Bevölkerung) relativ ab.

Auch Belgien ist bedeutend für die Alkoholfrage. Die Einwohner, wesentlich industriell, sind ganz enorme Alkoholkonsumenten. Nach der statistischen Berechnung beträgt der Verbrauch auf den Kopf genau das Doppelte wie in Großbritannien, und hauptsächlich wird er in der Form von schlechtem Schnaps getrunken. Industrie und Alkohol vereinigt, setzen den physischen Standard des Landes herab, erzeugen eine unschöne, nervöse Rasse. In Belgien sind schon die Kinder dem Trunke ergeben, eine Erscheinung, die in Deutschland bis jetzt unbekannt ist. Und doch selbst in diesem alkoholgetränkten Belgien trinken die Frauen nicht.

Die Summe unserer Beobachtungen*) führt uns schließlich zu der Behauptung, daß, wo auch immer das Laster des Trinkens verbreitet ist, an Verderblichkeit mit der Industrie zunehmend, die angelsächsische Rasse die einzige unter allen zivilisierten Völkern ist, wo die Frauen der Trunksucht verfallen sind. Rußland wird nicht mit eingerechnet, da es, wie schon gesagt, ein Land ist, das den Typus einer längst vergangenen Zeit an sich trägt. Und heutzutage, da die Frau als der Springquell alles sozialen Lebens angesehen werden kann, müssen wir danach sagen, daß das soziale

*) Anmerk. d. Uebers. Für den Alkohol-Konsum kommt neben Bier und Branntwein vor allen Dingen auch der Wein in Betracht. Wenn man diesen berücksichtigt, so erscheinen die Betrachtungen über den Alkohol-Konsum der einzelnen Völker in etwas anderem Lichte. In der „Wochenschrift für Brauerei“, Jahrgang 1896, S. 309 ist von Herrn Dr. Struve nachgewiesen, daß der Alkohol-Konsum pro Kopf der Bevölkerung am stärksten ist in Belgien (11,68 Liter à 100% pro Kopf und Jahr); dann folgen Frankreich und Dänemark (11,12 und 10,3); die nächste Gruppe bilden Deutschland und Großbritannien mit 9,01 und 8,73 Liter pro Kopf. Rußland kommt erst an neunter Stelle mit 5,15, den geringsten Konsum zeigt Schweden mit 2,07. Wenn man das kleine Belgien ausschließt, steht also Frankreich an der Spitze des Alkohol-Konsums und dies beruht darauf, daß pro Kopf nicht weniger als 6,18 Liter Alkohol in Form von Wein konsumiert werden, das ist mehr als in irgend einem anderen Großstaate in Form von Branntwein konsumiert wird. — Der Konsum von Großbritannien beruht im Wesentlichen in dem Verzehr von Bier. In dem Verbrauch von Branntwein pro Kopf der Bevölkerung nimmt es unter den Völkern Europas die zehnte Stelle ein; es hat den geringsten Konsum, selbst einen geringeren wie Norwegen; nur Schweden liegt noch tiefer.

Jedermann hat wohl bisher die Russen für die stärksten Alkoholiker gehalten, sie sind es nicht; und doch kommt bei dieser Bevölkerung die Trunksucht viel mehr zur Geltung, als dem Konsum an Alkohol entspricht. Nicht die Menge des in Form von Wein, Bier und Branntwein genossenen Alkohols, denn diese ist glücklicher Weise bei allen Völkern Europas und auch in den Vereinigten Staaten von Amerika eine sehr geringe, vielmehr nur die Art des Konsums ist in Betracht zu ziehen, wenn es sich darum handelt, soziale Schäden aufzudecken und zu heilen. Und in dieser Beziehung hat denn auch der Verfasser das Richtige getroffen.

Leben des Volkes, dessen Frauen zum Trinken neigen, besonders verrottet sein muß. Es ist auch bemerkenswerth, daß die englischen Frauen verbrecherischer sind als die anderer Nationen. In den Vereinigten Staaten kommen auf einen weiblichen Verbrecher zwölf männliche. In Spanien und Deutschland ist die Zahl noch kleiner. Aber in England kommt ein weiblicher Verbrecher auf vier männliche, und die Zahl wächst von Jahr zu Jahr. Bierzig Prozent der mit Gefängniß bestrafte Frauen in Großbritannien sind schon mehr als zehnmal vorbestraft gewesen. Unter den jugendlichen Missethättern, die aus den Besserungsanstalten und Arbeitshäusern als unverbesserlich entlassen werden, ist die Zahl der Mädchen doppelt so hoch als die der Knaben. (Weekly Paper). Selbstmord unter Frauen kommt im Durchschnitt einmal zu dreimal unter Männern vor, während die Durchschnittsziffer in anderen Ländern eins zu fünf beträgt. (New Review, Dezember 1894). Hier liegt eben die Krankheit der angelsächsischen Rasse, nicht bloß in Großbritannien, sondern auch in Amerika und Australien, von der die Trunksucht nur das äußere Symptom ist, nicht aber die eigentliche Ursache. Eine soziale Krankheit führt in den gemäßigten Breitengraden zur Trunksucht bei denen, die nicht widerstandsfähig genug sind — nicht vice versa ist Trunksucht die Ursache der sozialen Krankheit. Wo die Gesellschaft gesund ist, kann die Trunksucht, die wir bei uns kennen, nicht zur Entwicklung gelangen, es müssen also wichtigere Lebensbedingungen anormal und ungesund sein.

Von höchster Bedeutung ist hierbei das Beispiel Norwegens. Ihm ist ein trübes regnerisches Klima gegeben, schlimmer als unserm berühmtesten England, eine erdrückend großartige Natur, den Bewohnern die Neigung zu Grübeleien, zum Nachdenken über sich selbst, ein ewiges Fragen nach der Bestimmung des Menschen, eine trübe Phantasie, Mangel an Nervenstärke, dazu ärmliche Nahrung, die Leichtigkeit — Alkohol in jeder Hütte herzustellen, und damit waren die ersten Bedingungen für den abusus alcoholicus gegeben. So lagen die Dinge in Norwegen vor Einführung des sogenannten Gothenburg-Systems, das den Bauern die Erlaubniß, Spirit zu destilliren, nahm, ihnen den Verkauf einzelner Gläschen Schnaps verbot, und denselben nur in Flaschen mit Erlaubnißschein der Behörde gestattete. Kein Norweger darf heute mehr aus der Erniedrigung seiner Mitmenschen Geld machen. Das Resultat könnte man fast ein Wunder nennen, wenn auch der britische Kaplan in

Gothenburg behauptet, die Trunksucht vermehrte sich dauernd. Denn Gothenburg allein ist zum Glück kein maßgebendes Beispiel für Norwegen, Gothenburg ist ein schwedischer Hafenort, mit einer bunten Seemannsbevölkerung. Das Beispiel Gothenburgs entspricht nicht der wirklichen Thatsache, wonach die Trunksucht unter der großen Masse der norwegischen Bauernbevölkerung von Telemarken bis zum Nordkap nahezu ausgestorben ist. Und wie war dies möglich? Weil der norwegische Bauer sein soziales Leben so unverdorben behalten hatte, daß er wieder zurückkehren konnte. — ein fester Anker, als das Reizmittel des Alkohols für ihn nicht mehr zu erlangen war. Und was das norwegische bescheidene soziale Leben bedeutet, das mögen diejenigen erzählen, die Norwegen besucht haben.

Ein anderer starker Beweis, daß die englische Trunksucht auf soziale Ursachen zurückzuführen, und daß sie nicht nothwendigerweise eine dem Volksstamme angeborene Eigenschaft ist, erkennt man mit einem Blick auf die englische Klasse in der Fremde. Der dem Trunke ergebene Engländer der Mittelklassen, kein geringer Prozentsatz, behält diese üble Angewohnheit im Auslande, wenn er in den Hotels lebt, alleinstehend unter dem Volke, dessen Boden er bewohnt. Die „London Daily Paper“ brachte im Juli 1893 folgende Notiz: Eine Engländerin in Frankreich in's Gefängniß gesetzt. Das Gericht in Havre verurtheilte am Dienstag die Frau eines englischen Ingenieurs und Schwägerin eines Obersten der britischen Armee zu sechs Tagen Gefängniß. Sie war angeklagt wegen Trunkenheit und nächtlicher Ruhestörung, und beleidigte den Beamten, der sie festnahm und zur Wache brachte. — Dagegen die Engländer, die auf dem Kontinente als Mechaniker, als Ingenieure, als Agrartechniker oder selbst als Jockeys verwendet werden, bleiben ohne Unterschied nüchtern, denn sie nehmen mehr oder weniger Theil an dem frischen, gesunden sozialen Leben auf dem Kontinent. Für die Richtigkeit dieser Thatsache können wir nach jahrelanger persönlicher Beobachtung einstehen.

In den Städten von Nord-Amerika und Australien trinkt derselbe Engländer so unmäßig als irgend einer der eingeborenen Kolonisten, denn sein Stand hat dort kein würdiges soziales Leben. In Neuzeeland dagegen, wo es wenig große Städte giebt, wo die Industrie noch in den Kinderschuhen steckt, wo der Landbau noch allgemein ist, und wo das soziale- und Familienleben der englisch sprechenden Bevölkerung im Ganzen auf einem besseren

Standpunkt steht als anderswo, ist Trunksucht verhältnißmäßig selten. Neuseeland gilt auch allgemein als das Muster einer britischen Kolonie.

Nun mag man billigerweise fragen: Was ist denn dieses gesellschaftliche Leben, dessen Nichtvorhandensein wir für unser Volk als die Hauptursache so vielen Elends hinstellen.

Es umfaßt Alles, was wir seit Jahren Stufe für Stufe verloren haben an humanen, geistigen, häuslichen und geselligen Einflüssen, die unter dem englischen Volke sich geltend gemacht haben und die noch mehr oder weniger in jedem zivilisirten Lande zu finden sind, ausgenommen da, wo die englische Zunge klingt: Mannigfaltigkeit des Daseins, Gefühlsleben, geselliger Sinn und vor Allem strenge häusliche Erziehung, jenen Schimmer von Selbstachtung, die ihren Ursprung im Elternhause hat und die ihren Besitzer das Leben hindurch aufrecht erhält. Erzbischof MacLagan sagte in einer Rede in York im April 1893, „bei einer Visitation seiner Diözese wäre er sehr erstaunt gewesen über den gänzlichen Mangel irgend einer geistigen Regung in vielen Ortschaften. Er meinte die Kirchspiele mit ungeheuer großer Bevölkerung und ganz ungenügenden kirchlichen Zuständen. Zweifellos herrschte ein noch größerer Mangel an Predigern, die dringend hätten vermehrt werden müssen.“ Und York ist durchaus kein Industriezentrum. Das enorme Wachstum der Heilsarmee in England und den Kolonien mit ihren Musikkorps, ihren Uniformen, ihren Versammlungen und ihr Mißerfolg überall woanders zeigt deutlich, daß sie bei uns einen Mangel ausfüllt, der in andern Ländern mit glücklichen sozialen Zuständen nicht existirt. Denn die Heilsarmee ist vor allen Dingen eine soziale Bewegung. Dieser soziale Einfluß besteht in Frankreich in der Ehrung der Eltern, der häuslichen Tugenden der Frau, dort bei Weitem das stärkere Geschlecht, — in der Achtung vor jedem noch so bescheidenen Beruf, wie sie so schön in der alljährlichen französischen Sitte, die „Kosière“ zu krönen, und in vielen anderen ausgedrückt wird. In Deutschland ist es der Einfluß der Bühne*), von Musik und Gesang, der häuslichen Erziehung der Frau, der einfachen geselligen Gewohnheiten, wie sie selbst von den Geringsten seit Jahrhunderten gepflegt werden. In Berlin allein werden alljährlich 400 000 Christbäume verkauft, das

*) Als in Italien vor mehreren Jahren einigen Theatern die staatliche Unterstützung entzogen wurde und sie gezwungen waren zu schließen, war eine deutliche Zunahme von Rowdythum und Verbrechen bemerkbar.

bedeutet wenigstens an dem einen Tage im Jahre ebenso viele glückliche Familienabende. Vor Allem aber ist es die Disziplin der großen, segensreichen Einrichtung der deutschen Armee. Ein Mensch, der die geistigen und körperlichen Vortheile der militärischen Erziehung in Deutschland genossen, wird nicht leicht dem Alkoholismus zum Opfer fallen. Ist er zu schwach, mag er vielleicht Selbstmord begehen, aber er wird nicht nach und nach in den Schlamm der Trunksucht versinken. Hat er nur etwas Mark in den Knochen, wird ihn der Dienst völlig widerstandsfähig machen.

Norwegen ist das Land in Europa, das am meisten die patriarchalischen Gewohnheiten der vergangenen Zeiten bewahrt hat. Die Adelstitel sind zwar abgeschafft, aber das Familienleben ist unverändert geblieben. Jedermann ist zur Arbeit gezwungen und er arbeitet. Die Töchter der wohlhabenden Bauern, der Aristokratie des Landes nehmen während der Hauptsaison Stellen als Dienstmädchen an und finden darin nichts Erniedrigendes. Die allgemeine Erziehung steht auf einer hohen Stufe und ein echter religiöser Geist weht durch das Land. Die malerischen Sitten der Bauern, wie ihre Hochzeitsgebräuche u. s. w. muß man gesehen haben, um sie schätzen zu können.

Dies sind einige Beispiele von dem, was wir unter geselligem Volksleben verstehen. Und dieser in der eigentlichen Bedeutung des Wortes soziale Sinn, wo ist er geblieben unter dem Volke eines so reich begüterten Landes? Wo in der ganzen weiten Welt wäre wohl noch einmal ein solcher Grad von Einsamkeit zu finden als unter fünf Millionen Mitmenschen allein und verlassen zu sein? Wer hat von der sozialen Hölle des Volkes gesprochen? Wie soll man dies innerhalb der engen Grenzen einer Zeitschrift schildern? Daß der Mensch ein Herdenthier ist; daß nur der Starke allein sein kann; daß Einsamkeit vielleicht einen Thomas Carlyle hervorbringen, Tausende aber rettungslos zum Trinken verleiten wird. Und kommen wir jetzt zur Erkenntniß — zwar noch beschämt, noch bange, sie zu gestehen. Unsere Zeitungen, unsere Zeitschriften, unsere populären Schriftsteller kommen immer wieder zurück auf den Mangel eines gesunden geselligen Lebens im englischen Volke, auf den Mangel an häuslicher Erziehung unter den Frauen. Das Industrierwesen hat uns von den grünenden Heckenwegen Englands vertrieben, die jetzt verödet daliegen, und uns eingepfercht in diese Labyrinth von Backstein und Mörtel, deren Anblick das Herz desjenigen zusammenpreßt, dem noch Sinn

für Schönheit geblieben ist. Wenn jemals ein Volk des Schutzes und der Pflege bedurfte, so war es England, als es aus einem Ackerbau Land zu einer Industriewerkstätte gemacht wurde; und da war es, als das geringe Maß menschlicher Theilnahme, deren die Massen sich erfreuten, noch verloren ging. In den Ländern, wo das Industriefeld noch sporadisch ist, werden Fabriken hier und da zwischen grüne Felder oder in die Nähe der Wälder gebaut, und nicht wie bei uns, schwärzt dort der Dualm der Schloten die Gegend auf Meilen in der Runde bis zur Unkenntlichkeit. Bis jetzt galt hauptsächlich der Grundsatz: „Kaufe auf dem billigsten, verkaufe auf dem theuersten Markt.“ Dieser hat wohl den Reichtum der Welt in unsere Speicher getragen; aber wir haben manches unschätzbare Besitzthum des „Merrie England“ bei dem Prozeß verloren, und wäre es auch nur das glückliche gesellige Leben, das für unsere Nation als charakteristisch galt. Denn es kann keinen größeren Irrthum geben, als die allgemeine Behauptung, daß das englische Volk von Natur gleichgültig sei gegen Farbe, Gemüth, geselligen Sinn oder Familienleben, wenn es auch Millionen gezwungenermaßen nach und nach geworden sind. Und selbst heute noch giebt es nirgends fröhlichere Umgangsformen als unter gesunden englischen Verhältnissen. Es giebt in der Welt keine Höflichkeit, die in einem solchen Grade angeregt wird, wenn man ihre Heimath berührt als eine englische, auch unter den untersten Klassen, von denen Tausende vielleicht niemals eine glückliche Heimath gekannt haben. Denn der unverdorrene Angelsachse ist harmloser von Natur, einfacher, selbstloser, weniger lasterhaft als z. B. der Kelto-Romane. Es giebt keine schöneren Beispiele von Mannszucht und treuer Pflichterfüllung, als man unter den englischen Feuerwehrmännern, Eisenbahnbeamten, Polizisten und Krankenpflegerinnen findet, alle diejenigen, in denen die echten Triebe unserer Rasse gepflegt und zur Reife gebracht worden sind. Auch ist unter diesen wohlgeschulften Berufsständen Trunksucht verhältnißmäßig sehr selten. Es ist der allgemeine Mangel an strenger Zucht, der uns geschädigt hat, uns entnervt und uns zu einer leichten Beute für den Alkohol und für eine andere schlimme Volkskrankheit, das Wetten gemacht hat.

Uebrigens ist es nicht allein das Volk, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Unser Handelswesen mit seinem Geist der Spekulation und der Schlaueit, das größere Umsichgreifen von Bestechung der Käufer in den großen Geschäften, die Sitte des

Bewirthens bei jedem Kauf und Verkauf, eine Gewohnheit, die uns von den Vereinigten Staaten überkommen ist und früher in England unbekannt war, alles dieses bringt eine gewisse Lockerung der Sitten hervor und vermehrt indirekt die Verderbniß des Trinkens.

Ein besonderer Zug unseres nationalen Lebens, obschon es einen nur kleinen Theil unserer Millionen betrifft, ist vielleicht eine der heimtückischsten Quellen zur Trunksucht: das häufige Abbrechen des Familienlebens, hervorgerufen durch den Dienst in Indien und den Kolonien, der jährliche Zug von Tausenden beider Geschlechter nach dem Osten, wo dann Kinder geboren werden, die später ohne ihre Mutter nach Hause geschickt werden müssen. Und diese Mütter, diese englischen Ladies, die, nachdem sie ein Wanderleben in den verschiedenen militärischen Stationen geführt haben, und auf kameradschaftlichem Fuße gelebt mit hundert mäßigen Männern zugleich, wieder in die engen Grenzen einer englischen Haushaltung zurückgeführt, sind nur allzuoft aller Fähigkeit beraubt, sich wieder in die kleinen Forderungen des häuslichen Daseins zu finden, mit seinen Pflichten und seiner stillen Glückseligkeit, und bringen mit einer untergrabenen Gesundheit auch die unersättliche Begier nach anregenden Mitteln aller Art mit. Glücklich in der That sind die zu preisen, die aus solchen unnatürlichen Lebensverhältnissen unbeschadet an Herz und Gemüth hervorgehen; aber kann man wohl leugnen, daß ein großer Theil der unheilbaren Trunkenbolde beider Geschlechter unter den obenerwähnten Elementen zu finden sei? Und was das Schlimmste dabei ist, jeder einzelne solche Fall führt zugleich zum Ruin des häuslichen Glückes einer ganzen Familie.

Wir hören fortwährend über das Glück des typisch englischen „home's“ sprechen, obgleich kürzlich erst die Frau eines hervorragenden Hygienikers sich dahin verstieg, öffentlich zu behaupten, daß nirgends anders als in England soviel häusliches Glend zu finden sei. Vielleicht ist es nur natürlich, daß wir an einer Illusion festhalten, welche unserer Eitelkeit schmeichelt. Aber nach alledem ist es doch die Eintönigkeit des englischen Familienlebens, besonders in den gebildeteren Klassen, die zur Trunksucht unter den englischen Frauen führt und die stärkste Anklage gegen unser Familienleben bildet. Dies ist indirekt bewiesen durch den Abscheu, den die englische Frau der Mittelklassen bei der bloßen Idee fühlt, keine Familienbeziehungen, keine Freunde zu haben — was ihr häufig

gerade fehlt. Daher dies unsinnige Verlangen, durchaus ihren Empfangsabend haben zu müssen, der dann in den Zeitungen erwähnt wird, Alles, bloß nicht den Verdacht zu erwecken allein zu sein. Sie wissen in ihrem innersten Herzen, daß dies der Fluch ihrer Existenz ist, dies Alleinsein mit seiner Leere, seiner Trägheit.

Wir leben in den Wehen einer mächtigen Agitation für die Befreiung des Weibes, aber wie soll sie benutzt werden, wenn sie erreicht ist? Wird die ideale neue Frau, einst im Besitze politischer Macht, aufhören, nur an die gesellschaftlich Verbannten der unteren Schichten zu denken oder wird sie auch ihren Blick auf die höheren Klassen richten, die ihr Leben unter kaum weniger erniedrigenden Bedingungen zubringen? Wird sie aufstehen und der Frau des reichen Kaufmannes, des Fabrikanten, des Advokaten, des Doktors, des Mannes, der für sein Vergnügen lebt, sagen: „Ihr führt ein träges Dasein, Ihr seid aufgewachsen und verdorben im Luxus, im Gegensatz zu Euren Großmüttern, ohne irgend einen Begriff von Pflichten, weder häuslichen, noch sozialen, noch kirchlichen. Ihr seid Parvenus im Innern, wenn Ihr auch mit dem halben Adel verwandt seid. Ihr habt ein Heer von Bedienten, aber Ihr wißt sie nicht zu behandeln. Die Leere Eures Gemüthes, Euer Streben nach vornehmen Verbindungen, denn weltlicher Sinn trocknet das Herz aus, erschüttert Euer Nervensystem, Euer Modedoktor verordnet Euch Reizmittel (obschon nicht mehr in solcher Masse wie vor einigen Generationen), Eure Perioden von Trüblichkeit, geistigen Druckes wiederholen sich; und das Ende ist, Ihr werdet ein regelmäßer Kunde des nächsten Ladens, in dem Alkohol verkauft wird, und vermehrt so täglich die Beispiele der heimlichen Trinkerinnen der englischen Mittelklasse.“

Im Hinblick auf die Gegenwart ist es kein Wunder, wenn ein nervöses Verlangen nach Besserung, nach Aenderung vorhanden ist, aber wie ändern? Und wieder ist es kein Wunder, daß eine wohl-begründete Angst besteht, wohin wir treiben — zur Heilsarmee, zum Romanismus oder zu einem anderen Sophismus? Irgendwohin, nur heraus aus diesem Gehenna! Der Zustand unserer großen Industrie-Städte zeigt klar genug, daß wenn auch ein gewisses *laissez-faire* im materiellen Sinne erfolgreich gewesen ist, im ethischen zum Bankerott geführt hat. Ja, wenn man die Schwachen ein für allemal herauswerfen könnte und sie auf den Armenkirchhof schaffen, dann könnte Alles gut sein, aber wie schon gesagt, sie kommen immer wieder, ja sie vermehren sich.

Ebenso wenig wird die Schulpflicht, wenigstens in der Art, wie wir sie eingeführt haben, uns viel helfen. Hören wir, was Dr. Moorhouse, Bischof von Manchester zu sagen weiß:*) „Schulpflicht ist allgemein. Man erwartete, sie würde das Verbrechertum vermindern. Jedoch ist sie dagegen machtlos gewesen. Die Verbrechen haben sich unverhältnißmäßig mit der Bevölkerung vermehrt. Und wir müssen die traurige und wichtige Thatsache feststellen, daß die ernstesten Verbrechen von den bestunterrichteten Missethättern begangen sind.“

Wenn die Erziehung die Zahl der Verbrechen nicht herabgesetzt hat, wird sie ebenso wenig die Wettlust und die Trunksucht vermindern. Birmingham gilt als die gebildetste Stadt Englands: möge der Wißbegierige den dortigen Stand des Wettens und Trinkens zu erkunden suchen. Ueber den Teetotalismus haben wir uns schon ausgesprochen, und die Local Option (Entscheidung der Gemeinden) hat Gladstone selbst für wenig besser als Betrug erklärt. Und wenn er es nicht gethan hätte, würden nicht die Resultate des Maine-Alkohol-Gesetzes eine Antwort darauf geben? Nebenbei gesagt, ist ein Land niemals durch Beschluß des Parlaments tugendhaft geworden. Dies mag sich mit außergewöhnlichen Erscheinungen befassen, aber es wird nicht die eigentliche Wunde berühren, wenn die Seele krank ist. Ebenso wenn auch an dem Ueberhandnehmen der Wetsucht die enorme Verbreitung der billigen Sportzeitungen schuld sein mag, so würde man vergebens hoffen, alles Wetten auszurotten zu können, wenn man diese gewaltsam unterdrückte — der Hang zum Wettspiel würde fortleben und auf irgend eine andere Weise seine Befriedigung suchen.

Nein, nichts Anderes als ein merkbares Heben der geistigen, moralischen und physischen Kräfte des Volkes kann die Trunksucht in England herabmindern. Soll dies schnell geschehen, kann es nur durch ein furchtbares nationales Unglück hervorgerufen werden. Etwas so schreckliches, daß es wie eine Welle mit unwiderstehlicher Gewalt den Idealismus, der in den Besten der Nation schlummert, herauschleudert — und dann nur, wenn dieser Idealismus lange genug fortglüht, zwingend genug ist, um ein höheres Streben im Volke aufkommen zu lassen. Ein Unglück, ähnlich wie die Vernichtung Preußens durch Napoleon, das das Gesetz der allgemeinen

*) „More memories. being Thoughts about England spoken in America.“
Von dem Very Reverend S. Reynolds Hole, Dean of Rochester (Edward Arnold).

Dienstpflicht und den Freiheitskrieg von 1813 hervorgebracht hat und in seiner letzten Konsequenz zu der Wiedergeburt eines physisch, moralisch und wirthschaftlich tüchtigen Deutschlands führte. Da wir jedoch daran nicht zu denken vermögen, so bleibt nur eine stufenweise Umwandlung — ein allmähliches Vormwärtschreiten auf ein höheres Niveau. „Toujours de la patience,“ muß im Gegensatz zu der fieberhaften Hast unserer Zeit unsere Losung sein; denn die Zeit allein kann helfen. Wenn wir diesen Grundsatz festhalten, wird Alles, was uns jetzt unmöglich vorkommt, verhältnißmäßig leicht zu erreichen sein, die Lehre der Geschichte bestärkt uns darin. Der dreißigjährige Krieg tödtete fast alle Lebensfähigkeit im deutschen Volke und verwischte jegliches Nationalgefühl. Fast 250 Jahre waren nöthig, um das in dreißig Jahren Verlorene wieder einzubringen. Warum sollte England weniger Zeit brauchen, das wieder zu erlangen, was ihm mehrere Jahrhunderte geraubt haben?

Fangen wir damit an, was Herr Gladstone sagt (Brief an den Bischof von Chester, Oktober 1894) „Seit vielen Jahren bin ich der festen Ueberzeugung, daß das Prinzip, geistige Getränke im Staatsbetriebe zu verkaufen, das einzige Mittel ist, dem gegenwärtigen elenden und fast verächtlichen Zustand zu entfliehen, der eine Schande für unser Land ist.“

Angenommen. Warum sollten wir nicht jetzt eine Einrichtung treffen, die allerdings erst nach fünfzig Jahren ihre volle Wirkung auszuüben im Stande ist? Unter den heute Lebenden wird nach fünfzig Jahren Keiner einen Antheil an einem „tied-house“ oder an einer Pfandleihanstalt haben. (Die Zinsen, die in englischen Pfandleihanstalten für kleine Summen in kurzen Abständen gefordert werden, steigen bis 300 %, während sie im Auslande, wo sie in den Händen der städtischen Verwaltung liegen, sich auf 5 bis höchstens 12 % belaufen).

Aber selbst wenn dies Mittel wirklich angewendet werden sollte, so würde es allein wenig mehr bedeuten, als wenn es Einem gelänge, dem Fuchs die Schwanzhaare abzusenken, anstatt ihn zu packen. Die allmähliche Ausrottung unserer garstigen Schänken würde nicht die heimliche Trunksucht unserer Frauen berühren, um gleich das schlimmste Symptom unserer Krankheit zu erwähnen. Der Kaufmannsladen würde in irgend einer Form unsere Frauenwelt in Stand setzen, Alkohol nach Hause zu tragen, wenn man es überhaupt ein Zuhause nennen kann, in das die Hausfrau

Branntwein einschmuggelt. Diese und ähnliche Symptome brauchen ein noch radikaleres Heilmittel als eine Verbesserung des Getränkehandels. Sie brauchen einen allmählichen aber vollständigen Umschwung in unserem sozialen Leben, der von oben kommen muß; da das englische Volk in gesellschaftlicher Beziehung sklavisch nachahmt, würden so die Massen unseres Volkes auf den einzigen Weg geführt werden, der sie retten könnte, ihnen das zurückgeben, was das norwegische Volk noch besitzt — ein soziales Leben, das auf Achtung und Ehrung der eigenen Persönlichkeit aufgebaut ist. Wenn das möglich wäre, dann könnte England vielleicht trotz seiner Industrie noch einmal wieder das „Merrie England“ heißen. Eine solche geistige und sittliche Entwicklung könnte nicht verfehlen, selbst bei dem Zwange der Industrie, auch den physischen Stand der Rasse zu heben — der neuerdings in so trauriger Weise zurückgeht, — und den Tag wiedererstehen zu lassen, als der keltische Bogenschütze den genuesischen Armbruster auf der Ebene von Creffy niederstreckte. Eine gesunde, einfache Lebensweise kann dies allein fertig bringen. Und wie kann sie dies? Durch konzentrierte moralische Anstrengung von ein oder zwei Jahrhunderten. — Unmöglich! — Warum unmöglich?

Hat nicht selbst ein so exakter Denker wie Herbert Spencer seine Meinung dahin abgegeben, daß es thöricht sein würde zu glauben, die Kunst Geld zu machen könnte auf ewig das einzige Streben der Menschheit bleiben. Und wieder Carlyle, der wie kein Anderer das Wesen unserer Krankheit erkannte — selbst er, der immer unzufriedene Pessimist der Gegenwart, was sagt er? —

„Es ist meine Ueberzeugung, daß die Hölle England aufhören wird, sobald man davon absieht, nur Geld zu machen; daß wir eine edlere Hölle und einen edleren Himmel haben werden! Ich sehe Licht schimmern in dem irdischen Chaos, sehe es heller und heller glänzen und erkenne in der Ferne vielfältige Wahrzeichen, von wo aus das Licht kommen wird.“

Aus Turan und Armenien.

Studien zur russischen Weltpolitik.

Von

Paul Rohrbach.

VI.

Wie viele Armenier giebt es? Kann das armenische Volk noch eine Zukunft haben? Diese Fragen sind seit meiner Rückkehr nach Deutschland oft an mich herangetreten. Die erste ist mit annähernder Sicherheit überhaupt nicht zu beantworten und die andere ist ebenso verschiedenartig zu beantworten, wie sie aufgefaßt werden kann. Für die russischen Armenier kann man allerdings ohne großen Fehler die Zahl von rund einer Million annehmen und für Persien bleibt sie wohl unter hunderttausend, aber für das türkische Gebiet kann eigentlich gar keine Angabe gemacht werden. Das einzige sichere Mittel wäre eine wirkliche Zählung, und diese ist natürlich nicht zu erreichen. Innerhalb der russischen Grenzen lebt etwa die Hälfte in einigermaßen kompakter Masse, nämlich zusammenhängend mit den türkischen Armeniern, auf altarmenischem Boden; die andere Hälfte ist theils im Kaukasus und im europäischen Rußland als eine wirkliche Diaspora zerstreut — auch Tiflis gehört hierher, trotz seiner mehr als 60000 armenischen Bewohner, — theils existiren größere in sich geschlossene armenische Enklaven in dem sonst überwiegend tatarischen, östlichen Theil von Transkaukasien, so um Schuscha, Jelisawetopol, Schemacha. Auch im eigentlichen Altarmenien haben sich aber an vielen Stellen nicht-armenische Bevölkerungselemente eingedrängt, auf russischem Gebiet namentlich Tataren und Kurden, die indeß unter dem Doppel-

adler ziemlich harmlos sind und sich höchstens zu Viehraub aufschwingen.

In der Türkei steht es um die Frage der armenischen Bevölkerung eigenthümlich. Als bald nach dem Berliner Kongreß, als dem Türken aufgegeben worden war, für Reformen in seinen armenischen Provinzen zu sorgen, nahm er eine sehr durchsichtige Manipulation vor, die aber bei der Unkenntniß Westeuropas in diesen Dingen und bei ihrer scheinbaren Unverfänglichkeit ganz den gewünschten Effect hatte: es erfolgte nämlich eine neue Eintheilung der von Armeniern bewohnten Gebiete. Nachdem das geschehen war, erwies es sich merkwürdiger Weise, daß in keinem Vilajet eine armenische Mehrheit der Bevölkerung vorhanden war, woraus dann „mit Bedauern“ von Seiten der türkischen Staatsmänner die Folgerung gezogen wurde, daß man um der armenischen „Minoritäten“ willen den damit garnicht einverstandenem nicht armenischen „Majoritäten“ doch nicht irgendwelche Autonomien, Reformen zc. mit „aufstrotzen“ könne. Damit war die Sache erledigt und es wurde nunmehr mit Eifer und Erfolg dafür gesorgt, daß in der europäischen Presse, sobald die Rede auf die Armenier kam, es hieß: allen Reformabsichten steht die außerordentliche Schwierigkeit entgegen, daß es nirgends eine geschlossene armenische Bevölkerung giebt. Punktum; der Türke sagt es so, der Türke ist ein ehrenwerther Mann — ohne Zweifel viel ehrenwerther als der Armenier — die Armenier sind also selber Schuld, daß ihnen nicht zu helfen ist, warum wohnen sie nicht geschlossen! Eins ist allerdings zuzugeben: es läßt sich keine in sich zurücklaufende Grenzlinie ziehen, die alle Armenier auf türkischem Boden so in sich schloße, daß sämmtliches von dieser Linie umschlossene Land als überwiegend armenisches Gebiet bezeichnet werden könnte. Abgesehen von der türkisch-armenischen Diaspora giebt es recht ausgedehnte Gebiete, in denen die Armenier zwar einen erheblichen Bruchtheil der Bevölkerung bilden, aber doch noch stark unter der Hälfte der Gesammtzahl bleiben, und die cilicischen Armenier z. B. sind durch ziemlich weite Strecken, in denen fast nur Nichtarmenier wohnen, von der Hauptmasse des Volkes geschieden. Andererseits kann es aber keinem Zweifel unterliegen, daß aus den verschiedenen kleinasiatischen Vilajets ein beträchtliches Gebiet ausgeschieden werden kann, das in sich zusammenhängend und theils armenisch, theils von einer starken armenischen Majorität bewohnt ist. Wenn man sich die Sprachen- und Nationalitätenkarte des polnisch-

deutschen Grenzgebietes ansieht, wird man sich einen Begriff von der Begrenzung — oder wenn man will Nichtbegrenzung — der armenischen Insel machen können. So wie es aber dort unfraglich rein polnische und rein deutsche Gebiete hüben und drüben von der breiten gemischten Zone giebt, in der die Nationalitäten unentwirrt durcheinandergemengt sind — man denke an Oberschlesien, Posen, Westpreußen, die Kassuben, — so giebt es auch hier armenisches Kernland, gemischte Gegenden und ausgesprochen nicht-armenisches Gebiet. Ich brauche wohl kaum darauf hinzuweisen, daß es keine große Kunst wäre, auch die preußischen Regierungsbezirke vermittelst einiger administrativer Geometrie so zu arrangiren, daß man getrost sagen kann: es giebt kein Vilajet, in dem eine polnische Majorität existirte. Weiter soll der Vergleich natürlich nicht gehen.

Nun muß aber noch ein Weiteres berücksichtigt werden, wenn es sich um die Zahl der Armenier in der Türkei handelt. Es giebt dort keine Volkszählungen, sondern die Bevölkerung wird — der Steuerumlage wegen — nach Dörfern und innerhalb der Dörfer nach Haushaltungen abgeschätzt. Wenn nun ein Reisender die Auskunft erhält: in diesem Distrikt giebt es 50 armenische und 70 nichtarmenische Dörfer, so giebt das ein ganz falsches Bild, wenn man nicht weiß, daß die christlich-armenischen Dörfer sehr viel größer sind, als die muhamedanischen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Familien und Sippen ist bei den Armeniern so groß, daß sie so lange wie möglich in ein und derselben Dorfgemeinde bleiben, während bei Muhammedanern aus leicht erklärlichen Gründen — es fehlt ja alles eigentliche Familienleben und daher auch der Familiensinn — das Gegentheil der Fall ist. Ueberdies aber hat nicht nur die armenische Dorfschaft, sondern auch der einzelne armenische Haushalt die Tendenz, seinen Rahmen so weit wie möglich zu spannen, zwei, drei und mehr Generationen um ein patriarchalisches Oberhaupt zusammenzuhalten, und auch hier gilt von den Muhammedanern das Entgegengesetzte: die rasche Trennung. Es ist nach diesem leicht ersichtlich, welcher Art die Korrekturen sind, die an den gewöhnlich produzierten Berechnungen über die Volkszahl der Armenier in der Türkei vorzunehmen sind. Ich für meinen Theil wage kaum eine Ziffer zu nennen. Man wird schwerlich unter eine Million für die annähernd kompakte Masse im eigentlichen Altarmenien herabgehen dürfen und reichlich eben so viele leben theils als Minoritäten in den angrenzenden Landschaften,

theils in Konstantinopel und zerstreut in den westlichen Provinzen des türkischen Reiches. Zusammenhängend sitzen also mindestens anderthalb Millionen im alten Stammlande der Nation, ein Drittel davon in Rußland, zwei Drittel in der Türkei; in zahlreichen Enklaven um dies Gebiet herum und in der Zerstreung wohnt in beiden Staaten wohl dieselbe Zahl. Drei Millionen für das ganze Volk dürfte auf keinen Fall zu hoch gegriffen, sondern eher eine Minimalzahl sein. Für den Orient ist das sehr viel, wenn man bedenkt, daß ganz Kleinasien, das so groß ist wie Deutschland, kaum ein Fünftel von dessen Bevölkerungsziffer aufweist, das ebenso große Kaukasusgebiet noch nicht ein Viertel. In allen diesen Ländern kann unter geordneter Verwaltung und nach Herstellung der nothwendigsten Kulturbauten und Anlagen noch eine Vervielfachung der Einwohnerzahl stattfinden, an der die Armenier wohl am ehesten partizipiren dürften. Der Kaukasus ist erst ein Menschenalter unter russischer Herrschaft und die Bevölkerung hat sich fast verdoppelt. Ich will noch zur Vervollständigung hinzufügen, daß um 1830, nach dem Abkommen zwischen den drei theilnehmenden Staaten, das Verhältniß der Abgeordneten, die den Katholikos der armenischen Kirche zu wählen haben, für Rußland und Persien zusammen auf der einen, für die Türkei auf der anderen Seite, wie 3 : 8 festgesetzt wurde. Das heißt also, daß man damals annahm, in der Türkei lebten fast dreimal so viel Armenier, als in Rußland und Persien. Selbst wenn man die türkischen Mezeleien und die ohne Zweifel auf russischem Gebiet stärkere natürliche Volksvermehrung in Rechnung stellt, wird man somit finden, daß unter die oben genannte Gesamtziffer nicht gut herabgegangen werden kann.

Welches ist nun wohl die Zukunft dieser Nation? Die Gestaltung ihres Schicksals steht in erster Linie bei Rußland — aber die Politik der St. Petersburger Regierung gegenüber den Armeniern ist von einer ganzen Reihe weit ausgreifender und schwieriger Faktoren bedingt, die zum Theil direkt gegeneinander streiten. Ich will zunächst eine kurze Skizze derjenigen Bestrebungen geben, die man als die politischen Ideale der Armenier bezeichnen kann, d. h. desjenigen Theiles der Nation, der überhaupt bereits die Fähigkeit politischen Denkens erlangt hat — also der führenden kirchlichen Kreise, der Intelligenz und der besonnenen armenischen Presse auf russischem, wie auf türkischem Gebiet. Natürlich sind sowohl in Rußland als auch besonders in

der Türkei der öffentlichen Behandlung nationalpolitischer, armenischer Probleme und Fragen sehr enge Schranken gezogen. Nun kann man sagen, daß alles Denken und Trachten sich um den einen Mittelpunkt bewegt: Die Erhaltung der Nation, verbunden mit der Hebung ihres äußeren und inneren Zustandes. Was zu diesem Zwecke ersehnt wird, ist Bewegungsfreiheit, deren Herstellung auf türkischem Boden noch erst die dauernde Sicherung von Leben, Ehre, Eigenthum und Religion in irgend einer Form vorhergehen müßte. Was man wünscht und wofür man sich mit Recht auf die Zusagen und Beschlüsse der europäischen Großmächte auf dem Berliner Kongreß beruft, ist eine nach ihrem Charakter noch näher zu bestimmende Autonomie der türkisch-armenischen Gebiete, eben die Reform, der die Türken sofort nach dem Kongreß durch die administrative Neueintheilung der oberen Euphrat- und Tigrislandschaften einen Riegel vorzuschieben so erfolgreich bemüht waren.

Die Errichtung eines selbständigen armenischen Staates hat natürlich noch kein vernünftiger Armenier geplant, aus dem einfachen Grunde, weil bisher ein Politiker einen solchen Gedanken unmöglich hat denken können. Was eine patriotische Phantasie sich gelegentlich in müßigen Stunden wohl ausmalen mag, kann hier füglich aus dem Spiele bleiben, wo es sich darum handelt, was ernsthaften Politikern als ein erreichbares Ziel vorzuschwebt. Dieses Ziel hat sich, was die Stellung der autonomen Provinz Armenien innerhalb des osmanischen Reichsverbandes betrifft, überall wo es ernsthaft erstrebt wurde, innerhalb recht bescheidener Grenzen gehalten. Was diejenigen Armenier, auf die es hier ankommt, d. h. die wirklich berufenen Führer des Volkes, wollen, das ist in der That nichts Anderes, als die Erhaltung und Hebung der Nation innerhalb ihrer alten Heimat, ja wenn es irgend möglich ist, das allmähliche Zurückströmen der Diaspora in das wiederum eine gesicherte physische und moralische Existenzmöglichkeit bietende Mutterland, im Schatten der armenischen Nationalkirche — mögen auch die Gebildeten zu dieser Letzteren vielfach keine innerlich religiöse Stellung mehr haben. Was neben diesem „Programm“, wenn man es so nennen darf, neben diesem Ideal der politisch Urtheilsfähigen, noch an Ausbrüchen eines utopistischen Radikalismus oder überspannter Leidenschaft vorgekommen ist, hat nichts mit dem zu thun, was die besonnenen Leute für ihr Land und Volk wünschen. Es giebt

auch unter den Armeniern verrückte Schwärmer, die, meistens in Frankreich oder an französischen sozialistischen Schriften „gebildet“, womöglich bis übermorgen aus Armenien eine kommunistische, atheistische Republik, als Muster für Europa und die umliegenden Erdtheile, machen möchten, und es giebt wahnsinnige Exaltados, denen die Türkei und ganz Europa gut genug wären, sie mit Dynamit in die Luft zu sprengen, weil jene Armenien nicht die gegebenen Zusagen gehalten haben -- aber nur gänzliche Unkenntniß der Verhältnisse oder zielbewußte Verdrehung der Thatsachen können solche Erscheinungen der ganzen Nation oder vollends gar denjenigen Elementen in ihr zuschieben, die da wissen, was sie zum wirklichen Besten des Armenierthums wünschen oder erstreben. Leider ist bei der unglaublichen Kindlichkeit auch der sogenannten Gebildeten unter uns in auswärtiger Politik die Hoffnung nicht besonders groß, daß wir es bald von selber lernen werden, den baaren Unsinn, sobald er nur in Gestalt eines Leitartikels über ausländische oder vollends gar über außerhalb des mittleren und westlichen Europa vorgehende Dinge auftritt, als das was er ist zu erkennen und zu bewerthen. Zu diesem Unsinn gehört auch die Vorstellung von dem „revolutionären“ Armenien, das die türkischen Mezeleien herausgefordert habe. In Armenien selbst fehlen zu einer Revolution überhaupt alle Vorbedingungen, in der Masse des Volks ebensosehr, wie unter den politischen Köpfen; was an Zusammenhang unter den gebildeten Armeniern in West-Europa und der Türkei besteht, geht nicht über das hinaus, was die alliance israélite universelle ihrem Wesen nach auch ist, ein Hilfsbund zur Hebung der Lage des Volkes, und die von interessirter Seite so maßlos ausgebeuteten Vorgänge armenischerseits in Konstantinopel werden als Ausgeburten der Tollheit überspannter Köpfe am schwersten von den Armeniern in der Heimath selbst empfunden. Cui bono sind denn jene Dinge wie Bombenwerfen &c. geschehen? Armenien gewiß nicht. Was endlich die oft genannten armenischen Geheimbünde betrifft, Hintschack, Droschack und wie diese Gebilde alle heißen mögen, so existiren sie allerdings, aber sie sind meist etwas Anderes, als was man sich darunter vorstellt. Zum Theil sind es Vereinigungen rein aufklärerischen Charakters mit vielfach höchst utopistischen, die Aufnahmefähigkeit und die Kulturstufe des Volkes ganz verständnißlos schätzenden Tendenzen, wie Frauenemanzipation, freie Liebe, Abstoßung der kirchlichen Autorität u. dergl., zum Theil stecken nicht mehr, als

einige Duzend Köpfe vom Kaliber des weiland Attentäters auf Napoleon III., Orfini, oder auch des unglücklichen Karl Sand dahinter. Fast Allen ist es gemeinsam, daß sie auf dem Boden westeuropäischer „Studien“, und zwar ausschließlich in Frankreich, England und der Schweiz, unter dem Einfluß des dort bestehenden extremen, politischen und sozialen Radikalismus und außerhalb aller Fühlung mit dem Kern der Nation, entstanden sind und von dort aus wirken. Es ist sogar nicht selten vorgekommen, daß irgend welche ganz schwindelhaften Subjekte den armenischen Hamals (Lastträgern) in Konstantinopel Geldbeiträge „zur Hebung der Volksbildung unter den Armeniern“ abgeschwätzt haben — zu diesem Zweck existirt nämlich auch eine „geheime“ Gesellschaft und hierfür ist von jedem Armenier, auch dem ärmsten am sichersten etwas zu bekommen — und dieses Geld ist dann einfach in den Taschen dieser famosen „politischen Agitatoren“ geblieben.

Zu allen armenischen Wünschen und Hoffnungen hat, was keines Beweises bedarf, Rußland das entscheidende Wort zu sprechen. Rußland hat zunächst einmal etwa ein Drittel aller Armenier zu Unterthanen und Rußland ist ferner der natürliche Erbe der Türkei zwischen Ararat und Taurus und wohl auch bis an die cilicische Küste, d. h. also fast sämtlichen von Armeniern in einiger Dichte bewohnten Landes. Es hat also ein doppeltes Problem zu lösen: wie es sich zu seinen eigenen Armeniern und wie es sich zu den Wünschen der türkischen Armenier stellen soll. Betrachten wir zunächst die letztere Frage.

Es hat eine Zeit gegeben, wo Rußland ohne Frage die Auf- richtung selbständiger, nationaler und christlicher Staatswesen auf bisher türkischem Gebiet durchaus nicht perhorresziert hat. Bulgarien ist dafür ein Beispiel, aber es ist auch ein Beispiel für die Absichten, von denen die russische Politik dabei geleitet wurde. Solch ein neuer Staat war für Rußland nur acceptabel als Vasall, über den es im Wesentlichen nach Belieben verfügen konnte, als ein Surrogat für die zur Zeit unmögliche Annexion des betreffenden Gebietes. Zweimal ist es Rußland geglückt, sich solch eine Position in bisherigen Theilen des türkischen Reiches zu schaffen, aber beide Male hat es sie wieder eingebüßt, in den Donaufürstenthümern und eben, wie gesagt, in Bulgarien. Die Herstellung dieser russischen Vasallenstaaten hatte keinen anderen Zweck als den, die Türkei, die auf einmal nicht über den Haufen zu rennen und als gute Beute einzustrecken war, allmählich zu erschüttern und stückweise, wenn

nicht direkt, so doch indirekt, und zwar soweit wie möglich zu Gunsten Rußlands, zum Zerbröckeln zu bringen. Voraussetzung für diese Politik und folglich für die Unterstützung christlich-nationaler Unabhängigkeitsbestrebungen auf türkischem Boden war, daß Rußland auf der Balkanhalbinsel und in Kleinasien die wesentlichen Ziele seiner auswärtigen Politik sah und vor Allem auf die baldmöglichste Verdrängung der türkischen Herrschaft in diesen Gebieten, natürlich zu seinen Gunsten, ausging. Diese Voraussetzung trifft nicht mehr zu; Rußland sieht sich jetzt vor eine andere, weit größere Aufgabe gestellt, und wenn es auch natürlich nicht darauf verzichtet hat, bei der orientalischen Liquidation die türkische Masse anzutreten, so ist es doch jetzt in der Lage, hier noch mit Ruhe auf die Entwicklung der Dinge warten zu können, ja es kann unter den gegenwärtigen Umständen für Rußland nichts Geboteneres geben, als der beste und aufrichtigste Freund der Türkei zu sein. Die Folgerungen für die Wünsche der Armenier (und ebenso der Kretenjer und Griechen) ergeben sich daraus von selbst.

Was ist es, das diesen Umschwung der russischen Politik zu Wege gebracht hat? Ich müßte, um diese Frage erschöpfend zu beantworten, eine Abhandlung über die innere Entwicklung Rußlands seit dem Krimkriege schreiben; daher mag es hier genügen, zur Erklärung der veränderten Politik Rußlands den einfachen Thatbestand kurz darzustellen. Rußland befindet sich seit einer Reihe von Jahren in einer großen agraren Krisis. Die Bevölkerung steigt und der relative Ertrag des Ackerbodens, sowohl in natura an Getreide als auch besonders an baarem Verkaufswert, sinkt schnell und ununterbrochen. Bei der herrschenden Kapitalsarmuth kann also das wirtschaftliche Gleichgewicht, die materielle Basis der staatlichen Machtstellung Rußlands, nur aufrechterhalten werden, wenn es gelingt, einen Ersatz für die Beherrschung eines großen Theils des europäischen Getreidemarkts zu finden. Hierzu ist der sicherste Weg die Schaffung einer Groß- und Exportindustrie, verbunden mit der Erschließung aufnahmefähiger, weiter Absatzgebiete. Solche Absatzgebiete können Rußland vorläufig nur dann als gesichert für seine Industrie gelten, wenn es sie auch politisch in seine Machtosphäre einbeziehen kann, sei es, daß es sie direkt mit seinen Zolllinien umschließt, wie kürzlich den Basallenstaat Buchara, sei es, daß besondere Verträge, hinter denen eine stets bereite militärische Ueberlegenheit steht, fremde Konkurrenz fern halten — denn allein auf ihre innere Leistungsfähigkeit gestellt,

vermag die russische Industrie noch lange nicht den Wettbewerb mit älteren Kulturstaaten aufzunehmen.

Ist dem so, so folgt daraus mit unmittelbarer Klarheit, worauf die auswärtige Politik Rußlands jetzt vor allen Dingen losgehen muß: Sie muß China und Persien ganz oder theilweise Rußland wirthschaftlich tributpflichtig machen. Der Grad von Konsequenz, den Rußland für die Erreichung dieses Zieles walten läßt, ist geradezu die Probe darauf, wie sicher es die Nothwendigkeit begriffen hat, diese neuen Wege zu wandeln. Die sicherste Gewähr aber für das Festhalten der russischen Politik an der einmal gewonnenen Erkenntniß liegt darin, daß sie von Anfang an aus der eigensten Initiative des Kaisers Nikolaus II. entsprungen ist, und daß eine Reihe von talentvollen und bedeutenden Staatsmännern, die vollkommen von der Ueberzeugung durchdrungen sind, Rußland auf diesem Wege einer glänzenden Zukunft entgegenzuführen, die Mitarbeiter des Herrschers an der begonnenen Aufgabe sind.

Nichts könnte im gegenwärtigen Augenblick Rußland unangenehmer, ja geradezu verhängnißvoller für seine Absichten sein, als eine kriegerische Aufrollung der orientalischen Frage. Die Erfüllung der russischen Ideen ist geradezu abhängig von einem guten Verhältniß zur Türkei; gelingt es irgend Jemandem, die Türkei zum Angriff auf Rußland zu reizen oder auf einem anderen Wege derartige kriegerische Verwicklungen im Südosten Europas zu erzeugen, daß Rußland ihnen nicht mehr fern bleiben kann, so ist der ganze Erfolg der asiatischen Politik Rußlands, so ist sein ganzes Bestreben, die inneren Machtmittel des Reiches neu zu konsolidiren — in Frage gestellt. Also muß Rußland jetzt vor allen Dingen Zeit gewinnen. In dieser Nothwendigkeit liegt der Schlüssel zu der ganzen gegenwärtigen Politik Rußlands — nicht minder aber auch die, je nach den Umständen sehr verschiedene, Antwort auf die Frage, welche nun an die anderen europäischen und sonstigen theilhabenden Großmächte herantritt: Was folgt für unser politisches Verhalten aus dieser gekennzeichneten Situation Rußlands?

Zweien Staaten ist vom Standpunkt ihrer natürlichen Interessen aus ihre Stellung ohne Weiteres vorgeschrieben: England und Deutschland. Die Dinge liegen, wie alle Welt weiß, für England so, daß es gegenwärtig alle seine Kräfte anspannen muß, um nicht verhängnißvolle Einbußen an seiner industriellen und merkantilen Weltstellung zu erleiden, auf der seine politische Existenz als Großmacht beruht. Gelingt es Rußland, ein wesentliches

Stück des asiatischen Marktes, das alle anderen, die in Betracht kommen, an Wichtigkeit weit übertrifft, für sich zu monopolisiren. England also auszuschließen, gelingt es Rußland, sagen wir, die Hälfte von Iran und China zu seinen politischen und wirthschaftlichen Dependenz zu machen, so würde das eine geradezu furchtbare Erschütterung der englischen Weltmacht nach sich ziehen — hinge doch alsdann auch der Besitz von Indien an der Gnade Rußlands. Damit ist die englische Politik gegen Rußland gegeben: Sie kann in nichts Anderem bestehen, als Rußland — wenn man es nicht gleich auf den letzten Entscheidungskampf mit ihm ankommen lassen will, und das wäre für England ohne kontinentale Bundesgenossen der baare Wahnsinn — jede nur denkbare Verlegenheit zu bereiten, die es von der Verfolgung seiner asiatischen Pläne abhalten kann. Kein Gebiet scheint dazu geeigneter als die Orientfrage, und so sind die bekannten verzweifeltsten Bemühungen Englands, hier um jeden Preis einen großen Brand anzustiften, nichts Anderes, als der naturnothwendige Ausfluß des britischen Selbsterhaltungstriebes. So erklärt sich der merkwürdige Wechsel in den Rollen Englands und Rußlands gegenüber der Türkei vom Feind zum Beschützer und umgekehrt. Nichts würde England jetzt freudiger thun, als den Russen mit Konstantinopel ein Danaergeschenk machen, das sie, wenn die Dinge gut gehen, in einen europäischen Krieg verwickelt oder doch sicher daran hindert, ihre volle Kraft nach Osten zu werfen.

Und Deutschland? Nun, wie Jedermann einsehen wird, sieht die Sache so, daß Rußland die oben gekennzeichnete Politik seiner gegenwärtigen höchsten Lebensinteressen nur dann zuversichtlich verfolgen kann, wenn es in der Lage ist, unserer freundschaftlichen Haltung sicher zu sein. Hiernach ist eigentlich jedes weitere Wort überflüssig, denn kann es wohl für uns eine gebotenerere Politik geben, als eine solche, die Rußland, unseren mächtigsten Nachbarn, der über Frankreich mit disponirt, uns dauernd verpflichtet, und die zugleich England mit vollkommener Sicherheit schließlich zu jeder, auch der stärksten Nachgiebigkeit gegen unsere Wünsche, Bedürfnisse und Interessen bringen muß? Der Gang der Ereignisse, insbesondere die Vorgänge des letzten Jahres in Konstantinopel, haben gezeigt, daß wir uns in der That Rußland gegenüber auf dem richtigen Wege befinden: festes Zusammenstehen, sichere Rückenbedeckung für Rußland gegen alle Versuche Englands und seiner möglicherweise vorhandenen oder zukünftigen Affiliirten, Rußland

zu einer großen militärischen Aktion von ungewissem Ausgang und langwieriger Dauer in Europa zu zwingen. Vielleicht muß ich auch darauf noch hinweisen, daß unsere Politik gegenüber Rußland natürlich kein Liebesverhältniß zum Ausdruck bringen, sondern genau so gut, wie Rußland etwas für sich erstrebt, auch unserem nationalen, wirthschaftlichen, politischen Bedürfniß nach mehr Ellenbogenraum zur Durchsetzung verhelfen soll.

Diese Digression war nöthig, um von hier aus zur Klarheit über den gegenwärtigen Stand der armenischen Frage zu gelangen. Darnach liegt es auf der Hand, daß Rußland sich zur Zeit gegen die den Türken so höchst unangenehmen Autonomiebestrebungen der Armenier nicht anders, als vollständig kalt zeigen kann, wenn es nicht seine ganze asiatische Politik, an der nach der Meinung der gegenwärtig maßgebenden Persönlichkeiten die Zukunft des Reiches hängt, gefährden will. Faßt die Türkei aus Anlaß eines russischen Eintretens für die Armenier Mißtrauen dagegen, daß es den Russen mit der Integrität des ottomanischen Reiches soweit wie nur irgend möglich vollkommener Ernst ist, so steigen die Chancen Englands, einmal mit seinen Brandstiftungsversuchen Erfolg zu haben, sehr beträchtlich. Nochmals wiederholt also: Intimität mit der Türkei ist eine Hauptbedingung für den Erfolg, den Rußland in Asien erstrebt — und diese Bedingung ginge zunichte, sobald Rußland den Armeniern Gehör schenkt. Im Hintergrunde mag allerdings auch der Gedanke stehen, daß man doch der schließliche Erbe der Türkei ist und ein autonomes Armenien unter Umständen schwerer zu verdauen sein würde, als ein Land, das bisher unmittelbare türkische Provinz gewesen. Indessen hierüber noch später mehr. Was Deutschland betrifft, so bleibt uns allerdings nichts übrig, als auch in der Armenierfrage die Konsequenzen des einmal gefaßten Entschlusses und des Faktums zu ziehen, daß wir um unserer nationalen Bedürfnisse willen mit Rußland gehen müssen. Daß unsere offiziöse und die derselben in auswärtigen Dingen urtheilslos nachbetende sonstige Presse zu den wirklichen armenischen Greueln in einer so abstoßenden, unwahren, widerrwärtig rohen Art und Weise Stellung genommen und daß unsere Regierung keinen Modus gefunden hat, bei aller prinzipiellen Entschlossenheit, den ärgsten Scheußlichkeiten im Namen der Religion und Menschlichkeit irgendwie entgegenzuwirken — ist allerdings traurig. Hierüber ist kein Wort weiter zu verlieren.

Die Frage nach der Zukunft der Armenier wäre also nach dem

bisher Ausgeführten auf den Boden gestellt, daß sie die türkischen Armenier betreffend erst dann in ein prinzipiell neues Stadium treten kann, wenn Rußland der Türkei gegenüber freie Hand hat. Was Rußland aber dann für eine Haltung gegenüber der armenischen Nation einnehmen wird, wenn diese einmal ganz oder zum größten Theil unter seinem Szepter vereinigt sein sollte, das ist allerdings ein sehr bedeutsames Problem. Man kann dasselbe bereits jetzt einigermaßen studiren, wenn man die Bedeutung der gegenwärtig russischen Armenier für das Reich erwägt. Rußlands Zukunft und Mission liegen in Asien — das ist ein politisches Axiom, von dem man sich jetzt auch in Rußland allgemeiner überzeugt hat, als es früher der Fall war. Niemand predigt das jetzt feuriger, als der hervorragendste Vertreter, den diese asiatische Politik nach außen hat, der Fürst Nchtomsky, der persönliche Vertrauensmann des Kaisers nach dieser Richtung hin — und in der That ist keine Politik für Rußland denkbar, die so sehr den Kräften und natürlichen Verhältnissen des Reiches entspräche. Zu einer starken Expansionspolitik aber — und Rußland hat das ja selbst gezeigt — gehört mehr, als die bloße militärische Fähigkeit, dazu gehört vor allen Dingen auch die Befähigung, die äußerlich angegliederten Zuwachsgebiete innerlich mit dem Körper des Reiches zu verbinden. Die Erfolge, die Rußland bei der Lösung dieses Problems in Turan gehabt hat, sind zwar sehr bedeutsam, aber die Aufgabe wird eine um so umfassendere, schwierigere, je mehr der asiatische Besitz Rußlands wächst und je verschiedenartigere Elemente in den Gesamtverband des Reiches treten. Mit Rücksicht hierauf würde Rußland einen schweren Fehler begehen, wenn es nicht rechtzeitig darauf aufmerksam würde, daß es über eine unvergleichliche Hilfskraft zur Herstellung der Klammern verfügt, um den noch in Aussicht stehenden peripherischen Zuwachs des Staates mit dem Kernsitz seiner Macht und Kraft fest zusammenzufügen. Ich meine die Armenier. Daß ein großer Theil von Vorderasien einmal Rußland zufallen wird, darf als sicher gelten: ob und wie rasch die äußere Befestigung von einer inneren Eroberung, wie in Turan, begleitet sein wird, das wird davon abhängen, wie Rußland sich bis dahin zu der armenischen Nation stellt. Hier liegt ein mächtiges Element innerpolitischer Angliederungskraft für Rußland verborgen und es kommt nur darauf an, ob die russische Politik das rechtzeitig einsieht und ihre Erkenntniß fruchtbar macht. Gerade die Alles durchsetzende armenische Diaspora, von Konstantinopel bis Bagdad,

vom Kaspiſchen Meer bis nach Cilicien, iſt fähig, nicht nur die Beſetzung dieſer Gebiete für Rußland ſehr zu erleichtern, ſondern ihm auch den erworbenen Beſitz ſofort und relativ mühelos zu ſichern, wenn Rußland im Stande und Willens iſt, eine hierzu geeignete armenische Politik einzuschlagen. Wenn die ruſſiſche Politik das erreicht, daß jeder Armenier zu einem freiwilligen Agenten für die Stabilität der ruſſiſchen Herrſchaft und die dauernde innere Verbindung des demaleinſt ruſſiſchen Theils von Vorderaſien wird, ſo hat ſie auf dieſem Gebiete ihre Aufgabe glänzend gelöſt. Die bedeutende Intelligenz der Armenier, ihre wirthſchaftlichen — durchaus nicht nur rein finanziellen — Fähigkeiten, ihre Betriebsamkeit im Gewerbe, Landbau und Handel, das alles verbürgt einen gewaltigen materiellen Aufſchwung des von ihnen durchſetzten Gebietes, ſobald die gegenwärtigen, Alles lähmenden Verhältniſſe dortſelbſt einem neuen Zuſtande Platz machen. Der ſicherſte Beweis dafür liegt in der Beobachtung enthalten, daß, abgesehen von der Naphtaproduktion, einigen Bergwerken und einem Theil des mächtig in der Entwicklung begriffenen Handels von Batum, die Armenier ſchon heute dem geſamten wirthſchaftlichen Leben des Kaukaſus einen andern Stempel aufgedrückt haben. An einer früheren Stelle hatte ich bereits Gelegenheit, zu bemerken, daß es großentheils ein Werk des armenischen Elementes iſt, wenn die ökonomiſchen Verhältniſſe von Tranſkaukaſien an verſchiedenen Stellen anfangen, mehr ins Große zu gehen, ſoviel unverfälschtes Orientalenthum auch noch immer ſich dabei in Handel und Wandel bemerkbar macht.

Aber wie iſt es denkbar, daß Rußland die Armenier mit ihrem Willen ſeinen Interellen dienſtbar macht, wenn, wie ich eben gezeigt habe, die Verhältniſſe es vom ruſſiſchen Standpunkt aus gebieteriſch fordern, der antiarmeniſchen Politik der Türkei freien Lauf zu laſſen? Das iſt keineswegs ſo ſchwierig, wie es ausſieht. Es iſt nichts weiter dazu nöthig, als daß die ruſſiſche Regierung dem Drange ihrer eigenen Armenier nach nationaler und geiſtiger, ſittlicher und religiöſer Hebung nicht entgegentritt, vielmehr dieſe Beſtrebungen direkt fördert. Rußlands Politik gegen ſeine Armenier iſt zur Zeit eine falſche. Natürlich haben die Ruſſen das allein mit ſich ſelber abzumachen, was für eine Politik ſie gegen die „fremden“ Völker und Stämme ſuchen, die in dem Gebiete ihres Staates wohnen, und es iſt nicht ihre Aufgabe, ſich als unbefugter und un-

sprechend, wie wir es uns höflichst verbitten würden, wenn andere Leute sich in innere Angelegenheiten des Deutschen Reiches einmischen wollten — aber der Zweck dieser Veröffentlichungen ist es überhaupt nicht, irgendwelche Belehrung nach einer anderen Seite hin auszuteilen, sondern das politische Publikum in Deutschland über die Lage der Dinge in der russisch-orientalischen Sphäre zu unterrichten, soweit das nöthig ist. Rußland ist gegenwärtig bemüht, das innere Niveau der armenischen Nation, soweit es über sie verfügt, so niedrig wie möglich zu erhalten. Natürlich thut es das nicht aus Freude an der Unkultur, sondern nur *faute de mieux*; sein wirklicher Wunsch ist die „Russifizierung“ der politisch zu Rußland gehörigen Armenier, d. h. ihre Verwandlung in wirkliche, nationale Russen. Hierzu fehlen aber die Mittel so gut wie vollständig. Nur bei einem sehr bedeutenden Aufwand materieller und vor allen Dingen geistiger Mittel könnte man über die Möglichkeit des Erfolges überhaupt diskutieren. Da nun ein solcher Aufwand einerseits ausgeschlossen ist und auf der anderen Seite jede innere Stärkung des selbständig empfindenden Armeniertums mit Rücksicht auf das festgehaltene Ideal der Russifizierung perhorresziert wird, so ist die natürliche Folge, daß man zu der Nothauskunft greift, einstweilen das Emporstreben der Armenier in Schule, Kirche, Presse u. s. w. mit den Mitteln staatlichen Zwanges zu reprimiren, ohne daß doch andererseits eine positive Förderung der Russifizierung stattfindet.

Es wäre prinzipiell verkehrt, hier gefühlsmäßig urtheilen zu wollen. Bei politischen Maßnahmen kann es sich nur darum handeln, ob der Zweck ein rationeller und die Mittel geeignete, resp. ob nicht bedeutende schädliche Nebenwirkungen vorhanden sind. Die russische Politik strebt aber gegenüber den armenischen Unterthanen des Zaren etwas an, das gerade vom Standpunkt des wohlverstandenen russischen Interesses keineswegs geboten ist. Es ist zunächst eine ganz unhaltbare Vorstellung, daß es möglich sei, eine so beispiellos zähe und ausgeprägte Nationalität, wie die armenische, überhaupt in abschbarer Zeit und ohne Aufwendung ganz unverhältnißmäßiger Anstrengungen in ein ihr fremdes Volksthum überzuführen. Eher könnte man den Gedanken fassen, die preußischen Polen zu nationalen Deutschen zu machen. Indeß über das schlechtthin Absurde bedarf es keiner Diskussion. Jede den Thatfachen Rechnung tragende russische Politik muß sich mit dem Bestehen der Armenier als Nation einmal abfinden. Es ist aber

auch im Grunde nicht recht verständlich, warum man das in Rußland nicht will? Es liegt ja vollkommen in der Hand der Russen, aus den Armeniern die zufriedensten und nützlichsten Unterthanen von der Welt zu machen, wenn sie ihnen dazu verhelfen, was ihr Sehnen ist: empor zu geistiger Bildung auf der Grundlage der Erhaltung ihrer Nationalität! Weiter wollen die Leute ja gar nichts -- die Meinung, daß die russischen Armenier sich mit Losreisungsge Gedanken, mit Träumen von einem selbständigen Königreich Armenien trügen, ist so unbegründet, wie nur möglich. Wenn die Sinnlosigkeit einer solchen Idee Angesichts der thatsächlichen Verhältnisse nicht zu sehr auf der Hand läge, würde ich es besonders betonen, daß ich mich zur Genüge selbst davon überzeugt habe: kein vernünftiger Mensch in Armenien denkt an die Möglichkeit, sich politisch vom russischen Reiche abzulösen -- aber auf russischer Seite besteht trotzdem unleugbar dieses Mißtrauen. Warum?

Rußland ist gegenwärtig um eines vitalen Interesses willen nicht in der Lage, den türkischen Armeniern zu helfen; mithin wäre es also doppelt angebracht, wenn man sich mit seinen eigenen auf einen guten Fuß stellte.

Ich sehe in dem Verhalten Rußlands gegen seine armenischen Unterthanen eine Analogie zu dem größten Fehler, den es seit der Aufhebung der Leibeigenschaft in seiner inneren Politik gemacht hat: zu der Zerstörung der selbständigen deutschen Kultur in den Ostseegouvernements. Der große Werth dieser Provinzen für Rußland bestand darin, daß gerade in ihren eigenthümlichen, selbständigen Kulturverhältnissen sich ein vollkommen zuverlässiges, für Rußland unschätzbbares Element der Solidität und der politischen Verwendbarkeit für das ganze Reich fortdauernd bildete. Richtig wäre es gewesen, das Ausströmen dieser Kräfte über Gesamt-rußland hin zu fördern; statt dessen verbraucht man seit mehr als einem Jahrzehnt eine Menge russischer Kraft an die unfruchtbare Aufgabe, im Ostseegebiet die provinziellen Besonderheiten zu nivelliren und die „Verschmelzung“ mit dem übrigen Reiche herbeizuführen. Das ist doppelt verkehrt: einmal werden die Deutschen, Letten und Esthen in Livland doch nie zu richtigen Russen werden, und außerdem wird aus einem reichen Reservoir politisch für das Ganze fruchtbar zu machender Kräfte ein lokales Chaos geschaffen, in dem überwiegend negative Potenzen oder die reine Sterilität zur Herrschaft gelangen. Im Prinzip steht es mit den russischen Armeniern

nicht anders. Anstatt ihre Kräfte am Boden zu halten, anstatt die von ihnen ersuchte Entwicklung zu unterbinden, wäre es allein richtig, sie zu Pionieren Rußlands zu machen, in ihnen einen Kitt und ein Ferment vorzubereiten, die in einer schwerlich sehr fernen Zukunft für ein noch größeres Rußland den Zuwachs an Land und Leuten nach einer bestimmten Richtung hin zu durchdringen und an das Gesamtreich zu binden im Stande sind. Geschieht das nicht, wird vielmehr aus den Armeniern in dem jetzigen und zukünftigen russischen Staatsgebiet ein unzufriedenes, an der politischen Größe Rußlands nicht interessirtes Element, so muß das Problem der inneren Angliederung künftiger russischer Gebiete in Vorderasien ein unvergleichlich viel schwierigeres und die Aufgabe, den Erwerb dauernd zu behaupten, eine erheblich verwickeltere werden. Summa Summarum also: Für die Armenier ist nach allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit keine andere Zukunft denkbar, als daß sich einmal das ganze Volk unter russischem Szepter zusammenfindet. Von der politischen Einsicht Rußlands wird es abhängen, ob ein Modus gefunden wird, gleichzeitig die Gesamtinteressen Rußlands und die vernünftigen Ideale der armenischen Nation zu fördern, oder ob ein Sichabmühen an einem aussichtslosen und schädlichen Vorhaben auf der einen, ein nutzloser Kräfteverbrauch an ewigem, passivem Widerstande auf der anderen Seite, der Ausdruck des Verhältnisses zwischen dem Staat und seinen armenischen Angehörigen wird. Mir scheint, ein Drittes giebt es nicht.

Diese Auseinandersetzung ist recht lang geworden. Ich fürchte zwei Dinge: erstens, daß gewisse russische Kreise eine Regung der Empfindlichkeit über die theilweise an rein russischen Dingen geübte Kritik nicht werden unterdrücken können, und zweitens, daß ein großer Theil der Leser der ganzen armenischen Frage nicht genügend Interesse entgegenbringt, um eine so ausführliche Erörterung zu wünschen. Demgegenüber kann ich mich nach der einen Seite nur darauf berufen, daß es mir meiner ganzen Haltung und Tendenz nach wohl unbedingt fern liegen dürfte, zu verletzen -- und nach der anderen darauf, daß es sich um eine Sache handelt, bei der unsere Ehre als Nation berührt wird. Wie ein großer Theil unseres „gebildeten“ Publikums die armenischen Dinge abgethan hat oder sie vielmehr durch eine — nicht näher zu bezeichnende — Presse hat abthun lassen, das war schmähsch.

Ich bin in Bezug auf die Theilnahmlosigkeit der öffentlichen Meinung in Westeuropa, besonders in Deutschland, unter den

Armeniern immer und immer wieder derselben tiefen, schmerzlichen Bewunderung begegnet: „Wie ist es möglich, daß Christen so sind! Ja, wenn wir Heiden wären, aber wir sind doch auch Christen!“ Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der gesammten Christenheit ist bei den überhaupt kirchlich empfindenden Armeniern ein sehr starkes, wenn es auch gewiß durch die gegenwärtigen Verhältnisse noch besonders erregt worden ist. Es ist mir nicht gelungen, ein Verständniß für die eigenthümliche Lage mehrerer europäischer Großmächte in der armenischen Frage bei den Armeniern selbst zu erreichen — sie wiesen stets einfach auf die Christenpflicht und auf das Beispiel Englands hin, das diese Pflicht auch erfülle, politisch sowohl, als auch durch hilfreiche Spenden. Es liegt mir gewiß ferne, die christliche und humane Opferwilligkeit, mit der das englische Volk in so reichem und uns so elend beschämendem Maße den leidenden Armeniern zu Hilfe gekommen ist, verdächtigen und verkleinern zu wollen, aber ich hätte doch gewünscht, die besondere Art von Interesse, aus der die Machinationen der englischen Politik in der Türkei entspringen, meinen armenischen Freunden noch viel überzeugender vorführen zu können, als es mir möglich war. Für Spekulationen in der auswärtigen Politik habe ich bei ihnen überhaupt wenig Fähigkeit und eigentlich auch sehr wenig Neigung gefunden. Wie nur zu begreiflich, war Alles gleichsam in einem starren, schmerzlichen Bann von der furchtbaren Wunde befangen, sie blutend und eiternd am Leibe der Nation noch fortgesetzt klaste. Ein fressender, verzweifelter Gram — das war die Grundstimmung, die fast durchgehends zu Tage trat, wenn die Rede auf diese Dinge kam und als steter, immer wiederkehrender Schluß die bittere Klage: „Und das christliche Europa sieht der Ermordung eines christlichen Volkes eiskalt und ruhig zu! Wenn ein Knabe von einem starken Manne gepeinigt, wenn ein kleiner Hund von einem großen zerfleischt wird, so wallt jeder Vorübergehende in Zorn auf und wirft sich dazwischen — und wir sind nichts als ein Schauspiel für Euch! Gott wird Euch richten!“ Was sollte ich wohl dazu sagen?

Ich hatte während meines Aufenthalts in Etschmiadzin einen Diener erhalten, der aus Trapezunt stammte und dem vor wenigen Monaten alle Verwandte vor seinen Augen von den Türken abgeschlachtet worden waren, während er selbst in seinem Versteck von den Mördern zufällig nicht entdeckt wurde. Täglich saßen Schaaren von ganz elenden Flüchtlingen aus der Türkei in den Klosterhöfen und vor der Thür des Patriarchen und warteten auf

die kleine Unterstützung, die sie hier erhielten, bis ein Platz in einem der Dörfer von Russisch-Armenien von Etschmiadsin aus für sie bestimmt war, wo sie zunächst untergebracht und von den Bauern, die diese schwere Last willig trugen, verpflegt werden sollten. Die Regierung hatte auf ihre flehentlichen Bitten um Zuweisung von freiem Land im Kaukasus geantwortet, in Sibirien könnten sie welches haben. Eine große Schaar von Kindern, deren Eltern ermordet waren und die das Kloster aufgenommen hatte, war gleichfalls da; der Katholikos hatte ein besonderes Waisenhaus für sie erbauen lassen, aber es war auf Befehl der Regierung geschlossen worden, weil eine Schule damit verbunden war und national-armenische Schulen gerade eben strikt verboten, die vorhandenen fast alle geschlossen worden waren.

*

*

*

Von Etschmiadsin aus habe ich dann auch eine Reise nach dem Orte gemacht, der jedem Armenier als das größte noch heute redende Denkmal seiner stolzeren Vergangenheit theuer ist: nach den Ruinen von Ani, der einstigen Königsresidenz der Bagratiden, auf der Hochebene von Schirak. Die Jahreszeit zwang zu dem Umwege über Alexandropol, wodurch die Länge des sonst etwas kürzeren Weges auf 170 Kilometer stieg, gleich zweieinhalb Tagereisen. Ich hatte eigentlich vor, zu reiten, denn die Chaussee hört bei Etschmiadsin auf; dementsprechend hatte ich schon von Tiflis ab mein gesamtes Gepäck bemessen und allgemein war mir gesagt worden, jenseits Erivan sei das Fortkommen zu Wagen sehr schlecht, mit einziger Ausnahme der Richtung über Nachitschewan nach Persien. Im Kloster rieth man mir trotzdem, einen Wagen zu benutzen, und da am selben Tage, auf den ich meine Reise festgesetzt hatte, ein armenischer Pfarrer aus Alexandropol, der Myron (Salböl) vom Katholikos geholt hatte, nach Hause zurückreiste, so entschloß ich mich auf dessen Versicherung hin, der Weg sei zu Wagen passirbar, in Gemeinschaft mit ihm die Fahrt anzutreten. Der Wagen war von der Art, die man im Kaukasus seltsamer Weise „Phaëthon“ nennt, für zwei Personen und den Kutscher eingerichtet, mit sehr starken, vorzüglichen Federn, hohem Kutschbock, zurücklegbarem Halbverdeck, Spritzledern und recht bequemem Sitz. Räder und Achsen sind besonders kräftig gebaut und ein solches Fahrzeug ist denn auch in der That, wie ich mich reichlich überzeugt habe, geeignet, schlechthin Unglaubliches auszuhalten. Die Spannung besteht im Hochlande regelmäßig aus vier starken

Pferden; der Kutscher hatte, obgleich Armenier, den üblichen blauen, vom Gürtel abwärts in Falten gelegten Kaftan der russische Koffelkenner an. Diese Gefährte sind in allen größeren Städten des Kaukasusgebietes für Reisen über Land zu haben; wenn man ortskundig ist und mit den Leuten umzugehen versteht, kann man sie schon für 4—5 Rubel (10 Mark) pro Tag (d. h. 24 Stunden) miethen. Allerdings kostet ein brauchbares Phästhonpferd in Alexandropol nicht mehr als 40—50 Rubel, und entsprechend billig ist das Futter. Der Kutscher hat übrigens auf solchen Reisen sowohl sich, als auch seine Thiere selber zu verpflegen. Wenn man ihm unterwegs, wie wir es thaten, Brod, Wein und Eier zuwendet, ist er froh und dankbar.

Früh Morgens sollte aufgebrochen werden, aber es wurde hoher Vormittag, bis alle Vorbereitungen beendet, das Gepäck verstaut und befestigt, die gewaltigen Mengen von Speise und Trank, die das Kloster uns auf den Weg mitgab, gleichfalls verpackt und untergebracht und die Abschiedsbesuche in verschiedenen Zellen, deren Inhaber ich näher kennen gelernt hatte, gemacht waren. Der Priester nahm Platz in unserem Reisewagen; mir selbst gaben zwei Mönche noch eine Strecke Weges das Geleit in einer Equipage von Etšmiadzin. Hinaus zum Klosterthor ging es durch den Flecken Bagarschapat hindurch, in den hellen, strahlenden Frühling Armeniens; das ewig schneegekrönte, vierfach gegipfelte Haupt des Aragaz war gleichsam unser Richtpunkt gegen Nordwesten. Wo das Auge hinblickte und das Ohr hinhörte, lebte und webte, grünte und blühte es in der weiten Landschaft zu den Füßen der Schneeberge. In hundert Adern eilte das Wasser, das die warme Sonne dort oben aus dem weißen Winter schuf, murmelnd durch die im lebenspendenden Maß schwelgende Fruchtebene; überall sah man jochtragende Ochsenspanne, mit dem alterthümlichen Pflug des armenischen Bauern, das schwarzglänzende fette Erdreich in langem Zuge aufbrechend, blühende Aprikosenhaine und junge schlanke Pappeln in ihrer hellen Rinde, vom ersten Grün des Frühjahrs bekleidet. Nie habe ich eine solche Luft geathmet, wie an jenem Vormittage auf der Fahrt durch die in Licht und Duft gebadete, von hellem Vogelgesang und dem leise gedämpften Rauschen der Frühlingswasser erfüllte Ebene des Aragaz. Nur eins kann ich in meiner Erinnerung noch damit vergleichen: den salzig sprühenden, nordischen, frischen Athem der Ostsee, als ich einmal vor mehreren Jahren hoch auf der schroffen Kalksteinküste

der Insel Gotland saß, im Angesichte des alten Wisby, und unten die großen Wogen des Meeres donnernd gegen die Klippen schlugen, daß der Geist zum Himmel flog. Hier wie dort habe ich es begriffen, warum die Alten die Luft ein Element genannt haben — denn ein Strom des Lebens ging von ihr aus.

Nun war die Scheidestunde da. Wir stiegen aus dem Wagen und küßten uns dreimal nach der Sitte des Landes auf die Wange; dann noch ein kräftiger deutscher Händedruck, ich setzte mich zu dem Priester, der nun für eine Reihe von Tagen mein ständiger Gefährte sein sollte, denn wir hatten im Kloster verabredet, daß er mich auch von Alexandropol nach Ani bringen sollte — der Wagen mit meinen beiden Freunden wandte um, wieder dem Kloster zu, und mein Kutscher trieb seine Pferde zu schnellerem Laufe an, um bis zum Einbruch der Dunkelheit das in Aussicht genommene Nachtquartier, ein Dorf Namens Karakilissa, zu erreichen. Nach einer starken Stunde fing man an zu merken, daß der Charakter des Bodens sich veränderte. Die Straße begann zu steigen und wurde immer holperiger und rauher, der Ackerbau zu beiden Seiten verschwand: wir kamen jetzt dem Aragaz näher und in das Gebiet der von ihm weithin ergossenen enormen Lavamassen. Dieser Berg ist ein ganz merkwürdiges Gebilde. Er ist ein erloschener Vulkan, aber nicht wie der Ararat und seine Nachbarn oder wie der Vesuv und überhaupt die meisten Kraterberge, ein mehr oder weniger spitzer Aufschüttungskegel, sondern an dieser Stelle ist vor ungezählten Jahrtausenden nur flüssige Lava in unendlicher Menge dem Inneren der Erde entquollen, und diese Massen sind, Anfangs sich ringsum weitergießend, dann erstarrend, aber fortwährend durch neues Zuströmen aus dem Schlunde des Kraters vermehrt und einen immer weiteren Umkreis bedeckend, allmählich zu einem ganz flach schildförmigen, aber dabei doch über 4000 Meter hohen Berge emporgewachsen. Daher macht der Aragaz keinen sehr imponirenden Eindruck — bis auf den eigentlichen Gipfel, der eigenthümlicher Weise viel steiler aufgerichtet ist und, wie gesagt, in vier kolossale Zinnen zerklüftet, ewigen Schnee trägt. Die flachen Böschungen des Berges sind auch an ihrer Oberfläche nichts weiter, als ein ungeheures, labyrinthisches Gewirr von Lavaströmen, die durch und übereinander geflossen und erstarrt sind, zum Theil schon stark verwittert, zum Theil noch frischer und in ihrem Zuge erkennbar.

Über die unteren Strecken dieser Eruptionsmassen zieht sich im Norden und Südosten des Gipfels der Weg von Etschmiadsin nach

Alexandropol um den Berg herum. Westlich vom Aragaz erhebt sich ein kleinerer aber steiler aufsteigender Berg, eigentlich nur ein mächtiger nach Süden zu eingestürzter Kraterring, der Ara-Issa, wie ihn mein Kutscher nannte. Dieser Ara-Issa hat gleichfalls gewaltige Massen von Lava entsendet, die mit denen des Aragaz an dem beiderseitigen Fuße der Berge zusammengefloßen sind, so daß die Straße über einen flachen Sattel zwischen ihnen hinüber muß. Mehrere Stunden fuhrn wir so dahin: zur Linken das zerrissene Haupt des Aragaz, dessen ganze obere Hälfte noch mit Schnee bedeckt war, und rechts vorne den schwarzgrauen düsteren Ringwall des Ara-Issa mit seiner breiten, tiefen Scharte, aus der die Millionen von Kubikmetern Gestein hervorgefloßen waren, die Alles weit und breit bedeckten. Man konnte den Boden des Kraterkessels durch die Brejche deutlich sehen.

Ueberaus merkwürdig war das Bild einer tiefen und breiten Thalschlucht, die ein vom Aragaz herabkommender Fluß in den Lavaboden eingeschnitten hatte. Auf ihrem Grunde und an ihren Abhängen lag ein großes Dorf, ein berühmter Weinort, wo die an den steilen Wänden glühend wirkende Sonne ein wirklich vorzügliches Gewächs gedeihen ließ. Die Straße zog sich in vielen Windungen steil hinunter und an der anderen Seite wieder hinauf, doch schien die Passage bedenklicher, als sie war. Mein Gefährte erstand dort auch einen tüchtigen Schlauch (kaukasisch burdjük) voll Wein, der seinen Platz zu unseren Füßen im Wagen erhielt. Nun wurde aber der Weg immer schlimmer. Vielfach führte er ganz ohne eigentlichen Straßenkörper und ohne Seitengräben direkt über den nackten Lavaboden, nur daß man in einer bestimmten Richtung die schlimmsten Unebenheiten, Höcker und Spalten, mit Steinschüttungen etwas ausgeglichen und hier und da einen besonders groben Block roh zersprengt hatte. Mehr als einmal frachte der Wagen in allen seinen Theilen und ich glaubte sicher, er würde zerbrechen, wenn ihn die Pferde wieder einmal schonungslos, über und zwischen den Steinen und dem Geröll, gewaltsam anziehend fortzuschleppten, daß das ganze von den Achsen getragene Gestell auf den Federn hin und her schwankte, wie ein Schiff bei hohem Seeang. Ich glaube, ich bin wohl zwanzig Mal mit dem linken Fuß schon aus dem Wagen gewesen, um im Falle des scheinbar im nächsten Augenblick unvermeidlichen Umstürzens rechtzeitig herauspringen zu können, aber es passirte nichts der Art — bis wir denn

plötzlich mitten in einem sehr bedenklichen Abenteuer anderer Art drinstecten. Doch davon hernach.

Wir hatten mehrmals eine kleine Kast gemacht, wo interessante kirchliche Bauwerke aus der alten Zeit Armeniens, leider meistens schon Ruinen oder doch im Begriff zu solchen zu werden, am Wege lagen. Das Schönste dieser Art war die tausendjährige zerfallende Kirche des einstigen Klosters Aghanawant, am Fuße des Ara-Tsja, hart unter dem Krater auf dem Rücken eines alten Lavastromes gelegen. Als der Wagen vor dem aus rothem Luffstein erbauten, skulpturengeschmückten Prachtportal zwischen den niedrigen Bauernhäusern hielt, bat mein Priester eine Frau, die da stand, um eine Schüssel saurer Milch, damit wir vor der Besichtigung uns ein wenig erquicken könnten. Bereitwillig wurde uns das Gewünschte gebracht, aber wie essen? Denn einen Löffel kennt man in den abgelegeneren Gegenden des Hochlandes noch nicht. Der Helfer war wieder der Sawasch: ein abgerissenes Stück biegt man wie eine Schaufel oder Kelle zurecht, schippt sich damit ein Quantum Milch heraus und verzehrt den improvisirten Löffel sammt dem Inhalt. So ist in Armenien beinahe jeder Mensch saure Milch, auch wo man Löffel hat, und ich kann versichern, daß die Methode viel für sich hat. Uebrigens war die Milch überaus fett und sah, wie auch häufig die Butter, etwas grünlich aus, sie stammte auch nicht von gewöhnlichen, sondern von Büffelkühen. Für diese Lieferung nahm die Bäuerin etwas zögernd eine kleine Münze an, dann lief sie aber ins Haus und brachte eine große Menge Sawasch herbei, das wir wohl oder übel trotz unserer großen Vorräthe in diesem Artikel als Geschenk mit auf den Weg nehmen mußten.

Ich habe mir in Etschmiadsin zeigen lassen, wie dieses merkwürdige Gebäck und überhaupt alles Brod im Lande hergestellt wird. Der Backofen ist ein tiefes Loch in der Erde, eine Höhlung etwa von der Gestalt der großen Schlemmischen Thongefäße aus den Ausgrabungen von Troja-Hissarlik, und gleichfalls innen mit einer dicken, glatten Thonwand durchweg ausgefüttert. Hier drinnen wird ein Feuer von getrocknetem, mit Stroh vermischtem Dünger angemacht, dem einzigen Brennmaterial im Hochlande, und wenn die Wände genügend durchgehitzt sind, entfernt man die Nische, stellt den Backtrog neben das Ofenloch, streicht eine flache Schicht Brodteig über die obere konvexe Seite einer schildförmigen, aus Weidenzweigen dicht geflochtenen Mulde, ergreift dies Instrument an einer Handhabe, die wie beim alten Kampfschild an der kon-

taven Innenseite angebracht ist, steckt den so bewaffneten Arm in die heiße Höhlung und klatscht den Teig an die glühende Innenwand. In wenigen Augenblicken ist dann der Lawasch fertig. Dickeres Brod, das aber auf diese Art natürlich auch nur in verhältnißmäßig flachen Fladen hergestellt werden kann, muß länger backen. Ist, wie manchmal auf der Reise, kein Ofen vorhanden, so macht man flache Steine glühend und röstet auf ihnen den Teig. Auf Touren durch schwach bevölkerte Gegenden, z. B. im Hochgebirge selbst, muß man immer einen Vorrath des oben bezeichneten Brennstoffes mit sich führen. An das Material braucht man sich nicht zu stoßen, wie Europäer überflüssiger Weise manchmal thun, denn wenn der Dünger erst verbrannt ist — er giebt sehr große Hitze —, so haftet der nur etwas reichlichen Asche so wenig mehr etwas Uebles an, wie der Torf- oder Holzasche. Der Rauch eines solchen Feuers kann allerdings recht unangenehm werden.

Ich will keine Schilderung des prächtigen Bauwerks von Aganawan hier versuchen — ohne Abbildung ist es doch vergeblich, eine rechte Vorstellung von diesem ganz eigenartigen, formen- und skulpturenreichen Hauptstil geben zu wollen.

Das ganze Land ist voll solcher Bauwerke, die meist vom IX. bis zum XIII. Jahrhundert entstanden und heute größtentheils verfallen sind. Kurz vor Aganawan liegt in einer förmlichen Wüste von Lavatrümmern, durch welche die allerdings kaum noch so zu nennende „Straße“ hindurchführt, das alte Dorf Muni mit einer berühmten Wallfahrtskirche des heiligen Georg und einem noch theilweise erhaltenen Kloster, das aber nur von einem einzigen betagten Mönche bewohnt wird. Mönchthum im Sinne der alten oder der heutigen römisch- resp. griechisch-katholischen Kirche giebt es heut zu Tage, wenigstens in Russisch-Armenien, kaum mehr. Das einzig wirklich besetzte Kloster ist Etschmiadsin, aber die dortigen Mönche führen eigentlich gar kein Mönchsleben, am allerwenigsten im orientalischen Sinne der Kontemplation und Askese. Etschmiadsin ist der Sitz der armenischen Kirchenverwaltung, und das Zentrum aller kirchlich und religiös beeinflussten geistigen Bestrebungen innerhalb der ganzen Nation, und in diesem Organismus gehört jedem Mitgliede des Klosterkonvents eine ganz bestimmte Stellung und Aufgabe. Die Synode, von der die armenische Kirche regiert wird — unter Vorsitz des Katholikos und unter Mitwirkung eines von der russischen Regierung ernannten Procureurs — hat ihr ständiges Domizil in Etschmiadsin und daher kommt es auch,

daß sich, wenn ich nicht irre, sieben Prälaten mit bischöflichem resp. erzbischoflichem Range im Konvent befinden. So weit es möglich ist, werden Posten von Bedeutung in der armenischen Kirche mit Angehörigen von Etschmiadsin besetzt, die hier zunächst als einfache Klosterbrüder, dann als Archidiaconi und Bardapets*) eine gründliche Schulung durchgemacht haben. Im Ganzen hat das Kloster jetzt etwa vierzig Konventualen. Stärker besetzt ist außerdem nur noch Sewan, wie bereits gesagt ein Verbannungsort für gemäßregelte Priester; die übrigen Klöster, soweit sie nicht gänzlich verfallen sind, werden meist nur mit einem einzigen Mönche versehen, damit die geweihte Stätte nicht veröde. Im türkischen Armenien soll es noch wirkliche bewohnte Klöster nach alter Art geben. Früher war ganz Armenien voller Klöster, wie die an vielen Orten und Ruinen haftende Bezeichnung wank (Kloster) bezeugt.

Als wir von Uganawan und seinem verfallenen Prachtbau abfahren, fing die Sonne sich schon allmählich zu neigen an. Nach zwei Stunden, mit dem Einbruch der Dunkelheit, berechnete der Kutscher, würden wir das Nachtquartier in Karakilissa erreichen; dort sei sogar eine Herberge für Reisende, mit Tachtas zum Schlafen und einem Samowar zur Theebereitung — beides nichts weniger als selbstverständliche Dinge unterwegs in Armenien. Die Straße wurde wieder etwas menschlicher und nach einiger Zeit begann sie sogar den Charakter eines wirklichen Kunstbaues zu zeigen, denn es galt nun, einen vom Aragaz herabkommenden Fluß zu überschreiten. Ein hoher Damm und eine gewölbte steinerne Brücke von mehreren Bögen sollten dazu dienen; leider hatte der Fluß, wie es die Natur dieser von der Schneeschmelze genährten, unendliches Geröll mit sich führenden Wildwasser ist, vor einigen Tagen sein Bett theilweise gewechselt und etwa hundert Schritt von der Brücke eine tiefe breite Lücke in den Damm gerissen. Durch diese ergoß sich der Wasserfall, während unter den Bögen nichts zu sehen war, als hoch aufgeschichtete helle Massen von zu Backsteingröße zerriebenem Gesteinschutt. Im Grunde ist es überhaupt eine Ausnahme, daß man im Kaukasus, außer auf den beiden großen Heerstraßen, feste Brücken findet — vielmehr werden die Flüsse fast ausschließlich an Furthen passirt, und daher begann sich der Kutscher auch nicht lange, lenkte vom Straßendamm ab, und meinte bald unterhalb der Brücke eine Stelle gefunden zu haben,

*) Mit „Bardapet“ wird z. B. das neutestamentliche „Rabbi“ übersetzt, aber auch das griechisch-russische „Archimandrit.“

wo wir getrost hindurchfahren könnten. Mir war zwar recht bedenklich zu Muthe, als es so ohne Weiteres in das ziemlich breite, reißend schnell dahinjagende, trübe Gewässer hineinging; Niemand konnte wissen, wie tief es war, oder ob nicht gerade hier große Blöcke auf dem Grunde lagen; dazu zeigte das starke, eigenthümliche scharrende Geräusch, das die sich aneinander reibenden, auf dem Grunde des Flußbettes forttransportirten Steine verursachten, unverkennbar die Gewalt der Strömung an. Indeß, die Einheimischen mußten es ja besser wissen; auch mein Priester war ganz ruhig.

Allerdings kam es gleich sehr anders. Raun waren wir mit Pferden und Wagen im Wasser und etwa in der Mitte des Flusses, so wuchs die Tiefe mit einem Male, die Fluth schoß durch den Wagen, so daß wir die Füße vorne gegen die Rückwand des Kutschbocks stemmen mußten, um sie nicht direkt ins Wasser zu stellen, und gleich darauf standen die Pferde stockstill und waren auf keine Weise mehr vorwärts zu bringen. Offenbar war die Strömung zu stark und überdies schien ein Rad sich zwischen einigen Steinen auf dem Grunde festgeklemmt zu haben. Die Thiere zitterten und wurden unruhig; eins machte sich dazu vom Wagen los und wurde vom Kutscher nur noch an der Leine gehalten. Die Lage war jetzt so kritisch wie möglich — jeden Augenblick konnte die Strömung den Wagen umstürzen und dann, sobald die Gewalt des Wassers erst einmal eine breitere Angriffsfläche hatte, ging die ganze Equipage unfehlbar sammt Pferden, Insassen und Gepäck kopfüber den Fluß hinunter. Unserem Kutscher, der natürlich in erster Linie für das ganze Unheil verantwortlich war, wurde nun himmelangst. Sein Gedanke, vor allen Dingen die Pferde und uns selbst zu retten, war der einzig mögliche; ich erklärte mich auf Befragen bereit, den Anfang zu machen, voltigirte vom Kutschbock aus auf das los gewordene Pferd, nahm die Leine an mich und trieb das Thier an, um ans andere Ufer zu gelangen. Der armen Kreatur ging es aber offenbar wie mir selber — in Mitten des reißend dahinschießenden Stromes hat man nämlich immer den Eindruck, als ob die Ufer in gleitende Bewegung gerathen und wird von einem schwindelähnlichen Gefühl befallen, und so drehte sich denn auch der Gaul immerfort in der Runde, trotz aller Anstrengungen nur allmählich einige kleine Fortschritte zum Ufer, wo er hin sollte, machend. Da plötzlich stürzte das Thier — wahrscheinlich war es in ein Loch getreten — und ich mit. Zum

Ueberfluß trat es mich noch auf den Fuß, als wir uns beide aufrappelten. Jetzt stand ich bis über die Brust im Wasser, freilich nur noch einige Meter von dem ziemlich steilen Ufer, aber ohne Ahnung, wie tief es beim nächsten Schritt werden würde, denn die Strömung ging gerade an dieser Seite entlang. Das an allen Gliedern zitternde Pferd stand unterhalb und war durch sein Gewicht mein Schutz vor dem Hinabgerissenwerden, ich mußte es also mit zum Vorwärtsschreiten bringen. Das gelang zum Glück; ich behielt die Leine in der Hand und konnte mit Hilfe einiger großer Steine, die aus der über mannshohen steilen Schuttwand des Ufers hervortragten, aus dem Wasser in die Höhe kommen. Ein wenig oberhalb glückte es nach langem, aufregendem Bemühen, Zerren und Zurufen auch dem Thier.

Während das geschah, beteten und bekreuzten sich die beiden Armenier fortgesetzt im Wagen. „Herr, ach Herr, wie habe ich für Dich gefürchtet!“ — wiederholte mir der Kutscher nachher ein Mal über das andere. Nach diesem warnenden Exempel hatte natürlich keiner Lust, es gleichfalls zu Pferde zu versuchen. Der Kutscher, ein Mann von mächtiger Körperkraft, entkleidete sich vollständig, nahm meinen schweren Handkoffer auf die Schulter und gelangte glücklich schreitend durchs Wasser zu mir, kehrte dann zum Wagen zurück und schleuderte mit gewaltigem Schwunge ein Paket, das meine Burka sammt hohen kaukasischen Stiefeln enthielt, hinüber. Mein Gefährte arbeitete sich dann gleichfalls in puris naturalibus durch das heimtückische Gewässer ans Land und erbielt sein Kleiderbündel nachgeworfen; dann kam ihm der Kutscher nach, schwang sich auf das hinübergelangte Pferd und ritt fort, um aus dem nächsten Dorf Hilfe zu holen, womöglich bevor den drei übrigen Pferden, die in dem kalten reißenden Wasser stehen mußten und immer noch den Wagen nicht vorwärts bringen konnten, die Kräfte ausgingen oder die Equipage umgestürzt wurde.

Unterdessen war die Sonne untergegangen und es wurde kühl. Die Aussicht auf ein richtiges kaukasisches Wechselieber schien mir unter diesen Umständen ziemlich sicher, aber da es mir auch bei aller Ergebung darin doch in den bis an den Hals völlig durchweichten Kleidern zu unbehaglich war, öffnete ich meinen Koffer, kleidete mich stante pede von Kopf bis zu Fuß vollständig um, fuhr in die großen weichen Stiefel, und wartete nun mit meinem Gefährten in der hereinbrechenden Dunkelheit auf die Rückkehr des Kutschers. Zum Glück ging der Mond auf und be-

leuchtete einigermaßen die Szenerie: hoch über uns die Schneegipfel des Aragaz, die dunkle, jetzt tief im Schatten liegende Masse des Vulkans Ara-Tissa, die Bögen der Brücke mit dem zerstörten Straßendamm und die immer noch unbeweglich vor dem festgeklemmten Wagen im Wasser stehenden drei Pferde. Sie schienen wie wir zu wissen, daß es jetzt auf geduldiges Warten ankam. Nach einer Stunde etwa erschien die Hilfe: unser Kutscher brachte einen Bauern mit zwei Büffeln und einem langen, starken Seil mit sich. Dieses wurde nun unter vielen Schwierigkeiten um den Wagen geschlungen und dann an dem Joch befestigt, das die Büffel auf dem Nacken trugen; dazu setzte sich der Mann noch selber auf das Holz, um ein Abrutschen desselben nach rückwärts unter dem starken Zuge zu verhüten. Fünfmal mußten die riesenstarken Thiere im Verein mit den Pferden anziehen, dann gab der Wagen endlich nach und wurde unter dem Triumphgeschrei unser Aller bis ans Ufer und noch mit vieler Mühe den steilen Rand hinaufgeschleppt, so daß er in allen Fugen frachte und knackte. Trotzdem war Alles unbeschädigt geblieben. Wäre nicht eins der Räder, wie angenommen werden muß, zwischen großen Steinen auf dem Grunde des Flusses festgeklemmt worden, so hätte die Equipage wahrscheinlich schon lange zertrümmert an irgend einem Ufervorsprunge gelegen. Für seine Hilfeleistung erhielt der Bauer einen Rubel und zog mit seinen Büffeln ab, während unser Kutscher das vierte Pferd wieder einspannte. Nach dreistündigem Aufenthalte war dieser unglückliche Uebergang endlich beendet und wir berathschlagten nun, ob wir sofort das nächste Dorf aufsuchen oder bis Karakilissa — noch zirka zwei Stunden — weiterfahren sollten. Der Kutscher war für Letzteres und wir willigten ein. Ich hatte noch eine Flasche ganz schweren rothen Weines von Erivan; die mischte ich mit dem letzten Rest Cognac aus meiner Feldflasche und vertheilte sie unter uns drei, in der medizinisch vielleicht wenig gerechtfertigten aber instinktiven Annahme, dadurch den üblen Folgen der Durchnässung und Durchkältung vorzubeugen. Der Kutscher schwur hinterher, dies Getränk habe ihn vor dem Fieber bewahrt, aber ich glaube, daß die kräftige Chiniration, die ich vor dem Schlafengehen uns Allen zukommen ließ, eher das Ihrige gethan hat, denn wirklich blieben wir alle vollkommen gesurd.

Als wir in Karakilissa ankamen, war es schon zehn Uhr Abends und Alles schlief. Der Besitzer des Chans (Herberge) wurde herausgeklopft und schickte uns einen jungen Menschen, der

den verheißenen Samovar brachte. Die Gaststube enthielt gerade drei Tische und einen Tisch; dazu einige alte Teppiche und eine quer durch den Raum gespannte Leine zum Trocknen der Sachen. Nun wurde kräftig gegessen und heißer Thee getrunken; der Priester zapfte seinen gleichfalls aus allen Fährlichkeiten geretteten Schlauch gehörig zum allgemeinen Besten an; Ziegenkäse, Lawasch, harte Eier, Lauch und Zwiebeln, kaltes Hammelfleisch, Radieschen, grüne Zukostkräuter — alles aus den vom Kloster mitgenommenen Vorräthen — wurden ohne Umstände und weitere Hilfsmittel als die fünf Finger vorgenommen und beim Schein einer kleinen Talglanze verzehrt, und jedesmal, wenn der Kutscher ein neues Glas Wein erhielt, stand er auf, trat an den Tisch heran, verbeugte sich und trank auf unser Wohl. Mit ziemlich schwerem Kopf legten wir uns zum Schlafen nieder, natürlich in den Kleidern, nicht ohne Besorgniß wegen des nächsten Tages, aber wie gejagt, verlief Alles glücklich.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch ging die Reise weiter. Des Vormittags wäre fast wieder ein Unheil passiert, das diesmal leicht weniger glimpflich hätte abgehen können. Wir kamen allmählich immer höher, ohne daß die Gegend doch eigentlichen Gebirgscharakter annahm: es war ein stets sich erhebendes, rein aus erstarrten vulkanischen Auswurfsmassen und Laven aufgebautes Plateau, aber voll einzelner mulden-, spalten- und keffelförmiger Senkungen, fast durchweg kahles, schwarzgraues Gestein. An einer Stelle führte die Straße am Rande eines hohen Absturzes in solch eine Tiefe hin — links war ein steiler Bergrücken und hart zur Rechten ging es wohl 100 Meter jäh hinunter. Das schmale Band des Weges war noch von der Schneeschmelze her ganz durchweicht und von einer Barrière, wie auf der grusinischen Heerstraße, war hier natürlich nicht die Rede, dazu die ganze Passage nicht viel breiter, als die vier nebeneinander gespannten Pferde Raum einnahmen. Herumkommen konnte man um die Stelle nicht wohl; also peitschte der Kutscher die Tiere, die sich instinktiv ganz nach links zusammengdrängten, kräftig an und im Galopp ging es vorwärts. Wir standen Alle aufgerichtet im Wagen, fertig nach der Bergseite zu hinauszuspringen, sobald das Erdreich zur Rechten nachgeben und der Wagen das Gleichgewicht verlieren sollte. Nach einer Minute waren wir über die gefährliche Strecke hinüber, aber einen Augenblick hatte das rechte Hinterrad schon den Boden der Straße unter sich verloren gehabt und nur

das eilige Vorwärtsstürmen der Pferde und daß wir uns in dem kritischen Moment weit aus dem Wagen nach links hinausbogen, hatte uns vor dem Sturz bewahrt. Als wir drüben waren, kam mir der Gedanke: Weshalb bist Du denn nicht eigentlich vorher ausgestiegen und zu Fuß hinübergangen?

Ich muß gestehen, daß ich von jetzt ab etwas nervös wurde, ja fast jedem kleinen Wasser, das beim Durchfahren nicht höher als bis zur Vorderachse des Wagens reichte, jeder nahe an einem Abhänge hinführenden Strecke des Weges mit Unbehagen entgegen sah. Ich nahm mir fest vor, mich auf Wagenfahrten im Hochlande auf unbekanntem Wegen nicht mehr einzulassen, sondern fortan zu reiten — freilich, um schon am nächsten Tage meinem Vorsatz untreu zu werden. Im Dorfe Nor-Nschin wurde Mittagssrast gemacht. Hier war die 1500 Meter hohe, relativ flache Hochebene von Alexandropol, die altarmenische Landschaft Schirak, erreicht. Den Untergrund bilden zwar auch hier noch durchaus die vulkanischen Ausbruchsgesteine, aber darüber hat sich durch die Verwitterung meist eine zusammenhängende Decke von fruchtbarem Ackerboden gebildet. Auffallend war, wie überhaupt seit wir das Land Ararat, d. h. die Araxesebene und die Striche am Südfuß des Aragaz, verlassen hatten, die große Spärlichkeit des Baumwuchses; nur um die Stadt Alexandropol erinnere ich mich Pappeln gesehen zu haben, die aber in dieser hohen Lage noch keine Spur von Grün zeigten — Mitte Mai. Man sagte mir freilich überall, gerade dieser Frühling komme sehr spät. Nor-Nschin war ein sehr großes Dorf und hatte sogar unter einem Dach ein Wirthshaus und einen Kramladen, in dem ich aber außer Stricken, Petroleum, Streichhölzern und Tabak nichts entdecken konnte. Der Wirth setzte uns Spiegeleier in geschmolzener Butter vor, wie jener Priester an der Mesropkirche in Dschagan, von dem ich bei einer früheren Gelegenheit erzählt hatte. Auch hier fand sich ein sehr alter Geistlicher mit einem merkwürdig pergamentenen aber sehr klugen Gesicht und freundlichen Augen ein, der uns durchaus bereden wollte, in sein Haus zu Gaste zu kommen. Weil wir bald abfahren wollten, gingen wir nicht darauf ein; da lief der Alte nach Hause und holte wenigstens eine Flasche Wein und Brod, um uns an Ort und Stelle zu bewirthen.

Nach einer Weile kam der Mann dann mit einer besonderen Sache heraus: Ob ich nicht wüßte, was aus den armenischen Schulen werden würde, die von der Regierung kürzlich geschlossen

worden waren. Mein Begleiter hatte ihm mitgetheilt, was ich wäre, wo ich herkäme und daß mich der Patriarch in Gtschmiadsin empfangen hätte; da meinte der Frager wohl, daß ich Neues in dieser Sache, an der alle Armenier brennend interessirt sind, erfahren hätte. Leider konnte ich ihm keine andere Auskunft geben, als die, daß ich nicht die geringsten Beziehungen zu den hohen und regierenden Kreisen hätte, bei denen die Entscheidung in solchen Fragen liegt. Traurig senkte der Greis den Kopf und seufzte tief: dann führte er mich vor die Thüre und wies auf das neue Schulhaus hin, das die Dorfgemeinde vor Kurzem gebaut hatte: „Sie haben es geschlossen! Warum nur? Gott gefällt es doch, wenn die Kinder zur Schule gehen! Der Herr Kaiser liebt uns nicht! Wir Armenier sind doch auch seine Unterthanen!“ Und die Thränen liefen dem Alten dabei aus den treuherzigen Augen über die welken, eingefallenen Wangen in seinen grauen Bart. Ich mußte daran denken, was mir ein Armenier in Tiflis erzählt hatte, als die Rede auf die Schließung der armenischen Gemeindefschulen kam: „Unsere Bauern fassen sich hier und da kein Herz mehr, bei Hochzeiten und anderen Festen auf das Wohl des Kaisers zu trinken. Nicht als ob ihr Gefühl sich zu ändern im Begriff wäre! Sie wissen, daß der russische Kaiser sie aus der persischen Sklaverei gerissen hat; ihre Väter und Großväter haben es erlebt. Aber daß ihre Kinder nicht mehr in die Schule gehen dürfen, das können sie nicht begreifen. Schulbildung, wie einfach sie sein möge, ist das Ideal des alten Bauern für seine Söhne; daß der Kaiser ihnen das nicht gestattet, vermögen sie nicht anders zu empfinden, denn als Ungnade und Zorn, die ihn von dem allmächtigen Herrscher her treffen. So bringt er es oft nicht mehr über sich, wie sonst, den ersten Trunk zu segnen und ihn dem Kaiser zu bringen. Das Leben gäbe er freilich nach wie vor für ihn hin!“

Ich weiß nicht, wie weit und inwiefern diese Darstellung zutrifft — aber recht glaublich ist sie mir gewesen, als ich die Szene mit dem alten Pfarrer von Nor-Ashin erlebte.

„Welchen Kaiser habt Ihr am meisten geliebt?“ fragte ich nach einer Weile. „Nikolaus I und Alexander III. Ach, der Türke dürfte die Armenier jetzt nicht todtschlagen, wenn der Herr Kaiser Alexander III. noch lebte, der war ein gerechter Mann, und streng und fromm!“ Da hatte ich wieder dasselbe Urtheil, wie einige Wochen früher von einem hochgebildeten armenischen Manne, der halb Europa kannte und im Faust besser Bescheid wußte, als

mancher deutsche Philister. Alexander III. hätte es bei seiner aufrichtigen und starken Religiosität und seinem Abscheu gegen alles Blutvergießen schwerlich fertig bekommen, selbst um hoher und weit ausgedehnter Ziele willen sich dem unmittelbar in die Ohren gellenden Nothschrei des gemarterten Volkes zu verschließen. Ein Ausrecken seiner wuchtigen Hand nach dem Yildiz-Kiozk hin, und die Armenier hätten aufathmen können — aber die Meerengen würden heute wohl nicht an ihrem Ausgang ins Mittelländische Meer, sondern an ihrer Pontusmündung befestigt werden. Uebrigens ist auch unter Alexander III. die offizielle Strömung in Rußland dem selbständigen Schulwesen der Armenier nichts weniger als günstig gewesen. Trotzdem ließ man es geschehen, daß die Armenier sich mit ihren eigenen Mitteln Gemeindeschulen schufen, die übrigens eine sehr verschiedenartige Ausbildung gewährten. Die einzelnen Kirchengemeinden, im eigentlichen Armenien sowohl, als auch im ganzen Kaukasus, errichteten entweder je für sich oder zu mehreren vereinigt, Knaben- und Mädchenschulen. In den größeren Städten, z. B. in Tiflis und Baku, waren das großartige Anstalten mit zahlreichen Klassen und vorzüglichen Lehrmitteln, während auf den Dörfern vielfach nur sehr bescheidene einklassige Schulen mit einem einzigen Lehrer oder auch einer Lehrerin existirten. Sie waren alle im eigentlichen Sinne des Wortes Volksschulen und gewährten bei starker Pflege des Russischen eine mehr oder minder in sich abgeschlossene nationale Bildung. Wer eine öffentliche, staatliche oder sonstige Karriere einschlagen wollte, für welche Universitätsbildung erforderlich war, der mußte natürlich in ein russisches Gymnasium eintreten. Es war keine Rede davon, daß die Kirche die sehr erheblichen Summen auch nur zu einem nennenswerthen Theil hätte aufbringen können, die zur Unterhaltung der armenischen Schulen erforderlich waren, sondern das Geld stammte entweder von wohlhabenden Privatleuten, die zum Theil enorme Summen für Schulzwecke stifteten, oder es brachten die Dorfgemeinden durch freiwillige Umlagen das Nöthige auf. Dem Namen nach wurden die Schenkungen, Legate und laufenden Zahlungen übrigens meist ganz allgemein zum Besten der Kirche gemacht. Ende 1896 existirten gegen dreihundert Gemeindeschulen in Russisch-Armenien und die Mehrzahl der Kinder, sicher wenigstens der Knaben, erhielt thatsächlich Unterricht. Das ist eine garnicht hoch genug einzuschätzende Leistung eines Volkes, das noch vor 70 Jahren von Schulen überhaupt noch nichts wußte, sondern in

völliger asiatischer Barbarei begraben lag. Und das alles aus eigenster Initiative, ohne eine Spur von staatlicher Unterstützung. Was gehört allein dazu, den Lehrerstand zu schaffen, dessen dies Schulwesen bedurfte!

Als ich meine Reise machte, hatte die russische Regierung eben die Schließung fast sämtlicher Schulen, sowohl in den Städten, als auch auf dem flachen Lande, verfügt. Ueberall standen die leeren, geschlossenen Schulgebäude in den Dörfern verödet da und die Kinder liefen, statt etwas zu lernen, auf der Straße umher, worauf man mich öfters aufmerksam machte. Nur einige bischöfliche Seminarien — große Mittelschulen nach unserem Begriff — existiren noch und sind sehr stark gefüllt. Es ist nur selbstverständlich für den Armenier, daß eine so hohe kirchliche Persönlichkeit, wie ein Bischof es ist, durchaus auch durch eine Schulanstalt für das Volk jergen, seine Pflicht als Hirte erfüllen muß. Wie leichtfertig ist es doch, ein Volk von dieser geistigen Veranlagung und Leistungsfähigkeit auf die unqualifizierbaren Schreibereien hin, die unsere Presse mit wenigen Ausnahmen — von Blättern ersten Ranges macht nur die Frankfurter Zeitung eine solche — über die Armenier als Nation produziert, insgesammt als eine vaterlandslose Gesellschaft von berufsmäßigen Betrügern, Spitzbuben und Aufrührern gegen „die bestehende Ordnung“ abzuthun. Indeß, ich will über die Schulfrage und was damit zusammenhängt, nicht zu ausführlich werden. Das Wesentlichste dabei ist die Einsicht, der sich Niemand, der die Armenier bei sich zu Hause kennen gelernt hat, verschließen kann: Man gebe diesem Volke Bewegungsfreiheit und helfe ihm, sich geistig, sittlich in die Höhe zu arbeiten, und man wird über seine Entwicklung staunen. Vom russischen Standpunkt aus wäre es geradezu ein unverantwortlicher Fehler, wenn die St. Petersburger Politik davon absähe, einen Weg zu beschreiten, auf dem sie sich aus den Armeniern einen positiven Machtfaktor ersten Ranges zu schaffen vermöchte.

Unsere Raft in Nor-Ashin war die letzte vor Alexandropol. Auf einem Wege, der diesmal zwar nicht durch Felsblöcke und Wildwasser, wie Tags zuvor, wohl aber durch seinen total aufgeweichten Zustand nach europäischen Begriffen unpassierbar war, erreichten wir gegen Abend unser Reiseziel. Es ist ganz unglaublich, was diese kaukasischen Pferde für eine Leistungsfähigkeit besitzen! Jeder deutsche Gaul wäre durch die zweitägige Reise von Etschmiadjin nach Alexandropol dauernd zu Schanden strapaziert worden — und

unser Gespann sollte schon nach 36 Stunden wieder Dienst thun. Als die Sonne unterging, hielten wir vor dem Hause meines Gefährten. Die Pfarrerrwohnung lag dicht neben der Hauptkirche der Stadt und war ein recht bescheidenes Quartier: zwei Zimmer und eine Küche. Allerdings war mein nunmehriger Wirth unverheirathet. Das Meublement war größtentheils europäisch; Messer und Gabeln kannte man aber auch hier noch nicht, und ein gebratenes Kotelett, das mir von dem Diener des Pfarrers (weibliche Dienstboten kennt man im Kaukasus außerhalb der größten Städte so gut wie garnicht) zur Stärkung servirt wurde, sobald ich das nöthige fundamentale Reinigungsverfahren hinter mir hatte, mußte ich sammt den beigelegten, wer weiß wie hierhergegangten Makfaroni, mit den Fingern essen. Ich war bereits so abgestumpft gegen dergleichen, daß ich nicht einmal mehr daran dachte, mein Reisebesteck auszu packen. Der Pfarrer trat mir darauf trotz allen Protestirens von meiner Seite für die Nacht sein Bett ab und schlief selber in der Nebenstube auf Teppichen.

Am anderen Tage in aller Frühe fand sich unser Kutscher von gestern ein. Er hatte unterwegs von meiner Absicht gehört, Ani zu besuchen, und schlug mir vor, mich mit frischen Pferden für einen mäßigen Preis hin und zurück zu bringen. Nach den Ruinen sollte es zwei Wege geben: einen zu 45 und einen zu 65 Kilometern, aber den kürzeren könne er nicht empfehlen, weil da mehrere, in der damaligen Jahreszeit stark angeschwollene Flüsse zu passiren seien; möglicherweise würde man da an einer Stelle überhaupt nicht hinübergelangen können. Ich wollte überhaupt von Fahren nichts mehr wissen, aber mein Pfarrer zeigte eine so starke Abneigung gegen das Reiten und seine Begleitung war mir andererseits so werthvoll, daß ich mich am Ende doch entschloß, den Versicherungen des Kutschers Glauben zu schenken, er würde einen Weg fahren, der so gut sei, wie die Straßen in Alexandropol selbst. Es wurde also wieder Proviant für zwei Tage zusammengepackt, einige Krüge mit Wein aus dem unterwegs erstandenen Schlauche gefüllt und sorgfältig im Wagen beigestaut, der Kutscher nochmals für alles etwa eintretende Unheil verantwortlich gemacht — nicht eine Kopeke würde er erhalten! — und dann ging es zur Stadt hinaus.

Alexandropol ist Festung und liegt an der Transitstraße von Tiflis-Astjafa nach Kars, die ich bei Delischan verlassen hatte, um Erivan und Etchmiadfin zu besuchen. Außerordentliche Truppen-

mengen lagen in der Stadt, und unter den Kanonen der Citadelle entstand gerade ein ganz neues förmliches Kasernenviertel für die fortbauend in steigendem Maße hier zusammengezogenen Armeetheile. Von hier ab fuhren wir auch wieder ein Stück auf der prachtvollen und großen Straße, dem sorgfältigsten und vollkommendsten Wegebau, den ich in Rußland gesehen habe. Augenscheinlich dient auch dieses Werk im Wesentlichen militärischen Zwecken, denn der Personen- und Waarenverkehr ist hier sehr gering; man ist schon ganz nahe an der türkischen Grenze, wie denn auch Ani und Kars bis zum Friedensschluß von San-Stefano auf türkischem Gebiete lagen. Hier sah ich auch dasselbe neue Werk der großen Politik Rußlands wieder, dessen Beginn ich in Georgien bemerkt hatte: die im Bau begriffene Eisenbahn von Tiflis nach Kars. Parallel der Chaussee zog sich der hoch aufgeschüttete Damm schnurgerade hin; bereits wurden die Brücken montirt und im kommenden Sommer, wenn der große Tunnel unter der transkaukasischen Wasserscheide zwischen Kur und Araxes, nördlich von Alexandropol, fertig ist, an dem damals eine Menge italienischer, im Tunnelbau geübter Arbeiter beschäftigt waren, wird bereits die Lokomotive hier pfeifen. Diese Bahnstrecke aber ist nur der Anfang zur Verwirklichung eines viel grandioseren Planes: die Bahn soll weiter über Erivan und die persische Grenze hinausgeführt werden, zunächst bis Täbris, dann bis Teheran und endlich bis zum Sulfagar-Paß, wo der Anschluß an die südliche Zweiglinie der transkaspischen Eisenbahn erreicht wird. Dieser projektierte Schienenstrang folgt in Persien genau dem Zuge der einstigen Reichsstraße der Achämeniden; in der Verlängerung derselben Linie, ebenfalls am alten Königsweg, liegen Herat und Kabul, die Pforten Indiens. Wenn der Plan der persischen Eisenbahn verwirklicht wird — und es ist nicht abzusehen, welche Hindernisse sich dem in den Weg stellen sollten, — so bedeutet das natürlich die Verwandlung Persiens in einen russischen Vasallenstaat, der ein Zollvertrag auf dem Fuße folgen wird, durch den das Reich des Schah auch in wirthschaftlicher Hinsicht eng an Rußland gekettet wird. Dann hat man was man braucht: einen Zuwachs von vielen Millionen Konsumenten für die Manufakturzeugnisse von Moskau, Wladimir und Lodz, ein fortgesetztes Einströmen von Geld für in Rußland hergestellte Waaren und eine militärisch-politische Sicherung dieses Besitzes. So machen ein großer Staat und eine zielbewußte Regierung nationale Politik. Was sind wir doch für Pfennig-

seelen, was für Bierbankschwäger und Nachtmühen gegen die Leute, die da wissen, was sie wollen und was eine Nation zu bedenken und zu thun hat, um sich eine Weltstellung zu erhalten! Gott besser's!

Dieser neueste Abschnitt der russischen Weltpolitik: der Plan, einen möglichst großen Theil Asiens wirthschaftlich zu unterwerfen, um dadurch an Stelle der unsicher gewordenen alten eine neue und zuverlässige materielle Basis für die Macht des Reiches zu schaffen — trat äußerlich in die Erscheinung mit dem Entschluß zum Bau der großen sibirischen Bahn. Die Vollendung dieser Linie bedeutet für Rußland mit Sicherheit die Einbeziehung des nördlichen China in seine Machtphäre. Keine europäische Nation ist im Stande, zum Mindesten in dem ganzen Gebiet nördlich des Gelben Flusses, inklusive der Hauptstadt, einen ähnlichen Druck auf die chinesische Regierung auszuüben, wie Rußland, wenn es seine Bahn fertig hat — und zu keinem anderen Ziele als um das zu erreichen, ist sie gebaut. Ein Armeekorps europäischer Truppen in der russischen oder chinesischen Mandchurei — und durch letztere wird ja die russische Linie führen — bedeutet den effektiv entscheidenden Einfluß in Peking und sehr viel mehr, als ein halbes Duzend Panzerschiffsdivisionen vor den großen Häfen des Reiches. Für den unbedingten Schutz der Hauptstadt gegen England und Japan wird die chinesische Regierung an Rußland jeden vernünftigen Preis zahlen, und Rußland wird sicher klug genug sein, keinen höheren zu fordern, als — einen geeigneten Handelsvertrag zu Gunsten seiner Industrie. Es ist klug genug, sich mit der faktischen Sicherheit dafür zu begnügen, daß es nöthigenfalls die chinesische Hauptstadt schneller besetzen kann, als jede andere konkurrirende Macht und es wird kein Verlangen darnach tragen, der Regierung in Peking ihre wirkliche Lage allzu deutlich zu machen, so wenig wie es in Persien das Gefühl aufkommen lassen wird, bedingungslos in der Hand des Nachbarn zu sein. Rußland hat in seiner asiatischen Politik den großen Vortheil, überall in überzeugender Weise als Retter vor England auftreten zu können, ohne daß es genöthigt wäre, seinen Klienten gegenüber seinerseits den Sammethandschuh von der Eisenfaust zu streifen.

Seine Nachbarschaft und seine Bahnbauten gewähren ihm die Sicherheit, im gegebenen Augenblick doch immer mit entscheidenden militärischen Kräften als Erster zur Stelle sein zu können. Diese Politik ist so überaus einfach, wie sie richtig ist, in Persien wie in

China. Sie war beschloffen, als die großen Bahnbauten in Angriff genommen wurden; sie wäre auf das Empfindlichste gestört, wenn es England gelänge, den von ihm glühend ersehnten Krieg zu entzünden, und ihr Erfolg hängt für Rußland daran, ob es unserer, Deutschlands, auf jeden Fall sicher sein kann. Ich wiederhole mich, aber ich möchte deutlich sein.

Die Linie Tiflis-Alexandropol-Kars weist mit ihrer natürlichen Fortsetzung auch noch in andere Richtungen: nach Erzerum, Cilicien und Mesopotamien — indeß mag dieser Fortschritt noch einer ferneren Zukunft angehören. Vorläufig dachte man in den interessirten Kreisen im Lande selbst vor Allem an die Erreichung des persischen Täbris; darnach wäre das Stück von Alexandropol bis Kars einstweilen nur eine kurze Zweiglinie. Etwa anderthalb Stunden fuhren wir auf der Chauffee hart an dem in Bau begriffenen Bahnkörper entlang an einer hochgelegenen altarmenischen Burg vorbei — dann zweigte der Weg nach Ani links ab. Gleich an der Wegtheilung führte eine Brücke über den reißenden Karzfluß, der sich später mit dem Arpatchai, an dem Ani liegt, vereinigt, worauf das Wasser dem Araxes zufließt. Die Brücke war ein so gebrechliches, wackeliges Bauwerk, daß wir Alle ausstiegen und der Kutscher die Pferde mit dem Wagen am Zügel hinüberführte. Am jenseitigen Ufer stiegen wir wieder ein. Jetzt ging es auf einem einfachen Landwege weiter, doch da es einige Zeit nicht geregnet hatte, so war der Boden ziemlich fest und wir kamen rasch weiter. Nach einer Weile überraschte mich ein niedriger Felsrücken aus allerdings ganz furchtbar verworfenem und mit seinen Schichten drunter und drüber gekipptem hellem Sedimentgestein, über den der Weg hinüber führte — in dieser schwarzgrauen, bis zum Ueberdruß von vulkanischen Massen bedeckten Gegend ein förmlich erfreuender Eindruck. Das Land war ziemlich bevölkert; öfters kamen wir durch ein armenisches Dorf; man sah auch relativ viel Land unter dem Pfluge und die Leute bei ihrer Arbeit. Wild aussehende Schäfer mit langem Hakenstock und zottigen Hunden, abenteuerlich graue Schaffellmützen auf dem Kopf, weideten ihre großen, fettschwänzigen Hammelheerden; in einem breiten, träge fließenden, schlammigen Bach, den wir durchfahren mußten, hielte sich mit unendlichem Behagen eine Anzahl Büffel unter Aufsicht eines Jungen aus dem Dorfe am Ufer. Es war noch eine etwas herbe Frühlingsluft, ganz anders als in der Araxesebene, aber befanden uns hier auch über 500 Meter höher als in Etchmiadzin.

Wir waren in zwei Tagereisen zu zwei Dritteln um den Aragaz herumgefahren und hatten nun den zerrissenen Schneegipfel des Vulkans zur Linken. Rechts vorne ragte in einigen Meilen Entfernung eine Gruppe hoher typischer Eruptionstegel empor: die weithin um Alexandropol sichtbaren Aladschaberge. Sie bezeichnen etwa die Stätte von Ani, denn wenn die Sonne im Untergehen begriffen ist, werfen sie ihren weithin fallenden Schatten über die Ruinen der alten Stadt der Bagratiden. Ich war jetzt mitten in Schirak, noch im Lande Ararat, der Kernprovinz der späteren Herrschaft des Königsgeschlechts. Der Weg, den ich fuhr, war die alte Heerstraße, auf der der letzte König von Armenien auszog, als die Byzantiner von Norden heranrückten und im Süden alles Land schon als eine Beute der Seldschuken dalag.

Gegen Mittag gelangten wir an den Fuß einer niedrigen Einfattelung zwischen zwei Hügeln, auf denen einige Ueberbleibsel alten Mauerwerks sichtbar waren. Hier führte der Weg hinüber. „Von oben kann man Ani sehen“, sagte der Kutscher sich umwendend, denn auch mein Priester besuchte die Stätte zum ersten Male in seinem Leben. Mit Spannung und Ungeduld wartete ich auf den Augenblick, wo die Pferde den Wagen hinaufgeschleppt haben würden. Endlich war die Höhe erreicht; ich stand im Wagen auf, sah dem Kutscher über die Schulter nach vorne — und im nächsten Augenblick den Gefährten verwundert an: „Soll das etwa Ani sein?“ In einiger Entfernung dehnte sich ein mähtiges, anscheinend mit flachen Schuttanhäufungen überdecktes Blachfeld aus, in dessen Mitte ein hoch aufragendes, aber stark zerstörtes, kapellenartiges Bauwerk stand. „Da ist Ani“, bestätigte der Kutscher kaltblütig. Kopfschüttelnd setzte ich mich in den Wagen zurück. Schlechterdings konnten diese spärlichen Reste nicht Alles sein, was von der Stadt übrig war, aber in der That ließ sich weit und breit nichts weiter entdecken, was nach Ruinen oder überhaupt nach Bauwerken aussah. Da, nach einer Weile, löste sich das Kätfel. Hinter einer langen Terrainwelle, die ich ihrer sehr flachen Böschung wegen für unbedeutender gehalten hatte, als sie war, tauchte allmählich eine in der That imposante Befestigungslinie auf: in einer Ausdehnung von vielleicht tausend Metern zog sich eine gewaltige Mauer, aus regelmäßigen, hell rothbraunen Quadern hin, mit Bändern, Kreuzen und anderen Figuren von eingelegtem dunklem Gestein verziert, von etwa vierzig runden und viereckigen, theilweise weit hervortretenden

Thürmen von mächtigen Dimensionen unterbrochen und häufig hoch von ihnen überragt. An beiden Enden hörte dieses Bollwerk am Rande eines tiefen Abgrundes auf, so daß es augenscheinlich dazu bestimmt war, eine vorspringende, von Abstürzen umgebene Felsplatte an dieser einzig zugänglichen Seite gleichfalls abzusperren.

Als unser Wagen in eines der zerstörten Thore der Festung einbog, sah ich erst, daß eigentlich zwei Mauern einander parallel liefen, deren Durchgänge sich aber nicht gegenüber lagen, sondern man mußte erst eine Strecke zwischen den beiden Linien fahren, bis sich in der zweiten Mauer der eigentliche Eingang in die Stadt öffnete. Jetzt war ich in Ani!

Der erste Eindruck, den ich erhielt, war der eines großen Trümmerfeldes, auf dem hier und da noch ein aufrecht stehendes größeres Bauwerk emporragte. Man denke sich etwa durch einen Erdstoß alle Privathäuser einer Stadt in formlose Steinhäufen verwandelt und aus dieser Wüste die Ruinen der widerstandsfähigeren öffentlichen Bauwerke in verschiedenen Stadien der Erhaltung sich erhebend — dann hat man ungefähr ein Bild von Ani. In der That hat — im XIV. Jahrhundert — ein Erdbeben die damals von ihrer einstigen Höhe freilich schon lange herabgesunkene Stadt verwüstet und an dem, was damals stehen geblieben ist, haben dann mehr als fünfhundert Jahre genagt. Zunächst übersieht man das Ganze noch nicht recht, weil der Boden uneben ist. Gerade vor uns in einiger Entfernung steigt aus dem ruinenbedeckten Terrain ein breiter Felsbühl auf, der aussieht, als ob er einst die Citabelle der Stadt getragen hat, und auf der Hälfte des Weges dorthin erblickt man ein modernes, niedriges Haus, aus aufgelesenen alten Quadrern roh errichtet. Hier hausen ein Priestermönch und ein altes, bäuerliches Ehepaar mit einem jungen Burschen zur Bedienung des Geistlichen — die einzigen Bewohner von Ani — und in dieser Behausung gedachten auch wir für einen Tag unser Quartier aufzuschlagen.

Merkwürdiger Weise fanden wir eine Menge Menschen hier versammelt, und alle, wie es schien, in großer Aufregung. Es sollte ein Mord geschehen sein. An diesem Morgen hatte man ein dreizehnjähriges Mädchen, aus einem nahen, von Krutinen (ein türkischer Stamm) bewohnten Dorfe, das von seinen Angehörigen ausgeschied war, die Ziegen in den Ruinen zu hüten, mit einer Kopfwunde zwischen den Steinhäufen todt aufgefunden; jetzt war

die ganze männliche Verwandtschaft und Freundschaft des von dem Unglück betroffenen Hauses zusammengeströmt und bezeichnete den jungen Armenier, dessen ich eben Erwähnung gethan, mit großer Bestimmtheit und heftigen Drohungen als den Mörder. Auch zwei armenische Dorfälteste waren aus der Nachbarschaft herangeholt worden und schienen so etwas wie eine Untersuchung des Falles vorzunehmen. Der Mönch war nicht zu Hause, sondern zum Ratholikos gereist; von den beiden Alten stand der Mann sehr ängstlich und verschüchtert da, während die Mutter mit Energie und heftiger Beredsamkeit ihren Sohn gegen die erhobene Anklage zu vertheidigen sichlich bemüht schien. Mein Gefährte unterbrach ohne viel Umstände die Verhandlung und verlangte für uns etwas zu essen. Diesen Zwischenfall benutzte der Jüngling, um schleunigst zum Feueranmachen in einen Nebenraum zu verschwinden; alsdann wurde uns die leere Zelle des Mönchs als Quartier eingeräumt und schließlich entfernten sich die Türken, nachdem ihnen die beiden armenischen Würdenträger eine gerichtliche Verhandlung des Falles versprochen hatten, bei der natürlich nichts herausgekommen sein wird, denn Zeugen gab es ja weder für noch wider die Schuld des angeblichen Mörders. Mir machte er einen ganz vertrauens-erweckenden Eindruck und ich nahm ihn mir ohne Weiteres als Diener für die Durchstreifung der Ruinen an. Als die Leute hörten, ich käme von Etschmiadsin, erschöpften sie sich in Freundlichkeit und schafften zum Essen herbei, was ihnen nur möglich war: Ein Huhn, Reis, Eier, saure Milch, Büffelbutter und das unvermeidliche Lamasch. Als Hauptgericht wurde „Blow“ zubereitet. Diese Speise besteht aus Reis mit kleinen kernlosen Rosinen, in Butter gedämpft, so daß die einzelnen Körner heil bleiben, natürlich mit den Fingern oder, besser gesagt, aus der hohlen Hand zu essen. Die Orientalen können unglaubliche Quantitäten davon verzehren; auch mein Gefährte griff einmal über das andere mit seiner Rechten tief in die Blowschüssel und lobte das Essen. Es schmeckte in der That gut. Auch das — gekochte — Huhn wurde von der Frau, die es auftrug, nicht etwa zerschnitten, sondern äußerst geschickt in mehrere Stücke zerrissen auf den Tisch gestellt. Daß ein solcher da war, mußte übrigens schon als ein nicht unbeträchtliches Stück Kultur angesehen werden. Der Mönch, in dessen Zimmer wir speisten, hatte allerdings auch den Rang eines Archimandriten oder Kloostervorstehers. Die saure Milch war überfett wie gewöhnlich;

auch die Eier Schwammen wieder in heißer Butter, und das Mittagessen wäre diesmal trotz aller Gewöhnung und guten Willens kein Genuß für mich geworden, wenn nicht der Wein, den wir mit hatten, über alle bedenklichen Regungen hinweggeholfen hätte. Sollte übrigens einmal ein Leser dieser Aufzeichnungen nach dem Kaukasus und Armenien kommen, so wird er wohl, wie ich, eine kleine Weile brauchen, bis er sich an den eigenthümlichen Beigeschmack des in Schläuchen aufbewahrten Weines gewöhnt. Dieser wirkt zunächst direkt unangenehm, aber das verliert sich ziemlich rasch. Edle Sorten sollen auch nicht in Schläuchen, sondern in großen, zum Theil in die Erde gegrabenen Thongefäßen aufbewahrt neuerdings auch in Flaschen gefüllt werden. Während wir speisten standen die beiden alten Bauersleute der Sitte gemäß an der Thür und sahen mit gekreuzten Händen zu, bis wir fertig waren. Dann kam die Frau demüthig heran, faßte meinen Rockärmel und versicherte mir irgend etwas eindringlich und bittend auf armenisch, indem sie dabei die andere Hand aufs Herz legte. Der Pfarrer übersetzte mir, was sie wollte: sie betheuere nur, ihr Sohn sei wirklich und wahrhaftig an dem Tode des Mädchens nicht schuld. Ich sagte ihr, meiner ehrlichen Ueberzeugung gemäß, sie solle nur ruhig sein, es würde ihm wohl nichts geschehen; im Uebrigen solle er mir nur nach Möglichkeit behilflich sein.

Nach dem Essen machten wir uns nun auf die Wanderung durch die Ruinen. Natürlich war es von vorne herein in Aussicht genommen, erst am anderen Tage nach Alexandropol zurückzufahren; ich glaubte also vollauf Zeit zu haben. Zunächst galt es, das ganze Terrain der alten Stadt einmal rund zu umwandern, doch widmete ich vorher noch eine Weile der Kathedrale, die unserem Quartier gerade gegenüber lag, sobald man aus der Thüre trat. Die imposante einstige Patriarchatskirche ist im Jahre 1010 n. Chr. unter König Gagik I. beendet, als die Bagratiden von Ani nur noch über einen Theil Armeniens herrschten, obwohl ihre Herrschaft und ihre Residenz an Ansehen und Pracht noch weitaus den ersten Rang im Lande behaupteten. Der Bau war der Jungfrau Maria geweiht und mißt etwa 30 : 50 Meter Seitenlänge; die Höhe des Inneren bis zur Wölbung des Mittelschiffs mag zwischen 25 und 30 Metern betragen. Die äußeren Formen sind einfach und edel gehalten; der rothbraune, wie gebrannt aussehende Tuffstein, aus dem die glatten, in regelmäßigen Schichten übereinander gelegten Quadern gehauen sind, ist ein ausgezeichnet zu bearbeitendes Ma-

terial und von großer Widerstandsfähigkeit gegen atmosphärischen Einfluß, wie das wohlerhaltene Arkadenmotiv in hohem Relief zeigt, durch welches die wuchtigen Flächen der Außenmauern des Baues, andeutender Weise, rund herum in eine lange Reihe von Bögen mit schlanken, aufstrebenden Pfeilern gegliedert wurden. Ueber der Kreuzung des mittleren Längsschiffs mit dem gleich hohen Querschiff erhob sich einst der allen armenischen Kirchen eigenthümliche kuppelähnliche Thurm mit spitzem, steinernem Kegeldach, aber dieser Thurm hat der Gewalt der Erdbeben und der zerstörenden Kraft der Jahrhunderte nicht widerstehen können; seine Steinmassen sind in das Innere des Domes hinabgestürzt und durch die gewaltige kreisrunde Oeffnung schaut jetzt der Himmel hinein. Vier mächtige Pfeiler, die einst die Last des Thurmes trugen, gliedern den Innenraum derart, daß man fast den Eindruck eines Zentralbaues empfangt; eine Apsis an der Ostseite, durch deren Hinterwand ein gewaltiger Riß geht, schließt den Bau in der Längsrichtung ab. Der Haupteingang scheint an der Südseite gewesen zu sein, wo noch von außen die Reste einer Vorhalle zu sehen sind. Im Uebrigen sind die Gewölbe des Inneren noch erhalten; nur zeigen sie auch schon mehrfach Risse.

Wenige Schritte jenseits der Kathedrale steht man am Rande einer tiefen Thalschlucht, auf deren Grund der Arpatschai fließt, und an dieser Stelle gewann ich zuerst eine Vorstellung von der merkwürdigen Lage Anis. Die Gegend ist hier weithin mit dem bereits erwähnten rothen Tuff in einer Mächtigkeit von ca. fünfzig Metern bedeckt; unter dem Tuff liegt aber grauschwarze, baaltische Lava, wahrscheinlich in einer viele hundert Meter starken Schicht vor alten Zeiten aus dem Krater des Aragaz bis hierher ergossen. Der Arpatschai nun hat sich ein zwischen den oberen Rändern im Durchschnitt an 500 Meter breites, vielfach gewundenes Thal durch die ganze Tuffdecke hindurch erodirt, dann aber von der Sohle desselben aus noch eine ebenso tiefe Kluft mit senkrecht abstürzenden Wänden in die Lava hineingenagt. Wenn man am oberen Rande dieses tiefen Thales steht und hinunterschaut, so erblickt man diesseits, wie jenseits oben zunächst die röthlichen Abhänge des Tuffes, und dann weiter in der Tiefe einen dunkeln, finsternen, gewundenen Spalt, auf dessen Grunde das trübe, wirbelnde Wasser — scheinbar lautlos — dahinfließt, denn der Abstand von unten bis zum oberen Rande, auf dem wir stehen, ist so groß, daß nur an einzelnen Stellen, wo die Ge-

staltung der Thalwände der Fortpflanzung des Schalles nach oben günstig ist, das Rauschen des Flusses heraufstönt. Auf der anderen Seite der Stadt fließt gleichfalls in einem tief in den Luff hinein erodirten Baronco, dessen Sohle in seinem unteren Theile gleichfalls schon die Lavaschicht erreicht und angegriffen hat, der Bach Madjatschai, so daß auf diese Weise eine lange Felszunge mit garnicht oder schwer ersteiglichen Steilwänden zwischen den beiden Schluchten entsteht. An der Vereinigung der beiden Gewässer ist sie lang und schmal ausgezogen, auch die Luffdecke bereits von dem kaum 200 Meter breiten Rücken durch atmosphärische Einflüsse abgetragen und nur eine langgestreckte, senkrechtabstürzende Basaltklippe in der Tiefe zwischen den Flüssen noch übrig, dort hingegen, wo das herausgeschnittene, halbinselförmige Plateau sozusagen mit dem Festlande zusammenhängt, beträgt seine Breite etwas über einen Kilometer. Hier zieht sich die oben erwähnte, bethürmte Mauer quer hinüber und vertheidigte einst die Stadt an der einzigen, von der Natur nicht geschützten Seite. Der ganze Umfang des alten Ani betrug etwa fünf Kilometer; allerdings war es, wie der Verlauf der erhaltenen Grundmauern der Gebäude zeigt, größtentheils so eng gebaut, daß von eigentlichen Straßen kaum die Rede gewesen sein kann. Es ist kaum wahrscheinlich, daß die Stadt je mehr als 50 000 Einwohner gehabt hat, selbst wenn man sich vor Augen stellt, welche verhältnißmäßig bedeutenden Menschenmengen einst auch bei uns in manchen eng gemauerten Städten des Mittelalters bei einander gehaust haben müssen, so z. B. in Lübeck, Köln, Nürnberg u. a. Für diese armenischen Gegenden muß man aber berücksichtigen, daß der Erdbeben wegen Privathäuser nicht wohl zu großer Höhe hinaufgeführt werden konnten.

Wir machten uns nun auf, längs des oberen Thallandes die ganze Stadtanlage zu umwandern. Ein seltsamer Ort, dieses Ani! Soweit das Auge reichte, war nirgends in der ganzen Gegend weit und breit eine Spur von Leben zu entdecken. Rahl und finster stiegen die Madjshaberge im Westen auf, ohne Baum, ja ohne einen grünen Halm an ihren schwarzgrauen, vulkanischen Abhängen, leblos in flacher, lavastarrer Wölbung erhob sich der Aragoz mit seinem schnee- und eisgekröntem, zerborstenem Riesenhaupt gegen Morgen über dem Lande, das er selber einst in der Vorzeit aus Bluthströmen, Aschenregen und Steinhagel aufgebaut hatte, dunkel zog das in der beschatteten Tiefe schwarz er-

scheinende Wasser des Arpatschai auf dem Grunde der wie von Gigantenhänden aufgerissenen, schlangenartig gewundenen Kluft dahin, und wie ein Gespenst standen dort unten die noch in ihrer Zerstörung mächtig aufragenden Trümmer einer Brücke, die einst mit einem einzigen Bogen die ganze Breite des Flusses überspannt haben mußte. Ueberall auf dem Abhange bis an den Rand der senkrechten Lavawände der eigentlichen Stromschlucht waren die Spuren alter Befestigungswerke, Fundamente, behauene Steinblöcke, herabgestürzte Mauerfragmente sichtbar, und der schmale Fußpfad, auf dem wir vorwärts gingen, wand sich beständig zwischen noch ragenden Grundmauern und formlosen Haufen von Tuffquadern und Lavabrocken, die zur Füllung des Innern der dicken Wände gedient hatten, hin und her. Ein hoher, schlanker Thurm vor uns hatte schon eine Weile unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es war das Minaret einer Moschee, in die ein prächtiger, altarmenischer Bau zu der Zeit verwandelt worden war, da seldschukische Emire in dem eroberten Ani saßen. Eine dreischiffige, gewölbte, von wuchtigen, kurzen Rundsäulen getragene Halle war es, die sich die Barbaren für ihren Kultus ausgesucht hatten. Dieser Bau stand hart am Rande des Plateaus und gewaltige Substruktionen, die in ihrem Innern zwei Reihen hoher finsterner Gewölbe über einander bargen, stützten die Halle, deren weite Fenster sich auf die Stromschlucht öffneten, von unten her. Mit Ausnahme der Kathedrale und einer Kirche, in der jener Mönch, dessen Zelle wir bewohnten, sogar noch einsame Gottesdienste abhält, ist dieses Gebäude — ich weiß nicht, mit welchem Recht es als Bibliothek bezeichnet wird, das am besten erhaltene und architektonisch wirkungsvollste Stück der Ruinen von Ani.

Im Weitergehen stießen wir auf eine bis zu den Fundamenten herab zerstörte große Kirche, einen Bau, dessen prachtvolle, wüst über einander gestürzte Werkstücke noch ahnen ließen, was er gewesen war. Jetzt waren wir am Fuße des Hügels, der — dem Plateau zwischen den Schluchten noch aufgesetzt — wahrscheinlich die Citadelle oder Akropolis der Stadt getragen hat. Die Zerstörung war hier eine ganz furchtbare; ich habe nie so wilde Trümmermassen gesehen. Nicht verhältnißmäßig leicht gebaute Wohnhäuser, wie in der unteren Stadt, sondern meterdicke Mauern, aus großen Blöcken gefügte Bastionen, Bögen und Gewölbe von eherner Festigkeit, dazwischen auch schlankere Pfeiler und prach-

volle in Stein gehauene Ornamentstücke, waren wie unter den Stößen und Tritten eines granitenen Riesen oder unter der Wucht eines vom Himmel niederfallenden Gigantenhammers so zerbrochen, umgestürzt, zu Boden geschleudert, zertrümmert und zerborsten, daß mich ein Grauen ankam. Nach allen Seiten waren die Stücke an dem Hügel, der übrigens gleichfalls von unten bis oben bebaut gewesen sein muß, hinabgerollt und hatten seine Seite hoch mit behauenen Steinen und Quadern überschüttet, über die man mühsam nach oben klimmen mußte. Hier habe ich die vernichtende Gewalt eines Erdbebens gesehen! Kein modernes Sprengmittel könnte eine ganze Festung dermaßen mit einem Ruck atomisieren, wie es der unterirdische Stoß des Jahres 1319 mit der Burg von Ani gethan hat.

Von der Höhe hinabsteigend gelangten wir zu einer zierlichen Kapelle oder kleinen achteckigen Kirche, gerade auf der südwestlichen Ecke des Plateaus über dem Beginn der schmalen Felszunge gelegen, die von hier nach unten etwa 500 Meter weit zwischen dem Arpatschai und Madschatschai weiterlief. Diese wilde, schroffe Klippe trug auf ihrem Scheitel noch umfangreiche Ruinen von besonderer Kühnheit, aber der Pfad hinab war ziemlich halbbrecherisch und dazu wurde es mit einem Male dunkel — nicht als ob der Tag sich schon geneigt hätte, aber eine schwere, schwarze Wolkenwand zog über den Madschabergen herauf. In wenigen Minuten hatten die Ruinen und die ganze ohnehin düstere Gegend einen geradezu grauenhaften Charakter angenommen, denn von einer fast schwefelfarbigem Stelle des Wolkenhimmels im Westen über den Bergen ging ein fahles, gespenstisches Licht über das ganze Land aus; dazu grollte der Donner, vereinzelt, noch ferne Blitze zuckten auf, und fauchend wie böse wüthende Geister der Dede fuhren einzelne Windstöße aus der Tiefe über das Plateau hin.

Unter diesen Umständen wäre es zu gewagt gewesen, nach dem Kastell auf dem unteren Felsvorsprunge hinabzuklettern. Es war noch nicht sicher, ob das aufziehende Gewitter über die tiefe und breite Schlucht des Madschatschai hinüberkommen und sich direkt über Ani entladen würden. Jetzt gleich ins Quartier zu flüchten, konnte ich mich nicht entschließen; im schlimmsten Falle war irgendwo ein augenblicklicher Unterschlupf zu finden; also vorwärts an der Madschaseite, längs dem westlichen Abhange des Plateaus. An der nördlichen Ecke, dort wo die lange Mauer der

Landsseite begann, das wußte ich, lag die Ruine des Königs-
schlosses, und meine Phantasie war mächtig erregt bei dem Ge-
danken, in den Räumen dieses alten, zerstörten Palastes den vollen
Ausbruch des tobenden Hochlandsgewitters zu erleben. Wir kamen
nicht ganz bis an unser Ziel, als jede Möglichkeit des Weiter-
gelangens im Wetter aufhörte. Eine wunderbar zierlich gebaute,
polygonale Kapelle mit noch wohl erhaltenem Dach, im Inneren
allerdings total verwüstet, nahm uns im Angesicht des Bagratunier-
schlosses, hart über dem Absturz in die westliche Schlucht, auf, als
der Regen niederzuströmen begann, nach jedem Donnererschlage
heftiger einsetzend. An den Madschabergen rollte der Wiederhall
der krachenden Schläge jedesmal lang hin, und ehe er noch
erstorben war, dröhnte der Donner immer wieder von Neuem, als
ob eine ununterbrochen feuernde Batterie von Geschützen gigantischer
Größe hinter den Wolken steckte, die dick und schwarz, von gelben
und röthlichen Blitzen erleuchtet, niederhingen und strömenden
Regen ent sandten. Drüben, die gegenüberliegende Seite der
Schlucht, bot einen merkwürdigen Anblick: Höhlung an Höhlung
war in halber Höhe in sie gegraben, so daß die Wand ausah,
wie die Breitseite eines Linienschiffes voll Kanonenlücken. Auch
die Felsplatte, auf der Ani selbst steht, zeigt in ihrer Luffschicht
auf der Ostseite eine Menge solcher Löcher. Sie führen dort wie
hier in ein weitverzweigtes System von Gängen und Kammern,
eine ganze unterirdische Stadt von Troglodytenwohnungen eines
unbekannten Volkes der Vorzeit. Die Sage erzählt, daß die
Geister der alten Bewohner von Ani, die sich nicht entschließen
konnten, ihre Heimath und ihren Heerd nach einem furchtbaren
Schicksalschlag zu verlassen, in diesen Höhlen nächtlicher Weile
schwimmen, summen und flüstern, und daß man sie hört, wenn man
in der Stille der Nacht das Ohr an den Boden unter uns und
drüber legt. Im Jahre 1046 hatten die Byzantiner Ani durch
den Verrath einiger einheimischen Großen genommen; darnach be-
haupteten sie es achtzehn Jahre, während die Seldschuken, vor
denen sie Armenien zu schützen versprochen hatten, bereits die süd-
licheren und westlichen Landschaften fortgesetzt verheerten. Da zog
Aty-Arslan, der „starke Löwe“, mit einem zahllosen Heere im
Sommer 1064 gegen die feste Stadt heran und schlug sein Lager
im Thale des Madschatschai und auf dem Blachfeld nördlich vor
der großen Mauer auf. In Ani kommandirten Bagarat, ein zu
den Griechen übergegangener Armenier, und der Georgier Gregor,

zwei unfähige Führer. Aly-Arslan ließ eine Katapulte von nie gesehener Größe auf der Nordseite der Festung aufstellen, nachdem verschiedene Versuche, die Werke von der Schlucht aus zu ersteigen, mißglückt waren, und nach einigen Tagen war eine Breche in die große Mauer gelegt. Die Seldschuken stürmten, wurden zurückgeschlagen und jannen schon auf Abzug, als die beiden Befehlshaber den unglücklichen Beschluß faßten, in der Voraussicht, den Ort doch nicht halten zu können, sich mit den griechischen Truppen in die Citabelle zurückzuziehen und die Stadt sammt den Einwohnern den Barbaren preiszugeben. Sie mochten hoffen, der Sultan werde alsdann gesättigt verschwinden. Furchtbar war die Verzweiflung der Bewohner. Als der Beschluß ausgeführt wurde und die Garnison sich auf die Burg zurückzog, flüchteten 50000 Menschen aus der Stadt über den Arpatshai und suchten in die Ferne zu entkommen. Die Seldschuken hörten mit Staunen das Geschrei und den Lärm, besetzten die Stadt, hieben nieder, was sie noch vorfanden, plünderten die Häuser und Paläste, vernichteten und schändeten die Kirchen und erstürmten dann die Citabelle, deren leichtfertige und feige Befehlshaber durch geheime Gänge entflohen, die Besatzung ihrem Schicksal überlassend. Das war die erste Zerstörung von Ani. Von den Bewohnern floh eine große Anzahl über das Schwarze Meer nach Polen und Weisrußland, wo sie bei dem Großfürsten von Halicz (Galizien) Aufnahme fanden. Dort leben ihre Nachkommen noch heutigen Tages.

„Zu dieser Zeit“, schreibt ein Augenzeuge der Eroberung, Kirakos, „verließen die flüchtigen Armenier die Thäler und stiegen wieder von den Bergen herab. Da wurden sie von Kummer ergriffen und weinten, denn sie sahen ihr Vaterland geschändet und dazu die Stadt Ani ganz und gar verwüstet, ohne Einwohner und ohne Wohnstätten. Sie sahen, daß die Kirchen zerstört waren, die Paläste und Häuser geplündert und die ganze Stadt von einem bejammernswerthen Verhängniß geschlagen. Da klagten sie alle bitterlich und fluchten ihrer inneren Zwietracht, denn die hatte es verursacht, daß die Königsherrschaft von Ani einst gefallen war. Sie fluchten auch den Griechen, die sich treulos dieser prächtigen Stadt bemächtigt und sie dann nicht vertheidigt hatten, aber weil sie sahen, daß keine Hoffnung mehr da war für eine neue Auferstehung, darum verzweifelten sie in ihrem Seufzen.“

Ani ist dann doch noch wieder zu einiger Blüthe gekommen. Die Bagratiden von Georgien hielten zäh an dem Bestreben seit

den einstigen Königssitz ihres Geschlechts nicht in den Händen der Ungläubigen zu lassen. Viermal ist die Stadt noch im zwölften Jahrhundert von den georgischen Heeren den selbschukischen Emiren entrißen worden, die nach der Eroberung durch Aly Arslan die unvergleichliche Festung wieder hergestellt und ihren Sitz in ihr genommen hatten, aber vor der Zerstörung durch das große Erdbeben erlebte die armenische Kapitale noch einmal eine Verwüstung von Grund aus, und zwar 1239 durch Tschamargan, den Feldherrn Dschingis-Chans. Wie es die Art der Mongolen war, schickte Tschamargan vorher Boten nach Ani und forderte die Einwohner zur Uebergabe auf. Statt dessen wurden die Abgeordneten getödtet. Auf die Nachricht davon erschienen die Barbaren mit einer solchen Schnelligkeit vor der Stadt, daß sie dieselbe noch unverproviantirt fanden und schlossen sie ein. Der Hunger begann zu wirken; Einzelne schlichen sich hinaus zu den Feinden und wurden freundlich behandelt. Daraufhin wagten es auch die Anderen, sich zu ergeben. Der Feldherr ließ sie alle vor die Stadt hinauskommen, vertheilte sie unter das Heer und gebot dann jedem Krieger, sich zu vergewissern, wer von den Gefangenen ein Handwerk verstünde. Diese sammt den jungen Frauen, Mädchen und Knaben sonderte man aus und hieb darauf die ganze übrige Masse auf einmal nieder, so daß jede Gruppe von dem Mongolenkrieger, auf dessen Theil sie gekommen war, abgeschlachtet wurde. Dann plünderten und verbrannten sie Ani und zogen ab, das graufige Leichenfeld zurücklassend. Bei dem Blutbade, das die Mongolen anrichteten, und auch schon früher, bei der Belagerung durch die Selbschuken, soll eine Menge Menschen in die Höhle unter der Stadt geflohen und dort durch giftige Dünste, durch den Rauch an den Eingängen angezündeter Feuer und durch den Hunger umgekommen sein. Was dem Tode entrann, floh bis ans Meer und wurde dort von genuesischen Schiffen aufgenommen, welche die Flüchtlinge nach Kassa (Theodosia, an der Straße von Kertsch) brachten; von dort gelangten viele nach Galizien zu ihren früher dorthin ausgewanderten Volksgenossen, andere wiederum nach Astrachan an der Wolgamündung und nach Trapezunt, wo sie Aufnahme fanden.

Wahrlich, der Ort, an dem wir waren, hatte Schreckliches gesehen! Und wie paßte der Augenblick dazu, die düsteren Bilder aus der Geschichte dieses Landes wachzurufen und vor die Seele zu stellen. Ueber und um uns tobte und brüllte der Gewittersturm;

durch die dicke Finsterniß stürzte der Regen fortgesetzt in Strömen herab und wurde vom Winde durch die klaffenden Thür- und Fensteröffnungen in die Kapelle gejagt, die uns barg; dazwischen in kurzen Pausen flog es von den Blitzen wie ein jäher, greller Feuerschein über die hochragenden Mauern des Bagratidenschlosses vor uns, daß die rothen Luffwände und die gewaltigen, aus der Tiefe der Schlucht aufgemauerten Substruktionen des Baues wie mit flammender Lohe übergossen aufleuchteten, um im nächsten Augenblick ins Dunkel zurückzusinken. Es mochte jetzt die Zeit des Sonnenunterganges sein, aber seit einer halben Stunde war es schon so finster, wie am tief hereingebrochenen Abend; nur unsicher konnte man noch an der gegenüber liegenden Wand die schwarzen Oeffnungen der Höhlen von dem Gestein unterscheiden. Es war als ob durch das Klatschen des Regens und das Rollen des Donners die Geister tief in den Felsen heulten und wimmerten, ja als ob das Stöhnen der beiden pflichtverگessenen Feiglinge, die aus der Burg durch die unterirdischen Gänge entflohen waren, während der Feind am Sturme war, aus den Klüften hervorbrang, wie sie dort unten von den Opfern ihres Verrathes gemartert wurden.

Wieder ein greller Blitz, daß das Thal des Madschatschai, auf dessen Grunde er jetzt als trüber brausender Strom dahinschoß, in Feuer zu stehen schien. Dort unten, zu unseren Füßen war die letzte Heldenthat, der letzte große Sieg Altarmeniens geschehen! Der Kaiser Michael IV. von Byzanz hatte seine Truppen in Armenien einrücken lassen, um auf Grund eines angeblichen Vertrages mit dem verstorbenen König Johannes Ani zu besetzen; die Griechen lagerten vor der Stadt und forderten die Uebergabe (1042). Da raffte der 80jährige Reichsverweser Bahram Bohlavuni alle verfügbaren Kräfte innerhalb der Mauern zusammen und brach wie ein Wetter durch das Ostthor, das ins Madschasflukthal hinabführt, auf das unten gelagerte Kaiserliche Heer hinunter, daß die Byzantiner zusammengelahen wurden und das Blut der Erschlagenen das Wasser des Arpatschai bis zum Araxes hinunter gefärbt haben soll. Dann rief Bahram die Großen zusammen und ließ Gagik, den 18jährigen Sohn des Johannes, zum Könige wählen und in der Kathedrale durch den Katholikos Petros salben. Das war der letzte König aus armenischem Blute, der in Ani residirt hat. Drei Jahre später zog dieser Gagik aus, um in Konstantinopel mit dem Kaiser über sein Reich zu verhandeln -- und kehrte nicht wieder.

Noch eine kleine Weile, und dann ließ das Gewitter endlich nach. Für diesen Abend war natürlich an keine weitere Besichtigung zu denken und wir kehrten in unsere Behausung zurück. Am nächsten Tage folgte gleichfalls auf einen schönen Morgen ein regnerischer Tag, so daß ich mich leider auf das Nothwendigste und Bemerkenswertheste alles dessen, was von den Ruinen noch zu durchwandern übrig war, beschränken mußte. Am Nachmittag waren wir wieder in Alexandropol und ich beschloß, sofort wieder nach Tiflis aufzubrechen — diesmal mit der großen Diligence der Passagierpost. Nach 40 Stunden ermüdender Fahrt über Berg und Thal konnte ich wieder meine liebenswürdigen, hilfsbereiten Gastfreunde im deutschen Pastorate dort begrüßen und fast zugleich auch wieder von ihnen Abschied nehmen, denn nun war es hohe Zeit für mich, ohne Aufenthalt heimzureisen.

Diesmal ging es nicht mehr übers Gebirge, sondern mit der Eisenbahn nach Batum am Schwarzen Meer; von da zu Schiff nach Noworossiisk am äußersten Nordwestende des Kaukasus. Wer könnte das je im Leben vergessen, dem es beschieden war, zwei warme, weiche Tage im hellen Sonnenschein sich auf den dunkeln Wogen des Pontus schaukeln zu lassen, im Angesicht der Schneefette des Kaukasus, der immergrünen Waldberge, die aus der Fluth des Meeres aufsteigen, der alten Stätten hellenischen Lebens am äußersten Ende des alten orbis terrarum! Phasis, Dioskurias, Pithyus, das Grab des Mithridates und das Land der Argonauten zogen an mir vorüber und als ich dann endlich den zögernden Fuß ans Land setzen mußte, da habe ich es gewußt und weiß es heute: Es war nicht das letzte Mal, daß du den Kaukasus gegrüßt, den Wein von Griman und Raketian getrunken und den armenischen Männern am Fuß des Ararat die Hand gedrückt hast!

Emanuel Geibel in seinen Beziehungen zu Berlin und zum deutschen Kaiserhause.

Von

Paul Warnde.

Es gab eine Zeit, in der man Emanuel Geibel, seine Dichtungen und seine Bedeutung erheblich überschätzte. An die Stelle dieser Ueberschwänglichkeit scheint, obwohl jene Zeit noch gar nicht ferne liegt, neuerdings — nicht weniger unberechtigt — das Gegentheil treten zu wollen: Der Dichter und das, was er geleistet, wird vielfach bedeutend zu gering eingeschätzt. Man kann ihn getrost, wenn auch nicht zu den größten, so doch zu den besten deutschen Dichtern zählen. Ein feiner Sinn wird sich auch heute nicht und wird sich wohl nie dem wunderbaren Wohl laut, der bezaubernden Melodie seiner Verse verschließen können, die bei ihm — im Gegensatz zu seinem vergötterten Vorläufer Platen — fast immer eine innere Melodie genannt werden kann. — Von Geibel vor allem gilt, was er nach Uhlands Tode von diesem sang:

Wie stand mit seinem leuschen Psalter
Im jüngern Schwarm er stolz und licht,
Ein Meister und ein Held wie Walthar,
Und rein sein Schild wie sein Gedicht!

Diese Worte charakterisiren Geibels ganze Art außerordentlich treffend. Er war durchdrungen von der Idee des Gottesgnadenthums des Dichters, es war etwas Königliches in ihm, und seine Vaterstadt Lübeck that Recht daran, ihn wie einen Fürsten zu Grabe zu geleiten. Ja, es war in ihm und um ihn etwas Erhabenes, etwas von dem Schimmer, mit dem die deutsche Volks-

Seele ihre Geisteshelden von jeher besonders gerne umgab, und vielleicht zeigte sich auch in diesem äußerlichen Verkörpern des Volksempfindens sein durch und durch deutsches Wesen — oder soll man sagen: seine fast gegenständlich gewordene Liebe zu deutschem Wesen! So wird auch heute die deutsche Lesewelt mit Wohlgefallen Neues über den Dichter erfahren, ganz besonders aber, wenn es ihr in so ansprechender Form geboten wird wie in Karl Theodor Gaedert's neuem Buche: Emanuel Geibel.*)

Der Verfasser hat seinem Buche den Nebentitel „Sänger der Liebe, Herold des Reiches“ gegeben, und man gewinnt den Eindruck, daß er beide Eigenschaften seines Helden erschöpfend behandelt hat. In der Phantasie des breiten Publikums lebt Geibel zumeist immer noch als „Sänger der Liebe,“ ja als „Bachfisch-Dichter“, eine Bezeichnung, die viele, viele Jahre lang sein größter Kummer war. —

„Mit uns'rer Tag'skritik verdarb ich's leider,
Daß ich sie nie um ihre Weisheit frug;
Sie klopft noch stets die abgelegten Kleider,
Die ich vor fünfzehn Jahren trug!“

So rief er zu einer Zeit, da gerade das Markige, das sich in seinem Außern so scharf aussprach, auch in seinen Werken immer kräftiger hervortrat. Es ist ihm in der That mehr und mehr gelungen, das höchste Kunstgesetz zu erfüllen, Kraft und Anmuth in seiner Dichtung, auch in seiner Liebeslyrik, zu vereinen; am deutlichsten aber zeigt er uns diese Vollendung in seiner Eigenschaft als „Herold des Reiches“! —

Mit Bezug auf diese Richtung seines Wesens wird es gewiß von Interesse sein, den Fäden nachzuspüren, die ihn mit dem deutschen Kaiserhause, und auch wohl denen, die ihn mit der jetzigen deutschen Reichshauptstadt verbanden; gerade nach diesen beiden Richtungen hin bietet das vorliegende Werk sehr viel Neues und Wissenswerthes.

Emanuel Geibel kam im Frühjahr 1836, ein Zwanzigjähriger, nach Berlin, um hier seine in Bonn begonnenen Studien fortzusetzen. Dazwischen hatte er, wenn auch nur für wenige Wochen, in Lübeck die Heimath und das Vaterhaus wiedergesehen und den lieblichen Umgang des Mädchens genießen dürfen, dessen holdes Bild ihm Zeit seines Lebens die Jahre der Jugend verschönte.

*) Leipzig, Georg Wigand. 8°. 412 S.

Cäcilie Wattenbachs. Er gab also viel auf, als er die Vaterstadt nun zum zweiten Male verließ, und er empfand es dies Mal besonders, weil er kurz vorher in Bonn zum ersten Male jenes schmerzliche Gefühl kennen gelernt hatte, das ihm nachher immer treu blieb, wann und wo er in der Fremde weilen mochte, das Heimweh.

Berlin schien nicht dazu angethan, ihm auch nur den schwächsten Ersatz zu bieten. Am Rhein hatte ihn wenigstens die Poesie der Landschaft, der tiefe Zauber des Romantischen entzückt — hier aber meinte er nichts zu sehen als „Sand und Staub und Sand ohn' Unterlaß“. Hier, meinte er, würde seine Dichterkraft versiegen. Den einzigen Trost gewährte ihm der Verkehr mit seinem alten Freunde von der Lübecker Schulzeit her, mit Ernst Curtius, und der dichterische Wettstreit mit dem jugendlichen Grafen Schack, den er schon von Bonn her kannte. Mit letzterem zusammen verfaßte er sogar eine Tragödie, die indessen nicht vollendet wurde. — Traulicher Familienverkehr blieb dem jungen Dichter, dessen ganze Natur doch den Umgang mit den Frauen, ihrem Denken und Empfinden so gar nicht entbehren konnte, vorläufig verschlossen. Erst als im Juli sein Vater, zusammen mit dem jüngeren Sohne Konrad, auf einige Wochen nach Berlin kam, gewann sein Leben wieder eine andere Richtung — es hatte, wie es in einem Brief an Wilhelm Wattenbach, den Bruder Cäciliens, heißt, seitdem Alles einen größeren Schwung genommen. — Der Vater führte ihn u. A. bei Nicolovius,*) den er schon von Gütin her kannte, bei Professor Twesten und vor Allem bei Henrik Steffens ein. Besonders von dem Letzteren war Emanuel, wie aus dem schon erwähnten Briefe hervorgeht, geradezu begeistert. Der Brief schließt: „Solltest Du Numohr sehen, so bring' ihm meinen herzlichsten Gruß und Dank für den Brief an Bettina.“

Die Bekanntschaft mit dieser Frau, die durch Goethes „Briefwechsel mit einem Kinde“ unsterblich geworden, sollte späterhin, ebenso wie die Beziehungen zu dem als Kunstforscher bekannten Freiherrn von Numohr, von hoher Wichtigkeit für Geibels Leben werden. Vorläufig freilich blieb es bei der formellen Antrittsvisite, als aber der Winter kam, „da übte der Arnimsche Kreis und vor Allem Bettina selbst auf den damals im ersten Saft jugend-

*) Nicolovius, geb. 1767, von 1817—1839 Ministerialdirektor im preuß. Kultusministerium, heirathete die Tochter der Cornelia Schloffer, geb. Goethe, die Nichte des Dichters.

licher Produktionslust stehenden Dichter die größte Anziehungskraft aus. Er schwärmte für Bettinas schöne Töchter“

Er schwärmte überhaupt für alle möglichen schönen und edlen weiblichen Wesen. In letzterer Beziehung macht Gaederz einige besonders interessante und treffende Bemerkungen. Im Anschluß an die Mittheilung von Geibels Bekanntschaft mit einer Jungfrau von geradezu überwältigender Schönheit, die dieser bei Rudolph Köpkes*) Eltern schon im Sommer gemacht hatte, und die er dann häufig im Kuglerschen Kreise traf, sagt er:

„Sie war auch das einzige Weib gewesen, bei dem ihn, wie er selbst gesteht, eigentlich die Macht der Schönheit überwältigte; in allen übrigen Fällen war das, was ihn anzog, der geheimnißvolle, manchmal erst spät entdeckte Reiz des Innern, der sich in den leiblichen Formen ausdrückte, und der dann freilich mit der Erscheinung nie in direktem Widerspruch stand. Schwerlich würde er je ein Mädchen geliebt haben, dessen äußere Erscheinung ihn nicht auch angezogen hätte. Dieser Zauber der Erscheinung konnte aber sehr geistiger Natur sein; ein Seelenschimmer auf unregelmäßigen Zügen, ein rührender Blick aus kurzfristigem Auge, ein unwiderstehliches Lächeln um einen gewöhnlichen Mund. Selbst Gesichtszüge, die von Anderen unbedeutend gefunden wurden, konnten ihn rühren und fesseln, wenn er an ihnen den Ausdruck edler Erregung oder tiefer Leidenschaftsfähigkeit wahrzunehmen glaubte.“ Intimere Beziehungen zwischen dem jungen Studenten und dieser wunderbaren Schönheit, von der wir nur den Vornamen, Tony, erfahren, entwickelten sich indessen nicht. Als Geibel im Spätherbst wieder nach Berlin kam, war sie der früheren Sphäre fast ganz entrückt; vermöge ihres virtuoson Klavierspiels glänzte sie im Mendel-Mendelssohnschen Kreise. Aber der Dichter hat ihr stets ein bewunderndes Andenken bewahrt.

Willibald Alexis hatte jene Bekanntschaft vermittelt, im Kuglerschen Hause war sie weiter gepflegt worden: aus all' dem ersehen wir, in welche anregenden, bedeutenden Gesellschaftskreise Geibel inzwischen eingetreten war. Er verkehrte — und zum Theil sehr freundschaftlich — mit Chamisso, Eichendorff, Houwald, Raupach und vielen anderen geistig hervorragenden Männern, deren Bekanntschaft er meist dem alten Hitzig, Franz Kuglers Schwiegervater, verdankte. Weiter wirkte die so bekannt gewordene Dichter-

*) Rud. Köpke, 1813—1870, Professor, in späterer Zeit Mitredakteur der *Monumenta Germaniae*.

vereinigung „der Tunnel über der Spree“, dem später bekanntlich auch Rodenberg, Storm, Heyse, Fontane u. A. angehörten, befruchtend auf seine Phantasie und seinen Ehrgeiz ein; hier machte er die Bekanntschaft des nachherigen Ministers von Mühler, des Verfassers von „Grad' aus dem Wirthshaus da komm' ich heraus“, die ihm späterhin von großem Nutzen werden sollte.

Geibel war aber auch von Allen gern gesehen. Trefflich schildert ihn Markus Niebuhr in einem, von Gaedertz auszugsweise mitgetheilten Briefe vom 2. Februar 1839, wie folgt: — — „Aus der schönen Literatur komme ich mehr und mehr heraus, und seitdem Geibel nicht mehr in Berlin ist, erfahre ich auch nichts mehr. Nicht allein als Verbindung mit der schönen literarischen Welt fehlt mir Geibel, an allen Orten bedarf ich seiner; als theilnehmenden und mitwissenden Freund, als frohen Gesellen wünsche ich ihn tagtäglich herbei und kann auch nicht den entferntesten Ersatz finden.“ — Und dann heißt es weiter: „Geibel steht hier im besten Andenken bei Allen. Sein frisches, ursprüngliches Wesen mußte hier besonders auffallen und gefallen, besonders da das Gemachte in seinem Wesen sich sehr verloren hatte und nur wieder hervortrat, wo er sich genirte.“ —

Ja, frisches, frohes, echt jungdliches Wesen war ihm eigen. Und wenn dies Liebenswürdigste seiner Natur während des ersten öden Berliner Sommersemesters fast einzuschlummern drohte, kaum, daß er, nach Schluß der Kollegien, seine geliebte Vaterstadt wieder sah, da erwachte sein ganzer Lebens- und Jugendmuth, sein ausgelassener Humor wieder. Gaedertz erzählt uns zwei tolle Streiche, die unter des jungen Poeten Anführung in der alten, ehrwürdigen, freien Reichs- und Hansestadt ausgeübt wurden, und nicht ohne großes Vergnügen wird man die amüsante Schilderung lesen. — Wie sehr mußten übrigens selbst die unerbittlichen Schergen des Gesetzes von der Würde des Lübeckischen Staates durchdrungen sein, wenn von ihrer Seite auf die Aeußerung eines derer, die sie auf die Wache abführen wollten: „Mein Herr, ich bin Lübecker Bürger!“ — die Antwort erfolgte: „Dann gehen Sie, gehen Sie, wohin es Ihnen gefällig!“ —

Schon in diesen Ferien war auch Geibels poetische Begabung, die ebenfalls während des Sommers fast völlig geschlummert hatte, mit erneuter Kraft erwacht. Er bethätigte sie fast noch mehr im folgenden Winterhalbjahr, da sich ihm, wie gesagt, das gesellige und schöngeistige Berlin mit allen seinen Reizen offenbarte.

Wohl berührte es ihn schmerzlich, als im November 1836 Ernst Curtius den Freundeskreis verließ, um die ihm angebotene Erziehestelle im Hause des nach Athen berufenen Bonner Professors Brandis anzutreten. Wohl mischte sich in die Gefühle des Abschieds und eines leichten, gewiß begreiflichen Neides schon eine Ahnung kommender schöner Tage, denn dem fortrollenden Postwagen hallte Emanuels Wort zu: „Ernst, ich komme Dir nach!“ -- Aber vorläufig bot sich für diese Hoffnung auch nicht der leiseste Anhaltspunkt, und immer mehr nahm ihn in der Folge Berlin gefangen. So blieb er denn in der ihm zuerst so unsympathischen Stadt volle zwei Jahre, bis zum März 1838.

Um diese Zeit erfüllte sich jene Ahnung. Durch Bettina, oder vielmehr durch deren Schwager Karl von Savigny war auch er, bereits im Sommer 1837, für eine Erziehestelle in Athen vorgeschlagen, und zwar im Hause des russischen Gesandten Fürsten Katafazy. Nach einer längeren Zeit der Erwartung traf am 1. März 1838 die zusagende Entscheidung ein, und nachdem sich Emanuel noch durch eine Petition an die philosophische Fakultät der Universität Sena den Dokortitel erworben hatte, indem er die nachträgliche Einreichung einer Dissertation über die römischen Elegieendichter versprach, und nach einem nochmaligen kurzen Aufenthalt in Lübeck schiffte er sich am 16. Mai in Triest zur Fahrt nach Griechenland ein.

Die versprochene Dissertation scheint übrigens niemals nachgeliefert worden zu sein. Gaedertz macht zu diesem Punkt die Bemerkung:

„Seine Unterlassungssünde ist theils auf eine gewisse Trägheit zurückzuführen, die Geibel nicht abgesprochen werden kann, theils auf die nicht leichte Stellung als Erzieher der unbändigen fürstlichen Knaben. Seine Lust an ernstern Studien litt darunter, und als dann die schöne freie Zeit kam, die Inselreise mit Ernst Curtius, ließ das köstliche Leben ihn kaum an die lästige akademische Arbeit denken. Gerade in Griechenland erkannte er, daß ein Schulmeister, ein Gelehrter an ihm verdorben sei, verspottete er in einem Sonett die Philologen und stellte über Doktor und Professor den Ruhmes-titel „deutscher Dichter“. —

Noch aber lag selbst in Griechenland die Zukunft dunkel vor seinen Augen. „He is nig, he hett nig un he maht nig“, sagten seine Landsleute, als er Ende Mai 1840 wieder in Lübeck weilte. Der Weg zu jenem Ruhmes-titel war noch weit — und, wenn er

auch den ersten sicheren Schritt auf diesem Wege that, wenn er sich kühn für den „Dichterberuf“ entschied, wenn er, noch im Sommer 1840, seine ersten „Gedichte“ herausgab: vorläufig schien der Erfolg ausbleiben zu wollen. — Es drängte sich doch immer mehr die bittere Nothwendigkeit auf, ein Amt als Lehrer zu ergreifen, wie sehr die freie Künstlerseele sich auch dagegen sträubte!

Ein gütiges Geschick sollte den jungen Kämpfer behüten. Zunächst gewährte ihm ein Freund seines Vaters, der Freiherr Karl von der Malzburg, die Möglichkeit, Entschlüsse, die ihm vielleicht verhängnißvoll geworden wären, hinauszuschieben. Dieser lud ihn um Pfingsten 1841 zu sich auf sein im Habichtswald in Hessen romantisch gelegenes Schloß Escheberg, und während seines dortigen länger als ein Jahr dauernden Aufenthaltes bereitete sein alter Gönner, der Kammerherr von Rumohr, die Schritte vor, die seinem Schützling ein sorgenfreies Leben, eine sichere Zukunft gewähren, die es ihm ermöglichen sollten, den klar vor seinem geistigen Auge liegenden Weg eines deutschen Dichters zu wandeln.

Schon früher hatte der Minister und Freund König Friedrich Wilhelms IV., von Radowiß, des kunstsinigen Herrschers Aufmerksamkeit auf den Dichter gelenkt, mit dessen ersten Erzeugnissen ihn selbst 1840 in Frankfurt a. M. der junge Graf Schack bekannt gemacht hatte. Nun erregte Rumohr das ganz besondere Wohlgefallen des witzigen und wip Liebenden Königs durch Geibels Scherzgedicht: „Zu Lübeck auf der Brücken,“ das, wie wir hoffen, dem Leser bekannt ist, da wir es zu unserem Bedauern aus gewissen Rücksichten hier nicht wiedergeben können*). — Kurz, der König gewährte dem Dichter Emanuel Geibel durch Kabinettsordre vom 24. Dezember 1842 ein Jahrgehalt von dreihundert Thalern auf Lebenszeit.

Damit beginnen nun die persönlichen Beziehungen Geibels zum preußischen Königshaus, zu den Hohenzollern, deren spätere herrliche Ruhmesthaten mit seinen Liedern zu begleiten ihm vorbehalten war. Seinem Dank gegen den König Ausdruck zu geben, war ihm Bedürfniß; zunächst sandte er dem Monarchen jenes bekannte Gedicht, das mit den Worten schließt:

*) Das köstliche Poëm findet sich auf Seite 89 des Buches von Gaedert, dessen Vater es der Dichter beim Abschied von Bonn am 15. März 1836 ins Stammbuch schrieb. Geibel war mit dem als Kunstsorcher bekannt gewordenen Vater des Biographen von der Schulzeit her sehr befreundet und blieb es, solange er lebte.

Ob jemals ich den Kranz gewinne,
 Des Dichters Preis — wer sagt es an?
 Steil ragt empor des Ruhmes Zinne,
 Und kaum betrat ich erst die Bahn.
 Doch rührt aus jenen dunkeln Zweigen
 Ein Blatt auch nur die Stirne mir:
 Der Mutter seis geweiht zu eigen,
 Dem deutschen Vaterland und — Dir!

Nicht lange danach, am 20. April 1843, ließ er dem König ein Exemplar seiner „Zeitstimmen“ zugehen, und noch im gleichen Jahre durfte er dem hohen Mäcen sein erstes Drama zueignen. Es war die fünfsaktige Tragödie „König Roderich“, die sein gereifter Geschmack später freilich von der Aufnahme in die „gesammelten Werke“ ausschloß.

Bald sollte sich Gelegenheit bieten, in ernsterer Art seinem Könige Beweise weniger vielleicht von dem Gefühl seiner Dankbarkeit, als vielmehr von seiner treuen vaterländischen Gesinnung überhaupt zu geben. Gaedertz' Buch enthält außerordentlich interessante Mittheilungen über die bekannte plötzliche Sinnesänderung Freiligraths in politischen Dingen. Geibel hatte diesen Dichter 1843 in St. Goar kennen gelernt und dort längere Zeit mit ihm auf das freundlichste verkehrt. Gaedertz theilt nun einen Bericht des königlichen Landrathes Heuberger zu St. Goar, vom 22. Februar 1845, an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz mit, in dem die Gründe oder vielmehr die äußeren Ursachen dargelegt werden, in Folge deren Freiligrath seine freisinnige, um nicht zu sagen: revolutionäre, Sammlung von Zeitgedichten unter dem Titel „Glaubensbekenntniß“ verfaßte und herausgab, dieser im Gegensatz zu Geibel so wenig wie möglich politisch veranlagte Dichter.

Wir erfahren, daß beide Freunde sich fortgesetzten Anzapfungen von Seiten der Herwegh-freundlichen Presse ausgesetzt sahen, ganz besonders wegen des Jahrgehaltes, das auch Freiligrath seit längerer Zeit bezog, auf das er aber nunmehr, 1844, verzichtete. Er brach mit Allem, was ihm bisher lieb und gewohnt gewesen und ging, um sich der gerichtlichen Verfolgung zu entziehen, ins Ausland, zunächst nach Brüssel.

„Ich traue Geibel zu,“ sagt jener Bericht, „daß er sich durch das Geschrei des Marktes nicht werde irren lassen.“ Er hatte Recht. Geibel blieb fest und rechtfertigte in mancherlei Versuchungen das Vertrauen vollständig, das in seinen Charakter und in seine Treue gesetzt wurde. —

Uebrigens bestand die Freundschaft zwischen beiden Dichtern trotz Allem fort, wengleich sie einander nicht wiedersehen sollten. „Wenn Du politisch nicht mehr auf gleicher Ebene mit mir stehst, Du wirst mir darum nicht weniger lieb sein“ — schrieb Geibel bald nachher aus Stuttgart an Freiligrath, kurz bevor er seine Heimreise nach Lübeck antrat. Auf dieser Fahrt machte er in Berlin Rast und ward hier vom König auf das Huldvollste empfangen, wie er denn auch in den Salons der Minister die beste Aufnahme fand.

Auch durch die Winter 1845 auf 46 und 1846 auf 47 finden wir den Dichter wiederum in der preußischen Hauptstadt. Im Kuglerschen Hause lachte ihm die alte Gastlichkeit, und im trauten Verkehr mit Ernst Curtius, der inzwischen zum Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm berufen war und im Hintergebäude des prinzipalichen Palais in der Behrenstraße wohnte, verlebte er aufs Neue prächtige Tage. Am 1. März 1846 hatte er dem Könige die kleine Arbeit „König Sigurds Brautfahrt“ übersandt, im November 1846 folgten diesem kleinen epischen Gedicht die „Sonette für Schleswig-Holstein“, die der Begeisterung des Dichters für die Sache der beiden bedrängten Länder hinreißenden Ausdruck gaben. Zugleich machte er dem Könige die Mittheilung, daß er eine größere poetische Arbeit vollendet habe, die für die weitere musikalische Behandlung bestimmt sei. Er meinte seinen Operntext „Loreley“, aber das Geschick verhinderte die Komposition durch Mendelssohn, für den es bestimmt war, indem es diesen Komponisten bereits im November 1847 hinweggraffte. Nur geringe Bruchstücke hatte er noch vollenden können. Statt der Oper konnte der Dichter seinem königlichen Herrn nur das ergreifende Trauergedicht „auf Mendelssohns Tod“ überreichen lassen, das mit den Worten beginnt:

„Auf jeden Tag, und schwing in glüh'n'der Pracht
Er noch so stolz die Fackel, folgt die Nacht.“ —

Ueber die in dieser Zeit sich weiter entwickelnden Verührungen mit dem königlichen Hause berichtet Ernst Curtius:

„Nachdem ich die Freude gehabt hatte, den Prinzen Friedrich Wilhelm mit unserer baltischen Heimath und dem alten Haupte der Hansa bekannt zu machen, hegte ich begreiflicherweise auch den Wunsch, den Jugendfreund in die Kreise einzuführen, in denen ich damals lebte, und denen ich jede Art von geistiger Anregung zu bringen berufen war. Was Kunst und Wissenschaft und für den Menschen sind, das lernt man am besten durch

den Eindruck von Persönlichkeiten, und so war es mir eine besondere Genugthuung, den fürstlichen Kindern einen geborenen Dichter, einen Poeten von Gottes Gnaden in Emanuel Geibel vorführen zu können. Der Eindruck hat sich unter den buntesten Eindrücken des späteren Lebens nie verwischt. Die Frau Großherzogin von Baden schrieb mir nach des Dichters Tode, sie könne mir noch jede Stelle bezeichnen, wo sie als Kind ihn gesehen habe. Zu dem Bruder trat er häufiger und näher in Beziehung. Zur Fastenzeit pflegte unser Turnsaal in ein Theater umgewandelt zu werden, und es galt dann, ein passendes Stück aufzufinden. Als ich wieder eine Reihe von dramatischen Werken durchblättert hatte, kam ich plötzlich auf einen anderen Plan. Ich eilte auf den Endeplatz (wo Geibel damals wohnte) und beredete den Freund, seinen Pegasus zu satteln. Wir besprachen Thema und Personal. Binnen acht Tagen war das Lustspiel fix und fertig. Wir gaben ihm den Titel „Die Seelenwanderung“, später, 1855, als „Meister Andrea“ gedruckt. — Der junge Prinz und seine Jugendgenossen spielten mit Liebe und Lust; die Aufführung gelang, so daß die fürstlichen Eltern eine Wiederholung anordneten, zu welcher der König eingeladen werden sollte.“

Gaederz bemerkt hierzu, daß der erste Entwurf des Stückes übrigens schon 1836 entstanden, und daß bis zu der geplanten Wiederholung fast ein Jahr verstrichen sei. — In der That, Ende Februar 1848 lud ihn Curtius zur zweiten Darstellung nach Berlin ein; der Dichter weilte damals wieder in Lübeck.

Am 8. März fand die Aufführung statt und verlief zur großen Befriedigung aller Anwesenden, insbesondere auch des Königs, der wiederum freundliche Worte an den ihm ja schon persönlich bekannten Verfasser richtete. —

Das tolle Jahr — noch im März begann ja der Aufstand — brauste vorüber; Geibel war nach Lübeck zurückgekehrt beim ersten Ausbruch der Revolution. Sein treues, monarchisches Herz ward tief verletzt durch so viele traurige Eindrücke.

Im März 1849 sandte ihm sein „dankbarer Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen“, wie das begleitende Schreiben unterzeichnet war, ein von dem Maler Hermann Kreyschmar künstlerisch verziertes Programm des Lustspiels „Die Seelenwanderung“ mit den Unterschriften der Darsteller. Der Prinz selbst hatte bekanntlich den Maler Buffalmano dargestellt. Hochbeglückt fühlte sich der Dichter,

der sofort mit einem inhaltsreichen, längeren Schreiben antwortete, das Gaedertz vollständig mittheilt. —

Den ersten direkten prophetischen Hinweis Geibels auf das, was er und mit ihm die deutsche Nation erhoffte und ersehnte, finden wir in einem Trinkspruch, den er 1850 am 18. October, dem Geburtstage des Prinzen Friedrich Wilhelm, bei festlicher Tafel im Schlosse Carolath in Schlesiens improvisirte, wo er sich damals mehrere Monate hindurch bei der ihm seit Jahresfrist befreundeten fürstlichen Familie aufhielt.

Neben der Freude über die später so herrlich in Erfüllung gegangene Prophezeiung empfinden wir freilich eine tiefe Wehmuth, wenn wir daran denken, wie nachmals des edlen Kaiser Friedrich früher Tod so manche schöne Hoffnung jäh zerشلug. Der Trinkspruch lautet:

Und nun einen Spruch in hellem Ton
Dem Schwert noch ohne Scharren,
Dem jungen preußischen Königssohn,
Dem Stern, auf den wir warten.

Am Tag, da die Schlacht um Leipzig gekracht,
Ward er dem Lande geboren,
O werd' er ein Held voll Siegesmacht,
Zum Werke des Segens erkoren!

O werd' er der Mann, der helfen kann
Dem Volke, wie dem Thronc,
Gerecht und gut allzeit voll Muth,
Trag' er sein Erbe, die Krone!

Und darf ich künden den höchsten Traum,
Der jemals mir geschehen:
Ich sah auf eines Raifelds Raum
Mit Eichen bekränzt ihn stehen.

Die deutschen Fürsten sah ich zieh'n,
Die ihren Hader zerbrachen,
Sie brachten zur Krone von Berlin
Den heiligen Reif von Aachen.

Ein Banner weht im Morgenroth,
Entföhnt von Mißbrauch und Schmähung —
Roth ist die Liebe — schwarz ist der Tod,
Und golden die Auferstehung.

Es vergehen nunmehr viele Jahre, in denen unmittelbare Beziehungen zum preußischen Königshaus sich nicht nachweisen lassen. Geibels Heirath mit Amanda Trummer, seine Uda, erfolgte im

Jahre 1852, in dem gleichen Jahre berief ihn König Max als Honorarprofessor nach München.

In dieser Stadt, deren geistiges Leben unter dem kunstfönnigen Herrscher einen bedeutenden Aufschwung genommen, blieb Emanuel Geibel fast sechszehn Jahre lang. Sie brachten ihm viel Schönes, aber auch viel Schweres. Seine geliebte Uda schenkte ihm 1853 ein Töchterchen, wenige Jahre darauf entriß ihm der unerbittliche Tod die treue Lebensgefährtin.

Heimisch fühlte seine durch und durch norddeutsche Natur sich nie in der Hsarsstadt, trotz all der Anregung und Anerkennung, die ihm in ihr zu Theil wurde. Freilich, solange der von ihm hochverehrte König Max die Krone trug, hielten ihn noch innige Bande der Freundschaft, als jedoch im März 1864 dessen Auge zum ewigen Schlummer sich geschlossen hatte, da war es nur noch das Pflichtgefühl, das den Dichter ausharren ließ, bis, wie Gaedertz sagt, „die Geschichte mit mächtiger Hand in sein ferneres Geschick eingriff.“ Indessen weilte er stets nur den Winter über in München, die übrige Zeit des Jahres brachte er von nun an ganz in Norddeutschland, zumeist in Lübeck, zu.

Im Jahre 1866 berührten der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen Lübeck und begrüßten bei dieser Gelegenheit den Dichter überaus gnädig. Nicht lange nachher sandte dieser seine neuerschienenen „Gedichte und Gedenkblätter“ dem jugendlichen Fürsten, der schon die ersten Blätter gepflückt hatte zu dem Ruhmeskranz, der nun für immer seine Stirne schmückt. —

Es war zwei Jahre später — im Sommer 1868 — als ein treues, sorgendes Freundesherz den Plan faßte, den ihm besonders werthen Mann aus den drückend gewordenen Münchener Verhältnissen zu befreien. Geibel hatte damals zusammen mit seiner Tochter in Carolath Landluft genossen und die alten Erinnerungen zu um so festerer Freundschaft aufgeweckt. Die verwitwete Fürstin Alma zu Carolath-Beuthen nun war es, die ohne Vorwissen des Dichters am 27. August ein Immediatgesuch an König Wilhelm von Preußen richtete, worin sie alle einschlägigen Verhältnisse klarlegte und besonders betonte, wie seit dem Tode des Königs Max an Geibels jetziger Wirkungsstätte der geplante und so kräftig eingeleitete Aufschwung in literarischen Dingen durch musikalische und ultramontane Einflüsse vollständig ins Stocken gerathen sei, und wie die seit 1866 eingetretenen Verwickelungen das Letzte gethan hätten, dem Dichter, der seine preußisch-deutsche Gesinnung in Wort

und Schrift laut und offen bekannte, den Aufenthalt in Bayern vollständig zu verleiden. Auch berichtete die edle Frau, daß ein schmerzvolles, chronisches Leiden dem Dichter selbst die ihm zum Bedürfniß gewordene jährliche Reise nach Hause unmöglich zu machen drohe, und daß es daher sein hehnlichster Wunsch sei, ganz in die Heimath zurückzukehren. „Wenn Ew. Königliche Majestät“ — so schloß die Eingabe — „sich in großmüthiger Weise entschließen könnten, in Anerkennung dessen, was Emanuel Geibel seit fünf- undzwanzig Jahren literarisch zu leisten bemüht war, ihm nur die Hälfte seines gegenwärtigen bayerischen Jahresgehalts, die Summe von fünfhundert Thalern, als jährliche Zulage zu der kleinen Pension, welche er bereits von Berlin aus bezieht, huldvollst zu gewähren, so würde das genügen, um ihn von dem inneren Widerspruche, in dem er sich jetzt befindet, zu erlösen, vor drückenden Sorgen zu schützen und ihm den Lebensmuth zu fernerm freudigen Schaffen zu erhalten; auch wäre dadurch dem heimathlichen Norden einer der ersten jetzt lebenden Dichter Deutschlands wiedergewonnen.“

Dem Gesuch beigefügt war der Hymnus „Am Jahreschlusse 1866“ mit dem Ausruf:

O wann kommst du, Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz mir zeigt,
Da des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet steigt,
Da ein Geist der Eintracht drinnen
Wie am Pfingstfest niederzückt,
Und des Kaisers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit schmückt.

Am 30. August empfing der König diese Eingabe, und sogleich schrieb er an den Rand des Blattes die Entscheidung:

„Dem Kultusminister, um mir betreffende Vorschläge zu machen, da ich auf den Gedanken, Geibel nach Norddeutschland zurückzuziehen, eingehe. Schloß Babelsberg, 30. August 1868.

Wilhelm.“ *)

So war Geibels schönere Zukunft allerdings eigentlich schon entschieden, als jenes „Eingreifen der Geschichte“ stattfand. In dessen hat es wohl doch dazu beigetragen, den König womöglich noch mehr geneigt zu machen, das fernere Leben des treuen Sängers

*) Gaederg's Buch enthält diese interessante Aufzeichnung des Kaisers in Faksimile.

gänzlich sorgenfrei zu gestalten. Jedenfalls brachte es den Stein schneller und früher ins Rollen, als irgend Jemand das hatte erwarten können.

Im Spätsommer 1868 besuchte König Wilhelm die alte Hansestadt.

Es war am Morgen des 13. September, als Geibel Namens des Senates und der Stadt den greisen Herrscher bei seinem Kirchengang nach St. Marien mit dem berühmt gewordenen Gedicht begrüßte, das mit den prophetischen Worten schloß:

Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Aug es sieht,
Wie über's Land ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht!

„Mir ist es“ — so sagte am 25. November desselben Jahres der Dichter bei dem ihm von seiner Vaterstadt veranstalteten Begrüßungsfeste — „Mir ist es mit jenem Gruße ergangen, wie dem Bewohner der Ebene, der ahnungslos im Gebirge einen Schuß abfeuert und nun selbst erstaunt ist über die Wirkung, welche er hervorgebracht hat. Denn, wie ihm nah und fern in hundertfach fortwachsendem Echo die Gipfel der Berge antworten, so ist auch mir ein mächtiger, vielseitiger Widerhall zurückgekommen; nicht nur aus allen deutschen Gauen, diesseits und jenseits des Main, sondern auch vom fernen Strande der Seine und von den Gletschern der Schweiz, aus dem Herzen Italiens und über den Ozean her von den Waldgestaden des Mississippi. Ich darf von dieser Wirkung ohne Unbescheidenheit reden, denn sie war kein Erfolg des Dichters, sie war ein Beweis, daß der Gedanke der wiedergewonnenen Ehre des Vaterlandes und des sich kräftig verjüngenden deutschen Lebens nur ausgesprochen werden darf, um sich die Zustimmung von Hunderttausenden zu erwerben.“

Ja, so war es in der That; in München aber war man trotzdem nicht erbaut von dieser deutschpatriotischen Aeußerung des bayrischen Honorarprofessors. Nicht kürzer und doch erschöpfender können wir das, was dort geschah, erzählen, als, indem wir die Notiz der Münchener „Neuesten Nachrichten“ vom 24. Oktober hierhersetzen:

„Der Dichter Emanuel Geibel bezog seit vielen Jahren aus der königl. Kabinettskaffe einen jährlichen Ehrensold, der ihm vom verstorbenen König Max zugesprochen worden. Als er jüngst von Lübeck, wo er ein Gedicht zum festlichen Empfange des Königs

von Preußen verfaßt hatte, nach München zurückkehrte, wurde ihm eine Königl. Kabinettsordre mitgetheilt, der zufolge ihm diese Pension von nun an nicht mehr ausbezahlt werden dürfe.“

Geibel nahm diese Kabinettsordre mit ziemlichen Gleichmuth entgegen, wenngleich sie ihn ja, besonders in Anbetracht seines körperlichen Leidens, in peinliche Verlegenheit zu bringen drohte. In würdigstem Tone ist das Schreiben gehalten, mit dem er die Aeußerung der allerhöchsten Ungnade beantwortete. Auf's Neue betonte er darin, wie er sich zu diesen Grundanschauungen nicht erst in jüngster Zeit, sondern von jeher offen und unumwunden bekannt habe. „Die Sehnsucht nach einer festeren Einigung des deutschen Vaterlandes“ — so heißt es dann — „das Verlangen nach Kaiser und Reich klingt schon in meinen frühesten Gedichten, auch in jenen, die längst in Aller Händen waren, als mir der Ruf nach München zu Theil wurde. In diesem Verlangen bin ich mir allezeit treu geblieben, und wenn dasselbe seit den Ereignissen des Jahres 1866 eine bestimmtere Gestalt annehmen mußte, so lag das in den Zeitgeschicken, nicht in mir. —“

Von allen Seiten kamen dem Dichter Beweise der Sympathie. Paul Heyse vor Allen zeigte sich als Gleichgesinnter und als treuer Freund: er verzichtete sofort auf das auch ihm bisher aus gleichen Mitteln gezahlte Jahrgelalt. — Der Kladderadatsch brachte daraufhin, die in jenem oben zitierten Schreiben der Fürstin Carolath erwähnten „musikalischen Einflüsse“ berührend, den köstlichen Vers:

Münchener Trost.

Die Dichter gehn, auch Heyse will nicht länger
In meinem Dienste Poesien verfassen! —
Was thut's?! Der Dichtung Meister sind entlassen,
Da hält man halt sich an die „Meisterfänger“! —

Die „Kölnische Zeitung“ regte sogleich eine National-Sammlung an, von Weimar aus wurden dem Dichter die ehrenvollsten Anerbietungen gemacht, aber Geibel gab keine Zusage. Er mochte wohl ahnen, daß Preußen es sich nicht nehmen lassen würde, ihm zu helfen. —

Wir haben gesehen, daß diese Hilfe bereits im Werke war. Am Morgen des 5. November, einen Tag nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, überraschte ihn ein eigenhändiger Brief des preußischen Kultusministers von Mühler, seines alten Gönners vom „Tunnel über der Spree“ her. —

In diesem Schreiben, das der Dichter umgehend mit einem Brief an den Minister erwiderte, dem er einen andern an den

König beilegte, wurde ihm Mittheilung gemacht von der ihm allerhöchst bewilligten lebenslänglichen weiteren jährlichen Gnadenpension von jährlich tausend Thalern mit Anwartschaft auf eine Universitätsprofessur für deutsche Pitteratur, Metrik und Aesthetik. —

So war ihm denn der größte Wunsch seines Lebens erfüllt: er durfte seinen Lebensabend in Lübeck verbringen, in der Stadt, zu welcher ihn „immer wieder zurücktrieb der Geist, den er in allen Wandlungen der Zeit unverfälscht hier wiederfand, der Geist prunkloser Tüchtigkeit und ehrenhafter Sitte, der Geist menschlichen Wohlwollens und gegenseitigen Vertrauens, der Geist des echten, wahren Bürgerthums und der treuesten Vaterlandsiebe.“ Die Heimathstadt verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht. —

Schon nach kurzer Zeit, im November 1869, sollte ihm eine andere, ungleich bedeutzamere Ehrung zu Theil werden: Der König bestätigte den Beschluß der Kommission, die für die Verleihung des am 100. Geburtstag Schillers gestifteten Schillerpreises eingesetzt war, wonach dieser Preis dem Dichter für die Tragödie „Sophonisbe“ zuerkannt war. Der so hoch Geehrte ließ dem König, „in dessen Augen saumselig oder undankbar zu erscheinen“, ihn, wie er an den Minister von Mühler schrieb, tief bekümmern mußte, durch die Vermittelung dieses Ministers bitten, es entschuldigen zu wollen, wenn er nicht selbst nach Berlin komme, um die anwachsende Schuld seiner Dankbarkeit bei dem hohen Geber persönlich abzutragen. „Allein mein trauriges Siechthum“, — schreibt er, — „hat dergestalt zugenommen, daß ich kaum noch eine schmerzlose Stunde habe und mich völlig außer Stande sehe, auch nur über den nächsten Tag frei zu bestimmen.“ —

Der Minister machte dem Dichter bereits am 4. Dezember Mittheilung von der Erfüllung seiner Bitte, indem er theilnehmend hinzusetzte: „Daran knüpfe ich den aufrichtigen Wunsch, daß Ihnen recht bald Ihre Gesundheit möge wiedergeschenkt werden.“ —

Die Krankheit verhinderte den Dichter auch, seinem lebhaften Wunsch entsprechend wenigstens zur ersten Aufführung seiner Tragödie, die Ende Dezember im königlichen Schauspielhause stattfand und recht günstig verlief, nach Berlin zu kommen. Er sah diese ihm nun seit langem so liebe Stadt nicht wieder. —

Und doch war das bis in seine letzten Jahre häufig sein sehnlicher Wunsch, ganz besonders seit durch die großen Ereignisse des Jahres 1870 aus der preußischen Residenz die Reichshauptstadt

geworden war. — Schon 1867 hatte er bei seiner Uebersiedelung in die Scharstadt an Kruse geschrieben: „Wäre es doch Berlin statt München!“ „Auch Kruse und Curtius“, sagt Gaederz, „waren mittlerweile in der Kaiserresidenz ansässig geworden, dort also jetzt seine ältesten und theuersten Freunde vereinigt. Als ich Ende der siebziger Jahre gelegentlich eines Besuches in Lübeck deren Wunsch an Geibel ausrichtete, doch auf einige Wintermonate nach Berlin zu reisen, lehnte er wehmüthig ab und brachte Gründe vor, deren Triftigkeit mir einleuchtete, deren nähere Erörterung hier aber unthunlich ist. Wieviel Schönes und Liebes die Reichshauptstadt ihm auch bieten mochte, er wußte, daß er keiner ihm auferlegten Verpflichtung mehr genügen könnte und an der Hast des dortigen Treibens zu Grunde gehen würde. Er ist fortan kaum um Meilenbreite über das Weichbild Lübecks hinausgekommen. Sein Trost war, daß unsere Väter es nicht besser gehabt haben und dabei doch allezeit tüchtige und geistig lebendige Menschen geblieben sind.“

Jene großen Ereignisse von 1870 aber hatte er von Lübeck aus mit der größten Begeisterung verfolgt und selbst im innersten Gemüth durchlebt. Wenn er nun das, was die Besten seit seiner Jugendzeit erträumt hatten, das, was ganz besonders sein tiefstes und heißestes Sehnen gewesen war, seit sein Geist erwacht, das, wovon er solange gesungen und gesagt — wenn er das Alles jetzt Wahrheit, über alle Erwartung schön und herrlich Wahrheit werden sah, wenn ihm zugleich die höchste Genugthuung wurde, zu sehen, wie König Ludwig von Bayern das, um dessen willen er ihn vor wenig Jahren verstoßen, nun selbst vor Allen anregte und ausführte -- fürwahr, wenn das Alles geschah, da sollten wohl nie geahnte, unbeschreibliche Gefühle seine Brust durchwogen, und sein Geist, von neuem Jugendschwung getragen, neue herrliche Lieder schaffen! Und er that es! Im Oktober 1871 konnte er dem deutschen Kaiser seine „Heroldsrufe“ senden, und welch' eine Freude mußte ihm des greisen Helden Antwort bereiten!

„Ich habe,“ schrieb der König, „die Gedichtsammlung ‚Heroldsrufe, ältere und neuere Zeitgedichte‘, welche Sie mir unter dem 16. v. Mts. überreicht haben, mit besonderem Wohlgefallen entgegengenommen und will es mir nicht versagen, Sie hiermit meines wärmsten Dankes zu versichern. Es ist das schöne Vorrecht des Dichters, in dem wechselnden Laufe der Geschichte das, was die Nation als erhabenstes Ziel ihrer Wünsche im Herzen trägt, mit prophetischer Begeisterung zum Ausdruck zu bringen. Was Sie, in wür-

diger und loyaler Uebung Ihres Berufs, seit drei Jahrzehnten mit gläubiger Zuversicht in jenen Dichtungen verkündet haben, es ist jetzt zur Wahrheit geworden. Das deutsche Reich ist nach ruhmvollem Ringen wiedererstandener und wird im Gefühle stets bereiter Macht der Nation Bürge sein, ihrer geistigen und wirtschaftlichen Wohlfahrt im Frieden ungestört nachstreben zu dürfen. Möge dasselbe Ihrem poetischen Worte Erfüllung gewähren, von treuem, deutschem Geiste durchdrungen, mehrhaft und fromm zugleich, in Freiheit, Zucht und Sitte blühen und gedeihen immerdar!“

Es war in der That eine der glücklichsten Fügungen im Leben Geibels, daß er Deutschlands Größe und Herrlichkeit schauen durfte — und, so lange er lebte, hat er das dankbar empfunden. „Wenn er,“ sagt Wilhelm Jensen*), „von dem Kaiser redete, den er auch „mein Herr“ benannte, lüstete er stets seine Kopfbedeckung . . . Seine politische Richtung war ausgesprochen monarchisch und gemäßigt konservativ . . . Das Jahr 1870/71 bildete unbedingt den freudigsten Höhepunkt seines Lebens, und mit heißer Entrüstung sah er das bald nachher wieder beginnende Magen des Partikularismus und Ultramontanismus, der Demokratie und der Sonderinteressen an dem wunderbar vollendeten Werke.“ —

Wie hoch aber er in der kaiserlichen Familie eingeschätzt wurde, davon ward noch am Ende seines Lebens der Welt aufs Neue Kunde! Er starb am 6. April 1884 im 69. Lebensjahre und ward am 12. April auf Staatskosten ‚wahrlich wie ein Fürst‘ bestattet! Das Kaiserpaar, Kronprinz Friedrich Wilhelm und Fürst Bismarck sandten herrliche Kränze; der Brief aber, den der Kronprinz am 25. April an Ernst Curtius sandte, und der dem Gaedertzschen Buche vollständig in Faksimile angefügt ist, enthält folgende Stellen:

„Meine aufrichtige Verehrung für unseren echten deutschen patriotischen Dichter kennen Sie seit vielen Jahrzehnten — verdanke ich doch gerade Ihnen die Bekanntschaft mit dem theueren Mann — deshalb wissen Sie auch, daß ich seinen Tod von ganzem Herzen beklage.

Meinem Geschmack nach haben Wenige gleich ihm es verstanden, das Harren, die sehnliche Erwartung dessen, was 1870/71 uns brachten, in dichterische Weisen zu fassen, vollends aber gebührt ihm der Ruhm, als echter Herold des Reichs, die Wiederherstellung desselben und des Kaiserthums würdig besungen zu haben.“ —

*) S. Arno Holz, Emanuel Geibel, ein Gedebuch. Verlag von Oskar Parrisius, Berlin. Seite 161.

Wir aber dürfen uns — wenn wir so Emanuel Geibels gedacht, wenn wir gesehen haben, von welchem Einfluß die persönlichen Beziehungen des preußischen Königshauses auf Geibels Leben gewesen sind, von ganzem Herzen der segensreichen Fügungen des Schicksals, die sie knüpften, freuen! Denn wohl mit Recht macht sein Biograph*), der zugleich der Sohn eines seiner besten und ältesten Freunde ist, und der ihn selbst gut kannte, die Bemerkung: „Wohl ihm, daß königliche Huld die Sorge von seinem Tische scheuchte! . . . Ohne Friedrich Wilhelms des Vierten Gnadenakt hätten wir uns nicht des Geibel zu erfreuen, wie wir ihn alle kennen. Ich glaube nicht, daß seine Natur den harten Kampf um die Existenz, das schwere Ringen ums liebe tägliche Brot in dem Grade siegreich würde überstanden haben, um uns auch dann noch mit gleich reifen und reichen Garben seines poetischen Aders zu beschenken. Selten war ein Dichter in dieser Hinsicht solch ein Schooßkind des Glückes, selten aber hat auch einer mehr verdient, es zu sein.“

Ja, selten hat es einer mehr verdient — und so soll des edlen deutschen Mannes und Sängers Bild in deutschen Landen allzeit in hohen Ehren bleiben. Denn auch auf ihn dürfen wir das schöne Wort anwenden, das er von Ahland sprach:

Wohl Größ're preist man unser eigen,
Um deren Stirnen ewig grün
Im Kranz, gewebt aus Eichenzweigen,
Die Lorbeern der Hellenen blüh'n;
Doch Keiner sang in unsrer Mitte,
Der, so wie er, unwandelbar
Ein Spiegel vaterländ'scher Sitte,
Ein Herold deutscher Ehren war!

Er schied! — Es bleibt der Mund geschlossen,
Im Wort so karg, im Lied so klar,
Der Mund d'raus nie ein Spruch geflossen,
Der seines Volks nicht würdig war!
Doch segnend waltet sein Gedächtniß
Unsterblich fruchtend um uns her;
Das ist an uns sein groß Vermächtniß.
So treu und deutsch zu sein, wie Er!

*) Gaedertz, Emanuel Geibel, Seite 166.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

„D. Martin Luther und der heutige Sarrazinismus.“

Offener Brief von Otto Sarrazin an Herrn Franz Sandvoß
in Weimar.

Sie haben mir, sehr geehrter Herr, die Ehre erwiesen, in Ihrem Aufsatz mit der obigen Ueberschrift im letzten (November-) Hefte der „Preussischen Jahrbücher“ (S. 319—330) eine Sprachreinigungsbewegung unserer Tage mit einem von meinem Namen abgeleiteten Ausdruck zu bezeichnen. Da Sie vor der Abfassung Ihrer Arbeit meine der Sprachreinigungsfrage gewidmeten wenigen Schriften selbstverständlich mit der dem deutschen Gelehrten eigenen Gründlichkeit gelesen und daraus ersehen haben, daß ich in dieser Bewegung namentlich auch als Warner und Mahner zur Vorsicht und Besonnenheit zu wirken bemüht gewesen bin, so weiß ich ja, daß Sie mit den zürnenden allgemeinen Theilen Ihrer Ausführungen nicht auf den Mann zielen, sondern auf eine Richtung: denjenigen Purismus und Uebereifer nämlich, der sich im Verdeutschten aller und jeder Fremdausdrücke nicht genug thun kann, der da meint, alle vorhandenen Fremdlinge aus der deutschen Sprache kurzweg mit Gewalt verbannen zu können, der sich darin gefällt, selbst für Jahrhunderte alte fremdsprachliche Begriffe, Titel und dergleichen neue deutsche Wörter zu schmieden, der lieber heute als morgen dem General und Admiral, dem Professor sammt dem Doktor allen Ministern, Präsidenden und Direktoren den Garaus machen möchte u. s. w. Hierin theile ich Ihren Standpunkt vollkommen, und so können wir uns über die einschlägigen Fragen in völliger Ruhe, Objektivität und Sachlichkeit unterhalten. Nur auf einige Stellen Ihres Aufsatzes, in denen Sie den Namen Sarrazin oder meine Schriften heranziehen, oder aber mich zu Anderen oder anderen Anschauungen in irrigen Voraussetzungen und Unterstellungen in Gegensatz bringen, muß ich nothgedrungen eingehen.

In dieser Beziehung liegt mir vor Allem daran, einen Irrthum persönlicher Art richtig zu stellen, der durch den Schluß Ihres Aufsatzes beim Leser nothwendigerweise hervorgerufen werden muß. Sie legen hier (S. 329) eine Lanze ein für die „eindringliche Beschäftigung mit dem

Lateinischen,“ daß uns „Jahrhunderte entlang“ zur Bildung des grammatischen und stilistischen Sinnes gedient habe, und schließen mit den Worten:

„Und nun soll der unwissende, öde, geschmacklose, ja freche, pietätlose lächerlich-hornirte Sarraziniemus herrschen? Wir haben die Stirn, den vierhundertsten Geburtstag des Magisters Philippus zu feiern, des großen Praeceptoris Germaniae, wir, die wir in wahnsinniger Blindheit sein Werk, die brave deutsche Lateinschule, verwüsten und zerstören? O wie bald, wenn wir noch eine Weile im Banne des Banausenthums und der Blaustrümpfe oder Schreiwelchchen mit der „Reformschule“ so fortwirthschaften, werden wir den wahrlich nicht so leicht zu reparirenden und wieder gut zu machenden Ruin oder Umsturz bejammern! Dagegen, wider solchen bildungsfeindlichen Umsturz wünschte ich ein Umsturzgesetz. Musae barbarizant, die Musen lauderwälschen, hatte einmal ein deutscher Fürst, Landgraf Moritz in Hessen, (1619) in ein Stammbuch geschrieben; was wird die Geschichte von der musischen Bildung der glorreichen Epoche des bewaffneten Friedens dereinst zu melden haben?“

Gestatten Sie mir hierzu die Berichtigung, daß ich über die Fragen der „Reformschule“ wie der Mädchen-Gymnasien nie ein Wort geschrieben noch öffentlich gesagt habe. Wohl aber habe ich mich bei gegebener Gelegenheit als Verehrer der humanistischen Bildung bekannt. Freilich habe ich dabei wohl auch ausgesprochen — und daher mag die Verwechslung entstanden sein —, daß meine Ueberzeugung von der sittigenden Kraft der musischen Bildung oft stark auf die Probe gestellt ward und manchmal beinahe Schiffbruch zu leiden drohte, wenn ich gesehen habe, in welcher musen- und grazienfremder Weise Männer der humanistischen Wissenschaften, deutsche Gelehrte, in hartem Schriftkampfe sich befehdeten, wie sie zuweilen in recht-haberischer, absprechender, ja selbst persönlich gehässiger Art einander verunglimpften oder sich mit Kraftausdrücken traktirten und mißhandelten, von denen auch nicht ein einziger in einem Komplimentirbuch der Musen Aufnahme gefunden hätte. Sie werden mir entgegen, solche Verirrungen und Unarten seien immerhin Ausnahmen und kämen jedenfalls nicht vor in Folge, sondern trotz der humanistischen Bildung, — worin ich Ihnen denn allerdings beipflichten muß.

Sie beginnen Ihre Abhandlung (S. 319) mit der Anführung eines Goetheschen Gedichts wider die Sprachreiner und bringen auch weiterhin Goethe (beiläufig auch Schiller) und namentlich Luther zu mir und meinem persönlichen Wirken auf dem Gebiete der Sprachreinigung in Gegenjag. Ueber Goethes und Schillers Stellung zur Fremdwortfrage ist nachgerade so viel geschrieben worden, *) daß ich mich hierzu kurz fassen kann. Mit einem

*) Vergl. u. A.: Ludwig Bellermann, „Aus Schillers Dichterwerfstat“ in der Sonntagsbeilage No. 6 und 7 zur „Voss. Zeitg.“ vom 6. und 13. Febr. 1887; Hermann Kiegel, „Einige Aeußerungen Goethes und Schillers über die Sprache“, Zeitschr. des Allg. deutschen Sprachvereins, VIII 1 ff.

großen Aufwand an Geist und Sammelfleiß sind ihre Schriften daraufhin durchforscht und alle Stellen ausgezogen und beleuchtet worden, in denen sie sich über die Sprachreinigung oder über die Reinheit der Sprache, sei es ihrer Zeit, sei es von grundsätzlichen Standpunkten aus geäußert haben. Und dann ist der eine Theil der Aussprüche von den Freunden, der andere von den Gegnern der Sprachreinigung, der Parteiauffassung entsprechend, für oder wider in Anspruch genommen oder fruktifizirt und ausgebeutet worden. Offen gestanden, hat mich diese Art der Beweisführung manchmal etwas gemahnt an die bekannte Abstimmung durch Majoritäten und Mehrheiten, zugleich auch an das Wort Bismarcks, daß sich mit der „Statistik“ durch entsprechende Zusammenfassung und Gruppenstellung der Zahlen Alles beweisen lasse. Maßgebender und beweiskräftiger hat mir immer die Untersuchung nach dem trefflichen Worte des Evangelisten geschienen: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Sie beklagen (S. 320), daß, wie Jean Paul gegen das Ende seiner Laufbahn, so auch in unseren Tagen Gustav Freytag sich „sehr überflüssigerweise“ von der Sprachreinigungsseuche „unterkriegen ließ.“ Nun, unsere Dichtersfürsten haben sich von derselben Seuche ebenfalls beide unterkriegen lassen: sie haben in späteren Ausgaben ihrer Werke verdeutschet, im Hinblick auf den damaligen verwälschten Zustand der deutschen Sprache sogar merkwürdig kühn und weitgehend verdeutschet. Um bei dem zu mir in besonders scharfen Gegensatz gebrachten Goethe zu bleiben, so hat namentlich er in frevelhafter Versündigung gegen die „Romanitas der europäischen Kulturwelt“ (S. 323) sich nicht geschaut, sogar deren eifernsten Bestand mit rauher Hand anzutasten: Aysl, Disziplin, egoistisch, Generation, Harmonie, Original, Trophäen, Prozeß u. s. w. — selbst solche klassische „Weltworte“ sind ihm in seiner späteren Laufbahn nicht mehr heilig gewesen, sind der „Sprachreinigungsseuche“ zum Opfer gefallen und durch seine — Goethes — eigene Feder zu ganz gewöhnlichen deutschen Schuzorten, Mannszucht, selbstisch, Zeitgeschlecht, Uebereinstimmung, Urbild, Kampfgewinnsten, Rechtshandel u. s. w. erniedrigt worden — vieler wälschen Fremdlinge gar nicht zu gedenken. D. Dehnicke giebt darüber in einer Abhandlung „Goethe und die Fremdwörter“ im Jahresbericht des Johanneums zu Lüneburg, 1892, lehrreiche Aufschlüsse. Sie werden mir darin zustimmen, daß Goethe mit der Tilgung dieser Weltworte die Schönheit seiner Sprache zu erhöhen, zugleich aber der Verständlichkeit keinen Eintrag zu thun glaubte, und eben so einig sind wir darin, unserm Dichtersfürsten, der ja kein Sprachstümper war, in beiden Beziehungen ein durchaus kompetentes und zuständiges, ja maßgebendes Urtheil zuzuerkennen. Und daher sehe ich zu Goethe als meinem Herrn und Meister im Verdeutschten auf, nehme ihn hierin für mich in Anspruch und werde fürder bestrebt bleiben, sein gelehriger und eifriger Schüler zu sein. Ob er heute, hundert Jahre später, unter vielfach veränderten Sprachverhältnissen, wo zahlreiche von Goethe gebrauchte und

in seinen Schriften stehen gebliebene Fremdwörter von keinem Menschen mehr geschrieben oder gesprochen werden, in deren Beseitigung etwa so weit gehen würde, wie ich, ob er vielleicht noch weiter gehen würde und wie weit, darüber sind wir leider auf persönliche Muthmaßungen angewiesen, das wissen Sie nicht, ich nicht, wir alle nicht.

Am mehreren Stellen (S. 319, 320, 324) werfen Sie mir den in meinem Verdeutschungswörterbuch gebrauchten Ausdruck „Deckwort“ vor, den Sie mir zuschreiben und dem Sie Goethes „Surrogatwort“, wie ich annehmen darf als das Bessere, entgegenhalten. Ob das „Deckwort“ von mir stammt, vermag ich mit Sicherheit nicht zu sagen. Sollte es der Fall sein, so muß ich eine ungewöhnlich glückliche Stunde gehabt haben, als es mir aus der Feder floß. „Surrogat“ ist nach älterem und neuerem Sprachgebrauch, entsprechend der (hier übertragenen) Bedeutung des lateinischen subrogare oder surrogare, unter allen Umständen ein minderwerthiger Ersatz, während es dem ebenfalls gebrauchten, neutralen und unbestimmten „Ersatzwort“ nicht an der Stirn geschrieben steht, ob der Ersatz dabei ein guter oder mangelhafter ist. Ein „Deckwort“ kann dagegen nur einen vollwerthigen Ersatz bieten. Ich berufe mich da auf das Zeugniß unserer schärfsten Disziplin und Wissenschaft: der Mathematik. Das Verhältniß zwischen Deckwort und Surrogatwort wird ziemlich klar verdeutlicht durch das Verhältniß der „Lehren vom Dreieck“, deren wir uns Beide von der Quarta her entsinnen: nämlich von der „Deckung der Dreiecke“ und der „Ähnlichkeit der Dreiecke“. Die Deckung giebt die völlige Gleichheit in jeder Hinsicht, und so das Deckwort den vollwerthigen Ersatz, und zwar so bestimmt und einleuchtend, daß es bei ihm der Hervorhebung durch Hänsefüßchen erst gar nicht bedarf. Seine klare Bedeutung wird durch eine freundliche kleine Hänselei vielleicht erst recht ins volle Licht gerückt.

Nun aber Luther. Sie führen eine Anzahl von Stellen aus Luthers „Tischreden“ ins Feld („ihr Fundament und Grundfest“ — „mit Superstition und Aberglauben“ — man muß Patienz und Geduld haben“ u. s. w.) und bemerken gleich bei der dritten („so würde er seine Tyrannei dupliren und zwiefächtigen“) mit Betonung (S. 325): „Es ist sehr zu beachten, daß Luther nicht sagt verdoppeln, wie Sarrazin gar nicht anders (siehe bei ihm unter Duplikat, Duplum) weiß, da er noch fühlt, doppel ist das lat. duplus.“

Ja — — ich ringe nach einem Ausdruck, um Ihnen nicht weh zu thun, und finde keinen. Am mildesten wird es schon herauskommen, wenn ich einfach konstatiere und feststelle, daß von diesen sämtlichen Stellen, mit denen Sie nahezu drei Druckseiten der „Preußischen Jahrbücher“ füllen, Luther nicht eine einzige geschrieben hat, auch nicht die vom Dupliren und Zwiefächtigen.

Damit wir uns nicht mißverstehen: Sie reden doch von Dr. Martin

Luther, geb. 1483 zu Eisleben, gest. ebendasselbst 1546? — Nun also: dann irren Sie ganz und gar und thun mir bitter Unrecht, wenn Sie gegen meine Schriften diejenigen Luthers ausspielen. Indessen, Sie thun es bona fide und unwissentlich. Oder wären Sie nicht im Stande, einen Unterschied zu machen zwischen Luthers echtem Sprachgebrauch in seinen eigenen Schriften und dem Sprachgebrauch derjenigen, die seine mündlichen Aeußerungen nach kurzen Aufzeichnungen für den Druck bearbeiteten, wie es bei den „Tischreden“ der Fall war, die außerdem zum Theil erst viel später ausführlich niedergeschrieben wurden, als sie mündlich entstanden waren? Mir gegenüber ist der Gedanke ausgesprochen worden, Sie hätten Ihren Lesern ein „Schnippchen schlagen“ wollen, indem Sie ihnen eine Anzahl Stellen aus den Tischreden als „genuinen und echten“ Luther vorsezten und so die Leser verleiteten, sich daraus ein „Bild von Luthers Stellung zu dem sogenannten Fremdwörter-Unwesen“ (wie Sie sich S. 329 ausdrücken) zu machen. Ich bin diesem häßlichen Gedanken auf der Stelle in Ihrem Namen mit vollster Entrüstung und Bestimmtheit entgegengetreten.

Aber ich möchte Ihnen in dieser heiklen Situation und Lage gern möglichst weit entgegenkommen und will einmal mit Ihnen annehmen, die Stellen seien sämmtlich von Luther geschrieben oder die Nachschreiber seien bis auf jedes einzelne, von Luther gebrauchte Wort völlig zuverlässig und unfehlbar gewesen. Wenn nun „Luther“ hier überall mit Vorliebe zu dem eben gebrauchten Fremdworte auch gleich das entsprechende deutsche giebt (S. 323), sollte er dann nicht seinen Zuhörern und Lesern gegenüber, die doch nicht alle Latein verstanden, nicht alle eine musische Bildung genossen hatten, eine Erklärung des von ihm gebrauchten Wortes für angebracht oder gar nöthig gehalten haben? Mir — ich bin freilich kein Lutherforscher — schien dieser Grund zu solchen Nebeneinanderstellungen von jeher sehr plausibel und einleuchtend. Vor allen Dingen aber: ist denn dies Nebeneinanderstellen kein Verdeutschern? Verdeutschet Luther hier nicht vielmehr überall und fortgesetzt, und das in einer Art — nicht nur mit alten, sondern selbst mit neuen oder in neuer Bedeutung angewandten Wörtern —, die Alles, was ich und was Andere neben mir hierin je geleistet haben, tief in den Schatten stellt? So wenigstens hat's Ihr „Luther“ gemacht, der wirkliche Luther viel seltener, weil er in seinen Schriften verhältnißmäßig selten Fremdwörter anwendet.

Uebrigens sagen Sie bei dieser Gelegenheit, und zwar im unmittelbaren Anschluß an eine Kennzeichnung meines Vorgehens und im Gegensatz dazu (S. 324): „Wie sehr dieses bescheidene Nebeneinanderstellen des Fremdworts und des eignen, zunächst nur subjektiven Vorschlags dem heutigen Verfahren vorzuziehen ist, wird sich zeigen.“ Auch diesen Vorwurf verdiene ich nicht. Ganz ebenso, nur in der Form hier und da etwas abweichend — das ewige „und“ zwischen Fremdwort und Verdeutschung

klingt auf die Dauer etwas ermüdend —, habe ich in meinen Schriften verfahren. Wer die Stellen ausziehen will, findet reichste Beute: schockweise stehen sie zur Verfügung. Ich begnüge mich, einen einzigen Absatz aus der Einleitung zu meinem Verdeutschungswörterbuch (2. Aufl. Berlin 1889) mit einigen unwesentlichen Kürzungen anzuführen, gebe zugleich die Versicherung, daß auch ich dies Nebeneinanderstellen seiner Zeit in aller Bescheidenheit ausgeführt habe. Es heißt da in der Einleitung (S. XIV) bei Besprechung des Fremdwortes „Idee“, der griech. *idéa*, welche für Plato das „Urbild der Dinge selbst“ war, u. A.:

„Der Dichter begeistert sich für eine Idee, einen großen und erhabenen Gedanken, und dem Werke des wahren Künstlers wird immer eine künstlerische Idee, ein künstlerischer oder Kunstgedanke zu Grunde liegen. Aber das Bild, die Idee, welche diesmal in der Idee, der Seele des Künstlers gelebt, entsprach nicht der Idee, dem Begriffe, welchen man mit der für ein Kunstwerk geeigneten Idee, einem geeigneten künstlerischen Vorwurf oder dichterischen Stoff, zu verbinden pflegt. Es war eine plötzliche Idee, ein Blitzgedanke, ein plötzlicher Einfall . . . Er hatte hiervon freilich selbst wohl eine unklare Idee, eine undeutliche Vorstellung, aber zu der Idee, dem Entschluß, von der weiteren Durchführung seiner ursprünglichen Idee, seines alten Entwurfes abzustehen, vermochte er sich nicht durchzuarbeiten. Die abweichenden Meinungen seiner Freunde hielt er für verkehrte Ideen, für irrige Ansichten, und es wurde bei ihm schließlich zur fixen Idee, zu einer Wahnvorstellung, zum festen Wahne, sie mißgönnten ihm nur die Vollendung seiner Idee, seines Planes . . . Aber weiter: Die Anschauung oder Idee, daß es verhärtete Gemüther giebt, in denen auch die letzte Idee, der letzte Funke von Menschlichkeitsgefühl erloschen ist, beruht keineswegs nur in der Idee oder Einbildung. Es ist aber ein Zeichen von augenblicklicher Erregung und Uebertreibung, wenn Jemand, nur weil beispielsweise der auf den Tisch gebrachte Salat einen etwas faden Geschmack hat, seine Köchin mit der Behauptung anfährt, sie habe von der ganzen Kochkunst nicht die leiseste Idee, nicht die blasse Ahnung, bloß weil sie unterlassen hat, eine Kleinigkeit, einen Tropfen, ein Tröpfchen, ein wenig oder etwas — kurzum „eine Idee mehr Essig“ an den Salat zu thun. — *Idéa* — armer Plato!“

Dies Nebeneinanderstellen dürfte an Häufigkeit nichts zu wünschen übrig lassen, liefert Ihnen wohl auch zugleich den Beweis für die Notwendigkeit zahlreicher Verdeutschungen für ein Fremdwort, (hier haben Sie z. B. für die eine „Idee“ über zwei Duzend gute, alte, deutsche Ausdrücke), worüber Sie mir — bei Erwähnung des Wortes „System“ in meinem Buche — auch Vorwürfe machen (S. 319): „ach, du lieber Gott, da stehen nicht weniger als einundfünfzig ‚Deckwörter!‘“ Sie haben übrigens falsch gezählt, es sind ihrer zweiundsechzig.

Bei dieser Gelegenheit noch eins. Ich bitte Sie, in Ihrer Abhandlung

den Satz zu lesen (S. 323): „Die Romanitas blieb durchaus für ihn (Luther), den grunddeutschen Mann, das Fundament aller Gesittung,“ — und danach den Satz folgendermaßen zu lesen: „Die Romanitas blieb durchaus für ihn, den grunddeutschen Mann, der Wurzelboden aller Gesittung.“ Sie werden mir zugeben: wie matt, wie leblos, ja wie nichts-sagend ist dieses „Fundament“; — dagegen wie kraftvoll, wie lebendig, wie bilderreich der „Wurzelboden“, aus welchem Einem der ganze kräftige, gesunde Erdgeruch fruchtbarer Scholle entgegenduftet! Nun wohl, Sie haben „Wurzelboden“ geschrieben, nicht „Fundament“, wie sicher viele Andere gethan hätten. Ich aber habe Ihren prächtigen „Wurzelboden“ in meinem Verdeutschungswörterbuch unter „Fundament“ und „Basis“ flugs nachgetragen und damit die hierfür schon gegebenen etwa dreißig Verdeutschungen noch um eine weitere werthvolle bereichert. Mir ist oft der Vorwurf der „Fremdwortjägeri“ gemacht worden. Nein, nicht auf die Fremdwortjagd gehe ich, sondern auf die Pirsche nach guten, bezeichnenden deutschen Wörtern. Und was der durch lange Uebung und Erfahrung geschärfte Spürsinn dann erjagt, das wird alsbald in eigens bereitgehaltener Jagdtasche sicher geborgen. Die Strafe für diesen Jagd-frevel sehe ich freilich voraus. Es wird ein grimmer Waldhüter, der mich für einen Wilderer hält, über mich kommen, wird der Welt zeigen, „was bei dem Verdeutschen herauskommt“, und wider mich die Anklage erheben, ich wolle in Zukunft alle neu zu erbauenden Denkmäler, statt auf solidem Fundament, auf festem „Wurzelboden“ errichten. Den weisen Mann darf ich zur freundlichen Belehrung und sanften „Abschlachtung“ dann wohl an Sie verweisen. —

Im Anschluß an den Pseudo- und falschen „Luther“ komme ich zu Ihrer Frage und Antwort auf S. 323: „Aber warum giebt er (Luther) nicht bloß das deutsche Wort? Einfach darum nicht, weil er kein Sarrazin, kein Stephan war, der sich angemacht hätte, einen Einfall, eine Möglichkeit, die ihm gerade kam, zum Gesetz für alle Andern zu machen, einfach darum nicht, weil er nicht zu den anmaßlich-unwissenden Reinigern gehörte, denen ihre schulwitzigen Surrogatwörter allemal ausreichend scheinen, das Gemachte dem Gewachsenen und Gewordenen gleich werth.“

Der hier erhobene Vorwurf, meine Einfälle, meine schulwitzigen Surrogatwörter in anmaßlicher Weise zum Gesetz für alle Andern haben machen zu wollen, wiegt gewiß schwer, und es liegt mir ob, ihn durch beweiskräftige urkundliche Belege als unzutreffend zurückzuweisen.

Da Sie den von mir hoch verehrten, verewigten Staatssekretär v. Stephan mit mir in einem Athem und gleichem Zusammenhange nennen, so werden Sie es nicht unbillig finden, wenn ich mich dabei des Todten ebenfalls annehme.

Zu meinem großen Leidwesen kann ich den einstmaligen Generalpostmeister Stephan von dem gemachten Vorwurfe allerdings nicht völlig frei-

sprechen. Er erließ am 31. Dezember 1874 eine Verordnung, in der für etwa 60 Fremdwörter aus dem Bereiche des Postwesens Verdeutschungen gegeben und die Postbeamten angewiesen wurden, sich fortan im dienstlichen Verkehr dieser deutschen Ausdrücke zu bedienen. Daß er damit diese seine Einfälle nicht nur für die Tausende von Beamten, sondern auch „für alle Andern“, wenigstens für einen großen Theil des deutschen Volkes zum Gesetze zu machen „sich anmaßte“ — wer wollte das leugnen? Und wer wollte das nicht schaudervoll, höchst schaudervoll finden? Gegen sothane Annahme erhob sich denn auch alsbald vielfacher und lauter Widerspruch. Die Verdrängung der „guten alten Ausdrücke“, die „krankhafte Neuerungs-sucht“ wurden lebhaft beklagt; geistvolle, weitblickende Männer erhoben laut ihre warnende Stimme und wiesen nachdrücklich auf die Konfusion und Sprachverwirrung hin, die solchem „übereilten“ Vorgehen naturgemäß folgen müsse. Hatte doch Stephan beispielsweise schlankweg für Sektion „Abtheilung“, für National „Standesliste“, für Couvert „Briefumschlag“ vorgeschrieben u. s. f. Man werde schon sehen, welche Wirrnisse daraus entflünden, wenn die Gerichtsärzte demnächst über stattgehabte „Leichen-abtheilungen“ berichteten, wenn die Zeitungen von einer „Standeslisten-Bewegung“ in Deutschland sprächen, wenn man ein Diner und Mittagessen zu zehn „Briefumschlägen“ bestellen würde u. s. f. Alle diese wohlbegründeten Warnungen schlug der Generalpostmeister in den Wind. Und nicht nur das. In anmaßlich-unwissendem Dünkel berief er eine Anzahl von Gelehrten und Sprachforschern (die er solchergestalt zu Mitschuldigen seines Thuns machte) und überraschte die Welt mit einer zweiten Verordnung vom 21. Juni 1875, in der er dieses Mal nicht weniger als 700 fremde Ausdrücke in Acht und Bann that: also ein Vergehen im Rückfall und unter erschwerenden Umständen! Und doch muß ich, so schwer es ist, seine Vertheidigung zu führen wenigstens versuchen. Erstens handelte er nämlich, wie er in einem später veröffentlichten, an Daniel Sanders gerichteten Briefe selbst bezeugt, „auf ausdrücklichen Befehl unseres großen Reichskanzlers.“ Nun, was das bedeuten will, bedarf keiner weiteren Aus-führung. Als zweiten Milderungsgrund mache ich die Machtfülle geltend, die einem Manne in solcher Stellung in die Hand gegeben ist und die gar leicht zu einer etwas weitgehenden Anwendung — wenn Sie wollen, zum Mißbrauch — der Amtsgewalt verleitet. Als dritten Entlastungsgrund für Stephan endlich führe ich an — seinen Erfolg. Daß dieser letztere Beweisgrund bedenklich an die Lehre vom „Recht des Stärkeren“ erinnert, meinerwegen auch an das „Fauftrecht“, gebe ich zu. Immerhin rechnet einmal der Erfolg zu den Beweisen. Den Erfolg Stephans in der Sprach-reinigung auf dem Gebiete des Postwesens bezweifelt aber heute kaum Jemand mehr, und wenn man eine Enquête und Umfrage beim deutschen Volke veranstalten wollte, ob es zu den alten fremden Postausdrücken zurückzukehren wünsche: sie fielen mit erdrückender Mehrheit zu Stephans

Gunsten aus! Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist sogar die Geschichte schon jetzt dabei, Stephans Verdienste nicht bloß auf dem Gebiete des Postwesens rückhaltlos anzuerkennen, sondern ihm, trotzdem er kein zünftiger Sprachgelehrter war, dennoch auch einen hohen Platz anzuweisen unter denjenigen Männern, die, mit ungewöhnlich vielseitiger Sprachkunde begabt, sich um die deutsche Muttersprache wohlverdient gemacht haben. —

Ein solcher Gewaltmensch nun, wie der verewigte Generalpostmeister, bin ich nie gewesen und so kann ich Ihren Vorwurf mit gutem Gewissen zurückweisen. Nie habe ich Jemand angewiesen, bestimmte Ausdrücke zu gebrauchen, nie meine Einfälle Anderen zum Gesetz machen wollen.

Zuvörderst sind die Verdeutschungen, die ich in meinem Wörterbuch gebe, nicht meine Einfälle, wie Sie anzunehmen scheinen, sondern ich habe lediglich — mit verschwindend wenigen Ausnahmen, die wohl an den zehn Fingern herzuzählen sein werden — die Einfälle Anderer in möglichst großer Zahl kompilirt und gesammelt. Ebenso wenig scheinen mir meine „Surrogatwörter allemal ausreichend“ (S. 324). Wie wenig anmaßlich ich in allen diesen Beziehungen denke, dafür folgende Beweise:

Im Vorwort zu meinem Verdeutschungswörterbuche heißt es (S. V):

„Für manches Fremdwort fehlt unserer Sprache überhaupt noch der bezeichnende Ausdruck . . . Will und kann man sich dann nicht zu einer erklärenden Umschreibung entschließen . . ., so thut man jedenfalls am Besten, das Fremdwort einstweilen beizubehalten . . . Der Verfasser glaubt, sich bei dieser Gelegenheit noch besonders gegen die etwaige Annahme zu verwahren zu sollen, als halte er jedes der in das Wörterbuch aufgenommenen Fremdwörter unter allen Umständen für erfesbar und übersesbar; das ist eben so wenig der Fall, wie durch das Fehlen eines fremden Ausdrucks angedeutet werden soll, derselbe sei im Deutschen nicht wiederzugeben.“

Ferner (S. XVIII): „Zur richtigen Auswahl des deutschen Wortes muß der Schreibende sich vor Allem darüber klar sein, welchen Begriff er mit dem Fremdworte, dessen Uebertragung er beabsichtigt, zum Ausdruck bringen will; er muß dem Schreiben volle Klarheit der Gedanken vorausgehen lassen . . . In dieser Thätigkeit scharfen Denkens, dieser Turnübung des Geistes, kann nun der Wörterbuchschreiber dem Benutzer leider wenig behilflich sein . . . Die Ansprüche, die das Wörterbuch an den Benutzer stellt, gehen aber noch weiter: es muthet ihm auch eine ziemlich weitgehende Urtheilstüchtigkeit in Bezug auf guten Geschmack und sprachliches Feingefühl zu . . . (S. XXI): Der Benutzer aber wird sich bei der Auswahl vorzusehen und überall gegenwärtig zu halten haben, daß eigentlich bei jedem Ausdruck ein Warnungstäfelchen angebracht sein sollte mit der Inschrift: Dieses Wort ist mit Vorsicht zu gebrauchen!“

Soviel über das von Ihnen „des Spaßes halber schon benutzte Buch Sartazins“, das Ihnen „in erschreckender Form zeigt, was bei dem Ver-

deutschen herauskommt“ (S. 320). Ob Sie es nicht einmal des Ernütes halber versuchen möchten, unter ernsthafter Beachtung der in Vorwort und Einleitung gegebenen Anweisungen, die Sie bisher wohl nur übersehen hatten?

Schließlich zu meiner „Anmaßlichkeit“ noch folgende wenigen Worte aus meinen „Beiträgen zur Fremdwortfrage“ (Berlin 1887), die vor nunmehr elf Jahren geschrieben und in einem öffentlichen Vortrage gesprochen wurden (S. 8):

„Und wenn (bei den heutigen Sprachreinigungs-Bestrebungen) auch andere Männer noch, ich will nicht sagen schmollend oder grollend, aber doch noch unthätig zur Seite stehen, so ist das durchaus natürlich. Es ist nicht Jedermanns Sache und überhaupt ein zweifelhaftes Vergnügen, mit dem Aufwand besonderer Anstrengungen sich, namentlich in vorgerückteren Jahren, in neue Verhältnisse hineinzuleben, plötzlich gewissermaßen eine andere Sprache führen zu sollen, anders schreiben, nach neuen Wörtern, Ausdrücken und Wendungen suchen zu sollen, da sich doch die alten müßlos und bequem darbieten. Hier soll Jeder billig Nachsicht üben, soll keiner den Andern verketzern und keiner den Andern schulmeistern wollen. Ich neige mich sogar der Ansicht zu, daß das heut lebende erwachsene Geschlecht, daß wenigstens wir Aelteren uns von den Fremdwortschladen nicht ganz mehr werden frei machen können, daß wir vielmehr Zeit unseres Lebens „alte Sünder“ bleiben werden.“

Ist denn nun dieser Sarrazinismus wirklich so „froh, so unwissend, öde, geschmacklos, so pietätlos, so lächerlich-bornirt“?

Nicht ganz zutreffend und mehr bestimmt als freundlich sagen Sie in der Anmerkung auf S. 328: „Ginge es nach Sarrazin, so gäbe es fortan in Deutschland auch wohl keinen „Prozeß“ und keine „Prozession“ weiter. Er ahnt natürlich nicht, daß der „Rechtsstreit“ in seinem ersten Bestandtheile nur ein etwas älteres lat. Lehnwort (so sagt man, wenn man das Fremde dulden muß), nämlich *rectum* ist . . .“ Nicht zur persönlichen Abwehr, sondern lediglich zur Ehrenrettung der braven Lateinschule, auf deren Bänken ich einstmalig gesessen habe, versichere ich hiermit in aller Form, daß uns alles zu *rectus*, a, um Gehörige ordnungsmäßig beigebracht worden ist, daß ich auch gelernt habe, daß unser „Recht“ mit dem lat. *rectum* urverwandt ist, daß dasselbe „Recht“ aber kein auf dem lat. *rectum* beruhendes Lehnwort ist. Darin irren Sie thatsächlich, trotz Ihres bestimmten Ausspruchs *ex cathedra* und von oben herab. Vielmehr ist Recht ein indogermanisches Gemeinwort, dessen Wurzel *reg* sich in dieser und jener Form in zahlreichen ältesten und neueren Sprachen wiederfindet. Da vorauszusehen ist, daß dieser Lapsus und Irrthum Ihnen als Germanisten von den zünftigen Sprachgelehrten mit dickem rothem Strich als schlimmer Fehler angerechnet werden wird, so drängt es mich zu sagen, daß ich diesem Versehen keine Bedeutung beimesse. Wohl aber liegt mir daran, dem von Ihnen erweckten Eindrucke vorzubeugen, als ob das Wort „Rechtsstreit“

etwa mich zum Vater hätte. Ich könnte recht stolz auf den Jungen sein, muß dem aber ausdrücklich entgegentreten, schon deshalb, um mich nicht, wenn auch nur durch Stillschweigen, mit fremden Federn zu schmücken. Rein, das Wort kommt schon in Gerichtsordnungen des 16. Jahrhunderts vor und wird seitdem häufig gebraucht. So finden Sie es beispielsweise auch bei Schiller, der in seiner Maria Stuart den Ritter Paulet (vermutlich, weil dem Dichter das Wort „Prozeß“ nicht „in das Vermaß paßte“), jagen läßt (1. 8):

Es sind Unziemlichkeiten vorgegangen

In diesem Rechtsstreit, wenn ich's sagen darf.

Daß Schillern selbst übrigens bei dieser sträflichen Verdeutscherei das Gewissen schlägt, geht klar aus der Entschuldigung hervor, die er dem Ritter Paulet in den Mund zu legen für nöthig hält: „Rechtsstreit, wenn ich's sagen darf.“

Zugleich imputiren und unterstellen Sie mir hier aber einen Standpunkt zur Frage der deutschen Lehnwörter, den ich niemals eingenommen habe. Mit wahren Wohlbehagen habe ich ein Doppeltes aus Ihrem Aufsatz neu gelernt, nämlich die beiden mir bis dahin unbekannteren Lehnwörter „sich ermahen“ von Hans Sachs (S. 326), das ich mit Ihnen reizend, sogar überaus reizend finde, und die „ghetempertheit“ (temperantia) meines trefflichen Landsmannes, des Westphalen Johannes Veghe, der es eben nicht, wie Sie (S. 321) sagen, „bei dem lateinischen Worte beläßt,“ sondern „in ehrlicher Arbeit des Aneignens und Eindeutschens“ (S. 321) ein nach den Gesetzen und Regeln seiner Muttersprache gut und völlig einwandfrei gebildetes deutsches Lehnwort schuf. Ich danke Ihnen aufrichtig für diese Belehrung; ist es auch die einzige, so ist mir die gleichwohl köstlicher Gewinn. Und in dieser guten Gesellschaft schreibe ich als Gegenbeweis gegen Ihre Unterstellung folgende Sätze hierher, mit denen ich vor zwölf Jahren meine Berufsgenossen vom Baufach *) warnte, deutsche Lehnwörter anzutasteten („Beiträge zur Fremdwortfrage“ S. 78):

„Durchaus verwerflich endlich ist das Bemühen, die aus fremden Sprachen entlehnten, bei uns von Alters her eingebürgerten Wörter zu beseitigen oder durch deutsche Neubildungen zu ersetzen . . . Wer etwa Wörtern wie der Achse, dem Filter, der Gondel, Grotte und Gruppe, dem Tubel, der Rasse und Klasse, dem Rabel, Muskel, Pendel, Pulver, Quader und Tempel, der Liste, Maske, Klaufe, Pause, Regel, wer der Ziffer und Nummer das deutsche Heimathrecht versagen will, wer die Form, den Grad, den Marsch, Plan, Puls, Punkt und Rest beseitigen, wer uns den Traß und den Tuff nehmen will sammt dem Krater, der bei ihrem Werden betheiligte war, wer den Eisenbahnen ihre Rampen,

*) Aus diesem Leserkreise erklärt sich die Auswahl der weiterhin angeführten Lehnwörter.

Tender und Tunnel mißgönnt — wohlgerne ihre Tunnel, während Tunnel's und vollends Tunnel's in Deutschland nicht geduldet werden sollten —, wer hier überall schonungslos aufräumen will, der begeht freilich einen so ungerechten wie thörichten Raub an seiner Muttersprache: denn einen Ersatz würde er uns schwerlich zu bieten vermögen, und könnte er es auch, so wird das deutsche Volk voraussichtlich wenig Neigung haben, seine Vorschläge anzunehmen, die es mit Recht für überflüssige und werthlose Geschenke halten würde.“

Also, ich dulde die Lehnwörter nicht etwa bloß deshalb, weil ich sie dulden muß, wie Sie (S. 328) behaupten, sondern ich habe ihre Beibehaltung immer verlangt, habe den, der sie der deutschen Sprache nehmen will, sogar einen „Räuber“ gescholten. Und so darf ich hoffen, Sie nach allen Richtungen überzeugt zu haben, daß ich von jedem gewalthätigen Vorgehen auf sprachlichem Gebiete, insonderheit auch auf dem Gebiete des Verdeutschens, weit entfernt und nicht ganz der Unmensch bin, den Sie bei Bildung des Wortes Sarra„zinismus“ in mir vermuthet zu haben scheinen.

Nun aber, ehe ich zum Schluß komme, noch eine Kardinal- und Hauptfrage! Daß Sie mit Ihrem Aufsatz einen bestimmten, klar erkannten Zweck verfolgen, daß Sie auf ein festes Ziel hinarbeiten wollen, versteht sich von selbst. Mir ist es aber leider völlig unklar und gänzlich dunkel geblieben, wo der eigentliche Zweck, das Endziel zu suchen ist. Das kann selbstredend persönliche Bornirt-, Beschränk- und Befangenheit sein. Aber wen immer ich bei zahlreichen Umfragen darum angegangen bin, überall dieselbe Antwort: „Ich weiß nicht, was er will“. Wohin richten sich also Ihre Ziele und Wünsche in der Sprachreinigungsfrage? Soll an dem gegenwärtigen Fremdwörterbestande nicht gerührt noch gerüttelt werden? Und wie würden Sie diesen Bestand eventuell und verneinendenfalls näher umgrenzen, wenigstens so präter propter, zirkä und ungefähr? Oder sollen, z. B. zu Schutz und Schonung der „Romanitas“, nur die aus dem Lateinischen oder aus todten Sprachen überhaupt entstammenden Fremdwörter erhalten, die übrigen dagegen preisgegeben werden? Oder sollen wir à la Luthers Tischreden und in der Weise seiner Zeitgenossen den Fremdwörtern jedesmal, oder doch in der Regel, oder aber nur bisweilen die Verdeutschung hinzufügen? Nicht etwa aus Uebermuth, sondern der Probe halber habe ich an mehreren Stellen meines „Briefes“ dieses Beispiel befolgt, das Sie ja auch selbst an mehreren Stellen Ihres Aufsatzes gegeben haben. Habe ich meine Sache so nun gut gemacht oder noch nicht völlig genügend? Und wie soll's besser gemacht werden? Daß Sie nicht nur mich, sondern zahlreiche Leser der „Preussischen Jahrbücher“ durch eine möglichst klare Antwort zu lebhaftem Danke verpflichten, davon dürfen Sie überzeugt sein.

Zum Schluß muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich vorhin mehr-

fach, auch in Bezug auf Sie, das Wort „Gegner der Sprachreinigung“ gebraucht habe. Daß Sie in solcher Allgemeinheit des Ausdrucks kein Gegner der Sprachreinigung schlechthin sind, das beweisen Sie zu meiner aufrichtigen Freude durch das Zugeständniß (S. 320): „gerne gebe ich zu, daß nur zu oft Flüchtigkeit oder Bequemlichkeit . . . uns zu geschmackloser, unnützer Ueberladung (mit Fremdwörtern) verleiten.“ Dem trete ich rückhaltlos bei. Und darum will ich die Hoffnung nicht fahren lassen, doch mit Ihnen als einem begehrenswerthen Mitarbeiter von großer Kraft und Fülle des Wortes — wenn es sein muß, auch des Kraftwortes — auf dem Felde verständiger und besonnenener Sprachreinigung noch einmal Schulter an Schulter kämpfen zu können.

Berlin, im November 1897.

Vorkläufige Antwort.

„Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum.“

Nämlich um den „Sarrazinismus“, den wir ja auch allenfalls „Stephanismus“ hätten nennen können, ohne auch so den wirklichen Verdiensten eines tüchtigen Mannes im Geringsten zu nahe zu treten. Wir gönnen allen „Wortfinder“ den Spasß von ganzem Herzen, so lange er Bethätigung ihres individuellen Wises bleibt, aber wir sind uns bewußt, pro patria zu kämpfen, wenn die Herren, zunächst in ihren Ressorts, und dann durch eine gewaltige Pression auf die Oeffentlichkeit, ihre zahmen Versicherungen von Vorsicht und Maßhaltigkeit fort und fort Lügen strafen. Denn es ist einfach nicht wahr, daß sie uns nur nach dem Grade ihrer Einsicht gute Rathschläge erteilten, was jeder nicht ganz phantasielose Primaner auch zur Noth verstünde; sie tyrannisiren und chikaniren uns, die wir den klassischen Sprachschatz und Reichthum unserer Nation zu erhalten suchten, sie vergällen uns die Lust, von Herzen mit unsern gebildeten Volksgenossen so zu verkehren, wie uns es nun einmal paßt, und wie diese es ohne Schaden an ihrer Seele, ja dankbar und freudig ihren Schriftstellern stets zugestanden hatten. Oder ist es etwa nicht eine demagogische Vergewaltigung der geistigen Freiheit, wenn in großen Zeitungen Männer, die eine andere Theorie über das Wesen und die Behandlung der Sprache haben, als der „Sprachverein“, deshalb schwächerer nationaler Gesinnung angeklagt und beschimpft und ihre Bücher mit Boykottirung bedroht werden? Herr Sarrazin mag vor solchem Verfahren gewarnt haben, verhindert hat er es nicht, und wenn man erst für solche Fragen der höchsten geistigen Feinheit „Vereine“ schafft, so liegt es nur in der Natur der Massenwirkung, daß sich hier eine grobe, äußerliche Durch-

schnittsmeinung bildet, die sich mit Hilfe ihrer Organisation tyrannisch und gewaltsam durchzusetzen sucht.

Gewiß, es giebt einen neutralen Boden, auf dem auch wir gewissen Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, die er wenigstens zu verfolgen behauptet, die Hand reichen können. Darüber behalten wir uns ein Wörtlein vor. Xs.

Luther und die Vulgata.

Man soll nicht nach jeder Mücke schlagen; aber einem schwäbischen und protestantischen Leser, der seit lange die Preussischen Jahrbücher als ein vornehmes und solides Organ zu betrachten gewöhnt ist, muß doch der Neger sich regen, wenn er auf Seite 323 aus der Feder von Franz Sandboß (Xanthippus) den Satz lesen muß, daß die lutherische deutsche Bibel „im Großen und Ganzen schlankweg aus der Vulgata übertragen“ sei.

Denkt Xanthippus bei seiner Behauptung an das Neue Testament, so ist neuestens aus Luthers Briefwechsel nachgewiesen worden, daß er auf der Wartburg gar kein Exemplar der lateinischen Bibel aufstreiben konnte und seinen Wittenberger Freunden wiederholt klagt, warum sie ihm keines schicken.

Wollten wir die Apokryphen herausgreifen, bei denen es Luther minder genau nahm, so genügt es auf seine Vorrede zu Sirach zu verweisen:

„Was uns aber für arbeit gestanden hat, dis Buch zu verdeutschen, Wer das zu wissen begert, der mag unser Deudsch gegen alle ander Exemplar halten, beide, Griechischer, Lateinischer und Deutscher sprachen, sie sind alt oder newe, So sol das wert den Meistern wol zeugnis geben u. s. w.“

Würde ein Mann wie Luther so schreiben, wenn er das Buch „im Großen und Ganzen schlankweg aus der Vulgata übertragen“ hätte?

Oder wollte sich Xanthippus auf den hebräischen Theil der Bibel berufen, so möge er sich zuerst mit den Vorreden auf Hiob auseinandersetzen, in deren einer Luther sagt:

Derhalben acht ich, dis dritte teyl [der Bibel] werde müssen her halten und von den Kluglingen getadelt werden, es sey gar ein ander Buch denn die lateinische Bibel hat, die lassen wir jaren, Wir haben den vleys fur gewand, das wyr deutliche vnd ydermann verstendliche rede geben, mit vnuerfelschtem synn und verstand, mugen leyden, das yemand besser mache.

Und in einer andern schreibt er:

Ich hab mich dessen geflossen im Dolmetschen, daß ich rein und klar Deutsch geben möchte. Und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn

Tage, drei, vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt; haben's dennoch zuweilen nicht funden.

Im Hiob arbeiteten wir also, Meister Philippus, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen u. s. w.

Und solchen Zeugnissen gegenüber geht ein Xanthippus her und schreibt, daß Luthers deutsche Bibel „im Großen und Ganzen schlankweg aus der Vulgata übertragen“ sei!

Jeder, der mit der Frage näher vertraut ist, weiß sehr wohl, daß in Luthers Uebersetzung sich einige Lesarten finden, die wir mit dem hebräischen und griechischen Text seiner Vorlagen nicht zusammenreimen können und die sich nicht anders als durch unwillkürliche oder durch absichtliche Rücksichtnahme auf die lateinische Bibel erklären lassen; aber deren Zahl ist so verschwindend klein, daß man einen Preis darauf setzen könnte, ob Xanthippus von sich aus — ohne Benützung der bisher vorhandenen Literatur — im Neuen Testament deren über ein Duzend finden würde.

Der protestantische Kritikus von Band 87 S. 531.

(G. Nestle).

Replik. Legende ist Legende, sei sie katholisch oder protestantisch. Ich wollte nur der protestantischen begegnen, wonach Luther die gesammte Bibel aus den Urtexten direkt übertragen hätte. Meine Worte „im Großen und Ganzen“ mögen weniger auf das neue Testament zutreffen, aber doch auch insofern, als der griechische Text und wo es nöthig schien, die Hilfe Melancthons besonders da angegangen ward — mit höchster Gewissenhaftigkeit, das versteht sich — wo die Vulgata eine dogmatische Absichtlichkeit zu verrathen schien. Daß Luthers Kenntniß des Hebräischen hingereicht hätte, den Hiob und die Propheten zu übersetzen, wird der hochgeschätzte Kritikus selber nicht glauben. Es gab aber auch vor Luther deutsche Bibeln und daß er die Kölnische von 1484 gekannt und benutzt hat, und zwar mit gutem Fug, ist auch bekannt. „Ganz ein ander Buch, denn die lateinische Bibel hat“, ist es dennoch, eben weil es, soweit es damals möglich war, „deutliche und ydermann verstendliche rede“ gab. Den unendlichen Werth des Wertes Luthers und seiner Genossen im Geringsten zu schmälern, bin ich weit entfernt, aber die redliche Arbeit so vieler kritisch geschulter Kenner der semitischen und griechischen Vorlagen zur Herstellung der „Revidirten Lutherbibel“ wäre sicherlich nicht nöthig geworden, oder hätte sich ganz wohl auf einzelne sprachliche Dinge in der Weise der Cansteinschen Texte, nämlich auf Ersatz des allmählich veralteten Wortgebrauchs, beschränken können, hätte man Grund, jene protestantische Legende noch weiter aufrecht zu erhalten.

Weimar.

Ks.

François de Théas comte de Thoranc. Goethes Königsleutenant. Dichtung und Wahrheit. Drittes Buch. Mittheilungen und Beiträge von Martin Schubart. München. Verlagsanstalt F. Brudmann A.-G. 1896.

Gründliche Forschung, glückliche Funde und hohe schriftstellerische Begabung haben sich hier zu einer ausgezeichneten Leistung vereinigt. Dem Verfasser ist es gelungen, die gänzlich verschollenen Bilder, die einst Graf Thoranc im Goethehause von Frankfurter Künstlern und dem Darmstädter Seelitz für sich malen ließ, theils in Grasse, der südfranzösischen Heimath Thorancs, theils in Mouans, in der Nähe von Grasse auf dem Schlosse des Großneffen des Königsleutenants, des Grafen Sartoux, wieder aufzufinden. Das war schon vor mehr als zwei Jahrzehnten. Seitdem hat Schubart noch eine große Zahl von Altstücken, Urkunden, Briefwechseln, die sich theils auf den Königsleutenant beziehen, theils von ihm herrühren, gesammelt und durchforscht. An der Hand dieses reichen Materials hat er lebendige, charakteristische Schilderungen von der Persönlichkeit und den Schicksalen des Königsleutenants, von den Künstlern, von den Frankfurter geselligen und politischen Zuständen und von den Kriegsvorgängen während der französischen Okkupation der Reichsstadt entworfen. So werthvoll diese Schilderungen sind und so viel neue Einzelheiten sie mittheilen, so kann doch nicht gesagt werden, daß durch sie an der Goetheischen Darstellung etwas verrückt werde. Vielmehr geht auch aus dieser Dokumentenprüfung die früheste Beobachtungsgabe, sowie das Gedächtniß des Meisters, wie Schubart selbst am freudigsten anerkennt, glänzend hervor. Eine besonders schöne Beigabe des prächtigen Werkes sind die Photogravüren und Lichtbrude, die den Josephcyklus und andere Bilder von der Hand der vom Grafen beschäftigten Künstler wiedergeben. Außerdem erblicken wir ein Porträt des Grafen selbst, das die Vorstellung, die wir von dem sympathischen Manne uns gebildet haben, angenehm übertrifft, indem es uns sein Gesicht ohne die von Goethe erwähnten Pockennarben zeigt. Den Josephcyklus hat Schubart von dem Grafen Sartoux erworben und in hochherziger Gesinnung in das Goethehaus zu Frankfurt, wo er einst unter den Augen und nach den Vorschlägen des jungen Wolfgang entstanden ist, gestiftet. Auf einem Bilde des Cyklus (Joseph wird von seinen Brüdern verkauft) scheint Meister Trautmann (oder Seelitz?) den kleinen Liebling der Künstler im Kopf des Joseph verewigt zu haben. Dafür spricht an sich die Wahrscheinlichkeit, die Tradition in der Thorancschen Familie und der Umstand, daß auch Cornelia, wie ich mich vor zwei Jahren bei andern, dem Thorancschen Besitz entstammenden Bildern überzeugte, mehrfach als Modell gedient hat, während ich — entgegen dem Verfasser — auf die Ähnlichkeit eines von Angelika Kaufmann gemalten Josephkopfes kein Gewicht legen möchte.

Schubart hatte seine Arbeit schon abgeschlossen, als noch mehrere

hundert Briefe aus der Korrespondenz des Königsleutenants in seine Hände gelangten; von denen er nur noch dürftige Notizen geben konnte. Unter diesen Briefen befinden sich auch sechs vom Gevatter Dolmetsch an den Grafen Thoranc in den Jahren 1763—1765 nach Grasse und St. Domingo gerichtet. In dem einen stoßen wir auf den jungen Goethe. Dolmetsch Diene schreibt nämlich (1764), er sei über Alles, was der Graf wünsche, ganz au fait, „par la lecture et par la traduction que le jeune Goethe a fait de vos lettres en sorte, que je puis à présent faire l'interprète à Nodtnagel et à Seekatz.“ Was heißt das? Zu einer bloßen Uebersetzung brauchte der Dolmetsch, der Dolmetsch des Französischen war, nicht den 15-jährigen Wolfgang; aber der Fünfzehnjährige hatte die Kunstkenntnisse, die dem Dolmetsch fehlten, und mittelst ihrer befähigte er den alten Hausfreund, den Brief des Grafen richtig zu verstehen. So unbedeutend der Zug ist, er zeigt, welche Rolle der Knabe in seiner Umgebung spielte. Diene holt sich bei keinem Andern Hülfe, auch nicht beim Herrn Rath, und er fühlt sich durch Wolfgangs Autorität gegenüber seinem Auftraggeber hinreichend gedeckt.

Als Schubart von seinen ersten Funden dem damals noch lebenden jüngeren Onkel Goethes erzählte, erwiderte dieser grollend: „Also werden auch Sie nun unter die Goetheliteraten gehen! und eine Schrift veröffentlichten, die wieder einmal obenan im Titel den Namen Goethe führt? Goethe und der Königsleutenant, nicht wahr? oder Goethe in Südfrankreich? Ich bitte Sie, lassen Sie mich's nicht entgelten, aber ich kann an diesen Dingen keinen freundigen Antheil nehmen. Es ist mir nicht möglich.“

Welche Schicksalschwere lastete doch auf den Enteln Goethes! Und wie wenig vermochten sie durch das Evangelium ihres Großvaters, durch die That, sich dieser Last zu entziehen! —

A. B.

Geschichte.

Lamprechts Deutsche Geschichte.

In unserem Juliheft haben wir einen Aufsatz von Dr. Herm. Duden gebracht, der der Geschichtsschreibung des Herrn Professor Lamprecht in Leipzig, nachdem schon v. Below, Finke, Lenz, Nachhahl, Meincke, Hinke in verschiedener Art und nach verschiedenen Richtungen ihre Wichtigkeit aufgedeckt, den Todesstoß gegeben haben dürfte. Lamprecht hat nun, nachdem sein erster Versuch einer Erwiderung in diesen „Jahrbüchern

(August-Heft) seine Lage noch verschlimmert hatte, eine eingehende Verteidigung in der „Zukunft“ unternommen, zu der er von je in engen Beziehungen gestanden hat. Um, wie er sagt, die Erörterung nicht „rein theoretisch“ zu gestalten, unternimmt er es, nachdem er Duden eingehend widerlegt,*) Prof. Lenz und mir ähnliche Sünden nachzusagen, wie ihm von Duden nachgewiesen worden sind. Es ist die reine, stark vergrößerte Kopie der Duden'schen Untersuchung. Lenz soll in seiner Luther-Festschrift manche Thatfachen z. B. über den Schulmeister Luthers in Eisenach aus der großen Luther-Biographie Köstlins entnommen haben, und ich soll eine Ansicht über den urgermanischen Gau vorgetragen haben, die Lamprecht selber bereits „vollkommen vorweggenommen.“ ohne seine Priorität zu erwähnen, obgleich ich in derselben Abhandlung meine Arbeit für gewisse Punkte zitiere, sie also gekannt habe.**) Prof. Lenz hat es, vermuthlich von dem Bewußtsein seiner Schuld erdrückt, verschmäht, zu antworten; ich meinerseits habe an die Redaktion der „Zukunft“ folgende Erklärung eingeschickt:

„Herr Professor Lamprecht hat in diesen Blättern (S. 203 ff.) gegen mich den Vorwurf erhoben, ihm eine wissenschaftliche Idee ohne Angabe der Quelle entlehnt zu haben. Schon wer Lamprechts eigene Darlegung

*) Die Widerlegung besteht darin, daß er von dem ganzen Hagelwetter der Duden'schen Anklagen vielleicht zwei oder drei wirklich entkräftet, „mindestens fünfzehn“ als bloße Druckfehler entschuldigt, darunter „Eroberung“ statt Belagerung, „Kinder“ statt „Diener“, „Oberlehnsanspruch“ statt „Oberlehns herrschaft“, daß er weiter um einige andere Anklagen etwas herumredet, den ganzen Rest, genug die festeste wissenschaftliche Reputation zu erschlagen, mit Schweigen übergeht und endlich erklärt, „in Dingen, die das sittliche Gebiet streifen, mit Herrn Duden nichts mehr zu thun haben“ zu wollen.

***) Um zu beweisen, daß meine Darstellung „in allen entscheidenden Seiten einfach nur eine Wiedergabe“ seiner Auffassung sei, markirt L. folgende Aehnlichkeiten. Er wie ich sehen zu einer gewissen Zeit die Hundertschaft der Germanen als die Wirtschaftsgemeinschaft an. Das ist richtig, aber ich lege alles Gewicht auf das Zusammenwohnen der Hundertschaft in einem großen Dorf, bei L. ist das höchstens indirekt zu erschließen; bei mir, und das ist die Grundlage des Ganzen, ist die Hundertschaft identisch mit dem Geschlecht, bei L. giebt es verschiedene „Sippen“ innerhalb der Hundertschaft. L. sagt auch die späteren, kleineren Dörfer als Sippen-Ansiedlungen auf, ich verwerfe das ausdrücklich.

Eine zweite Aehnlichkeit findet L. darin, daß er wie ich die Germanen zu Cäsars Zeit noch Acker und Wohnstätten wechseln läßt. L. aber sagt das, darin übrigens nur eine ältere Hypothese wiederholend, so auf, daß die Hundertschaften untereinander die Gebiete ausgetauscht hätten. Diese Ansicht wird von mir verworfen: ich gebe jeder Hundertschaft von Anfang an ein festes Gebiet, das aber mehrere Quadratmeilen groß ist und innerhalb dessen Wohnstätten und Acker öfter gewechselt werden. Das ist also etwas durchaus Anderes.

Als dritte Aehnlichkeit scheint L. in Anspruch zu nehmen, daß er wie ich in der Zeit von Cäsar bis Tacitus überhaupt eine Abwandlung ansetzen; ich weiß nicht, ob er sich darin Originalität zuschreibt — ich thue es jedenfalls nicht, denn es ist communis opinio.

mit einiger Aufmerksamkeit liest, kann erkennen, daß meine Auffassung der urgermanischen Verhältnisse sich nur in einigen Nebenpunkten mit der Lamprecht'schen berührt, in den Hauptpunkten aber etwas ganz Abweichendes, ja geradezu das Entgegengesetzte enthält. Uebrigens habe ich meine Auffassung schon so lange ich akademischer Lehrer bin in meinen Kollegien vorgetragen, kann sie also nicht dem erst 1891 erschienenen Buche Lamprechts entnommen haben.

„Auf diese ganze Anklage Lamprechts würde ich ein Wort der Erwiderung überhaupt nicht für nöthig gehalten haben, aber es ist in seinem Artikel ein Satz, der mich zwingt, was man nennt, Farbe zu bekennen. Lamprecht legt dar, daß ich als Herausgeber der „Preussischen Jahrbücher“ die Mitverantwortung trage für den Duden'schen Aufsatz, der bestimmt gewesen sei, seinen wissenschaftlichen Ruf zu vernichten. Seine Worte erwecken den Anschein, als ob ich diese Mitverantwortung am Ende ablehnen könnte, und in der That trägt ja in wissenschaftlichen Zeitschriften der Autor die entscheidende Verantwortung, der Herausgeber nur eine ganz generelle. Aber da meine Ansicht verlangt wird, will ich sie aussprechen.“

„Ich gestehe, daß ich zu denen gehört habe, die bei Lamprechts Anfängen einmal bedeutende Leistungen von ihm erhofften. Ich habe auch die beiden ersten Bände seiner „Deutschen Geschichte“, obgleich ich schon sehr viel daran aussetzen hatte, immer noch nach Möglichkeit gegen den Spott, mit dem die Fachgenossen sie behandelten, vertheidigt.“

„Seitdem aber die weiteren Bände erschienen sind und Lamprecht versucht hat, eine Theorie seiner historischen Auffassung zu geben, muß ich zugestehen, daß seine Gegner Recht behalten haben und urtheile über Lamprechts Arbeiten wie persönliches Gebahren nicht anders als Herr Dr. Duden. Lamprechts Wissen hat sich als so ungleichmäßig, seine Arbeitsweise als so flüchtig, seine Auffassung als so verworren erwiesen, daß ich seiner „Deutschen Geschichte“ einen wissenschaftlichen Werth überhaupt nicht mehr zuzuerkennen vermag; ich konnte daher auch keinen Anstand nehmen, die Duden'sche Kritik in den „Preussischen Jahrbüchern“ zu publiziren.“

Da Lamprecht mich mit den stärksten und wirklich recht schänden Ausdrücken des Plagiats beschuldigt hatte, so hätte man wohl meinen sollen, daß die Redaktion der „Zukunft“ meine Erwiderung hätte aufnehmen müssen — ich verwies sie noch ausdrücklich darauf, daß ich selber Lamprecht die uneingeschränkte Erwiderung gegen Duden in den „Preuß. Jahrbüchern“ gestattet hätte — aber Herr Harden hat die Aufnahme abgelehnt — nur den ersten Absatz wollte er abdrucken — und wenn ich es recht bedenke, so war das wohl ganz natürlich; Herr Harden konnte nicht wünschen, seine Leser, die in Lamprecht eine wissenschaftliche Autorität verehren, durch meine Erklärung zu beunruhigen.

Gerade in dem Verhältniß zwischen Herrn Harden und Herrn

Vamprecht scheint mir aber die Möglichkeit einer für alle Theile befriedigenden Lösung des Zwistes aufzutreten. Vamprecht gebe den Anspruch auf, ein Mann der Wissenschaft zu sein, lege seine Professur in Leipzig nieder und trete in die Redaktion der „Zukunft“ ein. Da wird er nach Wissenschaftsbetrieb wie Gemüthsart am rechten Platze sein und der ihm gebührenden Anerkennung niemals entbehren. Delbrück.

Kunst.

Reinhold Lepsius.

Reinhold Lepsius gehört zu den wenigen Malern unter den Modernen, die in all ihren technischen Wandlungen nie das Ziel der Kunst aus den Augen verloren haben, zu veranschaulichen, was hinter der Erscheinung liegt. Hervorgegangen aus den Münchner Sezessionisten, trat seine Eigenart unter ihnen stets hervor. Stark beeinflusst von den Franzosen, aber auch von Whistler, haben ihn die Probleme der Farber- und Lichtgebung nachhaltig beschäftigt. Er suchte dem Menschen, den er malte, durch die Beleuchtung nahe zu kommen und näherte sich ihm selbst auf einem Umkreis. Dann waren es die Linien der Züge, der Gestalt, die er festhalten wollte, ihr Rhythmus, den er als das Lebendige zu bannen trachtete. Durch die Linien sah er die Formen, die den Zügen zu Grunde lagen, und aus dieser Phrenologie erschloß sich ihm die Persönlichkeit. So fand er das Wesen in der Erscheinung.

Er hatte in Lenbachs Werkstatt geblickt und ihm abgelauscht, wie er dem Auge die Seele einhaucht, so daß man meint, in ein lebendes Menschenauge zu sehen, dessen Blick einem folgt und nachgeht. Lepsius' Bildern gegenüber empfindet man, daß die Seele des Menschen so vor einem daliegt, wie sie sich dem Künstler offenbart hat. Er sagt selbst. Alles mache er mehr oder minder bewußt. Aber sobald er bei der Pupille des Auges angelangt sei, da, wo das Räthsel der Persönlichkeit hervorleuchtet, da wisse er nicht mehr, wer ihm den Pinsel führe. Und von solcher Intuition zeugen seine Bilder. Er malt das, was der Mensch ist, wenn er mit sich allein ist; wenn er Zwiesprache hält mit seiner Seele. Diese Zwiesprache vernimmt er, aber es dünkt ihm indiskret, sie auszulaudern. Er veranschaulicht in einer Linie, einer Gebärde, einer Neigung des Hauptes, im Spiel der oft nur angedeuteten Hände, das Persönlichste, das Eigenste des Menschen. Aber er markirt nichts; fern von allem Gesuchten, Abzwecklichen, weist er einfach hin auf das, was sich ihm offenbart hat, ob Andere es nicht auch sehen möchten. So ist im Ringen nach den Ausdrucksmitteln seine Technik zur Basallin seiner Kunst geworden. Er kann

sagen, was er schaut. Waren seine ersten Bilder noch so befangen im Impressionismus, daß er jede feste Formgebung scheute, so haben seine Gestalten sich heute zu einer Plastik abgerundet, in der sie leben und sind.

Die Porträtmalerei ist vielleicht die intimste der Künste. Sie will den Menschen darstellen wie er ist. Das setzt ein Eindringen in die Totalität seiner Persönlichkeit voraus, die ihn von hier aus begreift und gestaltet, daß der Beschauer den Eindruck empfängt, so muß der Mensch sein, wenn er mir bisher auch anders erschienen ist. Ob sich das thatsächlich so verhält, kommt bei Beurtheilung des Kunstwerkes erst in zweiter Linie in Betracht. Denn je ausgesprochener die Subjektivität des Künstlers, um so stärker wird sie als Medium aus der Darstellung hervorleuchten. Auf diesem Handschriftlichen in der Kunst hat ja von Giotto an ein Hauptreiz der Malerei geruht. Durch das Auge einer anderen Persönlichkeit das zu schauen, was sie in den Dingen und hinter den Dingen erblickt hat. Das, was z. B. Corots, Millets und Segantinis Landschaften so unwiderstehlich macht, um nur einige zu nennen: das Gefühl, das sie einem mittheilen von dem, was ihre Seele in der Anschauung dieser Natur empfangen hat, und was wir ohne ihre Vermittelung so nicht sehen würden.

Hierzu ein Beispiel aus der äußerlichsten, der Schauspiel-Kunst.

Was wir an dem Spiel der Luise bewundern, liegt in ihrer Fähigkeit, uns in scheinbaren Zufälligkeiten das Seelenleben ihrer Gestalten zu erschließen. In *Seconda Moglie* glaubt sie einen Augenblick, das Herz ihrer Stieftochter habe sich ihr zugewandt, und in dem Entzücken darüber, der Zärtlichkeit, die sie nun dem Kinde entgegenbringt, offenbart sie, daß sie von dieser Heirath mehr erhofft hat, als sich nur äußerlich zu rehabilitiren. Eine weniger große Künstlerin würde uns das hier nicht fühlbar machen können.

Etwas dem Aehnliches erreicht Zacconi als Lear. Wie er momentan aus dem Wahnsinn erwacht und Cordelia erkennt, enthüllt sich ihm, und durch sein stumm-beredtes Spiel auch dem Zuschauer, Cordelias Wesen und damit die eigentliche Tragik der Dichtung. Was sie und der Vater gelitten dadurch, daß sie nicht aus ihrer Verslossenheit heraus ihm ihre wahre Natur zeigen konnte. Daß diese beiden zu einander gehörigen Menschen an einander vorbei gelebt hatten. Gerade dies, was unter der Schwelle des Bewußtseins liegt, bringt der große Künstler zur Anschauung. Die Tragik, in die der Mensch hineingeboren wird: die Schranken und Möglichkeiten seiner Individualität, aus denen er nicht heraus kann, und die die Träger seines Glückes und Unglückes sind.

Es ist sehr merkwürdig, daß aus der naturalistischen Kunst auf allen Gebieten solche Vertiefung des Seelenlebens hervorquillt. Es möchte am liebsten noch unbemerkt und unbenannt bleiben. Es hat Scheu vor der Berührung mit der Außenwelt. Aber die hervorragenden unter den Malern der Gegenwart suchen es darzustellen. So stark tritt dies in dem Porträt

einer jungen Frau in Weiß, der Lady Agnew von Sargent einem entgegen, daß der Beschauer es fast als Indiskretion empfindet, in die Regungen einzudringen, die sich in den Tiefen dieser klaren, reinen Augen spiegeln.

Auf diesem Gebiet liegt auch Lepsius Können. Aber er erhebt seine Gestalten völliger aus den Zufälligkeiten des Augenblicks.

Er stellt seine Bilder selten aus. Aber kürzlich waren drei stille Bilder von ihm bei Schulte. Da war zunächst das lebensgroße Porträt einer Dame in Roth. Auch wenn die wundervolle Linie von Hals zu Schulter, die sich in der ganzen Gestalt rhythmisch fortsetzt, nicht an Eleonore Duse erinnerte, würde man eine Italienerin in ihr vermuthet haben. Das ist der angeborene Adel alter Rasse, der sich nicht verleihen läßt. Auf dem schlanken Hals erhebt sich das schöne Haupt wie eine Blume auf leichtem Stengel. Rein die Wölbung der Stirn, ausdrucksvoll die Linien des schon geschweiften Mundes. Obwohl die leichte Gestalt in Ruhe erscheint, meint man doch ihr Athmen und die Bewegung ihres Mienenspiels zu spüren. Eines der Bilder, die in jeder Umgebung wirken. So lebendig und persönlich uns die Frauen der alten großen Meister auch aus der Zuständigkeit ihrer Zeit anblicken, was sie von diesem Bilde trennt, liegt nicht in der Höhenlage künstlerischer Charakteristik, auch nicht in deren Technik, sondern in dem, was die Menschen und insbesondere die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts von denen früherer Jahrhunderte unterscheidet: die Komplexität des Willens, die Intelligenz der Nerven, die Steigerung des Lebens in so viel feineren, unmerklicheren Uebergängen von Stimmung und Empfindung.

Da war das Bildniß einer Dame Grau in Grau. In grauem Sammetkleid sitzt sie, die feinen Hände lässig gefaltet, im Vordergrund eines Zimmers mit grauer Tapete. Ein Abgestimmtheit der Farben, ein kaum merklicher Abstand der Nuancen, die den Grundton der Stimmung wieder spiegeln, in der der Künstler das intimste Wesen dieser Frau erfaßt hat. Tiefe, schwerthvolle Augen über schön gezeichneten, vollen Lippen. Dunkelheit und Klarheit in den einander kreuzenden und widersprechenden nervösen Linien des schmalen, dunkeln Kopfes. Ein Zug von Weltabgeschlossenheit über dem Ganzen. Gemalt ist das Bild mit der Meisterschaft großer Kunst. Wie sich die Gestalt vom Hintergrunde löst in diesen kaum merklichen Abstönungen, wäre virtuos zu nennen, wenn es nicht so hinter der Gesamtwirkung zurückträte.

Das Porträt einer alten Dame in schwarzseidenem Kleide nimmt es mit den besten alten Niederländern auf. Aber die Technik ist modern, und die Seiten, die die Darstellung hervorhebt, sind auch modern. Eigentlich nicht gewohnt, behaglich im Sessel zu sitzen, bilden ihre Züge eine Tonleiter entgegengesetzter Empfindung, die alle in Einklang gebracht zu haben als künstlerische That erscheint.

Die männlichen Bildnisse, die Reinhold Lepsius früher in Berlin aus-

gestellt hat, sind bedeutsam, abgesehen von ihrem malerischen Werth, durch seine Fähigkeit eine konzentrirte Darstellung der Gesamtpersönlichkeit zu geben.

Das lebensgroße Porträt seines Vaters (Kniestück) ist von einer potenzirten, fast unheimlich lebendigen Wiedergabe des ganzen Menschen nach dem Sein und der Wirkung, die seine Persönlichkeit ausübte. Unnötig, ihn im Studirzimmer vor Bücherregalen zu malen. Man weiß sogleich, daß man einem Gelehrten gegenübersteht, der in der Welt so zu Hause war wie an den Stätten seiner Forschung. Reinhold Lepsius weiß seinen Bildern die geistige Atmosphäre mitzutheilen, in der seine Gestalten leben. Da war das Porträt eines Vigerl, der unter Gottes Sonne nichts getrieben hatte als das Dasein genießen und nun anfang müde davon zu werden. Das war mit derselben Diskretion und Feinheit zur Anschauung gebracht wie die rastlose Arbeitskraft des alten Lepsius, der keine Zeit hatte müde zu sein.

Dieselbe Kunst in seinem Ernst Curtius-Portrait, das das Ausland (Florenz) mit Bildern von Maesdag und Bonnat durch Verleihung der goldenen Medaille gleich gewerthet hat. Eine so hohe künstlerische Leistung ist nur dem möglich, der die menschliche Persönlichkeit in ihrer Totalität erschaut und darum das Zufällige, den Augenblicksmoment fallen lassen darf. Wer an den Menschen nur das erhascht, was auch der Photograph festhalten kann, fühlt sich Lepsius' Bildern gegenüber beunruhigt. Hier steht er vor Imponderabilien der Persönlichkeit, die über das konventionelle Verständniß der Menschen und ihren banalen Verkehr untereinander hinausgehen. Die zeitliche Unwirklichkeit der Welt, in der Curtius' eigentliche Heimath lag ist in diesem Bilde Wirklichkeit geworden.

Dieselbe Kunst in dem Portrait Georg von Bunsens. Die Abgeschlossenheit des Diplomaten, aus der der Idealismus eines vollen Menschen und die Herzengüte des vornehmen Geistes hervorleuchten.

Es giebt eine große Landschaft von Lepsius in Privatbesitz. Eine gepflasterte Straße führt mäßig bergan in einen feierlich dunkelnden Zypressenhain. Volle Sonne durchtränkt die grauen Delbäume, die den Weg umsäumen und spielt in farbigen Lichtern auf den alten Quadern. In der Ferne links die Thürme von Florenz und der Höhenzug dahinter. Das Bild wirkt zunächst wie ein Böcklin, und ist doch fern von jedem Natursymbolismus. Aber die Stille, die diese Natur in der Seele des Künstlers ausgelöst hat, strömt in uns ein. Gleich fern von den komponirten, stilisirten Landschaften der Epigonen eines Claude Lorrain, wie von den Modernen, die lediglich einen Ausschnitt aus der Natur bringen. Es ist der Ausdruck eines künstlerischen Erfassens der Welt, das im Geringsten das Höchste schaut und im Einzelnen das Ganze giebt. So auch sind seine Portraits ein Zeugniß dessen, was wahre Kunst von dem Geheimniß menschlichen Wesens zu veranschaulichen und zu offenbaren vermag.

Tito.

Politik und Recht.

Getreideterminhandel.

Da die Frage der Nützlichkeit des Verbotes des Terminhandels in Getreide in jüngster Zeit wieder vielfach erörtert wird, so sei es gestattet, sie auch in dieser Zeitschrift einer Betrachtung zu unterziehen.

Namentlich giebt die jüngste Preissteigerung von Getreide auf dem Weltmarkte vielfach Veranlassung, dieses Verbot als unsere Landwirthschaft schädigend hinzustellen, weil sie dadurch an dem Preisaufschwung des Welthandels nicht habe theilnehmen können.

Richtiger müßte es wohl heißen: daß in Deutschland der Getreidepreis der steigenden Tendenz des Weltmarktes durch das Verbot des Terminhandels nicht habe folgen können, womit die Frage, wer ohne das Verbot den Nutzen davon gehabt hätte, eine offene bliebe. Ob nämlich an den steigenden Preisen dann die Landwirth die größten Antheil gehabt hätten, darf doch als mindestens zweifelhaft angesehen werden.

Bekanntlich verkauft der Produzent, wenn lange schlechte Preise bestanden haben, gern beim Anzeichen einer Besserung und wird erst zurückhaltend, wenn die Preise einen hohen Standpunkt eingenommen haben. Der Landwirth im Allgemeinen ist von den Ernteausichten in den überseeischen Gebieten weniger schnell und genau unterrichtet, wie der Händler und letzterer wird ihn auch nicht darauf aufmerksam machen, sondern noch möglichst viel Getreide zu möglichst billigen Preisen von ihm zu kaufen suchen.

Es ist dies auch ganz natürlich und dem Händler durchaus nicht zu verargen, es muthet aber eigenthümlich an, wenn jetzt gerade von den Blättern, welche die Interessen der Händler vertreten, unter dem Vorwande, der armen Landwirthschaft zu nutzen, die Trommel zu Gunsten der Aufhebung des Verbotes des Terminhandels gerührt wird.

Es ist daher wahrscheinlich, daß, wenn unsere Preise denen des Weltmarktes gefolgt wären, die Landwirth nicht viel zu hohen Preisen verkauft hätten, sondern die Händler den größten Gewinn dabei gemacht haben würden. Doch davon wollen wir absehen und annehmen, daß der Landwirth allein durch das Verbot des Terminhandels jetzt geschädigt wäre und der Spekulant beim Bestehen desselben gar nichts verdient, sondern Alles der Landwirthschaft gegeben hätte. Ist daraus nun sofort der Schluß zu ziehen: das Verbot des Terminhandels schädigt die Landwirthschaft?

Durch den ausgedehnten Terminhandel in vielen Artikeln, durch die Sucht nach raschem und leichtem Gewinn, durch unsere ganze Geschäftsgewöhnung, welche nur noch auf den raschen, momentanen Vortheil sieht und von Unternehmen, welche erst nach Jahren rentiren oder von Maßregeln, welche dann erst ihre Wirkung zeigen können, nichts wissen will,

überhaupt durch das Börsengeschäft sind wir dazu gekommen, die meisten Erscheinungen im wirtschaftlichen Leben nur auf ihre augenblickliche gute oder schlechte Wirkung zu prüfen, unbekümmert darum, wie sie sich im Laufe der Zeit erweisen wird. Eine jede Maßregel, welche dauernd gute Wirkung ausübt, kann aber in einem gegebenen Moment einmal Schaden, für den Landwirth sollte aber nicht der augenblickliche, sondern nur der dauernde Effekt in Berücksichtigung gezogen werden.

Es wird jetzt auf den augenblicklichen Schaden hingewiesen.

Wie aber wird es sein, wenn die gegenwärtige Aufwärtsbewegung wieder ins Gegentheil umschlägt, d. h. wenn im Welthandel Getreide wieder im Preise fallen wird? Wenn heute darauf hingewiesen wird, daß Deutschland an der Aufwärtsbewegung mangels des Terminhandels nicht theilgenommen hat, so wird es erlaubt sein, daraus zu folgern, daß es von einer umgekehrten Bewegung auch verschont bleiben wird und geblieben wäre, und das wäre schon ein großer Segen, denn die Abwärtsbewegungen sind in den letzten 15 Jahren die häufigeren gewesen.

Ein Gesetz machen, aus dem die Landwirth bei allen Konjunkturen Nutzen ziehen können, ist wohl nicht möglich und wird von ihnen auch nicht verlangt. Mit einem Gesetze aber, von dem die Börse behauptet, es habe die deutsche Landwirthschaft verhindert, an der Aufwärtsbewegung des Weltmarktes theilzunehmen, kann diese unter den heutigen Verhältnissen nur zufrieden sein, denn es liegt darin eben das Bekenntniß, daß es bei einer Abwärtsbewegung ebenso sein würde.

Jedes Gesetz muß für einen längeren Zeitraum seine beabsichtigte Wirkung ausüben, für einzelne Fälle, die momentan eintreten, sollte es nicht erlassen werden. Erfüllt das Gesetz nun hier seinen Zweck und wäre seine Veseitigung den Landwirthten anzurathen?

Um diese Frage in befriedigender Weise beantworten zu können, müssen wir die ganze Entwicklung, welche die Getreidepreise seit ca. 15 Jahren genommen haben, berücksichtigen. Da finden wir nun, daß seit 1880 die Preise, mit einer einzigen durch schlechte Ernten in Europa, also analog wie heute hervorgerufenen Ausnahme im Jahre 1891, eine fallende Richtung angenommen haben, die nach diesem Aufschwunge von 1891 namentlich scharf hervorgetreten ist und die Landwirthschaft in eine immer unerträglichere Lage gebracht hat.

Das ist geschehen, unbekümmert darum, ob die sichtbaren Vorräthe in der Welt sich vermindert haben, während vor der genannten Zeit die Spekulation bald aufwärts, bald abwärts arbeitete, denn vor dem Jahre 1880 gab es Terminhandel genau so, wie nachher und es wurde ebenso wenig oder auch ebenso viel empfangen, wie in den letzten Jahren, nur war das Geschäft nicht so ausgedehnt und wurde nur von wenigen Spielern getrieben.

Würden nun die von der Landwirthschaft gerügten Folgen des Termin-

handels aufhören, wenn etwa nur in effektiver Waare gespielt, also am Termin effektive Waare geliefert werden müßte und nicht etwa die Preisdifferenz ausgeglichen werden dürfte, und wenn hinsichtlich der sogenannten Lieferwaare strengere Vorschriften an den Börsen eingeführt und auch gehandhabt würden, wonach schlechte Frucht nicht lieferbar wäre?

Unserer Auffassung nach wären auch mit solchen Kautelen die Getreidepreise keine anderen geworden, als sie heute sind.

Es hat die feinsüßliche Spekulation bald herausgefunden, nachdem die gewohnten Versuche, eine Preisbewegung nach oben hervorzurufen, zu Anfang der achtziger Jahre zu wiederholten bedeutenden Verlusten geführt hatten, daß einseitigen nur in der Baïsse Heil zu suchen, d. h. Geld zu verdienen sei; den tiefer liegenden Grund dieser Erscheinung erfaßt zu haben, darf aber von der Spekulation bezweifelt werden.

Nachdem Versuche, aus dem Termingeschäft à la baisse Gewinn zu ziehen, zu dem gewünschten Ziele geführt hatten, wurde die Spekulation immer kühner und suchte immer mehr die Preise zu drücken, was ihr auch nur zu gut gelang. Wenn der Terminhandel aber damals schon in der ganzen Welt verboten gewesen wäre, würden die Getreidepreise doch nicht die Höhe beibehalten haben, auf der sie Ende der sechziger oder Anfang der achtziger Jahre standen, sie wären wohl ebenso bedeutend, aber nicht so reich und vielleicht nicht ganz so tief gefallen, und hat der Terminhandel den Fall wahrscheinlich nur verfrüht, ihn aber nicht hervorgerufen; er als solcher ist sicher nicht die Ursache der niedrigen Preise. Auch sei es fern, zu behaupten, daß die Spekulanten der Getreide-Terminbörse, nur um die Landwirtschaft zu schädigen, also so zu sagen aus reiner Bosheit die Getreidepreise geworfen hätten. Man dürfte sagen, daß Sinken der Preise lag in der Luft und die Spekulation hat sich diesen Umstand zu Nutzen gemacht, ohne weiter darüber nachzudenken und nicht glaubend, daß das Sinken immer vorangehen würde. Auch nicht bewußt der tiefer liegenden Ursache, welche die Schuld am Fall der Getreidepreise trägt, hat die Spekulation sich dieser Richtung bemächtigt, denn es ist nicht ihre Sache, den tiefer liegenden Ursachen nachzuforschen, sie lebt vom Tage, von der Stunde, und sollten sich die Verhältnisse wenden, sollten in Folge der wirtschaftlichen Gesetze die Preise einmal wieder eine steigende Richtung annehmen, so wird die Spekulation auch ihr wieder folgen, aber erfahrungsmäßig erst, wenn sie durch Schaden klug geworden ist. Es kann die geriebenste Spekulation die Folgen der wirtschaftlichen Gesetze eben nicht aufheben, nicht gegen sie arbeiten, sie würde daran zu Grunde gehen; sie kann diesen Gesetzen nur folgen und je eher sie dies thut, je früher sie bewußt oder unbewußt die nöthigen Schritte thut, um so besser fährt sie, um so mehr wird sie gewinnen. Da nun heute die Verhältnisse auf dem Weltmarkte so liegen, daß ein allgemeines weiteres Fallen aller Preise mit Sicherheit angenommen werden kann, also auch der Getreidepreise, wenn nicht Miß-

ernten eintreten sollten, so dürfte ein Gesetz, welches durch Aufheben des Terminhandels die Spekulation verhindert, dieses einstweilen leider unabwendbare Verhalten der Getreidepreise zu beschleunigen oder unter sein natürliches, d. h. ihm durch die Verhältnisse geschaffenes Niveau hinabzudrücken, als ein gutes bezeichnet werden können und die Landwirthe hätten keine Ursache, die Hand dazu zu bieten, es aufzuheben.

Sollten aber durch eine Aenderung der Währungspolitik die Getreidepreise wieder eine steigende Richtung annehmen, so liegen die Verhältnisse anders. Hier wäre dann auch der Punkt, wo das Fehlen des Terminhandels den Landwirthen schaden würde, denn wie heute dadurch ein antizipirtes und mehr wie nöthiges Werfen der Preise verhindert wird, würde in diesem Falle ein rascheres Anpassen der Preise an die neu geschaffene Lage hinausgeschoben, aber nicht vereitelt werden, so wenig wie heute ein Sinken der Preise vermieden wird.

Die Spekulation würde sich dann auf andere ihr offene Artikel werfen und deren Preise über Gebühr treiben, und die Getreidepreise würden nur nachhinken.

Die Landwirthe haben es ganz richtig erfaßt, daß die tiefer liegende Ursache des Sinkens aller ihrer Produkte in den verwirrten und verfehlten Währungsverhältnissen liegt und so lange diese nicht geregelt sind, werden die Preise im Allgemeinen eine sinkende Tendenz beibehalten. Die Aufhebung des Terminhandels hat den Landwirthen insofern genügt, als die Spekulation von dieser Tendenz der Preise keinen antizipirenden Gebrauch machen kann, um die Preise früher und mehr zu werfen, als sie durch die wirthschaftlichen Gesetze sinken würden, und das ist immerhin schon ein Gewinn für die Landwirthe; sie sollten sich daher hüten, den Lockungen der Spekulation Folge zu leisten und zu einer Aufhebung des Terminhandelsverbots die Hand zu reichen, weil sie diesmal der Weltpreise nicht theilhaftig geworden sind, wenigstens sollten sie damit so lange warten, bis die Währungsverhältnisse geregelt sein werden und da wir doch heute in der Zeit der Kompromisse leben, so sollten die Landwirthe den nach Wiedereinführung des Terminhandels sich sehnenenden Getreidehändlern den Vorschlag machen: Helft uns die Währungsverhältnisse ordnen, so werden wir die Aufhebung des Terminhandelsverbotes herbeiführen.

Speziell der Spekulation kann es gleichgiltig sein, ob die Preise abwärts oder in die Höhe neigen, sie folgt unbewußt jeder durch wirthschaftliche Gesetze vorgeschriebenen Richtung der Preise, und da die Spekulanten oder Terminhändler doch nur Geld verdienen und absichtlich keinen anderen Stand ruiniren wollen, so könnten sie einem solchen Kompromisse zustimmen, bei dem sie den vermißten Terminhandel wieder bekämen, ohne gleichzeitig den Haß der Landwirthe auf sich zu laden, im Gegentheil deren Dank zu erwerben und ohne sich zu schaden, denn ob mit der Abwärts- oder der Aufwärtsbewegung Geld verdient wird, kann ihnen doch

einerlei sein! Mit der Aufwärtsbewegung wird aber erfahrungsmäßig von mehr Leuten Geld verdient, als umgekehrt; es begreift Jeder, daß dies leichter geschehen kann, wenn die Preise steigen und er seine heutige Waare auf späteren Termin theurer verkauft, als wenn er in Erwartung billigerer Preise in blanco auf Termin billig verkauft; von diesem heute üblichen Geschäft ziehen nur einzelne kühne Naturen Nutzen. N. N.

Der Vollzug von Freiheitsstrafen

ist in der Sitzung des Bundesraths vom 28. Oktober d. J. Gegenstand der Verathung gewesen. Da der Reichstag noch kein einheitliches Strafvollzugsgesetz für das Deutsche Reich verabschiedet hat, so soll mit diesen Grundsätzen auf administrativem Wege einer Einheitlichkeit im Strafvollzuge vorgearbeitet werden. Die in den Grundsätzen niedergelegten Anschauungen erfüllen vielfach die Forderungen, welche von den Strafanstaltsbeamten erhoben worden sind, vielfach widersprechen sie denselben in ganz erheblichem Maße. Die Grundsätze über Unterbringung von Gefangenen, welche darauf abzielen, die Anstaltsgebäude für weibliche Gefangene räumlich und wirthschaftlich völlig von denen männlicher Gefangenen zu trennen, ebenso wie die Forderung besonderer Anstalten für jugendliche Gefangene, die dadurch vor jeglicher Berührung mit älteren Verbrechern bewahrt bleiben sollen, sind zwar noch nicht überall praktisch durchgeführt, werden aber allgemein als berechtigt anerkannt. In Wirklichkeit haben wir in Preußen nur eine einzige Anstalt, welche jugendliche Gefangene völlig trennt von älteren Gefangenen. Dies ist das unter dem Justizministerium stehende Zellengefängniß für jugendliche Gefangene in Plözensee. In allen anderen modernen Zellengefängnissen Preußens begnügt man sich damit, die jugendlichen Gefangenen auf besonderen Stationen zu einer Abtheilung zu vereinigen, eine fromme Selbsttäuschung, die den Verkehr jugendlicher Gefangener mit älteren Sträflingen wohl etwas erschwert, aber durchaus nicht verhindert, zumal auch diese Isolirung mit Rücksicht auf die in den Anstalten betriebenen Industriezweige vielfach durchbrochen wird. Ebenso entspricht das Mindestmaß des Luftraumes, welcher bei zukünftigen Neubauten für Einzelzellen und gemeinschaftliche Arbeitsräume gefordert wird, annähernd, wenn auch knapp den Maßen, welche bei Neubauten von Zellengefängnissen in den letzten Jahren angewendet worden sind.

Ernsthafterem Widerspruch werden aber in den Kreisen der Sachleute die Grundsätze begegnen, welche über die Einzelhaft und die Dauer der Einzelhaft von dem Bundesrath geäußert worden sind. Ueber die Anwendung der Einzelhaft wird zunächst gesagt, daß sie vorzugsweise in Anwendung kommen soll, wenn die Strafe die

Dauer von drei Monaten nicht übersteigt oder der Gefangene das 25. Lebensjahr noch nicht vollendet oder Zuchthaus, Gefängniß oder verschärfte Haftstrafe noch nicht verbüßt hat. Vorausgesetzt, daß der Zeitraum von drei Monaten nicht auf einem Druckfehler beruht, so widerspricht dieser Grundsatz aller bisherigen Uebung und Erfahrung. Bisher war man in den Kreisen der Gefängnißbeamten von dem Wunsche befeelt, alle Freiheitsstrafen zunächst in Einzelhaft verbüßen und die gemeinsame Haft erst nach einem bestimmten, in Einzelhaft verbrachten Zeitraume eintreten zu lassen. Als längste zulässige Dauer der Einzelhaft gilt nach dem Strafgesetzbuch § 22 die Dauer von drei Jahren. Nach dem Reglement für die Gefängnisse der Justizverwaltung § 34 darf dieser Zeitraum nur mit Zustimmung des Gefangenen überschritten werden, eine Zustimmung, die protokollarisch festzustellen ist. Wie sehr man über die Dauer der Einzelhaft verschiedener Meinung sein kann, geht z. B. daraus hervor, daß Belgien die Dauer der Einzelhaft auf zehn Jahre, Holland auf fünf Jahre, Norwegen auf vier, England auf zwei, Frankreich auf ein Jahr festgesetzt, daß Baden früher das Höchstmaß von sechs Jahren angenommen hat. Die von dem Bundesrath erlassenen Grundsätze widersprechen also allen diesen bisher geltenden Anschauungen, ebenso läuft die folgende Bestimmung allen bisherigen Traditionen zuwider. Gefangene unter achtzehn Jahren sollen ohne Genehmigung der Aufsichtsbehörde nicht länger als drei Monate in Einzelhaft gehalten werden. Gerade die jugendlichen Verbrecher, deren Zahl und sittliche Verworfenheit von Jahr zu Jahr zunimmt, bilden das Material, auf welches nur durch Einzelhaft einzuwirken ist. In allen kriminalistischen Kreisen ist man in der Erfahrung einig, daß die Strafen unter drei Monaten für die verbrecherische Jugend die pädagogisch unwirksamsten sind. Nur diese kurzen Strafen in Einzelhaft zu vollstrecken und alle über drei Monate hinausreichenden Strafen in Gemeinschaftshaft zu vollziehen, heißt Alles, was bis jetzt praktisch gehandhabt worden ist, auf den Kopf stellen. Wenn überhaupt pädagogisch erfreuliche Resultate mit Gefängnißstrafen an einem jugendlichen Gefangenen erzielt worden sind, so ist es geschehen, wenn man denselben durch eine lange in Einzelhaft verbüßte Strafe planmäßig mit aller sittlichen Strenge die Bitterkeit der Freiheitsberaubung hat schmecken lassen, die Achtung vor den ewigen Ordnungen des Rechtes hergestellt und nach der Entlassung aus dem Gefängniß gesorgt worden ist, daß er in die Lenkung einer kräftigen Hand kam, die ihn vor erneuten Fehlstritten bewahrte. Der Umstand, daß diese jugendlichen Verbrecher in Untersuchungsgefängnissen vielfach mit alten Sträflingen, oder, was gerade so schlimm, wenn nicht noch schlimmer ist, mit gleichalterigen Genossen zusammen kommen, wird von allen Praktikern als ein Uebelstand beklagt, der vielfach alle pädagogische Arbeit in den Strafanstalten von vornherein aussichtslos macht. Diese bösen Jungen nur bei Strafen von drei Monaten in Einzelhaft halten, bei längeren Strafen aber in Gemeinschaft zu bringen,

heißt eine Prämie darauf setzen, etwas zu thun, was einem wenigstens mehr Strafe als drei Monate einbringt. Die beiden Buben, welche den Justizrath Levi in Berlin in so planmäßiger Weise ermordet haben, konnten wegen ihres jugendlichen Alters nicht zum Tode verurtheilt werden. Von den fünfzehn Jahren Gefängniß, zu denen sie verurtheilt worden sind, verbüßen sie nach den jetzt geltenden Bestimmungen drei Jahre in Einzelhaft, zwölf Jahre in gemeinschaftlicher Haft. Wenn die Jungen nicht wenigstens in den drei ersten Jahren Respekt vor der staatlichen Macht erhielten, in der gemeinschaftlichen Haft würden sie denselben nie empfinden. Das Wichtigste würde sein, solche Jungen die drei ersten und die drei letzten Jahre ihrer Strafe in Einzelhaft verbüßen zu lassen. Dadurch würde in ihnen die Gemüthsstimmung erzeugt, welche ihnen ihr unrechtes Handeln zum Bewußtsein brächte. Durch den täglichen Verkehr aber mit andern Gefangenen, durch ihren Spott und Hohn, durch ihre gegenseitigen Reibereien, durch ihre schlüpfrigen Erzählungen werden alle Gedanken sittlicher Einkehr untergraben und vernichtet. Einzelhaft dagegen erhält die Individualität, läßt individuelle Gefühle der Reue und der Selbsterkenntniß zu, schützt wenigstens etwas vor dem cynischen Spott niedrig gesinnter Genossen und läßt die ganze Wucht der staatlichen Straf Gewalt empfinden. Solche Bestimmungen also, wie sie in den Grundsätzen für den Vollzug von Freiheitsstrafen in Betreff der Einzelhaft geäußert werden, würden alle mühsam errungenen Fortschritte in der zeitgemäßen Reform des Gefängnißwesens in Frage stellen.

Statt eine größere sittliche Strenge gegen das jugendliche Verbrechertum zu vertreten, würde mit der grundsätzlichen Verweisung der langzeitigen jugendlichen Verbrecher in die Gemeinschaftshaft einer Lachheit des Strafvollzugs das Wort geredet sein, die man im Interesse unserer Jugend nur auf das Tiefste bedauern könnte. Denn darüber sind sich alle Praktiker klar, daß Gefängnisse mit gemeinschaftlicher Haft überhaupt nur Nothbehelfe sind, die wir deshalb nicht entbehren können, weil wir alte Gefängnisse genug haben und Neubauten nach dem System der Einzelhaft zu viel Geld kosten. Die Angst, daß die Zellengefängnisse Brutstätten des Wahnsinns seien, sucht ja noch in vielen Köpfen, aber die Erfahrung hat gelehrt, daß männliche und weibliche Sträflinge in der Einzelhaft ebenso wenig oder ebenso viel leiblichen Schaden nehmen, wie in der gemeinschaftlichen Haft auch. Alles, was über Wahnsinn und Melancholie gefabelt worden ist, hat sich bei genauer Untersuchung als Märchen herausgestellt.

Wir dürften in Deutschland ruhig das im Strafgesetzbuch festgesetzte Maß für die Dauer der Einzelhaft noch überschreiten. Das eigentliche Isolirsystem, welches die Gefangenen durch Masken außerhalb der Zelle unkenntlich machte, in Gottesdienst und Schulunterricht sie durch verdeckte Kästen völlig von einander trennte, bei dem Spaziergang jeden Einzelnen in einen ummauerten Gang einsperrete, ist immer mehr einem System

gewichen, daß beim Spaziergang, dem Gottesdienst und Schulunterricht Milderung zuläßt und dadurch die Vortheile der gemeinschaftlichen Haft mit denen des Isolirsystemes verbindet. Dadurch hat das Zellengefängniß viel von seinen unnöthigen Schrecken verloren. Berücksichtigt man ferner, daß auch das strengste Zellengefängniß nie ganz ohne gemeinschaftliche Haft auskommen kann, da die Gefangenen, welche als Köche, Wäscher, Hausarbeiter und Feldarbeiter im Interesse der Anstalt gebraucht werden, gemeinsam unter Aufsicht arbeiten müssen, so ist auch dadurch den Gefahren etwaiger geistiger Ertrankung vorgebeugt. Wer bei dem Verluste seiner Ehre, seiner bürgerlichen Stellung, der ihm bei einer Verurtheilung vor Gericht droht, seinen Verstand nicht verloren hat, der hat auch keinen mehr in der Einzelhaft zu verlieren. Darüber soll man sich nur keinen sentimentalischen Illusionen hingeben, daß die Einzelhaft, bei der ein Gefangener täglich mehrere Male den Besuch seines Aufsehers erhält, täglich Unterricht genießt, täglich in der Kontrolle seines Arbeitgebers steht, monatlich mehrmals den Besuch eines Lehrers oder Geistlichen bekommt, monatlich wenigstens einmal von dem Vorsteher des Gefängnisses besucht wird, täglich wenigstens eine halbe Stunde spazieren geht, eine Grausamkeit wäre; sie ist für den Gefangenen eine viel größere Wohlthat, als der schließlich langweilige Umgang mit hohlen, verkommenen Zuhältern und Verbrechern, deren ganze Unterhaltung sich in geistlosen Witz, unflätigen Joten und gemeinen Ausdrücken bewegt. Im Interesse des Strafvollzugs würde eine Reform sein, welche die Anwendung der Einzelhaft immer weiter ausdehnt, welche die Dauer der Einzelhaft, wenn nöthig, von drei Jahren auf fünf Jahre hinaufsetzt. Im Interesse des Strafvollzugs würde eine Reform sein, welche das strafmündige Alter vom 12. Lebensjahre auf das 14. Lebensjahr hinaufrückt, das Alter der jugendlichen Gefangenen nicht mit dem 18., sondern mit dem 21. Lebensjahre abschließen und dementsprechend die Fähigkeit, zum Zuchthaus verurtheilt zu werden, mit demselben Lebensalter eintreten läßt. In der Beschränkung aber der Einzelhaft, wie sie in den Grundsätzen über den Vollzug der Freiheitsstrafen ausgesprochen wird, kann man nur ein bedauerliches Zurückbleiben hinter Forderungen erblicken, für welche ernstgesinnte Praktiker des Gefängnißwesens seit Jahrzehnten gekämpft und, wie es scheint, umsonst gekämpft haben. Gewiß, ein Strafvollzug mit Einzelhaft ist theurer, als ein solcher mit Gemeinschaftshaft, und da man ja neuerdings an so vielen Kulturaufgaben des Staates spart und gutes Beamtenpersonal durch subalternes, aber billigeres ersetzt, warum soll man da nicht auch an den Varias, an den Strafgefangenen sparen, nur soll man dann auch bedenken, daß bei den ohnehin schon so kläglichen Resultaten des Strafvollzugs die Zahl der Rückfälligen in Zukunft noch trauriger wird, wenn wir aus Kleinglauben und falscher Sparsamkeit nicht einmal mehr den Versuch machen, wenigstens für unsere jugendlichen Gefangenen das System der Einzelhaft durchzuführen.

Was die Grundsätze über die Beschäftigung der Gefangenen betrifft, so entsprechen dieselben ungefähr der heutigen Praxis unserer Strafanstalten. Anzuerkennen ist das Streben, die Interessen des Privatgewerbes zu schonen, eine Unterbietung der Arbeitslöhne freier Arbeiter zu vermeiden, die Verdingung der Arbeitskräfte der Gefangenen an Arbeitgeber möglichst einzuschränken und auf Lieferungen für die Staatsverwaltung zu erstrecken. Aber ebenso wäre zu betonen gewesen, daß es im pädagogischen Interesse liegt, mehr noch als es bis jetzt geschieht, die Gefangenen zu landwirthschaftlichen Meliorationsarbeiten heranzuziehen. Dem allzu leidenschaftlich hervorgehobenen Verlangen, die Arbeitskräfte der Sträflinge für Staatsbetriebe zu verwenden, liegt doch auch ein gut Stück nervöser Mengtlichkeit zu Grunde, die das Räthsel der Danaidenarbeit lösen will, eine über das Ziel hinauschießende Agitation gegen die Gefängnißarbeit zum Schweigen zu bringen. Parlamente und Volksversammlungen mag man vielleicht mit dieser impulsiven und wortreichen Bekämpfung der Privatindustrie in Strafanstalten blenden, die Fachleute wissen ganz genau, daß sie die Privatindustrie schon aus pädagogischen Gründen nicht im Gefängniß und Zuchthaus entbehren können, weil die Arbeit eine mannigfaltige, rasch und leicht zu erlernende sein muß und auch den Gesichtspunkt nicht aus dem Auge lassen darf, den langzeitige Strafe verbüßenden Gefangenen nach seiner Entlassung event. in den Stand zu setzen, daß er auf diese Arbeit sich ernähren kann. Grau wie alle Theorie ist auch das Paradoxonstück, das Problem der Gefängnißarbeit durch die Beschäftigung mit staatlicher Arbeit lösen zu können. Wenn die Militärverwaltung einmal recht üble Erfahrungen mit Montirungsstücken, die nicht militärisch akkurat genug gearbeitet sind, gemacht haben wird, oder wenn der Staat Rohmaterial, das er zu Arbeiten im staatlichen Regiebetrieb erwerben muß, theurer als der Privatmann erwirbt und noch obendrein dem Risiko ausgesetzt ist, daß dieses Rohmaterial verdirbt oder von nicht schadenersatzpflichtigen Gefangenen verdorben wird, wenn der Staat statt wenigstens wie bis jetzt noch auf einen Theil der Kosten zu kommen, noch obendrein Geld darauflegen wird, dann wird sich die Schwärmerie für den Regiebetrieb schon etwas abkühlen und man wird gern wieder die Arbeitskräfte der Gefangenen an private Unternehmer abgeben, denn der private Unternehmer arbeitet meistens billiger als der Staat.

Auch die gegen Gefangene in den Grundsätzen vorgesehene Disziplinar-mittel entsprechen im Großen und Ganzen der heute in den Strafanstalten geübten Praxis. Als einen erfreulichen Fortschritt muß man die Bestimmung ansehen, daß gegen Gefangene unter 18 Jahren Fesselung sowie Schärfung der einsamen Einsperrung durch Verdunkelung der Zelle ausgeschlossen ist. Ihnen gegenüber kommen noch die in Volksschulen gegen Personen desselben Alters und Geschlechts zulässigen Zuchtmittel zur Anwendung. Diese Disziplinar-mittel bestehen, da Nachsitzen ausgeschlossen ist,

Estrafarbeiten wenig Eindruck machen werden, zuletzt also in einer ehrlichen Tracht Prügel. Dies haben die Grundsätze sehr verblümt ausgesprochen, aber sie haben es doch damit ausgesprochen. Bisher galt in den Gefängnissen, wo für die jugendlichen Gefangenen nur eine besondere Abtheilung vorgesehen war, dieselbe Hausordnung und dasselbe Disziplinarreglement wie für die alten im Verbrechen ergrauten Sträflinge. Daß die Hunger- und Arrestkuren diesen alten Verbrechern nichts ausmachen, weiß Jeder, der das praktische Gefängnißleben kennt, daß sie aber zur Erzielung möglichst hoher Arbeitsleistungen den jugendlichen Gefangenen gegenüber, welche gerade in den Jahren ihrer Entwicklung stehen, eine viel größere Inhumanität bedeuten, als eine zu rechter Zeit und am rechten Ort vollzogene Prügelstrafe, ist das offene Eingeständniß aller Straf-anstaltsbeamten, welche keine Theoretiker sind und wissen, daß die bodenlose Gemeinheit, die Bestialität im Menschen oft nur zu bezwingen ist durch körperliche Schmerzen, welche die Niedertracht wenn auch nicht abgewöhnen, so doch beugen, was keiner Fesselung, keinem Hunger, keiner Arbeitsentziehung, keinem harten Lager, keinem Dunkelarrest, und wie diese langsam schleichenden Quälereien und Torturen der modernen Humanitätsapostel alle heißen, je gelingen wird. Ist der Prügelstrafe erst einmal bei jugendlichen Gefangenen als Disziplinar mittel wieder zu ihrem Recht verholfen, dann darf man auch hoffen, daß sie auch als Disziplinar mittel eventuell wieder gegen ältere Gefangene, besonders gegen die Spezies der Zuhälter, Messerhelden, Bauernfänger zc. erneut wieder zu Ehren kommt, dann darf man auch ferner hoffen, daß sie vielleicht auch wieder einmal als gerichtliche Strafe in Aufnahme kommt, von der Erkenntniß ausgehend, daß auf einen leichtsinnigen Jungen, der aus Uebermuth, Unüberlegtheit, Leichtsinn mit dem Strafgesetzbuch zum ersten Male in Konflikt kommt, ein paar wohlgezielte Prügel mehr Eindruck machen, als ein papierner Verweis oder ein paar Tage Gefängniß. Es fällt keinem vernünftigen Menschen ein, die Prügelstrafe für ein sehr ideales Zuchtmittel zu halten. Wenn es einen Superlativ von ultima ratio gäbe, würde man diesen zu wählen haben, als den Ausdruck für die Nothwendigkeit der Prügelstrafe im Gefängniß. Der Gefangene, an dem alle andern Zuchtmittel abprallen, soll wissen, daß gegen seine Nachzucht, Gemeinheit und Bosheit, wenn nichts mehr fruchtet, im Hintergrund als allerletztes Zuchtmittel die Prügelstrafe steht.

Ausgeschwiegen haben sich die Grundsätze darüber, wie man in den Preisen der Vertreter unserer einzelnen Bundesstaaten über die custodia honesta gegen politische Preßvergehen u. s. w. denkt, bei denen ja das moralische Recht oft auf Seiten der Verurtheilten steht, und nur das formale Recht eine fiktive Schuld begründet. Praktisch ist dies von keiner großen Bedeutung, denn eine so große Störung für einen geregelten Betrieb des Strafvollzugs auch die Aristokratie der Gefängnisse ist, von den katholischen

Bischöfen, welche zur Zeit des Kulturkampfes hie und da mit den Mauern der Strafanstalten Bekanntschaft gemacht haben, ist nie eine ernstliche Klage über taktlose Behandlung laut geworden. So sind auch die Verwaltungen stets bemüht gewesen, allen solchen straffällig gewordenen Personen, die im öffentlichen Leben stehen und unter die Räder der zermalmenden Maschine gekommen sind, mit Takt entgegenzutreten, soweit dies mit der Hausordnung verträglich ist. Es giebt aber auch politische Beleidigungen, die sind viel gemeiner als persönliche Beleidigungen. Wenn solcher ausgesprochenen Verheßung und Lüge gegenüber der Bundesrath es sich verjagt, Grundsätze für zukünftige Reglements zu erlassen, und die Behandlung dieser delikaten Angelegenheiten der diskretionären Vollmacht und dem Taktgefühl der Vorstände überläßt, so hat er damit einen Weg beschritten, den man nur guthießen kann. Das Leben ist viel zu mannigfaltig, als daß man es in lauter Paragraphen einpackeln könnte, und alle Strafvollzugsbestimmungen müssen die Tendenz haben, die Strafe ihrer notwendigen Zuchtwirkung nicht zu berauben, sondern das Ziel der Strafe, die Abschreckung, die Sühne und die Besserung erreichen zu lassen. Daß für die alten Forderungen der Selbstbeleidigung, der Selbstbeschäftigung und der Selbstbefestigung im Gefängniß keine gesetzlichen Garantien geboten werden, daß die Selbstverteidigung nur den Festungsgefangenen und den Gefangenen, die einfache Haft verbüßen, gestattet werden soll, ist auch eine solche nervöse Angstlichkeit, die sich fürchtet, etwas zuzugestehen, was außer der Selbstbefestigung schon längst aus diskretionärer Vollmacht gestattet wird.

Wenn man deshalb die vom Bundesrath veröffentlichten Grundsätze über den Vollzug von Freiheitsstrafen mit der bis jetzt geübten Praxis vergleicht, so bringen sie die heute geltenden Anschauungen im Großen und Ganzen zum Ausdruck. Leider lassen sie in der pädagogischen Werthschätzung der Einzelhaft viel zu wünschen übrig. Man braucht kein einseitiger Prinzipienreiter und kein theoretischer Schwärmer für das System der Einzelhaft zu sein — für die gemeingefährlichen Gemeinheitsverbrecher und die unverbesserlichen alten Zuchthäusler ist Gemeinschaftshaft gut genug — aber so lange ein Mensch noch in den Anfängen des Verbrecherthums steht, ist der Staat verpflichtet, ihn vor Verührung mit anderen verbrecherischen Elementen zu bewahren. Ebenso vermißt man in den Grundsätzen irgend eine Aeußerung darüber, welche die technische Frage der vorläufigen Entlassung und der Begnadigung einheitlich regelt. Im Großherzogthum Baden ist z. B. der Prozentsatz derer, welchen die Wohlthat der vorläufigen Entlassung zu Theil wird, viel größer als in Preußen. In Preußen hängt Alles von der Staatsanwaltschaft ab, ob ihr Vertreter diesem Gedanken sympathisch oder unsympathisch gegenübersteht, der Gefängnißvorstand oder der Gefängnißgeistliche hat auf die Entscheidungen gar keinen oder doch nur sehr geringen Einfluß. Eine schärfere

gesetzliche Regelung, welche die Entscheidung weniger von subjektiven Anschauungen abhängig machte, würde in dieser Frage sehr wünschenswerth sein. Dankenswerth zu begrüßen ist der sittliche Ernst, welcher aus den Ausführungen über die Disziplinarmittel herausgelesen werden kann.

Alles in Allem genommen geben uns diese Grundsätze den Anlaß dazu, dankbar zu sein, daß wir noch kein einheitliches Strafvollzugsgesetz haben. Es harren noch viele andere legislative Aufgaben ihrer Entscheidung, deren Lösung vor dem Inkrafttreten eines allgemeinen Strafvollzugsgesetzes zu wünschen wäre. Ein Deportationsgesetz ist eine dringende Nothwendigkeit. Ferner wäre eine Revision des Strafgesetzbuches, ein neues Zwangserziehungsgesetz u. s. w. eine viel dringlichere Aufgabe, als ein neues Vollzugsgesetz. Welch gewaltigen Einfluß aber alle diese Reformen auf die Gestaltung eines Strafvollzugsgesetzes haben würden, liegt klar auf der Hand. Deshalb ist es viel richtiger, erst solche Gesetze, welche nothwendigen Zuständen ein Ende machen, in Angriff zu nehmen, als Fragen aufzurollen, an deren Erlebigung entweder nur doktrinaire Systematiker ein Interesse haben oder Verbrecher, die sich freuen, daß ihnen, je mehr die Gesetze den Geist moderner Humanitätsbuselei athmen, kein Leides geschehen darf, auch wenn sie die Welt durch die elendesten Scheußlichkeiten in Schrecken setzen.

P.

Dr. jur. Joh. Christoph Schwarz, Vierhundert Jahre deutscher Zivilprozeßgesetzgebung. (Berlin 1898, Puttkammer und Mühlbrecht; XII und 809 S.) .

In einer Zeit, wo die Neuassung und Umarbeitung der deutschen Zivilprozeßordnung in gewissem Umfange in Aussicht steht, und die in Deutschland vielbesprochene neue österreichische Zivilprozeßgesetzgebung mit Anfang 1898 in Wirksamkeit tritt, konnte auf diesem Gebiete kaum eine Schrift willkommener sein, als das reichhaltige Werk des Dr. Schwarz. Das hat nicht nur der Gelehrte anzuerkennen, dem eine Fülle wohlgefügter, soweit nöthig wörtlich mitgetheilte Bestimmungen aus den fast zahllosen Prozeßgesetzen der deutschen Einzelstaaten seit Erlaß der Reichskammergerichtsordnung von 1495 geboten und zugänglich gemacht wird, — dieser Zweck hat dem Buche den Namen gegeben, — sondern auch der juristische Praktiker, dem der Verfasser durch seine achtzehnjährige Thätigkeit als Richter und Mitglied des vormaligen Rathes zu Riga nahesteht; sowie nicht zum Geringsten der Politiker und Volkswirth, der sich vor die wichtigen in unsere Rechtskultur so tief einschneidenden Reformfragen des Zivilprozeßrechts gestellt sieht. Und dieser Umstand ist es zugleich, durch den das Werk auch für die Leser der „Preuß. Jahrb.“ von Bedeutung wird,

zumal Letztere schon früher jenen Fragen, insbesondere beim Bestehen der österreichischen Gesetzgebung und der vom deutschen Landwirtschaftsrathe angestrebten landwirthschaftlichen Schöffengerichte (Bd. 77, Heft 2; Bd. 81, Heft 2) die verdiente Berücksichtigung geschenkt haben. Diese erfordert Schwarz für seine Arbeit aber um so mehr, als er lesbar und lebendig-anschaulich schreibt, juristische und allgemeine Gesichtspunkte in lehrreicher und überzeugender Weise verbindet und sich von blinden und blendenden Lehrmeinungen fernhält, die — wie sich gerade auch für dieses Rechtsgebiet aus den Schwarz'schen Berichten deutlich ergibt — kraft vorgeblicher Wissenschaftlichkeit und der unseligen deutschen Verallgemeinerungssucht („In generalibus latet error!“) manches Unheil gestiftet, brauchbare Rechtsgedanken hintenangehalten und ungesunde gefördert haben. Nicht unwichtig für die gefällige Form der Arbeit ist es auch, daß der Verfasser vor jedem ihrer zwölf Abschnitte zwar Rechenhaft über die Schriftsteller giebt, die er dabei berücksichtigt hat, im Uebrigen aber — soweit nicht die allerdings sehr zahlreichen wörtlichen Anführungen aus den Gesetzen und aus einzelnen Büchern in den Zusammenhang der Darstellung zu verflechten waren, — den Leser mit Zitaten und Anmerkungen, die sich nur in geringer Zahl am Schlusse des Buches zusammengestellt finden, nicht behelligt; daß er sich also auch in dieser Hinsicht frei von unerfreulicher Zunftmäßigkeit zeigt. Befremdlich ist nur die nicht immer ganz sorgfältige Schreibart (Kurzheffen wechselt z. B. mit Turheffen ab); auch würde bei den eigentlich juristischen Erörterungen bisweilen eine schärfere Unterscheidung (z. B. zwischen der sog. „Verhandlungs“- und der „Dispositionsmaxime“) zu wünschen sein; den Vorzügen des Werkes thut das aber m. E. keinen wesentlichen Eintrag.

Die folgende Uebersicht mag dessen reichen Inhalt anzeigen.

Nachdem der Verfasser die „Grundlagen und Gegensätze“ des deutschen, römischen und kanonischen Rechts kurz behandelt hat, schildert er die Aufnahme des romanischkanonischen Prozesses in das deutsche Recht zur Zeit des sechzehnten Jahrhunderts. Es sind hauptsächlich deutsche Stadtrechte, die der Verfasser hier in Betracht zieht; er thut das, wie auch im weiteren Verlaufe, in der Art, daß thunlichst die betreffenden Prozeßgesetze im Auszuge und den Hauptpunkten nach mitgetheilt und mit erläuternden und prüfenden Bemerkungen begleitet werden, so daß, wie Verfasser hofft, aus diesen „Einzeldarstellungen und Studien“, „aus der Fülle der Einzelheiten allmählich ein ungefähres Gesamtbild“ erwachsen kann.

Der dritte Abschnitt ist dem Reichskammergericht und der Entwicklung seines Prozeßrechts von 1471 bis zum Visitationsabschied von 1713 gewidmet; die beiden folgenden behandeln dessen „Ablehnung“ durch Kurpfalz und die sächsischen Fürstenthümer, sowie die „Verarbeitung und Gegenarbeit“ durch Württemberg und Baiern bis zum neunzehnten Jahrhundert. Sene sächsischen Rechtsgebiete haben nach der Darstellung des Verfassers

durch solche Absonderung wesentlich zur Erhaltung des volkstümlichen deutschen Prozeßrechts gedient und es, obivohl die Wissenschaft es fast unbeachtet ließ, in ihren Gesetzgebungen, den wahren Bedürfnissen des Rechtsverkehrs besonders bei den Untergerichten entsprechend, weiter leben lassen, bis es sich in den Friederizianischen Reformen wieder sehr nachdrücklich und nachhaltig — von der Theorie freilich durchweg als etwas unerhört Neues betrachtet! — geltend machen konnte; dann noch einmal dem Einflusse französischer Rechtsanschauungen bei Schöpfung der Zivilprozeßordnung des deutschen Reiches unterlag, um schließlich in der jetzigen österreichischen Reform wieder voll zur Anerkennung zu gelangen. „So ist Oesterreich zu einem zweckmäßigen, gemeinverständlichen, zu einem den sozialen Gedanken unserer Tage Rechnung tragenden, und zugleich — oder vielmehr deshalb — zu einem deutschnationalen Prozesse gelangt,“ sagt der Verfasser.

Wenn er dabei auch für die uns obliegenden Reformaufgaben immer wieder für die Forderung einer volkstümlichen und dem Bedürfnisse der geringen Leute sich anpassenden („sozialeren“) Rechtsausgestaltung eintritt, so verliert er sich, wie ich lobend hervorheben möchte, doch nicht in die landläufige unklare Rede von einem unbedingt deutschstümlichen Rechte. Denn er giebt zu, daß z. B. die „Carnet-Svarezschen Arbeiten keineswegs dieses Ziel verfolgten, und sich ihnen doch die nationalen Rechtsgedanken von selbst unterschoben;“ und er sagt selbst: „Wir haben — darnach zu fragen, was für uns, unser Land, unser Volk zweckmäßig ist, was den Anschauungen und Bedürfnissen des deutschen Volks entspricht.“ Wer nun so als Gesetzgeber schafft, der wird, ohne sein Werk mit angeblich volkstümlichen Neuherlichkeiten gewissermaßen zu verbrämen oder längstvergeffene Rechtsseinrichtungen künstlich wieder beleben zu wollen, ganz gewiß, aber freilich unbewußt nationales Recht schaffen! Ihm wird sich sogar ein unwillkürlicher Zusammenhang mit dem älteren Rechte in überraschendster Weise ergeben; seine Rechtsätze auf prozessualischem Gebiete werden sich wie von selbst dem sächsischen „Güterverfahren“ ähnlich und geistesverwandt erweisen, dessen Grundgedanken der Verfasser folgendermaßen zusammenfaßt:

„Die bürgerlichen Gerichte sind nicht nur ein vom Staate eingesetzter, in seinem Namen nach fester Vorschrift funktionirender Mechanismus, der die Frage um Mein und Dein haarstumpf zu erledigen hat. Sie sollen in lebendige Verührung mit den rechtssuchenden Parteien treten, somit möglich unmittelbar, — ohne den „Zwischenhandel“ der rechtsgelehrten Anwälte. Es handelt sich beim sächsischen Güterverfahren um eine mit der Vergangenheit deutschen Rechtslebens eng zusammenhängende besondere Ausgestaltung von Grundsätzen, die für Deutschland immerdar Voraussetzung einer gesunden, volkstümlichen Rechtspflege sein werden, um die Vertrauensstellung des Richters zu seinen Gerichtsuntergebenen, um die Unmittelbarkeit des Verkehrs zwischen Gericht und Partei, um die

Gewöhnung des Richters, den Streitfall nicht schlechtlin als Objekt für seine juristisch-technische Leistungsfähigkeit aufzufassen, sondern ihn von der Parteiauffassung aus mit Kenntniß der Lebensverhältnisse und der Anforderungen des Lebens zu beurtheilen.“ —

Die allmähliche Mischung des romanisch-reichsgerichtlichen Prozesses mit der deutschen Rechtsauffassung, insbesondere dem „patrimonialen Fürsorgebedürfniß“ und dann das immer weitere Vorbringen des fremden Rechts schildert in sehr lesenswerther Darstellung der V. Abschnitt. Während dann der ihm folgende die entsprechende Entwicklung in den kleineren deutschen Ländern im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert behandelt, unter denen Baden mit einer Verordnung von 1752 und Kurhessen von 1732 schon innerhalb der Bewegung stehen, die schließlich zu der Friederizianischen Reform geführt hat, giebt der VII. Abschnitt einen zusammenhängenden, außerordentlich lehrreichen Ueberblick über die „deutschen Rechtsgedanken,“ die sich in jenen Einzelgesetzen verwirklicht hatten.

Der Verfasser erörtert dabei zunächst den Zusammenstoß zwischen dem Gedanken eines staatlichen Schutzes der Privatrechte auf Grund amtlicher Ermittlung des wirklichen Sachverhalts und dem Grundsatz der Befugungsbeugniß der Parteien über ihre Rechte und damit ihrer Selbstverantwortlichkeit für deren Wahrung; beide müßten sich im Zivilprozeß bis zu einem gewissen Grade gegenseitig Abbruch thun. Indem er weiter, in Uebereinstimmung mit einer jetzt mehr und mehr zur Anerkennung gelangenden Auffassung von der Wandelbarkeit des Rechts nach Ort und Zeit, erklärt, daß es einen „Normalprozeß“ überall nicht gebe, zeigt er, wie das deutsche partikulare Prozeßrecht die richtige Grenzlinie in jenem Widerstreite, zwischen der oben bereits genannten „Verhandlungs“- und der sog. „Offizialmaxime“ zu gewinnen und festzulegen versucht und sich je nach den Zeiten mehr zu der einen oder der anderen Maxime hinübergeneigt habe; wie es aber im Ganzen und immer mehr, ausgehend von dem „Verfahren zur Güte“, ein dem Streitgrunde selbständig nachforschendes Richterthum angebahnt. Damit stehe dann auch sein Streben nach unmittelbarer Verhandlung zwischen Gericht und Parteien und der vielfach unternommene, schließlich freilich erfolglose Versuch der Verdrängung der Advokaten durchaus in Zusammenhang. Es erkläre sich daraus ferner die regelmäßige Vorschrift, daß die Parteien vorerst in Vergleichsverhandlungen eintreten müßten; und die Befugniß des Gerichts, der unkundigen Partei die nöthige Rechtsbelehrung angedeihen zu lassen, wozu früher sogar „aus dem Ringe“ des Gerichts, aus den anwesenden Schöffen ein Fürsprecher bestellt sei. Auf der anderen Seite fänden sich dagegen der altdeutsche strenge Grundsatz scharfer Versäumnisfolge, da „die doktrinär übertriebene Scheu, ein mögliches Privatrecht zu beeinträchtigen, zur Beeinträchtigung der wirklichen Parteirechte“ führen würde; und die Ausschließung neuen thatächlichen Vorbringens in der Berufungsverhandlung. Der Verfasser

verbindet diese Ausgestaltung des Prozeßrechts mit dem im deutschen Rechte siegenden Gedanken der Pflicht und sagt darüber: „Die Parteien und das von ihnen angerufene staatliche Gericht stehen in einem Verhältnisse von Rechten und entsprechenden Pflichten zu einander. Dem Rechte der Partei auf gerechten Richterpruch steht zur Seite ihre Pflicht, dem Gerichte offen das ihr bekannte Thatachenmaterial vorzulegen, und zwar in der gesetzlich oder im Rahmen des Gesetzes vom Richter bestimmten Ordnung und Zeit. Und dem Gerichte wieder, das auf solches Verhalten der Parteien ein Recht hat, liegt als Pflicht ob, Gerechtigkeit zu üben, durch Vermittelung zwischen den einander widerstreitenden Parteiinteressen. oder, wenn das nicht zum Ziele führt, durch Befragung, Belehrung und Unterweisung der Streitenden, durch die Hilfe, die es dem schwächeren Theile gewährt. Das auf diese Grundlagen gestellte Verhältniß von Gericht und Partei zu einander ist (weil eben an eine ethische Idee anknüpfend) nicht nur zumeist, sondern allein geeignet, den inneren Konflikt des Zivilprozesses zu mildern.“

Im Abschnitt VIII, überschrieben „Die Ueberwindung“, zeigt dann der Verfasser, wie aus jenen deutschen Gedanken in Preußen nach freilich längerem Hin- und Herschwanke zuerst das wichtige, dem kurhessischen Vorbilde folgende Edikt von 1739, betr. das Verfahren in Bagatellsachen und dann, nach einer kurzen rückläufigen Bewegung, die sogenannte Friederizianische Prozeßreform in den drei Gesetzen von 1748, 1781 und 1793 herauswächst, die trotz der von ihm unverhohlenen eingeräumten Einseitigkeiten (S. 510, 525, 526, 577) doch nach seiner Auffassung in der „Allgemeinen Gerichtsordnung“ zum „Ideale der Behandlung eines Parteistritts vor Gericht“ gelangte.

Die Darlegungen an dieser Stelle dürfen in der That das Verdienst beanspruchen, das altpreußische Prozeßrecht auch geschichtlich, durch Nachweis seiner Wurzeln im älteren deutschen Partikularrechte gerechtfertigt zu haben. Dabei ist ferner aber auch nicht übersehen, — unserer Zeitrichtung entsprechend, seinen wahrhaft sozialen Geist aufzudecken.

Je höher man nun den meist verkannten Offizialgrundsatz der Allgemeinen Gerichtsordnung zu schätzen hat, um so wichtiger ist es freilich für Alle, die eine Verbesserung unseres Rechts planen, den Gründen ihres Scheiterns genau nachzuforschen, um sie so — vermeiden zu lernen, wie man dies schon in den Verordnungen von 1833, 1839 und 1846 zum Theil versucht hatte. Und auch dafür bietet Schwarz die nöthigen Unterlagen; ja er streift dabei, wenigstens nach einer Richtung hin, die wichtige, vielerörterte Personenfrage bei der Besetzung der Gerichte.

Sicher ist es richtig, wenn er sagt: „Die idealere Auffassung des Richterberufes, die überall in der Allgemeinen Gerichtsordnung zu Tage tritt, sie ist es gewesen, nicht die preußische Beamtenzucht, die einen Richterstand von der Tüchtigkeit, Sittlichkeit und Integrität des preußischen

in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat erwachsen lassen.“ Oder an einer anderen Stelle: „Es ist zutreffend, daß der rechte ‚geborene Richter‘ unter jedem Gesetze wissen wird, seine ideale Berufsthätigkeit segensreich zu üben; aber solche Männer stehen nicht überall und immer zur Verfügung. Sie erwachen, sie werden geschult, regelmäßig oder selten, je nach den Rechten und Pflichten, die das Gesetz dem Richter zuweist. Nach den Personen der Richter, nach den von ihnen zu übenden und geübten Rechten und Pflichten urtheilt dann das Volk darüber, ob seine Bedürfnisse nach Rechtsverwirklichung erfüllt werden oder nicht.“ —

Der fernere Abschnitt IX über den „Ausbau“ stellt die Aufnahme der preußischen Gedanken in die deutsche Prozeßgesetzgebung der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dar, bei der sich vor Allem eine sonst so seltene Einmüthigkeit in Durchführung jener deutschrechtlichen Gedanken kund that. Besonders in Württemberg und Hannover, — in seinem Gesetze von 1847, von dem man auch dort hören kann, daß es weit besser gewesen sei, als das spätere Musterbild der Zivilprozeßordnung fürs Deutsche Reich, — wurde dabei einem verderblichen Uebermaße der für die Rechtsprechung so oft verhängnißvollen Verhandlungsmaxime erfolgreich begegnet.

Zu den lehrreichsten Theilen des Buches zählt sodann der X. Abschnitt, über den nochmaligen Einbruch fremden, nämlich französischen Rechts, vermittelt durch das Genfer Prozeßgesetz von 1819 und die hannoversche Prozeßordnung von 1850, zu deren richtiger Würdigung und damit auch zu der ihres Schöpfers, des Ministers Leonhardt, der Verfasser, beiläufig bemerkt, Manches beiträgt; und wie es dann zur Schaffung unserer jetzt geltenden Reichszivilprozeßordnung mit ihren so mannigfachen Abweichungen von jenen „deutschen Rechtsgedanken“ kam, und zwar wesentlich mit aus politischen Gründen, wie Leonhardt als Bundesrathsbevollmächtigter im Reichstage ausdrücklich anerkannte (S. 665). Bei ihrer Besprechung geht der Verfasser zugleich auf die Frage der sogenannten „reinen Mündlichkeit“ des Verfahrens besser: der Unmittelbarkeit der Verhandlung vor dem Gerichte ein, die durch die Erfindung des Anwaltszwanges wieder in ihrem eigentlichsten Wesen geschädigt (wie in lichtvoller Weise die Begründung zur Württembergischen Prozeßordnung von 1868 darthut, — S. 635) und durch sie nur zu einer unerhört kostspieligen Lüge wurde; auf die Frage einer festeren Gliederung des Prozesses, die Ausgestaltung der Berufung u. s. w. Gerade diese Erörterungen nebst denen des VII. Abschnittes werden für Jeden unentbehrlich sein, der überhaupt bei einer Reform der jetzigen Zivilprozeßordnung mitsprechen will. Zugleich ist mit ihnen eine vortreffliche Grundlage für die Beurtheilung der neuen österreichischen Zivilprozeßgesetzgebung, die in Abschnitt XI besprochen wird, gewonnen, von deren Nachahmung gewiß nur eine selbstzufriedene, unsoziale Lehrmeinung abwendig machen könnte.

In der That berührt es ganz eigenartig, dank dem sorgsamem Fleiße des Verfassers jetzt sehen zu können, daß fast alle Wünsche, die sich zur Verbesserung unserer Zivilprozeßordnung oder, für viele Punkte richtiger gesagt, ihrer durch Vorbrängen der Verhandlungsmaxime in der Theorie getriebten Auffassung und Handhabung*) sich regen und glücklicher Weise sich immer ungestümer regen, — daß fast alle diese Wünsche, sage ich, in jenen Gesetzen hin und her in behutsamster Weise längst verwirklicht waren. Man hatte also auch bei Schaffung der Reichszivilprozeßordnung einmal wieder der Väter Weisheit, „altes Gold“ mischachtet, das deutsche Gründlichkeit und klares Verständniß für die Bedürfnisse des Volkes in echt sozialem Sinne seit Jahrhunderten gefördert hatte. Hat am letzten Ende nicht die Wissenschaft oder die Justiz über den Werth eines Prozeßgesetzes das Wort zu sprechen, sondern die Erfahrung, die die Rechtsuchenden bei seiner Erprobung im Rechtsleben machen, so ist diese Probe in jenen Gesetzen bereits gemacht. Und es ist ein Trost für Jeden, den unsere Rechts-handhabung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten — im Gegensatze z. B. zu dem Verfahren vor den Arbeiterschiedsgerichten u. s. w. —, leider noch dazu in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Meinung, soweit sie erkennbar ist, so sehr unbefriedigt läßt, dort die Wege, die zu besseren Zielen, nicht nur gewiesen, sondern auch bereits betreten zu sehen!

R. Schneider.

*) Stedt wirklich, wie Eccius in seinem Preuß. Privatrecht I, S. 10 sagt, doch noch mehr von der A. G. D. in unserem deutschen Prozeßgesetze, als gemeinhin angenommen werde, so handelt es sich bei deren gängiger Auslegung um irrige Ergebnisse, zu deren Rechtfertigung man sich vergeblich auf den „Grundsatz der staatklichen Interesselosigkeit an der Streitfache“ als der Weisheit letzten Schluß beruft.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

17. November 1897.

In dem Konflikte zwischen den Abgeordneten der deutschen Bevölkerung, soweit sie nicht unter ultramontaner Führung steht, und dem Ministerium Badeni ist keine Veränderung eingetreten. Die Ministeranklagen sind fortgesetzt, die erste Lesung des Ausgleichs- = Provisoriums, d. i. der an die Stelle des nicht zu Stande gebrachten Ausgleichsgesetzes mit Ungarn tretenden Bestimmungen, ist erst nach einem fast beispiellosen parlamentarischen Kampfe mit den Deutschen durchgeführt worden. Die Obstruktion der Minorität, die in der entscheidenden Abstimmung 122 gegen 175 Stimmen aufbrachte, bediente sich aller Waffen, die ihr die Geschäftsordnung an die Hand gab und auch jener, die bei andauernder leidenschaftlicher Erregung ohne Gesetzlich zu sein, doch im Falle äußerster Nothwehr kaum unverwendet bleiben durften. Hat die dreizehntündige Rede des Abgeordneten der Brüinner Handelskammer, Dr. Lecher, durch ihren sachlichen Inhalt und eine bei aller Ermüdung und nach lärmenden Unterbrechungen immer wieder die Aufmerksamkeit des ganzen Hauses fesselnde geistvolle Schärfe die allgemeine Bewunderung hervorgerufen und selbst die Gegner erschüttert, so haben andererseits die rohen Ausbrüche persönlicher Wuth, zu welchen sich Christlich-soziale, Jungtschechen und die vier Mitglieder der sogenannten Schönerer-Gruppe hinreißen ließen, unter allen Gebildeten die Ueberzeugung hervorgerufen, daß das eigensinnige Beharren der Regierung auf dem von ihr so unglücklich gewählten Wege das Abgeordnetenhaus in eine Lage versetzt hat, die wohl häufig wiederkehrende Gelegenheit zu Einzel- und Massenkämpfen, aber niemals gesetzgebende Thätigkeit ergeben kann. Es befindet sich dermalen in einem Zustande der Sitten- und Gesinnungsverwilderung, in welcher nur der politische Klauferzeß blühen und gedeihen kann.

Daß die parlamentarische Mehrheit trotzig auf dem Rechte der größeren

Stimmzahl besteht, ist begreiflich und verzeihlich, c'est la guerre! — aber daß eine Regierung diesen Troß als einziges Mittel zur Erhaltung ihres Bestandes ausbeutet und es dabei geschehen läßt, daß die Grundfesten des Staates erschüttert werden, daß der Haß der Parteien bis zu ungebärdiger Wildheit gesteigert und die Anhänglichkeit der treuesten und opferungsfähigsten Nation an den Staat auf die härteste Probe gestellt und ihr das Gefühl der Unterdrückung und Vergewaltigung geradezu aufgezwungen wird, ist eine fast beispiellose Erscheinung, die selbst als Vorstufe für einen von langer Hand vorbereiteten Staatsstreich vom Standpunkte des monarchischen und dynastischen Interesses als höchst gefährlich bezeichnet werden müßte. Gewaltakte können unter Umständen zur politischen Nothwendigkeit werden, sie können sogar segensreiche Folgen haben, wenn sie der Durchführung einer großen Idee dienen oder den Umsturz der Ordnung und der staatlichen Einrichtungen allein hintanzuhalten vermögen; aber das Ministerium Badeni hat keine anarchistischen Zustände vorgefunden, die zu beseitigen waren, noch weniger vertritt es ein politisches System, das in einer neuen Verfassungsform Ausdruck finden müßte; die Aufgaben, die es zu lösen hat, sind vielmehr der Art, daß sie jede Gewaltanwendung ausschließen und in dem Maße verwickelter werden, als sich die Regierung der Anwendung verfassungsmäßiger Mittel beraubt sieht. Sie hatte die Verhandlungen über den Ausgleich mit Ungarn zu führen — der einzige Gegenstand, bei dem sich unter den verschiedenen nationalen Gruppen der österreichischen Bevölkerung mit Leichtigkeit eine völlige Uebereinstimmung herstellen ließ, da sich alle ausnahmslos durch das bisher bestehende Verhältniß der Beitragsleistung für die gemeinsamen Angelegenheiten vor Ungarn benachtheiligt finden. Man hatte allgemein erwartet, daß zur Zeit der Ausgleichs-Kampagne die nationalen Gegensätze weniger fühlbar werden, daß die Beschäftigung mit wirthschaftlichen Fragen das Parlament ausschließlich in Anspruch nehmen und die Veranlassung zu einem Waffenstillstande im Kriege zwischen Deutschen und Slaven geben würde, den eine kluge Regierung zum Ausgangspunkt von Versöhnungsversuchen machen konnte. Indem sie den Beweis lieferte, daß das Zusammenwirken der nationalen Gegner zur Wahrung ihrer berechtigten wirthschaftlichen Forderungen mannigfachen Vortheil gewähre, konnte sie sich das Vertrauen aller Parteien erwerben und jenes Ansehen gewinnen, das ihr eine entscheidende Stimme bei dem Abschlusse eines doch unvermeidlichen Kompromisses sicherte. Die inneren Kämpfe in Oesterreich lassen sich eben nur durch Kompromisse beenden und dies den Völkern begreiflich zu machen, ist die erste und wichtigste Pflicht jeder österreichischen Regierung. Was hat der Sieg der Altösterreicher über die ungarische Revolution gefruchtet, was bedeutet der Tag von Vilagos für die Verwirklichung der sogenannten österreichischen Staatsidee? Was darf man sich von einer Niederlage der

Deutschen oder der Tschechen in Böhmen versprechen, wie kann man voraussetzen, daß durch die Unterdrückung der einen oder der anderen Nation die Kraft und der Wohlstand des Staates erhöht werden könne? Die Metternichsche Staatskunst hat in Oesterreich eine Bevölkerungsmischung vorgenommen, in welcher keine der Hauptnationen das Uebergewicht der Zahl für sich in Anspruch nehmen kann. Es war der große Irrthum der Verfassungspartei und so vieler österreichischer Patrioten, die den Staat über die Nation setzen zu müssen glaubten, daß die historische Tradition, die überlegene tiefer angelegte Kultur und die innige Beziehung zur Dynastie den Deutschen die führende Stellung, welche ihnen der Absolutismus eingeräumt hatte, auch im konstitutionell regierten Staate zu sichern vermöchte. Auch die Deutschen in Böhmen haben sich allzulange von der Vorstellung nicht trennen können, es gehöre zu den unabänderlichen Staatseinrichtungen, daß die Amtssprache der politischen judiziellen und autonomen Behörden in Böhmen die deutsche sei, sie haben es für unmöglich gehalten, daß durch rücksichtslose Ausnutzung der größeren Volkszahl die Tschechen den Landtag, die Mehrheit der Handelskammern, der Bezirksvertretungen und Gemeinden in ihre Gewalt bekommen würden. Sie haben es deshalb unterlassen, zu Zeiten ihrer Macht gesetzliche Schranken gegen die Uebergriffe der Tschechen auf deutsches Gebiet und in deutsche Interessen aufzurichten. Heute sind sie zur Abwehr ungerechter, wider natürlicher Ansprüche des ihnen an Menschenmaterial überlegenen Volksstammes genöthigt, während die Tschechen davon träumen, Böhmen zu einem slavischen Staate zu machen, die deutschen Gemeinwesen im Lande zu sprengen oder mit unerträglichen Lasten zu belegen und den nationalen Zusammenhang der Deutschen in Böhmen vollends zu zerstören. Diesen Vorstoß aufzuhalten oder seine Wirkung nach Möglichkeit abzuschwächen, hat selbst Graf Taaffe noch für nothwendig gefunden, und es hatte den obersten Grundsatz des Koalitionsministeriums gebildet, von den ihr angehörenden nationalen und konfessionellen Parteien die Zurückstellung ihrer weitgehenden Forderungen zu verlangen, um Zeit für sozialpolitische und wirtschaftliche Reformen zu gewinnen. Dieselbe Vorbedingung hätte auch jene österreichische Regierung stellen müssen, die bei den Verhandlungen über den Ausgleich mit Ungarn die Wahrung der Interessen der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder pflichtgemäß im Auge zu behalten entschlossen gewesen wäre. Graf Wadeni aber meinte, den entgegengesetzten Weg einschlagen zu können. Er sah den Ausgleich als Selbstzweck an, verzichtete von vornherein darauf, durch denselben eine namhafte Verbesserung der wirtschaftlichen Lage in der diesseitigen Reichshälfte anzustreben und entschloß sich zur Bildung einer schwachen, aber sicheren Majorität im Abgeordnetenhaus, welche den Ausgleich in jeder Gestalt annehmen würde. Zu diesem Zwecke bediente er sich des nationalen Haders in Böhmen, gewährte den Tschechen in den Sprachenverordnungen Vortheile, an deren Erreichung sie früher selbst nie

geglaubt hatten, und gab die Deutschen, die für seine Ausgleichspolitik nicht zu haben gewesen wären, ihren Gegnern preis. Nur einen mächtigen Bundesgenossen warb er sich unter ihnen, den Wiener Demagogen Lueger, der im Gemeinderathe der Residenz die Herrschaft der bornirten, charakterlosen Massen etabliert hatte. Er machte ihn zum Bürgermeister und versicherte sich dadurch gegen Demonstrationen der hauptstädtischen Bevölkerung zu Gunsten der deutschen Opposition. Dr. Lueger, der den Ungarn seiner Zeit den Krieg angekündigt hatte, darf zwar noch einige Tiraden gegen den Ausgleich loslassen, aber er besorgt die Beschimpfung der Deutschnationalen im Abgeordnetenhause, weist ihnen im Gemeinderathe die Thüre und sucht mit seinen wüsten Gesellen nach Möglichkeit den Eindruck zu verwischen, daß das deutsche Volk in Oesterreich sich in einem verzweifelten Kampfe um sein Recht und seine politische Existenz befinde. Von allen Abmachungen Badeni's scheint diese allein auf jene Schlaueit hinzuweisen, die man lange Zeit für die wichtigste und lohnendste Eigenschaft der Staatsmänner gehalten hat.

Die Vorkehrungen unreses Ministerpräsidenten waren jedoch nicht immer von derselben schlauren Verrechnung ausgegangen. Ganz gegen seine Erwartung mußte er wahrnehmen, daß seine Politik die bisher so fest geschlossenen deutschen Ultramontanen ins Wanken brachte und daß seine Majorität dadurch eine für felsenfest gehaltene Stütze verlor. Dr. Rathrein, der zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt worden war, damit die deutsche Opposition von einem Landsmanne gebändigt werde und der Kampf im Parlamente sich nicht als ein Klassenkampf darstelle, schied von seinem Posten, weil er sich zu gut hielt und zu viel Nationalgefühl hatte, um sich als Werkzeug der koalirten Slaven und Feudalen mißbrauchen zu lassen und selbst der weniger art besaitete Oesterreicher Dr. Ebenhoch verzichtete auf die Ehre, als zweiter Vizepräsident die Deutschen in der Leitung eines Abgeordnetenhauses zu repräsentiren, dessen Mehrheit den Krieg gegen die Deutschen um jeden Preis fortzuführen entschlossen ist. Zur Stunde ist es noch unentschieden, in welcher „gleichwerthigen“ Nation der Mann gefunden werden wird, der neben dem polnisch sprechenden Armenier Abrahamovic und dem Tschechen Kramarc den Kommandostab über das parlamentarische Heer schwingen soll, das den deutschen Einfluß auf die Entwicklung des habsburgischen Staates für immer zu beseitigen bestimmt sein soll.

Zu den größten und unangenehmsten Ueberraschungen des Grafen Badeni aber dürfte es gehören, daß seine Regierungsgrundsätze den Anstoß geben, eine Schwäche der dualistischen Verfassung der Monarchie aufzudecken, die bis jetzt noch von Wenigen bemerkt worden ist. Von Woche zu Woche schwindet die Wahrscheinlichkeit, daß das Ausgleichs-Provisorium vom Abgeordnetenhause beschloffen werden kann. Schon bei der ersten Lesung haben ungeahnte Schwierigkeiten überwunden werden müssen, auch

die Budgetberatung währt schon zu lange Zeit und nun soll noch die zweite Lesung vor Schluß der eben beginnenden Delegations-Sitzungen durchgeführt werden. Die Majorität will zwar in der Vergewaltigung der Geschäftsordnung so weit gehen, keine Spezialberatung zuzulassen, weil das ganze Gesetz in einen einzigen Paragraphen von silitischer Monstrosität zusammengequetscht wurde und die Spezialdebatte sich angeblich nur auf verschiedene Paragraphen, nicht auf Absätze eines Paragraphen erstrecken könne. Trotzdem wird es der Opposition nicht verwehrt werden können, zahllose Abänderungs- und Zusatzanträge zu stellen, über welche die Debatte eröffnet werden muß. Darüber können hunderte von Stunden mit Reden und namentlichen Abstimmungen vergehen. Ob also in dieser Weise die Erledigung des Gesetzes verhindert oder ob die Opposition ihrer parlamentarischen Rechte durch einen Gewaltakt des Präsidiums beraubt wird, immer wird die Frage aufgeworfen werden können, welche Stellung der ungarische Reichstag einnehmen wird, wenn das verfassungsmäßige Zustandekommen des Ausgleichs-Provisoriums nicht über allen Zweifel erhaben ist. Das österreichische Gesetz über die gemeinsam zu behandelnden kommerziellen und finanziellen Angelegenheiten (vom 21. Dezember 1867) giebt darüber keinen Aufschluß; das ungarische Gesetz aber hat den Fall vorgeesehen und an die Stelle der nicht erzielbaren Vereinbarung das selbständige Verfügungsrecht seiner zur Gesetzgebung berufenen Körperschaften gesetzt. Der ungarische Minister-Präsident Baron Banffy hat es auch für rathsam gefunden, darauf schon jetzt hinzuweisen, als ihm von Seite der Unabhängigkeitspartei in einer von Kossuth eingebrachten Interpellation nahegelegt wurde, „aus der in Oesterreich sich ausbreitenden Dissolution Nutzen zu ziehen und auf die Unabhängigkeit Ungarns hinzuarbeiten.“ Er erklärte, daß die Regierung hierzu keine Veranlassung finde, da sie ohnehin in der Lage sei, alle Verfügungen über gemeinsame Angelegenheiten selbst einzuleiten, wenn durch Störung des verfassungsmäßigen Lebens in der westlichen Reichshälfte die Vereinbarung mit der jenseitigen Volksvertretung verhindert werde. Ohne sich eines Näheren darüber zu verbreiten, ließ Baron Banffy durchblicken, daß Ungarn sich an jenen Machtfaktor halten werde, den es vorfinde, also in Ermangelung einer Reichsraths-Deputation an das Ministerium als Vollmachtträger der Krone. Gegen diese Auffassung ist vom Standpunkte des ungarischen Staatsrechtes nichts einzuwenden und um ein anderes hat sich Ungarn nicht zu kümmern. In allen Fällen, in welchen die Bestimmungen des Gesetzes über die gemeinsamen Angelegenheiten, über die Delegationen und über die einer Behandlung „nach gemeinsamen Grundsätzen“ vorbehaltenen Gegenstände, d. i. über kommerzielle Angelegenheiten, das Geldwesen, das Zollwesen, die mit der industriellen Produktion in Verbindung stehenden indirekten Abgaben und die für beide Reichstheile in Betracht kommenden Eisenbahnen nicht ausreichen, tritt ganz von selbst der Zustand ein, der vor dem Ausgleich des Jahres 1868 geherrscht hat und dieser kennt nach

der ungarischen Verfassung keine andere Form der Regelung staatlicher An-
gelegenheiten, als die Vereinbarung zwischen dem ungarischen Reichstage
und dem ungarischen Könige. Die Auslegung, welche Professor Zellinet
in Heidelberg den §§ 23 bis 25 des ungarischen Ausgleichsgesetzes gegeben
hat („Neue freie Presse“ vom 14. November), indem er aus denselben das
Recht und die Pflicht der ungarischen Regierung ableitet über die Aufrecht-
haltung verfassungsmäßiger Zustände in Oesterreich zu wachen, dürfte nicht
zur Anerkennung gelangen, da es einerseits keine entsprechende Bestimmung
in der österreichischen Verfassung giebt und es andererseits an den „gesetz-
lichen“ Mitteln fehlen würde, diese Rechte und Pflichten zur Geltung zu
bringen. Die beiden Reichstheile haben sich ihre Verfassungen nicht gegen-
seitig garantirt und konnten es auch nicht, weil dies die Voraussetzung in
sich schließen müßte, daß jede der beiden Volksvertretungen der anderen
die Fähigkeit und die Berechtigung zugesetze, über die Frage der „Ver-
fassungsmäßigkeit“, d. h. über die Anwendung einzelner Bestimmungen der
Verfassung im jenseitigen Reichsgebiete zu entscheiden. Wenn durch die
verfehlten Maßregeln einer österreichischen Regierung der österreichische
Reichsrath nicht dazu gelangt, seinen Willen in gesetzlicher Form zum
Ausdruck zu bringen, dann verliert der Letztere sein Recht und wird außer
Spiel gesetzt. Diesen Fall zum ersten Mal vorbereitet zu haben, wird das
Verdienst der Politik Badeni sein. Wie stellt sich hierzu das böhmische
Staatsrecht und die Autonomie jenes glücklichen Ueberrestes des verewigten
„glorreichen“ Königreiches Polen, der im österreichischen Staatskörper ein
annehmliches Parasitenleben führt? Um den Preis, den Deutschen die
Lebensadern unterbinden zu dürfen, soll die „böhmische Delegation“ ganz
darauf verzichten, an der Regelung des Verhältnisses Oesterreichs zu Ungarn
auch nur mit einem Worte theilnehmen zu dürfen?

Das Schicksal des Ausgleichs-Provisoriums ist um so wichtiger, als
durch dasselbe auch der eigentliche Ausgleich präjudizirt wird, der noch ganz
andere staatsrechtliche Zwischenfälle zu Tage fördern dürfte, als
gegenwärtig auf der Tagesordnung stehen. Dann wird sich erst erweisen,
zu welcher Unbesonnenheit sich die Reichsrathsmajorität durch den Grafen
Badeni verleiten läßt, die Einsicht wird nicht ausbleiben, aber sie wird
leider zu spät kommen, daß durch den Badenischen Sturmangriff auf die
Stellung der Deutschen in Böhmen und im Gesamtstaate die Macht
Ungarns, die von den Tschechen, Polen und Ultramontanen schon lange
mit Neid und geheimem Groll beobachtet wird, neuerlich vermehrt und daß
dem Königreiche Ungarn dadurch nicht nur die faktische Unabhängigkeit,
sondern sogar eine Art von Diktatur über Oesterreich in die Hände ge-
spielt wurde.

Auch unser auswärtiges Amt wird der Badenischen Politik zu ge-
ringem Danke verpflichtet sein; das Aufrollen einer deutsch-österreichischen
Frage wäre gewiß das unglücklichste Ereigniß, das unseren Staat

treffen könnte, denn es würde die Grundpfeiler seiner Beziehungen zu den nachbarlichen Großmächten erschüttern. Ob nun deutsche Abgeordnete aus Oesterreich in Städten des Deutschen Reiches politische Reden halten oder nicht, das würde an dem Beresetzungsprozesse nichts ändern, der in Oesterreich eintreten muß, wenn die Deutschen sich dort dauernd unterdrückt und entehrt fühlen. Es wäre hohe Zeit, daß die einsichtigen Köpfe unter den Tschechen, die das selbst zugeben, zu Worte kommen, um ihre Landsleute von jenen leidenschaftlichen Uebertreibungen ihrer vermeintlichen, aber für sie selbst gefährlichen Rechtsansprüche zurückzuhalten, um derenwillen sie Freiheit und Parlamentarismus, Wohlstand und soziale Reformen opfern. Solange aber ein Badeni den nationalen Brand schürt, ist das nicht zu erwarten. Sein Verbleiben im Amte reizt die Slaven zur Begehrlichkeit, spiegelt ihnen wilde Siegesorgien vor und erhält die Deutschen in einer Erbitterung und Gereiztheit, durch welche die Neigung zum Kompromisse, der allein die Spannung lösen könnte, gänzlich unterdrückt wird. Diese unversöhnliche Stimmung gegen den gegenwärtigen Lenker der inneren Entwicklung Oesterreichs hat bereits Kreise ergriffen, die sonst aus patriotischen Rücksichten jede kaiserliche Regierung unterstützen zu müssen glaubten. Derselbe Graf Kettreinsky, ein hochangesehenes Mitglied des Herrenhauses, der seinerzeit den Steiermärkern wegen ihres demonstrativen Besuches bei Bismarck über den Text gelesen hatte, erklärte jetzt in einer Versammlung des steierischen Großgrundbesitzes, in dem noch Nachkommen der Streitgefährten Rudolfs von Habsburg auf dem Marchfelde ihren Sitz haben, daß seine Partei „den erbitterten Kampf ihrer Stammesgenossen im Reichsrathe begreife und auch die Wahl des äußersten und letzten parlamentarischen Kampfmittels, der Obstruktion, eines Mittels, welches ihm im Allgemeinen nicht sehr sympathisch sei, nicht mißbillige, da es sich darum handle, die deutschen Minoritäten vor Vergewaltigung zu schützen.“ Wenn solche Worte aus solchem Munde fallen, dann bedarf es keiner Demonstrationsversammlungen in Dresden oder Berlin, um die Freunde Oesterreichs zu überzeugen, daß die ernste Gefahr vorhanden ist, den Staat, mit dem man ein Bundesverhältniß eingegangen hat, plötzlich in seinem Wesen völlig verändert und seine Funktionäre von jenen Parteien abhängig zu finden, die ihre Abneigung gegen dieses Bundesverhältniß niemals verhehlt haben. Mit einer Regierung, die den Deutschenhaß in Böhmen befördert und nährt, wird der Nachfolger Andrassy's und Kalnoky's, die der österreichisch-ungarischen Monarchie ihre jetzige schöne Stellung im Rathe der europäischen Mächte geschaffen haben, kaum in der Lage sein, jenes Einvernehmen zu pflegen, auf das er seines eigenen Verhältnisses, zum Auslande wegen nicht verzichten kann.

Von deutsch-russischen Kämpfen.

Obgleich die deutschen Ostseeländer Rußlands heute ebenso wacker ihre nationale Eigenart vertheidigen, wie bei Beginn ihrer Vergewaltigung unter Alexander III., so dringt doch nur spärliche Kunde davon über die Grenzen der Länder. Man darf aber nicht glauben, daß mit russischen Sprachdekreten, und schneiden sie noch so tief in deutsches Leben ein, die Lebenskraft eines im nationalen Kampf hart gewordenen deutschen Stammes gebrochen wäre. *) Die Sprache einem Volke nehmen, ist heut aber auch nicht so leicht. Anfänglich handelt es sich immer nur um ein formales Recht, das beim Wegdekretiren von Sprachen verleßt wird. Aber die Volksseele bäumt sich auch dagegen auf, weil sie fühlt, daß in der Sprache das heiligste Gut jedes Volkes angetastet wird. Das sehen wir jetzt auch in Oesterreich. Und an der Donau wie an der Düna wird, wenn auch in sehr verschiedener Weise, um dasselbe Recht, um dasselbe Gut gestritten. Hier wie dort ringt unser deutsches Volksthum um die Existenz!

Wenn über das nationale Ringen in den Baltischen Ländern jetzt weniger zu hören ist, so liegt das daran, daß dieses Ringen jetzt in eine andere Phase getreten ist. Im Anfang der, unter Alexander III. ausgeführten Vergewaltigung handelte es sich um die staatsrechtliche Sonderstellung der Baltischen Länder zum russischen Reich. Es war der Bruch mit dem Prinzip, der theils ein tieferes und allgemeineres Interesse erregte, theils öffentlich mehr besprochen wurde, weil die Länder an der Ostsee noch eine staatsrechtliche Basis zur lauten Vertheidigung besaßen. Diese Vertheidigung konnte selbst unter dem brutalen Druck Rußlands aus der Oeffentlichkeit nicht gebannt werden. Der Kampf wurde gewissermaßen extra muros geführt. Denn dadurch unterscheidet sich die Lage in den Baltischen Ländern von der in den nationalen Kampfgebieten von Böhmen, Schleswig, Posen und Lothringen, daß in den Ersteren keine russische Bevölkerung vorhanden ist, mit denen die Deutschen auf Kriegsfuß stehen, wie in den anderen Kampfgebieten mit theilweise slavischer, dänischer oder französischer Bevölkerung. Dort wurde nur gegen eine Regierung gestritten. Es war also in jeder Beziehung ein Kampf im Großen, ein Kampf ums Recht, ein Kampf um Ideen. Er konnte nicht unterdrückt, konnte nicht in aller Stille geführt werden.

Ganz anders gestaltet sich jetzt die Lage, wo das Prinzip durchbrochen, das Recht gebeugt und wenn auch keine russische Bevölkerung, so doch eine Schaar russischer Beamten ins Land gedrungen ist. Die Länder

1) Soeben wird bekannt, daß der russische Kaiser auf einem Bericht des Fürst v. Kurland, in welchem hinsichtlich der Verbreitung der Sprache gesagt war, dieselbe finde immer mehr und mehr die Weise statt — die folgende Randbemerkung gemacht hat: „festes Unterpfand gegeben für des Gebietes Einigung mit Rußland.“

sind äußerlich überwältigt, sie sind vielleicht auch entmuthigt, aber sie halten jede Position im Innern trotzig und verzweifelt, so lange sie sich halten läßt. Es ist der Kampf im Kleinen, der jetzt dort an der Ostsee tobt, das Handgemenge. Von ihm dringt keine Kunde zu uns. Die Grenzen sind gesperrt, der Mund ist stille geworden unter den krampfhaftesten Zuckungen des Herzens. Jeder weiß, was er zu thun hat, was deutschen Männern die Pflicht gebietet, wenn sie auf verloreinem Posten, auf sinkendem Schiff zu stehen glauben.

Dieser Kampf im Handgemenge entbehrt oft nicht des Kleinlichen. Handelt es sich doch meist um alltägliche Dinge auf verschiedenen Gebieten des eng begrenzten, provinziellen Daseins. Faßt man aber alle diese Vorgänge zusammen, auf dem ganzen Gebiet an der Ostsee, von der Memel bis zum Finischen Meerbusen, wo ohne Abrede, ohne Agitation, ohne Ermunterung Jedermann stillschweigend, ganz von selbst seine Pflicht thut in der passiven Abwehr jeder russischen Woge, die ins Baltische Land herüberschlägt — so erhält man doch ein Gesamtbild von deutscher Ausdauer und Treue, das aus dem Rahmen des Kleinkampfes herauswächst und das schwere Ringen unseres Volksthums draußen veranschaulicht.

Seit die Russen das befriedigende Gefühl nicht auskosten können, nun wirklich Herren im Baltischen Lande geworden zu sein, suchen sie den Deutschen Alles zu entwenden, was deren Machtstellung begünstigt. Selbst die zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten und Stiftungen werden in dieser Beziehung nicht zu gering geachtet. Um jeden Obolus wird gestritten! Ueber den russischen Kultusminister Klage beim Senat in Petersburg zu erheben, beschlossen am 24. August d. J. die Stadtverordneten von Perna u, weil der Minister der Stadt die Verwaltung eines von ihrem verstorbenen Bürger, Carl Walz, gestifteten Kapitals zur Erziehung armer Kinder entzogen und der russischen Schulverwaltung überwiesen hat. Der Testator hatte den Magistrat und das städtische Schulkollegium zu Testamentsvollstreckern ernannt. Beide Behörden sind in Folge der Russifizierung eingegangen. Aber die Stadtverordneten sind doch unzweifelhaft deren Rechtsnehmer.

Ganz eigenartig ist der Kampf, der auf dem Schulgebiet sich nach fortspinn. Er besteht in der konsequenten Ablehnung deutscher Geldmittel zur Unterhaltung russischer Schulen. Ihre nationale Ehre stellen die Deutschen über den praktischen Nutzen. Aber die Russen wachen mit Argusaugen darüber, daß nun auch nirgend Mittel offizieller Körperschaften zum Unterhalt deutscher Schulen verwendet werden. In Dorpat besteht die Privatschule eines Herrn Graß. Die Stadt suchte dieselbe dadurch zu unterstützen, daß sie ein ihr gehöriges Haus an der Jakobstraße zur unentgeltlichen Benutzung hingab. Die russische über die Stadtverwaltung eingesetzte Aufsichtsbehörde hat nun den bezüglichen Beschluß der Stadtverordneten aufgehoben. Es ist dies die unmittelbare Antwort darauf, daß

Dieselbe Stadtverordneten-Versammlung kurz vorher die Mittel zur Gründung einer russischen Mädchenschule abgelehnt hatte. Ueber die Beanstandung hieses Beschlusses haben die Stadtverordneten von Dorpat Beschwerde beim Senat erhoben. Ein ähnlicher Fall ist im Laufe dieses Sommers in Kurland, in der Stadt Goldingen, vorgekommen, wo die Stadtverordneten gleichfalls Beschwerde über die russische Aufsichtsbehörde zu führen beschloffen haben. Es handelt sich um eine russische Stadt-Töchterschule, zu deren Begründung zwangsweise von der Aufsichtsbehörde eine Summe von 4700 Rubel in den Jahresetat eingestellt worden ist. In diesem Betrage war nämlich früher von der Stadt Goldingen Garantie geleistet worden für eine deutsche höhere Stadt-Töchterschule. Diese Garantie wurde jedoch nur im Betrage von 800 Rubel in Anspruch genommen. Dieser geringe Zuschuß der Stadt erklärte sich damals theils aus den genügenden Einnahmen der Anstalt, theils auch aus dem Umstande, daß die Lehrkräfte insofern billig beschafft werden konnten, als die Oberlehrer des damals bestehenden deutschen Gymnasiums vertragsmäßig verpflichtet waren, in der Töchterschule Unterricht zu erteilen. Dieses Verhältniß änderte sich, als im Jahre 1890 an der Töchterschule die russische Unterrichtssprache eingeführt wurde, die Zahl der Schülerinnen sank auf 42 und der Zuschuß der Stadt stieg auf 2800 Rubel. Diese ungünstige Finanzlage steigerte sich aber, als im Jahre 1892 auch das Goldinger deutsche Gymnasium geschlossen wurde und die billigen Lehrkräfte fortfielen. Lehrkräfte von der bisherigen Güte ließen sich überhaupt nicht mehr beschaffen. Die Töchterschule ging in Folge dessen auch ein. Jetzt greift die russische Behörde auf jene vollständig gegenstandslos gewordene Garantie von 4700 Rubel zurück und will auch hier „Erbnehmerin“ sein. Die Stadt erkennt sich außer Stande, diese Summe aufzubringen, zumal die Staatsregierung die Erlaubniß zur Wiedereröffnung des Gymnasiums wiederholt abgelehnt hat und daher entsprechende Lehrkräfte nicht vorhanden sind. Es muß in letzterer Beziehung bemerkt werden, daß man in Kurland und auch in Ostland beim russischen Thronwechsel in neuen Hoffnungen sich wiegte. So versuchte man in Kurland das Gymnasium zu Goldingen und in Ostland das zu Birkenruh bei Wenden wieder ins Leben zu rufen. Man fand sogar angeichts der thatächlich vorhandenen großen Schulnoth für die Deutschen von der Forderung der deutschen Unterrichtssprache ab. Man war bereit, die russische in den Kauf zu nehmen, wenn der ganze Schulkörper sonst nur deutsch blieb und in deutschem Geiste erhalten werden konnte. Grade darauf ging aber die Regierung nicht ein. Für Goldingen sind von der Stadt eingereichte Gesuche sogar wiederholt abgelehnt worden.

Eine Vergewaltigung des religiösen Gefühls der Schüler fand besonders hinsichtlich der gemeinsamen Schulanachten statt. War die offizielle Unterrichtssprache auch russisch geworden, so blieb der Religions-

unterricht der evangelischen Schüler doch deutsch. Da aber diese Schüler die überwiegende Mehrzahl bilden, so hätte man erwarten dürfen, daß auch der evangelische Religionslehrer nach wie vor die üblichen Schulandachten abhält. Die russische Schulobrigkeit war jedoch anderer Ansicht und führte russische, d. h. von einem griechischen Geistlichen geleitete Morgenandachten ein, an welchen theilzunehmen für alle andersgläubigen Schüler obligatorisch war. An verschiedenen, der russisch-griechischen Kirche eigenthümlichen Festen wurden sogar sämtliche Schüler in die russische Kirche geführt. Auf diese Weise wurde ein Gewissenszwang ausgeübt, der die ganze evangelische Bevölkerung mit Erbitterung erfüllte. Man war aber ohnmächtig. Wer seine Kinder nicht nach Deutschland auf die Schule geben konnte, mußte sich fügen. Den Russen aber war es höchst will kommen, mit der so oft als harmlos bezeichneten Einführung der „Staatssprache“ gleichzeitig dem „Staatskirchentum“ Thür und Thor geöffnet zu haben. Der russische Beamte und der russische Pöpe propagiren denn auch den griechischen Kultus, der in ihren Augen identisch ist mit dem Russenthum überhaupt. Und da alle Deutschen unter Alexander III. gleich allen Nichtrussen geächtet waren, so kann man sich vergegenwärtigen, mit welcher fanatischen Willkür die Diener Gottes und die Diener des Kaisers Hand in Hand gingen, die Kinder gebildeter deutscher Eltern zu demüthigen und das evangelische Gewissen mit roher Faust niederzuschlagen.

Aber der furchtbare Gewissensdruck hier scheint an anderer Stelle doch Gewissensregungen hervorgerufen zu haben. Was einem russischen Pöpen gerade recht ist, kann einem russischen Kaiser doch zu viel werden. Und Nikolaus II. soll ja menschlichen Regungen zugänglich sein, er hat darum auch Einssehen mit den armen Schülern und Schülerinnen gehabt, die gezwungen wurden, stumme Zuschauer bei der Ausübung eines ihnen fremden und unverständlichen Kultus zu sein — und hat den Andachtszwang aufgehoben. Wie weit dabei der Einfluß einer ehemals evangelischen Prinzessin mitgewirkt hat, wird sich wohl der Kenntniß Fernstehender entziehen. Kurzum, schon am 7. Juli d. J. hat der Kaiser von Rußland einen Ukas unterzeichnet, in welchem befohlen wurde, die „Nöthigung“ nicht-orthodoxer Schüler zum Besuch orthodoxer Andachten und Gottesdienste einzustellen. Hinsichtlich der allgemeinen Schulandachten bestimmte dieser Ukas insbesondere, daß sie nach dem Ritus derjenigen Konfession abzuhalten sind, der die Mehrzahl der Schüler angehört. Das entspricht freilich nur der Gerechtigkeit und der gesunden Vernunft. Es entspricht das auch in höherem Maße als der Andachtszwang der Würde der griechischen Kirche, deren pomphafter Kultus in den Augen nüchternere protestantischer Kinder nur als eitel Schaustück betrachtet wurde. Leider waren unter Alexander III. die Begriffe über die Würde der einen, wie über die Gerechtigkeit der anderen Konfession gegenüber derartig in Verwirrung gerathen, daß man jetzt die Einsetzung des gesunden Menschen-

verstandes in sein Recht als einen besonderen Gnadenakt zu feiern sich veranlaßt sieht.

Der in Rede stehende Ukas war selbstverständlich nicht allein für die baltischen Provinzen erlassen, sondern auch für Polen und Litthauen. Bildeten dort protestantische Schulen die Mehrheit, so hier katholische. Besonders rücksichtslos wurde diesen Letzteren gegenüber der rituelle Zwang in der Schule geübt. Polen und Litthauen sind und bleiben immer noch die ungleich schlimmer mißhandelten Länder als die baltischen Provinzen. In den Letzteren schämt der Russe sich doch noch. Es ist daher erklärlich, wie die Russifizierungsmeute in den katholischen Ländern in ihrer fanatischen Hejagd, selbst auf das Gebot des Kaisers hin, nicht sofort inne zu halten vermocht hat. So kam es denn auch, daß, während der kaiserliche Ukas im Dorpater Lehrbezirk verhältnißmäßig schnell veröffentlicht ward, der Kurator des Wilnaer Lehrbezirks — nebenbei bemerkt, ein fanatisirter Popensohn, Namens Sergiewski — ihn zu unterdrücken versuchte. Er setzte die ihm untergebenen Schuldirektoren offiziell nicht in Kenntniß von der in die dortigen gespannten Verhältnisse so tief einschneidenden Schulverordnung. Das hatte an einem Gymnasium einen argen Exzeß zur Folge. In der zum Wilnaer Lehrbezirk gehörenden Kreisstadt Schaulen wurden die katholischen Schüler des Gymnasiums am 20. August d. J. — also reichlich 6 Wochen, nachdem der Kaiser jenen Erlaß unterschrieben hatte — gezwungen, an dem von einem Popen in der Aula abgehaltenen griechischen Gottesdienst theilzunehmen. Da alle russischen Blätter den kaiserlichen Erlaß vom 7. Juli lange bevor derselbe in den Amtsblättern der verschiedenen Lehrbezirke publizirt sein konnte, besprochen hatten, so läßt sich nur annehmen, daß der Direktor sammt den Lehrern wissentlich gegen den kaiserlichen Befehl gehandelt haben, oder daß sie keine Zeitungen lesen. Aber die Schüler hatten davon erfahren. Mit Blitzesschnelle hatte sich die Nachricht aus dem benachbarten Kurland verbreitet. Die deutschen Zeitungen aus Libau trugen das betreffende Rundschreiben aus dem Dorpater Lehrbezirk auch nach Schaulen. Von Hand zu Hand gingen die Blätter, von Mund zu Mund die Nachricht. Freudig erbebt das Herz der Schüler, fragend schaute ihr Auge nach oben, zum gestrengen Direktor. Statt der ersehnten Befreiung von der Zwangsandacht wurden sie am 20. August wieder zu derselben befohlen. Die jungen Herzen bäumten sich auf. Dreißig der älteren Schüler „drückten“ sich aus der Aula. Da aber stürmte der Direktor und sämtliche Lehrer ihnen nach. Die jungen Leute wurden mit den brutalsten Schmähungen überhäuft und ihre Entfernung aus dem Saal zu einer „Revolte“ gestempelt. Von den Lehrern ertönten die Rufe: „schlagt sie nieder, schießt auf sie!“ Polizei und Gensdarmen wurden geholt und die Schüler wurden alle in der Aula eingeschlossen. Darauf begann eine protokoliarische Vernehmung, bei welcher der Sekretär die Antworten verfaßte. Im Schaulenschen Gymnasium war

eine „Revolution“ ausgebrochen und der tapfere Direktor schlug sie nieder! Die allgemeine Entrüstung aber über diese „Tapferkeit“ brach sich Bahn in einem verzweifelten Schritt der gequälten Gymnasiasten. Sie wagten und thaten etwas „Unerhörtes“, unerhört in der unterdrückten und geknechteten Bevölkerung Wittthauens, wo kaum ein selbständiger Gedanke sich noch zu regen wagt — die Schüler schrieben ein Bittgesuch an den Kaiser! Man war in Wittthauen seit 30 Jahren gewöhnt, seine Noth nur Gott zu klagen. Ueber den Kopf ihrer Lehrer und über den der Gensdarmen hinweg wagten sie einen Appell an die höchste Stelle! Und siehe' da, es wurde sofort eine strenge Untersuchung dieser Sache eingeleitet und selbst die hauptstädtische Presse in Rußland mußte beschämt gestehen, in Schaulen sei der kaiserliche Befehl schmachvoll mißachtet worden durch eine Rotte fanatisirter Russifikatoren. Die „Petersburgskaja Wedomosti“ des Fürsten Uchtomski schrieben u. A.:

„Man kann sich vorstellen, was die Tschinownikpädagogen vor dem Erlaß für ihre Pflicht gehalten haben. Wann werden wir Russen endlich aufhören können, darüber zu erröthen, in wie altheidnischer Weise die staatlichen Prinzipien in der stammverwandten slavischen Grenzmark durchgeführt werden?“

Der nach Schaulen zur Untersuchung aus dem Kultusministerium entsandte Staatsrath Latyschew ist soeben nach Petersburg zurückgekehrt und hat das Ergebniß seiner Untersuchung dahin zusammengefaßt, daß beide Theile schuld sind: die Schulobrigkeit hat nichts vom kaiserlichen Erlaß gewußt und die Schüler haben gegen die Disziplin gefehlt. Damit wird die Angelegenheit ihr Ende gefunden haben. Einen Fortschritt für Rußland bezeichnet immerhin, daß auch die Schuld der Schulobrigkeit eingeräumt worden ist.

Der geschilderte Vorgang gehört freilich nicht zu den deutsch-russischen Kämpfen in den baltischen Provinzen, aber er hat mit ihnen gemein die Leidensgenossenschaft der Unterdrückten auf der einen Seite und auf der andern Seite die Vorboten dessen, daß der gesunde Menschenverstand in Rußland vielleicht allmählich doch zum Durchbruch gelangen wird!

Von Interesse dabei ist das gleichzeitige Erscheinen eines Reiseberichtes in einem Odeßjaer Blatt. In diesem Berichte schildert ein Fürst Michael Schachowaskoi die Vorzüge der deutschen Kolonisten gegenüber der russischen Bevölkerung im Gouvernement Taurien (Halbinsel Krim). Dort leben 72000 Deutsche neben 923000 Russen. Die Ersteren haben 253 Schulen oder 1 Schule auf 285 Einwohner, während die Russen 982*) Schulen,

*) Hierzu muß aber bemerkt werden, daß die höheren Schulen in den Städten mit zählen, während die Deutschen nur Elementarschulen haben. Würde man diesen letzteren die russische Elementarschulen auf dem platten Lande gegenüber gestellt haben, so würde das Verhältniß sich noch ungünstiger gestalten.

also eine Schule auf ungefähr 1000 Einwohner besitzen. Die deutschen Schulen sind aber auch besser und werden fleißiger besucht. Der Berichtserstatter hebt hervor, daß die Deutschen Bildung für eine Macht halten, ihre Sprache lieb haben und sich sorgfältig gegen eine Vermischung mit dem russischen Element abschließen. Er rühmt ferner ihre Wirtschaftlichkeit und ihre hochentwickelte Religiosität, die jedoch frei von jedem Fanatismus ist. Die Deutschen bilden eine moralische Kraft, die einen unzweifelhaften Einfluß auf die sie umgebende Bevölkerung ausübt. So urtheilt ein Russe angesichts der verschärften Ufaze zur Verdrängung der deutschen Sprache aus den deutschen Schulen!

Uebrigens bleiben die besseren Regungen der gegenwärtigen Regierung in bescheidenen Grenzen. Von einem Recht der andersgläubigen Völker unter Rußlands Szepter ist einstweilen noch keine Rede, es handelt sich bestenfalls um etwas Nachsicht dort, wo man keine Mittel hat, um mit Gewalt durchzudringen.

So hinsichtlich der Ertheilung des Religionsunterrichtes in deutscher Sprache an den russischen Schulen. Im Lehrbezirk von Charkow wurde vor Kurzem bekannt gemacht, daß der Minister es für wünschenswerth hält, wenn der deutsche Religionsunterricht in russischer Sprache ertheilt wird, daß aber dort, wo die Personen der russischen Sprache nicht mächtig, Ausnahmen statthaft seien. In den nationalrussischen Provinzen ist die deutsche Schülerzahl natürlich nur eine geringe, sie beträgt vielleicht denselben Prozentsatz wie der der Russen in den deutschen Provinzen.

Wo aber die Deutschen in geschlossener Masse leben, da wird die Herrschaft des Russischen nach wie vor proklamirt.

So wird in den deutschen Kolonien Südrußlands den Administrationen der lutherischen Kirchenschulen jetzt wieder eingeschärft, daß die Anstellung und Entlassung von Lehrkräften, die bisher den Pastoren und Kirchenrätthen oblag, den russischen Schuldirektoren anheimfalle und daß außerdem alle Lehrer, welche nicht genügend russisch verstehen, entlassen werden sollen.

Doch zurück zu den baltischen Provinzen, dem eigentlichen Leidens- und Kampfgebiet der Deutschen.

Das alte Dorpat! Was geschieht nicht Alles, um die Hochburg deutschen Geistes im baltischen Lande zu vernichten. Der Haß gegen sie ist so groß, daß man damit anfing, ihren Namen auszutilgen. Die wissenschaftliche Bedeutung sank von selbst durch den Ersatz deutscher durch russische Lehrkräfte. Ruft doch selbst der Fürst Meschtscherski bei Erwähnung des Professors Lexis aus Göttingen unter den nach Rußland in diesem Jahre gereisten Kongresslern: — „Lexis war auch in Dorpat Professor! Jetzt wird es dort wohl weder einen Lexis noch einen Bergmann jemals geben!“ Sie haben ferner das deutsche Universitätsstatut aufgehoben und eine russische Abbruchanstalt aus der deutschen Hochschule gemacht. Aber das genügt Alles noch nicht.

Um die Univerſität recht herunter zu bringen, wurde in dieſem Jahre ein Geſetz erlaſſen, laut welchem in Dorpat, Warſchau und Tomſt außer den Abiturienten von Gymnaſien auch die ruſſiſchen Seminaristen, d. h. Schüler der geiſtlichen Erziehungsanſtalten der griechiſchen Kirche — immatrikulirt werden dürfen. Polen und Livland genießt alſo den Vorzug, mit Sibirien auf eine Linie geſtellt zu werden. Klaſſiſcher Vorbildung bedarf es hier wie dort nicht mehr zum wiſſenſchaftlichen Studium, es genügt die Vorbereitung eines griechiſchen Dorfgeiſtlichen, der tabelloß ſeinen Namen zu ſchreiben verſteht.

Die alte deutſche Univerſität, und jetzt reiſt zur Aufnahme ruſſiſcher Seminaristen geiſtlichen Standes? In dieſem Semester ſind über 150 Seminaristen aufgenommen worden. Dadurch hat man nun wieder eine höhere Frequenzſiffer erreicht und das mag ja der heutigen Univerſitätsobrigkeit auch erwünſcht ſein. Denn die Zahl der Studirenden ſank immer tiefer. Zählte Dorpat doch im zweiten Semester 1890, dem lezten vor der beginnenden Ruſſifizierung — 1664 Studenten, von denen über 1000 aus den Oſtſeeprovinzen ſtammten. In dieſem Semester ſind — mit den Seminaristen — 1098 Studenten immatrikulirt, von denen aus den baltiſchen Ländern nur 450 noch ſtammen. Von dieſen Lezteren gehören aber 170 allein der theologiſchen Fakultät an, die ja noch deutſch geblieben iſt. Auf die geborenen Balten üben alſo die anderen Fakultäten keine große Anziehungskraft mehr aus.

Die Theologiſche Fakultät iſt übrigens jetzt wieder Gegenſtand eines neuen Angriffs geweſen. Sie iſt natürlich den Ruſſen ein Dorn im Auge. Aber Prediger für die evangeliſche Kirche müſſen nun einmal herangebildet werden, ſo lange noch die Beſetzung der Pfarren mit ruſſiſchen Seminaristen nicht befohlen worden iſt.

Man hat die Fakultät wohl auch nach Rußland hinein verlegen wollen, um den „verderblichen“ Einfluß der deutſchen Katheder auf den Gang der Ruſſifizierung in den baltiſchen Ländern zu verhindern. Allein man fürchtet eine deutſch-evangeliſche Fakultät in Moſkau oder Petersburg wohl noch mehr, als in Dorpat. Nun iſt ſoeben eine andere Bewegung in Szene geſetzt worden. Die eſtniſche Preſſe verlangte die Errichtung je eines Lehrſtuhles für eſtniſche und lettische=praktiſche Theologie in Dorpat mit Rückſicht auf das eſtniſche und lettische Idiom in den baltiſchen Ländern. Mit dieſer Forderung ſollte in den Beſtand der deutſchen Fakultät Preſche gelegt werden. Denn ein Bedürfniß nach Lehrſtühlen in den genannten Idiomen kann nicht anerkannt werden, weil die Studirenden der Theologie eines dieſer beiden Idiome gewiſſermaßen als zweite Muttersprache ſchon beherrſchen und außerdem auch noch Sprachlehrer in dieſen Idiomen in Dorpat bereits vorhanden und immer geweſen ſind. Die ruſſiſche Preſſe griff aber mit großem Entgegenkommen die von eſtniſcher Seite erhobene Forderung auf in der Hoffnung, der

deutschen Fakultät auf diese Weise den Boden abzugraben. Und da die Regierung in Rußland, trotz ihres autokratischen Charakters, immer bereit ist, sich in den Dienst jeglichen Angriffes auf das Deutschthum, sei es in welcher Gestalt es sei, zu stellen, so konnte nicht ausbleiben, daß auch das Kultusministerium der öffentlichen Anregung Folge leistete. Dasselbe forderte von der theologischen Fakultät in Dorpat deren Gutachten über die Errichtung zweier Lehrstühle für praktische Theologie in lettischer und estnischer Sprache.

Die Fakultät hat sich nun ablehnend geäußert, und zwar in Ermägung dessen, daß der Lehrstuhl für „praktische“ Theologie auf allen evangelischen Fakultäten für der am wenigsten wichtige gehalten wird, weil es sich nur um Regeln und Theorien handelt, wie gepredigt und Seelsorge getrieben werden soll; diese Dinge in den baltischen Ländern ganz besonders durch das obligatorische Probejahr der künftigen Geistlichen erlernt werden und daher statt des einen schon bestehenden Lehrstuhls für praktische Theologie die Kreirung noch zweier unnütz erscheinen müsse. Dagegen hat die Fakultät beschlossen, die Errichtung zweier neuer Lehrstühle, für Dogmengeschichte und Patristik sowie für exegetische und systematische Theologie, zu beantragen.

Dieser letztere Antrag mag nun wohl etwas verblüffend in Petersburg gewirkt haben. Das hatte man am wenigsten erwartet: neue Lehrstühle in der Richtung wissenschaftlicher Erweiterung statt Einschränkung, Befestigung des Deutschthums statt seiner Untergrabung. Die russischen Zeitungen ereifern sich daher auch schon über den Verrath der theologischen Fakultät in Dorpat an der heiligen russischen Nationalität und die „Now. Wrenija“ glaubt am einfachsten die Frage zu lösen, indem sie vorschlägt, die „russische“ Sprache als obligatorische Lehrsprache für die Fakultät einzuführen, damit die russische „Kultur“ auf diesem Wege in die evangelischen Gemeinden getragen werde. Das gute Blatt übersieht in seinem nationalen Eifer nun zweierlei. Erstens: daß es keine evangelisch-theologische wissenschaftliche Literatur in russischer Sprache giebt und zweitens: daß der Gebrauch der russischen Sprache auf der Kanzel den evang.-luth. Predigern staatskirchengesetzlich untersagt ist.

Die russischen Eiferer befinden sich wirklich in schwieriger Lage: wird das Evangelium russisch gelehrt und gepredigt, so geräth die russische Nationalkirche in Gefahr, bleibt Lehre und Predigt deutsch, so gewinnt das Deutschthum eine mächtige Stütze in der evangelischen Kirche. Wer löst diesen Zwiespalt der Natur?

Da ist es allerdings viel einfacher, die deutschen Aufschriften auf den Schildern zu verbieten, der Polizeiminister braucht weniger skrupulös zu sein, als der Kultusminister. Er scharft soeben seinen Unterorganen ein, „streng über die Beobachtung der festgesetzten Regeln hinsichtlich der Unzulässigkeit von Schildern mit deutschen Aufschriften zu

wachen.“ Man sieht, selbst die deutschen Schilder sind schwer zu beseitigen, obgleich sie schon längst als äußerst staatsgefährlich erkannt und verboten sind. Aber auch sie haben einen gewissen Zusammenhang mit dem Leben und widerstehen darum eine Zeit lang dem Polizeizwange. Aber immerhin wird man die Schilder schneller klein kriegen, als die Menschen mit ihrem Geist und Leben, mit ihrer Sprache und ihrem Glauben! —

Und welche Zähigkeit und welche Kraft wohnt diesen Menschen inne! Das Häuflein evangelischer Deutscher, das recht- und schutzlos einem tausendfach stärkeren Gegner preisgegeben ist, dem seine Sprache geraubt, sein Glaube verfolgt ist — übt doch noch Kulturmission, es evangelisirt, es germanisirt! In Livland grenzt das nationalrussische Gouvernement Pleskau. Dort wandern außer den Deutschen viele wohlhabend gewordene Letten und Esten aus Livland ein und erwerben billigen Grundbesitz, indem sie die Russen aus solchem verdrängen. Sie sind eben bessere Landwirthe. Die russische Presse klagt schon lange über diesen Vorgang. Jetzt schreibt die „Now. Wr.“, indem sie das Vordringen des deutsch-evangelischen Elements schildert:

„Auf diese Weise stößt man, anstatt auf rein russische Familiennamen und Besitzer auf den Gütern auf „Baudemanns“, „Reinholds“, „Dahms“ und ähnliche Namen. Und diese neuen Gutbesitzer verwandeln sich nicht nur in der dritten, sondern sogar in der zweiten Generation auf irgend eine wunderbare Weise „in Deutsche von reinem, echtem Blut“. —

Dem russischen Blatt mag das wohl auch „wunderbar“ erscheinen, daß trotz der Russifizierung der baltischen Provinzen in den benachbarten russischen die Germanisierung, und zwar die freiwillige, um sich greift! Dieser Prozeß erklärt sich sehr einfach dadurch, daß die eingewanderten Letten und Esten Protestanten sind, die, sobald sie in eine höhere soziale Stellung rücken, Deutsche werden, zumal sie schon aus der Heimath deutsche Namen mitbringen.

Und doch zeugt auch dieser Vorgang von der wunderbaren Expansionskraft deutsch-evangelischer Gesittung!

Von weitreichenden Folgen für die Baltischen Länder kann aber der Kampf um die Verfassung sich gestalten und er steht daher wohl auch im Vordergrund des allgemeinen Interesses. Es handelt sich um die Frage: sollen die alten landständischen Verfassungen, wie wir sie in Deutschland auch gehabt haben und in Mecklenburg noch heute besitzen, fortbestehen und wenn sie es nicht sollen, durch welche Einrichtungen wären sie zu ersetzen? Die Russen plädiren natürlich für Einführung ihrer Landschaftsinstitutionen, der sogenannten „Semstwo“. In den Baltischen Ländern wünscht man dagegen eine zeitgemäße Reform der landständischen Verfassungen. Eine solche Reform hätte sich auf die Erweiterung des Stimmrechts, namentlich Ausdehnung desselben auf die grundbesitzenden Bauern

zu erstrecken. Damit wäre der Verfassung eine breitere politische Grundlage gegeben und gleichzeitig eine Regelung des Landabgabewesens im Sinne unserer deutschen Selbstverwaltung durchgeführt, die ja auch bisher in den baltischen Provinzen geübt und zu hoher Entwicklung gelangt ist. Die Schwierigkeit besteht nur darin, das Stimmrecht auszudehnen, ohne gleichzeitig den Schatten von politischer Autonomie, den die baltischen Verfassungen noch aufweisen, zu gefährden. Denn eine so umgeformte landständische Verfassung wäre ihrem Wesen nach nichts weiter, wie eine moderne Konstitution. Daß man in Rußland der Schaffung von Konstitutionen für die baltischen Länder sympathisch gegenüberstehen sollte, läßt sich aber kaum annehmen. Und doch dürfte das die baltischen Politiker nicht abhalten, nach dem höchsten Ziel zu streben, nach der Aufrechterhaltung der politischen und staatsrechtlichen Sonderstellung. Denn einmal wird in Rußland das konstitutionelle Prinzip doch zur Geltung kommen, und alsdann handelt es sich für die deutschen Provinzen darum, ihrer geschichtlichen und nationalen Entwicklung Treue bewahrt zu haben. Aufzwingen können die Russen ihnen jegliche Verfassungsform, denn sie haben die Macht dazu. Aber keinem denkenden Politiker kann die gegenwärtige Lage der Dinge anders als ein Durchgangs- und Uebergangsverhältniß erscheinen und darum dürfen die Deutschen nicht selbst die Hand dazu bieten, dem Schicksal vorzugreifen.

Das höchste Ziel im Auge behaltend, können für den Augenblick nur erreichbare Dinge verlangt werden und da handelt es sich denn darum, die gegenwärtigen Verfassungen so auszugestalten, daß sie nur in wirtschaftlicher Richtung erweitert werden, politisch aber an ihrem alten, landständischen Charakter nichts geändert wird. Das wäre immer noch das beste Auskunftsmitel und dazu um so eher die Genehmigung der russischen Regierung zu erlangen, als in einer der drei Provinzen, in Livland, auf dem Wege der autonomen Gesetzgebung bereits vor 27 Jahren eine ähnliche Erweiterung des Stimmrechts und Ausdehnung der Selbstverwaltung auf die Bauern sich vollzogen hat. Dort ist nämlich das Kirchspiel zur Lösung der Aufgaben berufen worden, die in Preußen dem Kreise zufallen, und dadurch der Schwerpunkt der wirtschaftlichen Selbstverwaltung in kleinere lokale Verbände verlegt, die sich als durchaus dazu geeignet erwiesen haben. Die Provinzial-Vertretung würde ihren landständischen Charakter allerdings mit Ausschluß der lettischen und estnischen Bauern beibehalten, dafür aber auch nur auf solche Gebiete ihre Wirksamkeit erstrecken, die höhere Interessen, mehr geistiger und politischer Natur, umfassen. Diese Kombination politischer Autonomie und wirtschaftlicher Selbstverwaltung scheint unter den gegebenen Verhältnissen das einzig Richtige und auch das einzig Erreichbare zu sein.

Der verstorbene Russifikator Livlands, der General Sinowjew, war aus einem Feinde der deutschen Selbstverwaltung in den baltischen Pro-

vinzen ein Verehrer derselben geworden, nachdem er sie kennen gelernt hatte. Bekanntlich hat derselbe kurz vor seinem Tode, gewissermaßen als Endergebniß seiner sonst so unselig verlaufenen livländischen Thätigkeit — eine Broschüre geschrieben, in der er gerade diese Form der Selbstverwaltung, wie sie in Livland sich entwickelt hat, zur Nachahmung in Rußland dringend empfiehlt. Hinsichtlich der Entstehung der livländischen Kirchspielsverfassung ist bemerkenswerth, daß auch sie ein Kind des Augenblickes und der Noth ist. Eine Verfassungsreform war nämlich schon vor 30 Jahren in allen drei baltischen Provinzen nothwendig und fühlbar geworden. Seit die Bauern freie Grundbesitzer geworden waren, mußte die Frage entstehen, wie lange sie zu den Landesabgaben beisteuern würden, ohne das Stimmrecht beim Beschließen über diese Abgaben zu fordern oder auch, wie lange der grundbesitzende Adel allein diese Lasten wird tragen können, ohne die Bauern zu denselben heranzuziehen. So oder anders, die alte landständische Verfassung konnte den neuen Aufgaben nicht mehr genügen. Obgleich eine Russifizierung in heutigem Umfange damals für die baltischen Provinzen noch nicht geplant war, so waren die Deutschen sich doch der durch diese Verfassungsfrage heraufbeschworenen Gefahr in doppelter Gestalt bewußt. Einmal mußte bei Fortbestehen der Lücke hinsichtlich der bäuerlichen Vertretung in der Selbstverwaltung eine Einmischung der russischen Staatsregierung befürchtet werden und das wurde erfahrungsmäßig nur für ein Unglück gehalten, denn dann kam es nie zu einer Lösung der betreffenden Frage im deutsch-baltischen Interesse, im Sinne einer kontinuierlichen Entwicklung. Andernfalls war aber diese Gefahr ebenso heraufbeschworen, wenn man weitgreifende Reformen der landständischen Verfassungen vornehmen wollte. Man würde in Petersburg die politische Seite solcher Reformen sofort erkannt und sie schon damals verhindert haben. In dieser Lage wurde viel geredet und noch mehr geschrieben, wie das so deutsche Art ist, es kam aber nichts dabei heraus. Da faßte man sich in Livland kurz und machte die kirchliche Organisation der Kirchspiele, auf denen alle Grundbesitzer vertreten waren, auch zum Vertretungskörper der wirthschaftlichen Interessen des politischen Kirchspiels.

Es muß hier eingeschaltet werden, daß Livland aus der Zeit seiner über hundert Jahre dauernden Verbindung mit Schweden sich eine vorzügliche Kirchenverfassung bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Wie in Schweden, so waren auch in Livland besonders die Kirchspiele zur Vertretung kirchlicher Interessen ausersehen und hier hatte sich schon frühzeitig ein lebendiges Gemeinschaftsbewußtsein auch in wirthschaftlichen Dingen ausgebildet. Nun drückt sich der gemeinsame Ursprung dieser Kirchspielsverfassung in der merkwürdigen Uebereinstimmung auch ihrer Fortentwicklung aus, obgleich Livland seit fast 180 Jahren von Schweden getrennt ist. Und noch merkwürdiger ist, daß die Zeitgenossen weder in Livland noch in

Schweden von diesem Parallelismus eine Ahnung gehabt. Er ist gleichsam aus innerer Nothwendigkeit heraus erwachsen. In Schweden wurde durch Gesetz vom 21. März 1862 der „Kommunalstämma“ die Verwaltung der weltlichen und der „Kyrkorstämma“ die der kirchlichen Angelegenheiten und der Schule anvertraut. In Livland wurden ganz unabhängig von dem Vorgange in Schweden und ganz ohne Kenntniß desselben, den „Kirchspielskonventen“, die sich nur mit kirchlichen und Schulsachen beschäftigten, 1870 auch alle Interessen des politischen Kirchspiels übertragen. In Estland und in Kurland hat eine derartige Entwicklung des Kirchspiels nicht stattgefunden.

Um nun zu der Entwicklung der Frage der Verfassungsreform zurückzukehren, muß hinsichtlich Estlands bemerkt werden, daß dort nichts geschah, in Kurland aber der heftigste Streit entbrannt war. Hier befehdeten sich zwei Parteien.

Die Liberalen wollten Ausbau und Erweiterung der alten Verfassung, während die Konservativen nichts davon wissen wollten, daß die Bauern in den Ritteraal hereingelassen werden sollten. Andererseits aber durch die Nothwendigkeit der Reform in die Enge getrieben, entschlossen sie sich, die „Semstwo“ zu verlangen. Der an der Spitze der Landesgeschäfte in Kurland stehende Graf Hugo Keyserling brachte im Jahre 1878 einen entsprechenden Antrag an einen außerordentlichen kurländischen Landtag, der aber abgelehnt wurde. Graf Keyserling ließ sich dabei von der Meinung leiten, die alte landständische Verfassung neben der Semstwo intakt erhalten zu können, obgleich wohl unzweifelhaft war, daß, wenn das auch gelang, die landständische Körperschaft keine andere Bedeutung haben würde, als daß die Rittergutsbesitzer „unter sich“ wären. Alsdann meinte der Antragsteller wohl auch von der russischen Regierung leichter das Zugeständniß zur Anpassung der Semstwo an die Verhältnisse der baltischen Provinzen zu erlangen, wenn sie vom Lande selbst gefordert werden würde. Daß auch in dieser Beziehung ein Irrthum vorlag, hat die spätere Entwicklung der „Semstwo“ in Rußland bewiesen, wo jede freie Regung immer mehr eingeschränkt wurde. Es kann keiner Frage unterliegen, daß Kurland heute an dem Grabe seiner Selbstverwaltung stehen würde, wenn vor 19 Jahren dem Antrage des Grafen Keyserling nachgegeben worden wäre, und daß es die Schwesterprovinzen mit hineingezogen hätte.

Denn darüber ist doch auch in Rußland nur eine Stimme, daß die Semstwo nicht das gehalten hat, was man sich von ihr versprach. Der wohlwollende und aufgeklärte Kaiser Alexander II. wollte wirkliche Selbstverwaltung seinen Russen geben, vielleicht sie zum Konstitutionalismus vorbereiten, er fand aber schlechte Handlanger zur Ausföhrung seiner weitgreifenden Ideen. Der Bürokratismus befürchtete die Schwämmerung seiner Machtsphäre und brachte schon bei den Berathungen über die Gesetzesvorlage die Idee von dem „Gegensatz“ zwischen Staatsgewalt und Selbst-

verwaltung auf. Wie ein rother Faden zieht sich die Angst vor Verwischung der Grenzen zwischen Beider Machtbefugniß durch das ganze Gesetz und drückt ihm den Stempel der vollständigen Unbrauchbarkeit für eine wirkliche Selbstverwaltung auf. Das Wesen der Letzteren besteht ja doch darin, daß die staatlichen Funktionen in den unteren Abstufungen von den Organen der Selbstverwaltung ausgeübt werden, es besteht also gerade in der „Verschmelzung“ derjenigen beiden Machtspähren, die der verkümmerte Bürokratismus sich nur als Gegensatz denken kann. Und nun erst recht der russische, der aus der modernen vervollkommnung des asiatischen Satrapenthums besteht.“ Danach ist die „Semstwo“ zu dem geworden, was sie heute ist, ein vollständig bedeutungsloser Steuerkörper für fiskalische Zwecke.

Um so verwunderlicher ist es, daß heute, wo die Frage der Verfassungsreform wieder eine brennende geworden ist und alle politischen Kräfte in den drei Provinzen sich einig fühlen in der Abwehr der russischen Semstwo, eine kleine Gruppe in Kurland, abermals unter Führung desselben Grafen Hugo Meyserling, denselben Antrag auf Einführung dieser russischen „Semstwo“ einem in diesem Sommer in Mitau versammelt gewesenen Landtage unterbreiten konnte. Es macht einen geradezu abenteuerlichen Eindruck, daß die Russen gewonnen werden sollen, indem die Länder sich selbst zum Opfer bringen. Der letzte kurländische Landtag hat denn auch das Ansuchen, sein eigenes Grab zu graben, mit großer Majorität abgelehnt. Die Frage liegt also heute genau so, wie vor 19 Jahren. Was die russische Regierung thun wird, bleibt natürlich ihr überlassen. Was die baltischen Länder zu thun haben, müssen sie vor Mit- und Nachwelt verantworten können.

In Rußland ist zwar alles möglich. Aber daß die „Semstwo“ den Baltischen Ländern aufgezwungen werden sollte, ist eigentlich ganz ausgeschlossen. Die eigenartige Entwicklung derselben läßt das gar nicht zu. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß die Landtage der drei Baltischen Provinzen einmüthig brauchbare Reformvorschläge gemacht hätten. Dann wäre die Regierung auch sicher darauf eingegangen, denn sie ist offenbar selbst in Verlegenheit, wie sie für „Archangel“ und „Livland“ dasselbe Gesetz über Selbstverwaltung erlassen soll. Durch den unseligen kurländischen Antrag zur Einführung der „Semstwo“ muß aber die Regierung vollends irre geworden sein. Die offiziellen Auslassungen der Wiener „Politischen Korrespondenz“, die anlässlich des Zarenbesuches in Warschau erschienen waren, und die Einführung der Semstwo in den Baltischen Provinzen gleichwie in Polen als einen besonderen Gnadenakt in Aussicht stellen, sind in diesem Fall nicht ernst zu nehmen. Aber unwidersprochen soll die alberne Auslegung nicht bleiben, als würde den deutschen Provinzen endlich ein gleiches Recht mit den russischen durch Gewährung der Semstwo zu Theil werden. Jedermann weiß, daß die

Baltischen Länder ein höher organisiertes Recht besitzen als Rußland und daß sie nach einer „Gleichberechtigung“ mit den Russen sich nie gefehnt haben, weil sie nie eine minderwertige Stellung einnahmen. Am wenigsten geküßtet ihnen aber nach der Gleichberechtigung in Form der „Semstwo“!

Die einzige Möglichkeit einer Lösung der Baltischen Reformfrage scheint in der Annahme der livländischen Kirchspielsverfassung zu liegen und ist es erfreulich, daß in Estland dieser Weg bereits beschritten worden ist. Vor Kurzem hat der estländische Landtag die Bildung von Kirchspielskonventen nach livländischem Muster beschlossen.

Und Kurland?

Daß die Landesvertretung vom rechten Geist erfüllt ist, beweist die wiederholte Ablehnung des Semstwo-Antrages. Aber es handelt sich um positive Entschlüsse. Man hat zwar auf dem letzten Landtage einen Ausweg zu finden geglaubt durch Beschlüsse, die sich auf eine Reform des Landsteuerwesens beziehen. Die Verfassungsfrage ist aber damit nicht gelöst und hinsichtlich dieser ist Gefahr im Verzuge. Die russische Presse beschäftigt sich jetzt zu viel mit der baltischen Verfassungsreform. Nach vorliegenden Erfahrungen läuft es eben nie gut ab, wenn die Russen so ein Thema über „ihre“ Grenzmarken aufnehmen.

Die sogenannten russischen Grenzmarken machen den armen Russen wirklich viel zu schaffen. Sie haben im vorigen Jahrhundert diese Länder erobert, haben erobert — und jetzt wachsen ihnen die unterworfenen und beziegten Völker über den Kopf. Die russische Presse klagt schon seit lange darüber, daß die Öffentlichkeit in Rußland sich immer nur mit den Grenzmarken und mit Polen und Deutschen beschäftigt, daß aber von den eigentlichen Russen gar nichts zu hören sei und in den russischen Gouvernements Todesgeruch herrsche. Neuerdings haben hervorragende Blätter (Now. Wremja) sogar den Vorschlag gemacht, die westlichen Gebiete, namentlich Polen, Deutschland und Oesterreich abzutreten. Die Russen möchten eben auch einmal allein sein.

F. v. Loewenthal.

Die Wahl in der Priegnitz. Die inneren Widersprüche unseres Volkslebens. Der neue Polen-Fonds. Der Prozeß Peters.

Die politische Betrachtung unseres August-Hefes schließt mit den Worten: „Der Weizen des Herrn Eugen Richter wird noch einmal blühen,“ und richtig, in der Priegnitz ist er heute schon aufgegangen; die alte märkische Landschaft hat in der Nachwahl für Herrn von Podbielski einen Richterschen Schildknappen, den Berliner Destillateur Herrn Schulz gewählt. Die Antisemiten haben in der Stichwahl den Ausschlag für ihn gegeben

und — wenn sich die Konservativen und die Regierung darüber doch keiner Täuschung hingeben wollten — nicht zu Unrecht, nicht aus bloßer Leidenschaft oder Verblendung, sondern ganz naturgemäß. Das antisemitische Dresdener Blatt, die „Deutsche Wacht“ hat sich darüber folgendermaßen ausgesprochen:

„Die gesammte Politik, die die konservativen Parteien in den letzten Jahren vertraten, ihre schwankende Haltung bei den wichtigsten Entscheidungen über soziale und wirthschaftliche Fragen, ihre Unzuverlässigkeit bei Verathung der Handelsverträge, und vornehmlich ihre rückwärtliche Thätigkeit auf dem Gebiete des Wahl-, Versammlungs- und Vereinsrechts, ihre offenkundigen Bestrebungen, das höchste freiheitliche Gut unseres Volkes, das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Reichstagswahlrecht bei der nächsten passenden Gelegenheit zu beschneiden, ihr Verhalten in der Diätenfrage, ihr neuerlich bekundeter, fast bis zur Bewußtlosigkeit und im wahren Sinne des Wortes an die Grenze der Selbstvernichtung gesteigerter Gouvernentalismus und vieles Andere mehr, wird in den weitesten Schichten unseres Volkes mit Recht so abfällig beurtheilt und empfunden, daß der Ausgang dieser Wahl wahrlich nicht überraschen kann. Die preußischen Konservativen können sich für den Ausgang dieser Wahl noch ganz besonders bei ihren sächsischen Gefinnungsgenossen bedanken, die zu dem Ergebnis das Ihrige redlich beigetragen haben. Die Preis- und Verkehrsverhältnisse sind heute gottlob so ausgewachsen, daß es in den jernsten und abgelegensten Winkeln des Reichs bekannt geworden ist, wessen sich das Volk fürderhin zu versehen hätte, wenn es seine Vertretung sogenannten konservativen Politikern anvertraute.“

Was will man dagegen sagen? Die schwankende Stellungnahme zu den Handelsverträgen ist freilich entschuldbar, da das agrarische Sonderinteresse und eine vernünftige Gesamtpolitik in Widerspruch mit einander standen. Gouvernentalismus ist für eine konservative Partei an sich kein Vorwurf, aber indem die Partei aus Gouvernentalismus Herrn Stöcker ausstieß, beraubte sie sich selbst des einzigen populären Elements, das sie besaß. Jetzt sind die Konservativen eine Partei der Großgrundbesitzer und des Polizeistocks — kann man erwarten, daß das Volk solche Herren wählt? Die sächsische Wahlreform wirft auch bis in die Priegnis ihre Schatten. Daran haben ja die hellen Köpfe in Dresden garnicht gedacht, als sie sich ihr partikularistisches Kammer-Nest so recht gemüthlich einrichteten und die Sozialdemokraten hinausthun wollten, daß das Volk den Raub an seinem Recht bei den Reichstagswahlen rächen werde. Was jeder verständige Mensch voraussehen konnte, tritt nun ein. Der Erfolg des sächsischen Schildbürger-Streichs ist, daß für jeden Sozialdemokraten im Dresdener Kämmertchen weniger ein Oppositionsmann mehr in den Reichstag gelangt.

Das neue „Kartell“, die „Sammlung der produktiven Stände“, ist

dagegen machtlos. Der neue wirthschaftliche Rath, den die Regierung berufen hat, wird — das ist schon jetzt deutlich zu erkennen — mit einer grellen Dissonanz auseinandergehen und wenn die Wahl-Kampagne beginnt, ist Federmanns Hand gegen Federmann. Die Früchte sammelt Herr Richter, weil er garnichts Positives will und alle Wässer der Opposition zuletzt in seinen Sumpf zusammenrieseln können.

Dabei fehlt es durchaus nicht an gesunden Elementen im Volke. Das Verständniß für die Flottenfrage ist unverkennbar im Wachsen. Schon wieder sind zwei vorzügliche Schriften erschienen, die unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten, aber mit demselben Ergebniß die Aufgabe beleuchten.*) Professor Dietrich Schäfer in Heidelberg, der beste Kenner unserer Hansa-Geschichte, führt in einer Abhandlung „Deutschland zur See“**) den historischen Nachweis, daß es die politische Macht ist, die auf die Dauer die wirthschaftliche Größe und das wirthschaftliche Gedeihen eines Volkes bedingt und daß die Hansa an nichts Anderem als an dem Mangel einer genügenden Kriegsstotte zu Grunde gegangen ist; sie hat genau so lange geblüht, wie entweder ihre eigene Seemacht genügte oder die anderen Mächte ihren Handel duldeten. Die Parallele mit der Entwicklung und Lage des deutschen Handels in unserer Epoche ist schlagend. Die zweite Schrift von Max Lorenz „Der nationale Kampf gegen die Sozialdemokratie“, (Leipzig, Fr. W. Grunow, 46 S. 60 Pf.) erweist in der Vermehrung der Flotte ein wesentliches Mittel für die Lösung der sozialen Aufgabe im Inneren. Die Schrift ist ebenso ausgezeichnet durch die Logik des Gedankens wie durch eine hinreißende Macht der Sprache und der Darstellung. Aber wo sind die Abgeordneten, die für solche Zusammenhänge ein Verständniß haben? Das ist ja der peinliche Widerspruch, in dem wir leben. Die Parteien, auf die die Regierung sich nothwendig stützen muß, sind innerlich unbrauchbar geworden, entgeistet, saft- und kraftlos. Es ist dem deutschen Volke heute kaum zuzumuthen, einen Konservativen zu wählen und unter den Nationalliberalen sind auch Viele, die kein Vertrauen erwecken — aber daß man nun keine weitere Auskunft weiß, als deutschfreijünnig zu wählen, ist darum nicht weniger strafwürdig. Worin wird die Strafe bestehen? Sehr einfach — ein ultramontanes Regiment: je energischer appliziert, eine desto vorzüglichere pädagogische Wirkung wird es thun. Oder wird uns dieser Durchgang, um dessen engem Mund die ganze Hölle flammt, erspart werden, indem die national-soziale Partei schnell zu einer kräftigen Hilfsstruppe heranwächst? Im Wahlkreise Oldenburg-Plön regt sie sich außerordentlich

*) Für Massen-Verbreitung ist besonders geeignet ein Flugblatt „Die moderne Flotte“ von H. Rastow. Verlag der „Hilfe“, Berlin, Zimmerstr. 8. Stück 1 Pfennig. Porto besonders. Unter 20 Stück werden nicht abgegeben. Das Flugblatt enthält sehr gute vergleichende Tabellen für die verschiedenen Staaten.

**) Jena, Gustav Fischer. 64 S.

munter. Vorläufig wird sie ja noch von der bureaukratischen Weisheit der Regierung mit allen Mitteln der administrativen Chikane verfolgt. Wir bitten jeden unserer Leser, der so viel Zeit und zehn Pfennige übrig hat, sich Nr. 46 der „Hilfe“ zu besorgen (Expedition Berlin, Zimmerstr. 17), um die schier unglaubliche Geschichte von der Strafverfezung des Pfarrers Gros in Nassau zu lesen. Es ist ja anzunehmen, daß der Kultusminister, der die höhere Instanz ist, hier Remedur eintreten lassen wird, aber das ist nicht genug, er müßte dem Wiesbadener Konsistorium mit einem Donnerwetter über den Kopf kommen, daß ihm Hören und Sehen verginge. Dann würde der öffentliche Geist in Deutschland bald ganz anders die Schwingen regen. Auch hier befinden wir uns in dem peinlichen Widerspruch, daß die Regierung wünscht die idealen Kräfte des Volkslebens für die große nationale Aufgabe der Schaffung einer achtungsgebietenden Flotte zu erwecken und gleichzeitig auf jeden selbständigen Charakter, der ihr an irgend einer Stelle momentan unbequem wird, mit allen Kommißknüppeln der offiziellen Preßartikel, der Polizeichikanen, der Disziplinar- und selbst Strafverfolgung losschlägt. Das Mitleid mit den Armeniern ist mit kaltem Wasser übergossen worden, bis es erstarrte, dem Sultan und dem Zaren zu Laber für die Kämpfe unserer Stammesbrüder in Oesterreich darf unser Herz nur im Geheimen schlagen, weil das Innere eines andern Staates uns nichts angeht. Von unseren Stammesbrüdern in Livland ist Schweigen schon so lange Gesetz, daß die meisten Deutschen von ihrem Dasein kaum noch etwas wissen. Werden Haiti und Schantung das Blut in Wallung bringen?

Es ist eine Ueberfülle von natürlichen Kräften in unserem Volk; auch die gestellte Aufgabe, die Schaffung der Seemacht, ist richtig erkannt und groß, aber die Mittel, die angewandt werden, die Regierungsmethode ist kleinlich und abstoßend. Ein geistreicher, aber als Pessimist bekannter Schriftsteller hat eine Broschüre geschrieben, die Deutschland im Zustand des völligen Zusammenbruchs erscheinen läßt; nur die große Krisis eines Krieges könne retten. Ich wage die entgegengesetzte Charakteristik: Die einzige, was uns in eine große Katastrophe stürzen könnte, wäre ein Krieg; kommt er nicht, so „wurfeln“ wir, um mit dem seligen Ober-Taaffe zu reden, so fort und bestehen dabei weiter, ohne viel Lust, aber auch ohne großes Leid.

* * *

Die große Volkszählung von 1895 hat keine besondere Rubrik für die Nationalitäten gehabt; trotzdem haben ihre allmählich bekannt gewordenen Resultate indirekt Anhalt und Beweise genug gegeben, daß in unseren östlichen Provinzen das Polenthum abermals beträchtliche Fortschritte gemacht hat. Mehrere Warnungsschriften sind deshalb bereits wieder an das deutsche Volk gerichtet worden, unter denen ich namentlich auf eine treffliche

Darlegung von C. C. „Aus unserer Ostmark“ *) aufmerksam mache. C. C. geht von den Zahlen aus, die 1894 Richard Böck in unseren „Jahrbüchern“ für 1861—1890 veröffentlicht hat und die auch von mir immer allen Betrachtungen über unsere Polenpolitik zu Grunde gelegt worden sind. Das Verhältniß von Katholiken und Protestanten läßt subtractis subtrahendis einen ziemlich sicheren Rückschluß auf das Verhältniß von Polen und Deutschen in der Provinz Posen zu. Darnach ist der Antheil der Deutschen, der 1861—1890 von 46 Prozent der Bevölkerung auf 40 Prozent herabgegangen, abermals in dem einen Lustrum um ein volles Prozent auf 39 gesunken. In der Kassubei, den fünf Kreisen westlich von Danzig, ist das Deutschthum gar seit 1861 von 49 Prozent auf 32 Prozent, also von der Hälfte auf ein Drittel herabgegangen. In der Provinz Schlesien ist seit 1816 der Antheil der Protestanten an der Bevölkerung von 55 Prozent auf 45½ Prozent herabgegangen, der der Katholiken von 44 Prozent auf 53¼ Prozent gestiegen.

Die Bewegung, die früher den Grundbesitz in Posen allmählich aus polnischen Händen in deutsche hinüberführte, hat so gut wie aufgehört. Der Ausdruck „polnische Wirthschaft“ paßt nicht mehr; der polnische Edelmann wie der polnische Bauer sind solide geworden und sammeln Wohlstand. In der Stadt Posen ist der polnische Antheil am Handwerk von 36,3 Prozent auf 49,8 Prozent, der an der Industrie von 27,7 Prozent auf 36,8 Prozent in den letzten zwanzig Jahren gestiegen (C. C. p. 53). „Es ist schwer, sich von der Schwerefülligkeit und Muthlosigkeit hiesiger deutscher Handwerker einen Begriff zu machen“, fügt C. C. hinzu, der offenbar selber in diesen Gegenden lebt. Er sieht die Zeit, wo, wenn das so weiter geht, das Deutschthum in unseren Ostmarken verschwunden sein wird — in zwei Jahrhunderten, wie er berechnet.

Das ist immer noch eine lange Frist und ich glaube, daß, wenn es erst hart an hart geht, das Deutschthum sich noch gewaltig wehren wird, ehe es aus diesen Gefilden weicht. Andere Zeiten bringen andere Mittel. Aber was die Gegenwart betrifft, so hat C. C. gewiß nicht zu schwarz gesehen, sondern eher manche Momente, die geeignet sind, das Polenthum zu stärken, noch unerwähnt gelassen. Vor Allem das Internationale. In unserem Nachbarstaat Oesterreich ist das Polenthum heute — und zwar mit politischer Unterstützung des Deutschen Reiches selbst — der herrschende Stamm; das mag vorübergehen, aber welch einen moralischen Ansporn, welchen Rückhalt für ihre eigenen Bestrebungen giebt es den preussischen Polen, wenn sie sehen, daß ein anderer Bruchtheil ihres Volkes eine solche führende Rolle in einem Großstaat und in der europäischen Politik zu spielen vermag und wirklich spielt.

Ja noch mehr, auch in Russisch-Polen ist wieder einmal eine Wendung

*) Leipzig, Fr. W. Grunow, 60 Pf.

eingetreten; der neue Statthalter schindet die Polen nicht mehr, sondern sucht sie an sich zu ziehen, hofiert sie, und die alte Idee, an die Stelle der Unterdrückung eine Ausöhnung des Polenthums mit dem Russenthum zu setzen, ist neubelebt. Wenn die russische Regierung mit all den Mitteln der Barbarei, die ihr zur Verfügung stehen, und die sie angewandt hat, nichts gegen ihre Polen hat ausrichten können und endlich wieder freundlichere Saiten aufzieht, welche Quelle der Zubericht muß das sein für die preußischen Polen, daß auch ihre Bestrebungen einmal obsiegen müssen.

Noch ein anderes Moment ist von C. C. nicht genügend gewürdigt. Die protestantischen Polen in Ostpreußen, die Masuren, fangen an sich zu regen und namentlich die ganze Million Polen, die in Oberschlesien lebt und sich bisher ihrer Nationalität garnicht bewußt gewesen ist, fängt an zu erwachen und wird von der polnischen Agitation lebhaft bearbeitet. In zehn bis zwanzig Jahren werden wir nicht zwanzig, sondern dreißig polnische Abgeordnete im Reichstag haben und dreißig Mandate in einem so zersplitterten Parlament wie dem unsrigen sind eine Macht. Immer wieder werden sie in die Lage kommen, das Zünglein der Waage zu bilden und nach dem Grundsatz „eine Hand wäscht die andere“ zu verwerthen. Mit dem jetzigen Reichstag, durch die Stimmen der Polen hat der Reichskanzler Caprivi ja die Heeresreform und die Handelsverträge durchgebracht. Bestünde diese Beziehung noch, so brauchte die Regierung nicht mit Herrn Dr. Lieber zu paktiren. Die Zukunft wird die Lage noch oft bringen, daß die Regierung zu wählen hat, ob sie ihre Politik mit Hilfe des deutschen oder polnischen Kaplans zu machen wünscht.

Um einen Damm gegen die immer höher steigende polnische Fluth aufzuwerfen, betreibt die preußische Regierung mit Eifer die Verbreitung der deutschen Sprachkenntnisse unter den Polen, siedelt mitten unter ihnen deutsche Bauern an, und wackere Deutsche bemühen sich, den Nationalstimm der dortigen deutschen Bevölkerung zu beleben, damit sie der fortschreitenden Polonisirung besser widerstehe.

Anderere Mittel, die wohl in alten Zeiten angewandt worden sind, ist man schon zu ängstlich geworden, wieder zu gebrauchen. Karl der Große z. B., indem er fränkische Kolonien in das unterworfenen Sachsen führte, siedelte gleichzeitig massenhaft Sachsen auf fränkischem Gebiet an. Man könnte auch heute Aehnliches erreichen, indem man den Zug polnischer Arbeiter in die westlichen Industriegegenden auf jede Weise beförderte in der Sicherheit, daß sie dort in ein bis zwei Generationen germanisirt sein werden. Aber ganz im Gegentheil, man kann in unsern Zeitungen warnende Hinweise lesen, daß das Polenthum schon bis noch Westphalen vorgedrungen ist und dort anfängt, eigene Gemeinden zu bilden und eigenen Staatsdienst halten zu wollen.

Werfen wir einen Blick auf die Mittel, die thatsächlich in Anwendung

kommen. Die fortschreitende Verbreitung der deutschen Sprache dank dem Eifer unser Unterrichtsverwaltung hat noch keinen einzigen Polen zum Deutschen gemacht, sondern umgekehrt, durch die Zweisprachigkeit in dem gemischten Lande den Polen ein gewisses intellektuelles Uebergewicht über die Deutschen gegeben. Der polnische Mittelstand hätte ohne diese preussische Staatshilfe unmöglich entstehen können.

Die Kolonisation hat eine Anzahl stattlicher deutscher Bauernhöfe aufgemauert. Ein Buch von dem trefflichen Volkschriftsteller Heinrich Sohnrey „Eine Wanderfahrt durch die deutschen Ansiedlungsgebiete in Posen und Westpreußen“ giebt höchst ansprechende Bilder, und voll Befriedigung und Hoffnung auf die Zukunft sieht der Erzähler auf das Geleistete. Eine Berechnung über den Werth der auf diese Weise bewirkten Nationalitätsverschiebung hat er aber nicht angestellt, und sie würde wohl einen andern Ton in sein Büchlein gebracht haben. Etwa 2000 Bauernfamilien sind bisher angesiedelt mit 10000 Köpfen; 800 von diesen Familien stammen aber aus den Provinzen selbst und kommen daher für die Nationalitätsverschiebung nicht in Betracht. Es bleiben 1200 mit etwa 6000 Köpfen, eine stattliche Reihe, wenn man sie alle, ein Dorf nach dem andern besucht. Die Zahl der Polen aber in den preussischen Ostprovinzen beträgt etwa drei Millionen. In der Provinz Posen allein hat sich in den drei Jahrzehnten von 1861—1890 das Nationalitäts-Verhältniß um 231000 Seelen zu Ungunsten der Deutschen verschoben und das Ansiedlungswerk hat in beiden Provinzen zusammen die Lage der Deutschen jährlich um etwa 800 wieder verbessert. Sind erst alle angekauften Güter besiedelt, so kann die Zahl der Ansiedler noch um das Dreifache größer werden; das giebt eine Verstärkung des deutschen Elements um 24000 sagen wir selbst 30000 oder 40000 Seelen innerhalb eines Menschenalters. Giebt es wirklich Menschen, die so illusionsfähig sind, oder ist es die volle Verzweiflung, die sich absichtlich mit irgend einem Phantom berauscht, weil sie schlechterdings keine Rettung mehr zu finden weiß, die sich mit diesen Zahlen über die Gefahr hinwegtäuscht? Man thut doch wenigstens etwas, ist wahrlich ein schlechter Trost, wenn das Haus brennt und der Hausherr holt seine Gießkanne aus dem Garten und besprengt damit die Wände.

Ja, es ist sogar noch sehr die Frage, ob er nicht in seiner Aufgeregtheit statt Wasser Petroleum hineingethan hat. Denn das Minimum, das die Ansiedlung für das Deutschthum leistet, wird durch die indirekten Vortheile, die sie dem Polenthum zugeführt hat und zuführt, mehr als vollständig aufgehoben. Die Ankäufe der Ansiedlungskommission haben den Werth von Grund und Boden in der ganzen Gegend gehoben, also auch für die Polen, und das baare Geld für die Ankäufe, das, da der Staat immer etwas theurer wirthschaftet, häufig sehr reichlich floß, ist zum größten Theil in die Tasche der Polen gegangen und hat vielen Polen, die schon

im wirthschaftlichen Niedergange waren, wieder auf die Beine geholfen. Nicht weniger haben, nach einer sehr einleuchtenden Ausführung von Professor Sering, die deutschen Musterwirthschaften, die die Ansiedelungskommission errichtet hat, den benachbarten polnischen Bauern ein höchst wirksames und fruchtbares Beispiel für die Verbesserung ihrer eigenen Wirthschaft geliefert.

Hundert Millionen hat der preußische Staat für dieses Ansiedelungswesen aufgewandt. Nachdem diese erste Gießkanne versprengt ist, soll der Landtag angegangen werden, abermals einen Fonds von hundert Millionen zu bewilligen. Das Geld wird von den Ansiedlern im Durchschnitt nur mit $2\frac{1}{2}$ Prozent verzinst. Im Jahre 1894 wurde angegeben, daß die Renten der Ansiedler das Kapital im Durchschnitt mit $1\frac{3}{4}$ Prozent verzinsen; da unmöglich die Renten mittlerweile so sehr erhöht worden sein können, so muß eine verschiedene Berechnung zu Grunde liegen; man wird, um auf die $2\frac{1}{2}$ Prozent zu kommen, alle Verwaltungskosten und allgemeine Aufwendungen, Meliorationen zc. außer Rechnung gelassen haben. Da der Staat etwas mehr als 3 Prozent selber für seine Anleihen giebt, so schenken die Steuerzahler den Ansiedlern jährlich direkt 600000 Mk. Zinsen, indirekt aber werden jährlich gegen $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark für das Ansiedelungswert geopfert. Nehmen wir an, daß zuletzt wirklich das deutsche Element im Osten durch die Ansiedelung um 6000 Familien verstärkt wird, so hat jede dieser Familien ein Anlagekapital von sage und schreibe 16000 Mk. mit einem dauernden, jährlichen Zinsverlust von 200 Mk. gekostet. Was könnte mit 100 Millionen Mark Kapital nicht sonst Großes geschaffen werden!

Wie viele Kultur-Aufgaben könnten gefördert werden! Welche Aussichten böten unsere afrikanischen Kolonien, wenn man es erst einmal wagte, 100 Millionen für Eisenbahnbauten hineinzustecken, während es in der Ostmark sehr fraglich ist, ob am letzten Ende die Auswendung mehr dem Deutschtum oder mehr dem Polenthum nukt!

Die Verkehrtheit dieses ganzen Ansiedlungs-Prinzips wird am besten dadurch illustriert, daß unmittelbar mit diesen Kolonien eine andere königliche Behörde, die General-Kommission, polnische Bauern ansiedelt. Sie kann garnicht anders, da in dem Gesetz, nach dem sie handelt, die Staatsbürger alle gleich sind und ein Unterschied zwischen polnisch-sprechenden und deutsch-sprechenden Unterthanen des Königs nicht gemacht wird. Kluge Leute haben es aber doch herausgebracht, daß ein solcher Unterschied gemacht werden dürfe und die General-Kommission will jetzt polnischen Ansiedlern nur dann Kredit geben, wenn auch einige Deutsche darunter gemischt werden. Was wird die Folge sein? Natürlich, daß die paar untergemischten Deutschen mit der Zeit durch ihre Umgebung polonisiert werden. So führt ein falsches Prinzip in der Praxis sich immer selbst ad absurdum.

Ganz anders stünde, wie ich nicht unterlassen will zu bemerken, die Sache, wenn den Ansiedlern überhaupt kein Geschenk gemacht würde, sondern

der Staat strenge die vollen Zinsen seiner Aufwendung von ihnen verlangte und das Unternehmen als ein rein wirtschaftliches betrachtete. Die ungeheuerliche Verschwendung entspringt daraus, daß die Ansiedler sich als Staatspensionäre ansehen und die unglaublichsten Ansprüche erheben. Sie verlieren sozusagen das moralische und soziale Gleichgewicht. Das ist in einer volkpsychologisch höchst interessanten Weise von Sohney an zahlreichen Beispielen durchgeführt und nachgewiesen. Sie saugen wie die Blutegel an dem Staats-Geldbeutel und Manche, weil sie sich auf diese angenehme Nahrungsquelle verlassen, bringen es doch zu nichts.

So viel über die Wirksamkeit der Ansiedlung. Das letzte Mittel, was noch gegen das Polenthum empfohlen wird, ist die Belebung und Anstachelung des Nationalgefühls der Deutschen in den Ostmarken. Es kann nichts Nothwendigeres und Schöneres geben, aber auch hier ist der Erfolg überaus zweifelhaft. Die Natur der Dinge bringt es mit sich, daß die Anstachelung des Nationalgefühls sehr leicht in Gehässigkeit und Verhegung übergeht, und es liegen leider Anzeichen genug vor, auch außer dem traurigen Prozeß Carnap, daß das thatsächlich in den Ostmarken nicht selten eintritt. Das müßte nun, wie die menschlichen Dinge einmal sind, als ein unvermeidliches Uebel in den Kauf genommen werden, wenn nur wirklich auf diese Weise die Gesammtheit der dortigen Deutschen zu einem einmüthigen Zusammenhalten im lebendigen Nationalgefühl erzogen würde. Das ist aber nicht der Fall. Aus den Kreisen der Deutschen selbst wird nicht nur berichtet, daß ein großer Theil unserer Landsleute nach wie vor lau und indifferent sich verhalte, sondern es sind sogar offene und sehr entschiedene Proteste gegen das Verfahren des „Vereins zur Förderung des Deuththums in den Ostmarken“, der sogenannten „Galatisten“ erfolgt. Man tröstet sich damit, daß diese Proteste bloß von den Deuthsfreimüthigen ausgegangen seien, die es allenthalben im Vaterlande an energischer nationaler Gesinnung fehlen lassen. Aber so steht die Sache nicht. Ich habe mancherlei Beziehungen allmählich im Posenschen angeknüpft und muß bezeugen, daß Leute, deren nationale Gesinnung nicht der geringsten Anfechtung unterliegen kann, ebenfalls mit dem Vorgehen der Galatisten sehr unzufrieden sind. Der höchste Richter der Provinz Westpreußen hat eine Verfügung erlassen, daß die Polen, die der deutschen Sprache mächtig sind, angehalten werden sollen, vor Gericht deutsch zu sprechen. Man bedenke, was das sagen will. Deutsch sprechen im gewöhnlichen Verkehr und eine Aussage vor Gericht machen, die man beschwören soll, ist ein furchtbarer Unterschied. Es wird gewiß vorkommen, daß Polen bloß aus nationalem Troß sich weigern, vor Gericht deutsch zu sprechen; wer will aber unterscheiden, ob nicht eine gewisse Aengstlichkeit, sich in so gefährlichem Moment einer fremden Sprache zu bedienen, dabei mitspielt? Welchem Verdacht setzt sich eine Justiz aus, die sich unterfängt, in solcher Lage einen Druck ausüben zu wollen! Ist es nicht das höchste aller Gesetze, daß vor dem Richter alle Bürger

gleich sind und die Gerechtigkeit keinem anderen Interesse als sich selber dient? Ich habe gute Deutsche mit höchster Entrüstung von dieser Verfügung sprechen hören, und so geht es fort an tausend Stellen.

Ein Schulinspektor verlangt von den Lehrern, daß sie den polnischen Kindern beibringen, sie seien „Deutsche slavischer Abkunft.“ Wenn der gute Mann noch gesagt hätte „Preußen“! Aber Deutsche und zugleich Slaven — da giebt es natürlich auch im Kreise dieses Eiferers manche Deutsche, die solcher Schulweisheit ihren Beifall versagen.

Der Oberlehrer Fricke in Dirschau ist nach Paderborn versetzt, weil er als Wahlmann durch Stimmenthaltung die Wahl eines Konservativen an Stelle eines Polen verhindert hat; er hat es gethan, als es sich im Abgeordnetenhause um die „kleine Umsturzvorlage“ handelte, die endlich nur mit vier Stimmen Majorität abgelehnt wurde und zahlreiche Deutsche sind Herrn Fricke dafür dankbar, daß er durch seinen schweren Entschluß in dem Konflikt der Pflichten geholfen, Preußen vor dem Schimpf und Schaden dieses Gesetzes zu bewahren. Alle die kleinen Künste, durch die die Regierung das Deutschtum zu fördern sucht, rufen eine Reaktion bei den Deutschen selbst hervor, die das gerade Gegenteil des beabsichtigten Zweckes bewirkt. Es ist bei dem jetzigen System garnicht daran zu denken, daß die gesammten Deutschen der Ostmarken sich zu einem kompakten Wall gegen den polnischen Ansturm zusammenschließen. Ganz im Gegentheil, indem die Energie der nationalen Agitation die Einen anspornt, stößt sie die Andern zurück, und wenn man vorher über die nationale Indolenz der Deutschen klagte, so sind sie jetzt zwar angeregt, aber nicht bloß gegen die Polen, sondern eben so sehr gegeneinander.

Was sonst von Zeit zu Zeit als Kampfmittel aufgetaucht ist, Gründung einer Univerſität in Posen, Theilung der Provinz und dergl., hat man bei näherer Betrachtung wieder fallen lassen, da es ebenfalls mehr schädlich als nützlich wirken dürfte. Auch die Aenderung der Provinzialfarben hat bisher keinen Erfolg gehabt und die jüngst vorgeschlagene Gründung einer Landesbibliothek in Thorn dürfte dem polnischen Ansturm auch nur einen papiernen Widerstand entgegensetzen. Jetzt scheint im Plan, dem Landtage ein Gesetz vorzulegen, wonach die Polizei die Befugniß erhält, Volksversammlungen, in denen Polnisch gesprochen wird, aufzulösen. Der Erfolg, den das haben müßte, liegt auf der Hand. Die Stärke der Polen besteht nicht zum Wenigsten in ihrer Einigkeit. Volksversammlungen bringen verschiedene Ansichten zu Tage, regen die Leute zwar an, spalten sie aber auch. Unter den Polen sind alle die Elemente des Zwiespalts, die sich anderswo in der Welt finden, Adel und Bürgerthum, Stadt und Land, Kirche und Freidenker, Politiker und Intransigenten, Kapitalisten und Sozialdemokraten ebenfalls vorhanden. Man sollte meinen, der Augenblick muß einmal eintreten, wo der Gegensatz zwischen all' diesen verschiedenen Richtungen hervorbricht. In ihrer tausendjährigen Geschichte sind die Polen

immer berüchtigt gewesen für Parteilucht. Unterdrückt man ihre Volksversammlungen, so ist das ganz gewiß ein vortreffliches Mittel, ihre Einheit unter Führung der Geistlichkeit zu erhalten, also wieder nicht sie zu schwächen, sondern zu stärken.

Ist es bei solcher Politik ein Wunder, daß das Polenthum unausgesetzt vordringt, das Deutschthum zurückgeht? Keine einzige Maßregel haben wir gefunden, die nicht gegen das Polenthum geplant, zuletzt mehr oder weniger zu seinem Vortheil ausgeschlagen wäre. „Wenn nicht der Bismarck gekommen wäre, sagte neulich ein junger, polnischer Edelmann lächelnd zu mir, so wäre der polnische Bauer im Posenschen heute wahrscheinlich germanisirt. Aber erst der Kulturkampf, dann die Polengesetze, das hat uns national lebendig gemacht.“ Der Ausspruch dürfte stark übertrieben sein, aber sicher ist, daß im polnischen Bauern- und Bürgerthum einmal eine starke Empfindung davon gelebt hat, es der preußische Staat gewesen sei, der sie aus der Leibeigenschaft erlöst und zu freien Besitzern erhoben hat. Fürst Bismarck selber hat öfter darauf hingewiesen, daß in den polnischen Bauern im Gegensatz zu Adel und Geistlichkeit ein Stück preußischer Gesinnung steckte. Wo ist diese Gesinnung geblieben? Warum hat man nie an sie angeknüpft? Aber der Kulturkampf mußte geführt werden, und es hat keinen Zweck, retrospektive Betrachtungen zu machen: es gilt die Gegenwart, und es gilt die Frage, was soll geschehen? An C. C., den kundigen und besonnenen Verfasser der Broschüre „Aus unserer Ostmark“ richtete ich diese Frage: Glaubt er wirklich, daß die Belebung der nationalen Gesinnung in unseren Ostmarken genügt, sie für das Deutschthum zu retten? Zeigt die Erfahrung nicht Jahr für Jahr mit immer größerer Deutlichkeit, lehrt nicht jede neue Niederlage, die wir erleiden, daß wir uns auf einem absolut falschen Wege befinden?

Wie aber soll es denn gemacht werden? Die Aufgabe ist gewiß sehr schwer, aber wir haben wenigstens den Vortheil, ein Vorbild zu haben, von dem man etwas lernen kann. Den Ungarn ist es gelungen, viele hunderttausend Deutsche binnen wenigen Jahrzehnten zu magyarisiren. Wer unsere Polenfrage ernstlich studieren will, der prüfe sorgsam den Bericht, den in unserem Oktoberheft Pannonicus über den Magyarisirungsprozeß in Transleithanien erstattet hat und bestärke sich in den hier gewonnenen Anschauungen durch das Studium des Wittelschöferschen Aufsatzes in unserer Juniheft 1894. Die Oesterreicher sind es, von denen wir in Rationalitätsfragen zu lernen haben. Vor Allem aber kommt es darauf an, sich mit Aufgebot aller Willenskraft frei zu machen von jeglicher Illusion über den Stand der Dinge und klar zu erkennen, daß wir bei der bisherigen Methode, mag sie nun etwas verschärft, oder mag sie gemildert werden, unausgesetzt an Boden verlieren und weiter verlieren müssen, daß das Polenthum mit Riesenschritten vorschreitet und daß daher eine funda-

mentale Aenderung ins Auge gefaßt werden muß, wenn wir nicht für die Zukunft die allerbedrohlichsten Gefahren herausbeschwören wollen.

* * *

Ich kann diese Monatsbetrachtung nicht schließen, ohne ein Wort über den Ausgang des Disziplinarverfahrens gegen den Dr. Karl Peters zu sagen. Der Mann, der als unbekannter junger Doktor der Philosophie, eine Zeitlang schwankend, ob er sich einer wissenschaftlichen Laufbahn widmen und sich an einer Universität als Privatdozent habilitiren solle, statt dessen sich in die Welt der Thaten stürzte und als einzelner Mensch mit phantastischem Schwung, durch die Kraft des Willens dem deutschen Volke und dem deutschen Reiche neue unabsehbare Bahnen der Politik und der nationalen Entwicklung wies, dieser Mann ist durch den Spruch des Disziplinarhofes aus dem deutschen Dienste ausgestoßen und als Verbrecher gebrandmarkt. Auf die Unthaten, die er begangen hat, gehe ich nicht ein: es scheint mir unmöglich, weder aus den wenigen Zeugenaussagen noch so vielen Jahren die Thatfachen voll zu erkennen, noch psychologisch die Situation eines Afrikaeroberers mit wenigen Gefährten fern mitten unter einer barbarischen kriegsbereiten Bevölkerung recht zu würdigen. Wer sich über den Thatbestand genau unterrichten will, den verweise ich auf die sehr besonnen und sachlich geschriebene, nach den Verhandlungen der ersten Instanz erschienene Broschüre von Otto Arendt: „Das Disziplinarverfahren gegen Dr. Karl Peters.“ (Verlag Hermann Walthers, Preis 50 Pfg.)

Für die politische Betrachtung genügt ein anderer Gesichtspunkt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Kolonialamt und die Regierung die Thaten, wegen deren Herr Peters jetzt verurtheilt ist, längst ganz genau gekannt hat. Trotz dieser Kenntniß hat Herr Peters im Mai 1894 eine neue Bestallung für Afrika erhalten, in der ausdrücklich ausgesprochen wird, der Kaiser erwarte, Dr. Peters werde seine Pflichten mit gleichem Eifer zu erfüllen fortfahren. Dasselbe Amt, welches dem Dr. Peters diese Bestallung ausgestellt und ihn dazu dem Kaiser vorgeschlagen, hat dann die Anklage gegen ihn erhoben. Dasselbe Amt hat, nachdem Peters in der ersten Instanz in der Hauptsache freigesprochen und nur in einigen Nebenpunkten verurtheilt war, gegen ihn appellirt.

Die Vertheidigung des Dr. Peters hat darauf hingewiesen, daß es sich hier um ein Disziplinar-, nicht um ein Kriminalverfahren handle, daß ein Beamter als solcher gerechtfertigt sei, wenn seine vorgesetzte Behörde ihn dafür erkannt habe, daß unzweifelhaft das Kolonialamt direkt und indirekt das Verfahren des Dr. Peters gutgeheißen, daß er also deshalb im Disziplinarwege unmöglich verurtheilt werden könne. Der Vertheidiger hat ferner beantragt, den ersten und angesehensten Afrikaner, Herrn von Wissmann als Sachverständigen zu vernehmen; Herr von Wissmann, der beiläufig erwähnt, keineswegs mit Peters befreundet ist, sei bereit, Zeugniß abzulegen, daß er selbst unter denselben Umständen ebenso gehandelt haben

würde wie Peters. Der Gerichtshof hat es abgelehnt, diesen Sachverständigen zu vernehmen. Der Gerichtshof erster Instanz hatte es abgelehnt, Peters' Verdienste in Anschlag zu bringen für seine Beurtheilung, da diese Verdienste ja früher lägen, als seine Vergehungen. In Afrika, erklärte der Präsident des Kammergerichts, Drenkmann, dürfe keine andere Moral herrschen als in Deutschland. Mit solcher Motivirung unter solchen Umständen, unter dem Hohn und Jubelgeschrei der demokratischen Presse, unter der Schadenfreude des Auslandes, zur Genugthuung für Alle, die zu Hause bleiben, sich redlich nähren und nie vom Pfade der Tugend gewichen sind, hat Dr. Peters seinen Lohn empfangen.

Die Deutschen haben kein Talent für das Kolonisiren, wird oft geklagt, wenn man sieht, wie dürftig unsere Kolonien noch sind, wie langsam sie sich entwickeln. Es gab eine Zeit, wo dem nicht so war. Die Reichshauptstadt selber steht auf Kolonialboden; Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Preußen, Schlesien, Deutschböhmen, Deutschmähren, Oesterreich, Steiermark sind deutsche Kolonien und fernerhin Livland und Siebenbürgen. Aber das war damals — damals als es noch keinen grünen Tisch, kein Kolonialamt und keine Disziplinarcommission gab. Damals hatten die Deutschen Talent für das Kolonisiren; in der Volksthat liegt der Fehler nicht. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Avenarius, Ferdinand.* — Stimmen und Bilder. 8° (165 S.) 2 M. Leipzig, Eugen Diederichs.
Baldwin, James Mark. — Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse. Uebers. nach der 3. engl. Aufl. von Dr. Arnold E. Ortman. 170 S., 8 M. Berlin, Reuther & Reichard
Johannes Brahms, sein Leben und seine Werke von Dr. Hugo Rieman, Prof. Iwan Knorr, Richard Heuberger, A. Morin, C. Beyer, Prof. J. Sittard, K. Söhle und Musikdirektor G. H. Witte. Preis eleg. gebunden 5 Mk. Frankfurt a. M., H. Bechhold.
Braun, Dr. Heinrich. — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Elfter Band III und IV. Heft 8° gr. Abonnementspreis für den Band von 6 Heften 12 M. Einzelne Hefte 2,50 Mk. Berlin, Carl Heymann.
Bulthaupt, Heinrich. — Die Maltesser. Tragödie in vier Akten mit freier Benutzung des Schillerschen Entwurfes. 2. Auflage. Elegant broschirt 2 Mk., in feinem Original-Einband 2 Mk. Oldenburg, Schulze (A. Schwartz).
Carlyle, Thomas. — Lebenserinnerungen. Uebersetzt von Paul Jaeger, 8° (VI, 307 S.) 4 Mk. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
China, Zusatz zu dem Vertrag über die Grenzregulirung zwischen China und Tonkin 26. Juni 1897. Leipzig, Duncker & Humblot.
Dix, Arthur. — Sozial-Moral. 8° (66 S.) 1,50 M. Leipzig, Gg. Freund.
Dreows, Dr. Arthur. — Das Ich als Grundproblem der Metaphysik. Eine Einführung in die spekulative Philosophie. 8°. (XVI, 322 S.) 8 Mk. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr.
Ester, Ernest. — Prinzipien der Literaturwissenschaft. 1. Band (XX, 488 S.) Halle a. S., Max Niemeyer.
Erdmann, Otto. — Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays. 8° (318 S.) 5 M. Leipzig, Eugen Diederichs.
Gené, Rudolph. — Zeiten und Menschen. Erlebnisse und Meinungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Gleits, Karl. — Künstlers Erdenwallen. 2. Theil, Op. 17. 4 Mk. Berlin, W. Groscurth.
Hager, Dr. Paul. — Familienfideikommiss. 8°. gr. (60 S.) 1,20 M. Jena, Gustav Fischer.
Hertling, von, Freiherr Georg. — Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik. 8° (VIII, 573 S.) 5 M. Freiburg i. Br., Herder.
Hirsch, Ludwig. — Götzendienst. Schauspiel. 1,50 M. Dresden, E. Piersons Verlag.
Hoffmann, L. — Die Apokalypse oder die dem heiligen Johannes gewordene Offenbarung. Leipzig, P. Friesenhahn.

- Hohenlohe-Ingelfingen, Prinz Kraft zu**, weiland General der Artillerie und General-Adjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I. — Aus meinem Leben. Aufzeichnungen. Erster Band. 1848 bis 1866. Geh. 8 M., geb. 9,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- v. Holleben**, General der Infanterie. — Die Pariser Kommune 1871 unter den Augen der deutschen Truppen. Preis 6,50 Mk. Berlin, E. S. Mittler.
- Junker, Carl**. — Ueber den Stand der Bibliographie in Oesterreich. Bericht der zweiten internationalen Konferenz. Wien, Alfred Hölder.
- Junker, Carl**. — Die Dezimal-Klassifikation. Gekürzte allgemeine Tafeln. Deutsche Ausgabe. Wien, Alfred Hölder.
- Khuenburg, Sophie v.** — Wahrheit. Volksschauspiel. 2 M. Dresden, E. Piessens Verlag.
- Landmann von**, Generalmajor. — Die Kriegführung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern in den Jahren 1708 und 1704. 8°. gr. (VI, 92 S.) 3 M. München, C. H. Beck.
- Lasson, Adolf**. — Jakob Böhme. Rede zur Böhme-Feier 4. April 1897. 36 S. Berlin, R. Gaertner (Hermann Heyfelder).
- Lingg, Dr. Emil**. — Zur Geschäftsordnung des österreichischen Reichsrathes. Fragmente zum österreichischen Staatsrecht. 8°. (27 S.) Prag, Fr. Haerpfers Buchhandlung.
- Loersch, Hugo**. — Das Französische Gesetz vom 30. März 1867. Ein Beitrag zum Recht der Denkmalpflege. Bonn, Carl Georgi.
- Lohmann, Dr. W.** — Das Arbeitslohn-Gesetz. Mit besonderer Berücksichtigung der Lehren von Ricardo, Marx und H. George. 8°. (93 S.) 1,80 M. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Mittelstaedt, Otto**. — Vor der Fluth. Sechs Briefe zur Politik der Gegenwart. 146 S. Leipzig, S. Hirzel.
- Nippold, D. Friedrich**. — Die Anfänge des Evangelischen Bundes und seiner Pressthätigkeit. 8°. (108 S.) 1,80 M. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
- Paetel, Dr. Georg**. — Die Organisation des Hessischen Heeres unter Philipp dem Grossmüthigen. 258 S. Berlin, Gebr. Paetel (Elwin Paetel).
- Phlippt**. — Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Erste Reihe. Die Kunst der Renaissance in Italien. (No. 8—6). Leipzig, E. A. Seemann.
- Potenz, Wilhelm von**. — Der Grabenhäger. Roman in zwei Bänden. Preis geh. 10 M. Berlin, F. Fontane & Co.
- Poppe, Franz**. — Am Lebensborn. Gesammelte Gedichte. Elegant broschirt 3 Mk. In Original-Prachtband 4 M. Oldenburg, Schulze (A. Schwartz).
- v. Prosené**. — Der neue Wilhelm-Unterricht. Bearbeitet von J. Severis, 278 S. 2 M. Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt.
- Roloff, Gustav**. — Das Staatsarchiv. Sammlung der offiziellen Aktenstücke zur Geschichte der Gegenwart. Begründet von Aegidi und Klauhold. Band LX. 1. und 2. Heft. (Grossbritannien und die Südafrikanische Republik 1896. Verhandlungen zwischen Grossbritannien und den Vereinigten Staaten über den Grenzstreit mit Venezuela und der Berufung eines Schiedsgerichts 1896. Zusatzakte zur Berner Uebereinkunft betr. die Bildung eines internationalen Verbandes zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst.)
- Rosin, Dr. Heinrich**, Professor in Freiburg i. B. — Grundzüge einer Allgemeinen Staatslehre nach den politischen Reden und Schriftstücken des Fürsten Bismarck 46 S. 8°. gr. 1 M. München und Leipzig, G. Hirth.
- Schäfer, Lic. theol. Rudolf**. — Die Vererbung. 112 S. 2 M. Berlin, Reuther & Reichard.
- Scheuen, Dr. F.**, — Der Oberkirchenrath und Pfarrer Kötzschke. 77 S. 50 Pf. Erfurt, Wellendorf & Sohn.
- Selälitz, W. v.** — Geschichte des japanischen Farbenholzschnitts. 220 S. 18—20 Mk. Dresden, Gerhard Kühtmann.
- Sema, S.** — Moderne Mädchen. Drama. 1,50 M. Dresden, E. Piersons Verlag.

Zur Beachtung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 31, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W.
Magdeburger Strasse 27.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 81.
Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 81/82.

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.



Inhalt:

	Seite
Dr. med. Max Dreßler, Karlsruhe:	
Das verlorene Paradies	377
Dr. Georg Heinrich, Prof. a. d. Univ. Leipzig:	
Zur Geschichte der Psyche	390
Edney Whitman, London:	
Trunksucht, ein Symptom	418
Dr. Paul Rohrbach, Straßburg i. E.:	
Aus Turan und Armenien. VI	473
Paul Warnde, Berlin:	
Emanuel Geibel in seinen Beziehungen zu Berlin und zum deutschen Kaiserhause	486
(Fortsetzung siehe Innenseite.)	

Erscheint jeden Monat.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Berlin

Verlag von Georg Stilke

1897.

Mit einer Beilage der Verlagsbuchhandlung Paul Parey in Berlin SW., der Verlagsbuchhandlung von Sieleske und Dewrient in Berlin u. Leipzig und der Zeitschrift für bildende Kunst (Verlag von Seemann & Co. in Leipzig).

Notizen und Besprechungen.

Literarisches. „D. Martin Luther und der heutige Sarrazinismus.“ Offener Brief von Otto Sarrazin an Herrn Franz Sandboh in Weimar. — Vorläufige Antwort. Von Xs. — Protestantischer Kritikus: Luther und die Bulgaren. — Replik. Von Xs. — A. B.: Martin Schubart, François de Théas comte de Thoranc, Goethes Königsleutenannt.

Geschichte. Delbrück: Lamprechts Deutsche Geschichte.

Kunst. Tito: Reinhold Lepsius.

Politik und Recht. A. A.: Getreideterminhandel. — P.: Der Vollzug von Freiheitsstrafen. — R. Schneider, Landgerichtsrath in Rüssel: Dr. jur. Joh. Christoph Schwarz, Vierhundert Jahre deutscher Zivilprozeßgesetzgebung.

Politische Korrespondenz.

(*) Aus Oesterreich. — F. v. Löwenthal: Von deutsch-russischen Kämpfen. — D.: Die Wahl in der Przemnitz. Die inneren Widersprüche unseres Volkslebens. Der neue Polen-Fonds. Der Prozeß Peters.

Rud. Ibach Sohn

Barmen <=> Köln a. Rh.

Geschäftsgründung 1794.

Flügel und Pianinos.

Stilgerechte Gehäuse.

Es Giebt Absolut Keinen Kahlkopf Mehr.

Für Haar-Erhaltung

Ist Lotion Cunibert bis jetzt das einzig zuverlässige Mittel. Garantie: kein Haarausfall — Völliger Ersatz aller Oele und Pomaden — Verhinderung der lästigen Schuppenbildung — Stärkung des Haares auf Lebenszeit — Stetige Weichheit und Geschmeidigkeit.

Probe-Zusendung gratis gegen 10-Pfg.-Marke.

General-Depôt **C. Schlechter**, Berlin, Charlottenstraße 38.

Telephon-Amt I, 2717.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Die Eisenbahnpolitik Frankreichs.

Von

Richard von Kaufmann.

Zwei Bände.

Preis geheftet 24 Mark.

Stimmen der Presse:

v. Scheel in den Jahrbüchern f. Nationalökonomie und Statistik: Die Arbeit Kaufmanns ist neben dem großen Werte von Picard, *Traité de chemins de fer* gewiß die bedeutendste über das französische Eisenbahnwesen und ergänzt jenes in vortrefflicher Weise.

v. Weichs-Glon im litterarischen Centralblatt: Eine der wertvollsten Erscheinungen der bezüglichen Litteratur ist Kaufmanns Eisenbahnpolitik Frankreichs. Das Werk reiht sich würdevoll an G. Cohn's Untersuchungen der englischen Eisenbahnpolitik an.

Zeitschrift d. Königl. Preuß. Statist. Bureau: Mag man über einzelne Ausführungen des Verfassers geteilter Meinung sein, so steht doch fest, daß in seinem Buche mit großem Dienensfleiß ein außerordentlich umfangreiches Material der weiteren Forschung nicht nur geboten, sondern auch in geistvoller und gründlicher Weise verarbeitet worden ist.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Japanische, verschliessbare

Kästchen, schwarz lackirt, mit reizender Goldmalerei, gefüllt mit 100 Stück, 5 Sorten echt import. Manila-Cigarren von herrlich feiner Duftfülle und Milde, M. 9,20 Postnachnahme.

Geleert finden diese reizenden Kästchen Verwendung zu Schmuck-, Handschuh-, Brief- u. a. Kästchen zu Geschenken für Frauen und Fräulein.

Importhaus Paul Zemke, Stettin.

Excelsior,

echte importirte Manila-Cigarre ohne Spitze

mild! duftreich! prächtig!

Original-Kiste mit 200 Stück M. 12,55 Postnachnahme.

— Ein ungeahnter Genuss für so billigen Preis!

Importhaus PAUL ZEMKE, Stettin.

Echte! Holländer Cig.

(nicht von der Grenze sondern aus Holland) zu billigen Preisen.

— Preisliste postfrei auf Wunsch. —

Importhaus Paul Zemke, Stettin.

Dulcinea

eine kleine (90 Mm.) echte importirte Manila

Cigarre, die in Folge ihrer erstaunlichen Fein-

heit und Milde nicht allein den Rauchern emp-

föhlen werden kann, welche aus Gesundheits-

rücksichten nur kleine, milde Cigarren wählen

dürfen, aber nicht auf den Genuss einer feinen

duftreichen Cigarre verzichten wollen, — sondern

auch mit voller Berechtigung allen Rauchern

zu empfehlen ist, welchen es zuweilen mehr um

einen zwar kurzen, aber wirklichen Genuss

durch eine kleine Cigarre, — als um langes Qualmen

mit einer grossen Cigarre zu thun ist, wozu oft

Zeit fehlt.

Originalkiste, 500 Stück M. 12,55 Postnachnahme.

Importhaus PAUL ZEMKE, Stettin.

Gediegenster und
schönster
Zimmerschmuck.

KAYSERZINN-

Vornehmstes
Tischgeräth

GEGENSTÄNDE.

Jedes Stück ist mit dem eingetragenen Stempel „**Kayserzinn**“ versehen.
Auf Täuschung berechnete Bezeichnungen, wie **Kaiserzinn**,
werden strafrechtlich verfolgt.

E. KAYSER, Königl. Hoflieferant.

Köln a. Rh.,
An den 4 Winden.

Berlin W.,
Leipzigerstr. 124.

Frankfurt a. M.,
Rossmarkt 10.

Wiesbaden.
Wilhelmstrasse.

Verlag von Wilhelm Neuk in Berlin. • Seeben erschien:

Herman Grimm, Novellen.
Dritte vermehrte Auflage. Scheffels M. 6.—
Gebunden M. 8.—

Champagner

Hochheimer

Burgeff

Grün-Etiquette - Extra-Guyée

Gegr. 1837.

Zu beziehen durch alle Wein-grosshandlungen.

Burgeff & Co

Hochheim a/M.

HAUS

AEIUSSES

Seeben erschien:

Preis: 1 Mark.

Deutschland

zur See.

Eine historisch-politische Betrachtung von

Dr. Dietr. Schäfer

a. d. Professor der Geschichte
a. d. Universität Heidelberg.

Jena. Gustav Fischer. 1897.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen**. Seit zwölf Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Brochüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.
Bendorf am Rhein.

Dr. Carbach & Cie.

KARLSBAD.

Seine weltberühmten Quellen und Quellen-Producte sind das beste und wirksamste
natürliche Heilmittel

gegen Krankheiten des Magens, der Leber, Milz, Nieren, der Harn-
organe, der Prostata; gegen Diabetes mellitus (Zuckerruhr);
Gallen-, Blasen- u. Nierenstein, Gicht, chron. Rheumatismus etc.

Die

Natürlichen Karlsbader

Mineralwässer, Sprudelsalz, kryst. u. pulverf.
für

Trinkkuren im Hause

sowie die **Karlsbader**

Sprudelpastillen, Sprudelseife, Sprudellauge und Sprudellaugensalz
sind vorrätlich in allen Mineralwasser-Handlungen, Droguerien und Apotheken.

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad (Böhmen).



Verlag von GEORG STILKE, Berlin N.W. 7.

Die Finanzen Russlands

von

Ferdinand Moos.

Gr. 8°. 10 Bogen elegant brochirt Mk. 4.—.

Nicht um eine Vermehrung der zahlreichen
Schriften, welche die kritische Beleuchtung der
russischen Finanzen zur Aufgabe haben, handelt
es sich, sondern dem Bankler, dem Nationalökonom
und Kapitalisten wird hier ein **Handbuch**, ein
unentbehrliches Hilfsbuch geboten, aus dem er sich ein
selbstständiges Urtheil über die finanzielle Lage
Russlands bilden kann.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Weihnachten!

Das
vornehmste
Prachtwerk d. J.
sind

Goethes
Gedichte.

Erste grosse
Prachtausgabe,
illustriert von
Frank Kirdbach.
Preis 45 Mark.

Zu haben in allen
Buchhandlungen.
VERLAG VON
ADOLF TITZE, LEIPZIG,



Seit 1607
medizinisch bekannt.

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1607
medizinisch bekannt.

Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei Magen- u. Darmkatarrh, bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden, Gicht u. Diabetes. Niederlagen in allen Mineralwasserhandlungen u. Apotheken.

Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn

Friedrichsbrunn

Echt nur, wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt.



Natürlicher Biliner Sauerbrunn!

Schutzmarke.



**Hervorragender
Repräsentant der
alkalischen (Natron)
Quellen**

Korkbrand.



wird bei **gichtischen Ablagerungen, Magen-, Nieren- und Blasenleiden, speciell auch bei Diabetes von Aerzten aller Kulturländer vielfach verordnet.** Besonders als **prophylaktisches Mittel** gegen alle das **Verdauungssystem, die Nieren, Galle- und Blasenfunktionen störenden Einflüsse** zu empfehlen.

Wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk, auch mit Wein etc gemischt zu nehmen.

In Flaschen circa 1200 gr.	circa 750 gr.	circa 375 gr. enthaltend
bei 1 Flasch. zu 70 Pf.,	zu 50 Pf.,	zu 40 Pf.
„ 10 „ „ 65 „	„ 45 „	„ 35 „
„ 50 „ „ 60 „	„ 42 „	„ 32 „

in unseren Hauptniederlagen in Berlin bei Herren:

Johs. Gerold, J. F. Heyl & Co., Dr. M. Lehmann,
 W., Unt. d. Linden 24 W., Charlottenstr. 66 C., Helligegeiststr. 43/44
und in allen Apotheken und Drogerien erhältlich. — Leere
 Flaschen werden à 2½ Pf. pro Stück zurückgenommen.

Die aus dem **Biliner Sauerbrunn** gewonnenen

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht** und **beschwerlicher Verdauung**, bei **Magenkatarrhen**, wirken überraschend bei **Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus** und sind bei **Atonie des Magens- und Darmcanals** zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuzufempfehlen.

Depots in allen **Mineralwasser-Handlungen**, in den **Apotheken** und **Drogen-Handlungen**.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

GUSTAV FISCHER, Verlagsbuchhandlung in JENA.

Sieben erschien:

Hager, Paul, Dr. der Staatsw. u. d. Rechte, Familienfideikommiss.

Preis: 1 Mark 20 Pf.

**Croeltesch, Dr. Walter, Privatdozent an der Universität Tübingen, Die Calwer
Zughandlungskompanie und ihre Arbeiter. Studien zur Gewerbe-
und Sozialgeschichte Altwürttembergs.**

Preis: 12 Mark.

Bremer Cigarren!

100 St. m. hocharom. wirklichen **Havanna-Cigarre** „Fridthjof Nansen“
(vorzügl. 96er Ernte). Mittelfac., unsort., ver-
sende für Mk. 7 Nachn. mit 3% Seto. Von
800 St. an free. Weitere Sort. führe von
36—1500 p. Mille. 1a Referenzen.

Heinr. Grebe, Bremen, Cigfabr. Gegr. 1889.

Verlag von **GEORG STILKE, Berlin LL.**

Märchenstrauß für Kind und Haus
von **Paul Mohn.**

Quart-Format, 45 Illustrat. in Chromo-
lithographie mit Text, eleg. cart. M. 12

Weihnachts-Geschenke

+☞ für Raucher. ☞+

Präsentkistchen von Cigarren

in allen Preislagen
enthaltend 25, 50 und 100 Stück,
sind stets am Lager.

Weihnachtskisten

zu 10 × 10 Stück
zu Mk. 6, 8, 10 u. 20,
empfehle ich
ganz
besonders.

Carl Gust. Gerold,
Berlin w. 64, Unter den Linden 24.
Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

Selbst
importirte

**Havana-
Cigarren**

von den

berühmtesten Fabriken

offerire ich zu billigst gestellten Preisen.

Geschäft begründet 1804.

Telegramm-Adresse:
Cagusgerol-Berlin.

Fernsprecher:
Amt I. Nr. 133.

Verlag von **Reuther & Reichard** in **Berlin W. 9.**

Soeben erschienen:

Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse.

(Methoden und Verfahren.) Von Prof. J. M. Baldwin. Deutsche, nach der dritten englischen Auflage vom Verfasser veranstaltete Ausgabe. Mit einem Vorwort von Prof. Th. Ziehen. Mit sieben Figuren und zehn Tabellen. Gr. 8°. XVI, 470 S. Mk. 8,—.

Die Vererbung. Ein Kapitel aus einer zukünftigen psycho-physiologischen Einleitung in die Pädagogik. Dargestellt von Lic. theol. **Rudolph Schäfer.** Gr. 8°. VIII, 112 S. Mk. 2,—.

Ueber die Raumwahrnehmungen des Tastsinns. Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie. Von Dr. **Victor Henri.** Lex. 8°. XII, 228 S. Mit 29 Abbildungen und zahlreichen Tabellen. Mk. 7,50.

Der Stundenplan. Ein Kapitel aus der pädagogischen Psychologie und Physiologie von Geh. Oberschulrat Prof. Dr. **H. Schiller.** Gr. 8°. 69 S. Mk. 1,50.

Die praktische Anwendung der Sprachphysiologie beim ersten Leseunterricht von Dr. med. **H. Gutzmann.** Mit einer Tafel. Gr. 8°. 52 S. Mk. 1,50.

Ueber Willens- und Charakterbildung auf physiologisch-psychologischer Grundlage. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Julius Baumann.** Gr. 8°. 88 S. Mk. 1,80.

Unterricht und Ermüdung. Ermüdungsmessungen an Schülern des Neuen Gymnasiums in Darmstadt von Dr. **Ludwig Wagner.** Mit zahlreichen Tabellen. Gr. 8°. 134 S. Mk. 2,50.
(Vorstehende 4 Schriften bilden Heft 1—4 der Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädag. Psychologie und Physiologie, herausgegeben von Schiller u. Ziehen: *Subscriptions-Preis für einen Band von 30 Bogen Mk. 7,50.*)

Vor kurzem erschien:

Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit von Prof. **Franz Bühl.** Mit zahlreichen Tabellen. Gr. 8°. VIII, 312 S. Mk. 6,50, geb. Mk. 7,50.
[Für jeden Forscher und Geschichtsfreund unentbehrlich!]

Ausführliche Prospekte gratis und franko. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Wiesbaden.

Dr. Leh'sche Kuranstalt Bad Nerothal

Sanatorium für Blut- und Nervenleiden,
Rheumatismus, Gicht etc., Erholungs-Bedürftige.

Dr. Schubert

Werke von Fedor und von Hans von Zobeltitz: Flittergold.

Roman aus dem Offiziersleben der Gegenwart
von Fedor von Zobeltitz.

Ein starker Band hochgelegantes Romanformat.
1 Mk. 50 Pfg.

Ein sehr flott und gut geschriebenes Werk.

Heilendes Gift.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

2 starke Bände. Beste Ausstattung. Geh. 8 Mk.
eleg. geb. 10 Mk.

Ein neuer Roman von Fedor von Zobeltitz wird von der Lesewelt stets mit besonderer Freude begrüßt. Dieses neueste Werk seiner gewandten Feder aber dürfte in bestem Sinne Senfation erregen. Es behandelt in einer ungemein spannenden, glänzend geschriebenen Erzählung die Geschichte eines Heilserums, das von einem aristokratischen Weltreisenden von Java aus dem greis-n-Gelehrten angeführt wird, der es in Folge einer sonderbaren Vertretung von Umständen entdeckt hat und dessen Ruhm neidische Herzen zu schmälern sich mühen.

Ein Sentations-Roman im besten Sinne des Wortes, dürfte derselbe viel gekauft und gelesen werden.

Die Johanniter.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

Zweite Auflage.

Ein starker Band. Eleg. broch. 6 Mk.; in
Original-Einband 7 Mk. 20 Pf.

... Als ein historischer Roman großen Stils, von hohem künstlerischen und gleich hohem kulturgeschichtlichen Werthe, entrollt das Werk in packender, spannend ausgestatteter Darstellung ein glänzendes Bild von dem heldenmüthigen Verweikungskampf der alten Johanniter Ritter um Akhobos wider die Uebermacht der türkischen Eroberer ...

Wochenblatt des Johanniter-Ordens vom 7. 10. 94.

In der Welt verloren.

Roman nach den Aufzeichnungen eines
Konsulatsbeamten

von Fedor von Zobeltitz.

Zwei Bände eines größeren hochgeleganten Oktav-formaten. 3 Mark.

Die ewige Braut.

Roman von Hans von Zobeltitz.

(Hanns von Spielberg).

Ein starker Band. Hochlegante Ausstattung.
Geheftet 5 Mk.; geb. in Originalband 6 Mk.

Das Werk ist eine Erzählung aus dem inneren Leben des deutschen Offizierskorps. Es ist keine der üblichen Garnisonsgeschichten, sondern ein von modernem Geiste erfülltes Werk, das sich durch spannende Fabel und durch seine Charakterisirung auszeichnet.

Die Schärfe der Schilderung, die Eigenart der behandelten Charaktere, die Natürlichkeit und Frische des Dialogs, werden der Erzählung, die so ganz und gar aus der gebrauchlichen Schwelone herausfällt, ohne Zweifel einen guten Absatz sichern.

— Ausführliche Weihnachtskataloge stehen umsonst und postfrei zu Diensten. —

Die Generalsgöhere.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Hanns von Spielberg).

Ein starker Band. Elegante Ausstattung.
Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

In diesem Roman schildert Autor mit intimer Kenntniss das Leben innerhalb der Familie eines hochgestellten Offiziers. Im Mittelpunkt der reichen Handlung steht ein eigenartiger stolzer Frauencharakter — die vielverkannte, sich nur unter schweren Kämpfen zum Glück durchringende Tochter des Generals, deren Spottname dem Roman den Titel gab. Der Roman, der theils in einer kleinen holländischen Garnisonstadt — dem schon aus der „Ewigen Braut“ des Verfassers bekannten Tenburg — theils in Berlin spielt, wird um so mehr Aufsehen erregen, ganz besonders in Offizierskreisen, als er mancherlei Fragen, die zur Zeit im Vordergrund des Interesses stehen, streift.

Die Kronprinzenpassage.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

2 Bände. Hoheleg. Ausstattung. 7 Mk., geb. 9 Mk.

In seinem Roman „Die Kronprinzenpassage“ giebt H. v. Zobeltitz (Hanns von Spielberg) ein interessantes Bild modernen Kulturlebens. Der Roman spielt theils in Berlin, theils auf einem märkischen Gut und führt den Leser in einer abwechselungsreichen spannenden Handlung bald in das Gerriebe großstädtischen Geschäftstreibens, bald in die beschauliche Stille des Landlebens. Ohne jede tendenziöse Entstellung, aber mit großer Schärfe und tiefem Ernst schildert der Verfasser vor Allem die Berliner Bau- und Grundstücks-Spekulation — die Geschichte einer modernen Gründung großen Stils und das Werden und Vergehen eines jener Bankgeschäfte, die auf die Leichtgläubigkeit und Thorheit des großen Publikums spekulieren. Nicht die außerordentlich feine Beobachtung und die packende Darstellung, welche in diesen Epischen zum Ausdruck gelangen, sind es aber allein, die dem Romane seinen Werth verleihen, höher steht die liebevolle Durchführung der Charaktere, der sorgsame Aufbau des ganzen Werkes, das unter den literarischen Erscheinungen dieses Jahres eine besondere Beachtung verlangt.

Senior und Junior.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Hanns von Spielberg).

Ein starker Band. Geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.

„Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Nützlichkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit,“ sagte Julian Schmidt.

Diesen Ausspruch, der in den neueren Ausgaben von Gustav Freytags „Soll und Haben“ auf dem Titelblatt steht, hat sich Hanns von Zobeltitz in seinem Roman „Senior und Junior“ zum Leitstern genommen. Er führt uns in eine große Fabrik und in das Kontor, er schildert uns das Ringen und Streben tüchtiger ehrenwerther Kaufleute und Industrieller.

Wir besitzen in deutscher Sprache sehr, sehr wenige Erzählungen, deren Handlung sich in diesen Kreisen abspielt. Der deutsche Romancier liebt es, seine Fabel entweder im Schloß oder in der Stätte aufzuspinnen, in der Wohnung eines Millionärs oder im Dachzimmer des Arbeiters. Hier aber haben wir einmal einen Roman, der uns den fernigen Bürgerstand vorführt, auf dem die Zukunft unseres Volkes schließlich denn doch beruht.

Ein Naturschatz
von Weltruf.

Saxlehner's
Bitterwasser
„Hunyadi János“.

„Das beste Abführmittel“.

Zuverlässig und angenehm.

Von der ärztlichen Welt
mit Vorliebe und in mehr als
1000 Gutachten empfohlen.

Man wolle beachten, dass jede Etiquette die Firma trägt:

„**Andreas Saxlehner**“

Käuflich in allen Mineralwasserhandlungen und Apotheken.

„APENTA“

DAS BESTE OFENER BITTERWASSER.

Siehe Bericht aus der Klinik des

Geheimraths Professor Gerhardt

in der Berliner Klinischen Wochenschrift vom
22 März, 1897, über Versuche, welche den
Erfolg des **Apenta** Wassers bei Behandlung
der **Fettsucht** und dessen Einfluss auf den
Stoffwechsel zeigen.

**Käuflich bei allen Apothekern, Drogisten und
Mineralwasser-Händlern.**

